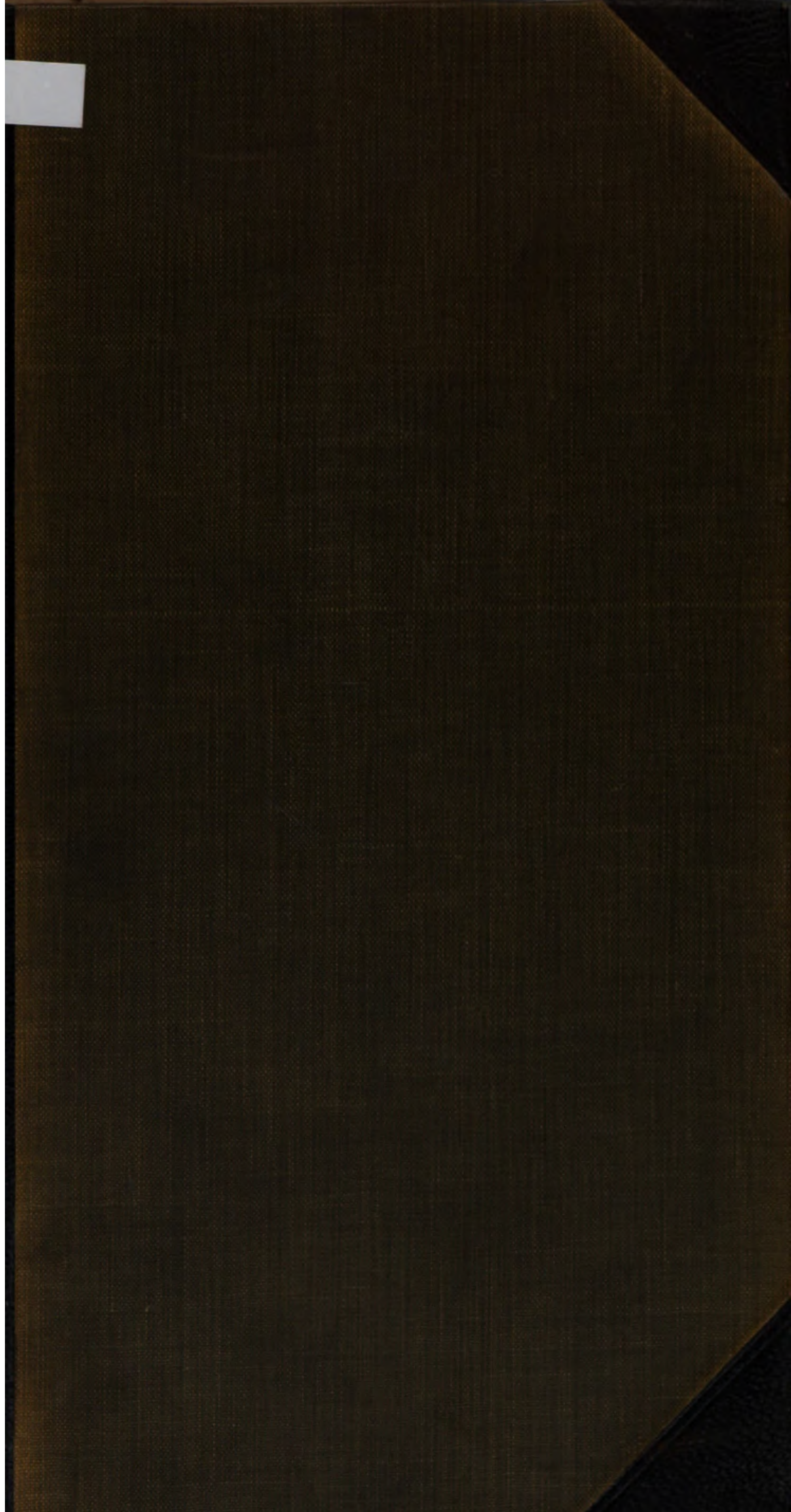
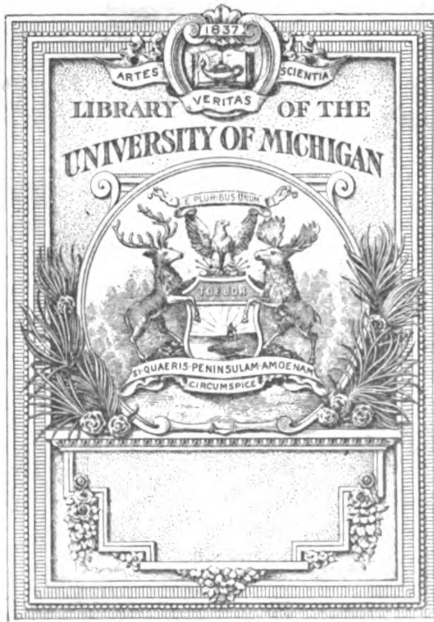
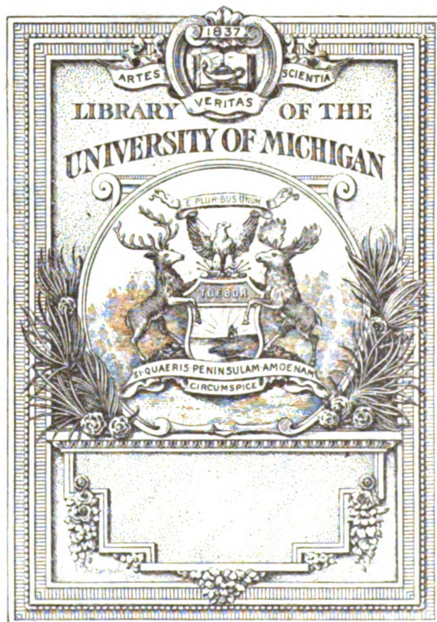



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhunderteinundvierzigster Band.

Juli bis September 1910.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1910.

Inhaltsverzeichnis

des

141. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
[illegible], E., Eine Hühnergeschichte	143
[illegible], J., Besprechung von J. Hart, Revolution der Aesthetik	158
[illegible], H., Neue Entdeckungen zu Shakspeares Leben	325
[illegible], H., Besprechung der Lenz-Festschrift	529
[illegible], E., Albrecht Ritschl und die Theologie der Zukunft . . .	16
[illegible], R., Gelbe Gewerkschaften	478
[illegible], P., Besprechung von: Die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend, ein Preisausschreiben	347
[illegible], G., Besprechung von O. v. Schjerning, Sanitäts-statistische Betrachtungen über Volk und Heer	353
— [illegible] Erener, Die Geschichte der agrarischen Bewegung in Deutschland	356
[illegible], M., Besprechung von August Ehrhard, Fanny Elßler, Das Leben einer Tänzerin	359
— [illegible], Das goldene Bett	549
— J. A. Rodionow, Unser Verbrechen	550
[illegible], F., Die Polenfrage	119
[illegible], H., Besprechung von O. Dähnhardt, Natursagen	532
[illegible], Ad., Mein Lehrbuch der Dogmengeschichte (Bd. 3) und die [illegible] Zeitung	146
[illegible], H., Das Problem der inneren Wanderungen in den österreichischen [illegible]ländern 2c.	508
[illegible], Gewerbekunst und Volkswirtschaft	1
[illegible], Besprechung von G. Tyrrel, Zwischen Szylla und Charybdis .	535
— [illegible], Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus . .	535
[illegible], H., Christine Hebbel	[illegible]
[illegible], A., Besprechung von Constantin Ritter, Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre	345
[illegible], Besprechung von P. Glaue, Das kirchliche Leben der [illegible] Kirchen in Thüringen	156
— [illegible], Aesthetische und christliche Lebensauffassung	157
— [illegible], Johann Michael Sailer als Pädagog	160
— [illegible], Christentum und Weltgeschichte bis zur Reformation 2c. .	540
— [illegible], Der Apostel Paulus und sein Werk	542
— [illegible], Die hellenistischen Mysterienreligionen, ihre Gedanken und Wirkungen	542
— [illegible], Amos und Hosea	543
— [illegible], Die zwölf Propheten in den Bergmassen der Urschrift [illegible]	544

Seite

Matthaei, Ad., H. Wolgast, Ganzen Menschen 544
—„— Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen: Drei Vorträge . . 546
—„— G. Kerschensteiner, Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung . 547
—„— F. W. Foerster, Staatsbürgerliche Erziehung 548
Molden, B., Das religiöse Bedürfnis und der moderne Mensch . . . 193
Müsebeck, E., Eine neu aufgefundene Schrift E. M. Arndts aus dem Jahre 1810 78
Nötzel, K., Humanität und Rechtsbewußtsein im heutigen Rußland . . 239
Poske, F., Die humanistischen Elemente im realistischen Unterricht . . 106
Prellwitz, G., Theaterkorrespondenz, Deutsches Theater. Faust I — Judith 164
—„— Besprechung von Alfons Paquet, Auf Erden 357
Rieß, L., Die Legende von der Magna Charta 223
Ritter, G., Ein historisches Urbild zu Goethes Faust Agrippa von Nettesheym 300
Rüdiger, A., Kalender-Reform 393
Schmidt, F. J., Der Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt 385
Schneidewin, M., Neues aus dem Schulleben der deutsch-russischen Ostseeprovinzen 161
Scholz, H., Der Pantheismus in seinem Verhältnis zum Gottesglauben des Christentums 439
Simon, Ph., Schillers Bürgerlied: Das Eleusische Fest 421
Waltemath, K., Der Bund der Landwirte in Hannover 61
—„— Die deutsche Landwirtschaft 465
Wirminghaus, A., Wirtschaftliche Verhältnisse und Entwicklungstendenzen im Kleinhandel 32

Besprochene Werke.

Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen, drei Vorträge von H. Kornelius, E. Reisinger, G. Kerschensteiner 546
Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1907 . 518
—„— Nationale und soziale Probleme der Deutschen in Mähren. Brünn 1909 518
Bertholet, A., Aesthetische und christliche Lebensauffassung 157
Chamberlain, H. St., Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts . . . 107
Croner, Joh., Die Geschichte der agrarischen Bewegung in Deutschland . 356
Dähnhardt, Natursagen 532
Drews, A., Der Monismus 446
Duhm, B., Die zwölf Propheten 544
Ehrhard, A. Fanny Elßler, Das Leben einer Tänzerin 359
Foerster, F. W., Staatsbürgerliche Erziehung 548
Fuchs, C. J., Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften 91
Glaue, P., Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen . 156
Göhre, P., Das Warenhaus 48
Hart, J., Revolution der Aesthetik 158
Herz, H., Der nationale Besitzstand und die nationalen Siedlungsverhältnisse in Mähren und Schlesien 511
Hirsch, J., Das Warenhaus in Westdeutschland 48
Kerschensteiner, G., Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung . . 547
Kullnick, M., Theodore Roosevelt, Staats- und Lebenskunst 532
Lenz-Festschrift 529
Lexis, W., Allgemeine Volkswirtschaftslehre 42
Lux, K., Studien über die Entwicklung der Warenhäuser 48
Mataja, V., Die Reklame 39
Nowack, W., Amos und Hosea 513
Paquet, A., Auf Erden 357
Pezzolini, G., Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus 534

Seite
[illegible]schreiben. Die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend 347
[illegible], L., Johann Michael Sailer als Pädagog 160
[illegible], R., Die hellenistischen Mysterienreligionen. Ihre Gedanken und Wirkungen 542
[illegible], C., Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre 345
[illegible], J. A., Unser Verbrechen 550
[illegible], T. v., Sanitäts-statistische Betrachtungen über Volk und Heer 353
[illegible] Christentum und Weltgeschichte bis zur Reformation: Die Entstehung des Christentums und seine Entwicklung 540
[illegible], Zwischen Szylla und Charybdis 534
[illegible], E., Der Apostel Paulus und sein Werk 542
[illegible], J., Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage . . . 33
[illegible], E., Galilei und sein Kampf für die kopernikanische Lehre . . 110
[illegible], T., Das goldene Bett 549
[illegible], H., Ganze Menschen 544

Politische Korrespondenz.

[illegible], L. Die ungarischen Wahlen 173
[illegible] 177
[illegible] Ministerwechsel 183
[illegible] Methode der Stichwahl 187
[illegible], E., Der Mandschurei-Vertrag zwischen Rußland und Japan — Kreta 365
[illegible], Lentze, Erbprinz v. Hohenlohe-Langenburg. Die deutsche [illegible] 377
[illegible], E., Englands Großmachtstellung und das Seekriegsrecht . . . 552
[illegible] und die innere Lage 570

Gewerbekunst und Volkswirtschaft.

Von

Theodor Heuß.

England ist die Heimat der modernen Kunstgewerbebewegung. Als sie dort aus dem Kreis der Ruskin und Morris geboren wurde, war sie eine ausgesprochen reaktionäre Erscheinung, ein wirtschaftlicher, sittlicher und künstlerischer Protest gegen den Kapitalismus. Sie verband sich mit dem Zorn gegen das Geschäftemachen, gegen die Maschine und ihre Schablonenerzeugung. Man sagt, Ruskin sei ein Stück Prophetennatur gewesen; es hängt an seinem Kreis die Erinnerung eines großen Enthusiasmus, eines starken Hasses und einer tatkräftigen, mutigen Liebe, der intensive Glauben einer Sekte. So sammelte sich in dieser doch immerhin kleinen Gruppe die Summe von Energien, die nachher die übrigen germanischen Völker befruchteten.

In der Philosophie, in der Technik, bis zu einem gewissen Grade auch in den ökonomischen Wissenschaften und für die staatspolitische Praxis hat England die entscheidenden Anregungen und Richtungen gegeben, die dann anderswo neu durchdacht, breiter und tiefer gefaßt wurden. Es sieht so aus, als ob auch in dieser Frage die Kinder über die Mutter hinauswüchsen, als ob die Erneuerung der Gebrauchskunst bei uns im letzten Ende eine weit größere Bedeutung für das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Nation gewinnt als über dem Kanal drüben.

Vorderhand kann man nicht mehr sagen als: es sieht so aus. Denn erst allmählich und nur schrittweise werden die Hersteller der Waren und deren Käufer von der neuen Gesinnung durchdrungen. Solange die Umbildung der Geister nicht in größerem Maße vollzogen ist, wollen wir in der Betonung unserer Worte zurückhaltend sein. Jahre hindurch hat die verhandelte Frage auch in Deutsch-

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundderteinundvierzigster Band.

Juli bis September 1910.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1910.

Inhaltsverzeichnis

des

141. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Böhm, E., Eine Hühnergeschichte	143
Cohn, J., Besprechung von J. Hart, Revolution der Aesthetik	158
Conrad, H., Neue Entdeckungen zu Shakspere's Leben	325
Delbrück, H., Besprechung der Lenz-Festschrift	529
Fabricius, C., Albrecht Ritschl und die Theologie der Zukunft . . .	16
Fellinger, R., Gelbe Gewerkschaften	478
Feucht, P., Besprechung von: Die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend, ein Preisausschreiben	347
Flügge, G., Besprechung von O. v. Schjerning, Sanitäts-statistische Betrachtungen über Volk und Heer	353
—„— Joh. Croner, Die Geschichte der agrarischen Bewegung in Deutschland	356
Fuhrmann, M., Besprechung von August Ehrhard, Fanny Elßler, Das Leben einer Tänzerin	359
—„— O. Wohlbrück, Das goldene Bett	549
—„— J. A. Rodionow, Unser Verbrechen	550
Gehrke, F., Die Polenfrage	119
Gürtler, H, Besprechung von O. Dähnhardt, Natursagen	532
Harnack, Ad., Mein Lehrbuch der Dogmengeschichte (Bd. 3) und die Kölnische Zeitung	146
Herz, H., Das Problem der inneren Wanderungen in den österreichischen Sudetenländern rc.	508
Heuß, Th., Gewerbekunst und Volkswirtschaft	1
Holl, C., Besprechung von G. Tyrrel, Zwischen Szylla und Charybdis .	535
„— G Pezzolini, Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus . .	535
Klammer, H., Christine Hebbel	288
Korwan, A., Besprechung von Constantin Ritter, Platon, sein Leben, seine Schriften seine Lehre	345
Matthaei, Ad., Besprechung von P. Glaue, Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen	156
—„— A. Bertholet, Aesthetische und christliche Lebensauffassung	157
—„— L. Radlmeyer, Johann Michael Sailer als Pädagog	160
—„— K. Sell, Christentum und Weltgeschichte bis zur Reformation rc. .	540
—„— E Vischer, Der Apostel Paulus und sein Werk	542
—„— R. Reitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen, ihre Gedanken und Wirkungen	542
—„— W. Nowack, Amos und Hosea	543
—„— B. Duhm, Die zwölf Propheten in den Versmessen der Urschrift übersetzt	544

Seite
Matthaei, Ad., H. Wolgast, Ganzen Menschen 544
—„— Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen: Drei Vorträge . . 546
—„— G. Kerschensteiner, Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung . 547
—„— F. W. Foerster, Staatsbürgerliche Erziehung 548
Molden, B., Das religiöse Bedürfnis und der moderne Mensch . . . 193
Müsebeck, E., Eine neu aufgefundene Schrift E. M. Arndts aus dem Jahre 1810 78
Nötzel, K., Humanität und Rechtsbewußtsein im heutigen Rußland . . 239
Poske, F., Die humanistischen Elemente im realistischen Unterricht . . 106
Prellwitz, G., Theaterkorrespondenz, Deutsches Theater. Faust I — Judith 164
—„— Besprechung von Alfons Paquet, Auf Erden 357
Rieß, L., Die Legende von der Magna Charta 223
Ritter, G., Ein historisches Urbild zu Goethes Faust (Agrippa von Nettesheym) 300
Rüdiger, A., Kalender-Reform 393
Schmidt, F. J., Der Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt 385
Schneidewin, M., Neues aus dem Schulleben der deutsch-russischen Ostseeprovinzen 161
Scholz, H., Der Pantheismus in seinem Verhältnis zum Gottesglauben des Christentums 439
Simon, Ph., Schillers Bürgerlied: Das Eleusische Fest 421
Waltemath, K., Der Bund der Landwirte in Hannover 61
—„— Die deutsche Landwirtschaft 465
Wirminghaus, A., Wirtschaftliche Verhältnisse und Entwicklungstendenzen im Kleinhandel 32

Besprochene Werke.

Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen, drei Vorträge von H. Kornelius, C. Reisinger, G. Kerschensteiner 546
Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1907 . 518
—„— Nationale und soziale Probleme der Deutschen in Mähren. Brünn 1909 518
Bertholet, A., Aesthetische und christliche Lebensauffassung 157
Chamberlain, H. St., Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts . . . 107
Croner, Joh., Die Geschichte der agrarischen Bewegung in Deutschland . 356
Dähnhardt, Natursagen 532
Drews, A., Der Monismus 446
Duhm, B., Die zwölf Propheten 544
Ehrhard, A. Fanny Elßler, Das Leben einer Tänzerin 359
Foerster, F. W., Staatsbürgerliche Erziehung 548
Fuchs, C. H., Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften 91
Glaue, P., Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen . 156
Göhre, P., Das Warenhaus 48
Hart, J., Revolution der Aesthetik 158
Herz, H., Der nationale Besitzstand und die nationalen Siedlungsverhältnisse in Mähren und Schlesien 511
Hirsch, J., Das Warenhaus in Westdeutschland 48
Kerschensteiner, G., Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung . . 547
Kullnick, M., Theodore Roosevelt, Staats- und Lebenskunst 532
Lenz Festschrift 529
Lexis, W., Allgemeine Volkswirtschaftslehre 42
Lux, K., Studien über die Entwicklung der Warenhäuser 48
Mataja, V., Die Reklame 39
Nowack, W., Amos und Hosea 513
Paquet A., Auf Erden 357
Pezzolini, G., Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus 534

Seite

Preisausschreiben. Die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend 347
Kadlmeyer, L., Johann Michael Sailer als Pädagog 160
Reitzenstein, R., Die hellenistischen Mysterienreligionen. Ihre Gedanken und Wirkungen 542
Ritter, C, Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre 345
Rodionow, J. A., Unser Verbrechen 550
Schjerning, O. v, Sanitäts-statistische Betrachtungen über Volk und Heer 353
Sell, K., Christentum und Weltgeschichte bis zur Reformation: Die Entstehung des Christentums und seine Entwicklung 540
Tirrel, G., Zwischen Szylla und Charybdis 534
Vischer, E., Der Apostel Paulus und sein Werk 542
Wernicke, J., Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage . . . 33
Wohlwill, E., Galilei und sein Kampf für die kopernikanische Lehre . . 110
Wohlbrück, O., Das goldene Bett 549
Wolgast, H., Ganze Menschen 544

Politische Korrespondenz.

Korodi, L. Die ungarischen Wahlen 173
D.: Die Encyklika 177
—„— Nachwahlen — Ministerwechsel 183
—„— Die Methode der Stichwahl 187
Daniels, E., Der Mandschurei-Vertrag zwischen Rußland und Japan—Kreta 365
D.: Rheinbaben, Lentze, Erbprinz v. Hohenlohe-Langenburg. Die deutsche Sozialdemokratie 377
Daniels, E., Englands Großmachtstellung und das Seekriegsrecht . . . 552
D.: Die Kaiserreden und die innere Lage 570

Gewerbekunst und Volkswirtschaft.

Von

Theodor Heuß.

England ist die Heimat der modernen Kunstgewerbebewegung. Als sie dort aus dem Kreis der Ruskin und Morris geboren wurde, war sie eine ausgesprochen reaktionäre Erscheinung, ein wirtschaftlicher, sittlicher und künstlerischer Protest gegen den Kapitalismus. Sie verband sich mit dem Zorn gegen das Geschäftemachen, gegen die Maschine und ihre Schablonenerzeugung. Man sagt, Ruskin sei ein Stück Prophetennatur gewesen; es hängt an seinem Kreis die Erinnerung eines großen Enthusiasmus, eines starken Hasses und einer tatkräftigen, mutigen Liebe, der intensive Glauben einer Sekte. So sammelte sich in dieser doch immerhin kleinen Gruppe die Summe von Energien, die nachher die übrigen germanischen Völker befruchteten.

In der Philosophie, in der Technik, bis zu einem gewissen Grade auch in den ökonomischen Wissenschaften und für die staatsrechtliche Praxis hat England die entscheidenden Anregungen und Richtungen gegeben, die dann anderswo neu durchdacht, breiter und tiefer gefaßt wurden. Es sieht so aus, als ob auch in dieser Frage die Kinder über die Mutter hinauswüchsen, als ob die Erneuerung der Gebrauchskunst bei uns im letzten Ende eine weit größere Bedeutung für das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Nation gewinnt als über dem Kanal drüben.

Vorderhand kann man nicht mehr sagen als: es sieht so aus. Denn erst allmählich und nur schrittweise werden die Hersteller der Waren und deren Käufer von der neuen Gesinnung durchdrungen. Solange die Umbildung der Geister nicht in größerem Maße vollzogen ist, wollen wir in der Betonung unserer Worte zurückhaltend sein. Jahre hindurch hat die verhandelte Frage auch in Deutsch-

Land nur einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Menschen beschäftigt, Künstler und Literaten, und ehe sie sich nun zu einer ernsthaften wirtschaftlichen Angelegenheit ausgedehnt hat, wurde sie im wesentlichen als eine interne ästhetische Sache betrachtet.

Es ist ein schier unvergleichlicher Vorgang, wie gegen das Ende des letzten Jahrhunderts die Künstler, Maler, Zeichner, Bildhauer von ihrer bisherigen Betätigung abschwenken und Stühle entwerfen, Tapetenmuster, Teppiche, Gläser, Lampen. Die englische Welle hatte zuerst den belgischen Strand angespült, war aber dann rasch über dieses hochindustrielle Land hinweg nach Deutschland gekommen. Auch Deutschland war durch die Flegeljahre des Kapitalismus, durch die Hast und Stillosigkeiten des kulturellen Lebens für einen Protest im Sinne Ruskins wohl vorbereiteter Boden. Aber dieser Protest nahm einen anderen Weg, er war bei aller Ablehnung der „Errungenschaften" unseres jungen Reichtums durchaus vorwärts gerichtet. Ruskin und Morris wandten sich zur Gotik, zu den gotischen Kunstformen und der alten wirtschaftlichen Organisation und Technik des Handwerks, nur von einer solchen Rückkehr erwarteten sie Heil und Gesundung. Die jungen Deutschen aber strebten vorwärts. In ihrem Bewußtsein war die Erinnerung an die letzte Literaturrevolution der achtziger Jahre, die über ein verdorrendes Epigonentum hinaus die Dichtung in ein neues und unmittelbares Verhältnis zu der neuen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung bringen sollte. Es herrschte Gegenwartsgefühl, das Zutrauen, daß unser Zeitalter trotz aller Unruhe und Häßlichkeiten nicht schlechter sei als die früheren. Man hatte genug von der Schönheit der historischen Formen, man wollte einen neuen Stil.

Wie wenig mehr ist heute von diesem neuen Stil die Rede! Nicht als ob wir ihn jetzt hätten und seiner als einer Selbstverständlichkeit nicht weiter mehr gedacht zu werden brauchte, nicht als ob das Ziel ganz verloren gegangen wäre. Aber wir haben den Glauben aufgegeben, daß eine Stilentwicklung durch die literarische Diskussion oder das freie Schaffen einzelner Personen sich erzwingen lässt. Sie kommt erst, wenn aus der [illegible] des umfassenden [illegible] ein neues Gemeingefühl, eine neue Komposition herausgewachsen ist, wenn eine neue kulturelle Schicht zu einer in dieser Art [illegible] geformt hat, wenn die großen Kulturen des Staates und der [illegible] Korporationen, der Kirche, der Gemeinde, der [illegible] [illegible] einen neuen Geist und Willen [illegible]

Darum soll man von dem Erfolg der zahllosen Bücher, Broschüren und Aufsätze nicht gering denken. Sie waren und sind notwendig, um die Teilnahme der Bevölkerung für diese Dinge zu gewinnen, um den Männern der praktischen Versuche klärend behilflich zu sein. Eine neue Aesthetik wurde geboren für das große Gebiet der kunstgewerblichen Betätigung, die mit plakatkräftigen Schlagworten dem Publikum gewisse Gesichtspunkte an die Hand gab. Die Zauberformel hieß: was zweckmäßig ist, ist schön. Gewiß eine primitive und recht anfechtbare Behauptung, aber, trotz aller Verwirrung, die sie angerichtet hat, in ihrer agitatorischen Wirkung doch wohltätig. Denn sie zwang den Menschen gegenüber dem „Gebrauchsgegenstand“ zu einer gewissen Besinnung und Sachverständigung, und dabei entdeckte dieser Mensch die sinnlosen Verzierungen, die sich im Laufe der Jahrzehnte bei seinen Möbeln, Geschirren, seinem Schmuck angesammelt hatten und die Grundformen verschleierten. Jetzt bekannte man sich puritanisch zu der Grundform und ihrer Logik, nannte sie schön und begriff das künstlerische Gestaltungsmoment, das auch ihr zugrunde lag.

Neben diesem ästhetisch gefaßten Prinzip der baren Zweckmäßigkeit, das die Kunst aus allen idealistischen Höhen und Himmeln zur festen Erde herniederzog, stand dann die Forderung der Materialechtheit. Was heißt das? Die ungezügelte rein kapitalistische Produktion hat keinen anderen Ehrgeiz als den des möglichst großen Profits; sie denkt im wesentlichen kaufmännisch. Ihr Ziel ist, die Produktionskosten herabzusetzen, indem sie billige, wenn auch minderwertige Materialien in den Produktionsprozeß einführt, und den Umsatz zu steigern. So verliert sie das Qualitätsinteresse; sie verbündet sich mit der Mode, die durch die rasche Abnutzung der Ware gedeiht, und rückt Surrogate an die Stelle der echten Materialien. Bemalter Gips ersetzt Bronze, Papiermachee Holzschnitzerei, angestrichenes, gepreßtes Zinkblech gibt sich als Plastik, schlechte Färbemethoden ertöten den Sinn für gute Textilwaren. All dem setzt die Aesthetik der Reformer die These entgegen: jedes echte natürliche Material hat seine eigene Schönheit, die man nicht verdunkeln, verschnörkeln, durch Fälscherei wegtäuschen, sondern eben ins Bewußtsein des Beschauers herausheben soll. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Forderung, die zunächst ästhetisch gedacht ist, von der stärksten Bedeutung sein müßte für die volkswirtschaftliche Praxis.

Das Publikum wurde allenthalben von den Literaten gestoßen und gedrängt, Dinge ernsthaft und wichtig zu nehmen, die ihm

bisher recht gleichgültig gewesen waren. Die Kulturkritik, die bei uns fleißig geübt wurde, ging auf das Sinnenfälligste, auf die Art zu wohnen, sich zu schmücken, zu kleiden und wirkte damit beunruhigend. Nicht als ob dadurch das Geschmacksempfinden des deutschen Volkes einfach revolutioniert worden wäre. Aber solche Fragen, wie ein „moderner" Bücherschrank oder eine Spange aussehen sollte, wie ein Speisezimmer eingerichtet sein muß, begannen einen Teil der Bildungsschicht zu beschäftigen, und es entstand damit ein Bündel von Interessen der allgemeinen Aussprache, wie vielleicht früher in den Streiten um Wagner oder dergleichen, nur freilich weniger geräuschvoll. Zur literarischen Propaganda trat hinzu, daß verschiedene Kunstzeitschriften großen Stils anfingen, fortlaufend Bildermaterial zu bringen: Stühle, Schreibtische, ganze Zimmer, Bucheinbände, Keramik, entworfen von dem und dem. Den Gegenständen des täglichen Lebens war plötzlich ein Künstlername angeheftet.

Die ältere Generation von besinnlichen Menschen konnte sich nur schwer an diesen neuen Zustand gewöhnen; ihr erschien es als eine Profanierung des Begriffes Kunst, wenn man ihn für die beliebigsten Gebrauchsartikel anwandte. Viele Junge dagegen folgten willig dem Enthusiasmus der Künstlerschar; die Kunst sollte von der Konsole der guten Stube und vom Piedestal des Tempels herabgenommen werden, sie sollte das ganze Leben durchdringen. Wenn allenthalben gute und edle Formen, künstlerischer Anstand sich offenbaren, kann es nicht fehlen, daß es mit unserem ganzen Leben besser wird, daß wir aus der Barbarei zusammengelesener Lebensformen zu einer einheitlichen und guten nationalen Kultur kommen. Wir wollen uns hier nicht bei einer theoretischen Ueberlegung aufhalten, ob und wie weit bei diesen an einen praktischen Gebrauchszweck gebundenen Schöpfungen mit dem Wort Kunst Mißbrauch getrieben worden ist — das mußte von größter agitatorischer Wirkung sein, daß es in den verschiedensten Verkleidungen, im Stuhl, Schreibzeug, im Krug, in der Lampe, in der Türklinke, an der Tapete, auf dem Buchumschlag, daß es überall wiederkehrte. Wenn man ein Besteck von Behrens besaß oder wußte, daß Eckmann die Tapete gezeichnet hatte, schenkte man ihnen größere Beachtung. Eine kleine, energische, dabei höchst verschiedenartige Künstlertruppe hat es in kurzer Zeit fertig gebracht, einen überzeugenden Anschauungsunterricht durchzuführen. Der Name von Künstlern wurde jetzt bezahlt, die Form, die sie gefunden, wo früher vielleicht der Ruf einer Firma Preis und Absatz bestimmt hatten.

* * *

Es war mit all dem ein gewisser künstlicher Kunsthunger gezüchtet worden, aber nachdem sich die Wogen der Uebertreibungen, von denen die ästhetische Bewegung begleitet war, verlaufen hatten, ergab sich doch, daß der Boden unseres Wirtschaftslebens von ihnen erfrischt und befruchtet war.

Das wirtschaftliche Programm des neuen Kunstgewerbes war von vornherein keineswegs sehr klar. Die Rückkehr zur handwerklichen Produktion spielte keine kleine Rolle. Die großen kunstgewerblichen Leistungen, die wir in den Museen bewundern, stammen aus der Werkstatt des zünftlerischen Handwerks, von Meistern, die ihr Gewerbe in seinem ganzen Umfang und in allen Teilen kannten und übten, für die es keine Konkurrenz in der Billigkeit, sondern nur in der Qualität gab, die nicht auf Lager arbeiteten, bis irgend ein Unbekannter als Liebhaber sich einfände, sondern für die bestimmten Bedürfnisse eines Bestellers. An diese Zeit vor der scharfen Arbeitsteilung im einzelnen Gewerbe, vor der Schleuderkonkurrenz der kapitalistischen Warenlager, an diese Periode eines weitverbreiteten bescheidenen Mäcenatentums für den Kunsthandwerker dachten unsere jungen Künstler mit einiger Sehnsucht.

Daneben verwechselte man bei dem Gebrauch des Wortes oft genug Handwerk mit Handarbeit. Man dachte gar nicht an die volkswirtschaftliche Organisation des alten Handwerks, sondern übersetzte einfach Handwerk mit Werk der Hand und nahm von hier aus Stellung gegen Maschine und Chemie. Nur was unmittelbar von menschlicher Hand geschaffen wird, hat künstlerischen Wert, denn alle Kunst ist das Werk eines menschlichen Willens, eine persönliche Wirkung.

In jeder dieser Betrachtungsweisen liegt an sich etwas Richtiges; aber beide versagen gegenüber den Lebensbedingungen der modernen Volkswirtschaft. Denn hier lautet die erste Frage nicht, in welcher Betriebsform und mit welcher Technik das Angebot zustande kommt, sondern welchen Charakter und welchen Umfang besitzt die *Nachfrage*. Auch diese Dinge einer feinen und kunstvollen Lebensform sind tief verankert in der elementarsten Tatsache der neuen Geschichte, zumal des neunzehnten Jahrhunderts, in dem raschen unermeßlichen Wachstum der Bevölkerung. Man kann durchaus alle guten Worte anerkennen, die über den kulturellen Wert des Handwerks gesagt werden, aber man wird nicht übersehen, daß dessen Organisation und Arbeitsmethode einem Millionenvolk nicht genügen kann.

Es ist ein dialektisches Hin und Her, ob der moderne Kapitalismus und die Maschine die Bevölkerungszunahme möglich gemacht haben oder ob sie selber von ihr geschaffen wurden. Immerhin haben die beiden Tatsachen als zwei Gegenpole den Rhythmus des wirtschaftlichen Lebens bestimmt, und zwischen ihnen sind im Ausgleich von Angebot und Nachfrage die Warenpreise gebildet worden. Aber nicht nur der Preis, sondern auch der Charakter einer Ware. Was heißt das in unserem Zusammenhang?

Wir müssen zunächst die Nachfrage betrachten, den Käufer. Er erhebt sich ziemlich rasch als Masse. Er verläßt das platte Land und zieht zur Stadt. Alte Beziehungen und Empfindungen, auf denen die persönliche und die Familienkultur gedieh, werden zerrissen. Das Volk, denken wir an die großen Städte, erscheint aus allen seinen Bestandteilen durcheinandergeschüttelt, und aus den alten, festen Beständen ergibt sich ein ungeheures Massenvolk von Einzelnen, dessen Wesen und Lebensform erst langsam „sich setzt". Es fehlt diesem neuen Städter- und Industrievolk jener feste, territorial begrenzte Lebensstil, den bei aller Enge und Aermlichkeit der frühere Bürger, Beamte, Handwerker, Bauer besessen hat. Aber es bildet sich doch schrittweise die Gleichartigkeit der Bedürfnisse heraus, die von dem millionenfach gleichen Finanzbudget des Einzelhaushalts vorgeschrieben wird. So wie die Volkstrachten verschwinden und einer Durchschnittskleidung Platz machen, die nur nach der Mode in Färbung und Schnitt etwas schwankt, bekommen die Mietskasernen überall gleiche Grundrisse, entsteht das Bedürfnis nach typischen Möbeln, die man überall aufstellen kann, ergibt sich ein gleichmäßiges Geschmacksniveau, das an die Stelle individueller Kunstempfindung das Durchschnittliche, die Mode setzt. Wir schildern dies nicht als etwas Erfreuliches, sondern eben als einen Vorgang, der klar machen soll, wie in dieser Entwicklung nicht bloß Willkür, sondern eine gewisse Notwendigkeit herrschte.

Wie hat das Angebot, die Produktion, auf diesen Zustand reagiert? Das ist die entscheidende Frage. Sicher ist für Art und Ausdruck einer Kultur die Haltung, der Willen, das Bedürfnis der Konsumtion von großer Bedeutung; ihre Prägung erfolgt aber bei der Produktion. Darum ist auch die große Masse von Vorwurf und Verachtung, die von den Erneuerern des deutschen Kunstgewerbes gegen dessen Verderber geschleudert wurde, fast nur auf das Haupt der Industriellen und Bauunternehmer gefallen; bei ihnen sah man die Schuld, nur Schuld. Wir wollen sie nicht rein waschen,

sondern untersuchen, wie auch auf dieser Seite neben der Willkür des Banausentums wirtschaftliches Schwergewicht für manchen Abweg bestimmend war. Dann, nach dem Grad der Erkenntnis, läßt sich das Problem der Gegenwart schärfer beurteilen.

Es wäre wünschenswert, daß die Hersteller von Waren etwas von jenem Qualitätsehrgeiz geerbt hätten, der die alten Handwerker auszeichnete. Natürlich ist er heute nicht verschwunden, etwa bei der Produktion optischer Instrumente, feiner Maschinen, in all den Erwerbszweigen, wo es sich nicht um Verkaufskonkurrenz vor dem Publikum handelt, sondern um die Erzeugung von Gütern, die weiter im Produktionsprozeß gebraucht werden (Maschinen), überall hier bleibt die Qualität entscheidendes Geschäftsprinzip. Anders steht es bei allen Sorten der eigentlichen Verkaufsartikel. Da wird fast ausschließlich kaufmännisch gerechnet, und es kommt vor, daß man einen Unternehmer, der über den Profit hinaus „höhere", kulturelle Ziele hat, bitten muß, davon abzustehen.

Der Unternehmer will sein Kapital umsetzen und Geld verdienen. Das ist sein Recht, das man ihm nicht mit billiger Sentimentalität abstreiten wird, ja seine Pflicht, die nationalwirtschaftlich gute Früchte tragen kann. Daß das individuelle Recht Grenzen an der sozialen Gemeinschaft findet, hat die soziale Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte deutlich genug ausgesprochen. Wie weit es von der kulturellen Verantwortung korrigiert werden kann, das ist die neue Frage.

Es handelt sich um einen Normalvorgang auf einer bestimmten Stufe der kapitalistischen Entwicklung. Der Unternehmer organisiert das Angebot auf der Grundlage von Kapitalbesitz und Fähigkeit, den Markt kaufmännisch zu beurteilen. Dabei tritt die Frage der besonderen Fachbildung zurück; die Gewerbefreiheit gab dem Geschäftstüchtigen die Möglichkeit, sich überall nach eigenem Befinden zu versuchen und zu betätigen. Für die Reichtumsentwicklung der Nation war diese Befreiung von Zunft und fester Konvention eine Wohltat; denn sie entfesselte kaufmännische Energien. Die feinere Lebenskultur, die Empfindung für gute und geschmackvolle Arbeit hat sie geschädigt. Man kann dabei die „materialistische" Gesinnung zitieren, die durch den business-Geist sittliche und künstlerische Werte zerstört habe — zweifellos. Aber die Geschmacksverderbnis ist ein rein geschäftlicher Vorgang.

Es war keine Kleinigkeit, den Ansturm der Nachfrage zu bewältigen. Es mußte auf Vorrat produziert werden, für das Lager:

die persönliche Beziehung zwischen Besteller und Hersteller fiel mit einer gewissen arithmetischen Notwendigkeit. In dem „Aufs Lager Arbeiten" sitzen die Quellen der verschiedensten der neuen Übelstände. Natürlich war es ein Nachteil, daß Unternehmer oft nur mehr Geld- und keine Sachinteressen hatten, war es schädlich, daß die industrielle Betriebsform mit der Arbeitsteilung häufig den künstlerischen Charakter einer Ware getroffen hatte. Aber im übrigen war es eine Rechenfrage. Der Unternehmer mußte einen Vorrat, eine Auswahl halten. Ein Teil des Betriebskapitals mußte in wartender Ware ausgedrückt werden. Das Risiko, das darin lag, das Interesse, diesen Teil des Kapitals herabzudrücken, führte dazu, die Qualität der Ware herabzumindern. Der gewöhnliche Weg ist die Verwendung billiger, d. h. schlechterer Materialien, schlechteren Holzes, weniger haltbarer Metallegierungen u. s. f. Die bürgerlichen Möbel unserer Urgroßeltern sind einfach, bescheiden, schmucklos — Deutschland war in der Zeit des langen Biedermeierzeitalters ein armes Land —, aber diese Möbel sind nicht nur anständig gearbeitet, sondern auch aus gutem Material. Die Massenmöbel des ersten Industriezeitalters sind aus schlechten Materialien oder gar aus Surrogaten — um der Verminderung des Betriebskapitals willen.

Die Konkurrenz zwingt zur Billigkeit und Unterbietung im Verkauf; also spart man beim Einkauf. Das schlechte Material hat nun nicht nur zur Folge, daß der Sinn für gutes Material [illegible] verloren [illegible], sondern es [illegible] unmittelbar die schlechte und geschmacklose Form. Das ist nicht bloß das [illegible] Methoden der Konkurrenz [illegible].

[illegible]

[illegible]

zahlreiche Exemplare eines Artikels an den Mann zu bringen. Damit drückt sie die Generalunkosten, die auf die Einzelware entfallen. Ihr Geschäftsmotto lautet: Großer Umsatz, kleiner Nutzen. Neben solcher Verbreiterung der Absatzbasis, die in der Erweckung und Differenzierung neuer Bedürfnisse bei neuen Volksschichten ruht und oft etwas wie eine Demokratisierung des Luxus darstellt, spielt eine ähnliche Rolle die Beschleunigung des Umsatzes. Das ist das Herrschaftsgebiet der Mode. Die Mode erscheint teils als das Ergebnis der rascheren Abnutzung minderwertiger Materialien, teils als die überlegte Absicht, bisherige Formen zu entwerten. Es entsteht der Wettlauf in der Erfindung neuer Zierate, in der Gewöhnung an neue „Schönheiten". Dem willigen Publikum, das bald genug die Freude an seinem schäbigen Besitz verliert, wird die Lust zu neuen Formen geweckt. Lange ehe das Wort „modern" im Sprachgebrauch sich auf eine bestimmte Formenwelt fixierte, war sein Sinn wirksam: der sensationelle Ehrgeiz zum Neuen. Er wurde immer vom geschäftstüchtigen Unternehmer gepflegt, der sich aus dem Neuerungsbedürfnis der verwirrten Käufer eine Entschuldigung für seine mangelnde Solidität machen konnte, falls er dies Bedürfnis hatte. Und da jeder sachliche, einsichtige und schöpferische Wille fehlte, lief man mit Zuhilfenahme von historischen Mustermappen in den Jahrhunderten und Stilepochen hin und her, nahm hier etwas, dort etwas, und drapierte damit die Gebrauchsartikel, Möbel, Schmuckgegenstände unserer Gegenwart.

Die tiefe Verstimmung über diesen Zustand, über das schlechte Material, die Surrogatwirtschaft, die schludrige Arbeit, den stilistischen Unsinn der kapitalistisch-industriellen Produktion hat ja dann die Bewegung der Künstler hervorgerufen, von der oben schon die Rede war. Mit Unklarheit, Romantik und Uebertreibung wandte sich deren Kritik gegen den Kern dieses Kapitalismus, übersah dabei aber, daß diese Macht mit Gesinnung und Protest nicht zu überwinden sei. Es geschah denn auch das Eigentümliche, daß die kapitalistische Unternehmung diese angesagte Fehde zunächst nicht sehr tragisch nahm. Sie verstand im Gegenteil, auch aus dieser Blüte Honig zu ziehen, indem sie sich den neuen Ornamentversuch, das doktrinäre Stilbemühen jener ersten Jahre skrupellos zu eigen machte und sie behandelt wie bisher die historischen Stile. Es entstand jene greuliche Periode, da es fast kein Möbelstück, keinen Bucheinband, keine Keramik ohne die widerwärtigen Schnörkeleien des „Jugendstiles" gab, bis das Biedermeier ihn ablöste, hinter dem Barock heranzurücken scheint.

Der geschäftskluge Eifer, mit dem sich der beliebige Kapitalismus auf das Wollen und die Erkenntnisse der neuen Bewegung warf, hat eine Zeitlang gedroht, in einer ungeheuren Verwirrung die guten Keime des Neuen zu ersticken. Erst die letzten Jahre haben begonnen, allmählich eine Scheidung herbeizuführen. Viele Unternehmer mußten begreifen, daß es sich bei dieser „modernen" Richtung nicht bloß um eine Konjunktur und Mode handle, sondern um die Herausbildung von neuem Wollen und neuer Gesinnung. Seitdem beginnt innerhalb der Produktion eine schwere und ernsthafte Auseinandersetzung — ihr Ausgang, nicht die Kulturartikel von Literaten und die Skizzen von Künstlern, so wertvoll und nötig sie sind, der Ausgang dieses Streites entscheidet darüber, ob Deutschland ein neues und innerlich wahrhaftiges Kunstgewerbe erhalten wird.

Das Handwerk ist, das haben wir gesehen, allein eine zu kleine und zersplitterte Organisation, um das Angebot herzustellen, nach dem die Nachfrage verlangt. Dazu bedarf es der großkapitalistischen Unternehmung, bei ihr aber scheiden sich die Typen des Betriebs, wo der eine in der geschilderten Weise mit billigem Material und unwahrhaftigen Formen Geschäfte machen will oder der andere mit gutem Material und guten künstlerischen Formen erfolgreich zu bestehen versucht. Es handelt sich darum, ob innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsweise bei der Produktion Qualitätsarbeit im alten Sinn und ein gewisses künstlerisches und kulturelles Verantwortlichkeitsgefühl sich halten kann. Wir brauchen innerhalb des Kreises der kunstgewerblichen Fabrikanten Unternehmer mit einem gewissen ethischen Idealismus, [illegible]

[illegible]

Form, das anständige Material bevorzugt und bereit ist, dafür einen vergleichsweise größeren Preis hinzugeben. Die Gefahr, daß der Deutsche schlechthin ein snobistischer Parvenü werde, der im Verfolg dieser Entwicklung dann diese Dinge nur nach ihrem höchsten Geldwert schätze, dünkt uns gering neben dem wirtschaftlichen Gewinn; wir müssen uns eben hier von dem Sparsamkeitsfanatismus frei machen, der sich mit jeder noch so geschmacklosen Nützlichkeit zufrieden gab, sofern sie nur billig war.

Diese Beziehungen zwischen einer gehobenen Produktion und einer gehobenen Käuferschaft stehen noch im Anfang der Entwicklung; sie sind nicht nur geschäftlich, sie umschreiben eine gemeinsame Gesinnung. Viele von den Propheten der kunstgewerblichen Erneuerung sind skeptische Pessimisten geworden, weil sie glaubten, ihre Worte und Schriften könnten in wenigen Jahren das Bild einer breiten schwer lagernden Kultur umformen. Solche Umbildungen gehen langsam, aber sie vollziehen sich. Beim Publikum wächst die Schicht wohlhabender und künstlerisch anspruchsvoller Menschen, innerhalb der Produktion aber heben sich immer mehr Unternehmungen heraus, die in der Verbindung mit dem gestaltenden Künstler dieser neuen Gesinnung dienen wollen.

Seit dem Sommer 1908 besteht der „Deutsche Werkbund", dem eine beträchtliche Anzahl von Industriellen, Künstlern und Schriftstellern zugehören. Der zweite Paragraph seiner Statuten besagt: „Der Zweck des Bundes ist die Veredlung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk durch Erziehung, Propaganda und geschlossene Stellungnahme zu einschlägigen Fragen." Es ist eine eigentümliche Organisation; kein beliebiger Kulturverband mit schönen Tendenzen, sondern eine Gemeinschaft mit nüchternen geschäftlichen Absichten und Grundlagen; jedoch kein rein wirtschaftlicher Interessentenbund, sondern eine Gesinnungsvereinigung, deren Bestehen uns heute am stärksten die gute Entwicklung der der Kunst benachbarten und verbundenen Gewerbe zu garantieren scheint. Ein Kreis von Unternehmern, Künstlern, Sachverständigen, der nicht jedem offen steht, sondern der, um das gute Niveau zu wahren, auf die wirklichen ernsthaften Könner beschränkt bleibt. Die Liste der Mitglieder zeigt zugleich, daß er weit genug gehalten ist, um keine Clique zu bilden, keinerlei Geschmacksterrorismus zu üben: so verschiedene Ausdruckstendenzen wie etwa Pankok, van de Velde und Riemerschmid haben nebeneinander Platz.

Unter den Problemen, die diese Organisation in den Jahren

ihres Weitblickes angepaßt hat, heben sich die Ausstellungsfrage und die Erziehung des gewerblichen Nachwuchses heraus. Beide führen auch zu den bedeutendsten volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen, die sich dem neuen Kunstgewerbe angliedern: Exportpolitik und Arbeiterpolitik.

Die erste Grundlage einer gesunden Industrieblüte ist ein gesunder innerer Markt. Garantiert er das Gedeihen eines Gewerbes, so wird das über die nationalen Grenzen hinausgreifen. Ein großer Teil aber der deutschen Exportindustrie scheint heute noch minderwertige Ware. Die Deutschen sind selber noch geneigt, etwa im Schmuck oder Toilettartikeln ausländischen Erzeugnissen den Vorzug zu geben, teils aus einer subalternen Unsicherheit und Nebengefühl des Geschmacks, teils weil etwa England in verschiedenen Branchen des Textilgewerbes heute noch eine sachliche Ueberlegenheit besitzt. Die Aufgabe, die für unsere Industrie damit gestellt wird, erschöpft sich nicht in einer vollkommenen Befriedigung der Bedürfnisse im eigenen Lande. Diese läßt sich nicht kommandieren, sondern nur durch gute Arbeit erreichen. Darüber hinaus muß die gute Schulung des Deutschen auch für diese Branchen eine werbende Wirtschaftskraft werden. Unser Ehrgeiz soll sein, statt die Thüringer Hausindustrie Schundzeug für fremde Rassen und ausländisches Proletariat herstellen zu lassen, mit solchen Artikeln, in denen sich Arbeit, Durchbildung und Geschmack [illegible] vereinigt sind, den gebildeten Markt des Auslandes zu erobern. Wir wollen nicht nur unabhängig werden von Paris und London, sondern mit ihnen den Kampf aufnehmen, und wenn wir auch nicht daran denken können, dem französischen Volk seine natürlichen Kunstformen [illegible]

Unter dieser weltwirtschaftlichen Bedeutung der Gewerbekunst ruht die sozialpolitische. Gute Ware, in der ein Stück persönlicher Gestaltung enthalten sein soll, Sorgfalt, Geschmack, kann nicht von beliebigen Arbeitern hergestellt werden. Es muß zweierlei vorhanden sein: Schulung von Auge und Hand, technische Sicherheit und Erfahrung, dann aber jene gewisse Arbeits- und Berufsfreude, die fast unerläßliche Voraussetzung eines feineren Gewerbes ist. An die Stelle oder neben das bloße Klassenbewußtsein, das sich nur als den Produzenten kapitalistischen „Mehrwerts“ empfindet oder ausgibt, muß ein auf den eigentlichen Beruf, auf die eigene Leistung gerichteter Sinn und Stolz treten. Beide Probleme sind nicht eben einfach zu lösen.

Vielfach sind die guten Arbeiter der heutigen Generation noch aus der Schule des Handwerks hervorgegangen, wo sie ein Gewerbe in allen seinen Teilen kennen lernten. Das Handwerk, selber in rückläufiger Bewegung, kann heute bei weitem nicht mehr den ganzen Arbeiterbedarf der Industrie ausbilden. Darum muß die Industrie diese schwierige Aufgabe selber übernehmen, sie ist dazu aber im allgemeinen schlechter qualifiziert, da sie systematisch auf Arbeitsteilung aufgebaut ist und der junge Lernende selten genug den ganzen Arbeitsprozeß übersehen und lernen kann. Für die feinere Industrie wird dies oft eine rechte Kalamität, denn sie braucht Leute, die mehr leisten können als ein immer gleiches beliebiges Teilstück. Da aber der theoretische Unterricht der Fortbildungsschulen im allgemeinen nicht genügen kann, da er Wissen, aber nicht Erfahrungen übermittelt, müssen die Industrien selber dazu übergehen, Lehrwerkstätten einzurichten, in denen sie ihren gewerblichen Nachwuchs heranzuziehen suchen. Es bedarf nur der Andeutung, um die Fülle der Fragen zu wecken, die von hier aus zu den Grundproblemen der neuen Pädagogik und der Schulorganisation hinübergleiten.

Dazu kommt ein zweites. Größere Fertigkeit steigert wohl das persönliche Interesse an der Arbeitsleistung, kann es aber nicht dauernd erhalten, wenn nicht eine gewisse wirtschaftliche Bewegungsfreiheit daneben steht. Wenn man davon redet, daß zur höheren künstlerischen Gewerbeleistung Arbeitsfreude gehört, muß man besorgt sein, daß die Arbeit Freude machen kann, daß sie nicht bloß dazu dient, kärglichen Lohn zu schaffen. Es muß über dem Lohngedanken noch Platz sein für das Berufsinteresse, das sich zum Betriebsinteresse verdichten wird, wo der Unternehmer seine Leute nicht nur als Lohnempfänger, sondern als Mitarbeiter empfindet und behandelt. Hier

sind Arbeiterfrage und künstlerische Leistung aufs engste verknüpft. Je höher, feiner ein Betrieb wird, desto mehr gilt, unabhängig von Maschine und Chemie, das individuelle Können des einzelnen Arbeiters, der nicht mehr beliebig ersetzbar ist, wie etwa in den Industrien gleichgültiger, gleichmäßiger Massenproduktion, wo der Arbeiter hin und her geschoben werden kann. Das Interesse des Unternehmers ist in diesen Betrieben ein möglichst dauerhafter Stamm von eingelernten Arbeitern. Um diesen zu erhalten, muß er aus freien Stücken loyal den Arbeiterfragen und den gewerkschaftlichen Organisationen begegnen.

Es liegt auf der Hand, wie ein solches verbindliches Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer erzieherisch wirken konnte. Der Unternehmer mußte sich sagen, daß er der freudigen, interessierten Mitarbeit seiner Arbeiter nicht entbehren kann. Er mußte den Geist pflegen, der aus der künstlerischen Werkstimmung fließt, und der von selber zu einer Schonung der Werkzeuge und der edlen Materialien führt. Vom Arbeiter wurde das primitive und kulturell unfruchtbare Massengefühl, das nur eine Form begreift, die Masse, und keinen Inhalt, vor dem Berufsgefühl, vor der sachlichen Liebe zur Arbeitsleistung weichen. Gewiß sind das theoretische Konstruktionen, die nur in zerstreuten Einzelfällen der Praxis erhärtet sind. Aber diese Einzelfälle werden und müssen wachsen, wo es sich um veredelte Arbeit handelt. Es ist sicherlich kein Zufall, daß die gemeine marxistische Weisheit um diese Probleme der neuen Gewerbekunst und ihrer Arbeiterfrage herumgeht, denn sie paßt nicht in das Schema von Klassenkampf und Verelendung. Viel näher berührt sie sich mit den Gewerkschaften, soweit sich aus diesen Verbänden neuer Berufsgeist herausbildet.

• • •

Hier wurde meist im Hinblick auf das Edelmetallgewerbe gesprochen, auf feinere Textilindustrie, Keramik, Edelmetallverarbeitung und ähnliches. In diesen Branchen des Kunsthandwerks liegt der Kern der neuen deutschen Kunstgewerbebewegung; hier nahm sie ihren Ausgang und entfaltete sich zur Bedeutung. Doch blieb sie nicht darauf eingeengt. Denn sie griff weiter in die benachbarten Gebiete. So wie ein Teil der Künstler, die ehemals Zeichner oder Maler waren, über das Entwerfen gewerblicher Gegenstände hinweg zur Raumgestaltung, zur Architektur sich hinentwickelten, so floß aus der Besinnung über die Gebrauchsgegenstände ein Strom von An-

regungen in alle Teile des baukünstlerischen Schaffens. Die neuen Bemühungen um das Einzelhaus, die scharfe Fragestellung beim großstädtischen Miethaus, Gartenarchitektur und die unverschleierte Kunst der Eisentechnik: sie kommen letzthin alle aus derselben Quelle Wie ganz nahe bei ihnen die Verbindung zwischen der künstlerischen Form und den sozialen und wirtschaftlichen Grundbedingungen ist, kann hier nicht mehr im einzelnen ausgeführt werden, offenbart sich aber jeder kurzen Ueberlegung.

Zwischen der ganzen Fülle ästhetischer und wirtschaftlicher Beziehungen walten ethische Kräfte. Es handelt sich nicht bloß um angenehme Dinge für das Auge und nicht bloß um mehr oder weniger gute Geschäftsbilanzen, sondern um Fragen der Erziehung, um die Gesinnung schlichter Wahrhaftigkeit, um die innere Empfänglichkeit für anständige Arbeit, anständiges Material. Deshalb stehen nicht nur ästhetische und ökonomische Sorgen zur Diskussion, sondern Fragen einer feineren sittlichen Empfindung gegenüber den Dingen der Erscheinungswelt. Sie machen es zur Pflicht, daß man gerade bei diesem Problem nach der Erkenntnis der tieferen Zusammenhänge gräbt.

Albrecht Ritschl und die Theologie der Zukunft*).

Von

Cajus Fabricius.

Eben ist ein Menschenalter vergangen, seit Ritschls Theologie zu wirken begonnen hat, und schon sind Stimmen laut geworden, die seine Geistesrichtung für veraltet, für überwunden, für aussterbend, ja sein System für eine grobe Verirrung des theologischen Denkens erklären, von der man schleunigst auf die rechte Bahn zurückkehren muß. Diese Stimmung ist verständlich: Die neue Generation will etwas „Neues" zu sagen haben, darum sagt sie das Gegenteil von dem, was die Väter gesagt haben. Die Väter sind mit ihren Vätern auch nicht glimpflicher umgegangen. Zu ihrer Zeit erscholl der Ruf: Zurück zu Kant! Los von der Spekulation! Da scharte man sich um Ritschl. Heute heißt es: Zurück zur Spekulation! Los von Kant und los von Ritschl!

Ich möchte davor warnen, Ritschl und den Seinen ebenso grausam mitzuspielen, wie er selber seinerzeit der spekulativen Philo-

*) Herr Direktor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt hat sich durch mein Buch über Ritschls Entwicklung veranlaßt gefühlt, im diesjährigen Märzheft der Preußischen Jahrbücher (S. 511—516) seine Meinung über Ritschls Theologie ausführlich darzulegen. Er erwartet von mir das Gleiche, und da die Sache allgemeines Interesse hat, beeile ich mich, seinem Wunsch an dieser Stelle nachzukommen. Damit hole ich nun freilich nicht, wie der Herr Rezensent meint, etwas nach, was ich schon in meinem Buche zu leisten versprochen, aber nicht erfüllt habe. Daß ich dort meinen Plan einer objektiven, immanenten, logischen Kritik (S. 4 f.) vollständig ausgeführt habe, bezweifelt bisher sonst niemand (vgl. z. B. Kaftans Besprechung in der Theologischen Literaturzeitung 1910, Nr. 6). Aber es mag sein, daß mein Buch für manche Leser zu objektiv ist, daß manche darin ein freudiges Ja, manche ein grimmiges Nein vermissen. Ihrem Bedürfnis wird der vorliegende Aufsatz entgegenkommen. Sie werden freilich mit Verwunderung bemerken, daß mein persönliches Urteil über Ritschls Entwicklung dem entgegengesetzt ist, das ich in Ritschls Sinn, aus seinen Grundgedanken heraus, gefällt habe.

Kirche und Theologie mitgespielt hat. Sonst steht nach abermals einem Menschenalter die Ritschlsche Richtung zu verjüngtem Leben auf und wirft alles das über Bord, was wir im Schweiße unseres Angesichts erarbeiten werden, und wir kommen nicht über Einseitigkeiten hinaus. Es sind doch allzu wertvolle Elemente der christlichen Religion die Ritschl zum System herausgearbeitet hat, als daß wir darüber einfach „zur Tagesordnung übergehen" könnten.

Ich will im Folgenden zu zeigen versuchen, worin die eigentümliche Bedeutung dieser Theologie und das bleibende Verdienst dieses Theologen um das Christentum und um die Wissenschaft vom Christentum liegt. Dabei sollen die Schranken und Mängel seines Gedankenkreises nicht übersehen, sondern ausführlich erörtert werden. Endlich will ich in einigen Grundlinien andeuten, in welcher Richtung sich die systematische Theologie, an Ritschl anknüpfend, aber über ihn hinausgehend, weiter zu entwickeln hat.

I.

Unter den geistig bedeutenden Männern, die je und je in der Geschichte auftreten und ihren Charakter vielen anderen, kleineren Geistern aufprägen, wirken einige durch ihre großartige Universalität, andere durch ihre großartige Einseitigkeit. Zu den letzteren gehört auch Ritschl. Er hat das Verdienst — und ein Verdienst ist das zweifellos —, aus dem Christentum eine Seite, und zwar eine sehr wichtige Seite herausgehoben zu haben, nämlich die ethische. Das Reich Gottes — das heißt in seinem Sinn: das Reich der Nächstenliebe — und die Freiheit des Christen — das heißt in seinem Sinn: die geistige Ueberwindung der Welt durch Vorsehungsglauben, Demut und Geduld — das sind die beiden „Brennpunkte" der christlichen Religion. Nächstenliebe und Gottvertrauen sind der Inhalt der „christlichen Vollkommenheit", und zwar so, daß das Handeln aus Liebe den eigentlichen Lebensinhalt bildet, während das Gottvertrauen die notwendige Voraussetzung und zugleich die notwendige Begleiterscheinung dieses Handelns ist. Man darf sagen: Nach Ritschl bildet die Weltarbeit weltfreier Menschen zur Vollendung des Reiches Gottes den Kern der christlichen Religion.

Dies ist der erste Punkt, der Ritschl als Verdienst angerechnet werden muß. Darin liegt die praktische Bedeutung seiner Theologie. Das wird niemand verkennen, der da weiß, wie tief gerade diese Grundgedanken des Christentums in das Bewußtsein des

Volkes eingedrungen sind. Wer Gottvertrauen und Nächstenliebe predigt, ist sicher, das Herz des Volkes zu treffen. Darum verdient Ritschl noch heute den Dank der Theologen, daß er gerade auf diesen Punkt den Finger gelegt hat.

Dazu kommt ein zweites: Ritschl hat diese Grundgedanken zum System gestaltet, zu einem System von seltener Klarheit und Konsequenz. Alle Objekte des christlichen Glaubens, Gott, Christus, die Gemeinde der Gläubigen, die Erlösung von der Sünde — alles ist auf den Gedanken des Reiches Gottes und der Weltbeherrschung oder, kurzer ausgedrückt, des überweltlichen Reiches Gottes bezogen. Fragen wir Ritschl: Was ist Gott? so antwortet er uns: Gott ist allmächtige, weltbeherrschende, persönliche Liebe, d. h. er ist auf den Zweck des überweltlichen Reiches der Liebe gerichtet und leitet die ganze Welt diesem Zweck entgegen. Fragen wir weiter: Was ist die Sünde des Menschen? so antwortet uns Ritschl: Mangel an Liebe und Mangel an weltüberwindendem Gottvertrauen. Fragen wir ihn nach der Bedeutung Jesu Christi, so antwortet er uns: Die Bedeutung Jesu Christi, sein göttlicher Wert, sein Gottheit besteht darin, daß er in seiner weltüberwindenden Liebe den ewigen Willen Gottes geoffenbart und daß er auf Erden die Gemeinde gegründet hat, in der das Reich der weltüberwindenden Liebe gebaut wird. Und wer in diese Gemeinde aus der Knechtschaft der Sünde zur Freiheit der Gotteskinder gelangt, der ist von Christus erlöst.

Das ist in Kürze Ritschls theologisches System. Die harmonische Struktur dieses Gebäudes muß jedermann erkennen und anerkennen. [illegible]

[illegible]

[illegible]

gegen das Christentum als die Religion des Dogmas, des konfessionellen Haders und des geistlichen Hochmuts geltend zu machen. Solchen Leuten hat Ritschl gezeigt: Was ihr als vernünftig, natürlich, menschlich preist, gerade das ist der Kern der christlichen Religion, die ihr bekämpft!

In der energischen Betonung der Geschichte liegt zugleich auch die Bedeutung, die Ritschl selbst für die Entwicklung der Theologie im 19. Jahrhundert gehabt hat, und die Erklärung des Geheimnisses, daß seine Schule eine so erstaunliche Ausdehnung gewonnen hat und noch besitzt: Man hatte mit Schrecken an Feuerbach und Strauß gesehen, wohin die spekulative Verarbeitung des christlichen Glaubens führte. Darum strömte man dem Manne zu, der alle hochfliegende Spekulation aus der Theologie hinauswarf und vergessene Schätze aus dem Boden der Geschichte ans Tageslicht beförderte.

II.

In der Einseitigkeit liegt Ritschls Bedeutung, aber zugleich auch seine Schranke. Er hat einen Schatz aus dem Boden der Geschichte gehoben, aber eben **nur einen** Schatz. Darüber hat er vieles andere Wertvolle übersehen und liegen lassen oder gar als wertlos bei Seite geworfen. Denn das Christentum, das er theologisch bearbeitet hat, ist **nicht** eine einseitige, sondern eine ungemein reiche, ja universale Religion. Die ungeheure Kraft, die diese Religion seit ihren Anfängen entfaltet hat und weiterhin entfalten wird, liegt eben in ihrer Vielseitigkeit, ihrem Reichtum, ihrer Universalität. Sie kommt jedem religiösen Bedürfnis entgegen, dem naivsten und massivsten des Kindes und des kindlichen Menschen wie dem reinsten und tiefsten des Philosophen und Mystikers. Wer seine religiöse Verehrung mit Vorliebe einer konkreten Verkörperung der Gottheit zuwendet, findet im Christentum die Gestalt des Heilands. Wer die Frömmigkeit in der Erfüllung positiver göttlicher Vorschriften findet, dem bietet das Christentum ein strenges Gesetz und einen gerecht richtenden Gesetzgeber. Wem die Frömmigkeit in der freien sittlichen Unterordnung unter Gott besteht, der findet im Christentum das „königliche Gesetz der Freiheit" und den Gott, der die Liebe ist. Und wer sich endlich nach vollkommenem Frieden sehnt, die Ruhe in dem unendlichen Gott und den Frieden, „welcher höher ist denn alle Vernunft".

Ritschl hat die sittliche Form der Frömmigkeit zum Zentrum seines theologischen Denkens gemacht und ist darin so konsequent gewesen, daß er alles das, was nicht in seinen Gedankengang hinein-

paßte, geradezu für unterchristlich und darum für unchristlich und widerchristlich erklärt hat. Daß das eine Uebertreibung war, ist nicht zu bezweifeln. Hier liegt auch der Grund für die meisten Verleumdungen, Beschimpfungen und Verketzerungen, die sich Ritschl hat gefallen lassen müssen. So häßlich, so unwürdig, so unchristlich auch seine Gegner mit ihm umgegangen sein mögen: zu ihrer relativen Entschuldigung dient eben der Umstand, daß Ritschl sich gegen wichtige Stücke christlicher Frömmigkeit ablehnend verhalten hat. Aber gehen wir ins einzelne!

Christus wirkt nach Ritschl auf den einzelnen Christen durch Vermittlung der Gemeinde, die ihre Glieder zur Weltüberwindung und zum Reiche Gottes erzieht. Christus selbst wird im Glauben als der weltüberwindende Gründer dieser Gemeinde angeschaut. Wer aber von einem „unmittelbaren persönlichen Verhältnis zum Heilande" als dem „Seelenbräutigam", oder wer sich an der Betrachtung seines Leidens im Sinne des Liedes „O Haupt voll Blut und Wunden" erbaut, der huldigt einer sinnlich gefärbten Frömmigkeit, die auf dem Niveau des Hohenliedes, nicht aber auf der Höhe des christlichen Bewußtseins der Gotteskindschaft steht. Es ist richtig, daß diese Art christlicher Frömmigkeit zu geschmacklosen, ja zu unschicklichen Vorstellungen führen kann und geführt hat, zweifellos ist auch, daß sich die christliche Religion in ihr nicht erschöpft. Aber darum ist das unmittelbare persönliche Verhältnis zum Heilande doch nicht als schlechthin unstatthaft abzuweisen. Nicht nur die ersten Jünger haben sich unmittelbar an die Persönlichkeit Jesu angeschlossen — nein, die Betrachtung seines Bildes in den Evangelien mit allen seinen individuellen, konkreten Zügen wirkt fort und fort mächtig auf die Christenheit, und man wird niemals aufhören, ihn unmittelbar religiös zu verehren. Eine Theologie aber, die hierfür kein Verständnis hat, läuft Gefahr, den Zusammenhang mit der Praxis zu verlieren und muß es sich gefallen lassen, daß die Entwicklung der Dinge über sie hinausgeht.

Ritschls Auffassung des Christentums ist ethisch im strengsten Sinne des Wortes, so streng, daß das Nachbargebiet der rechtlichen Vorstellungen auf die Religion des Reiches Gottes keinen Einfluß haben darf. Wer Gott vorwiegend als den gerechten Vergelter vorstellt, der die Guten für die Erfüllung seines positiven Gesetzes belohnt, die Bösen für die Uebertretung bestraft, der steht außerhalb der christlichen Religion, in der das Wort Jesu gilt, daß der Vater im Himmel seine Sonne über die Bösen und über die

Sonne aufgehen und über Gerechte und Ungerechte regnen läßt, der steht noch auf dem Boden des jüdischen Pharisäismus oder eigentlich in der Religion der Griechen, in der dieser Gedanke der doppelten [illegible] Vergeltung recht eigentlich zu Hause ist. Es muß Ritschl unbedingt zugegeben werden, daß sich der christliche Glaube nicht im Schema der Rechtsreligion erschöpft und daß nach christlicher Auffassung sich die Gerechtigkeit Gottes seiner sittlichen Gesinnung, seiner Liebe unterordnet, und daß die Befolgung der Gebote Gottes aus Liebe christlicher ist als der bloße knechtische Gehorsam. Nichtsdestoweniger hat Jesus und haben die Apostel positive Gebote gegeben, und hat die Christenheit, voran die katholische, aber auch die evangelische, die Religion doch wieder vornehmlich als ein Rechtsverhältnis zu Gott gefaßt. Diese Tatsachen erklären sich aber daraus, daß die Menschen im großen und ganzen nicht über die rechtliche Auffassung ihres Verkehrs untereinander hinauskommen, daß sie nicht über das: „Wie du mir, so ich dir" zur wirklichen sittlichen Freiheit und Liebe durchdringen, und daß sie sich infolgedessen auch auf religiösem Gebiet mit rechtlichen Vorstellungen begnügen und in das tiefere sittliche Wesen Gottes nicht einzudringen vermögen. Dabei bleibt bestehen, was ich in Anerkennung Ritschls gesagt habe, daß auch die christlichen Grundgedanken des Gottvertrauens und der Nächstenliebe tief in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen sind. Wenn wir abwägen wollen, welcher Gedankenkreis in der Praxis tatsächlich die größere Macht entfaltet, ob der rechtliche oder der sittliche, so fällt zweifellos jener mehr ins Gewicht als dieser. Wenn also Ritschl die rechtliche Auffassung der Religion aus dem Christentum hinausweist, gibt er ein wichtiges Stück christlicher Frömmigkeit preis und verliert hier wiederum den Zusammenhang mit der Praxis. Ein Prediger, der vorwiegend den gerechten Gott predigt, wird unter Umständen stärkere sittliche Wirkungen erzielen, als einer, der nichts weiter zu sagen weiß, als daß Gott die Liebe ist: denn diese Vorstellung vergrößert sich im Kopf der Hörer leicht zu der Meinung, Gott sei nachsichtig und schwach und meine es nicht ernst mit seinen sittlichen Forderungen — was eine oft gehörte, freilich falsche Auslegung Ritschls ist, die aber nach dem eben Gesagten verständlich, ja selbstverständlich erscheinen muß, da die meisten Menschen es mit sittlichen Pflichten nur ernst nehmen, wenn sie mit Aussicht auf Lohn oder Strafe eingeschärft werden.

Gehen wir weiter! Das Wesen der christlichen Religion und das Ziel aller Religion besteht in der Verwirklichung des überwelt-

lichen Reiches Gottes in der Welt. Die Welt ist das direkte Objekt des religiösen Handelns. Wer dagegen behauptet, die Religion bestehe im direkten Anschauen Gottes, sei ein Aufgehen in Gott, eine Einigung mit dem innersten Wesen Gottes im innersten Grunde der Seele, kurz, wer der Mystik das Wort redet, der steht nach Ritschl nicht auf dem Boden des Christentums, sondern auf dem Boden einer heidnischen Philosophie, des Neuplatonismus. Das Christentum sei aktive Weltbeherrschung, die Mystik aber führe zur Weltflucht. Damit hat nun Ritschl dasjenige Moment aus dem Christentum und aus seiner Theologie hinausgewiesen, was in Wirklichkeit den Kern des Christentums und das Ziel aller Religion ausmacht. Die Religion, die Christus gebracht hat, ist völlige Zuwendung des ganzen Menschen zu Gott, und das in so hohem Grade, daß spätere Generationen, die sich aus der Welt in die Klöster flüchteten, sich mit einem gewissen Recht auf Aussprüche Jesu berufen konnten. Nun ist freilich das Mönchtum nicht die normale Gestalt der christlichen Frömmigkeit, am allerwenigsten dann, wenn sich hinter den weltentrückten Klostermauern doch wieder eine Welt sinnlichen Wohlbehagens auftut oder wenn die klösterlichen Uebungen auch wieder nur als eine verdienstvollere Werkgerechtigkeit aufgefaßt werden — nein auch dann nicht, wenn der Mönch rein auf weltabgeschiedene Anbetung Gottes gerichtet ist. Denn Christus hat auch den positiven sittlichen Aufgaben in der Welt eine hohe Stelle im Leben seiner Jünger angewiesen, aber eben nicht die höchste, wie Ritschl wollte! So wahr und so wertvoll darum auch sein Gedanke sein mag, daß die weltüberwindende Liebesarbeit in der Welt Gottesdienst ist, muß festgestellt werden, daß er der christlichen Religion ihre Spitze abgebrochen hat. Denn der Gipfel und der Kern aller christlichen Frömmigkeit liegt in der völligen Zuwendung des ganzen Menschen zu Gott.

Dies ist es, was ich gegen Ritschls Theologie einzuwenden habe, nicht mehr und nicht weniger. Er hat den Reichtum der christlichen Religion nicht ausgeschöpft: er hat die anschauende, die rechtliche und die mystische Form der christlichen Frömmigkeit in ihrer Bedeutung nicht nur unterschätzt, sondern sie aus der christlichen Theologie überhaupt hinausgewiesen. Man wird hier einen Einwand vermissen, der sonst der gewöhnliche ist: Ritschl habe, durch seinen „agnostischen Positivismus" getrieben, die apologetische Aufgabe der Theologie vernachlässigt, habe die Theologie von der Philosophie abgeschnitten und auf einen umfassenden Wahrheitsbeweis für den christlichen Glauben verzichtet.

Das trifft, wenigstens für den ersten Entwurf seiner Theologie, an den ich mich hier halte, weil er der genuine ist, nicht zu. In der ersten Auflage der Rechtfertigungslehre ist sowohl die Ueberlegenheit der Religion über die Wissenschaft und die Ueberlegenheit des Christentums über alle anderen Religionen, wie die Gültigkeit der Gottesidee als eines allgemein-wissenschaftlichen Gedankens philosophisch erwiesen.

III.

Soll nun die Schranke der Ritschlschen Theologie durchbrochen, soll der Reichtum der christlichen Religion auch theologisch im vollen Umfange gewürdigt werden, so muß die Theologie sich aus der Einseitigkeit Ritschls heraus zur Universalität entwickeln, muß nicht minder wie den sittlichen so auch den anschaulichen, den rechtlichen und vor allen Dingen den mystischen Gehalt des Christentums zu seinem Rechte bringen.

Diese Entwicklung hat bereits in Ritschls Schule angefangen und ist schon ziemlich weit gediehen. Es ist aber hier nicht meine Aufgabe, diese Entwicklung darzustellen. Es ist uns hier um Ritschl selbst zu tun. Und da ist die merkwürdige Tatsache zu konstatieren, daß schon in den späteren Auflagen von Ritschls Hauptwerken (Rechtfertigungslehre und Unterricht in der christlichen Religion) sich ein wachsendes Verständnis für den Reichtum des Christentums geltend macht, angeregt, teils bereits durch Einwirkung der eigenen Schüler, teils durch vertieftes Studium der Reformation, das sich aus dem positiv-historischen Prinzip seiner Theologie ergab.

Ursprünglich heißt es bei Ritschl: Christus offenbart Gott, indem er die Gemeinde des Reiches Gottes gründet. Aber nicht minder als aus diesem Grunde Christus die Gottheit zuzusprechen ist, muß von der Gemeinde gesagt werden, daß sich in ihrem Handeln aus Liebe die Liebe Gottes offenbart, daß die Gemeinde in dieser Hinsicht auf einer Stufe mit Christus steht. Hier ist Christus der historische Anfang einer Bewegung, die sich allmählich über die ganze Menschheit verbreiten soll — also eine Entwicklung von unten nach oben. Das ist in Ritschls Sinn durchaus konsequent gedacht. Nun gilt in den späteren Auflagen das Handeln aus Liebe zur Förderung des überweltlichen Reiches Gottes nach wie vor für den Inhalt der christlichen Religion. Der Blick des Christen muß darum nach wie vor auf das ewige Ziel gerichtet werden. Aber nun erhebt Ritschl auf der anderen Seite den historischen

Gründer dieser Bewegung in unerreichbare Höhe über seine Gemeinde, gestattet die Betrachtung seiner Wohltaten, empfiehlt die Anbetung Christi, ja erklärt die Verehrung des Herrn für eine wichtigere Aufgabe der Gemeinde als die Arbeit am Reiche Gottes. Wohin soll sich der Christ nun wenden? Zur Arbeit im Reiche Gottes? Nein! In erster Linie zu Christus! Aber dieser weist ihn doch wieder auf die Arbeit im Reiche Gottes! An diesem Punkte bricht Ritschls System entzwei. So sehr wir es vom Standpunkte der christlichen Religion als einen Fortschritt begrüßen müssen, daß er für die Verehrung des Heilandes wachsendes Verständnis gewinnt, so müssen wir das aus Ritschls eigenen Grundgedanken heraus doch als eine grobe Inkonsequenz beurteilen.

Weiter: Ursprünglich heißt es: Der Christ befindet sich im Zustande eines stetigen Bewußtseins der Gotteskindschaft. Sünde, das heißt Mangel an Ehrfurcht und Vertrauen gegen Gott kommt nur ausnahmsweise vor, und als göttliche Strafe darf sich jeder nur vermöge seines eignen Schuldbewußtseins äußere Uebel zurechnen, ja sein eigenes Schuldbewußtsein ist eigentlich selbst die Strafe Gottes. In den späteren Auflagen hingegen wird energisch die dauernde Sündhaftigkeit auch des Christen, ja die Möglichkeit gänzlicher Verstockung betont. Als göttliche Strafe sollen nun in der Regel alle äußeren Uebel und nicht bloß das subjektive Schuldbewußtsein sondern die objektive Schuld angesehen werden. Dabei bleibt es aber nach wie vor der Grundgedanke des Systems, daß die Liebesarbeit freier Gotteskinder den Inhalt der christlichen Religion ausmacht, was mit der ursprünglichen Auffassung von Sünde und Strafe vollkommen harmoniert, der späteren aber widerspricht. Also auch an diesem Punkte gerät das System ins Wanken, und so sehr wir es wieder vom Standpunkte des Christentums als Fortschritt begrüßen müssen, daß Ritschl für die rechtliche Fassung des religiösen Verhältnisses wachsendes Verständnis gewinnt, so müssen wir auch an diesem Punkte urteilen: Die ursprüngliche Fassung ist in sich konsequenter als die spätere.

Und wie an den beiden eben bezeichneten Punkten, so tritt überall das selbsttätige Handeln der christlichen Gemeinde hinter der Einwirkung der Gnade Gottes zurück, während nach wie vor das Ziel des überweltlichen Reiches Gottes, wie es dem menschlichen Handeln die Richtung gibt, so auch den Selbstzweck Gottes ausmacht. Und wir urteilen wieder: So sehr es vom Standpunkt des Christentums gutzuheißen ist, daß Ritschl an Verständnis für den

den Kern aller Religion, für die Unterordnung des Menschen mit all seinem Tun und Lassen unter das Walten Gottes, an Verständnis gewonnen hat, so dürfen wir uns doch der Tatsache nicht verschließen, daß das Ritschls bleibenden ethischen Grundgedanken widerspricht, und daß dadurch das ganze System aus den Fugen geht*.

Man wird hier einwenden: Wenn Ritschl später die strenge Systematik aufgibt, so geschieht das seinem Prinzip zuliebe, alle theologischen Gedanken aus der **Geschichte** abzuleiten. Bei diesem Unternehmen hat sich ihm eben der Reichtum der christlichen Religion unwiderstehlich aufgedrängt. Gewiß ist auch der Historizismus ein Prinzip der Ritschlschen Theologie, und wir haben das rühmend hervorgehoben. Aber der Historizismus ist Ritschl nicht in dem Maße eigentümlich wie der Ethizismus. Auf die geschichtliche Ueberlieferung berufen sich auch die Gegner Ritschls. Wenn aber Ritschl der Geschichte zuliebe sein ethisches Grundprinzip aufgegeben hätte, so hätte er aufgehört Ritschl zu sein. So sehr ist der Ethizismus für ihn charakteristischer als der Positivismus. Darum muß die definitive Gestalt seiner Theologie in erster Linie nach jenem und darf nicht nach diesem Prinzip beurteilt werden.

Mit der Entwicklung in seiner Gesamtanschauung des Christentums geht die Entwicklung seiner theologischen Prinzipienlehre Hand in Hand. Der Erkenntnisgrund seines Systems ist tatsächlich in allen Auflagen die Idee des Reiches Gottes, die nicht nur als ein positiv christlicher, sondern zugleich auch als ein allgemein-vernünftiger Gedanke gilt. Diese Idee ist auch der Schlüssel zum Verständnis des Werkes Christi. Später aber erklärt Ritschl mit steigendem Nachdruck die Offenbarung Gottes in Christus für den ausschließlichen Erkenntnisgrund der Theologie.

Die philosophischen Erörterungen, die in allen Auflagen dürftig und unklar sind, gelten ursprünglich vorwiegend der Ethik, später mehr der Ontologie, Psychologie und Erkenntnistheorie.

Die Reflexion ist ursprünglich mehr auf die allgemein-menschliche Bestimmung als auf die geschichtliche Besonderheit des Christen-

* Hiermit ist die Entwicklung in Ritschls Gesamtanschauung des Christentums natürlich nicht vollständig, sondern nur soweit charakterisiert, als nötig ist, um zu zeigen, in welchem Sinne er später den Modifikationen der christlichen Frömmigkeit näher gekommen ist, die ursprünglich außerhalb seiner Theologie lagen und dauernd hätten liegen müssen. Eine vollständige Darstellung der Sachlage habe ich in meinem Buch über Ritschls Entwicklung gegeben.

tums gerichtet. Durch ihren allgemeinen Zweck erweist sich die geschichtlich besondere Religion zugleich als die allgemein menschliche. Auch die christliche Gottesidee, die mit dem Gedanken des Gottesreichs denknotwendig verknüpft ist, wird dadurch als ein wissenschaftlich gültiger Gedanke erwiesen. Später richtet sich die theologische Reflexion vornehmlich auf das Christentum als geschichtliche Tatsache. Da tritt das apologetische Interesse in den Hintergrund. Der Gottesbeweis verschwindet.

Diese Entwicklung unterliegt demselben Urteil wie die Umbildung in Ritschls Gesamtanschauung des Christentums. Dem bleibenden Grundgedanken entspricht eine ethische Prinzipienlehre, der Richtung auf die Weltbeherrschung entspricht das Interesse, auch mit denjenigen Geistesrichtungen, die, abgesehen vom Christentum, sich auf dasselbe Ziel der Weltbeherrschung richten, Fühlung zu suchen. Wenn dieses Interesse später zurücktritt, so müssen wir das von Ritschls eigenem Standpunkt aus als einen Mangel bezeichnen. Dagegen ist es wieder vom Standpunkt der christlichen Religion überhaupt als ein Fortschritt zu begrüßen, wenn Ritschl sich stärker als zuvor, auch prinzipiell auf das Historische richtet und wenn er erkenntnistheoretisch zu fixieren sucht, in welcher Art die göttliche Offenbarung auf uns wirkt.

Wir finden also schon bei Ritschl selbst beachtenswerte Ansätze zur Entwicklung der Theologie von der Einseitigkeit zur Universalität. Diese Ansätze bringen nun freilich sein System in Verwirrung. Damit hat Ritschl selbst seiner eigenen Theologie das Urteil gesprochen. Es ist auf die Dauer nicht möglich, das Christentum nur als die „sittliche Religion“ zu betrachten.

IV.

Die Theologie der Zukunft wird sich, an Ritschl anknüpfend, über ihn hinaus entwickeln. Sie entnimmt wie Ritschl ihre Sätze in erster Linie aus der Geschichte, sie macht sich strenge Systematik zum Prinzip und sie weist dem Sittlichen eine hohe Stellung in der christlichen Gesamtanschauung an. Aber sie beschränkt das Christentum nicht auf die sittliche Fassung des religiösen Verhältnisses. Sie erweitert sich aus der Schranke der Ritschlschen Einseitigkeit hinaus zur Universalität. Sie bringt neben der sittlichen die sinnliche, die rechtliche und die mystische Seite der christlichen Religion gebührend zum Ausdruck. Sie gliedert aber alle diese Elemente nicht lose aneinander, sondern weist ihren not-

wendigen inneren Zusammenhang auf und löst dadurch wieder die Disharmonien, die der spätere Ritschl in seine genuine Konzeption hineingearbeitet hat.

Nun wird man mir aber den Einwand machen: Das Unternehmen, das du eben geschildert hast, so verlockend es aussehen mag, ist in Wahrheit unlöslich wie die Quadratur des Zirkels. Du willst zur Einheit verbinden, was doch in Wirklichkeit himmelweit voneinander verschieden ist. Was hat der Mystiker, der sich so tief in das Ewige versenkt, daß ihm darüber die Geschichte zum Problem wird, mit dem Frommen gemein, der in einzelnen momentanen Erlebnissen den „Finger Gottes“ oder in der Individualität des Heilandes die Fülle göttlicher Offenbarung erblickt? Oder was verbindet den, der sich in der treuen Erfüllung seines sittlichen Berufes als freies Gotteskind fühlt, mit dem, der pünktlich, aber äußerlich die frommen Uebungen verrichtet, die ihm ein menschlicher Priester im Namen Gottes auferlegt? Oder was hat wieder der Mystiker, der sich mit seinem ganzen Wesen, Wollen und Handeln von Gott abhängig fühlt, mit dem sittlich Frommen gemein, der gerade in der Freiheit des Handelns auch die höchste religiöse Seligkeit erlebt? Und so läßt es sich durch alle möglichen Kombinationen nachweisen, wie stark die Elemente sich widerstreiten, die in der „Theologie der Zukunft“ zur Einheit verbunden werden sollen. Und diese Elemente widerstreiten sich nicht nur in der Theorie, nein, die Geschichte aller theologischen, religiösen und kirchlichen Kämpfe innerhalb des Christentums lehrt das Gleiche. Von dem Gegensatz zwischen Paulus und der Urgemeinde durch den Hader der Konfessionen hindurch bis herab zu den Streitigkeiten zwischen Ritschl und der spekulativen Theologie.

So wendet man mir ein. Ich antworte: Jene psychologischen Unterschiede erkenne ich ebenso sehr an, wie diese historischen Gegensätze. Ja, ich halte es sogar für die erste Aufgabe einer universalen Theologie, den überlieferten Stoff — mit der gleichen Schärfe wie Ritschl, aber mit mehr Verständnis als er — nach jenen Gesichtspunkten zu untersuchen, das spezifisch Mystische, das Ethische, das Rechtliche, unmittelbar Anschauliche in den überlieferten Formen der Frömmigkeit und Auffassungen der Glaubensobjekte herauszustellen und gegeneinander abzugrenzen.

Das ist freilich nur die erste Aufgabe, und ihre Lösung ist nur die Vorarbeit zu dem, was unser letztes und höchstes Ziel in der Theologie sein muß. Und das bleibt die systematische Vereinigung aller Modifikationen des christlichen Glaubens. Daß nun dieses

Unternehmen keineswegs der Quadratur des Kreises vergleichbar ist, wird deutlich, wenn wir uns das Prinzip vergegenwärtigen, durch das die mannigfaltigen Formen der Frömmigkeit zur Einheit zusammengeschlossen werden. Dieses Prinzip liegt im Wesen des Menschen. Der Mensch ist zugleich sinnlich und geistig bestimmt. So hoch er sich auch geistig entwickeln mag — er kommt in seinem irdischen Dasein niemals völlig von der Schranke der Leiblichkeit los. Auch die Kinder der geistig hochstehendsten Menschen werden nicht als reiner Geist geboren, sondern kommen ebenso wie ihre Väter als Naturwesen, mit einem Leibe behaftet, auf die Welt und behalten ihr Leben lang diese sinnliche Seite ihres Wesens. Daraus ergibt sich aber, daß auch in der höchsten Erhebung des menschlichen Geistes, in der Religion, sich von vornherein seine sinnliche Bestimmtheit geltend macht und niemals, auch in den reinsten Formen der Frömmigkeit, völlig überwunden wird. Je mehr freilich der Mensch in seinem Leben überhaupt die Sinnlichkeit abstreift, desto mehr werden sich auch seine religiösen Vorstellungen läutern, desto tiefer wird er in das Wesen Gottes eindringen. Aber ganz lauter wird er nie, und bis auf den letzten Grund ergründet er das Wesen Gottes nie.

Daraus ergibt sich aber, daß alle Unterschiede zwischen den religiösen Glaubensformen relativ sind, daß auch der Abstand zwischen dem plumpesten Aberglauben und der vollkommensten Gottesverehrung relativ ist. Hieraus ergibt sich aber weiter für die christliche Theologie das Recht, ja sogar die Pflicht, alle Modifikationen der christlichen Frömmigkeit in ihrer eigentümlichen Bedeutung anzuerkennen.

Nun wendet man mir aber ein: damit redest du einer Theologie das Wort, die das Recht alles Aberglaubens prinzipiell verteidigt. Das ist nun freilich nicht die Meinung. Ich erkenne allerdings — das sei beiläufig bemerkt — auch einen relativen Wer des Aberglaubens an. Eine abergläubische Frömmigkeit ist mehr wert als eine völlige Glaubenslosigkeit. Es ist dem Menschen besser, einen Klotz abergläubisch zu verehren, als alles gemein zu achten. Aber ich bin weit davon entfernt, innerhalb der Religion oder gar innerhalb des Christentums den Aberglauben zu empfehlen. Daß dies aber auch nicht aus dem aufgestellten theologischen Grundsatz folgt, wird klar werden, wenn wir ihn weiter entwickeln.

Was wir bisher festgestellt haben, ist folgendes: Der Mensch ibt auch bei der höchsten Entfaltung seines Geistes ein sinnlich

bedingtes Wesen. Daher sind die Unterschiede zwischen den mannigfachen Formen der Frömmigkeit relativ. Denn allen haftet neben ihrer geistigen auch eine sinnliche Seite an: sei es, daß sich mir Gott in einer konkreten Erscheinung der Geschichte oder in der Ordnung des Rechts oder im sittlichen Bewußtsein offenbart, mag ich ihn als den mächtigen Wundertäter oder als den gerechten Richter oder als den liebevollen Vater verehren — immer haftet meiner Vorstellung ein Moment des Endlichen an. Und selbst, wenn ich den Willen habe, alles Endliche abzutun und mich ganz in das Unendliche zu versenken — ich kann es nicht. Ich kann das Unendliche immer nur entweder als die absolute Fülle alles Endlichen oder als den reinen Gegensatz gegen alles Endliche oder endlich zugleich als Fülle und Gegensatz des Endlichen vorstellen. Die zu dritt genannte Fassung aber ist widerspruchsvoll. Und eben dieser Widerspruch — der mich übrigens am Glauben nicht irre zu machen braucht, sondern im Gegenteil mich religiös erhebt, indem er mich an die Unerforschlichkeit Gottes erinnert — eben dieser Widerspruch erinnert mich selbst wieder an meine eigene Endlichkeit. Also es ist schlechterdings unmöglich, das sinnlich Moment von unsern Glaubensformen abzustreifen.

Aber — und damit kommen wir einen Schritt weiter — diese Glaubensformen sind unter sich verschieden an Wert innerhalb der Grenzen unserer Endlichkeit findet eine Abstufung statt. Der Mensch, wenn er sich normal entwickelt, und die Menschheit, wenn sie sich normal entwickelt, streift im Laufe der Entwicklung mehr und mehr das Sinnliche ab und erhebt sich zum Geistigen. Das gilt vom Leben überhaupt, das gilt insbesondere auch vom religiösen Leben. So ordnen sich die Glaubensformen, die wir nun schon oft zusammengestellt haben, als Stufen übereinander. Es kann keinem Zweifel unterliegen, wie diese Stufenordnung aussehen muß. Den höchsten Platz nimmt die Mystik ein. Hier ist die Innerlichkeit am stärksten entwickelt, hier ist die Schranke des Endlichen am meisten abgestreift, ja hier ist der Wille vorhanden, das Endliche überhaupt abzustreifen. Hier liegt der Kern aller Religion. Am weitesten hiervon entfernt ist die Frömmigkeit, die das Göttliche in einzelnen, räumlich und zeitlich begrenzten Vorgängen erlebt. Zwischen beiden Endpunkten steht die rechtliche und die sittliche Fassung des religiösen Verhältnisses, unter denen wieder die sittliche als die innerlichere den höheren Platz einnimmt.

Nach diesem Grundsatz ist das System der universalen christ-

lichen Theologie aufzubauen. Ich deute die Ausführung in [illegible] Grundzügen an:

Die christliche Frömmigkeit führt sich selbst auf die [illegible] Offenbarung Gottes zurück. Die Dogmatik hat die Aufgabe, [illegible] Offenbarung darzustellen, wie sie den einzelnen Momenten der Frömmigkeit entspricht, und zugleich den natürlichen [illegible] Menschen zu beschreiben, wie er dieser universalen Offenbarung gegenübersteht. In seinem innersten Wesen, so weit es [illegible] menschlichem Verstehen erreichbar ist, offenbart sich Gott dem mystischen Bewußtsein des Christen als der Unendliche, [illegible] Abhängigkeitsbewußtsein erzeugt er sich als der liebende Vater, [illegible] religiösen Rechtsgefühl als der Gerechte, seinem [illegible] religiösen Anschauungsbedürfnis als der Mächtige. In [illegible] Sinne ist die Offenbarung Gottes in Christus wie die Erlösung der Menschen durch ihn aufzufassen. Ebenso ist das Gegenteil der Frömmigkeit, die Sünde, zu begreifen als Zug zum Endlichen, [illegible] Lieblosigkeit, als Ungehorsam, als Sinnenlust.

Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, was ich meine. Und ich glaube, sie werden diejenigen von der Grundlosigkeit ihres Zweifels überzeugen, die mir einwenden, es sei nicht möglich, den Reichtum der christlichen Religion zu einem geschlossenen System zu vereinigen.

Damit bin ich mit der Lösung der Aufgabe, die ich mir in diesem Aufsatz gestellt hatte, am Ende angelangt. Ich [illegible] Vorzüge und die Mängel der Ritschlschen Theologie beleuchtet [illegible] habe, an die Richtlinien anknüpfend, die er selbst in seinen [illegible] Aufsätzen gibt, zu zeigen versucht, in welchem Sinne sich die Theologie weiter zu entwickeln hat und weiter entwickeln wird. Die Bedeutung Ritschls liegt in seinem Ethizismus, seiner [illegible] mittelbaren Energie, seinem Historismus.

Wohl hat er es, daß er alle übrigen Glaubensmomente, [illegible] von der ethischen, aus der Theologie hinausgewiesen hat. [illegible] er selbst in den späteren Auflagen seiner Hauptwerke [illegible] zu einem [illegible] Ganzen verwunden [illegible] System [illegible]. Die Theologie der Zukunft [illegible] den Reichtum der christlichen Religion in vollem Umfang [illegible]

mäßig zu einander ordnet, so daß sich über die unmittelbar anschauliche, anschauende Fassung der Glaubensobjekte und des religiösen Verhältnisses zu ihnen die rechtliche, über diese die sittliche und endlich über alle die mystische erhebt, nicht in dem Sinne, daß die höheren Stufen die niederen ablösen, sondern so, daß jede höhere in der nächst niederen schon enthalten ist und deren inneres Wesen enthüllt.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen wird man ersehen, daß die Theologie der Zukunft wichtigere Aufgaben zu erfüllen hat, als Ritschl totzuschlagen und Hegel auf den Schild zu erheben, Aufgaben freilich, die nicht mit ein paar Federstrichen gelöst werden, sondern die Gedankenarbeit eines ganzen Lebens, ja einer ganzen Generation von Theologen erfordern. Eine Theologie, die nach den angedeuteten Grundsätzen aufgebaut ist, wird auch nicht zu befürchten haben, daß man sie nach Ablauf einer Generation achtlos beiseite wirft. Denn sie wird nicht nur die verschiedenen Richtungen der christlichen Frömmigkeit, sondern auch die verschiedenen Richtungen in der Kirche und in der Theologie zusammenzuschließen suchen, um endlich den Zustand des Friedens herbeizuführen, der in der Religion des Friedens sich von selbst verstehen sollte, der aber leider nirgends zu finden ist.

Wirtschaftliche Verhältnisse und Entwicklungstendenzen im Kleinhandel.

Von

Prof. Dr. A. Wirminghaus.
[illegible]

[illegible]

Kleinhandelsstandes hat im Laufe der letzten Jahrzehnte die öffentliche Aufmerksamkeit in steigendem Maße in Anspruch genommen, in der Hauptsache von dem Gesichtspunkte aus, daß die Erhaltung dieses Teiles des Mittelstandes als wichtige Aufgabe staatlicher Fürsorge anzusehen sei. Diese Erwägung führte, besonders in den Kreisen der Kleinhandelsinteressenten selbst, zu der weiteren Forderung, daß das Eindringen neuer Formen der Bedarfsbefriedigung als unerfreulich, ja schädlich und mittelstandsfeindlich bekämpft werden müsse. Die Bewegung ist auch heute noch keineswegs zum Stillstand gekommen, aber ihr bisheriger Verlauf läßt doch schon erkennen, wo sie versagt und was sie erreicht hat. So ist denn der gegenwärtige Zeitpunkt wohl darnach angetan, den jener Bewegung zugrunde liegenden Erscheinungen eine zusammenfassende Betrachtung zu widmen, die gegenüber den Einseitigkeiten einzelner Interessentengruppen den Standpunkt objektiver Beurteilung der Dinge festzuhalten sucht. Wenn auch hierbei im wesentlichen keine neuen, sondern solche Anschauungen vertreten werden, die bereits als Gemeingut der nationalökonomischen Wissenschaft gelten dürfen, so wird es doch einem weiteren Leserkreise nicht unerwünscht sein, die Dinge in diesem Lichte zu schauen und dadurch zu eigener Prüfung jener Fragen angeregt zu werden.*)

Ein Blick auf die Programmpunkte der Mittelstandsbewegung im Kleinhandel zeigt Wünsche und Beschwerden sehr mannigfaltiger Art. Sie lassen sich für unsern Zweck in zwei Gruppen teilen, die man kurz die kleinen und die großen Fragen nennen könnte. Jene bestehen aus zahlreichen Forderungen an die staatliche Gesetzgebung und Verwaltung, an die Kommunen und die Polizeiorgane zum Zwecke der Beseitigung steuerlicher Ungleichheiten und gewisser Erscheinungen des unlauteren Wettbewerbes, der Milderung der Eingriffe der sozialen Gesetzgebung, der Regelung des Ausverkaufswesens u. a. m. Solche Fragen, wichtig genug für die zunächst Beteiligten, finden erfahrungsgemäß ihre Erledigung im Instanzenwege in mehr oder weniger befriedigender Weise, ohne daß sie zu starken Eingriffen in den Gang der volkswirtschaftlichen Entwicklung Anlaß geben. Manche Forderung auf diesem Gebiete ist erfüllt worden, manches bleibt noch zu tun, und die Interessenten mögen mit Recht die Erfolge nach dieser

*) Da von der Anführung der umfangreichen Fachliteratur an dieser Stelle abgesehen ist, so genüge der Hinweis auf die bezüglichen eingehenden Nachweise in dem kleinen Schriftchen von J. Wernicke, „Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage." (Berlin 1909. Quelle & Meyer.)

Richtung ihrer Agitation zuschreiben. Doch von diesen Dingen soll weiterhin nicht die Rede sein. Wir wollen uns vielmehr jenen großen, die Organisation der Bedarfsbefriedigung betreffenden Problemen zuwenden.

Fragen wir zunächst, ob die Mittelstandsbewegung den an die Seite oder an die Stelle des hergebrachten Kleinhandels tretenden Formen des Detailvertriebs, dem Eindringen des Kapitalismus auch in diesen Zweig der Volkswirtschaft, sowie den auf die [illegible] Ausschaltung des Kleinhandels gerichteten Bestrebungen ernstlich Abbruch zu tun vermocht hat, so lehrt die Erfahrung, daß dies keineswegs der Fall ist. In dieser Hinsicht ist unzweifelhaft ein vollkommener Mißerfolg jener Bewegung zu verzeichnen. Diese [illegible] kurzem erst in der Fachpresse durchaus zugestandene Tatsache hat denn auch bei einsichtigen Kleinhandelsinteressenten schon zu Zweifeln an der Richtigkeit jener agitatorischen Bestrebungen und zu einer nüchterneren Beurteilung der Dinge geführt, die nicht minder in der politischen Praxis sich geltend macht. Bei solcher Sachlage verlohnt es sich wohl, zu erwägen, wie jener Mißerfolg zu erklären, ob er tatsächlich zu bedauern ist, oder ob nicht vielmehr jene Um- und Neubildungen auf einem so wichtigen Gebiete wie dem der Bedarfsbefriedigung der Konsumenten von einem anderen Standpunkte als dem engherziger Besitzwahrung und Abwehr zu beurteilen sind, und die wirtschaftliche Entwicklung nicht hier zu wirklichen Fortschritten führt. Dabei wird es allerdings nötig sein, die ganz einseitige Betrachtung dieser Frage lediglich als Mittelstandsproblem zu ergänzen durch Berücksichtigung auch der volkswirtschaftlichen Aufgaben der Bedarfsvermittlung, der Ansprüche der Verbraucher, die dahin gehen, daß ihnen die Waren möglichst wohlfeil zugeführt werden. Gerade dieses unzweifelhaft berechtigte Konsumenteninteresse ist im Laufe der neueren Erörterungen nur gar zu sehr beiseite geschoben worden, nicht ohne Schuld des Publikums selbst, das den [illegible] Vorgängen bei der [illegible] im Kleinhandel zu wenig Aufmerksamkeit [illegible] und nur dann [illegible] lebhaft, wie die [illegible] der jüngsten [illegible] gezeigt haben, wenn der Staat zur [illegible] des [illegible] [illegible] zu den [illegible] nur [illegible] sich in [illegible]

[illegible]

Mit alledem soll nun keineswegs behauptet werden, daß die Preisaufschläge ungebührlich hoch seien. Sie mögen im Ganzen, unter Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse im Kleinhandel sogar durchaus angemessen sein. Doch darauf kommt es hier zunächst nicht an. Das Wesentliche ist, daß der Verbraucher ein Recht darauf hat, zu verlangen und dahin zu wirken, daß die Bedarfsvermittlung möglichst wohlfeil vor sich gehe. Dieser Gedanke hat seine Berechtigung ganz besonders in einer Zeit, wo die Steigerung der Preise der Lebensbedürfnisse durch Vorgänge auf dem Gebiete der Produktion und der Zoll- und Steuergesetzgebung eine solch allgemeine und nachhaltige geworden ist, wie es bei uns in Deutschland der Fall ist. Es liegt aber nicht nur im privatwirtschaftlichen, sondern ebenso sehr auch im volkswirtschaftlichen Interesse, daß die Ware durch die Handelsvermittlung nicht ungebührlich verteuert, vielmehr so wohlfeil dargeboten werde, als es die billige Rücksichtnahme auf die berechtigten Interessen des Kleinhandels irgendwie gestattet.

So hat denn eine Erörterung der modernen Entwicklungstendenzen im Kleinhandel sowohl das volkswirtschaftliche Moment der Bedarfsdeckung wie das sozialpolitische der Kleinhandelsverhältnisse selbst ins Auge zu fassen. Von diesen beiden Gesichtspunkten aus wollen wir daher die Stellung des Kleinhandels innerhalb der Volkswirtschaft und sodann seine neuzeitliche Aus- und Umgestaltung betrachten.

1. Die Stellung des Kleinhandels innerhalb der Volkswirtschaft.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal kurz die **Aufgaben und Leistungen des Kleinhandels**. Sie beruhen darin, daß er die Verteilung der Waren für den unmittelbaren Verbrauch vornimmt, einen größeren Vorrat hält, um ihn in kleinen und kleinsten Mengen jederzeit abgeben zu können. Dies ist zweifellos eine notwendige wirtschaftliche Funktion, da der Einkauf im Großen nur unter Ausnahmeverhältnissen in Frage kommen kann. Der Kleinhändler dient hierbei den Verbrauchern mit seiner Arbeit, seinem Kapital und seinem Kredit, allerdings im einzelnen in sehr ungleicher

wecken und den Konsumenten Einfluß auf die Produktionsbedingungen verschaffen. Sie sind bestrebt, sozialpolitisch zu wirken in der Art, daß keine Waren gekauft werden, die unter ungünstigen Arbeitsverhältnissen hergestellt (Heimarbeit!) oder durch das Ladenpersonal) verkauft werden. Das Interesse der Konsumenten an wohlfeilen Ladenpreisen kümmert sie nicht.

Weise. Oft ist die Zeit des Kleinhändlers oder seiner Angestellten nur wenig ausgenutzt und mehr Arbeitsbereitschaft als tatsächliche Leistung. Das Kapital kann relativ um so geringer sein, je größer der Umsatz ist, je weniger Kredit gewährt wird. Die starke Inanspruchnahme des Kredits ist in der Hauptsache eine Folge des weitverbreiteten Borgunwesens. Geschäfte mit großem Kapital und beschleunigtem Umsatz, die obendrein grundsätzlich nur gegen Bar verkaufen, haben daher von vornherein eine ungleich günstigere Position als die kleineren, kapitalschwachen Geschäfte. Für die Beurteilung der Leistungen des Kleinhandels ist aber noch ein weiteres Moment von Bedeutung: Die Waren müssen dem Publikum bequem zur Verfügung stehen, leicht erreichbar sein, namentlich die Gegenstände des täglichen Verbrauchs. Dadurch ergibt sich die Notwendigkeit der Dezentralisation des Kleinverkaufs, einer großen Anzahl von Ladengeschäften, deren jedes mit einem beschränkten Kundenkreise rechnet. Allerdings werden wir sehen, daß tatsächlich die Dezentralisation sehr weit geht, daß eine Zersplitterung vorhanden ist, die der Bequemlichkeit der Verbraucher nur gar zu sehr entgegenkommt. Daß jene Dezentralisation aber an und für sich notwendig ist, zeigt sich u. a. daran, daß die Großunternehmungen im Kleinhandel vielfach zu Filialgründungen übergehen, und auch die Konsumvereine auf eine solche örtliche Verteilung ihrer Verkaufsstellen angewiesen sind. Freilich hat die Konzentrationstendenz, die sich in der Industrie aus ökonomischen und technischen Gründen immer mehr geltend macht, auch im Kleinhandel [illegible]

[illegible]

schwankungen im Großhandel, nicht minder aber auch für das Kreditieren an die Kundschaft, und schließlich darf sich der Kleinhändler einen gewissen Unternehmergewinn anrechnen für die Leitung des Geschäftes, wie dafür, daß er es für seine Rechnung und Gefahr betreibt. Wie steht es nun aber mit der Angemessenheit des Preisaufschlags? Diese Frage läßt sich zweckmäßig nach zwei Richtungen scheiden: Folgen die Preise im Kleinhandel in richtiger Weise den Großhandelspreisen, und wie gestaltet sich die Höhe des Preisaufschlags gegenüber den Großhandelspreisen? Was zunächst die Parallelität zwischen Groß- und Kleinhandelspreisen anbetrifft, so lehren die praktische Beobachtung wie auch die allerdings nur geringen statistischen Feststellungen, daß eine solche im allgemeinen tatsächlich vorhanden ist. Allerdings darf man nicht erwarten, daß, wenn etwa der Großhandelspreis plötzlich um ein Drittel sinkt, ein Gleiches auch mit den Kleinhandelspreisen geschieht, da die übrigens in neuerer Zeit wesentlich gestiegenen Generalunkosten des Geschäfts dieselben bleiben. Auch ist es nicht einmal erwünscht, daß die Kleinhandelspreise jeder unbedeutenden Schwankung der Großhandelspreise folgen, vielmehr hat der Konsument ein Interesse an einer gewissen Preisbeständigkeit. Bei alledem ist jedoch nicht zu verkennen, daß im Falle erheblicher Preisschwankungen im Großhandel der Kleinhändler bei einem Steigen der Preise ihnen gerne und sofort folgt, daß er dagegen beim Sinken der Großhandelspreise oft nur widerwillig und langsam mit seinen Verkaufspreisen heruntergeht, mit andern Worten das Risiko der Preisschwankungen auf seine Kundschaft abzuwälzen sucht, ohne sie auch an den günstigen Chancen teilnehmen zu lassen. Gerade noch in neuerer Zeit ist gelegentlich der Erörterungen über die Vieh- und Fleischpreise vielfach hierüber geklagt worden. Solche Vorkommnisse werden dadurch erleichtert, daß im Gegensatz zu den Verhältnissen im Großhandel, der durchweg Fachhandel ist, die Kundschaft über Preise und Qualitäten im Kleinhandel nur ungenügend unterrichtet ist, der Wettbewerb hier nur auf seiten der Verkäufer wirksam wird und die Käufer vielfach aus Bequemlichkeit die Sorge um möglichste Billigkeit der Ware außer acht lassen. Hausfrauen, welche sich jahraus jahrein Lebensmittel von denselben Lieferanten ins Haus tragen lassen, dürfen sich nicht darüber wundern, wenn sie andere Preise zu zahlen haben, als diejenigen, welche mit jedem Pfennig rechnen. Auch die Abhängigkeit des Konsumenten vom Händler infolge des übermäßigen Borgens führt naturgemäß zu un-

vorteilhaften Preisen. Im allgemeinen aber wird man trotz alledem sagen dürfen, daß der Wettbewerb unter den Kleinhändlern stark genug ist, um jene Parallelität zwischen Groß- und Kleinhandelspreisen aufrecht zu erhalten. Und dasselbe gilt, um es gleich zu sagen, auch bezüglich der Höhe des Preisaufschlags an sich. Freilich wird hier die Preisbildung durch so zahlreiche besondere Umstände beeinflußt, daß von einer bestimmten Regelmäßigkeit oder einem einheitlichen Preisaufschlag in allen Geschäften oder gar für alle Waren nicht die Rede sein kann. Mag man, abgesehen von den nicht selten sogar unter dem Großhandelspreis abgegebenen Lockartikeln, für die gewöhnlichen Lebensmittel einen Aufschlag von 5 bis 25%, für die einfachsten Gebrauchsgegenstände vielleicht einen solchen 25–50%, für die wertvolleren Waren einen solchen bis zu 100, ja 200% annehmen. Viel ist hiermit nicht gewonnen, da die Verhältnisse im einzelnen zu verschieden sind. Der Kleinhandelsaufschlag ist bei den gangbarsten Konsumartikeln viel leichter als bei denjenigen, welche bei geringem Umsatz höhere Lagerkosten bedingen und der Gefahr des Verderbens oder der Entwertung ausgesetzt sind. Vom Grossisten verkaufsfertig gelieferte Waren, die in der Gegenwart immer mehr in Aufnahme kommen, können wohlfeiler sein, als solche, die zugemessen werden müssen. Soweit es sich bei Waren dieser Art um solche einer bestimmten Form mit bestimmter Ausstattung handelt, die dann gewöhnlich patentamtlich geschützt sind (sogen. Markenartikel), werden die Kleinverkaufspreise vom Fabrikanten bzw. Großhändler einheitlich festgesetzt, wobei der Preisaufschlag schon mit Rücksicht auf die meist hohen Reklameunkosten durchgängig ein sehr beträchtlicher ist. Allgemein ist der Aufschlag im Kleinhandel bei billigen Gegenständen wesentlich geringer als bei den wertvolleren oder solchen, die stark der Mode unterworfen sind, dem Geschmacksurteil unterliegen oder gar als Luxusartikel anzusehen sind, für welche bei dem wohlhabenden Kunden der Preis [illegible] keine entscheidende Rolle spielt. [illegible]

können. Schließlich müssen ja auch die im Wettbewerb bis zur Uebertreibung sich steigernde Ausstattung der Ladenräume und die kostspielige Reklame in den Preisen der Waren ihren Ausgleich finden, wenn auch bezüglich der Reklame zugegeben sein wird, daß deren Kosten durch den gesteigerten Umsatz unter Umständen ersetzt werden können.*)

Ueberblickt man diese Sachlage, so wird der Schluß gerechtfertigt sein, daß die Preise im Kleinhandel den jeweiligen Verhältnissen sich anpassen, daß zwar von einer Gleichmäßigkeit der Preise, andererseits aber auch von übertriebenen Preisforderungen im allgemeinen nicht die Rede sein kann, vielmehr eine monopolistische Ausbeutung des Publikums im großen und ganzen ausgeschlossen erscheint. Die aus der vorteilhaften Wirkung des freien Wettbewerbs im Kleinhandel hergeleiteten Gründe, die vor einem Jahrhundert zur Aufhebung der alten obrigkeitlichen Preistaxen führten, haben auch heute, ja mit Rücksicht auf sonstige Erwägungen noch mehr als damals ihre volle Berechtigung. Die Beobachtung ergibt denn auch, daß im Kleinhandel übermäßige Gewinne gewöhnlich nicht gemacht, Reichtümer nicht gesammelt werden, ja weitverbreitet sind die Klagen der Kleinhändler, daß es ihnen schlecht gehe.

Und doch ist die Preisbildung im Kleinhandel offenbar eine wesentlich andere als etwa in der Industrie, wo die vorteilhafter produzierenden Unternehmungen, falls sie ihre Produktion erweitern können, die Preise bestimmen und die unter ungünstigeren Verhältnissen arbeitenden Gefahr laufen, vom Wettbewerb ausgeschaltet zu werden. Im Vergleich hierzu ist im Kleinhandel der Wettbewerb, wie schon der englische Nationalökonom John Stuart Mill einmal hervorgehoben hat, langsam und unvollkommen. Wenn hierbei ein Wettbewerb stattfinde, so teile er oft nur den Gewinn aus den hohen Preisen unter eine größere Anzahl von Händlern, statt die Preise herabzudrücken. Die Regulierung der Preise sei wesentlich auch durch das Herkommen bestimmt, durch gewisse Begriffe von Billigkeit und Gerechtigkeit. Mit anderen Worten: Das Maß des Preisaufschlags regelt sich, trotz des bestehenden Wettbewerbs, mit Rücksicht auf die Existenzbedürftigkeit der vorhandenen Kleinhandelsbetriebe, so daß hier ähnliche Momente wirksam sind, wie bei der

---

*) Eine eingehende Erörterung aller auf das moderne Reklamewesen bezüglichen Fragen findet sich in dem kürzlich erschienenen Werke von Viktor Mataja, Die Reklame. Eine Untersuchung über Ankündigungswesen und Werbetätigkeit im Geschäftsleben. (Leipzig 1910. Duncker & Humblot.)

Regulierung des Arbeitslohnes durch die Kosten des Lebensunterhalts. Wenn daher auch, wie wir sahen, die Preise im Hinblick auf die tatsächlichen Verhältnisse, d. h. vom privatwirtschaftlichen Standpunkte des einzelnen Kleinhändlers und in Anbetracht seines bescheidenen Umsatzes nicht als übertrieben anzusehen sind, so schließt dies keineswegs aus, daß, volkswirtschaftlich betrachtet, die Funktion des Kleinhandels zu wünschen übrig läßt, und die Verhältnisse auf diesem Gebiete ungesund sein können, falls von der distributiven Tätigkeit des Kleinhandels mehr Existenzen leben wollen als nötig sind, um eine angemessene Versorgung des Konsums zu bewerkstelligen.

Nicht nur der Augenschein, auch die Statistik belehrt uns darüber, daß diese Ueberfüllung des Kleinhandels in der Tat vorhanden ist. Es würde hier zu weit führen, auf das [illegible] Material der deutschen Gewerbezählungen von 1882, 1895 und 1907 näher einzugehen. Doch sei auf folgendes hingewiesen. Zwar hat die Zahl der ohne Gehilfen arbeitenden sogen. Alleinbetriebe im Handelsgewerbe, der kleinen Zwerggeschäfte, neuerdings einen Rückgang erfahren. Aber die Zahl der Betriebe mit einem Gehilfen, die sich schon in dem ersten, dreizehnjährigen Zählungszeitraum mehr als verdoppelte, hat auch im zweiten, zwölfjährigen Zeitraum noch überaus stark zugenommen. Selbst wenn man die Betriebe mit bis zu fünf Personen beschäftigten zusammenfaßt, gelangt man für jede der beiden Perioden beinahe zu einer Verdoppelung. Diese starke Vermehrung der Handelsbetriebe steht im Gegensatz zu den Verhältnissen in den Gewerben, wo die Konzentrationsbewegung [illegible] verbreitet. Allerdings ist in den auf die Handelsbetriebe bezüglichen Zahlen der Großhandel mit einbegriffen; aber es unterliegt nach allen sonstigen Beobachtungen keinem Zweifel, daß der Kleinhandel an dieser Vermehrung den Hauptanteil hat. Das wird, um nur wenige Beispiele aus Preußen herauszugreifen, u. a. dadurch gekennzeichnet, daß trotz des [illegible] Tabakkonsums die Betriebe des Handels mit Tabak und Zigarren in dem letzten, zwölfjährigen Zählungszeitraum von 7100 auf 18759, [illegible] im Handel mit Spezereien, Delikatessen, Kurzwaren usw. die Betriebe von 10310 auf 19060 zugenommen haben. Im Handel mit [illegible] sehen wir eine Zunahme von [illegible] auf [illegible] nur von 114[illegible] auf 20711 [illegible]

Die [illegible] der Ueberfüllung des Kleinhandels hat [illegible]

hat seinen Grund in gewissermaßen natürlichen Verhältnissen, insofern es hier leicht fällt, unter Ausnutzung gewisser Geschäftsgewandtheit eine bescheidene Existenz zu begründen, zumal wenn ein kleines Kapital vorhanden ist, oder der nur gar zu leicht erlangbare Kredit in Anspruch genommen werden kann. Solche Geschäfte vermögen sich bei sehr bescheidenem Aufwand für Ladenräumlichkeiten unter Heranziehung der Arbeitsleistung der Angehörigen des Inhabers auch bei mäßigem Umschlag gegenüber den größeren Geschäften wohl eine Zeitlang zu behaupten, doch sind sie stets der Gefahr ausgesetzt, durch Steigerung der Ladenmieten, neu auftauchenden Wettbewerb u. dergl. aus ihrer Existenz herausgedrängt zu werden. Leider treibt die Möglichkeit weitgehender Inanspruchnahme des Kredits auch solche Leute in Scharen dem Kleinhandel zu, die ohne jegliche Berufsvorbildung und Kenntnis des kaufmännischen Wesens das Ladengeschäft als letzten Rettungsanker betrachten und geradezu als parasitische Existenzen bezeichnet werden müssen. Für die Lebensmittelgeschäfte kann nach vorliegenden Ermittlungen angenommen werden, daß nur der dritte Teil der Händler beruflich vorgebildet ist. Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend, daß die Konkurse im Kleinhandel jahraus jahrein ungewöhnlich zahlreiche Opfer fordern.

Diese unerfreulichen Zustände — eine der Schattenseiten unserer modernen kapitalistischen Wirtschaftsordnung — sind auch in den Kreisen des Kleinhandels selbst schon längst lebhaft beklagt worden, freilich in der Hauptsache nur vom Standpunkte ihrer eigenen Interessen aus, für die es zweifellos sehr nachteilig ist, wenn der Kleinhandel von wenig leistungsfähigen, kapitalschwachen, ja geradezu unsoliden Existenzen durchsetzt ist, die zwar oft nur recht kurzlebig sind, in Summa aber doch, und gerade deshalb, als lästige Konkurrenten erscheinen. Es müssen jedoch neben diesen privatwirtschaftlichen, auch volkswirtschaftliche Erwägungen Platz greifen, und von diesem Standpunkte aus ist die Ueberfüllung im Kleinhandel nicht minder schädlich. Denn es ist klar, daß bei einer erheblich geringeren Anzahl von Geschäften mit wesentlich gesteigerten Umsätzen die Möglichkeit vorliegt, daß dem Verbraucher die Waren wohlfeiler geliefert und die heute als normal angesehenen Preise wesentlich unterschritten werden. So fordert das Konsumenteninteresse, daß im Kleinhandel nicht nur der Ueberfüllung Einhalt geboten, sondern überhaupt eine stärkere Konzentration der Arbeit und des Kapitals stattfinde.

Betrachtet man diese Dinge mit vorurteilslosem Blick, so erscheint die Lage des Kleinhandels in eigenartiger Beleuchtung. Nicht, wie im Handwerk, ein Zurückdrängen selbständiger Existenzen, sondern eine unerfreuliche Vermehrung der Händlerschaft, die [illegible] gesamt aus der Tasche der Konsumenten leben will, ohne daß ein Bedürfnis nach solcher Zersplitterung der Handelsvermittlung anzuerkennen ist. Es liegt aber, wie Professor Johann [illegible] einmal sagt, kein Grund vor, mehr Kleinhändler zu unterhalten, als zur Verteilung der Waren notwendig sind. Und G[illegible] meint sogar, man könne wohl etwa den Landmann, [illegible] auch den Handwerker als gesellschaftlichen Selbstzweck betrachten, [illegible] nicht leicht irgendeinen Händler. Selbst wenn man in der [illegible] Wertschätzung der eigentlich produktiven gewerblichen Arbeit im Vergleich zur produktionsvermittelnden, distributiven Tätigkeit des Handels nicht so weit gehen will, wird man zugeben müssen, daß, so sehr eine gewisse Dezentralisation geradezu im Wesen des Kleinhandels liegt, der Fortschritt dennoch in der Richtung einer [illegible]zentralistischen Organisation und einer ökonomischeren Ausnutzung der Vorteile kapitalistischer Betriebsweise liegt gegenüber dem [illegible] Zustande der übertriebenen Zersplitterung mit all den Mängeln des Kleinbetriebs, obwohl sich selbstverständlich eine bestimmte, etwa nach der Bevölkerungszahl und der Ausdehnung des Absatzgebietes bemessene Grenze keineswegs ziehen läßt. In diesem Sinne schreibt Professor Wilhelm Lexis*: „Das Publikum hat von der Ueberfüllung des Detailhandels keinen Vorteil, denn die Preise werden dadurch nicht erniedrigt, vielmehr ist jeder [illegible] wegen der Beschränkung des Absatzgebietes genötigt, seine Preise möglichst hoch zu halten. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt kann man aber nicht umhin, die Vergütung, die der Detailhandel für seine Leistungen erhebt, so hoch zu finden, daß eine Verminderung derselben, namentlich im Interesse der [illegible] Klassen, sehr zu wünschen wäre." Für die Zukunft dürfte [illegible] unbefriedigenden Zustandes durch [illegible] Entwicklung des [illegible] und der Konkurrenz [illegible] ohne daß der wirklich leistungsfähige [illegible] Die [illegible] der [illegible]

* [illegible]

Im Gegensatz zu den Verhältnissen im Handwerk läuft die wünschenswerte Entwicklung beim Kleinhandel also nicht so sehr auf die Erhaltung unter gewissen Bedingungen durchaus lebensfähiger Elemente, als vielmehr auf ein allmähliches Zurückdrängen überflüssiger Existenzen im Interesse der Gesamtheit durch rationeller organisierte Unternehmungen hinaus. Wenn von kleinhändlerischer Seite trotzdem aus durchaus verständlichen Gründen vielfach versucht wird, die öffentliche Meinung mit der Parole der Erhaltung des Mittelstandes zu beeinflussen, so ist nicht zu übersehen, daß dieses sozialpolitische Moment hier vorgeschoben wird, um die eigenen Interessen zu verfechten, und daß für manche dieser Kreise, wie Professor Gustav Cohn einmal bemerkt, das Wesen des Mittelstandes eine negative Größe ist, dazu erfunden, ein Abwehrmittel zu bilden gegen die Fortschritte der neuen Volkswirtschaft, welche gewissen zurückgebliebenen Elementen unbequem geworden sind.

Diese Fortschritte im Sinne rationellerer Betriebsweise haben gewissermaßen ihren Brennpunkt in der Preisbildung. Vergrößerter Umsatz, bessere Ausnutzung der Betriebsmittel, Beseitigung des Borgunwesens, alles dies läuft schließlich auf den wirtschaftlichen Vorteil der Verbraucher hinaus. Aber noch mehr! Je wohlfeiler der Konsum der breiten Masse namentlich in den Städten gestaltet werden kann, um so mehr wird er im Ganzen wachsen können und dadurch nicht nur der Industrie und dem Kleingewerbe, sondern auch dem Warenvertriebe, dem Kleinhandel eine steigende Nachfrage gesichert werden.

Liegt schon in diesen rein ökonomischen Vorgängen, in Verschiebungen, die unzweifelhaft als volkswirtschaftlich gesunde bezeichnet werden dürfen, ein gewisser **Ausgleich der Konsumenten- und Händlerinteressen**, so fragt sich weiter, ob nicht auch der Staat berufen ist, zur Milderung der Reibungen und Interessenkämpfe einzugreifen, welche mit jener Entwicklung innerhalb des Kleinhandels notwendig verknüpft sind. Jedenfalls schließt der Wunsch, daß bei dem Widerstreit zwischen dem konservativen Prinzip des Erhaltens des Bestehenden einerseits und dem Umgestalten und Neuschaffen anderseits der fortschrittliche Gedanke sich verwirkliche, nicht aus, daß sozialpolitische Rücksichten den Staat zu Maßregeln im Interesse der Erleichterung des Uebergangs veranlassen. Die Besteuerung der Großbetriebe im Kleinhandel läßt sich von diesem Gesichtspunkte aus an sich ebenso gut rechtfertigen, wie zollpolitische Maßnahmen zur Förderung und zum Schutze von Landwirtschaft und Industrie.

Freilich ist mit dieser theoretischen Anerkennung der Berechtigung des Staatseingriffs in jene Entwicklung praktisch nicht viel gewonnen. Einmal deshalb nicht, weil die Entwicklung eben erst nur [illegible] vor sich geht und von einer Verdrängung des Kleinhandels [illegible], wenn sie auch hie und da bereits eingesetzt hat, im ganzen nach den Ergebnissen der Statistik noch gar nicht die Rede sein kann. Sodann aber ist auch das dem Staate in erster Linie zu Gebote stehende Mittel der Besteuerung, wie wir sehen werden, von [illegible] zweifelhaftem Werte.

Unter solchen Umständen haben wir besondere Ursache, der Tatsache ins Auge zu sehen, daß ein Aufhalten jener Entwicklung im Kleinhandel unmöglich ist. Auch er kann nicht unberührt bleiben von den gewaltigen Veränderungen, welche auf allen anderen Gebieten des volkswirtschaftlichen Lebens sich geltend machen und die gerade auch dem Kleinhandel selbst außerordentliche Vorteile gebracht haben, freilich nicht ohne die alte typische Kleinhandelsform [illegible] nach mehr als einer Richtung zu durchbrechen.

2. Die neuzeitliche Entwicklung des Kleinhandels.

Hier ist vor allem von Bedeutung die Tatsache des Aufblühens des Kleinhandels an sich. Die mit dem steigenden Wohlstand Hand in Hand gehende Weckung der Bedürfnisse und des Geschmacks, die Entwicklung der Industrie und die Steigerung der Gütererzeugung, der Massenproduktion auf allen Gebieten sind dem Kleinhandel in außerordentlichem Maße zugute gekommen. Zur Zeit der vorwiegend handwerksmäßigen Betriebsweise war er auf verhältnismäßig wenige Warengattungen beschränkt. Mit Handwerkserzeugnissen zu handeln war ihm zur Zunftzeit teils verboten, teils nur mit Beschränkungen gestattet. So blieben ihm in der Hauptsache, außer den landwirtschaftlichen Produkten, die Kolonialwaren und die Erzeugnisse der „Manufakturen", Tuch, Seiden, Gewürzwaren u. dergl. [illegible] der Kleinhandel [illegible] in der Form kleiner Höker [illegible] ein kümmerliches Dasein. Erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts konnte er sich unter der Herrschaft der Gewerbefreiheit aus diesen [illegible] und hat [illegible] Jahrzehnte [illegible] der landwirtschaftlichen Produkte [illegible] der Industrie [illegible] Menge [illegible] Die [illegible] und die [illegible]

Vereinheitlichung des Bedarfs hervorgerufen, die nicht nur die gewerbliche Tätigkeit auf vielen Gebieten richtunggebend beeinflußt, sondern auch für den Warenvertrieb ganz neue, überaus günstige Voraussetzungen geschaffen hat. Gleichzeitig sorgt die nie rastende Mode für einen steten, sich fast überstürzenden Wechsel in der Richtung des Konsums, der zwar in mancher Hinsicht wie dem kaufenden Publikum, so auch den Kleinhändlern unbequem sein mag, im ganzen aber doch gerade ihnen großen Vorteil gebracht hat durch die von der Mode bewirkte periodische Gleichmäßigkeit der Nachfrage in weiten Volksschichten und den dadurch bedingten Massenabsatz. Ganz besonders tritt die Wirkung dieser Entwicklung in den Städten hervor, von denen aus dann auch dem platten Lande die Richtung des Bedarfs vorgeschrieben wird. In stetig wachsendem Maße ziehen die großstädtischen Ladengeschäfte, wirksam unterstützt durch die verbesserten Verkehrsmittel (Vorort- und Kleinbahnen) die ländlichen Käufer an. Und je mehr die Bevölkerungskonzentration mit der Industrialisierung des Landes fortschreitet, die Volkszahl der Städte zunimmt, um so günstiger gestalten sich die Existenzbedingungen des den gesteigerten Verbrauch vermittelnden Kleinhandels. Es bedeutet daher eine völlige Verkennung der Sachlage, wenn von mittelständlerischer Seite der moderne Kapitalismus mit seinen Folgeerscheinungen als nachteilig für den Kleinhandel hingestellt wird. Freilich nimmt man die unmittelbaren Vorteile dieser Entwicklung der Dinge gerne für sich in Anspruch, nur möchte man sich nicht durch „Eingriffe“ in seinen eigenen Besitzstand stören lassen, und die „Abwehr der den Mittelstand gefährdenden mißbräuchlichen Ausdehnung der großkapitalistischen Betriebsformen im Kleinhandel“ bildet einen beliebten Programmpunkt gewisser Mittelstandsretter. Man greift, um diesen unhaltbaren Standpunkt zu verteidigen, zu den wunderbarsten Gründen. Da will man die großindustrielle Entwicklung als Folge der technischen Errungenschaften gelten lassen, die [illegible] kapitalistischen Umgestaltungen im Kleinhandel nicht, als ob die Großindustrie nicht wesentlich auch durch das Eingreifen des Kapitals zu dem geworden sei, was sie heute ist. Da möchte man allen unerwünschten Neuerungen im Kleinvertrieb mit dem Aufwerfen der Bedürfnisfrage zu Leibe gehen, ohne zu bedenken, daß die großen Scharen der Kleinhändler selbst diesem Kriterium am wenigsten standhalten. Demgegenüber kann der vorurteilslos Denkende es nur begrüßen, wenn in geradezu selbstverständlicher Entwicklung der Dinge das Kapital in steigendem Maße auch dem Kleinhandel

sich zuwendet, die Schaffung neuer, vollkommenerer Betriebsformen herbeiführt und den zersplitterten Kleinbetrieb mehr und mehr durch größere und Großbetriebe ersetzt, die allein schon durch ihren bedeutenderen Umsatz auf eine Verbilligung der Warenpreise hinwirken können. Wie dringend wünschenswert im [illegible]interesse eine solche Entwicklung ist, haben unsere früheren Betrachtungen gelehrt. So ist denn auch schon im Laufe der letzten Jahrzehnte der ältere Typus des Kleinhandels wenn auch keineswegs absolut zurückgedrängt, so doch infolge der zunehmenden Differenzierung der Betriebsformen und großenteils in seiner relativen Bedeutung herabgedrückt. Immer mehr baut sich auf den geschilderten günstigen Voraussetzungen die steigende Zahl der großen Spezialgeschäfte auf. Diese machen sich neben den Vorteilen des Großbetriebs diejenigen der Beschränkung auf bestimmte Warengattungen zunutze, während die Großbetriebe der Warenhäuser den Grundsatz der Zentralisierung der Bedarfsbefriedigung durchführen und mit denjenigen Vorteilen rechnen, die im Einkauf verschiedenartiger Waren in einem einzigen großen Geschäfte liegen. Schon diese Gegensätzlichkeit in der Betriebsweise der Spezialgeschäfte und derjenigen der Warenhäuser, die Verschiedenheit der Grundsätze bei der Nutzbarmachung der großbetrieblichen Vorteile im Kleinhandel, zeigt die Mannigfaltigkeit der hier vorliegenden Bedürfnisse und Entwicklungsmöglichkeiten. Freilich wird trotz aller Voraussagen des rationellen Großbetriebs im Kleinhandel der Gang der Dinge schwerlich dahin führen, daß die Kleinbetriebe von den Großbetrieben völlig unterdrückt werden. Ebenso wie Handwerk und Kleingewerbe, obwohl sie manche Position gegenüber der andrängenden Großindustrie aufgeben mußten und auf immer verloren haben, sich sicherlich doch in einem gewissen Umfange ihr Feld behaupten können, so wird auch das kleine Ladengeschäft nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den Städten nie völlig verschwinden. Wie im Handwerk sind es die Eigentümlichkeiten der Produktion und bestimmter Bedürfnisse des Publikums hinsichtlich Bequemlichkeit und [illegible] der Waren, die den Kleinbetrieb unentbehrlich machen. [illegible] Kleinhandel sind es [illegible] der Geschäftsverbindung und das Interesse des Publikums [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Bedarf in kleinen Mengen einer starken örtlichen Zersplitterung Vorschub leistet.

So ist praktisch mit einer Mischung von Groß-, Mittel- und Kleinbetrieben auch in Zukunft zu rechnen. Und es wird daher auch der Kampf zwischen Altem und Neuem, dem konservativen Gedanken und dem Fortschritt im Kleinhandel einmal zu einer gewissen Ruhe kommen, freilich nicht ohne daß der rationellere kapitalistische Großbetrieb über manche kleinere Existenzen hinwegschreitet, ganz ebenso, wie dies im Gefolge technisch-ökonomischer Entwicklung auf dem Gebiete der Industrie und des Verkehrswesens einmal der Fall war. Und in Anbetracht der hiermit verbundenen Vorteile können die mittelständlerischen Klagen über den Rückgang der kleinen Betriebe nicht standhalten. Man wird auch hier schließlich mit den Tatsachen rechnen lernen.

Fragen wir nunmehr nach der Richtung, in der im Kleinhandel die Entwicklung zu größeren und Großbetrieben vor sich geht, so zeigen sich hier verschiedene Formen.

Zunächst der schon erwähnte Typus der größeren Spezialgeschäfte, die ihre Stärke in der Beschränkung auf bestimmte Warengattungen sehen, wobei sie auf ihrem besonderen Gebiete durch bedeutende Auswahl in bezug auf Sonderart und Qualität der Waren den Bedürfnissen des Publikums entgegenkommen. Dies wird um so mehr erreicht, je geschlossener der Betrieb ist, je mehr in ihm die Zentralisation zur Durchführung gelangt.

Eine andere Betriebsform ergibt sich aus dem Voranstellen des Prinzips der Dezentralisation, der örtlichen Verteilung, welches namentlich für die Bedürfnisse des täglichen Lebens angemessen erscheint. Geschäftsinhaber, welche solche Gegenstände führen, gelangen bei ihrem Bestreben nach Ausdehnung des Betriebes zur Errichtung von Filialen, ein aus der Natur der Verhältnisse gewissermaßen von selbst sich ergebender Ladentypus. Dennoch ist von den Vertretern der kleineren Geschäfte eine Agitation gegen die Filialbetriebe eingeleitet, die in einzelnen, namentlich rheinischen Stadtgemeinden zu einer steuerlichen Sonderbelastung der Zweiggeschäfte der auswärtigen Firmen geführt hat. Soweit es sich bei einer solchen Steuer um eine gewisse Erleichterung des Uebergangs in die durch die Filialen geschaffenen neuen Verhältnisse sowie um eine bessere Berücksichtigung der steuerlichen Leistungsfähigkeit der Filialbetriebe und ihres Interesses an den Gemeindeeinrichtungen handelt, wird an sich kaum etwas gegen jene Besteuerung ein-

zuwenden sein, denn daß diejenigen größeren Betriebe, welche Filialen unterhalten, allein schon durch den billigeren Einkauf ihrer großen Bezüge wirtschaftlich günstiger dastehen, als jedes einzelne kleinere Ladengeschäft gleicher Art, leuchtet ohne weiteres ein. Nur zu sehr tritt aber auch hier das Bestreben hervor, der Steuer einen prohibitiven Charakter zu geben, abgesehen davon, daß die Staffelung der Steuersätze nach der Zahl der Angestellten nicht mit Unrecht als eine unsoziale Maßregel bezeichnet worden ist. Das preußische Finanzministerium hat sich denn auch vor kurzem entschlossen, bestimmte Anhaltspunkte für die Besteuerung der „Forensalfilialbetriebe" zu geben, welche bei Schaffung solcher Steuern in anderen Gemeinden in Zukunft maßgebend sein sollen, um gewissermaßen Vernunft in die Sache zu bringen und Experimenten vorzubeugen, welche, wie man mit Recht gesagt hat, die mittelalterliche Abwehrpolitik der Städte gegenüber dem fremden Wettbewerbe, die Politik der zünftlerischen Bannmeile wieder aufleben lassen.

Haben die Filialbetriebe den Gedanken der Dezentralisation verwirklicht, so beruhen die Warenhäuser*), wie die Spezialgeschäfte, im Grunde wieder auf dem entgegengesetzten Prinzip, dem Verkauf in einem einzigen Großunternehmen, obwohl mehrere Warenhausbetriebe, dem Ausdehnungsdrange kapitalistischer Entwicklung folgend, in verschiedenen Orten Niederlassungen begründet, ja vereinzelt auch Filialen am Sitz des Stammhauses errichtet haben, z. B. in Arbeitervierteln mit eigenartigem Bedarf.

Wenn auch heute schon seitens der übrigen Kleinhandelskreise eine ruhigere Beurteilung der Dinge eingetreten zu sein scheint, so sind doch die Warenhäuser neben den Konsumvereinen noch immer das Hauptkampfobjekt im Streite gegen den vordrängenden Kapitalismus. Wie liegen die Dinge? Auch wenn die Warenhäuser niemals entstanden wären, wäre der Druck der großen auf die mittleren, der mittleren auf die kleineren Geschäfte nicht ausgeblieben, der Einzug des Kapitalismus in den Kleinhandel hätte sich dennoch nicht aufhalten lassen. Aber die Warenhäuser waren augenscheinlich

*) Die umfangreiche Literatur über die Warenhäuser weist noch kein Werk auf, das den Gegenstand einigermaßen erschöpfend behandelt. Von neueren Werken kommen neben dem Büchlein von Paul Göhre, „Das Warenhaus" (Frankfurt a. M., 1907, Rütten & Loening), das eine „sozialpsychologische" Schilderung der Verhältnisse zu geben sucht, die Schriften von Käthe Lux, „Studien über die Entwicklung der Warenhäuser in Deutschland" (Jena 1910, Gustav Fischer) und Julius Hirsch, „Das Warenhaus in Westdeutschland" (Leipzig 1910, A. Deichert) in Betracht.

etwas gänzlich Neues, Eigenartiges. Indem man gegen sie zu Felde zog, ließ sich mit besonderer Aussicht auf Erfolg die Agitation gegen das unerwünschte Eindringen des Großkapitals betreiben. Versteht man unter einem Warenhause ein großkapitalistisches Kleinhandelsgeschäft, in welchem, zum Unterschiede von den Spezialgeschäften, mehrere nicht verwandte Gattungen von Waren zum Verkauf gelangen, so verbindet sich in ihnen ein neues Prinzip, das des Großbetriebes, mit einer alten Gepflogenheit, dem Verkauf von allerlei verschiedenartigen Waren, wie wir sie noch heute in den Kramläden auf dem Lande beobachten. Freilich erfolgt diese Kombination bei den Warenhäusern in eigenartiger Weise. Nicht ein buntes Durcheinander von Waren aller Art, sondern innerhalb des Gesamtrahmens ein wohlgeordnetes Nebeneinander der verschiedenen Branchen, eine Konzentration zahlreicher Einzelverkaufsstellen zu einem großräumigen Gesamtunternehmen, geleitet von einem einheitlichen Willen, von einem Zentralpunkte aus, in dem alle Fäden zusammenlaufen. Wie sehr gerade diese Betriebseinheitlichkeit und die daraus entspringende Möglichkeit der Ausnutzung aller sachlichen und räumlichen Vorteile den Warenhäusern zu gute kommen, beweist die Tatsache, daß die vereinzelt, so in Hagen, dann in Berlin („Passagekaufhaus"), unternommenen Versuche einer mehr äußerlichen Nachahmung der Warenhäuser durch Vereinigung einzelner selbständiger Geschäfte in einem großen Gebäude fehlgeschlagen sind. Der eine Vorteil, dem Besucher Gelegenheit zum Einkauf der verschiedensten Waren in demselben Hause zu bieten, das Publikum durch die äußere Großartigkeit des Betriebes und seiner Anlagen zu locken, stand auch jenen Unternehmungen gleichwie den Warenhäusern zur Seite. Aber die Vorzüge einer straffen Leitung des Ganzen und der Ausnutzung der Oekonomik eines einheitlichen Zusammenwirkens aller Teile blieben ihnen versagt, und die Disharmonie der einzelnen Interessenten, die sich benachteiligt oder zu wenig berücksichtigt glaubten, tat das ihrige, um den Mißerfolg zu beschleunigen. Zweifellos erfordert der erfolgreiche Betrieb der Warenhäuser ein besonderes Maß von Intelligenz, Organisationstalent, Tüchtigkeit und Erfahrung der leitenden Persönlichkeiten. Wenigstens die älteren Unternehmungen dieser Art sind denn auch meist aus kleinen Anfängen, vornehmlich aus Handlungen mit Manufaktur- und Kurzwaren, die heute noch den bedeutendsten Anteil am Warenhausumsatz haben, hervorgegangen, während plötzlich auftauchende Neugründungen häufig fehlgeschlagen sind. Gerade in diesem

Regulierung des Arbeitslohnes durch die Kosten des Lebensunterhalts. Wenn daher auch, wie wir sahen, die Preise in Hinsicht auf die tatsächlichen Verhältnisse, d. h. vom privatwirtschaftlichen Standpunkte des einzelnen Kleinhändlers und in Anbetracht seines bescheidenen Umsatzes nicht als übertrieben anzusehen sind, so schließt dies keineswegs aus, daß, volkswirtschaftlich betrachtet, die Funktion des Kleinhandels zu wünschen übrig läßt, und die Verhältnisse auf diesem Gebiete ungesund sein können, falls von der distributiven Tätigkeit des Kleinhandels mehr Existenzen leben wollen als nötig sind, um eine angemessene Versorgung des Konsums zu bewerkstelligen.

Nicht nur der Augenschein, auch die Statistik belehrt uns darüber, daß diese Ueberfüllung des Kleinhandels in der Tat vorhanden ist. Es würde hier zu weit führen, auf das bezügliche Material der deutschen Gewerbezählungen von 1882, 1895 und 1907 näher einzugehen. Doch sei auf folgendes hingewiesen. Zwar hat die Zahl der ohne Gehilfen arbeitenden sogen. Alleinbetriebe im Handelsgewerbe, der kleinen Zwerggeschäfte, neuerdings einen Rückgang erfahren. Aber die Zahl der Betriebe mit einem Gehilfen, die sich schon in dem ersten, dreizehnjährigen Zählungszeitraum mehr als verdoppelte, hat auch im zweiten, zwölfjährigen Zeitraum wieder überaus stark zugenommen. Selbst wenn man die Betriebe, die bis zu fünf Personen beschäftigen, zusammenfaßt, gelangt man für jede der beiden Perioden beinahe zu einer Verdoppelung. Diese starke Vermehrung der Handelsbetriebe steht im Gegensatz zu den Verhältnissen in den Gewerben, wo die Konzentrationsbewegung [illegible] fortschreitet. Allerdings ist in den auf die Handelsbetriebe bezüglichen Ziffern der Großhandel mit enthalten, aber es unterliegt nach allen sonstigen Beobachtungen keinem Zweifel, daß der Kleinhandel an dieser Vermehrung den Hauptanteil hat. [illegible] nur wenige Beispiele für Preußen herauszugreifen, [illegible] Betriebe des Handels mit [illegible] und [illegible] in dem letzten, zwölfjährigen Zählungszeitraum von 7100 auf 18780, [illegible] Handel mit [illegible] usw. die Betriebe von 10310 auf 19000 zugenommen haben. Im Handel mit [illegible] und [illegible] eine Zunahme von 1737 auf [illegible] nur von 1146 auf 20711 [illegible]

[illegible]

[illegible] seinen Grund in gewissermaßen natürlichen Verhältnissen, insofern es hier leicht fällt, unter Ausnutzung gewisser Geschäftsgewandtheit eine bescheidene Existenz zu begründen, zumal wenn ein kleines Kapital vorhanden ist, oder der nur gar zu leicht erlangbare Kredit in Anspruch genommen werden kann. Solche Geschäfte vermögen sich bei sehr bescheidenem Aufwand für Ladenräumlichkeiten unter Heranziehung der Arbeitsleistung der Angehörigen des Inhabers auch bei mäßigem Umschlag gegenüber den größeren Geschäften wohl eine Zeitlang zu behaupten, doch sind sie stets der Gefahr ausgesetzt, durch Steigerung der Ladenmieten, neu auftretenden Wettbewerb u. dergl. aus ihrer Existenz herausgedrängt zu werden. Leider treibt die Möglichkeit weitgehender Inanspruchnahme des Kredits auch solche Leute in Scharen dem Kleinhandel zu, die ohne jegliche Berufsvorbildung und Kenntnis des kaufmännischen Wesens das Ladengeschäft als letzten Rettungsanker betrachten und geradezu als parasitische Existenzen bezeichnet werden müssen. Für die Lebensmittelgeschäfte kann nach vorliegenden Ermittlungen angenommen werden, daß nur der dritte Teil der Inhaber beruflich vorgebildet ist. Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend, daß die Konkurse im Kleinhandel jahraus jahrein ungewöhnlich zahlreiche Opfer fordern.

Diese unerfreulichen Zustände — eine der Schattenseiten unserer modernen kapitalistischen Wirtschaftsordnung — sind auch in den Kreisen des Kleinhandels selbst schon längst lebhaft beklagt worden, freilich in der Hauptsache nur vom Standpunkte ihrer eigenen Interessen aus, für die es zweifellos sehr nachteilig ist, wenn der Kleinhandel von wenig leistungsfähigen, kapitalschwachen, oft geradezu unsoliden Existenzen durchsetzt ist, die zwar oft nur recht kurzlebig sind, in Summa aber doch, und gerade deshalb, als lästige Konkurrenten erscheinen. Es müssen jedoch neben diesen privatwirtschaftlichen, auch volkswirtschaftliche Erwägungen Platz greifen, und von diesem Standpunkte aus ist die Ueberfüllung im Kleinhandel nicht minder schädlich. Denn es ist klar, daß bei einer erheblich geringeren Anzahl von Geschäften mit wesentlich gesteigerten Umsätzen die Möglichkeit vorliegt, daß dem Verbraucher die Waren wohlfeiler geliefert und die heute als normal angesehenen Preise wesentlich unterschritten werden. So fordert das Konsumenteninteresse, daß im Kleinhandel nicht nur der Ueberfüllung Einhalt getan, sondern überhaupt eine stärkere Konzentration der Arbeit und des Kapitals stattfinde.

allmählichen Fortschreiten und Ausbauen des Unternehmens, unter Berücksichtigung der Wünsche und Bedürfnisse des Publikums sowie unter Ausnutzung aller Organisationsvorteile im [illegible] und Kleinen, liegt die Stärke der Entwicklung der Warenhäuser. Es ist daher ein Irrtum, das Vorhandensein der Kapitalien [illegible], denen es an und für sich gewiß nicht fehlt, als das für die Entstehen der Warenhäuser Entscheidende anzusehen. Berücksichtigt man nun weiter, daß die wirtschaftlichen Voraussetzungen ihrer Entwicklung immerhin beschränkte sind und bleiben werden, da selbst in den Großstädten die Grenzen eng gezogen sind, so erklärt dies zur Genüge, warum die Zahl der Warenhäuser keineswegs so gestiegen ist, wie man anfangs erwartete. So gab es in Preußen im Jahre 1901 109 der Warenhaussteuer unterworfene Betriebe. Schon zwei Jahre später war ihre Zahl, hauptsächlich infolge der zur Vermeidung der Steuer von manchen Geschäften vorgenommenen Einschränkung der Warengattungen, auf 73 gesunken. Dann trat wieder eine Steigerung ein, so daß im Jahre 1908 107 Warenhäuser besteuert wurden, mit einem gesamten Steuerbetrage von 2 737 074 Mk., während dieser 1901 rund 3 Millionen, 1903 nicht ganz 2 Millionen Mark betrug. An den Fortschritten der [illegible] Zeit ist namentlich Berlin beteiligt, wo 1908 17 Warenhäuser bestanden, die fast die Hälfte der Gesamtsteuer in Preußen aufbrachten, bei einem Umsatz von etwa 100 Millionen Mark. Für das ganze Reich wird dieser neuerdings auf reichlich das [illegible] geschätzt. Wenn nun auch solche Beträge gegenüber dem Gesamtbetrieb im Kleinhandel gering erscheinen mögen, so ist doch nicht zu verkennen, daß dort, wo die Entwicklung der Warenhäuser [illegible] ist, wie in Berlin und Umgebung, der [illegible] einen empfindlichen Druck auf die [illegible] ausgeübt.

[illegible]

den Grunderwerb ausgegeben werden, liegt besonders in der Ausnutzbarkeit zahlreicher Stockwerke ein bedeutender Vorteil. Die Gegner der Warenhäuser haben zwar demgegenüber das Bedenken der Feuergefährlichkeit dieser Bauten erhoben. Doch hat die Baupolizei mit diesen wohlmeinenden Besorgnissen längst aufgeräumt. Zu jenen Betriebsvorteilen tritt dann weiter der raschere Umsatz, der etwa das Dreifache eines mittleren Ladengeschäftes betragen dürfte, ermöglicht dadurch, daß hauptsächlich solche Waren geführt werden, welche den Massenbedarf decken, wenn auch neuerdings bessere Spezialartikel, die von dem kaufkräftigen Mittelstande begehrt sind, mehr und mehr hinzutreten. Jedenfalls werden nicht gangbare Artikel möglichst rasch abgestoßen. Der Einkauf erfolgt, sofern nicht einzelne Warenarten in eigenem Betrieb hergestellt werden, im Großen, tunlichst unter Umgehung des Handels unmittelbar bei den Fabrikanten, denen die meist im Voraus übersehbaren Aufträge möglichst zu einer Zeit zugeführt werden, wo an und für sich die Beschäftigung der Fabriken eine geringere ist, also billigere Lieferung ausbedungen werden kann. In betrieblicher Hinsicht tritt hinzu die Möglichkeit der Verteilung des Verkaufspersonals auf die einzelnen Abteilungen je nach ihrer größeren oder geringeren Inanspruchnahme seitens des Publikums während der betreffenden Saison. Schließlich, und nicht zum geringsten, ist es der Grundsatz der Barzahlung, der den Warenhäusern einen Vorsprung vor den kleineren Ladengeschäften gibt, da hierdurch Außenstände und Verluste bei der Kundschaft vermieden werden. Welche Bedeutung gerade diesem Umstande zukommt, zeigt die Tatsache, daß die an einzelnen Orten zu sogen. gemeinnützigen Rabattsparvereinen vereinigten kleineren Ladengeschäfte bei strenger Durchführung der Barzahlung einen Rabatt von 5% gewähren, wobei allerdings u. a. auch die Hoffnung auf vergrößerten Umsatz mitspielt. Nicht minder als den Warenhäusern selbst gereicht dem Publikum das Barzahlungsprinzip zum Vorteil, wie alles, was das zu unökonomischer Haushaltsführung verleitende Borgwesen ausschaltet, als ein wahrer Segen für alle Kreise zu begrüßen ist. Mochte auch der Barzahlungszwang in den Warenhäusern zunächst der Abneigung mancher Konsumentenkreise begegnen, sie wurde erfahrungsgemäß überwunden durch die Anziehungskraft eines glänzenden Gesamtbildes, die Vorteile des fehlenden Kaufzwanges, der Bequemlichkeit des Einkaufs, der festen Preise, die von vornherein den Eindruck der Solidität hervorrufen, und nicht zum mindesten endlich der Billigkeit der Preise.

Was diesen letzteren Punkt anbetrifft, so kann freilich gerade hier ein allgemeines Urteil den Tatsachen nicht vollauf gerecht werden. Gewiß ist von vornherein einleuchtend, daß alle jene oben genannten betrieblichen Vorzüge den Warenhäusern die Gewährung besonders billiger Verkaufspreise ermöglichen. Doch kommt dies tatsächlich weit mehr bei den gangbarsten Massenartikeln als bei den wertvolleren Waren mit geringerem Umsatz zur Geltung, die in den Warenhäusern kaum billiger sind als anderswo. Hemmend wirken auch die im Laufe der Jahre besonders in den besseren Warenhäusern erheblich gesteigerten Unkosten, wie denn überhaupt die einzelnen Warenhäuser trotz ihrer gemeinsamen Züge zu verschiedenartig sind, als daß nicht auch die Preisnormierung hierdurch beeinflußt würde. Daß ihnen trotzdem im ganzen der Vorteil billiger Preise zur Seite steht, kann nicht zweifelhaft sein. Wenn diese Tatsache nicht in solch scharfer Weise hervortritt, wie vielleicht zu erwarten wäre, so rührt dies wohl daher, daß die Warenhäuser in der Hauptsache nicht untereinander, sondern mit den kleineren Läden konkurrieren, deren Preise sie nur wenig zu unterschreiten brauchen, um die Kundschaft an sich zu ziehen, und andererseits auch diese kleineren Geschäfte dem Preisdruck der Warenhäuser in etwa nachgeben mußten. Man hat den Warenhäusern nachgesagt, daß sie größtenteils sogen. Ramschwaren führen und die Produktion zu dem Grundsatze „billig und schlecht“ zurückdrängten. In der ersten Zeit ihres Bestehens war dieser Vorwurf nicht unberechtigt; doch hat sich hierin im Laufe der Jahre eine Wandlung vollzogen, wie denn auch der wachsende Zuspruch des Publikums, das doch schließlich seine Interessen zu wahren weiß, gegen jene Ansicht spricht. Allerdings wird das Warenhaus mit seinem Grundsatze, in erster Linie gangbare Artikel zu führen, die dem Bedarf der Masse des Publikums entsprechen, und die Befriedigung von Sonderbedürfnissen zurücktreten zu lassen, nicht in der Lage sein, in jeder einzelnen Warengattung inbezug auf Qualitäten, Auswahl, Ausstattung und allerneueste Mode mit den besseren Spezialgeschäften zu konkurrieren, zumal deren Kunden keineswegs bloß auf die Billigkeit der Waren sehen. Ja, die Erfahrung lehrt, daß diese Geschäfte, und selbst die in der Nähe eines Warenhauses gelegenen, wo der Straßenverkehr ein besonders reger ist, nach wie vor florieren, ja in aufsteigender Entwicklung begriffen sind.

So zeigt sich denn auch hier, daß die Warenhäuser keineswegs das Endziel aller Entwicklung im Kleinhandel darstellen, sondern

nur unter bestimmten Verhältnissen und für gewisse Bedarfsrichtungen die rationellere Form des Kleinvertriebs bedeuten, ohne andere leistungsfähige Betriebe auszuschließen, ja ihnen auch nur ernsthaft Schaden zuzufügen. Und wenn die Warenhäuser dahin wirken, die Spezialgeschäfte zu erhöhten Leistungen anzuspornen, daneben aber auch unter den kleinen Zwerggeschäften aufzuräumen, so ist diese im Interesse der Gesamtheit liegende Entwicklung nur als eine erfreuliche zu bezeichnen.

Als vor einer Reihe von Jahren das Warenhausproblem als wahres Schreckgespenst erschien und nach der Meinung vieler den alten Kleinhandel zu zertrümmern drohte, haben sich die deutschen Regierungen nach dem Beispiele des Auslandes, namentlich Frankreichs, auf Drängen der kleineren Interessenten und der ihnen beispringenden Politiker bekanntlich zur Einführung einer besonderen Steuer auf die Warenhäuser entschlossen. Ohne auf die Einzelheiten dieser Steuer näher einzugehen, die, ausschließlich nach dem Umsatz bemessen, sicherlich eine recht rohe, den Grundsatz der Leistungsfähigkeit nicht genügend berücksichtigende Form der Besteuerung darstellt, mag doch in diesem Zusammenhange über die heute schon übersehbare Wirkung dieser Steuer ein Wort gesagt werden. Es wurde schon hervorgehoben, daß eine solche Sonderbelastung mit der Erwägung gerechtfertigt werden kann, daß es zu den sozialpolitischen Aufgaben des Staates gehört, die mit dem Eindringen des Großkapitals in den Kleinhandel verbundenen Umwälzungen, wenn auch keineswegs zu hindern, so doch in ihrem Tempo zu mildern und dadurch die Betroffenen Zeit gewinnen zu lassen, um sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Es ist jedoch mehr als zweifelhaft, ob die Steuer diesen Zweck erreicht hat. Mag sie auch in etwas vor der Gründung neuer Unternehmungen abgeschreckt haben, so darf doch andererseits als feststehend betrachtet werden, daß die bestehenden Warenhäuser diese Sonderbelastung auf ihre Lieferanten abgewälzt haben, die sich diese Kürzung am Verkaufspreise bei der im allgemeinen guten, zahlungsfähigen Kundschaft der Warenhäuser schließlich gefallen lassen mußten und konnten. Es ergibt sich auch in diesem Falle, daß der Kapitalismus gewissermaßen künstliche Hemmungen seiner Betätigung und Entwicklung durch eine Gegenbewegung, das Einsetzen seiner ganzen Kraft und die Ausnutzung seiner Vorteile unwirksam zu machen versteht. Nun hat man im vorliegenden Falle gerade deshalb eine weitere Erhöhung der Steuer in Vorschlag gebracht, freilich ohne damit durchzudringen. Allmäh-

lich gewinnt eben doch eine nüchterne Beurteilung der Warenhäuser die Oberhand, die von einer „Erdrosselungssteuer“ nichts wissen will und auch in den Warenhäusern eine legitime Betriebsform erkennt, die ihre wirtschaftliche Berechtigung hat.

Nicht einer Verherrlichung der Warenhäuser, sondern dem Nachweis ihrer volkswirtschaftlichen Berechtigung neben den anderen Formen des Kleinhandels sollte unsere Betrachtung dienen. Es mag manchen ein Gefühl der Besorgnis vor der kapitalistischen Uebermacht im Kleinhandel beschleichen; gerechtfertigt erscheint es nach allem nicht. Die gegenwärtige Lage erinnert lebhaft an die Zeiten, wo das Handwerk gegen das Eindringen des technisch-kapitalistischen Großbetriebs in seinen bisherigen Interessenbereich ankämpfte und die Besteuerung der Fabriken zu seinen Gunsten, das Verbot der „Aktienwerkstätten“ verlangte. Wie die praktische Politik in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung hierüber längst hinweg geschritten ist, so werden auch jene extremen Forderungen der Kleinhandelsinteressenten über kurz oder lang der Vergangenheit angehören. Denn, wie schon einmal hervorgehoben wurde, nicht das Aufsaugen aller Kleinbetriebe durch die Großen, sondern ein Mischzustand wird auch hier aller Voraussicht nach das Endergebnis der Entwicklung sein.

Die organisatorischen Aenderungen im Vertrieb der Waren an die Verbraucher erfolgen nun aber nicht bloß in der Richtung einer wachsenden Differenzierung innerhalb des Kleinhandels selbst, sondern auch einer **teilweisen Ausschaltung des Kleinhandels überhaupt**, sei es, daß Industrie und Großhandel den selbständigen Kleinhandel zu umgehen suchen oder andere Betriebsformen seine Funktionen übernehmen oder endlich die Konsumenten durch Ausschaltung des Kleinhandels zu einem wohlfeileren Bezug ihrer Bedürfnisse zu gelangen trachten.

In jenem ersteren Falle bleibt die typische Form des Kleinhandels, und zwar des Spezialgeschäftes gewahrt, indem Fabriken ihre Erzeugnisse (wie z. B. Gegenstände des Kunstgewerbes, der Glas-, Leder-, Konfektionsindustrie) in eigenen Läden feilbieten, oder Großhandelsfirmen gewisse Bedarfsartikel (Schuhwaren, Lebensmittel u. dergl.) im Kleinverkauf, in der Regel auf der Grundlage des Filialbetriebes absetzen. Hier sichert der unmittelbare Verkehr mit den Verbrauchern die Möglichkeit nicht nur eines billigeren Angebots, sondern auch einer wirksameren Reklame für die einzelne Firma. Es bleibt das Ladengeschäft als solches erhalten; auch handelt es

sich insofern um keine neue Betriebsform, als bekanntlich die Handwerker von jeher, soweit sie nicht auf Bestellung arbeiten, ihre Erzeugnisse in gleicher Weise vertreiben. Unter diesen Umständen konnte kaum eine Opposition seitens des Kleinhandels gegen jene Neuerungen aufkommen.

Anders ist dies bezüglich derjenigen Arten des Warenvertriebs, welche die alte Form des Kleinhandels ausschalten und ein gänzlich neues Verfahren an ihre Stelle setzen. Da sind zunächst die sogen. Versandtgeschäfte, größere Unternehmungen, die die Waren im kleinen nach auswärts auf Bestellung versenden. Trotz ihrer Vorteile und Bequemlichkeiten für das Publikum, das ohne einen Laden aufsuchen zu brauchen, nach Mustern und Katalogen mit festen Preisen kauft und die Ware durch die Post zugesandt erhält, die ihrerseits diesen Vertrieb durch das billige Fünfzigpfennig-Paket, den Postanweisungs- und Nachnahmeverkehr*) sehr erleichtert hat, stellen die Versandtgeschäfte für das städtische Publikum, soweit nicht landwirtschaftliche Erzeugnisse in Betracht kommen, schon eine veraltete Form des Kleinvertriebs dar, denn in den Städten ist hinreichend Gelegenheit zum sofortigen Einkauf bei vorheriger Besichtigung der Ware geboten, demgegenüber die Bestellung nach Mustern und Katalogen immer etwas Mißliches bleibt. Dagegen können die Versandtgeschäfte der Landbevölkerung auch gegenwärtig noch nützliche Dienste leisten, soweit diese fern vom städtischen Verkehr lebt. In Frankreich ist diese Vertriebsweise namentlich durch die dortigen großen Warenhäuser in bedeutendem Umfange entwickelt worden. Da sind ferner die sogen. Detailreisenden, Angestellte größerer Fabriken, die ihre Waren, insbesondere Wäsche und Aussteuerartikel unmittelbar an die Privatkundschaft absetzen, wodurch mit Umgehung des Handels die Ware wohlfeiler geliefert werden kann. Dieser unmittelbare Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten ist dort, wo er durchführbar ist, gewiß nicht zu beanstanden. Weiterhin ist hier der uralte Händlertypus des Hausierers (oder Wandergewerbetreibenden) zu nennen, der teilweise im Anschluß an eine altansässige Hausindustrie, dann an die hieraus entwickelte Großindustrie einer bestimmten Gegend, schließlich aber auch unabhängig von eigenartigen räumlich konzentrierten Gewerben besonders die

*) Der Nachnahmeverkehr der Post ist in Deutschland während der letzten 30 Jahre von 60 Millionen Mark auf weit über 1000 Millionen Mark gestiegen, was vorwiegend der Entwicklung des Versandtgeschäftes zuzuschreiben sein wird.

Versorgung des ländlichen Publikums sich zur Aufgabe macht: er bildet in verkehrsarmen Landstrichen, wo der ansässige Kleinhandel sich nur unvollkommen entwickeln kann, einen geradezu unentbehrlichen Faktor im Warenvertrieb. Ja, selbst den vielgeschmähten Wanderlagern wird man ihre grundsätzliche Existenzberechtigung nicht absprechen können: sie leisten den Fabrikanten oder Großhändlern mittelbar den Dienst, sich rasch von solchen Waren zu befreien, die im regelmäßigen Vertrieb nicht absatzfähig sind, und geben sie dem ärmeren Publikum mit bescheidenen Ansprüchen einmal Gelegenheit, sich mit billigen, vielleicht beschädigten, aber immerhin noch brauchbaren Waren zu versehen.

Es liegt im Charakter der meisten dieser Betriebsformen, namentlich des Detailreisens, des Hausierens und des Wanderlagerbetriebs, daß ihnen gegenüber ein gewisser Schutz des ansässigen Kleinhandels wie des Publikums geboten erscheint, der bei jenen mehr steuerlicher Art ist, bei diesem mehr auf die Verhinderung der Belästigung und Uebervorteilung abzielt, und die Steuergesetzgebung wie die Gewerbeordnung haben denn auch nach diesen Richtungen hin eingegriffen. Nicht zu billigen jedoch ist der [illegible] Kampf des ansässigen Kleinhandels gegen diese Arten des Warenvertriebs, ein Kampf, der seinen Grund lediglich in dem Umstande, daß diese Betriebsformen seine Kreise stören, [illegible] nach Art der [illegible] um sich legen und [illegible] durchbrechen [illegible] möchte. Die objektive Beurteilung kommt unter Berücksichtigung der Interessen der Produzenten und Konsumenten auch hier zu einem andern Ergebnis.

Und so ist denn endlich auch der anhaltende, heftige Kampf des Kleinhandels gegen die Konsumvereine im Grunde [illegible] weiter als die Forderung an den Staat, die ein Interesse [illegible], auf Kosten der anderen zu bevorzugen, einen Schutz zu [illegible] aus nationalen [illegible] Gründen des [illegible] Mittelstandes [illegible] Tatsächlich [illegible]

Konsumvereine sind aber selbst in den großen Städten angesichts der unvollkommenen Organisation des Lebensmittelhandels mit seiner Zersplitterung und der Unzahl der Zwerggeschäfte ein wirksames Korrektiv gegen übermäßige Preise, wenn auch eben wegen dieser Wirkung die tatsächlichen Vorteile für die einzelnen Konsumvereinsmitglieder nur mäßige sein mögen. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß für die gangbarsten Lebensmittel, wie früher dargelegt wurde, der Preisaufschlag auch im regulären Kleinhandel im allgemeinen ein mäßiger ist. Andererseits bedingt für die Konsumvereine die Notwendigkeit starker Dezentralisation des Vertriebs in Form der Filialen erhebliche, neuerdings steigende Kosten, denen allerdings der Vorteil des Einkaufs im Großen und der Eigenproduktion (an Brot, Fleischwaren usw.) gegenübersteht. Es kommt hinzu, daß gerade die ärmsten Leute aus Mangel an Barmitteln und sozialem Verständnis den Konsumvereinsbestrebungen fernbleiben, nicht minder die Wohlhabenden, welche die besseren Spezialgeschäfte aufsuchen, so daß die Konsumvereine auf die gehobeneren Arbeiter und gewisse Teile des Mittelstandes beschränkt bleiben, auf welche aber auch die Spezialgeschäfte wie die Warenhäuser starke Anziehungskraft ausüben. So ist durch mancherlei Umstände dafür gesorgt, daß die Bäume der Konsumvereine nicht in den Himmel wachsen. Freilich stellen sie mit ihren 2222 Vereinen, 1 450 000 Mitgliedern und 377 Mill. Mark Umsatz für das Jahr 1908*) eine achtunggebietende Organisation dar, die in denjenigen Gegenden und Städten, wo sie besonders festen Fuß gefaßt hat, dem Kleinhandel empfindlich Abbruch tut. Mögen auch die wirtschaftlichen Vorteile der Konsumvereine angesichts der erwähnten Verhältnisse wenigstens heute nicht mehr so durchschlagend sein, wie vielfach angenommen wird, immerhin bleibt ihnen der Vorzug, daß sie die Vereinsmitglieder zur Barzahlung zwingen und auf die Verfolgung praktischer volkswirtschaftlicher Fragen hinlenken. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die starke Beteiligung der Angehörigen der sozialdemokratischen Partei an den Konsumvereinsbestrebungen kein Anlaß, diese zu verdächtigen, vielmehr als eine erfreuliche Erscheinung zu begrüßen. Selbst die kleinere und mittlere Beamtenschaft wendet sich in steigendem Maße ihnen zu. Es verrät eine irrige Auffassung vom Wesen des Staates seitens der Kleinhändler, wenn diese den Staatsbeamten die Be-

*) Vergl. den Bericht über den „Zentralverband deutscher Konsumvereine im Jahre 1909" (Hamburg 1910), der über die gesamte Genossenschaftsbewegung wertvolles Material enthält.

teiligung an Konsumvereinen verbieten möchten, mit der Begründung, daß die Beamten von den Gewerbetreibenden mit ihren Steuern unterhalten würden. Als ob die Beamten keine Steuern zahlten, und der Staat nicht mehr wäre, als eine im Interesse der Schutzbedürftigen unterhaltene Wach- und Schließgesellschaft. So ist die an und für sich völlig berechtigte Forderung der Kleinhändler nach einer angemessenen Besteuerung der Konsumvereine für [illegible] weniger ein Gebot der steuerlichen Gerechtigkeit als ein Mittel, [illegible] genossenschaftlichen Bestrebungen der Selbsthilfe Steine in den Weg zu legen, ohne zu bedenken, daß die Kleinhändler selbst [illegible] des genossenschaftlichen Zusammenschlusses zum vorteilhafteren Einkauf der Waren mit Umgehung des Großhandels als etwas durchaus Legitimes für sich in Anspruch nehmen. Daß sich der Kleinhandel diese Vorteile nur so wenig zu nutze gemacht hat,** [illegible] ein Beweis dafür, daß der Gedanke der Selbsthilfe gegenüber dem Staatseingriffen in jenen Kreisen leider nur geringe Fortschritte macht.

Es würde den Rahmen unserer Betrachtung überschreiten, wenn [illegible] auf die Fragen der Selbsthilfe des Kleinhandels gegenüber den seine Existenz bedrängenden neueren volkswirtschaftlichen Entwicklungstendenzen an dieser Stelle näher eingehen [illegible]. Außer der Gründung von Einkaufsvereinigungen, wie überhaupt der Entwicklung der genossenschaftlichen Selbsthilfe, der [illegible] die Kleinhändlerkreise vielfach noch geradezu ablehnend [illegible] kommt vor allem der Kampf gegen die ungesunden Kreditverhältnisse im Kleinhandel in Betracht. [illegible] [illegible]

[illegible]

durch welche die Forderungsrechte des Lieferanten einer Genossenschaft oder Bank übertragen werden, die nun ihrerseits auf dem Wege des Mahn- oder Klageverfahrens die Eintreibung der Forderungen übernimmt. Weiterhin gehört es zu den Aufgaben der Interessentenvereinigungen im Kleinhandel, den eingangs erwähnten Mißständen im Ausverkaufswesen, den Erscheinungen des unlauteren Wettbewerbs und dergl. entgegenzutreten. Nicht zum wenigsten endlich sollte den Fragen der kaufmännischen Fachausbildung, bei denen der Staat im Verein mit den ihm unterstellten Handelskammern und die Gemeinden wirksame Hilfe leisten könnten, eine noch größere Aufmerksamkeit als bisher gewidmet werden. So sehr die Erörterung dieser und anderer einschlägiger Probleme der Selbsthilfe als Ergänzung unserer Betrachtung über die wirtschaftlichen Verhältnisse und Entwicklungstendenzen im Kleinhandel gerechtfertigt erscheint, würde doch eine der Bedeutung der Fragen einigermaßen Rechnung tragende Darstellung an dieser Stelle zu weit führen und muß daher einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben. —

Fassen wir zum Schluß das Ergebnis unserer Ausführungen zusammen, so ergibt sich folgendes. Der neuzeitliche Kleinhandel ist in seiner Gesamtheit infolge des wachsenden Volkswohlstandes, der Steigerung der Bedürfnisse und der Entwicklung der Industrie gegenüber früheren Zeiten zu einer großen Blüte gelangt. Wenn sich die Vorteile dieses Gedeihens nicht allgemein in der geschäftlichen Lage des Kleinhandels geltend machen, so ist dies größtenteils darauf zurückzuführen, daß seine innere Organisation noch nicht gefestigt ist, vielmehr einen Uebergangszustand darstellt, in dem das Eindringen großkapitalistischer Unternehmungen in den Kleinhandel zu Reibungen und Verschiebungen Anlaß gibt, die in einem Widerstreit der Interessen zwischen der alten Form des Kleinhandels mit seiner andauernden Ueberfüllung und Kapitalarmut und den neuen leistungsfähigen, kapitalistischen Betrieben sich geltend machen. Dieser neuzeitlichen Entwicklung entgegenzutreten, ist nicht nur um deswillen unberechtigt, weil der Kleinhandel keineswegs einen natürlichen Anspruch darauf hat, nur mit mäßigem Kapital betrieben und vor wirtschaftlichen Umwälzungen bewahrt zu werden, sondern auch deshalb, weil die kapitalkräftigeren Unternehmungen namentlich durch ihre bessere Organisation und ihren größeren Umsatz billigere Preise zu stellen in der Lage sind als es der ältere, zersplitterte Kleinhandel vermochte, und die daher den Interessen der Verbraucher

mehr als dieser entgegenkommen. Die Verbraucher ihrerseits dürfen verlangen, daß der Warenvertrieb im Kleinhandel mit möglichst geringen Kosten vor sich gehe, was auch vom allgemein volkswirtschaftlichen Standpunkte aus als ein Vorteil zu begrüßen ist. Aus demselben Grunde sind auch diejenigen Arten des Warenvertriebs, welche mit Umgehung des Kleinhandels unmittelbar zwischen Produzenten und Konsumenten treten, grundsätzlich nicht zu beanstanden, müssen vielmehr als durchaus legitime, volkswirtschaftlich gesunde Erscheinungen betrachtet werden. Die große Mannigfaltigkeit der Produktions- und Bedarfsverhältnisse führt naturgemäß auch zu einer Mannigfaltigkeit in den Formen der Handelsvermittlung, deren jede in der zweckmäßigen, rationellen Erfüllung ihrer Aufgaben ihre Rechtfertigung findet. Der Kleinhandel ist in seinem gegenwärtigen Zustande noch nicht so vollkommen organisiert, daß er den Vertrieb der Waren an die Verbraucher allein für sich in Anspruch nehmen könnte. Auch ihm erwächst die Aufgabe einer Um- und Neugestaltung auf der Grundlage der modernen Bedürfnisse. Es wäre verfehlt und ein verhängnisvoller Irrtum, wenn der Kleinhandel hierbei seine Hoffnung wesentlich auf die Hilfe des Staats und der Gesetzgebung setzen wollte. Beide können auch auf dem hier vorliegenden Gebiete wirtschaftlicher Entwicklung nur wenig und nur in einzelnen mehr untergeordneten Fragen eingreifen, ohne die Rechte anderer in unzulässiger Weise zu schmälern. Die Besserung kann daher in der Hauptsache nur von innen heraus erfolgen, und zwar teils auf dem Wege der Selbsthilfe, teils dadurch, daß die kapitalschwachen Geschäfte im Laufe der Entwicklung durch besser organisierte ersetzt werden. Jedenfalls liegt es nicht im Interesse der Gesamtheit, gegenüber den vollkommeneren Betrieben die nicht mehr lebensfähigen oder doch weniger leistungsfähigen Elemente zu erhalten. Die Richtung, in der sich die Entwicklung des Kleinhandels in Zukunft zu bewegen hat, kann vielleicht nur diejenige des wirtschaftlichen Fortschritts sein.

Der Bund der Landwirte in Hannover.

Von

Kuno Waltemath.

Die Parteikämpfe, wie sie sich in der Provinz Hannover entsponnen haben, sind ein getreues Spiegelbild der deutschen Parteikämpfe überhaupt. Und nicht nur das, sie sind auch von weitgehender Einwirkung auf das Parteigetriebe im ganzen Reiche, indem das erbitterte Ringen zwischen Nationalliberalismus und Bund der Landwirte, wie es jetzt unser Vaterland vor Augen hat, seinen ersten Ausgang in Niedersachsen nahm, wovon es auf die übrigen Teile übergegangen ist. Weil solche Vorgänge möglicherweise eine Wandelung, ja eine Umwälzung in der politischen Parteikonstellation bedeuten, ist es vielleicht angebracht, heute, wo die historischen Zusammenhänge noch frisch im Gedächtnis leben, wo noch keine Mythenbildung, die solche Gefahren in sich birgt für die historische Wahrheit, stattgefunden, in diesen Blättern darzustellen, wie der Werdegang des politischen Lebens in Hannover seit der Gründung des eigentlichen Urhebers der Parteikämpfe, des Bundes der Landwirte, sich entwickelt hat.

In den Landesteilen, die dem ehemaligen Königreich Hannover schon seit langem angehörten und mit ihm verwachsen waren, also im Calenbergischen, im Lüneburgischen, in den Grafschaften Hoya und Diepholz, in den Gauen an der mittleren Weser, im Harz, im Grubenhagenischen usw. standen sich von 1866 ab gewöhnlich zwei Parteien gegenüber, die Welfen und deren Gegner, die unter dem Sammelnamen „Nationalliberal" durch die Welt gingen. Fest umgrenzt war der Nationalliberalismus nicht, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß die Gegner des Welfentums ihre Stimmen bei den Wahlen zum Reichsparlamente und zum preußischen Landtage auf einen Freikonservativen oder sonstigen gemäßigten Konser-

vativen einzigen, der aber immer sich als Erwählter der Nationalliberalen fühlte und demgemäß handelte und stimmte. Versucht worden ist allerdings schon vor dem Auftauchen des Bundes der Landwirte, den ostelbischen Konservatismus nach Niedersachsen zu verpflanzen, so in den achtziger Jahren bereits, aber die Pflanze, die im Osten, im alten Maurungalande, so üppig gedieh, verkümmerte unter dem niedersächsischen Himmel und kränkelte und ging bald ein: es fehlte ihr die Unterstützung des Großgrundbesitzes und des orthodoxen Pastorentums wie des konservativ denkenden und vom mittelalterlichen Zunftwesen eingenommenen Mittelstandes in den Städten, die sämtlich im Banne des Welfentums noch lagen. Der Ultramontanismus, wie er im Osnabrückschen, in der alten Grafschaft Meppen, im Hildesheimischen vertreten ist, war ein Herz und eine Seele mit dem Welfentum und eigentlich nur ein Teil [illegible] an ihm, das so in Gegenden, die erst seit dem Wiener Kongreß [illegible] an die hannoversche Krone gekommen waren und [illegible] der welfischen Dynastie ziemlich fremd gegenüberstanden, [illegible] seine Truppen hatte. In den protestantischen Dreiecken, die [illegible] nicht angestammte und alterworbene Landteile waren, wie das ehemalige Herzogtum Bremen, die Emsgaue, Ostfriesland und in denen von einer Welfenpartei nur kleine Splitter vorhanden, welche immer gleichgültig blieb gegenüber dem aufgezwungenen Herrscherhause, ist der Nationalliberalismus niemals in dem Maße Träger des nationalen Gedankens gewesen, wie in den alten Stammlanden. Er hat heftige Bekämpfung vom Linksliberalismus gefunden, der in der Form der Fortschrittspartei zuerst 1881 sich [illegible] viele Vorteile an sich zog, denen der Liberalismus der Nationalliberalen nach dem Abfall der Sezessionisten nicht echt genug [illegible] 1881–84 entriß der Fortschritt den Nationalliberalen drei Wahlkreise, [illegible] als [illegible] im übrigen Hannover sich [illegible] [illegible] wieder zurück, um 1884 [illegible] den Nationalliberalen wieder [illegible] Stimmen [illegible] und [illegible] [illegible] zu erhalten, worauf er wieder [illegible] und [illegible]. Erst seit 1903 und mehr noch [illegible] unserer Zeit [illegible] er wieder empor und [illegible] auch [illegible] Hannoverland. [illegible] hat sich im Emslande [illegible] eine [illegible] Partei [illegible]

In [illegible] Bildung und das [illegible] [illegible] [illegible]

die übrigens auch im mittleren, südlichen und rheinischen Deutschland vor sich gegangen, wo immer alle gemäßigten und rechtsstehenden protestantischen Elemente unter der Fahne des Nationalliberalismus standen, den sie als Mitbringer der über alles gestellten Einheit der Nation verehrten, und wo keine konservative Partei tätig war, wie in Ostelbien, an die der Bund der Landwirte seine Reiser treiben konnte, um sie bald zu umschlingen. Daß der Bund der Landwirte solcher Einwirkung fähig gewesen, wo doch die nationalliberale Partei eine Schutzzollpartei ist, die deshalb gerade in ländlichen Bezirken auf zahlreiches Gefolge blicken konnte, erscheint heute vielen rätselhaft, wird gewöhnlich auf das Konto der „Schwäche", wie der beliebte Ausdruck lautet, der Nationalliberalen gesetzt, welche Auffassung aber im wesentlichen nur ein Beweis ist, wie rasch in unserer Zeit geschichtliche Geschehnisse aus dem Gedächtnis verschwinden, wie sie sich verwischen zu trügerischen Bildern.

Es war im Jahre 1893, als ein rapider Rückgang im Preise von Getreide eintrat. 1887 wurde eine Erhöhung des Kornzolles beschlossen, die 1888 in Kraft trat. In den Jahren vordem war Korn außerordentlich im Werte gesunken, unter der Einwirkung der russischen und indischen Exporte und der Entwertung des Silbers, des russischen Rubels und des argentinischen Peso. Kostete Weizen und Roggen im preußischen Staate durchschnittlich 1881—1885 189 bezw. 160 Mk. jährlich, so minderte sich der Preis 1886 auf 157 bezw. 134 Mk., 1887 auf 164 bezw. 125 Mk. Auch 1888, trotz der erwähnten Steigerung des Kornzolles um 15 Mk., hielten sich die Preise auf 174 bezw. 135 Mk. Erst von 1889 an wandelte sich die Preisbewegung, indem die Preise betrugen für

	1889	1890	1891	1892	
Weizen	192	190	218,75	188	Mk.
Roggen	154	167	204,5	176	„

1893 sank nun der Preis für Roggen auf 127,8 Mk. und für Weizen gar auf 146,9. Zwar verharrten die Werte von Fleisch, Butter, Zucker, Erbsen auf der alten Höhe oder verringerten sich nur wenig — nur die von Kartoffeln verkleinerten sich in erheblichem Maße, aber lediglich gemäß reicher Ernteerträge. Jedoch andererseits lag der Schwerpunkt der Landwirtschaft noch nicht in dem Umfange wie heute in der Viehzucht, sondern im Getreidebau. Und ferner blieb andauernd bestehen die empfindliche Steigerung der Produktionskosten, wie sie durch Verteuerung der einheimischen

Arbeitskraft seit den achtziger Jahren erfolgt war. Der deutsche Arbeiter begann in jenen Zeitläuften eine Seltenheit auf dem Lande in den schönen Monaten zu werden und auf den großen Gütern der polnische die Regel. Die damalige enorme Verbilligung des Geldes und damit des ländlichen Kredites, dieser Naturnotwendigkeit einer modernen Agrikultur, bot dagegen keinen ausgleichenden Ersatz. Ein Jahr vorher war zudem der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn abgeschlossen, der eine Ermäßigung des Kornzolles von 50 auf 35 Mk. herbeiführte. Und es winkte die Aussicht, daß die Handelsträge, die noch zur Beratung zu gelangen hatten, also die mit Rußland und den anderen Getreideexportstaaten eine ähnliche Erniedrigung zuwege brachten.

Kein Wunder, daß sich tiefste Bewegung der Landwirte bemächtigte, die sich in dem Rufe kristallisierte: „Landwirte Deutschlands, organisiert Euch." Es ist der Humor der Weltgeschichte, daß es das Beispiel der sozialdemokratischen Arbeiter gewesen, daß dieser Ruf hat in den Reihen derjenigen erklingen können, die von sich behaupten, die grimmigsten Verächter sozialdemokratischen Wesens zu sein. Es wirkte außerordentlich damals imponierend, daß die Sozialdemokratie, trotz der Verfolgungen und Unterdrückungen des Sozialistengesetzes, sich hatte zur größten Partei Deutschlands emporheben können, daß die Arbeiterschaft durch das Mittel der Organisation allenthalben sich Lohnerhöhungen erzwang und Verkürzungen der Arbeitszeit und andere Verbesserungen der wirtschaftlichen Lage.

Der hauptsächlichste Macher des Bundes war gleich von Anfang an Christian — dies ist sein eigentlicher Rufname, noch heute gebräuchlich in der Familie — Diedrich Hahn, eines Schiffszimmermannes Sohn aus dem Lande Hadeln vom Ufer der Oste, wo sein Bruder den väterlichen Beruf nach schlichter Niedersachsen Weise fortgesetzt hat. Es gelang ihm zuerst zu Ansehen zu kommen im Jahre 1891, als Vorkämpfer und Redner für die Kandidatur des Fürsten Bismarck im 19. Hannoverschen Reichstagswahlkreise, der das obstreiche Alteland, das weizenprächtige Hadeln und Kehdingen, das grasüppige Wursten und die Städte und Orte an der Unterweser umfaßt. Er arbeitete im Interesse der Nationalliberalen, die, opferbereit wie immer und von sentimentalem Patriotismus erfüllt, ohne rechten Parteigeist, den gestürzten Titanen auf den Schild erhoben hatten. Sie meinten, so einen Teil der Dankschuld abtragen zu können, die wir dem Einiger schulden, ihm auf diese Weise ein Zeichen ihrer unwandelbaren Treue

gehend. Sie wußten wohl, daß der Einzige nicht ihr Parteigenosse war, daß er über den Parteiungen stand, liberal, konservativ, demokratisch, sozial zugleich, je nachdem es die vaterländischen Verhältnisse nach seiner Ueberzeugung geboten, weltenfern beispielsweise von der Art und Gesinnung gewisser Leute, die den Gewaltigen schildern nach ihren Gesichtsmaßen, um so zu beweisen, daß sie keinen Funken seines Seins haben, noch imstande sind, es zu erfassen.

Als 1893 Bismarck auf die Wiederaufstellung verzichtete, gelang es Diedrich Hahn, sich als sein Nachfolger in den Reichstag zu schwingen, anfänglich der nationalliberalen Partei angehörend. Die wirtschaftspolitischen Verhältnisse ließen es zu, daß der Bund der Landwirte damals allgemeine Sympathien genoß, so daß er in weiten Teilen des Reiches die freisinnigen Gegner, die ihm widerstrebten, völlig aus der Gunst der Landwirte verdrängte. Er gab sich auch unparteiisch und kümmerte sich nicht um die reinpolitische Auffassung der Kandidaten, sofern sie nur zu seinen wirtschaftspolitischen Anschauungen sich bekannten. Bei den Wahlen von 1893 unterstützte er in Hannover in einer ganzen Reihe von Wahlkreisen die nationalliberalen Kandidaten. Allerdings machte sich bereits damals der Zug geltend, auf die Wahl von freikonservativen und konservativen Männern hinzuarbeiten. Die langjährige Tätigkeit von Landräten und Beamten, die aus ihrer ostelbischen Heimat konservative Gesinnung mitbrachten, um sie in ihre neue westliche zu verpflanzen — zuerst, wie schon erwähnt, mit geringem Erfolge, denn der freie niedersächsische Bauer, der im Gegensatz zum Osten der alles beherrschende Faktor in den meisten Kreisen ist, hegt in seinem Herzen aufrichtigsten Widerwillen gegen ostelbisch-konservatives Gebaren — schien bessere Früchte zu tragen als früher. Man schlich sich an den Bund heran und suggerierte den Bauern einen unverfälschten Konservativen zu wählen, der aber seinen Konservatismus für sich behielt und sich schlicht „Kandidat des Bundes der Landwirte“ benamste. Neben fünf oder sechs Nationalliberalen, je einem Ultramontanen und Sozialdemokraten und acht Welfen wurden zwei Freikonservative und ein Konservativer gewählt, eine Zahl, die bislang unerhört ward. Da jedoch 1890 bei den Wahlen neben elf Welfen nur fünf Nationalliberale gesiegt hatten, so wurde man sich der im nationalliberalen Parteiinteresse bedenklichen Erscheinung nicht recht bewußt, da sie auf Kosten der welfischen Mandatsziffer erfolgte und die Nationalliberalen einen kleinen Zuwachs erfuhren,

teilweise vielleicht wegen der Agitationskraft des Bundes der Landwirte. Daß aber in Wahrheit zum ersten Male ein erfolgreicher Einbruch in nationalliberale Reihen getan worden, daß man ihn geliefert hatte, daß der Bund der Landwirte in Hannover schließlich nur ein listig ersonnenes Mittel war, dem Nationalliberalismus den Boden abzugraben und dem ostelbischen Konservatismus eine Stätte im alten niedersächsischen Bauernlande zu bereiten, das bewiesen die Landtagswahlen vom Oktober 1893, die die nationalliberale Abgeordnetenzahl minderte, zum Vorteile der freikonservativen und konservativen Parteien, die damals in Hannover erhebliche Zuwächse empfingen.

Wie schon erwähnt, waren es die wirtschaftlichen Zustände jener Zeit, die den Bund dem Herzen und Denken des Landvolkes nahebrachten: die Preisdepression für Getreide ging 1894 ihren unaufhaltsamen Weg, so daß beispielsweise Roggen, der sich 18[illegible] in Berlin im Jahresdurchschnitte auf 133 Mk. hielt, 1894 auf 117 Mk. stand. Der erbitterte Widerstand, den ein großer Teil der Landwirte den Caprivischen Handelsverträgen mit Rußland, Rumänien und Argentinien machte, ist deshalb nur zu verständlich. [illegible] liberale votierten dagegen. Die Stimmung mußte bald [illegible] den Bund der Landwirte und für alles, was ihn beschützte, [illegible] den folgenden Jahren, denn die Preislage verschlechterte sich. 18[illegible] brachte Weizen in Berlin im Jahresdurchschnitte 1[illegible] Mk., 18[illegible] 162,46 und Roggen 118,83 bezw. 119,76. Das Landvolk [illegible] das mit den neuen Handelsverträgen zusammen, und der Bund griff es begierig auf und lief Sturm gegen die Verträge [illegible] nichts, daß man darauf hinwies, wie auf dem [illegible] markte der Getreidepreis unerhört niedrig stand, wie [illegible] Erstattung der [illegible] der [illegible] ausfuhr [illegible] große Verbilligung der Transportkosten, [illegible] Länder dem Weizenbau erschlossen, von [illegible] auf [illegible] in Deutschland [illegible]

[illegible]

Hamburger Handelsstatistischen Bureau berechnet werden, so ergibt sich dieses Bild. Es kostete im jährlichen Durchschnitt der Perioden pr 100 kg:

	1861—70	1871—1875	1876—1880	
Weizen . .	21,86	23,72	22,02	
Roggen . .	17,00	16,46	17,56	und weiter
	1892	1893	1894	1895
Weizen . .	16,67	12,02	10,07	9,93
Roggen . .	16,88	10,22	8,32	8,35

Von 1897 an begann eine Aufwärtsbewegung der Kornpreise, durch Ausschaltung einiger der preiserniedrigenden Momente auf dem Weltmarkte. Aber immer noch war der Preis verhältnismäßig ungünstig und da die übrigen landwirtschaftlichen Produkte noch keine bemerkbare Neigung nach dauernden Erhöhungen zeigten und immer die Gestehungskosten sich unaufhörlich verteuerten, durch Steigerung der Löhne und die Zinsen, war damit eine günstige Erde geschaffen für den Bund, sich fest im Landvolk einzugraben, seine Organisation auszubauen und durch direkte materielle Mittel, wie billigen Bezug des künstlichen Düngers, kostenlosen Rechtsschutz die Anhänger an sich zu ketten. Damit wuchs seinen Leitern zugleich der Mut, sie kehrten den konservativen Geist, von dem sie von Anbeginn an erfüllt gewesen, mehr heraus und bekundeten Absichten, die Nationalliberalen aus ihren Hannoverschen Besitzungen zu verdrängen. Klug wie die Schlangen verbargen sie es, daß sie im Grunde genommen Großgrundbesitzerinteressen als ihre liebsten ansahen, es fehlte auch an Gelegenheit, sie schroff zu betätigen. So gewannen sie Anhänger auch unter den Bauern, und zugleich erhielten sie Zulauf aus dem welfischen Lager. Die Welfen sind ja schlechtweg eine konservative Partei, und ihre Gefolge, wenn es merkt, daß die welfischen Hoffnungen unerreichbar sind, stößt immer zu den preußischen Konservativen in Hannover, bei denen es sich am wohlsten fühlt und die sich hauptsächlich aus ihm rekrutieren. Es ist typisch: fast jeder konservative oder freikonservative Kandidat, der sich in Hannover präsentiert, erklärt, daß er früher Welfe gewesen und daß er deshalb zu den Konservativen gegangen und nicht zu den Nationalliberalen, weil die Konservativen so sehr für die „Religion" fechten. Die häufig innige Seelengemeinschaft und Bundesgenossenschaft, die in Hannover Welfen, Ultramontane, die ja ausnahmslos welfisch sind, Bündler und Konservative untereinander

und miteinander verknüpfen, wird so verständlich. Ja, eine [illegible] [illegible]mitische Partei, die „Wirtschaftliche Vereinigung“, nennt [illegible] ausgesprochenen Willen als Mitglied ihr eigen. Ferner verständlich wird es, daß Nationalliberale und Bund der Landwirte [illegible] bisher in Fehde gerieten. Auch die ausgesprochen [illegible] Gesinnung schützte die Nationalliberalen nicht vor [illegible] Angriffen; der Bund wurde eben mehr und mehr in Hannover [illegible] reaktionäre Organisation, die sich zum Herrn in Hannover auf[illegible] wollte. Sodann verfiel er in das unabwendbare Geschick [illegible] rufsorganisationen: er wurde ausschließlicher Vertreter der [illegible] Interessen, unbekümmert um das Wohl der Allgemeinheit. Die nationalliberale Partei, die die Hebung solchen Wohles, den Ausgleich der Interessen auf ihre Fahne geschrieben, mußte so notwendig bald in Streit geraten mit dem Bunde, zuerst in Hannover, wo man hier in besonders krasser Weise die wahre Art zur Geltung brachte. In anderen Provinzen standen die Nationalliberalen [illegible] besserem Fuße noch, weil der Bund es damals noch verstand, sich immer den jeweiligen Situationen anzupassen, bald rücksichtslos, bald gemäßigt zu sein.

Derjenige, der bei allem, was damals der Bund der Landwirte in Hannover tat, seine Hand im Spiele hatte, war Dr. Hahn. Obwohl er doch in den ersten Zeiten seiner Zugehörigkeit zum Parlamente sich zu den Nationalliberalen gesellt hatte, deren Anhänger ihn daher [illegible] heftig befehdeten, selbst in den Wahlkreisen an der Unterelbe und Weser, und aufs äußerste mißtrauten. [illegible] [illegible], die nationalliberale Partei in seine Bahnen zu drängen, sie zu einem Instrumente seines Bundes auszubilden. Zu derselben Zeit ließ er die konservativen Stimmen gegen seine [illegible] [illegible] machen. Das Ende konnte nicht ausbleiben: [illegible] mußte aus der nationalliberalen Partei weichen. Er hat die [illegible] [illegible]. Was er konnte, tat er, ihr Schaden [illegible] [illegible] auch daß er immer versucht hat, [illegible] [illegible] und dem Zentrum gute Beziehungen zu halten.

Bei den Reichstagswahlen von 1898 [illegible] Bund [illegible] [illegible] Hannover [illegible] [illegible] [illegible] Beziehungen [illegible] [illegible] nur [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht so [illegible] [illegible] [illegible]

dem Dreiklassenwahlsystem mit seiner offenen Abstimmung besser für den Bund als wie bei den Reichstagswahlen fühlbar zu werden.

Man hat Bennigsen, der während des Einzuges des Bundes der Landwirte Oberpräsident war, wiederholt herbe getadelt, daß er nicht die Tatenlust der konservativen Landräte gedämpft und ihrer Angriffswut gegen die Nationalliberalen Zügel angelegt. Ob der Tadel gerechtfertigt war, ob man sich auch in seinen Kreisen täuschen ließ über die Art des Bundes der Landwirte, wissen wir nicht. Sicher ist, daß unter seinem Nachfolger Graf Stollberg die Bekämpfung der Nationalliberalen von oben her in ein förmliches System gebracht, was aber nur von kurzer Dauer war. Die Nationalliberalen machten sich nämlich auf, fügten den Konservativen bei den Wahlen von 1908 und mehr noch bei den Ersatzwahlen empfindliche Niederlagen zu — und benutzten ihren Einfluß, um das System und damit den Oberpräsidenten zu Fall zu bringen. Hannovers Stadtdirektor Tramm soll es bewirkt haben.

In den folgenden Jahren ein lebhaftes Ringen hin und her: der Bund wurde immer feindseliger den Nationalliberalen. Die Preisbewegung gestaltete sich allmählich etwas erträglicher für die Agrikultur, weshalb die Nationalliberalen sich wehrten gegen die Zollpläne des Bundes, im allgemeinen Sinne. Maßlos verlangten die Bundesführer, daß neue Handelsverträge nur mit einem Zolle von 7,50 Mk. abgeschlossen würden, und ebenso übertrieben sie die Forderungen in anderer Beziehung. Bei den Zolltarifkämpfen von 1902 standen die Bundesführer abseits, bei der Niederwerfung der sozialdemokratischen Obstruktion versagten sie völlig, sich eigensinnig auf ihre Position zurückziehend. 1903 sah bei den Wahlen in ganz Hannover Nationalliberale und Bündler in erbittertster Bekämpfung: in allen Wahlkreisen traten bündlerische Kandidaten auf, teilweise maskiert als „Mittelstandskandidaten“. Der Bund unterlag völlig, selbst Dr. Hahn in seinem Wahlkreise, den die Nationalliberalen eroberten.

Trotzdem Bund und Konservatismus bei diesen Wahlen alle Wahlkreise mit eigenen Kandidaten besetzten, was zum ersten Male sich ereignete, mehrte sich die Stimmenzahl der Nationalliberalen von 123000 im Jahre 1908 auf 131000, während ihre Mitbewerber in den meisten Fällen eine nur bescheidene Stellung einzunehmen vermochten. 9 Nationalliberale und nur ein Konservativer gingen aus der Urne hervor, neben 6 Welfen, einem Roten und zwei Schwarzen. Und das Resultat wäre noch günstiger für die National-

liberalen ausgefallen, wenn nicht vielfach eine Mißstimmung [illegible] herrscht hätte in ihren Kadres darüber, daß die Fraktion [illegible] bei der Niederwerfung der Obstruktion während der Zolltarif[illegible] im Reichstage vom Dezember 1902. Hieraus zog Nutzen der Freisinn, der sich wieder zu regen anschickte und in zwei Wahlkreisen achtunggebietende Ziffern erzielte. Im Emslande riß er sogar [illegible] wegen die Mehrheit der Nationalliberalen zu sich hinüber. Daß die Hannoverschen Nationalliberalen im Reichsparlamente sich [illegible] gehalten von dem Fechten Schulter an Schulter mit den Konservativen und Ultramontanen in der Frage der Beseitigung der Obstruktion, hat es verhindert, daß der Abfall von ihnen [illegible] sich griff. Eins war noch bemerkenswert in jenen aufgeregten Monaten, nämlich daß die Welfenpartei, offenbar unter dem Druck der Agitation des Bundes der Landwirte, so agrarisch [illegible] wie nur möglich. Das war eine völlige Umkehrung des alten Zustandes, wonach zu den Zeiten Bismarcks die Welfenpartei den Freihandel pries, aus partikularistischen Gründen. Sie protestierte gegen die Schutzzollpolitik, weil sie, wie Herr v. d. Decken 1884 im Reichstage erklärte, die Klammern um das Reich fester schließen, [illegible] dem Föderalismus Abbruch tun und die Zentralisierung [illegible]

Bei den im Herbst desselben Jahres vor sich gehenden Landtagswahlen war dasselbe Schauspiel wahrzunehmen, nur mit dem Unterschiede, daß diesmal der Bund der Landwirte auf ein gutes Ergebnis zu schauen vermochte. Das, was wir bei den letzten Landtagswahlen [illegible] von 1908 erlebt haben, daß nämlich der Bund [illegible] die alten nationalliberalen Stellungen [illegible] und sie [illegible] nimmt, machte sich zum erstenmal in [illegible] [illegible]

[illegible]

In unserer heutigen Zeit, die die Zuspitzung des Daseinskampfes auch im stillsten Heidedorfe sieht, muß jedermann, wenn er nicht unter die Füße kommen will, darnach trachten, daß er nicht zu kurz in dieser Beziehung kommt, womit der Landrat unter den heutigen politischen Verhältnissen zum allmächtigen Meister des Kreises wird und der Bund der Landwirte entscheidender Faktor in den meisten ländlichen Bezirken. Wertvoll war es ihm ferner und zeigte seinen Gewinn bei den Landtagswahlen, daß die welfischen Wähler, gleichfalls unterworfen dem materiellen Zug unserer Periode, in großer Zahl an den Wahlen teilnahmen, die sie früher mieden, aus Protest gegen die Annexion von 1866. Sie wählten konservativ und freikonservativ, auch aus Dankbarkeit für die Hilfe, die die welfischen Kandidaten vielfach bei den Stichwahlen im Sommer 1903, auch vorher bereits bei den von 1908 sowie nachher bei den Ersatzwahlen von den Anhängern des Bundes bekamen, die so ihren Widerwillen gegen den Nationalliberalismus ausdrückten.

In den nun erscheinenden Jahren, von 1903 an, brach die Blütezeit des deutschen Wirtschaftslebens an, der Landwirtschaft sowohl wie der Gewerbe und des Handels. Die Kornpreise auf dem Weltmarkte entwickelten sich in aufsteigender Tendenz und damit auch in Deutschland. Nach einer Statistik, welche die jeweilig höchsten Notierungen für Weizen und Roggen im jährlichen Durchschnitt für 100 kg umfaßt, kosteten am Berliner Markt, dem ersten deutschen Getreidemarkt

	1898	1899	1900	1901	1902	1903	1904	1905
Weizen	19,41	15,75	15,32	16,42	16,62	16,09	17,62	17,63
Roggen	14,95	14,75	14,51	14,20	14,36	13,26	13,67	15,23

In den Jahren von 1905 an blieb das für die Produzenten nicht nur bestehen, nein, es hob sich erklecklich, man erzielte mitunter Preise, die wie ein Märchen aus den Jahren vor 1882, dem Jahre des ersten Preissturzes, anmuteten, so beispielsweise im Juli 1907 in Berlin für Weizen 21 Mk. und für Roggen 20 Mk. Was aber wichtiger war, indem unterdessen die Viehzucht zur vornehmsten Einnahmequelle des deutschen Landmannes geworden, erlangten die Viehpreise, die Preise für Butter, Eier usw. einen Stand, wie er bislang in Deutschland unerhört gewesen. Wenn auch die Arbeiterverhältnisse sich noch mehr verschlechtert hatten, die Löhne gestiegen waren, auf der anderen Seite zeigte das gewaltig gediehene ländliche Genossenschaftswesen seinen Segen. Es verbilligte relativ die Pro-

duktionskosten, durch Erleichterung und Sicherung des Kredits, durch Verbilligung der Düngemittel, durch Verbesserung und [illegible] Einrichtung der Maschinen und Werkzeuge und vor allen Dingen durch den durch ihn gegebenen Ansporn auf Steigerung der Produktionen, die es gestattete, daß der Einzelne ein größeres Quantum von ländlichen Erzeugnissen zu den üblich gewordenen guten Preisen hervorzubringen vermochte. Und er fand, infolge der Blüte der Industrie, wieder zum großen Teile infolge des wachsenden Ertrages ihrer Gründungen, Käufer in Stadt und Land, die alles zu den teueren Preisen kaufen konnten. Es war eine Lust, ein deutscher Landwirt zu sein. Und der Bund der Landwirte rief laut und vernehmlich, daß dies alles sein Werk sei. Er rief es so laut und oft, daß er es schließlich selbst glaubte, daß es alle Welt glaubte. Daß er 1902 verkündet hatte, der damals erkämpfte Tarif würde die Landwirtschaft ruinieren, darüber breitete er klugerweise den Mantel des Schweigens aus. Vergessen wurde, daß er aus der Zustimmung der Nationalliberalen zu diesem Tarif Waffen gegen sie geschmiedet hatte, die sich als rostig darstellten, weil damals, 1903, die [illegible] wirtschaftlichen Verhältnisse nicht so gut waren, daß man die [illegible] des Bundes hätte mit Freudenfeuern aufnehmen können. [illegible] die rosige Laune dieses Wohlergehens [illegible] habe sich gebessert mit der Verwerfung seiner früheren Sünden, [illegible] er gegen sie begangen. [illegible] konnten ihm vielleicht freundlich [illegible] und dachten mit ihm in guter Ehe zu leben. Man brauchte [illegible] das Zusammengehen zu trüben, so 1906, als im [illegible] die [illegible] gewaltige Hetze entflammen und die [illegible] [illegible]

burg, Hameln und Aurich Nationalliberale und Bund zusammenzugehen vermochten, d. h. in den meisten Fällen votierten die Bündler für die Nationalliberalen. Das hat aber schließlich für die nationalliberale Partei den Keim des Verderbens in sich getragen. Denn die Wahlen fielen für die Blockparteien gut aus, wegen des nationalen Feuers, das sich gegen das „schwarz-rote" Kartell richtete, und in Hannover vornehmlich gegen die Welfen, die fast alles verloren. Der Bund der Landwirte schob das aber auf sein Konto, weil nämlich der Bundesführer Hahn seinen alten Wahlkreis wiedergewonnen hatte, mit starken Stimmenzunahmen. Zugleich hatte er die Freude, zu sehen, daß nicht weniger als sechs Konservative, Freikonservative — diese lediglich als nationalliberale Kandidaten — und Antisemiten zu Abgeordneten erkoren waren. Er wurde hoffärtig und schaute minderachtend auf seinen Bundesgenossen, vermeinend, ihn bei den nächsten Wahlen zum Landtage von 1908 aus Hannover, dieser alten nationalliberalen Stammburg, zu verdrängen.

Es gelang ihm nur zu gut, teils weil die alten unglücklichen Verhältnisse, nur noch in verstärktem Maße — das Welfentum immer zusehends an Boden, den der Bund sich zuschlemmen ließ — wirksam waren, teils weil tatsächlich das gemeinsame Kämpfen die Widerstandsfähigkeit vieler Nationalliberaler gegen das Locken des Bundes vermindert hatte. Der Bund, vereinigt mit Konservatismus, der gewöhnlich mit der „freikonservativen" Färbung behaftet war, siegte in 18 Landtagswahlkreisen, wogegen die Nationalliberalen nur mehr über 13 verfügten, sie, die sonst, ehe der Bund zu wühlen begann, 28—30 in Besitz hatten. In diesen 13 Kreisen waren sie auch einige Male nur deshalb Sieger geblieben, weil die Landräte ihnen günstig sich bewährten, wie in Stade und in Lüneburg-Winsen, oder weil der Bund es als unmöglich erkannte, die konservative Flagge herauszustecken, wie in Kreisen mit starker städtischer Bevölkerung, wo man es für tunlich erachtete, für einen Nationalliberalen zu stimmen, den man für einen Gönner des Bundes hielt. Solche Nationalliberale wurden gewöhnlich entschieden bekämpft von einem offenen Gegner des Bundes, entweder einem Nationalliberalen selbst vom linken Flügel der Partei oder einem Freisinnigen.

Bei diesen Wahlen ist übrigens in Hannover ein Vorspiel gegeben worden zum Zerfall des Blockes und der Schaffung der konservativ-ultramontanen Verbindung, was im Sommer darauf vor Deutschlands erstaunten Blicken vorüberzog. Es gingen nämlich hier schon Zentrum und Bund in trautem Bande zusammen. Es war

sozusagen eine Probe, um zu erfahren, wie das Hauptstichwort [illegible] bei Gelegenheit aufzuführen schon damals den Bundesleitern [illegible] geschwebt hat — lobte doch Dr. Hahn in schönen Reden [illegible] Wahlen das Zentrum als „christliche Mittelstandspartei“. [illegible] der Bundesgenossenschaft der Konservativen sei — [illegible] mochte. Und es fiel gut aus, d. h. es brachte dem Bunde [illegible] und seinen Gegnern Verlust.

Eine weitere Folge der Wahlen von 1907 war d[illegible] einer freisinnigen Organisation in ganz Hannover, [illegible] vielfach aus nationalliberalen Schichten, die ihrer Partei [illegible] weil sie zu sehr nach ihrer Meinung mit Bund und [illegible] vatismus paktierte. Von Einfluß auf die Bildung der neuen Organisation ist der Nationalsozialismus gewesen, sind die [illegible] Naumanns und der „Hilfe“ gewesen, die in der Stille [illegible] sammelt hatten in Städten, großen wie kleinen, in [illegible] in den Dörfern, hier in Lehrer- und Pfarrhäusern. [illegible] nach Übergang ihrer Geistesrichtung zum Freisinn, [illegible] sich nannten, wurden sie überall Kristallisationspunkte [illegible] Bewegung. Gerade in Hannover konnte man und kann [illegible] werden des bezaubernden Eindruckes, den auf den [illegible] geschaffenen „neuen Mittelstand“, die Welt der [illegible] Beamten, der Lehrer, der Akademiker, die Predigten Naumanns [illegible] macht haben, ja über diese Volksteile hinaus auf viele [illegible] Arbeiter usw. Der hohe Idealismus Naumanns, der [illegible] in den Himmel ragt, scheint Saiten in der Volksseele [illegible] klingen gebracht zu haben, von denen man meinte, daß sie [illegible] verstummt seien.

Trübe stand es also mit der Zukunft der national[illegible] Partei in Hannover. Wenn es den mit dem Bunde [illegible] [illegible]

[illegible]

Gedanke den liberalen Bauern sich aufdrängen, eine Organisation zu haben, die sich nicht lediglich als Organisation der konservativen Partei darstellt. Es mußte ihnen auch widerwärtig sein, daß sie, die gewohnt waren selbst über ihr Geschick zu verfügen, nun von einem Verbande abhängig waren, dessen Lenker ostelbische Großgrundbesitzer waren, in dem auch im hannoverschen Landesverbande die großen einheimischen Besitzer das Wort führten. Diese Besitzer, die früher, seitdem das preußische Regiment regierte, kaum sich bemerkbar gemacht hatten, waren drauf und dran, die politische Vormacht der engeren Heimat zu werden. Und es drohte, wenn das Welfentum sich auflöst, wenn der alte welfische Adel nach und nach in die Heere des Bundes einrückt, daß ebenso wie vor 1866 im alten Königreich der Adel wieder Trumpf wird, jener Adel, der besonders sich eifrig erwiesen, als er die Macht besaß, den Bauernstand niedrig zu halten und der Mitschuldige zu sein an allen den Verfassungsbrüchen und Volksunterdrückungen, an denen die Geschichte Hannovers so reich ist.

Da erhob sich im Osten die Ansiedelerbewegung. Die dortigen deutschen Kolonisten wandten sich, vom Bund der Landwirte drangsaliert, in ihrer Not an die hannoverschen Hofbesitzer Wamhoff und Wachhorst de Wente, die den Wink des Himmels wohl begriffen: der deutsche Bauernbund ward begründet. Bei jedem Werk muß ein Antrieb sein, der es in Bewegung setzt, gleich einem Funken zündend. Solche Antriebe, solche Funken waren die Kämpfe der Ansiedler, die Vorgänge bei der Reichsfinanzreform, die den junkerlich-konservativen Charakter des Bundes der Landwirte in helle Beleuchtung schoben. Der deutsche Bauernbund hat sich dann rasch verbreitet und ist im politischen Leben Hannovers bereits zu einem wirksamen Faktor ausgebaut worden. Und er wird weiter in die Höhe streben. Alle Verhältnisse drängen förmlich dazu.

Denn die Provinz Hannover ist das echte deutsche Bauernland, echter als selbst Schleswig-Holstein, das in seinem Osten, in Wagrien, am Schaalsee, in der Probstei, ferner im Dänischen Wohld, in Stormarnschen Gaue in sich schließt, die den Großgüterdistrikten des deutschen Ostens gleichen, wie ein Ei dem anderen. Den bäuerlichen Charakter des Landes veranschaulicht folgende Aufstellung. Es umfassen von der landwirtschaftlich benutzten Fläche der Großgrundbesitz, der die Betriebe mit einem Areal von mehr als 100 Hektar umfaßt, sowie die größeren und mittleren Betriebe, die 20—100 Hektar einschließen, und die klein-bäuerlichen, die nur 5—20 Hektar

umfassen, in Prozent, nach Berechnungen von Dr. Berg [illegible] den Regierungsbezirken beim

	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Stralsund	76,1	14,5	[illegible]
Stettin	50,5	28,4	15,4
Köslin	57,5	20,4	15,1
Danzig	40,4	35,9	17,7
Marienwerder	50,3	32,0	12,3
Posen	54,2	16,4	23,4
Bromberg	57,2	25,2	12,5
Potsdam	36,0	42,3	14,4
Lüneburg	7,1	56,4	22,6
Stade	4,4	52,2	31,1
Osnabrück	1,0	26,6	43,6
Aurich	3,0	64,1	19,5
Hannover	7,9	34,9	37,0
Hildesheim	16,2	28,6	[illegible]
Schleswig	16,4	61,4	[illegible]

Nicht nur eine Bauernprovinz ist das Hannoverland, [illegible] Land, dessen Landwirte ihre Nahrung ziehen vornehmlich aus der Viehzucht, teils wegen des feuchten Himmels, teils wegen der [illegible] der reichen Hansestädte Hamburg und Bremen, die von [illegible] deutschen Städten das beste Fleisch zu erwerben imstande sind, [illegible] es zum eigenen Bedarf, sei es zur Proviantierung der Schiffe [illegible]. Der Getreidebau beginnt erst seit einem Jahrzehnt eine größere Rolle zu spielen, ohne aber als Getreidemarkt dem Osten [illegible] nur entfernt zu gleichen. Die Landstriche [illegible] Hameln, jenes Oberland, das ehemalige Bistum Hildesheim, wo auch im großen Maße Zuckerrübenbau betrieben wird, [illegible] wie das [illegible] an der [illegible] [illegible] und Tiere [illegible] [illegible] und [illegible] von Heide und Moor [illegible]

wegen der Anwendung von mineralischen Düngern und verbesserter landwirtschaftlicher Technik enorm zu wachsen begann in seinen Quantitäten, trat ein allmählicher Wandel ein. Aber dennoch ist man sich immer bewußt gewesen, daß der Kornzoll von nicht allzu großer Bedeutung für die Bauern Niedersachsens sein kann. Selbst ein Führer des Bundes der Landwirte, der antisemitische Herr Klävemann, der bei der letzten Ersatzwahl in Stade für den Bund kandidierte, erklärte, daß die hannoverschen Landwirte aus den Getreidezöllen wenig Vorteil ziehen; aber, so sagte er weiter, wir müssen diese Zölle zu ertragen suchen, obwohl sie nur nützlich den Rittergutsbesitzern des Ostens, weil sonst diese Besitzer nicht dafür zu haben sein werden, sich für die hohen Viehzölle und Viehsperren einzulegen.

Ein Bund, der solche Lagen in Berechnung zieht, auf ihnen sich emporhebt, wird also reiche Ernte einheimsen, und ebenso die politischen Parteien, die, wie die Nationalliberalen ihm zugeneigt sind. Den Nationalliberalen ist zudem ein neuer Helfer erstanden in der jungnationalliberalen Bewegung, die einige besonders fröhlich wachsende Ausläufer nach der Provinz getrieben hat. Die jungliberalen Vereine sind eine Pflanzschule geworden des liberalen Gedankens in der Jugend, die auch in Hannover fast abgestorben dafür erschien, entweder in tatenloser Gleichgültigkeit verharrend oder ergeben einer antisemitisch-konservativen Weltanschauung. Es ist der Aerger über den Bund der Landwirte, der Aerger, daß dieser Bund so sehr in das Leben des Nationalliberalismus eingriff und seine Haltung zu bestimmen drohte, der die Geburt des Jungnationalliberalismus in Hannover herbeiführte, daß er den alten Nationalliberalismus aus der Zeit der Reichsgründung, mit seiner Kampflust gegen den Ultramontanismus und die Reaktion, mit seinem liberalen und nationalen Idealismus wieder zu erwecken verstanden, hat ihm die Herzen der jüngeren Deutschen vielfach entgegenschlagen lassen, hat der nationalliberalen Partei viele neue Streiter erschaffen, ihr häufig neues frisches Streben, einen mutigeren anderen Geist eingehaucht, voll Widerwillen gegen den Konservatismus, hat mit dazu geholfen die Zukunft der Partei freundlicher zu gestalten.

Eine neu aufgefundene Schrift E. M. Arndts aus dem Jahre 1810.

Von

E. Müsebeck.

I.

Ein Sammelband der im „Märkischen Museum“ zu Berlin aufgestellten Göritz-Lübeckstiftung von Arndtschen Schriften enthält eine anonyme Broschüre „Der Bauernstand, politisch betrachtet. Nach Anleitung des königlich Preußischen Edikts vom 9. Oktober 1807. Mit einer Beilage, Berlin 1810. Bei Johann Wilhelm Schmidt, 147 Seiten*); gewidmet ist sie „den Fürsten, Grafen, Freiherrn, Burgherrn, Rittern und Knappen der Preußischen Monarchie“; ihr Motto bildet ein Wort Luthers, daß ein Land auf die Dauer nicht bestehen könne, in dem die Herren nur für ihr Haus sorgen und die Armen sich drücken und plagen lassen. Was bewog den früheren Besitzer des Bandes, F. v Oppell, einen in den sechsziger und siebziger Jahren hier wohlbekannten Sammler, dazu, diese Arbeit den Arndtschen Schriften zuzurechnen, obwohl dieser sie nie namentlich erwähnt, und obwohl auch der Verlag zunächst dagegen spricht? — Denn die Frage besteht zu Recht: Warum ließ Arndt, wenn er wirklich der Schreiber war, die Abhandlung nicht bei seinem Freunde Georg Reimer drucken, der doch in dem gleichen Jahre seine „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen“ verlegte, mit dem er eben in den Monaten Januar bis März während seines Aufent-

*) Auch die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt ein Exemplar, J c 9992: es ist hier mit einer zweiten Broschüre desselben Verlages aus dem Jahre 1809 zusammengebunden: „Der Erbadel und seine Verfolger vor dem Richterstuhl der Wahrheit. Keine Regel ohne Ausnahme“, die ganz sicher von einem anderen Verfasser herrührt

hatte in Berlin von neuem ganz persönliche Beziehungen angeknüpft hatte? — War vielleicht doch ein anderer der Autor dieser Schrift? —

Um diese Fragen beantworten zu können, ist es notwendig, zunächst den Inhalt sich zu vergegenwärtigen.

Die Schrift zerfällt — abgesehen von der Beilage — in fünf Abschnitte. Der erste beschäftigt sich damit, durch eine allgemeine Betrachtung das zugrunde gelegte Gesetz in die Gegenwart einzuordnen, die Pläne der Regierung darzulegen; er führt einen Vergleich der modernen Verfassungen mit den Staaten des Altertums durch und kommt zu dem Schlusse, daß diese nur durch Ackergesetze ihr Gleichgewicht gesichert hätten, daß im allgemeinen ein freier Bauernstand ein tapferes Volk und ein freies Land garantiere (S. 9—26); dies beweist der Verfasser in einem zweiten Teil durch die Schilderung des freien Bauern an sich sowie durch die Beispiele einzelner Länder und Völker (S. 26--34) und zieht daraus drittens den Schluß, daß in einem Staate wenigstens die Hälfte aller Grundstücke von Bauern bewohnt werden müsse (S. 44—73). Ein vierter Teil beschäftigt sich mit der Vertretung des so begründeten freien Bauernstandes im Staate (S. 73—97) und ein fünfter mit der Erziehung des Landvolkes (S. 97—105). Die Beilage schließlich setzt sich mit den von Adam Müller in den „Elementen der Staatskunst“ und in den „Vorlesungen über Friedrich den Großen“ vertretenen Anschauungen auseinander (S. 109—147).

Und nun zum einzelnen.

Das Edikt vom 9. Oktober 1807 betreffend den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner bekundet nach der Meinung des Verfassers den Willen zur Umschaffung oder vielmehr zur allmählichen Neuschöpfung des Preußischen Staates; die Regierung spricht damit offen das Bekenntnis aus, „daß das Volk etwas Heiliges und Unvergängliches sei“, und die Pflicht, „nicht nur dies Heilige und Unvergängliche zu erhalten, sondern auch das zu erhalten, was es anerkennen und würdigen gelernt hat, d. h. sich selbst zu erhalten“. Aus dieser Wechselwirkung entsteht jener heilige Enthusiasmus, den die Alten so reichlich, die Neuen so wenig haben: er schafft jenen Kreis, „worin die Ideen Staat, Volk, Freiheit, Vaterland rund laufen“. Dieser Mißstand war namentlich eine Folge des Christentums, das wegen seiner rein innerlichen und [illegible] Beziehungen nicht dazu kam, politische Gedanken der Notwendigkeit zu erzeugen, sondern sich damit begnügte, sie als Zeit-

lichkeiten und Zufälligkeiten aufeinanderzuhäufen, wie Not und Zufall eben trieben. Jetzt ist die Stunde da, wo durch das deutsche Volk, das Volk der Idee, eine neue Zeit beginnt, die Zeit, in der alles, was auf der Erde und ihrem Boden ruht, nach ewigen Gesetzen für alle Zukunft bestimmt, ein fester Staat, ein heiliges Gesetz, ein unverdrehbares Recht aufgestellt werden soll. Nur deutsche Kunst und deutsche Vernunft haben der europäischen Kultur die Möglichkeit bewahrt, aus der Staatsverfassung „ein einfaches, übersehliches Kunstwerk" zu bilden, abzusehen von dem Grundsatze des Absolutismus, der wie der große Friedrich den Staat als eine Fabrik ansah, möglichst viele Menschen hervorzubringen und alles für die Massen zu tun, und zurückzukehren zu dem Grundsatze der Alten, „nicht die meisten, sondern die herrlichsten Bürger zu haben". Wird dies zur Wirklichkeit, dann übertreffen die modernen Staaten die alten, weil sie nicht nur den stolzen Bürger, sondern durch das Christentum auch den erhabenen Menschen ihr eigen nennen, weil neben der Freiheit weniger nicht die Sklaverei der Masse bestehen kann. Kommen wird diese Herrlichkeit sicher, aber „die Zeit will Zeit haben, und dies veraltete Geschlecht muß erst vergehen". Die Ackergesetze, die leges agrariae. waren das Mittel, durch das die Staaten des Altertums von den Aegyptern bis zu den Germanen, die Freiheit und das Gleichgewicht sich erhielten; sobald der Latifundienbesitz überhand nahm, gingen ihre Tugend, Freiheit und Stärke unter, denn es bleibt ein wahrer Grundsatz: „Freier Bauer gleich einem tapferen Volke und freien Lande".

Den Beweis seiner Richtigkeit will der Verfasser im zweiten Teile bringen. Der Ackerbau, nicht die Jägerei oder die Fischerei, ist das erste menschenbildende Geschäft, weil er Arbeit verlangt; und im ganzen Verlauf der Geschichte bleibt diese erste Kunst des Menschen die vornehmste, weil der Bauer in dem kindlichsten und reinsten Verhältnisse mit der Natur steht, weil sein Erwerb der natürlichste und unschuldigste ist, und weil der Umgang mit der Natur die unvergänglichen Kräfte der Urnaturen am besten zum Leben bringt: tüchtige Arbeit und tüchtigen Genuß. Von dem Pfluge her findet der Mensch am leichtesten den Weg zum Schwerte; der Bauer kann nicht ausarten, weil er in mäßigem Wohlstand und andauernder Arbeit lebt: er steht da als die feste Regel, an der der gebildete Mensch messen kann, was und wie er sein soll. Den Einwand, daß es solche Idealbauern nicht gäbe, widerlegt der Autor mit dem Hinweise auf Norwegen und Schweden, Tirol und Siebenbürgen,

Franken und Niedersachsen. Er bestreitet es, daß die Wertschätzung des Bauernstandes, überhaupt eines einzelnen Standes, eine einseitige Auffassung des Staates sei, weil dieser bei aller geistigen Freiheit nicht der irdischen Schwere ermangeln dürfe; und diese finde er am besten im Bauernstande. Dafür dienen ihm Schweden und Norwegen, die Schweiz und Tirol, Hessen und Holstein als Beispiele. Treffend weiß er den Gegner zurückzuschlagen, der etwa England dafür anführt, daß „ein Volk energisch, tapfer, freiheitliebend und freiheitbehauptend sein könne, ohne freie Bauern zu haben"; denn abgesehen davon, daß Großbritannien durch seine natürliche Lage, durch die enge Berührung mit dem stählenden Elemente des Wassers eine eigentümliche Stellung einnehme, sei zu bedenken, daß der augenblickliche Zustand des Landes zwar eine Ausnahme bilde, aber außer auf jener natürlichen Grundlage zu sehr auf künstlichen Mitteln beruhe, als daß er immerwährend sein könne; und der Verfasser wirft die Frage auf, die heute jenseits des Kanals den imperialistischen Gedanken hat erzeugen helfen: „Wenn es einmal auf sich selbst zurückgeworfen wird, was dann? — Dann ist die Zeit da, wo England es empfinden wird, daß die freien Bauern verschwunden sind. Ein sicheres Zeichen dafür, daß er die Bedeutung des Bauernstandes richtig einschätzt, bietet ihm die Bewertung, die alle großen Monarchen diesem haben zu teil werden lassen; Ludwig XII. und Heinrich IV. von Frankreich, Friedrich der Weise und Ernst der Weise von Sachsen, der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen, Christian II. und IV. von Dänemark, Karl X. und XI., Gustav III. von Schweden, Maximilian I. und II., Leopold II. und Joseph II. von Oesterreich. Und aus diesen Tatsachen zieht er den Schluß, daß wenigstens die Hälfte aller Grundstücke eines Landes von freien Bauern bewohnt werden soll.

Die Widerlegung der Einwände gegen diese Teilung des Landes, der Bauer wirtschafte schlecht, er sei zu unbeholfen und zu wenig gebildet, er halte zu viel Menschen und er sei kein besserer Soldat als der Sohn des Edelmannes und des Amtmannes, beschäftigt den Verfasser zunächst im dritten Abschnitt, und er geht dann dazu über, auseinanderzusetzen, was aus jenem Satze bei der gegenwärtigen Lage für Preußen folge, nachdem das Edikt die Beschränkung des Eigentumsrechtes aufgehoben habe, um dadurch die Kleinen und Vergessenen im Volke besser zu stellen, sie zu veredeln. Jeder Machtspruch oder Gewaltstreich wird verworfen; „denn jedes mehr oder

weniger revolutionäre Unrecht rächt sich unerbittlich an [illegible] heber, sei dieser ein Volk oder eine Regierung. Sondern [illegible] nur geschehen und soll nur geschehen durch die stille [illegible] der Notwendigkeit, und durch die schöne Uebung der [illegible] welche Milde, Mäßigkeit, Vaterlandsliebe und Mensch[illegible] kosen". Jeder muß aufgefordert werden, für das [illegible] Seinige zu tun, denn der Wille der besten Regierung [illegible] keinem Ziel ohne die Hilfe und Unterstützung der [illegible]. Darum wendet sich der Verfasser gegen die, die das Edikt [illegible] haben, weil durch die völlige Freiheit des Grundeigentums [illegible] allmählich eingehen und der Staat dadurch empfindlichen Sch[illegible] nehmen, weil die Majorate vernichtet würden. Er betont [illegible] durch das Edikt [illegible] gerade alle dinglichen Rechte [illegible] achtet würden, als es die Not der Zeit zuließ, daß es [illegible] über die persönlichen Rechte zu leicht hinweg[illegible] gesprochen, was vielleicht schmerzen würde, und wie doch [illegible] geist bereits für eine unumgängliche Notwendigkeit [illegible] lichen Privilegien und Vorrechte der Personen aufheben müssen. [illegible] der Schreiber spricht seine eigene Auffassung dahin aus, [illegible] Staat durch das Absterben des Erbadels nicht leiden [illegible] dieser einmal veraltet sei, daß die Stiftung der [illegible] Eingriff einzelner in die gesetzgebende Macht des Staates [illegible] Vorgriff in die Zukunft sei. Bei voller Freiheit [illegible] Männern fehlen, die sowohl die geistigen wie physischen [illegible] um des [illegible] Wunden und [illegible] und den Zeitumständen [illegible] mit der Weltgeschichte [illegible] Macht der Prunk und die Macht einzelner Majorats[illegible] man vielleicht glaubt, die beste Stütze des Staates, [illegible] [illegible]

gehen sie von einer Hand in die andere über, doch so, daß jenes Gesetz nicht verletzt wird; wo gemeiner Nutzen und staatliche Notwendigkeit die Einziehung eines Bauerngutes erfordern, muß für Ersatz gesorgt werden. Der Teilung ist ein Maß zu setzen, weil der Staat versuchen muß, die möglichst besten, nicht möglichst viele Menschen zu erzeugen; und die Inhaber zu kleiner Grundstücke sind gewöhnlich elende Geschöpfe; Zwergwirtschaft darf nur dort zugelassen werden, wo große Fabriken, große Handelsstädte einen gesicherten Absatz und Verkehr sichern. So muß der Preußische Staat zunächst alle alten Bauerndörfer erhalten, wozu ihm mittelbar die mehr oder minder abhängigen und dienstpflichtigen Laßbauern der Privateigentümer zur Verfügung stehen. Sobald die Pachtzeiten für die großen Domänen abgelaufen sind, hat er diese in Bauerndörfer zu zerlegen und als freies Eigentum zu verkaufen. Alle abhängigen Bauern erwerben durch eine allmähliche Abbezahlung ebenfalls das volle Eigentumsrecht; anders ist es nicht möglich, „denn der Staat ist nicht in der Lage, großmütige Schenkungen machen zu können; die einzelnen Besitzer sind es ebensowenig“. Schließlich ist es Aufgabe der Regierung, die einzelnen Bauern „abzubauen, so daß jeder womöglich in dem Quadrat oder Oblongum seiner Grundstücke zu wohnen kommt“. Ohne diese Auseinanderlegung bedeutet der freie Besitz und der freie Ackerbau nur ein leeres Wort, weil keiner für sich arbeiten kann, wie er will. Unveräußerlich bleiben die großen Forsten und Wälder, die vom Staate selbst verwaltet werden. Der Verfasser erkennt die Schwierigkeiten, bei dem neuen System die Liquidation zwischen den einzelnen Gutsherren und ihren Bauern durchzuführen; darum müssen beide Teile etwas opfern; denn Rechte lassen sich nicht nehmen, wohl aber durch beiderseitige Uebereinkunft ausgleichen; eine verallgememeinernde Durchführung ist unmöglich, die lokalen Verhältnisse sind immer zu berücksichtigen.

Wenn so ein freier Bauernstand fest begründet ist, dann gibt es für den Schreiber keinen Zweifel daran, daß er auch im Staate vertreten und dargestellt werde. Die Frage lautet nun: „Soll der Bauer als ein Stand dargestellt werden, und wie soll er dargestellt werden?“ Mit ihnen beschäftigt sich der vierte Teil, und die erste wird dahin beantwortet, daß die Bauern als Stand dargestellt werden sollen, weil sie nur so das Bewußtsein eines unabhängigen Menschen und eines Bürgers bekommen. Das ist der höchste Zweck des Staates und des königlichen Willens, der in dem Oktoberedikt des Jahres 1807 ausgesprochen wird. Die Antwort auf die zweite

Frage lautet: der Bauernstand soll durch sich selbst und durch keinen anderen im Staate vertreten und dargestellt werden. Wie das zu verwirklichen ist, hat eine Versammlung festzulegen, die sich aus Mitgliedern aller preußischen Landschaften zusammensetzt. Wäre ihnen die Wahl ihrer Abgeordneten freigelassen, würden die Bauern bei ihrem jetzigen Zustande nur „ehrsüchtige Advokaten und Ränkeschmiede" zu Vertretern küren; der gegenwärtige Augenblick aber erfordere gerade eine genaue Kenntnis der oft sich kreuzenden Interessen der einzelnen Volksklassen, die nur diese selbst der Regierung geben können; indem die einseitigen Bedürfnisse der Stände sich an einander reiben, wird schließlich ein einheitliches Ganzes zustandekommen: „wenn man in der Welt keinen Streit will, so will man den Tod". Wahlrecht und Darstellungsrecht für den Bauernstand, also aktives und passives Wahlrecht, hat „nur der wirklich freie Bauer", d. h. jeder, „der auf einem der unteilbaren Bauerngüter vom Ackerbau und von dem zunächst daraus folgenden Betriebe lebt oder zu leben scheint", der also nicht außerdem ein anderes Amt oder einen anderen Betrieb hat und so schon anderswie vertreten wird. —

Die Wichtigkeit des Bauernstandes und der Landbevölkerung für den Staat im allgemeinen, ihre Vertretung durch sich selbst im besonderen bedingen den fünften Abschnitt: ihre Erziehung; denn sie „ist einer der großen Punkte, ja der einzig größte Punkt der Erneuerung des Geschlechts und Verjüngung des Staats"; vieles mag die Freiheit selbst sich schaffen, aber „vieles muß auch für sie gemacht werden". Zweierlei ist für die Erziehung und Zucht des Landvolkes sehr wichtig: das Predigtamt und öffentliche männliche Uebungen. Der Prediger muß wieder der Mann des Volkes werden; in einem protestantischen Lande hat es die erste Sorge zu sein, die Würde und das Ansehen der Geistlichkeit wiederherzustellen, „die sie nicht durch die Zeit verloren haben, sondern durch sich selbst"; die Strenge und Zucht der protestantischen Kirchen erschlaffte nicht so sehr durch Unsittlichkeit als vielmehr durch die Erbärmlichkeit ihrer Geistlichen, die sich „in dem Sinne des Gemeinen" unter das Volk mischten und deswegen die Schlechtesten im Volke wurden; sie müssen ihren verlorenen Ernst wiedergewinnen, wieder Priester werden „ohne Fehl", unter freien Männern Männer; nur dann können sie den Geist des Zeitalters zu einem echt christlichen Geiste machen helfen, und dazu sollen auch die öffentlichen Uebungen und Spiele im letzten Grunde dienen, die nun programmatisch dargelegt werden in enger

Anlehnung an die Kirchspielsmusterungen der schwedischen jungen Mannschaft. Die Burschen jedes Kirchspiels von 16 bis 24 Jahren versammeln sich sonntäglich nach dem Gottesdienste, dem sie vorher beigewohnt haben, zu kriegerischen Uebungen, die besonders im Schießen, Werfen, Springen und Wettlaufen bestehen; die Exerzitien dauern jedesmal drei, im Sommer womöglich vier Stunden; der Prediger „als Patriarch und Sittenrichter seiner Jugend ist Gymnasiarch" und wohnt so oft als möglich den Spielen bei; außer ihm werden aus den würdigen Männern des Kirchspiels 12 Spielwächter gewählt, von denen wenigstens zwei sich sonntäglich einzustellen haben. Der Uebungsplatz findet sich bei den meisten Kirchdörfern von selbst und kann ohne große Kosten hergerichtet werden. Waffen und Geräte liefert die Gemeinde; einzelne halten sie sich selbst; andere wieder spenden Väter und Ehrenmänner freiwillig. Die Versammlungen gehen durch das ganze Jahr, werden höchstens in den trüben und nassen Monaten November und Dezember sowie in der Erntezeit unterbrochen; jeden Sonntag braucht nur die eine Hälfte der Mannschaft zu erscheinen; wer ohne Verhinderung ausbleibt, zahlt eine verhältnismäßige Strafe. In den Frühlings- und Sommermonaten werden öffentliche Wettspiele mit anderen Gruppen angestellt, wobei Preise und Belohnungen zur Verteilung kommen. Tänze schließen das Fest: „denn was des Volkes ist, muß als Volkslustbarkeit beginnen und enden". Dies alles ist eng zu verbinden mit „Sitte, Erziehung, Religion als den höchsten menschlichen Angelegenheiten." Wird diese Einrichtung durch das ganze Reich durchgeführt, so braucht der Staat nur ein mäßiges stehendes Fußvolk zu halten; die Soldaten würden sich selbst bilden, und zwar könnte um so größerer Nachdruck auf die Vervollkommnung der Reiterei und des Geschützes legen.

So wird Neues, und muß Neues werden; „Neues in einem anderen Sinn, als diejenigen uns einbilden möchten, die wegen schlechter und eigennütziger Zwecke Altes wieder aufstreichen, als sei es wirklich neu geworden. Siehe, ihr Werk wird nicht bestehen; denn Gott hat nicht umsonst so viele Zeichen und Wunder geschehen lassen. Dieser Glaube erhält die Wackern aufrecht, und aus ihm erwächst eine neue und schöne Welt." —

Die Beilage wendet sich zunächst im allgemeinen gegen die rückläufige Bewegung, die in dem letzten Jahrzehnt eingesetzt habe, gegen die Flucht aus der Wirklichkeit in die Welt der Ideale einer vergangenen Zeit: die Vertreter dieser Denkungsart irren, wenn sie

meinen, wie ihre Gedanken so auch den Staat rückwärts führen zu können; sie verwechseln bei diesem Verfahren den Menschen und den Bürger, die ruhende Welt und den wandelnden Staat mit einander. Unter diesen Kämpfern für das Alte ist der bedeutendste Adam Müller mit seinen „Elementen der Staatskunst“ (1809) und seinen Vorlesungen „über Friedrich II. und die Natur, Würde und Bestimmung der Preußischen Monarchie“ (1810). So sehr der Verfasser Edmund Burke mit seinen von Gentz übersetzten „Betrachtungen über die französische Revolution“, auf die Müllers Arbeiten als Grundlagen zurückgehen, das „Recht in der Erfahrung des Tages“ zusteht, so wenig vermag er sein Recht „in der Idee der Ewigkeit“ anzuerkennen; und er ist davon überzeugt, daß Burke notwendig auch einmal in der Erfahrung Unrecht bekommen würde, weil ja sonst Idee und Wahrheit verschieden wären. Immerhin: der Engländer sprach für seine Zeit und für sein Vaterland ein gerechtes Urteil aus, wenn er sagte, daß die Franzosen mit ihren Konstitutionen und Religionen ein frevelhaftes Spiel trieben und wenn er warnte, es ihnen gleich zu tun; das Recht wäre ganz auf seiner Seite gewesen, wenn er die Völker ermahnt hätte: „bereitet euch allmählich, wenn ihr so ungewöhnliche und neue Wege gehen wollet“. Müller geht jedoch weiter als sein Lehrer: er kämpft für die Restauration einer längst überwundenen Zeit, führt alles Uebel zurück auf die Vernachlässigung und Bedeutungslosigkeit der Priesterschaft und des Adels im Staatsleben, erwartet von der Neubelebung der geistlichen und feudalistischen Elemente die Rettung der Nation, sieht das Glück der Zukunft in der Wiederherstellung der Vergangenheit. Folgendes sind nach des Verfassers Meinung seine Grundgedanken:

1. Im Staatsleben darf nicht allein die rücksichtslose, über alles hinwegschreitende Gegenwart zur Anschauung kommen; es muß Einrichtungen geben, die die Verdienste und Arbeiten der Vergangenheit würdigen; das sind „die auf Glanz und Herrlichkeit, und auf Landbesitz und Reichtum gegründete Priesterschaft und Adel.

2. Zwei Kräfte im Staatsleben streben immer auseinander und müssen von der Gesetzgebung im Gleichgewicht gehalten werden; die eine, die Zentrifugalkraft, strebt danach, sich von allen Banden immer freier und loser zu machen: die bloße Bürgertätigkeit; die andere, die Zentripetalkraft des Staates, rankt sich ganz an ihm fest, will ganz mit ihm verwachsen: die Priesterschaft und der auf unverrückbarem Landbesitz gegründete Adel.

3. Priesterschaft und Adel stellen das Unwandelbare, Höhere und Ewige dar, der Bürgerstand das Wandelbare, Kleinere und Zeitliche des Staates.

4. Der Adel muß um seiner selbst als einer Idee willen im Staate gelten, nicht um seiner persönlichen Dienste willen; sein Glanz und seine Hoheit ist absolut notwendig, als von Gott kommend zu achten.

5. Aus der Gleichstellung des Adels mit dem Bürgerstande ist der Krämergeist und der Kosmopolitismus geboren, der seitdem die Welt erfüllt.

6. Der Staat muß daher, um sich zu einer herrlicheren Gestalt umzuschaffen, der Priesterschaft ihr Ansehen und ihre Würde, dem Adel seinen alten Glanz wiedergeben, indem er ihn auf unverrückbaren Landbesitz mit Majoratsrecht stellt.

Der Verfasser weist die Einseitigkeit dieser Urteile an der Hand der Geschichte nach: er zeigt, wie zu allen Zeiten nur wenige Menschen die hohe Wahrheit der Religion Jesu erfaßt haben, „die Aufhebung und Verrufung aller Satzungen und Aeußerlichkeiten, die Verkündigung des unbekannten Gottes, die Stiftung eines unsichtbaren Reiches höchsten Glaubens und größter Freiheit", wie dagegen alle Kirchen wiederum das Gesetz der Knechtschaft und Furcht verkündet haben; wer die Geister wieder unter „den schweren Priesterleib und seine blinde Gewalt" bringen will, der hält ihnen als höchste Idee „das kleine, elendige Glück der Faulheit und Bequemlichkeit" hin. So unmöglich als aus dem Jüngling wieder ein Kind werden kann, so ist steht der Beschluß des Schicksals: die äußere Kirche wird nie wieder erstehen zu ihrer alten Herrlichkeit und Allmacht, aber nach der unsichtbaren Kirche, nach dem eigentlichen Reiche Christi und Gottes wird von den Besseren je und je ausgesehen". Ebenso verkennt Müller die Bedeutung des Feudalismus: gerade unter seiner Herrschaft wurde die Knechtschaft der Massen im 12. und 13. Jahrhundert so grausam, wie sie nie zuvor gewesen ist; der Gedanke von der Frömmigkeit, Ritterlichkeit und Schönheit des Adels im Mittelalter bedeutet nur einen idealen Traum, der der Wirklichkeit nicht entspricht. nicht auf den Burgen, sondern „in den Reichsstädten, in den Bürgerbünden, in der Bürgerkunst und Bürgertätigkeit,. in dem, was man vornehm das Kleine und Niedrige zu nennen beliebt, da leuchtet teutsche Freiheit, teutsche Tugend, teutsche Gerechtigkeit, teutsche Kunst und Wirksamkeit in unvergänglicher Glorie". Mit

der Entdeckung der neuen Welt verfielen Rittertum und Bau[illegible] in Deutschland zu gleicher Zeit: wo es gegen die Städte g[illegible] sich der Adel den Fürsten an: die meisten alten Reichsstädte [illegible] abhängig, man nahm ihnen den letzten Rest der Selbständig[illegible] absoluten Staate, seiner Einheit und seiner bureaukratischen [illegible] zuliebe. Die beiden ersten Sätze von Adam Müller [illegible] nur, wie der Adel sein soll, nicht wie er tatsächlich ist. D[illegible] deutung des festen Besitzes verkennt auch der Verfasser nicht: [illegible] „In der zu großen Sicherheit des Besitzes, in der unver[illegible] Gewißheit des Glanzes im Staate . . . versteint sich alle [illegible] zu einem wahren Kiesel, woraus kein Funke mehr auf[illegible] wenn nicht eine wahrhaft stählerne Gewalt von außen [illegible] schmettert. Dann konnten diese Majoratsherren werden, [illegible] jüngst die Leibeigenen oder Schollengenossen waren, [illegible] glebae adscripti". Die eigentlich bindende und fesselnde [illegible] der Boden der Erde, nicht die Familie sein, es kommt [illegible] bürgerliche Bauernmajorate zu schaffen, die unteilbar und un[illegible] trennlich, aber nicht an eine Familie gebunden sind." Und [illegible] der Gedanke des Vaterlandes erwächst aus dem Gefühl [illegible] alle Bürger sind mit gleichen Rechten und Pflichten, [illegible] arbeiten, werben, erwerben, genießen darf nach dem [illegible] Kräfte, jeder auch sich darstellen und hingeben muß für [illegible] Dienst". Darum muß [illegible] das Bewußtsein [illegible] zum Ganzen gehört und daß das Ganze [illegible] eins von uns heischen. „Der Herr wird dich zum Haupt [illegible] und nicht zum Schwanz, und wirst oben schweben und nicht unten liegen" (5. Mos. 28, 13). [illegible]

II

[illegible]

1810, der sich mit den öffentlichen Spielen des Landvolkes beschäftigt. Durch jene Wiederholung erkennt Arndt die Anschauungen als seine eigenen an.

Wie verhält es sich nun mit diesen „Fantasien von E. v. S."? In der Vorrede der „Grundlinien" heißt es: „Die beiden vorgesetzten Kapitel sind aus den Papieren eines Freundes, mit welchem ich oft über diesen Gegenstand gehandelt habe. Er hat seine Gedanken in Fantasien eingekleidet, und sich einen Zustand des deutschen Vaterlandes eingebildet, der noch nicht ist. — Ich nehme mit seiner Erlaubnis aus diesen Fantasien zwei Kapitel vom deutschen Kriegswesen, die als eine einleitende musikalische Fantasie, als ein Vorspiel betrachtet werden können, weil vieles, was sie enthalten, auch meine Ideen sind, wenn ich gleich bei der Anwendung und Ausführung oft verschiedener Meinung sein möchte". Diese „Fantasien" sind dann 1815 zu Frankfurt a. M. als „Fantasien für ein künftiges Teutschland von E. v. S.; herausgegeben von E. M. Arndt", erschienen, in denen jene Kapitel in der Tat unter 38 und 39 wiederum abgedruckt wurden; noch mehr: der oben erwähnte Spruch aus dem 5. Buche Mosis am Ende der Schrift beschließt auch diese Fantasien; Übereinstimmungen, die es nahe legen, die Verfasser beider Arbeiten für identisch zu halten.

Wer ist dieser E. v. S., und wie steht es mit seiner Autorschaft dieses Buches? —

In der Vorrede, die vom 8. Februar 1814 aus Frankfurt a. M. datiert, sagt Arndt, diese Fantasien von einem lieben Freunde seien gewissermaßen auf seine Veranlassung entstanden und in Gemeinschaft mit ihm gesponnen; er hätte „in dem noch beklommenen Frühlinge" 1812 mit einem jungen Freunde in Breslau zusammen gewohnt und mit ihm oft Tal und Wald des Schlesierlandes durchstreift, ihre Gedanken wanderten in die Zukunft des Vaterlandes, und ihre Träume hängten sich „an die alten Geschichtsschreiber und an die Bibel"; so sei die merkwürdige Fassung der Fantasien entstanden; der Autor habe sich die Rettung und Befreiung des Vaterlandes auf einem andern Wege gedacht, als sie nachher geschehen sei, allein trotzdem gebe er das Buch als Einheit wieder wegen der vielen guten Gedanken, die es enthalte.

Arndt lebte von Ende März bis Anfang Juni in Breslau, bevor er über Prag nach Rußland ging. Hier sah er in der Tat den E. v. S., den preußischen Premierleutnant Ernst v. Storck, später Generaladjutant der russisch-deutschen Legion, der am 6. Juni

1814 als Kapitän den Abschied erhielt und nach dem zweiten Pariser Frieden den Staatskanzler Fürsten Hardenberg als einer der unangenehmsten Querulanten jahrelang belästigte.*) Auch Arndt vermochte sich seiner in Breslau schwer zu erwehren; und die Worte, die er am 10. Mai an Reimer über ihn schrieb, bekunden nichts weniger als herzliche Freundschaft: „Der Ueberbringer dieses ist ein Herr von Skorck, ein gutgesinnter, aber hohler und mutloser Mann; also laß dich mit ihm nicht ein, denn er mag wohl tun, als wenn er sehr bekannt mit mir ist: überlaufen hat er mich genug.“**)

Trotz dieses wenig günstigen Urteils liegt zunächst die Annahme nahe, daß Ernst v. Skorck der eigentliche Verfasser jener Fantasien sei; und dann spräche auch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß bei dem engen Zusammenhange jenes Kapitels 39 mit dem Abschnitte der Schrift aus dem Jahre 1810 dieser auch „den Bauernstand, politisch betrachtet“ geschrieben habe. Allein schon eine einfache Zahlenrechnung steht dem entgegen: Skorck war im Jahre 1813 25 Jahre alt, 1810 also 22. Und der Verfasser des Bauernstandes“ sagt an einer Stelle (S. 97), er erinnere sich aus seiner Kindheit, wie es vor 25 und 30 Jahren mit dem Predigtamte beschaffen war, wie damals noch männliche Landprediger die Herzen des Volkes wirklich hielten und lenkten; also ein Widerspruch, für den es kaum eine Lösung gibt. Ferner: In allen seinen Eingaben an Hardenberg erwähnt Skorck nirgends etwas von dieser Schrift; eine Unterlassungssünde, die er als ihr wirklicher Autor bei der sonstigen Einschätzung seiner Verdienste kaum begangen haben würde.

Dazu ein letztes: Während des Untersuchungsverfahrens wurde Arndt 1821 auch über jene Schrift „Fantasien für ein künftiges Teutschland“ ausführlich vernommen und unter andern gefragt, wie es sich eigentlich mit dem Titelblatte verhalte. Der Inkulpant gab zu Protokoll, daß dieses sowohl wie die oben erwähnte Vorrede und das erste Kapitel bloß „eine Phantasie aus der Vergangenheit“ wäre, die allerdings auf etwas Wahrem beruhe. Als er von Ende Dezember 1806 bis 1809 in Schweden verweilte, habe er von

*) B. v. Quistorp, die kaiserlich russisch-deutsche Legion, Berlin 1860, S. 289 gibt kurze Personalien Skorcks bis 1814, er wurde dann nach dem Frieden Regierungsassessor in preußischen Diensten, fühlte sich jedoch stets zu höheren Dingen als der einfachen Verwaltungstätigkeit berufen und in seiner Bedeutungs durchaus verkannt. Das Geh. Staatsarchiv bewahrt in dem Nachlaß Hardenberg Rep. 92 nicht weniger als drei umfangreiche Aktenfascikel über ihn aus den Jahren 1816—1822 auf, die sich fast nur aus Eingaben an den Staatskanzler zusammensetzen.

**) H. Meisner und R. Geerds, Ernst Moritz Arndt, Nr. 51.

einem dortigen Freunde, der für Deutschland sich warm interessierte, zuerst die Idee dieses Buches empfangen und einiges schon roh zu Papier gebracht: das Andenken dieses Freundes sei ihm bei der Ausarbeitung zu Breslau in seiner Einsamkeit sehr gegenwärtig gewesen, und so habe er dem Buche diese Einkleidung gegeben. Auf weiteres Befragen nannte er auch den Namen des Freundes: Major Baron Ramsay aus Finnland, der im Sommer 1808 bei Abo im Kriege gegen Rußland gefallen war.*) Damit bekennt sich Arndt ausdrücklich als den geistigen Urheber und Verfasser des Buches „Fantasien über ein künftiges Teutschland“, das übrigens bereits im Herbst 1813 bei Reimes erscheinen sollte. Die Frage, warum er gerade die Buchstaben E. v. S. gewählt hat, kann freilich nicht gelöst werden; es bleibt ja nicht ausgeschlossen, daß er auch mit Skorck über diese ihn damals so naheliegenden Frage gesprochen hat. Sicher ist, daß dieser als Autor der Schrift aus dem Jahre 1810 nicht in Frage kommt; und es ergibt sich die große Wahrscheinlichkeit, daß Arndt auch den „Bauernstand, politisch betrachtet“, erfaßt hat.

Sehen wir nun zu, ob sich aus diesem Buche und aus seiner sonstigen litterarischen Tätigkeit weitere Anhaltspunkte ergeben, die die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit erheben.

Zu verschiedenen Zeiten hat er über die Bauern und den Bauernstand geschrieben. Es war sein Grundsatz, den er in allen Lagen seines Lebens vertreten hat, daß die breiten Schichten der angeborenen Söhne des Landes dazu bestimmt seien, die wirtschaftliche Energie der Gemeinschaft zu stärken, gleich den anderen Staatsbürgern als freie Menschen auf freiem Boden zu leben, den nationalen Staatsgedanken volkstümlich zu machen. Für den Mann, der an sich selbst in seiner Jugend und von seinen Vorfahren her durch eine Reihe von Geschlechtern die Nöte des Bauernstandes erlebt hatte, war seine Umgestaltung ein politisches, soziales und ethisches Problem, das der Staat lösen mußte, wenn er seinem Wesen gerecht werden wollte. So erschien im Jahre 1803 bei Reimer der „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“: eine politische Tat von bedeutsamer Wirkung;**) — denn

*) So auch in seinem „Notgedrungenen Bericht“, Leipzig 1847, I, S. 320; vgl. Todtmal für Wilhelm Ramsay, Stockholm 1808, in Gedichten herausgegeben von H. Meisner, Leipzig, Teil I, S. 230.

**) C. J. Fuchs, Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften. Nach archivalischen Quellen aus Neu-Vorpommern und Rügen, Straßburg 1888, würdigt die Schrift S. 266 ff.

das Buch bestärkte Gustav IV. in seinem Wunsche, die Leibeigenschaft in seinen deutschen Besitzungen aufzuheben und durch das Ausschreiben vom 18. Juli auf den 4. August 1806 die Stände zu einem allgemeinen pommerschen Landtage zusammenzuberufen. Den Bauernstand sollten danach „für jetzt diejenigen ausmachen, welche eigentümliches Landeigentum besäßen oder die Domänen inne hätten und dabei weder in öffentlichen Diensten ständen oder gestanden hätten, noch auch zu einem der drei übrigen Stände gehörten." Arndt wendet sich im Anhange der Schrift scharf gegen die Anschauung, als ob schon der Bauer von Natur schlecht, als sei er träge und unwissend, und führte diese Eigenschaften, die er für die Gegenwart nicht in Abrede stellen konnte, auf die Unfreiheit zurück. Zugleich verlangte er von dem Staate, daß er in erster Linie [illegible] glückliche, nicht möglichst viele Menschen produzieren. [illegible] Beispiel der englischen Landwirtschaft als für Deutschland unmöglich zurück und trat für eine allmähliche Regelung des [illegible] wobei jeder das Seine erhalten und der Staat vor den [illegible] grundbesitzer, als der allgemeinere Teil, mit gutem Beispiel [illegible] geben müsse; lauter Gedanken, die sich in der Schrift [illegible] wieder finden. Eine Fortsetzung jenes Buches bildet [illegible] der Veränderung der bäuerlichen und herrschaftlichen [illegible] in dem vormaligen schwedischen Pommern und Rügen vom [illegible] 1806 bis zum Jahre 1816", Berlin 1817, in der die Gründe [illegible] gelegt werden, warum bisher in jenen Landschaften kein [illegible] Bauernstand emporkommen konnte. Die Schrift mahnt [illegible] Regierung, die Bauern, die noch vorhanden sind, zu erhalten [illegible] zu schaffen, wo sie fehlen, und das Landvolk dadurch [illegible] einen menschlicheren und sittlicheren Zustand zurückzuführen [illegible]

[illegible]

oder mittelmäßigem Eigentum ein Land hat, um so stärker, sicherer und wehrhafter wird es sein, je mehr Menschen unmittelbar in dem Boden des Landes festgewurzelt sind um so größere Bedeutung haben die Ideen: Staat, Volk, Vaterland. Als das natürliche Verhältnis erscheint es ihm, wenn drei Viertel oder zwei Drittel aller Grundstücke in den Händen von Bauern sich befinden, der Rest dem Adel und größeren Besitzern zukommt. Und dann ist es natürlich, daß dieser für den Staat so bedeutsame Stand eine öffentliche Stellvertretung erlangt, nicht durch den Adel, weil zwischen ihnen sich oft scharfe Gegensätze herausstellen, sondern durch sich selbst. Wiederum werden jene Einwände gegen die natürlichen Anlagen der Bauern zurückgewiesen, die schon aus der Schrift von 1810 bekannt sind. Das Wichtigste ist, daß das Recht der Stellvertretung im Staate und die Teilnahme an den öffentlichen Geschäften die Geister weckt, das Interesse steigert, die Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Dinge beseitigt: „das wahre Leben kann nur in dem Staate sein, wo die Menschen immer den Bürger fühlen, wo sie dem Vaterlande und der Regierung lebendig angehören und lebendig Teil an ihnen nehmen.“ Eine Ergänzung zu der ersten bildet die zweite Schrift mit Abweichungen im einzelnen: für den Bauernstand werden die Hälfte oder zwei Drittel alles Ackerlandes gefordert, also fast wie 1810, der Verfasser befürwortet eine Neuschöpfung des Adels gegenüber den jetzigen Junkern, will, hierin Stein gleichend, einen vornehmen Magnatenstand schaffen, ähnlich den englischen Lords, der auf Majoraten — der Hälfte des übrig bleibenden Landes — fest gegründet sitzt, während die übrigen kleinen Edelleute, sowie die minderjährigen Söhne alle zum Bürgerstande gerechnet werden; auch Bauernmajorate will er anlegen, die gleichsam Lehen des Staates bleiben. Besonders hervorgehoben wird wiederum die Bedeutung der Ackergesetze, der Untergang der alten Staaten durch die Sklaverei, die Abneigung gegen die Massenbevölkerung und das Bestreben, mit der Stellvertretung der Bauern das demokratische Prinzip des Protestantismus zu verwirklichen. Das sind Anschauungen über den Adel und den Bauernstand, die Arndt in einem anderen Zusammenhange in seiner Schrift „Ueber künftige ständische Verfassung in Teutschland“ kurz vorher, 1814, schon einmal ausgesprochen hatte. Mit Ausnahme der Stellung zu dem hohen Adel, deren Aenderung eine Folge der Kriegsjahre 1813/14 war, findet sich nirgends ein Gegensatz zu den Grundgedanken der Schrift vom Jahre 1810; im Gegenteil: diese weisen in der Art ihrer Aus-

führung und in der Begründung ihrer Forderungen durchaus [illegible] den gleichen Verfasser hin.

Dazu noch ein weiteres. Auffallend ist es, wie in [illegible] Schriften mit besonderer Vorliebe die Völker des Altertums [illegible] Verhältnisse Englands und die Zustände Schwedens [illegible] deutschen Gebiete zum Vergleich herangezogen werden, die [illegible] der Ackergesetze für die Freiheit und den Bestand der alten [illegible] kehrt oft in den gleichen Ausdrücken wieder. Die [illegible] Darlegungen über England, die der Verfasser des „Bauernstand[illegible] an verschiedenen Stellen gibt, wiederholt Arndt in [illegible] in der Schrift „Über künftige ständische Verfassungen“ [illegible] ganz ausführlich in „Ein Wort über die Pflegung und [illegible] der Forsten und Bauern“ S. 100 ff., 127, 1[illegible] [illegible] besonders ist gleich die Vorliebe für schwedische Verhältnisse [illegible] Verfasser der Schrift von 1810 und Arndt in ganz gleicher [illegible] eigen. Der „Bauernstand“ muß von einem Mann geschrieben [illegible], der nicht nur die schwedische Geschichte genau kannte, [illegible] auch Land und Leute selbst gesehen hatte. Schweden und [illegible] sind beiden die glücklichsten Länder, weil sie nie durch den F[illegible] lismus heruntergebracht worden und weil sie stets einen [illegible] freien Bauernstand hatten. Den König Magnus [illegible] der Schrift von 1810 als den einzigen schwedischen Herrscher [illegible] der während des Mittelalters seinen Hof mit einem [illegible] zu umgeben versuchte, erwähnt Arndt in „Ein Wort“. [illegible] andere schwedische Namen kehren in der Schrift von 181[illegible] denen Arndt in einem andern Buche mit besonderer [illegible] Der Bauer Carl Halfsson aus [illegible], ein „[illegible]“ [illegible] des schwedischen Reichstages in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und der [illegible] [illegible]

[illegible]

Schrift von 1810, nicht seinen Feudalismus, sondern jene bürgerlichen Elemente so hoch einschätzte, die die Macht des Städtetums und seine künstlerische Blüte befördert hatten. Fassen wir alles zusammen, so ergibt sich als Resultat der Untersuchung: Identität in den leitenden Gedanken und in ihrer Ausführung, Gleichheit der einzelnen Beispiele, die starke Vorliebe für die schwedischen Agrarzustände, Form der Sprache und Ausdrucksweise sind ein zwingender Beweis, daß Arndt die Schrift „Ueber den Bauernstand politisch betrachtet“ verfaßt hat. Nach diesem Ergebnis gewinnen auch die Worte an Reimer, Greifswald, den 21. April 1810, eine andere Deutung, als wie Meisner und Geerds sie ihnen gegeben haben: „Einliegende kleine Sache machst Du mir bei Gelegenheit zu Silber; ich habe für die kleine mit einigen Bogen vermehrte Abhandlung von S. 50 Rthlr. P. Kurant empfangen (nicht, sondern soll).“ Mit S. ist nicht der Verlagsbuchhändler Stiller in Rostock, sondern Schmidt in Berlin, und mit der „kleinen Sache“ nicht eine zweite Auflage der „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache“, sondern unsere Schrift über den Bauernstand gemeint. So findet sich in den Briefen wenigstens ein Hinweis auf sie, die bei dem Verfasser nachher ganz in Vergessenheit geraten ist. Arndt hat die Schrift offenbar schon während seines Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt geschrieben und mit Reimer darüber gesprochen: die Vermehrung um einige Bogen bezieht sich auf die Beilage, die in Greifswald hinzugefügt wurde. So übersendet er sie dem vertrauten Freunde zur Weiterbeförderung. Die Abhandlung gelangte sogleich zum Druck. Bereits am 5. Juni zeigte sie die Spenersche Zeitung an. Und wenn sie betont: „Ihr Verfasser, der schon öfter das Wort nahm, wenn die anderen Schriftsteller schwiegen, besitzt die gründlichsten Kenntnisse vom klassischen Altertum, lebt und webt in der Geschichte, hat die Riesentrümmer Roms gesehen, die neuen Baue des neuen Großreiches und den hohen Norden“, so trifft das alles auf Arndt zu.*) Es bleibt nun zu

*) Obige Stelle bei Meisner-Geerds a. a. O. Nr. 31. Noch eine andere Bemerkung sei hier berichtigt. Zu Nr. 63 meinen die Herausgeber der Briefe, daß die dort erwähnten „50 Kapitel für das teutsche Volk“ sich auf die „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte“ beziehen. In dem Vorwort 1821 sagt Arndt dagegen ausdrücklich, daß mit diesen 50 Kapiteln die „Fantasien“ gemeint seien, die er in Breslau und Petersburg verfaßt habe: sie enthalten in der Tat 50 Kapitel. — Die Anzeige in der Vossischen Zeitung vom 31. Mai ist etwas gekürzt: den beiden Berliner Zeitungen ging sie offenbar vom Verleger zur beliebigen Verwendung zu. Ueber die Rezension im „Beobachter an der Spree“ siehe Abschnitt III.

erwägen, welche Bedeutung diese Schrift für seine politische und geistige Entwicklung einnimmt.

III.

E. M. Arndt hatte im Dezember 1806, als die französischen Truppen sich der schwedisch-pommerschen Grenze näherten, seine Heimat verlassen müssen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, „sich allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund totschießen zu lassen". Nichts lag ihm näher, als das schwedische Hauptland aufzusuchen, dessen Bewohner ihm schon durch seinen früheren Aufenthalt lieb und wert geworden waren, und [illegible] Von dem Nordlande her erwartete er die Befreiung Europas aus den Händen des Korsen. Daran läßt auch der erste Teil des „Geistes der Zeit" keinen Zweifel, obwohl er für Deutschland geschrieben war. Man braucht nur die Schilderungen miteinander zu vergleichen, die er von den Skandinaviern, von Deutschen und [illegible] entwirft.* Die kommenden Jahre vernichteten diese Hoffnungen; warum? Das zeigen die „Schwedischen Geschichten", sie sind für [illegible] die persönliche Rechtfertigungsschrift, daß seine Seele nun eine [illegible] Heimat suchte, daß er es inniger als je fühlte, er gehöre dem deutschen Volke an, und mochte und konnte keinem anderen [illegible] Infolge der eigenen Erfahrungen während des zweiten [illegible] Aufenthaltes und der veränderten politischen Verhältnisse [illegible] wurde aus dem schwedisch fühlenden pommerschen [illegible] und dem [illegible] -- [illegible] freute sich [illegible] in [illegible] Deutscher, die [illegible] [illegible]

[illegible]

seinem Vertrauten Georg Reimer, dem Inhaber der Realschulbuchhandlung, daß er nach Berlin kommen und „dort einige Wochen oder Monate incognito leben wolle, und dann immer weiter südlich, bis die Herkulessäule seiner Kraft oder seines Lebens irgendwo stehe". Die eigene Sicherheit und gewiß auch der Wunsch, in Preußen neue Beziehungen anzuknüpfen, zu sehen, ob neue Geister dort ihren Einzug gehalten hätten, trieben ihn aus dem Lande seiner Heimat. Freudig überrascht begrüßte der Freund diesen Entschluß und erzählte ihm von all dem zukunftsfrohen Leben, das in Berlin hervorzukeimen begann, so hoffnungsvoll, daß Arndt sich in diese Aenderung gar nicht finden konnte, der bisher immer nur „das teutsche Unwesen" angestaunt hatte.

Der Tag seiner Ankunft steht fest: es war der 22. Dezember 1809, der Tag vor dem Einzug des Königspaares. Der noch im Januar 1807 die preußische Politik der Jahre 1795—1805 gegeißelt hatte, weil sie „das deutsche Volk völlig als ein fremdes zu verhöhnen schien", der zu dem alten friderizianischen Preußen in so schroffem, nie ganz ausgeglichenem Gegensatze lebte und es dem großen Könige so hart verdachte, daß nach seiner Meinung Regierung und Volk gänzlich auseinander gerissen waren, hatte noch 1807 mit Erstaunen wahrgenommen, wie Preußen im Augenblicke seiner größten Schwäche allein den Kampf gegen Napoleon wagte. Der Krieg von 1806—1807 spiegelte sich in seiner Seele als eine Besinnung Preußens auf seine deutsche Stellung wieder.*) Und nun sah Arndt am Einzugstage, mit welcher Liebe Volk und Herrscherhaus im namenlosen Unglück aneinander hingen; den Sprachmeister Allmann — unter diesem Namen lebte er in Berlin — zog es aus der Stille seiner Wohnung hinaus auf die Straßen, Unter den Linden und auf die Plätze vor dem Schloß, wo er seinen ehemaligen Greifswalder Schüler Jahn nach langen Jahren zum erstenmal wiedersah, und seine Augen suchten die Königin und Scharnhorst, der blaß, verschlossenen Blickes und vornübergeneigt von seinem Pferde sich durch die Menge tragen ließ. Arndt fand mehr in Berlin: er fand die ungebrochene Zuversicht auf die Wiederkehr besserer Zeiten, und den Willen, sich auf sie vorzubereiten. Sein Verkehr bestimmte sich durch Reimer, und Reimer war ein Mittel-

*) Vgl. meine beiden Abhandlungen: E. M. Arndts Stellung zum friderizianischen Preußen und zur französischen Revolution, Preußische Jahrbücher, Bd. 117, 1904, E. M. Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit, Tübingen 1905.

punkt jener Kreise, die an der sittlich-religiösen und politischen Reorganisation des Vaterlandes arbeiteten, das Werk Steins in ihrem tiefsten Kern fortzusetzen sich bemühten. Mochten auch jene Stunden nicht fehlen, wo ihnen das Vaterland einer schwimmenden Insel glich, „die gerade ebenso gut versinken als fest werden kann“,*) sie gaben sich nicht lange solchen trüben Schwankungen hin, sondern taten das ihrige, um fest zu werden in dem Glauben an die Zukunft. In dem Reimerschen Hause sammelte sich allwöchentlich die „lesende Gesellschaft“; an dem Heldenmute der alten Griechen, an ihrer Hingabe an das Gemeinwohl, wie sie Herodot schildert, stärkten sie die eigene Seele; da kamen Schleiermacher und Eichhorn, Eckardt, der Berliner Stadt- und Bergrat, dessen Heldentod die Freunde später so innig betrauerten, und der Hesse Martin unter dem Namen Kohlmann, der an dem Dörnbergschen Aufstande sich beteiligt hatte. Und einen größeren Kreis traf er in dem Schützenhause, die „Charlottenburger, die „schießende Gesellschaft“, in der jeder Standesunterschied vergessen war. Ihren Mittelpunkt bildete Chasot. Hier wohl war es, wo er außer den Genannten und Gneisenau, mit dem ihn schon sein schwedischer Aufenthalt zusammengeführt hatte, Grolman und Boyen, Lützow, die Gebrüder Röder und Hüser, Gruner und Steffens, Reil und Schele zuerst kennen lernte. So viel wir feststellen können, war dieser „Charlottenburger Bund“ keine durch Statuten fest organisierte Gesellschaft, zu der ihn später die Untersuchungs-Kommission zu stempeln suchte: jene sittliche Gesinnung band sie fester aneinander, als Paragraphen es vermögen, sich und das Vaterland frei zu wissen, es einer höheren Gestalt und Einheit entgegenzuführen.**) Der neue Bekanntenkreis schloß sich damit nicht. Arndt selbst erzählt in seinen „Erinnerungen“, daß er 1814 die Stelle besucht habe, „wo der genialische Heinrich v. Kleist, den ich im Winter 1809 während meines Incognito in Berlin oft mit Freuden gesehen hatte“, in den Tod gegangen war. Und durch ihn ist er sicherlich mit jenen Freunden des Dichters in Berührung getreten, die sich dann 1811 zur christlich-deutschen Tischgesellschaft zusammenfanden und um die „Berliner Abendblätter“ scharten, mit Arnim, Brentano und Adam Müller. So sehr der Angeklagte 1821 ganz natürlich die Beziehungen abzuschwächen suchte, die er

*) Schleiermacher an Brinkmann, Briefwechsel I 171 ff., 17. Dezember 1809.

**) So auch H. Ulmann, Graf Chasot inmitten der preußischen Erhebungspartei im Jahre 1811, Forschungen zur brand. und preuß. Geschichte, Bd. XIV, 141 ff., Leipzig 1901; über Arndts Verhältnis zu Kleist, vgl. R. Steig, Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe, Berlin-Stuttgart 1901.

während des Berliner Aufenthaltes angeknüpft hatte, so sehr er sich den Anschein gab, als habe er in der preußischen Hauptstadt ein verborgenes und zurückgezogenes Leben geführt, so sicher ist es trotzdem, daß diese Monate für die Wandlung der Gesinnungen Arndts von der größten Bedeutung waren. Der Niederschlag dieser Wandlung, ein Resultat des Gedankenaustausches mit diesen Kreisen ist die Schrift „Der Bauernstand, politisch betrachtet". Der „Beobachter an der Spree", ein in kleinbürgerlichen Kreisen viel gelesenes Wochenblatt, brachte am 3. September eine ausführliche Rezension von Hans v. Held, dem Freunde Zerbonis, der eben erst wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt war; unaufgefordert bekennt er, daß „der Zeitgeist in diesen wenigen Blättern, besonders in der Beilage, eine seiner schönsten, kräftigsten und eindringendsten Stimmen ertönen läßt, die den Gegenstand recht im innersten Grunde anregt"; und er hofft von seinen Worten die Wirkung zu sehen, „daß manche bessere Individuen meiner Kaste sich dieses Buch anschaffen, und dessen jetzt höchst wichtigen Gegenstand beherzigen".

Der in dem Buche behandelte Gegenstand war allerdings in jenen Monaten für den Preußischen Staat höchst wichtig und beherzigenswert: denn sein Verfasser nimmt in ihm zu den Fragen Stellung, die damals zu einer Weiterentwicklung drängten, und die in allen jenen Kreisen gewiß auf das lebhafteste verhandelt wurden.

Das Edikt vom 9. Oktober 1807 hatte den altpreußischen Bevormundungs- und Ständestaat aufgehoben, einmal durch die Beseitigung der wirtschaftlichen und sozialen Vorrechte des Adels als des bisherigen alleinigen Inhabers von Rittergütern, dann durch die Herstellung der persönlichen Freiheit der Landbewohner; es hatte, wie Arndt es positiv wendet, eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen dem einzelnen Individuum und dem Staate geschaffen. Die Garantie der persönlichen Freiheit war ihm eine Vorbedingung für den heiligen Enthusiasmus, der den Bürger für den Staat beseelen muß; ihre Vollendung fand sie mit dem 11. November 1810: „Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute". In dieser Garantie lag die Verwirklichung eines ethischen Prinzips, das neben der durch das Edikt geschaffenen wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit nicht übersehen werden darf; und es ist wohl keine Frage, daß Stein sowohl wie jene Männer, denen Arndt während der drei ersten Monate des Jahres 1810 nahe trat, diese Bedeutung nicht unterschätzt haben. Aber ebensosehr waren sie sich dessen bewußt, daß

das Edikt noch nicht das Endziel darstellen durfe, wenn nicht [illegible] Freiheit des Bauernstandes bloß nominell bleiben und wenn er nicht seine Freiheit mit seinem Untergange erkaufen sollte, sobald [illegible] die Rittergutsbesitzer uber das notwendige Betriebskapital und [illegible] die notwendigen Betriebsmittel zur Vergroßerung ihres B[illegible] verfügten. Die allgemeine Freiheit der Landbewohner, auch der [illegible] hinzugiften, stand vor der Tur, allein was sollten sie mit [illegible] fangen, wenn sie dinglich gebunden waren? Durch das E[illegible] von 1807 war noch keine Aufhebung der dinglichen Pflichten, [illegible] Übertragung der Reallasten und keine Verbesserung der B[illegible] [illegible] ausgesprochen. Blieb die Reform auf diesem Punkte [illegible] dann wurden aus den Bauern Bettler und Gesinde[illegible] aus [illegible] Bauernland Herrenland. Diese Wirkungen, die die [illegible] tonung der personlichen Freiheit ausubte, [illegible] Arndt in [illegible] Heimatlande Neuvorpommern und Rugen taglich zu sehr vor [illegible] um nicht auf die notwendige Ergänzung durch eine Re[illegible] wirtschaftlichen Verhältnisse hinzuweisen, die von der R[illegible] verlangen. Und da ist es von besonderem Interesse, [illegible] nahe seine Forderungen dem kamen, was von dem [illegible] Staate bei den Domanialbauern bereits verwirklicht war [illegible] Verfasser kannte diese Bestrebungen von dem Amte [illegible] den [illegible] Ämtern in Vorpommern her sehr wohl [illegible] was dann durch das Edikt betr. die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhaltnisse vom 14. September 1811 [illegible] werden sollte. [illegible]

[illegible]

Parteien: der Herren und der Bauern, und damit seine ruhige Durchführung. In gleicher Weise warnte Arndt davor, durch einen Machtspruch oder einen Gewaltakt, sei es der Regierung oder des Volkes, die neue Freiheit zu begründen; er erwartete, daß beide Teile die innere Notwendigkeit der getroffenen Maßregeln einsehen und das ihrige tun würden, mit Uebereinstimmung der Regierung sie durchzuführen. Das sind Gedanken, die an jene Mahnworte Schleiermachers in seiner Predigt über Friedrich den Großen am 24. Januar 1808 lebhaft erinnern, daß alle Bürger ohne Ausnahme in strenger Selbstzucht ihr Verhalten in den Dienst der allgemeinen Idee des Staates stellen sollen.*) Die Schrift wird zu einer Verkündigung des Begriffs der Totalität des Staates, gegen die überkommene Rechte des einzelnen Bürgers zurückzustehen haben, verlangt persönliche Opfer für die Gemeinschaft und ihre Glieder, zeigt eine Sittlichkeit der Staatsidee, die sich ganz in den Bahnen der Reformer hält. Wie nahe waren das neu entstehende Preußen und Arndt einander gerückt! Der Polizeistaat Friedrichs des Großen, den er so heftig befehdet hatte und auch weiterhin bekämpft, war aufgehoben, eine enge Gemeinschaft zwischen Fürst und Volk war begründet. Die Regierung selbst wollte jenen Stand schaffen, den der Schreiber für die Grundlage jedes Staatswesens hielt, und sie wollte ihn nicht fundamentieren auf eine revolutionäre Tat von oben her, sondern auf das sittliche Bewußtsein der Allgemeinheit und aller einzelnen Bürger. Was besagten gegenüber dieser Uebereinstimmung in den wichtigsten Prinzipien einzelne Abweichungen, die durch die individuelle Eigenart des Staates bedingt waren? — Diese innere Einheit zwischen den Anschauungen der preußischen Regierung und Arndt schuf eine ganz neue Grundlage in dem Verhältnisse beider zu einander.

Die Konvergenz ging noch weiter. Steins Reorganisation sollte durch eine ständische Nationalrepräsentation gekrönt werden, in ihr auch der Bauernstand durch Vertreter aus sich selbst heraus dargestellt sein, deren Wahl an einen gewissen Minimalbesitz gebunden war. Der große Reformator mußte vor Vollendung seines Werkes dem Platze weichen. Die Frage nach der Vertretung der Nation durchzitterte 1810 die Gemüter aller Kreise, und es ist wohl zweifellos, daß Arndt mit seiner Schrift auf die Gestaltung der zukünftigen

*) Joh. Bauer, Schleiermacher als patriotischer Prediger, Heft 4 der „Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus, Gießen 1908, S. 109 ff., und meine Recension in der Historischen Zeitschrift, Bd. 105.

Ständeversammlung einwirken wollte. Hardenberg versprach in dem Finanzprogramm vom 27. Oktober 1810 in der Tat öffentlich „eine zweckmäßig eingerichtete, konsultative Repräsentation, sowohl in den Provinzen wie für das Ganze"; die Art ihrer Einberufung und Zusammensetzung, des Zugeständnisses von Rechten und Aufgaben, wie der Staatskanzler sie sich, ohne es öffentlich auszusprechen, dachte, wich freilich ganz von der Steinschen Auffassung ab. Aber eins bleibt beachtenswert: durch seinen Berliner Aufenthalt ersah Arndt, daß der Gedanke der Mitarbeit des Volkes an dem Staatsleben lebendig war; und er hatte sicher Kenntnis davon, daß von der Regierung solche Pläne erwogen wurden. Damit fiel, wiederum von seiten der Inhaber der Staatsgewalt, jener Absolutismus, gegen den als die letzte Folgeerscheinung der Aufklärung sich die Abneigung des Verfassers des „Geistes der Zeit" richtete. Eine weitere Verbindungslinie zwischen ihm und dem werdenden Preußen war hergestellt.

Und noch eine letzte kann gezogen werden: Die Erneuung des Geschlechtes und damit die Verjüngung des Staates. Schon zu Beginn der Reform hatte eine Denkschrift der Reorganisationskommission: „Die militärische Organisation der Schulen im Lande" die Notwendigkeit betont, den Unterrichtsplan der Stadtschulen so zu erweitern, daß sie Vorschulen für die Tätigkeit der Unteroffiziere und Soldaten würden, ihn so zu gestalten, daß Körper und Geist einheitlich für den zukünftigen Soldaten durchgebildet würden*). Etwas Aehnliches verlangt Arndt für die Landbevölkerung. Ihre Bedeutung für den Staat und ihre Stellvertretung in ihm bedingen eine Erziehung der männlichen Jugend auf dem Lande über die Schulzeit hinaus, eine Erziehung, die in der Verbindung jener öffentlichen Uebungen und Spiele mit Sitte und Religion als den höchsten menschlichen Angelegenheiten ihr Ziel sieht. So hoffte er das preußische Volk zu einem sittlich-religiösen Volk in Waffen heranzubilden, denn mit diesem Plane ging ja der andere Hand in Hand, den er gleichfalls im Sommer 1810 zu verwirklichen gedachte: die Gründung einer Erziehungsanstalt für Knaben und Jünglinge gebildeter Stände, um deutsche Männer, neue Menschen aus ihnen zu schaffen. Ihr Gedanke geht zurück auf die im Jahre 1805 erschienenen „Fragmente über Menschenbildung"; er hatte sicherlich durch den Verkehr mit den Berliner Kreisen Gestaltungskraft erhalten. Hier sah Arndt

*) Max Lehmann, Scharnhorst II. S. 93f.

unverzagt Männer an der Arbeit, nicht nur Vieles, sondern Alles, ihr eigenes Wesen und das Wesen des Vaterlandes in den Dienst für die Freiheit und zur Freiheit hineinzustellen. Die Absicht, der er 1812 in den „Phantasien" Ausdruck verlieh, durch eine Insurrektion, eine planmäßige Erhebung des ganzen, darauf körperlich und geistig gerüsteten Volkes sich die Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen, lebte in ihm schon zu Beginn des Jahres 1810; was besagten dagegen die mehr zufälligen Erhebungen eines Schill oder Dörnberg? — Seine Pläne berührten sich nahe mit jenen schweren Erwägungen, denen die militärischen Männer der Reform, Scharnhorst und Gneisenau, mit bangem, aber doch auch mit trotzigem Herzen nachhingen; mit jener revolutionären Stimmung, die das Volk und das Vaterland höher stellten als die bestehende Staatsform. —

Was bedeutet also diese Schrift für die Entwicklung Arndts? — So lange die historische Forschung sich mit ihm beschäftigt, hat sie das psychologische und politische Problem angezogen, wie dieser Kosmopolit und schwedisch gesinnt pommersche Partikularist ein Preuße wurde. Schon oben bemerkten wir, daß er als Deutscher aus Schweden zurückgekehrt, daß Deutschland seitdem sein Land der Zukunft war: und in ihm schauten seine Augen sehnsüchtig nach Oesterreich: Habsburg sollte die große Tat vollbringen, die Einheit des Reiches neu schaffen. Der Krieg Preußens gegen Frankreich und dann der dreimonatliche Aufenthalt in Berlin weckten eine neue Gedankenreihe, bildete seine Anschauung über den Preußischen Staat der Gegenwart um, und er mußte sich eingestehen, daß ohne ihn die Rechnung Deutschlands nicht zu begleichen sei. Seine Schrift: „Der Bauernstand politisch betrachtet" ist die erste positive Arbeit für das in Umbildung begriffene Preußen; sie ist die reife Frucht des Verkehrs in jenen patriotischen Kreisen der Hauptstadt, des Zusammenhanges mit der „guten Partei". Die Beilage zieht die Grenzlinie, wehrt die um Adam Müller sich scharenden Romantiker ab, die ihre Hoffnungen für die Zukunft Preußens an die Wiederherstellung des feudalistischen Agrikulturstaates mit seinen persönlichen und dinglichen Abhängigkeitsverhältnissen, an die Restauration des damit eng verbundenen äußeren Kirchenwesens anknüpfen, verlangt die Fundamentierung aller sittlichen Forderungen des Staates auf die natürlichen Grundlagen seines Organismus; ein bedeutsamer Unterschied auch gegenüber Fichte, der jenen Enthusiasmus für das Vaterland ganz aus der Erkenntnis der sittlichen Notwendigkeit des Einzelnen ableiten wollte.

Arndt tritt für eine unbedingte Fortsetzung der Re[illegible]arbeit Steins durch Hardenberg ein im Gegensatze zu de[illegible] vom 1. Oktober 1810 an erscheinenden Abendblättern [illegible] stand auf dem Boden des Regierungsprogramms. Durch einen Verlag der Schrift bei Reimer wäre er gleich als d[illegible] fasser erkannt worden, und dem Schreiber des „Geistes der [illegible] mochte es unlieb sein, jetzt als Verteidiger des Staates sich [illegible] zu geben, dem er bisher so übertriebene Grobheiten gesagt h[illegible] so wählte er einen Verleger, bei dem noch nichts von [illegible] schienen war.

Und doch: Trotz dieser veränderten Haltung zur preußischen Regierung scheint er noch im Anfang des Jahres 1811 ernstlich den Plan erwogen zu haben, dem Hause Habsburg seine [illegible] widmen. Warum nicht Preußen? Die Antwort geben uns die Worte an Jahn vom 12. November 1811: „Was ich gegen [illegible] habe, das weißt du. Es kann Wechsel geben hin und her [illegible] Besserem und Schlechterem, aber die Natur behauptet [illegible] Notwendigkeit. Es ist da herum zu arm an dem Hohen und [illegible] selbst an dem Ursprünglichen fehlt es. [illegible] von außen und zu[illegible] [illegible] Wie soll das Warme und Fromme sich da behaupten? [illegible] gibt eine gewisse angeborne [illegible], die sich im [illegible] Luft macht, und [illegible] [illegible] von dem [illegible] der Regierung und [illegible] Anhänger [illegible] mochte, eine [illegible] nicht nur die [illegible] auch die ganzen Menschen [illegible] zu dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nach [illegible] 1812 zum [illegible] und [illegible] [illegible] Regierung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nach 1814 [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

bedeute. Diese Hoffnung hat er seitdem keinen Augenblick aufgegeben, zumal es nach der Angliederung der Rheinlande der „Pfleger und Schirmer jeder Religion ohne Unterschied des Bekenntnisses, und damit die Heimat einer christlich-deutschen Wiedergeburt wurde“*). Die Umwandlung in der Seele Arndts geschah nicht durch einen einmaligen Akt; sie vollzog sich während einer Reihe von Jahren in verschiedenen Stufen, von 1807 bis 1815. Erst mußten alle geistigen und politischen Garantien geboten sein, die der Verfasser der „Fragmente über Menschenbildung“ und des „Geistes der Zeit“, der Mensch und der Bürger von einem deutschen Staate verlangte; nur dann konnte dieser das Problem, das die französische Revolution zuerst wieder gestellt hatte, die Einheit zwischen dem Menschen und dem Bürger vollkommener lösen, als es die Staaten des Altertums vermocht hatten; und erst dann konnte er selbst seine Eigentümlichkeit in den Dienst dieser Gemeinschaft stellen, und sogar das eigene Unheil, das er von ihr erleiden sollte, geringer einschätzen, als daß es ihn bewogen hätte, das Vaterland aufzugeben, das er sich selbst errungen hatte. Die Schrift: „Der Bauernstand politisch betrachtet“ bildet eine wichtige Stufe, die wir bisher nicht sahen, für die politische und geistige Entwicklung Arndts; sie liegt jetzt in einer langen geschlossenen Linie von 1807 bis 1815 vor unsern Augen und gibt ein getreues Bild von der sittlichen Lebensenergie des Mannes, der den Geist der Zeit in sich aufzunehmen und in mühsamer Arbeit zu einer eigenen Welt zu gestalten wußte. Manche der Probleme, die das Buch berührt, sind heute noch nicht gelöst; der mittlere und kleine Besitz harren des Schutzes durch ein Anerberecht und ein Heimstättengesetz; unsere innere Kolonisation hat das Ziel lange nicht erreicht, das Arndt ihr wies; die Erziehung des Volkes in jener wichtigen Zeit vom 15. Lebensjahre an beginnt jetzt erst ähnliche Bahnen einzuschlagen, die ihr vor einem Jahrhundert vorgezeichnet wurden.

*) Ueber die Bedeutung dieses religiösen Ideals für die Umwandlung Arndts vgl. meine oben angeführte Schrift, namentlich S. 35 ff.

Die humanistischen Elemente im realistischen Unterricht.*)

Von

F. Poske, Berlin.

In den Kämpfen der Gegenwart um die Reform unseres Schulwesens spielt das Wort humanistisch eine hervorragende Rolle. Noch immer findet man das Wesen des altsprachlichen Unterrichts im Gegensatz zu dem realistischen vornehmlich darin, daß er eine besondere Art der Bildung, die humanistische Bildung, übermittle. Ueber das Wesen dieser humanistischen Bildung freilich gehen die Ansichten auseinander. Lange Zeit hat man uns versichert, daß mit der humanistischen Bildung eine besondere Pflege idealer Güter und idealer Denkart verknüpft sei. Heut nimmt wohl niemand mehr diese Wirkung als einen ausschließlichen Vorzug der altsprachlichen Fächer in Anspruch. Ideale Gesinnung wird weniger durch den Unterrichtsstoff und durch Lehre, als durch die Art der Behandlung des Gegenstandes und durch das Beispiel des Lehrenden gepflegt; diese Pflege aber ist eine gemeinsame Angelegenheit aller Unterrichtsfächer, die nicht auf eine spezielle Berufsbildung, sondern auf eine allgemeinmenschliche Bildung abzielen. Wohl aber fällt den sprachlichen Unterrichtsfächern, zu denen auch das Deutsche zu zählen ist, eine besondere Aufgabe zu, die durch kein anderes Fach in ähnlichem Umfange geleistet werden kann; sie lehren, recht betrieben, „menschliche Dinge menschlich teilnehmend zu verstehn“; mag es sich um Verfassungskämpfe weit entlegener Völker und Zeiten handeln, oder um tragische

*) Vorgetragen auf der Jahresversammlung des deutschen Vereins zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts, Posen. 17. Mai 1910. Erscheint gleichzeitig in „Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften“ 1910, Nr. 5.

Konflikte, durch die vor Jahrtausenden schon der dramatische Dichter die Herzen der Menschen erschütterte — stets ist das Objekt der Betrachtung der Mensch, der in den Grundzügen seines Wesens zu allen Zeiten derselbe war, jetzt, wie zur Zeit der Pharaonen oder in dem gepriesenen perikleischen Zeitalter. Es ist etwas Großes um die Erlebnisse, die dem jugendlichen Geiste in dieser Hinsicht durch einen richtig gehandhabten Unterricht dargeboten werden, und fern sei es von uns, den Wert dieser Erlebnisse zu unterschätzen. Es mag allerdings hier eingeschaltet sein, daß auch den Schülern unserer realistischen Anstalten diese Seite der Bildung nicht fremd bleibt, da die Erkenntnis des Menschlichen nicht an die Kenntnis bestimmter fremder Sprachen gebunden ist, und so gut wie uns Shakespeares gewaltige Dichterkraft auch in dem Gewande der deutschen Uebersetzung noch mächtig anspricht und ergreift, so vermag die Antike auch in der Uebertragung noch einen wesentlichen Teil ihrer Wirkung auszuüben. Nur eine gewisse intimere Tönung des Eindrucks, ein feineres Gefühl für die literarische Form mag immerhin durch die Kenntnis des Originals vermittelt werden. Auch ist die geistige Arbeit, die darauf verwandt wird, den genauen Sinn eines gegebenen Originaltextes festzustellen, sicher nicht gering zu schätzen. Der Grundzug aber dieser ganzen sogenannten humanistischen Bildung ist das historische Element. Wer der Kultur der Gegenwart verständnisvoll gegenüberstehen will, muß diese Kultur aus ihrer Entwicklung, aus ihrer Vergangenheit heraus begreifen. So hat sich ein bedeutender Kulturgeschichtsschreiber der Gegenwart*), indem er die Grundlagen der Kultur des 19. Jahrhunderts darstellen wollte, genötigt gesehen, bis auf Griechen und Römer, auf den Ursprung des Christentums und auf die Kulturzustände des Mittelalters zurückzugehen.

Gegenüber der hohen Bedeutung, die den sprachlich-historischen Fächern vermöge der Natur ihres Gegenstandes innewohnt, scheint die Rolle der realistischen Fächer, der Mathematik und der Naturwissenschaften, auf den ersten Blick eine minderwertige zu sein und wird in der Tat von mancher Seite heute noch so eingeschätzt. Man handle es sich um mathematische Probleme oder um Naturkräfte, stets sind es Gegenstände, die an und für sich dem Empfindungsleben des Menschen fern stehen, ja, bei denen das

*) H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. 2 Bde. München 1899.

spezifisch Menschliche ausgeschaltet erscheint. Um so viel höher [illegible] der Mensch über den unbeseelten Objekten der Außenwelt [illegible] scheinen auch die dem Menschlichen zugewandten Geistes[illegible] höher als die realistischen Wissenschaften zu stehen. Das Wort eines großen Künstlers unserer Zeit*), daß die Physik ihm nichts zu sagen vermöge, mag uns zum Besinnen darüber veranlassen, ob denn wirklich die Kluft zwischen den humanistischen und den realistischen Fächern so tief und unüberbrückbar ist, wie es nach solchen Äußerungen scheinen konnte.

Daß es in der Tat Zusammenhänge zwischen den beiden Seiten der Bildung gibt, ist am entschiedensten schon vor mehr als [illegible] Jahren von dem Organisationsentwurf für die österreichischen Gymnasien ausgesprochen worden, in dem oft zitierten Wort von den humanistischen Elementen, die auch in den Naturwissenschaften in reichem Maße vorhanden sind**), und es lohnt sich wohl, die Frage näher zu erörtern, wie denn mit diesen humanistischen Elementen [illegible] ist, wobei wir das Wort nicht nur auf die Naturwissenschaften beziehen, sondern auch auf die Mathematik, also auf die Gesamtheit der realistischen Fächer ausdehnen wollen.

Bei der Mathematik nun tritt am deutlichsten hervor, [illegible] eine humanistische, dem Menschlichen [illegible] Seite bei ihr vorhanden ist. [illegible]

*) [illegible]

darzulegen und zu zeigen, wie unter dem Zwang gewisser schwieriger, zuweilen unlösbarer Probleme — ich nenne die Quadratur des Zirkels, die Dreiteilung des Winkels — sich das mathematische Denken vervollkommnet hat. In dieser Vervollkommnung spiegelt sich ein wesentliches Stück der menschlichen Geistesgeschichte und des menschlichen Fortschrittes überhaupt.*)

Ich verweile jedoch nicht länger bei solchen Betrachtungen — zumal wir auf dieser Versammlung noch Gelegenheit haben werden, darüber weiteres zu hören — und wende mich zur Physik. Von den humanistischen Aufgaben des Physikunterrichts ist schon des öfteren gesprochen worden.**) Ich erinnere daran, daß schon vor vielen Jahren im Programm der von mir herausgegebenen Zeitschrift gesagt worden ist, die Methode des physikalischen Erkennens sei ein Vorbild davon, wie überhaupt Erkenntnis gewonnen wird; und in den vielerörterten Vorschlägen der Unterrichtskommission Deutscher Naturforscher und Aerzte ist die These in noch etwas präziserer Fassung wiederholt worden.

Was ist nun damit gemeint?

Der verkennt das Wesen der Physik, der ihr vornehmlich die Aufgabe zuweist, Tatsachen zu beschreiben und nach der Art eines guten automatischen Apparates zu registrieren. Den Inhalt der Physik bilden nicht sowohl die Tatsachen selbst, als die Gedanken, die wir uns über die Tatsachen machen. Besonders scharf hat dies Ernst Mach ausgesprochen in dem Satze, daß die Anpassung der Gedanken an die Tatsachen und der Gedanken aneinander das Wesen der Physik und weiterhin jeder Naturwissenschaft ausmache. Sollte man den Grund angeben, weswegen es den Alten nicht gelungen ist, in den Naturwissenschaften zu höheren Leistungen zu gelangen, so wäre es dieser, daß es den Alten weder an Gedanken, noch an der Kenntnis von Tatsachen fehlte, daß sie aber nicht imstande waren, die Gedanken den Tatsachen hinreichend genau anzu-

*) Weitere Ausführungen hierzu bei Pietzker, Das humanistische Element im naturwissenschaftlichen Unterricht, Progr. G. Nordhausen 1894; Rath, Die Bildungsaufgabe der Mathematik im Lehrplan der h. Schulen, Unt.-Bl. [illegible]; Gebhard, Das Geschichtliche im mathematischen Unterricht, Vortrag auf der Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts in Posen 1910.

**) Man vergleiche auch A. Höfler, Die humanistischen Aufgaben des physikalischen Unterrichtes in der Zeitschrift f. d. phys. u. chem. Unterricht II, 1 ([illegible]), und die akademische Antrittsvorlesung desselben Verfassers unter dem gleichen Titel, gehalten in Prag 1903, erschienen bei Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig 1904.

passen.*) Dadurch, daß Galilei die Notwendigkeit begriff, die Gedanken mit den Tatsachen in genaue Verbindung zu bringen, und daß ihm dies in einem bis dahin unerreichten Grade gelang, ist er der Begründer der neueren Physik, ja, man darf sagen, der Physik als Wissenschaft geworden.

Galileis Leistung wird häufig nur darin gesehen, daß er die Physik aus dem Gebiete der Spekulation auf das Feld der Beobachtung verpflanzt, und daß er das Experiment zur Grundlage der physikalischen Forschung gemacht habe. Wir wollen gewiß nicht den Wert von Beobachtung und Experiment unterschätzen, aber man wird mit der Betonung dieser beiden Seiten seines Schaffens der fundamentalen Bedeutung Galileis nicht gerecht. Sein Verdienst liegt nicht so sehr in der experimentellen Feststellung der Gesetze, als in der gedanklichen Analyse der Erscheinungen.

Man hat lange Zeit geglaubt, in der Galileischen Darstellung der Discorsi von 1638 auch den Weg vor Augen zu haben, auf dem Galilei zu seinen Entdeckungen auf dem Gebiete des freien Falls der Körper gelangt ist. Danach wäre die Sache so vor sich gegangen, daß Galilei eine Hypothese über die Zunahme der Geschwindigkeit mit der Zeit gemacht, daraus die Folgerung auf das Wegzeitgesetz $s = at^2$ gezogen, und dann diese Folgerung durch den eigens dafür ersonnenen Versuch bestätigt habe. Nach den neueren Forschungen, die uns durch die große National-Ausgabe der Schriften Galileis und besonders durch Wohlwills ausgezeichnetes Werk über Galilei**) zugänglich geworden sind, war der wirkliche Sachverhalt ein anderer. Die Vermutung, daß die Wurfkurve eine Parabel sei, hat höchstwahrscheinlich Galilei zuerst veranlaßt, den Gesetzen der Fallbewegung nachzuspüren; war die Vermutung der Parabelform richtig, so mußte die Kurve durch das Zusammenwirken zweier Bewegungen zustandekommen, von denen die eine in der horizontalen Richtung nach der ersten Potenz, die andere in vertikaler Richtung nach der zweiten Potenz der Zeit fortschreitet. Man sieht, wie sich in diesem Problem das Grundgesetz des Bewegungsparallelogramms und das Beharrungsgesetz mit dem Gesetz des freien Falles kombinieren. Das letztere aber, das Wegzeitgesetz

*) So urteilt schon Whewell in der History of the inductive sciences, vol. I, pag. 79: „The ideas were not distinct and appropriate to the facts".

**) E. Wohlwill, Galilei und sein Kampf für die kopernikanische Lehre. Bd. I. 1909. Man vergleiche zum obigen besonders S. 141—163.

des freien Falles, hat Galilei schon frühzeitig durch Versuche an der schiefen Ebene erkannt, und damit war für die Herleitung der Parabelgestalt der Wurfkurve eine sichere Unterlage geschaffen.

Erst an diese Erkenntnis schließt sich bei Galilei die für die Dynamik noch ungemein bedeutsamere Frage, nach welchem Gesetz die Geschwindigkeit des fallenden Körpers zunehmen müsse, damit sich die ihm bereits bekannte Regel für die Fallräume ergebe. Er greift, durch aristotelischen Einfluß verführt, anfänglich fehl, indem er eine Zunahme der Geschwindigkeit proportional dem durchlaufenen Wege annimmt; danach erst gewinnt er die Einsicht, daß es das Natürlichste sei, die Zunahme der Geschwindigkeit der Zeit proportional zu setzen, und es gelingt ihm, diese Annahme als zutreffend zu erweisen, indem er aus ihr das Wegzeitgesetz des freien Falls ableitet, das ihn seine Beobachtungen an der schiefen Ebene bereits kennen gelehrt hatten.

Ueberdenkt man diesen Gedankengang, so wird ersichtlich, daß das fundamental Neue an Galileis Leistung nicht die experimentelle Entdeckung des quadratischen Wegzeitgesetzes war —, wie hoch man übrigens mit Recht diese Entdeckung veranschlagen mag — sondern die eindringende Analyse der Erscheinung, die in der Zunahme der Geschwindigkeit proportional der Zeit das eigentlich Bestimmende des ganzen Vorgangs erkannte. In dieser Analyse erst offenbarte sich das wunderbare Genie Galileis, das schon Lagrange mit den Worten kennzeichnete: „er vermochte es, in den Phänomenen der Natur die Gesetze zu erschauen, die darin verborgen liegen." Das Fundament der Erklärung ist nicht eine Beobachtungstatsache, sondern eine Konzeption des Verstandes, die jenseits der direkten Beobachtung liegt und vielmehr der schöpferischen wissenschaftlichen Phantasie entstammt. (Bekanntlich ist es erst lange nach Galilei gelungen, die Geschwindigkeit in einem beliebigen Zeitpunkt während des Verlaufs der Fallbewegung exakt zu messen, indem man durch eine sinnreiche Vorrichtung gleichsam dem Augenblick Dauer verlieh.)

Ein ähnlicher Gedankenprozeß liegt bei der Entdeckung des Beharrungsgesetzes vor; auch hier ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Darlegung, die Galilei später von diesem Gesetz gibt,*) nicht identisch mit dem Wege, auf dem er selbst ursprünglich dazu gelangt ist. Vielmehr ist auch hier die Wurzel der neuen Erkenntnis ein „mente conceptum", eine Konzeption des Verstandes, nämlich die aus ge-

*) Man vergleiche Mach, Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch-kritisch dargestellt. 4. Aufl. S. 140.

nauer Anpassung an die Naturvorgänge entnommene Vorstellung von der Unzerstörbarkeit der einem Körper einmal eingeprägten Bewegung, sofern nur alle Widerstände und Hindernisse beseitigt sind*.)

Wenn wir die Geschichte der Physik durchgehen, werden wir überall ähnliches finden: eine überraschende, den Dingen angepaßte neue Begriffsbildung, der die mit Sicherheit vorausgesehene Bestätigung nachfolgt. So bei Robert Mayer, der von dem Leitgedanken der Unzerstörbarkeit der Kraft ausging, um von da zur Ermittlung des mechanischen Wärmeäquivalents auf experimenteller Grundlage vorzudringen. So bei Heinrich Hertz, der auf der genialen Gedankenschöpfung der Maxwellschen Gleichungen fußte, um daraus in kongenialer Kühnheit vorschreitend zu der Entdeckung der elektrischen Wellen zu gelangen, deren Existenz der schottische Forscher im Geiste vorausgeschaut hatte.

Was wir aus solchen Beispielen lernen, ist dies: in der Naturwissenschaft handelt es sich nicht bloß um eine Anhäufung von Tatsachen und deren allmähliche Verallgemeinerung, wie einst Baco von Verulam in mißverständlicher Auffassung der Methode der Naturforschung gelehrt hat, sondern um eine geistige Bewältigung der ungeheuren Fülle, die die Erscheinungswelt uns darbietet. Und diese Bewältigung geschieht durch die Ideen, die von genialen Forschern ersonnen wurden, und die um so brauchbarer für diesen Zweck sind, je besser sie sich den Tatsachen anpassen.

Demgemäß ist auch das, was wir lehren, nicht bloß die Kenntnis der Dinge als solcher, sondern die Kenntnis der Gedanken, die zum Verständnis der Dinge und ihrer Beziehungen zueinander führen. Und der Unterricht würde das Beste, was er leisten kann, verfehlen, wenn er nicht diese Gedanken in den Mittelpunkt der Betrachtung stellte, wenn er nicht die Schüler auf die Wege hinwiese, auf denen von jeher Erkenntnis gewonnen worden ist und noch heute Erkenntnis gewonnen wird. Indem wir dies von unserem Unterricht fordern, stellen wir ihm in der Tat eine im besten Sinne humanistische Aufgabe, bringen wir das humanistische Element zu der ihm gebührenden Geltung.

Es ist ersichtlich, daß die Berücksichtigung der Geistesarbeit unserer großen Forscher ein Eingehen auf die historische Entwicklung einschließt; denn nur aus der Kenntnis der historischen Bedingungen

*) F. Poske, Der empirische Ursprung und die Allgemeingültigkeit des Beharrungsgesetzes, Vierteljahrsszeitsch. f. wissensch. Philosophie VIII, 4. 1884.

erwächst das volle Verständnis für die Probleme, die jene Forscher zu lösen unternahmen. Es sei gestattet, hier noch einmal an das vorhin erörterte Beispiel Galileis anzuknüpfen. Hier, im Osten unseres Vaterlandes, sind wir nicht allzuweit entfernt von dem entlegenen Orte, von dem aus vor mehr als dreieinhalb Jahrhunderten sich eine neue kühne Lehre vom Aufbau des Planetensystems über die Welt verbreitete. In den Kämpfen um die Anerkennung dieser Lehre nimmt Galilei, wie wir alle wissen, eine hochbedeutsame, zu einem tragischen Konflikt führende Stellung ein. Und es ist gewiß bemerkenswert, daß die Ausbildung der Bewegungslehre, von der wir soeben einige besonders wichtige Punkte berührten, mit dem Kampf um die kopernikanische Lehre eng zusammenhängt. Denn die Einwände gegen diese Lehre, die damals erhoben wurden, fußten, soweit sie wissenschaftlicher Natur waren, zum großen Teil auf einer irrigen, von Aristoteles herrührenden und mit dem Heiligenschein des Alters umgebenen Bewegungslehre; so u. a. der Einwand, daß bei der Rotation der Erde ein in die Höhe geworfener Körper an einem weit nach Westen gelegenen Orte wieder zur Erde fallen müßte u. dergl. mehr. Allen solchen Einwänden konnte nur durch den völligen Neubau der Lehre von der Bewegung entgegengetreten werden, und es ist Galileis unsterbliches Verdienst, diese ungeheure Leistung vollbracht zu haben, durch die die festgewurzelten Vorurteile der antiken Mechanik zerstört wurden. In solchen Zusammenhängen ist m. E. ebenfalls ein eminent humanistisches Element enthalten.

Nicht minder aber wird durch solche Betrachtungen auch der physikalische Unterricht zur Vorschule des philosophischen Denkens. Denn, wenn auch die leitenden Begriffe uns erst an der Hand der Erfahrung zum Bewußtsein gekommen sind, so stammen sie doch darum nicht ohne weiteres sämtlich aus der Erfahrung. Und insbesondere gilt dies von dem viel umstrittenen Kausalitätsbegriff. Es kann heute nicht mehr in Frage gestellt werden, daß der Begriff der Ursache nicht der Erfahrung entnommen ist, da diese uns nichts weiter lehrt, als eine regelmäßige zeitliche Folge von Vorgängen. Der Begriff der Ursache ist gleichwohl ein mächtiges Werkzeug des Geistes, mit dessen Hilfe sich ihm der Zusammenhang der Erscheinungen erschließt. Sollen wir diesen Begriff nun, weil er nicht aus der Erfahrung abgeleitet werden kann, als metaphysisch verwerfen und uns auf eine Beschreibung des zeitlichen Verlaufs der Vorgänge beschränken? Ich meine, dieser Begriff ist von Galilei bis Robert Mayer ein so mächtiger Hebel der Erkenntnis gewesen,

daß wir uns seiner nicht ohne Not begeben sollten. Wir kommen auch nicht um ihn herum, wenn wir von dem Begriff der Kraft eine deutliche Vorstellung gewinnen und eine klare Definition geben wollen. Wir werden daher diesen Begriff, den das naive Denken geschaffen, in der gereinigten Form einer bloßen Notwendigkeitsbeziehung, wie sie die neuere Logik uns darbietet, festhalten müssen. Wir sehen aber, wie auch an diesem Punkte das naturwissenschaftliche Denken mit Problemen zusammenhängt, die, insofern sie der Philosophie angehören, als humanistisch angesehen werden müssen. Nur beiläufig erwähnt sei hier noch, daß auch die Lehre von den Gehörs- und Gesichtsempfindungen zu Problemen hinleitet, die in einem humanistisch gestalteten naturwissenschaftlichen Unterricht nicht unberührt bleiben dürfen, nämlich zu dem Problem der Wahrnehmung, dem Problem der Existenz einer Außenwelt, und schließlich zu dem der Uebereinstimmung von Denken und Sein.

Nach allem bisher Gesagten stehen die realistischen Unterrichtsfächer, soweit wir sie bisher erörtert haben, nicht den humanistischen als ein heterogener Bereich gegenüber, sondern sie stellen sich ihnen zur Seite, insofern sie ebenfalls die geistige Natur des Menschen, also ein spezifisch Menschliches, zur Voraussetzung und zum Gegenstande haben. Nicht als ob dadurch die realistischen Fächer gleichsam nur zu einer Unterabteilung der humanistischen werden sollten. Wir müssen uns sehr entschieden gegen eine solche Auffassung verwahren, um so mehr als neuerdings der Versuch gemacht worden ist,*) selbst die Methode Galileis nur als Nachbildung einer von den Alten überkommenen Methode hinzustellen. Es wird behauptet, die Methode Galileis habe ihr Vorbild in der Methode, die Plato in seinem Dialog „Menon" zur Darstellung bringt, und die man wohl als „hypothetische Begriffserörterung" bezeichnet hat. Die Methode besteht darin, daß man eine Annahme zur Lösung einer vorgelegten Frage aufstellt und daß man die aus ihr gezogenen Folgerungen auf ihre Richtigkeit prüft, indem man sie mit dem Bekannten und Anerkannten vergleicht. Man sieht leicht, daß diese Methode nichts anders ist, als die auch aus der Mathematik bekannte analytische Methode, die übrigens sehr wahrscheinlich nicht von Plato, sondern schon von den vorplatonischen Mathematikern herrührt.**) Nun ist

*) A. Riehl, Humanistische Ziele des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts, Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums am 4. Dezember 1908 (Berlin 1909), S. 20.

**) W. Kinkel, Geschichte der Philosophie II, S. 89.

in der Tat das vorher schon von mir angedeutete Galileische Schlußverfahren, von seiner rein logischen Seite aus betrachtet, ein ganz absolutes, nur daß die Folgerungen aus der gemachten Annahme nicht an allgemein anerkannten Sätzen, sondern unmittelbar an der Erfahrung geprüft werden. Man irrt aber, wenn man in diesem Verfahren das Wesentliche der Galileischen Entdeckungen sehen will. Das Denken vollzieht sich eben nicht an der leeren Form, sondern an dem lebendigen, aus dem Geiste des Entdeckers erzeugten Inhalt. Die Form als solche ist als Handwerkszeug des Denkens so tausendfach zur Anwendung gekommen, daß man fragen muß: warum hat nicht Plato, warum haben nicht die Scholastiker schon längst die Fallgesetze entdeckt? Wir wiederholen: das Charakteristische und wirklich Neue an der Methode Galileis war nicht die alte Form, sondern der neue Inhalt, mit dem er diese Form erfüllte, nicht das alte Schlußverfahren, sondern der Weg der gedanklichen Analyse, vermöge deren er hinter dem sichtbaren Vorgang das Gesetz der gleichmäßigen Geschwindigkeitszunahme erschaute. Nicht dem logischen Schlußverfahren also, sondern der Abstraktion und der Phantasietätigkeit ist der Hauptanteil an der Auffindung der neuen Erkenntnis zuzuschreiben.

Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch Galilei auf den Schultern der Ueberlieferung stand. Man weiß, wie sehr er Plato verehrte, und daß er ihm vornehmlich seine scharfe Dialektik verdankte. Ein großer Kulturzusammenhang führt vom Altertum über die Scholastik zur neuen Wissenschaft. Aber diese neue Wissenschaft ist dadurch geschaffen worden, daß ihr Begründer sich von den Fesseln der Tradition, vor allem der aristotelischen Tradition, mit Entschiedenheit frei machte. Eine Kultur von anderer Art, wenngleich durch zahlreiche Fäden mit der alten verbunden, hat sich in den letzten drei Jahrhunderten entwickelt, eine Kultur, die auf heimischem Boden erwachsen ist, auch da, wo sie ihren Ursprung zu verleugnen scheint. Ein neuer Wirklichkeitsbegriff erfüllt diese Kultur, mit einem neuen Himmelsbild und einer neuen Weltanschauung eng verbunden. Unserem Unterricht fällt die Aufgabe zu, die geistigen Triebkräfte, die zu diesem neuen Weltbild geführt haben, darzulegen. Tun wir dies, so stellen wir uns gleichberechtigt neben diejenigen, die in der Kultur der Alten ein unerreichtes Vorbild für unsere Kultur erblicken.

Ich habe bisher hauptsächlich von der Physik gesprochen, da diese meinem eigenen Arbeitsfelde angehört. Nur weniges gestatten

Sie mir noch über die humanistischen Elemente auf den anderen Gebieten der Naturwissenschaft hinzuzufügen. Die moderne Weltansicht erfährt eine eigenartige Ergänzung durch die Geologie, indem diese den astronomisch-physikalischen Lehren die handgreiflichen Beweisgründe zur Seite stellt, die aus der Durchforschung der Erdrinde und der Erkenntnis der zeitlichen Aufeinanderfolge ihrer Schichten sich ergeben. Nichts pflegt auf den jugendlichen Geist überzeugender und aufklärender zu wirken, als der Einblick in die großen Gesetzmäßigkeiten, die in der Entwicklungsgeschichte des Erdkörpers sich aussprechen. Auch die Chemie hat an dem Zustandekommen dieser Erkenntnisse einen nicht unerheblichen Anteil; und überdies hat sich gerade im chemischen Unterricht der Gedanke, daß es vor allem auf die Einsicht in den Gang der Erkenntnisgewinnung ankomme, noch früher als in der Physik Bahn gebrochen. Denn vor etwa drei Jahrzehnten schon hat Wilbrand seine meisterhaften methodischen Entwürfe veröffentlicht, und auch spätere Methodiker haben gezeigt, wie man an einem so ungemein einfachen Gegenstande, wie dem Trennen und Verbinden der chemischen Stoffe, in mannigfachster Weise eine Schulung des Denkens überhaupt zuwege bringen kann.

Liegt hier das humanistische Ziel sichtbar zutage, so hat dagegen der Unterricht in der Biologie manche Irrwege durchlaufen müssen, ehe sich volle Klarheit über Sinn und Ziel dieses Unterrichts herausstellte. Lange versuchte man es damit, die Fülle des Lebendigen in die Schubfächer eines dürren und logisch weder durchsichtigen noch einwandfreien Systems einzuordnen: oder man glaubte den logischen Weg vom Einzelnen zum Allgemeinen gehen zu müssen, indem man erst von der Art zur Gattung, dann von der Gattung zur Familie usw. fortschritt, aller psychologischen Erfahrung zum Trotz, wonach dem Kinde schon die charakteristischen Unterschiede der großen Tierklassen zum Bewußtsein kommen, lange ehe es die Arten einer Gattung voneinander zu scheiden vermag. Wir wissen alle, daß heute ein neuer Geist in die Biologie eingezogen ist, indem das Leben der Pflanzen und Tiere selbst, in seinen Betätigungen wie in den Beziehungen der Lebewesen zueinander, in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt wird. Es handelt sich indessen auf dem Gebiete der Biologie nicht so sehr, wie in der Physik und Chemie, um ein Kennenlernen exakter Forschungsmethoden, sondern vielmehr und hauptsächlich um die Gewinnung von Eindrücken und Erlebnissen, die zu einem eigenartigen Resultat von ebenfalls humanistischem Gepräge führen.

Was die Biologie in dieser Hinsicht leisten soll, ist ein Doppeltes. Einmal ist es das Gefühl der Gemeinschaft alles Lebendigen, das durch einen recht geleiteten biologischen Unterricht gepflegt und gestärkt wird. Was dichterische Ahnung längst vorausgeschaut, ist durch die Forschung unserer Tage zu einem festen, wissenschaftlich begründeten Besitz geworden. Mit dem Gefühl der Verwandtschaft des Menschen mit den übrigen Lebewesen ist aber das Naturgefühl überhaupt in ungeahnter Weise neu belebt worden, und auch das Gefühl für die Schönheit der Natur, die sich im Kleinsten fast noch überwältigender als im Großen offenbart, wird durch biologische Belehrungen, die von dem rechten Geist erfüllt sind, wachgerufen.

Eine zweite eigenartige Seite der Biologie ist die Erschließung der inneren Zweckmäßigkeit, die man von jeher mit dem Namen der Determination bezeichnet hat: der Einblick in die wundervolle Zusammenstimmung aller Betätigungen eines Lebewesens zu einer Einheit und die nicht minder wundervolle Durchbildung jedes einzelnen Organs für die Zwecke des Gesamtorganismus. Man darf sagen, daß noch jede neue Forschung neue Wunder auf diesem Gebiete enthüllt hat. Man hat es angefochten, daß auf Beziehungen dieser Art der Zweckbegriff angewendet wird, da dieser, ebenso wie der Ursachbegriff, ein unserem eigenen Geiste entstammendes Gebilde sei, dem man gern, um es zu diskreditieren, den Beinamen „metaphysisch" gibt. Indessen noch ist es nicht gelungen, ein anderes Mittel aufzufinden, um die hier zu bezeichnenden Tatsachen einfacher und verständlicher aufzufassen, als es durch den Zweckbegriff möglich ist. So wenig wie den Begriff der Ursache aus der physikalischen und chemischen Wissenschaft, werden wir den Begriff des Zweckes aus der biologischen Wissenschaft ausschalten können. Hat doch selbst Kant, der Alleszermalmer, in seiner Kritik der Urteilskraft diesen Begriff als ein regulatives Prinzip der Forschung bestehen lassen müssen. Alle Wissenschaft ist menschliche Wissenschaft und demnach untrennbar verknüpft mit den Begriffen, die sich der menschliche Geist als Werkzeuge geschaffen hat. Eine rein objektive Wissenschaft gibt es nicht. —

Aufgabe der bildenden Kunst ist die Wiedergabe der Natur, wie sie durch das harmonisierende Gehirn des Künstlers gesehen wird. Aufgabe der Dichtung ist nach einer bekannten Erklärung die Darstellung eines Stückes Wirklichkeit, gesehen durch das Temperament des Dichters; Aufgabe der Wissenschaft ist die Erzeugung

eines Gesamtbildes der Wirklichkeit, zusammengefaßt durch die Ein-
heit des begrifflichen Denkens. Ohne diese Zusammenfassung [illegible]
uns die Wirklichkeit in ein Chaos unzusammenhängender [illegible]
heiten zerfallen; durch diese Zusammenfassung erst g[illegible]
dazu, über die Gedanken der Schöpfung nachzudenken. [illegible]
wird unser Erkennen beschränkt und unser Wissen Stück[illegible]
Wir werden auch unsere Schüler nicht weiter führen können [illegible]
bis an jene Grenze, wo das Goethe'sche Wort uns ent[illegible]
„Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Er[illegible]
erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“

Die Polenfrage.*)

Von

Dr. Franz Gehrke.

Unter den drei osteuropäischen Großmächten ist Preußen am meisten von den polnischen Umtrieben bedroht. Sind doch die deutschen Polen fast ausschließlich in seinen Landesteilen, in Posen und Schlesien und daneben in Westfalen, ansässig. Es ist daher verständlich, daß gerade Preußen ein wachsames Auge auf diese widerwilligen und aufsässigen Elemente haben muß. Weiter folgt daraus, daß nach Lage der Sache tatsächliche Abwehrmaßregeln ergriffen werden mußten. Preußen ist dabei insofern im Nachteil, als es sich in seiner Stellung verteidigen muß. Der Angreifer, der also das Polentum, hat stets die werbende und fortreißende Kraft des Angriffs für sich.

In welcher Richtung sich die Ostmarkenpolitik der preußischen Regierung bis jetzt bewegt hat, ist im allgemeinen bekannt. Man suchte das Vordringen des Polentums vornehmlich dadurch aufzuhalten, daß man durch Gesetz große Geldmittel bereitstellte, um größere Güter aus polnischer oder aus schwacher deutscher Hand aufzukaufen und sie, parzelliert, in das bedrohte Gebiet gezogenen deutschen Bauern und Landarbeitern käuflich oder als Rentengüter zu leichten Bedingungen zu überlassen. Ein bestechender Gedanke —

*) Wir nehmen diesen Aufsatz auf, obwohl die Unterdrückungsmaßregeln, welche Herr Dr. Gehrke gegenüber der polnischen Nationalität auf preußischem Boden befürwortet, im stärksten Gegensatz zu unseren Tendenzen in der Polenfrage stehen. Wir halten es für loyal, dem Anwalt einer aggressiven Polenpolitik das Wort nicht zu versagen, welche wirklich scharf durchgreift und nicht bloß mit Nadelstichen arbeitet. Sollte der Herr Verfasser, der auf die Anerkennung ernsthaftester Vertiefung in seinen Gegenstand und folgerichtigen Denkens unbedingten Anspruch hat, das ganze System staatlicher Polenverfolgung ad absurdum geführt haben, so ist das nicht unsere Schuld. Die Redaktion.

durch friedliche kolonisatorische Tätigkeit den Germanen neue Gebiete zu erobern und die fremden Elemente aus dem Volkskörper herauszudrängen. So war es ja auch vor einem halben Jahrtausend gewesen, als der deutsche Bauer Ostthüringen, Sachsen und Schlesien dem Deutschtum zurückgewann, so vollständig, daß man jetzt kaum noch Spuren der früher dort ansässigen slavischen Bevölkerung (Wenden und Sorben) vorfindet.

Aber die Zeiten haben sich geändert, und die Bedingungen, unter denen dieser wirtschaftliche Kampf sich abspielt, sind für die Deutschen heute weniger günstig.

Früher war eine Kolonisation slavischer Gebiete durch Deutsche erfolgreich, weil diese den Slaven überlegen waren in Handel und Gewerbe, in Bergbau und Ackerbau. Die Slavenfürsten sahen es gern, wenn Deutsche ins Land kamen, das Oedland urbar machten, dem Lande Wohlhabenheit und ihnen selbst dadurch größere Einkünfte schufen. Im Laufe der Zeit aber sahen die Slaven den Deutschen ihre landwirtschaftliche Praxis ab. Jetzt ist der Durchschnittspole — nachdem ein polnischer Mittelstand überhaupt erst durch Preußen geschaffen worden ist — ein mindestens ebenso guter Landwirt und Landarbeiter geworden als der Deutsche. Mit liebevoller Sorgfalt pflegt er seine kleine Scholle. Die Erwerbung eines Fleckchens Land ist sein Lebenstraum, und hat dieser sich erfüllt, so ist er nur äußerst schwer zur Veräußerung der Landstelle zu bewegen. Der Deutsche dagegen gibt seine Bodenständigkeit leichter auf. Es zieht ihn mehr zur Industrie, die in und bei den Städten ihren Standort hat und ihm deshalb mehr und raffiniertere Genüsse bietet. Freilich ist oft auch ausschlaggebend, daß der ruhige, friedliebende Deutsche der Plackereien und Aufregungen im Kampfe mit dem fremden Volke müde wird und die Lust verliert, auf so unruhigem Boden auszuharren.

Auch die Kirche hatte früher an einer Regermanisierung der von den Slaven besetzten Länder mehr Interesse als jetzt. Früher handelte es sich für sie um die Ausbreitung ihrer Herrschaft über heidnische Gebiete. Jetzt, wo diese ihr unterworfen sind, ja ihre Bewohner zu ihren frommsten Dienern gehören, ist es ihr im Grunde lieber, wenn sich ihr die Dummheit, die kriechende Demut und der Kadaverglaube des Polen, als der steife Nacken des oft unbequemen, eine eigene Meinung verfechtenden Germanen beugt. Diese Erwägung erklärt die Begünstigung, die die Polen jetzt durch das Zentrum, besonders in Oberschlesien, erfahren.

Dazu kommt, daß in ganz Ostdeutschland die Bauern, d. h. die kleineren und mittleren Gutsbesitzer, im Laufe der Zeit von den adligen Großgrundbesitzern zurückgedrängt worden sind, die sich unter dem Schutze der agrarisch gefärbten preußischen Verfassung dort allmählich eine immer stärkere Stellung schufen und es verstanden, eine fast mittelalterliche Feudalherrschaft in die Neuzeit herüberzuretten. Diese Latifundienwirtschaft mit ihrem Massenbedarf an untergeordneten, ungelernten Arbeitskräften ist ein schwacher Punkt des Deutschtums; an der Phalanx eines geschlossenen, selbständigen Bauernstandes würde der Ansturm deutschfeindlicher Kräfte wirkungslos abprallen. Daß man daher einen deutschen Bauernstand im Osten künstlich zu schaffen sucht, ist an sich ein gesunder Gedanke. Leider erwiesen sich die Schwierigkeiten seiner Durchführung als zu groß.

Der Hochadel im allgemeinen und in jenen von der slavischen Hochflut bedrohten Gebieten im besonderen, betrachtet sich nicht im engen Bürgersinne als Angehöriger eines bestimmten Staates, sondern fühlt sich als Mitglied einer, nationale Grenzen kaum kennenden internationalen Republik. Der schlesische Adel ist in Rußland wie in Deutschland und Oesterreich begütert, und nahe Familienbeziehungen spinnen sich über die Grenze hinüber. Er hat für das Slaventum eher eine Vorliebe als eine Abneigung. Denn in ihm kann er mehr den Feudalherren spielen. Auch das leichtere, heißere Temperament des Slaven, seine Ignoranz und als Folge seine leichtere Lenkbarkeit sind ihm angenehmer als die kühlere Ruhe des Deutschen. Er bringt der ganzen Polenpolitik demnach nur soweit Interesse entgegen, als er oder seine Kaste Vorteile davon hat, als er Besitz, den er los sein will, mit Nutzen abstoßen kann usw. Ganz ähnlich ist es in Oesterreichisch-Polen. Im Märzheft 1910 der Zeitschrift „Das Deutschtum im Auslande“ wird auf S. 113 berichtet, „daß im österreichischen Deutschtum die finanziell leistungsfähigsten Kreise des Hochadels, der Großfinanz und zum Teil auch der Großindustrie gleichgültig oder ablehnend bleiben, so daß . . . . der Mittelstand die ganze Last der nationalen Verteidigung trägt, und daß auch der deutsche Klerus mit den reichen Mitteln der Kirche, rühmliche Ausnahmen abgerechnet, sich fernhält.“

Die Großgrundbesitzer in Schlesien sind gleichzeitig meist Industriemagnaten. Als solche haben sie sogar ein der Verdeutschung entgegenstehendes Interesse. Die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter

in den Kohlenzechen und auf den Eisenhütten ist — ebenso wie die landwirtschaftlichen Saisonarbeiter Posens usw. es sind — ungelernt. Dieses Material ist aber aus slavischen Elementen leichter und billiger zu beschaffen als aus deutschen. Denn weil die ersteren weniger kultiviert sind, haben sie geringere Ansprüche an das Leben, sind billiger zu haben und, weil ungebildet, leichter zu regieren, zu knechten. Also sind sie vom Standpunkte der Großindustriellen und Großgrundbesitzer aus dem deutschen Arbeiter vorzuziehen. Ihre Einwanderung wird deshalb begünstigt; es gibt sogar Agenten, die von der Herüberschaffung und Vermietung polnischer Arbeiter leben. Man kann doch nicht die Slaven mit der einen Hand ins Land ziehen und sie mit der andern zurückstoßen wollen. Deshalb wird die jetzige Polenpolitik der Regierung bei den Standesherren und Industriellen des Ostens nie Gegenliebe und tatkräftige Unterstützung finden. Weil diese aber an materieller Macht und an ideellem Einfluß im ganzen Osten maßgebend sind und sich die kleineren Geister und der Mittelstand häufig, wenn auch unbewußt, nach ihnen richten, ist von vornherein klar, daß der Boden für eine aggressive Politik gegen die Polen in der Art, wie sie heute befolgt wird, ungeeignet ist.

Nicht minder wichtig ist ein zweiter Umstand, der gegen die jetzige Ostmarkenpolitik schwer in die Wagschale fällt. Das Gesetz über die Erwerbung (evtl. Enteignung) polnischen Grundbesitzes und seine Besiedlung mit Deutschen ist eine Ausnahmemaßregel. Auch der Sprachenparagraph fällt darunter. Jedes Ausnahmegesetz, also ein Gesetz, das darauf gerichtet ist, für eine gewisse Gruppe oder Partei ein Sonderrecht — hier also ein Minderrecht — zu schaffen und sie durch dessen schärfere Bestimmungen zu unterdrücken, hat einen odiösen Beigeschmack und wird nicht nur von den Betroffenen selbst unangenehm empfunden. Davon abgesehen aber verfehlen besonders solche Ausnahmegesetze vollständig ihren Zweck, die ein Volk als solches in seinem Volkstum unterdrücken wollen. Dadurch wird der Agitation ihre schärfste Waffe in die Hand gegeben: die Entrechteten fühlen sich als Märtyrer und werden zum Widerstande gereizt, die Getretenen wehren sich — eine ganz natürliche Reaktion. Diese Erscheinung kann man durch die Geschichte aller Zeiten und aller Völker verfolgen. Eine völlige gewaltsame Unterdrückung geschieht nur in den allerseltensten Fällen, unter besonders glücklichen Umständen für die herrschende Klasse und mit Mitteln, die in unser Kulturniveau nicht

hineinpassen. In der Regel haben zu rigorose Maßnahmen vielmehr die Wirkung, daß der bedrückte Teil im Verzweiflungskampfe, von Fanatikern angespornt, sich sein vermeintliches Recht doch erficht. Da ist es eine bessere Taktik, den Betreffenden einen Teil ihrer Forderungen zu bewilligen, sie dann aber sich selbst zu überlassen und nur die nicht zu duldenden Auswüchse zu beschneiden. Dann fehlt der Agitation das beste Argument, das sie jetzt ins Feld führen kann, nämlich das Schlagwort politischer Knechtung. Wenn keine scharfen Sondergesetze existieren, wenn die Unzufriedenen und Mißvergnügten keinen Anlaß mehr haben, sich über angeblich ungerechte Behandlung zu beschweren, dann verläuft die ganze Bewegung leichter im Sande.

Davon abgesehen leidet die jetzige Polenpolitik der Regierung an dem Fehler, daß sie auf den Osten des Landes zugeschnitten ist, während sie für die gefährlichen Brandherde im Westen, für die großen polnischen Arbeiterkolonien im Ruhrgebiet, nicht paßt.

Das erzielte Resultat ist denn auch aus den angeführten Gründen kläglich genug. Hunderte von Millionen sind verausgabt, und doch ist das Deutschtum in den gefährdeten Landesteilen noch weiter zurückgedrängt worden. Nach den überaus eingehenden Untersuchungen von Belgard (Parzellierung und innere Kolonisation in den 6 östlichen Provinzen Preußens 1875—1906; Leipzig 1907, S. 277) betrug der Gesamtverlust der deutschen Hand an die Polen von 1896—1903 in Westpreußen und Posen rund 1% der Gesamtfläche der beiden Provinzen. Er kommt (a. a. O. S. 448) zu dem Ergebnis: „Die maßgebenden Kreise sind . . . zu der Erkenntnis gekommen, daß bei der heutigen Steigerung der Grundstückspreise im Osten die größten finanziellen Mittel versagen müssen. Der Boden ist . . . derartig verteuert worden, daß die Ansiedlungskommission für viele Güter den 100—200fachen Grundsteuerreinertrag und doppelt so hohe Preise wie vor 20 Jahren zahlen mußte. Dabei sind gerade die . . . polnischen Güter . . . nur zu unerschwinglichen Preisen käuflich, teils wegen der Spekulation, die sich ihrer bemächtigt hat, teils wegen der Wohlhabenheit ihrer Besitzer. Aus polnischer Hand hat die Ansiedlungskommission in den letzten Jahren nur ausnahmsweise Güter bekommen können.“

Nicht dem Deutschtum als solchem, wie beabsichtigt, hat die Ostmarkenpolitik also Vorteile gebracht, sondern nur den Großgrundbesitzern, die gerade in Preußen sowieso schon überreich bedacht sind. Die ungeheure Steigerung der Grundstückspreise, die der Be-

völkerungszunahme nicht entfernt entspricht, ist der beste Beweis dafür, daß diese Politik der inneren Berechtigung entbehrt und **a priori** falsch ist. Nur wer überschuldet ist, bietet sein Gut zum Verkauf an. Dadurch aber, daß selbst die „guten, hochgeborenen“ Deutschen sich nicht scheuen, wirkliche oder fiktive polnische Reflektanten vorzuschieben, erzielen sie einen höheren Kaufpreis. Der Geleimte ist nur der Fiskus bezw. die Gesamtheit der Steuerzahler, als deren Vertreter er auftritt. Ist der Veräußerer, was nur selten vorkommt, ein Pole, so kauft er sich mit dem erzielten Erlöse wieder an, und jeder Uebergang eines Gutes aus polnischer in deutsche Hand hat anderswo einen umgekehrten Besitzwechsel zur Folge, nur daß der polnische Kontrahent dadurch finanziell selbständiger geworden ist.

Die Regierung sträubt sich allerdings zuzugeben, daß der von ihr eingeschlagene Weg falsch ist, und die beteiligten Kreise, also insbesondere die Konservativen, assistieren ihr. Ganz natürlich. Denn niemand sägt gern den Ast ab, auf dem er sitzt. Aber trotz aller Ableugnungen bleibt die Tatsache bestehen, daß die bisherige Ostmarkenpolitik ein positives Ergebnis überhaupt noch nicht gehabt hat und nicht haben kann. Nur Sophisterei kann ein solches herausklügeln.

Wer sich in Verlegenheit befindet, operiert gern mit Schlagwörtern. So ist es auch hier. Da heißt es, um das Fiasko zu verschleiern, die Ergebnisse sprängen zwar nicht unmittelbar in die Augen, aber man müsse die Dinge von einem anderen Standpunkte aus, von „hoher nationaler Warte“, ansehen; es seien so viele „Imponderabilien“ geschaffen, und es sei „mittelbar“ eine solche „Stärkung des Deutschtums“ in den Ostmarken erreicht, soviel Deutsche seien dorthin gezogen worden, daß die aufgewendeten Kapitalien nicht einen Verlust, sondern einen Gewinn darstellten! Belgard (a. a. O. S.448) haut in dieselbe Kerbe, wenn er schreibt: „Wenn auch im einzelnen die Ansiedlungskommission manches Gut viel zu teuer angekauft und sich manche unzweckmäßige Ausgabe geleistet hat, so leistet doch von einem höheren Standpunkte, als der kaufmännische es ist, der Staat durch die Vermehrung des deutschen Bauernstandes in der Ostmark so ungeheure soziale, bevölkerungspolitische und politische Aufgaben, daß die niedrige Verzinsung der im Boden der Ostmark angelegten Gelder kein Opfer bedeutet.“ Aehnlich lauteten die Behauptungen der Rechten in den Ende Mai im preußischen Abgeordnetenhaus über die Polenfrage gepflogenen Verhandlungen. Aber trotz der Wiederholungen bleiben diese Be-

hauptungen nur Phrasen. „Imponderabilien“ haben nur dann Wert, wenn ihnen positive Resultate zur Seite stehen. Das ist hier aber nicht der Fall. Nach den eingehendsten, von den verschiedensten Seiten und unparteiisch angestellten Untersuchungen ist das Deutschtum **zurückgedrängt** worden, trotz der angeblich errungenen „ideellen“ Vorteile. Auch Belgards eigene Untersuchung hat das bestätigt. Der Zuzug deutscher Bauern und Landarbeiter in die bedrohten Gegenden wurde durch einen **größeren** Zuzug polnischer Arbeiter und Kolonisten wettgemacht! Wenn er trotzdem die „hohe nationale Warte“ anmarschieren läßt, so beweist das nur, daß er, wie leider auch viele andere, ihre Hohlheit nicht erkannt hat.

Zu dem negativen Erfolg der Ostmarkenpolitik hat allerdings auch die Schwerfälligkeit des Beamtenapparates beigetragen, die in der praktischen Betätigung der staatlichen Ansiedlungskommission zum Ausdruck kommt. Aber dieses Versagen der **Organisation** des staatlichen Ankaufsgeschäfts, die nie die — allerdings mit oft für den Staat nicht anwendbaren Mitteln arbeitende — An- und Verkaufspraxis **privater** Institute erreichen kann, ändert nichts daran, daß die ganze Polenpolitik ein völliges Fiasko erlitten hat.

Die Ansiedlungskommission würde nur dann **vielleicht** Erfolg haben und einen gesunden und genügend starken bäurischen Mittelstand bilden können, wenn auch die „großen Herren“ als Deutsche fühlten und — handelten. Solange dies nicht geschieht — und leider sind auch die Aussichten für die Zukunft herzlich schlecht —, solange sie dem Klein- und Mittelstande ein so schlechtes Beispiel geben, dürfen sie dafür nicht noch eine Prämie bekommen. Denn was ist das Ansiedlungsgesetz in der Tat anderes als eine verkappte Subsidie und häufig ein Retter in höchster Not für den Großgrundbesitz?

Es ist daher das einzig Richtige, daß man mit der bisherigen Ostmarkenpolitik vollständig bricht und daß die Ansiedlungskommission ihre Tätigkeit einstellt!

Die Verwirklichung dieses Gedankens würde allerdings in den umstrittenen östlichen Gebieten Preußens gewisse einschneidende Veränderungen hervorrufen, und die Furcht davor ist es denn auch, die einerseits die beteiligten Kreise zu ihren schroffen Gegnern macht und die andererseits auch wohl die Regierung in dem Glauben bestärkt, die jetzige Politik weiter befolgen zu müssen. Man befürchtet nämlich — ich zitiere Belgard, S. 448 seines verschiedentlich ange-

führten Buches), „eine Auflösung der Ansiedlungskommission würde auf wirtschaftlichem Gebiete leicht einen Sturz der Grundstückspreise und eine der schlimmsten Agrarkrisen zur Folge haben und auf politischem Gebiete das Selbstgefühl der polnischen Bevölkerung außerordentlich stärken."

Der erste Teil des Satzes scheint mir richtig, die Folgerung jedoch ist absolut falsch. — Es ist eine Tatsache, die unwiderleglich durch Hunderte von Beispielen bewiesen ist und die auch der verstockteste Agrarier nicht in Abrede stellen kann, daß die Grundstückspreise in den gefährdeten östlichen Provinzen in den letzten Jahrzehnten durch die Tätigkeit der Ansiedlungskommission eine kolossale Steigerung erfahren haben. Diese Steigerung kam ganz ausschließlich den größeren Grundbesitzern zugute. Diese haben durch die Ostmarkenpolitik Vorteile. Ihr Grundeigentum stieg im Werte, häufig erheblich über Wert. Das sind doch ungesunde Verhältnisse. Soll das preußische Volk viele hundert Millionen Mark ausgeben, um diesen ungesunden Zustand in Permanenz zu erklären und einigen Bevorzugten ein sorgenfreieres Dasein zu ermöglichen? Wenn sich die Preise nach Aufhebung der Ansiedlungskommission nicht auf der bisherigen Höhe halten können, so ist das ganz einfach ein Zeichen dafür, daß sie künstlich zu weit in die Höhe getrieben wurden. Eine künstlich hervorgerufene krankhafte Anomalität eines Teiles des Staatskörpers darf man aber nicht halten wollen, sondern muß auf Heilung sinnen. Daß die Grundstückspreise im Osten fallen würden, glaube ich auch. Aber nicht der Bauer, der Mittelstand würden davon betroffen werden, sondern nur der Großgrundbesitzer, der allein bislang die Vorteile in die Tasche steckte. Es würde deshalb keine allgemeine Krise werden, sondern nur eine partielle, und auch keine allgemein wirtschaftliche, sondern nur eine mehr ideelle, mehr eine solche der richtigeren Bewertung des Grundes und Bodens. Aus Angst vor einer solchen Krise aber Verbesserungen nicht einführen wollen, wäre nicht nur eine Vogelstraußpolitik, sondern ein Verbrechen an den Hergebern des Geldes, durch das die kleine Kaste adliger Agrarier Vorteile hat. Daß die Gesamtheit der Steuerzahler das Geld aufbringt, braucht nicht wiederholt zu werden. Die wenigen, die aus der Grundstückswertsteigerung Nutzen ziehen, tragen nur zu einem verschwindend geringen Teile zu den Steuerlasten bei: ja, nicht selten verstehen sie sich so gut zu maskieren, daß sie, trotz der Wertsteigerung, überhaupt steuerfrei bleiben. Es ist ein Widersinn, wenn das Volk diesen Herren — denn von den Polen

ist nach allen amtlichen und nichtamtlichen Untersuchungen leider keine Rede — aus falscher Politik die Taschen füllt und ihnen Subsidien zahlt, die es ihnen ermöglichen, als Grandseigneurs in Berlin zu leben und ihre Söhne in die teuersten Regimenter zu schicken.

Auch der zweite Teil der Belgardschen Behauptung ist nicht ganz richtig: das Selbstgefühl der Polen ist schon jetzt sehr stark, da sie sehen, daß das große Preußen trotz seines Aufgebots von scharfen Sondergesetzbestimmungen, trotz seiner laut verkündeten ausgesprochenen Kampfpolitik auf der ganzen Linie zurückweichen mußte. Ein solches Selbstgefühl ist berechtigt. Wir Deutsche würden im gleichen Falle genau so empfinden. — Eine falsche Politik wird dadurch nicht besser, daß man sich darauf versteift, trotz aller Vernunftgründe seinen Kopf durchzusetzen. Darum sollte die Regierung das Vergebliche ihres bisherigen Vorgehens einsehen und eingestehen, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch das politische Selbstgefühl der Polen zeitweise noch mehr erstarkt. Der tatsächlichen Niederlage Preußens, die in beiden Lagern bekannt ist, brauchte nur noch eine Formalität zu folgen, die praktische Wirkung gegen Preußen kaum noch haben dürfte. Evtl. könnte es ja so gemacht werden, daß die Ansiedlungskommission vorläufig noch nicht aufgehoben, sondern nur suspendiert wird, um den Uebergang weniger augenfällig zu machen.

Gewiß, die Polen würden über den „neuen Sieg" frohlocken. Aber dies Vergnügen gönne man ihnen, wenn man sie dafür desto sicherer zurückdämmen kann. Denn ich bin keineswegs der Meinung, daß die Regierung vor den Polen die Waffen strecken und ihnen irgendwelche Hoffnung auf Verwirklichung ihrer fantastischen Träume lassen soll. Vielmehr bin ich nur der Ansicht (und diese ist durch die Entwicklung leider in vollem Umfange bestätigt worden), daß der jetzt eingeschlagene Weg nicht zum Ziele führen kann. Es muß ein anderer Weg gesucht werden, der die Mißstände des jetzigen Systems vermeidet, ohne das gleiche Endziel, die Eindämmung der Polenflut und Lokalisierung der durch sie drohenden Gefahr, aus den Augen zu lassen.

Was hat aber zu geschehen?

Wenn man das Vordringen der Polen bekämpfen will, muß man zwei Ziele verfolgen. Erstens muß man die Quelle verstopfen, die immer neue Gegner aussendet, und zweitens muß man die Polen, die schon im Lande ansässig sind, entweder veranlassen, ihren

Wohnsitz (soweit sie nicht nationalisiert sind) wieder in das Ausland zu verlegen oder gute Deutsche zu werden, jedenfalls aber ihre Sonderbestrebungen unterdrücken.

Sonderbarerweise hat man dem ersten Ziele bislang überhaupt noch nicht näher zu kommen versucht. Jährlich kommen noch viele Tausende dieser unerwünschten Gäste herüber und verstärken die Armee ihrer deutschen Landsleute und damit die dem Deutschtum drohende Gefahr. Meist sind es russische Polen, die in Deutschland einwandern. Gewöhnlich kommen sie als „Sachsengänger“. Nach kürzerer oder längerer Zeit kehrt das Gros dieser Leute in die fremde Heimat zurück. Ein Teil aber macht sich in Deutschland ansässig und heimatsberechtigt.

Es läßt sich darüber streiten, ob man die Polen als Sachsengänger und sonstige Wander- und ständige Arbeiter entbehren kann. Die Landwirtschaft des Ostens und der Bergbau rufen „Nein!“ Für ihre finanziellen Interessen ist die billige Arbeitskraft des Slaven allerdings ein schwerwiegendes Moment. Der Geschädigte aber ist der deutsche Arbeiter. Er kann nicht so anspruchslos und erbärmlich leben wie der unkultivierte Pole und wird deshalb durch dessen Konkurrenz verdrängt und seines Einkommens beraubt oder wenigstens darin geschmälert. Deutsche Bürger und Steuerzahler also, gerade der Stand, auf dem die Wehrkraft und in gewissem Sinne die ganze Zukunft des deutschen Volkes ruht, werden durch außerdeutsche Eindringlinge in ihrer Erwerbstätigkeit gehemmt und damit in ihrer physischen und moralischen Widerstandskraft geschwächt, ihr Patriotismus wird vernichtet, sie werden der Sozialdemokratie in die Arme getrieben.

Wenn man die unzweckmäßige Verwendung, die unrentable und sehr häufig unrichtige Hergabe und Anlage staatlicher Gelder in den Ostmarken damit rechtfertigen will, daß man sagt, man müsse die Dinge von einem idealen Standpunkt aus, unter dem Gesichtspunkt der mittelbaren Stärkung des Deutschtums, betrachten, so muß man diesen Grund ganz selbstverständlich auch für die durch die Sachsengängerei und die Poleneinwanderung hervorgerufenen Umstände und Verschiebungen gelten lassen und den betreffenden Arbeitgebern, den Großgrundbesitzern im Osten und in der Provinz Sachsen (Rübenbau) und den Kohlenmagnaten im Westen, die immateriellen Pflichten, die sie als „führende“ Klasse gegen das gesamte Deutschtum haben, klar machen! Denn auch durch diese Scharen slavischer Wanderarbeiter ist das Germanentum in seinem

Kerne bedroht! Man sollte daher den Zuzug fremder, vornehmlich slavischer Arbeiter einschränken und dafür dem deutschen Arbeiter ein besseres Dasein schaffen. Das wäre eine nationale Tat von der allergrößten Tragweite und gleichzeitig die beste Bekämpfung der Sozialdemokratie und Stärkung der Monarchie nach außen und nach innen!

Glaubt man aber ausländische Arbeiter nicht entbehren zu können, so ist unbedingt eine Aenderung der jetzigen Einwanderungsbestimmungen zu fordern.

Rußland unterdrückt die Polen, „l'ordre règne à Varsovie". Es kehrt mit eisernem Besen. Die Polen sind ihm lästige Elemente, die es am liebsten los sein möchte. Ganz systematisch sucht es ihnen daher den Aufenthalt selbst in Russisch-Polen oder, wie der Name sogar umgetauft ist, in den „Weichsel-Gouvernements" so zu verleiden, daß sie ausziehen. In Rußland selbst ist kein Platz für sie. Also wenden sie sich nach Deutschland. Ist es nicht ein Zeichen erbärmlich geringen Würdegefühls und nationalen Selbstbewußtseins, wenn Preußen die Elemente, die Rußland nicht haben will, aufnimmt und ihnen Heimatberechtigung gibt? Kein anderer Staat auf der ganzen Erde nimmt freiwillig Leute als Bürger auf, die ein anderes Land nicht für tauglich und wert hält, seine Staatsangehörigen zu sein! Sollen wir den Russen die Stiefel lecken? Sollen wir dem Zaren ein willkommenes Sicherheitsventil sein und als Abzugskanal dienen? Sollen wir uns noch mehr aufsässige und gefährliche Elemente auf den Hals laden, wo wir uns derer, die wir schon haben, kaum erwehren können, bloß um den Interessen einzelner zu dienen? Ja, wenn die Polen noch Moriskos wären oder Hugenotten, die Gewerbe und Industrie, Geld und Bildung ins Land brächten! Das wäre ein Gewinn für uns. Durch die Einwanderung der Slaven aber wird — ganz abgesehen von den übrigen höchst unerfreulichen Begleiterscheinungen — das allgemeine Kulturniveau herabgedrückt.

Darum ist zu fordern, daß der slavischen Einwanderung Schranken gesetzt werden. Richten wir uns doch nach den Vereinigten Staaten, die selbst unter den weißen Einwanderern eine strenge Auswahl treffen, obwohl sie im Gegensatze zum Deutschen Reiche auf Einwanderung durchaus angewiesen sind. Will sich daher ein Slave in Deutschland bezw. in Preußen ansässig machen oder gar Heimatberechtigung erwerben, so verlange man:

erstens den Nachweis einer bestimmten Summe eigenen Geldes, um möglichst zu verhindern, daß der Betreffende der Armenpflege anheimfällt;

zweitens den Nachweis der vollständigen Gesundh[illegible] Familienmitglieder.

Diese beiden Bedingungen sind eigentlich selbstverständ[illegible] es wenigstens sein.

Drittens aber verlange man, daß jeder Einwand[illegible] Frau oder Kind, das Deutsche so beherrscht, daß er sich [illegible] Umgangssprache bedienen kann. Nur dann haben wir [illegible] oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit, daß er ein gute[r] [illegible] wird. Kommt er ohne Kenntnis der deutschen Landesspra[che] [illegible] dann ist es klar, daß er sich eng an seine Stammesg[illegible] schließen muß, schon weil er sich sonst nicht v[erständ]lich [illegible] und von diesen beeinflußt und gegen die Deutschen [illegible] gehetzt wird. Die Bedingung scheint hart. [illegible] wahrhaftig nicht auf den Zuzug von Polaken an[illegible] können es uns erlauben, nur den als Staatsang[ehörigen] [illegible] nehmen, der den von uns gestellten Anforderungen entspr[illegible] in Rußland würde man davon nicht gerade erbaut sein. [illegible] ist sich selbst der Nächste. Rußland steht den Deutsch[en] [illegible] deutschen Sprache ja auch unfreundlich gegenüber. Die [illegible] Russifizierung der vormals deutschen Ostseeprovinzen [illegible] darar. Es kann nicht verlangen, daß wir uns dazu h[illegible] sonen aufzunehmen, die es selbst los sein will. Will es [illegible] nicht an seiner Westgrenze haben, mag es sie nach [illegible] Uns geht das nichts an.

Von den in Deutschland ansässigen und bis zu ein[illegible] Tage nicht naturalisierten Polen ist zu verlangen, [illegible] einer bestimmten Zeit vollständige Kenntnis der deutsch[en] [illegible] erst [illegible] Gebrauch als Umgangssprache [illegible] sie das nicht, so sind sie unter allen Umständen in ihre [illegible] zuschieben. Ich denke [illegible] besonders an die [illegible] arbeiter.

Die „[illegible]“ [illegible] vielleicht so zu [illegible] Leute [illegible] nur für eine bestimmte Zeit [illegible] nach [illegible] nur unter besonderen Umständen [illegible] [illegible] kurzen [illegible] erhalten [illegible] Verlängerung [illegible]

[illegible] Deutsche [illegible] und [illegible]
[illegible]

der deutschen Arbeiterschutz- und -fürsorgegesetzgebung genießen. Sie dürfen z. B. nicht in die Krankenkassen aufgenommen werden. Wer es über sich gewinnt, fremde Arbeiter den deutschen gegenüber zu bevorzugen, der mag auch selbst für die Kosten sorgen, die die Verpflegung und Behandlung erkrankter Ausländer erfordert. Der Unternehmer (Arbeitgeber) muß also persönlich für derartige Kosten haftbar gemacht werden. Allerdings würde er sich ja den Rücken decken können, indem er mit dem Agenten, der ihm die Leute zuführt, entsprechende Vereinbarungen trifft. Das Risiko ist gar nicht so groß, da den Sachsengängern schon jetzt der Hauptteil des Lohnes erst bei Ablauf der Arbeitsperiode ausbezahlt wird und ähnliches auch bei den anderen ausländischen Arbeitern abgemacht werden müßte. Auf diesen stehengebliebenen Lohn würde der Arbeitgeber dann evtl. zurückgreifen können. Auch für die durch etwaigen zwangsweisen Rücktransport der Arbeiter entstehenden Kosten müßte er aufkommen.

Im Anschluß daran muß das Stellenvermittlerwesen einer Revision unterzogen werden. Wie Auswanderungsagenturen konzessionspflichtig sind, muß auch die Tätigkeit, gegen Gebühr fremde Arbeiter für kürzere oder längere Zeit herüberzuholen, außer von staatlicher Genehmigung von der Stellung einer Kaution in entsprechender Höhe abhängig sein. Die Persönlichkeit der konzessionierten Agenten muß die bestimmte Gewähr bieten, daß sie antinationalen Bestrebungen absolut fernstehen. Um die Tätigkeit der Agenten besser überwachen zu können, kann es vielleicht so gemacht werden, daß jeder einen fest umgrenzten Bezirk erhält. Durch vorherige Erhebungen hätte er die genaue Zahl der gebrauchten Leute festzustellen. Die Beschaffung wäre seine Sache. Für alle etwa dem Staate oder Privaten entstehenden Kosten und Schädigungen, z. B. durch Arbeitsniederlegungen, Boykottierung, wäre in erster Linie der Agent, nach ihm die Gesamtheit der fremden Arbeiter solidarisch haftbar zu machen.

Ganz anders hat sich natürlich die Behandlung solcher Slaven zu gestalten, die bereits die deutsche Staatsangehörigkeit erworben haben. Sie sind nun einmal „Deutsche" und haben Anspruch auf die Wohltaten der Gesetze. Man kann sie nicht ausweisen und muß deshalb darauf sehen, einen modus vivendi zu finden und sie möglichst zu guten Deutschen zu machen. Leider steht hier das stark entwickelte Rassegefühl der Polen hemmend im Wege, so daß hier die Behandlung recht schwierig ist. Man muß, will man Erfolg

haben, eine Operationsbasis schaffen, die nicht von dem Verhalten einer einzelnen deutschen Partei oder Kaste abhängig und beeinflußbar ist. Dann steht den Polen nicht ein einzelner Berg, der leicht umgangen werden kann, sondern ein geschlossener Gebirgswall gegenüber. Diese neue Basis ist aber nicht durch Ausnahmegesetze und Klassenpolitik zu schaffen, sondern nur dadurch, daß man sich auf den Boden des allgemeinen, für alle gleichen Rechts stellt. Nur dann hat die Regierung das ganze Volk hinter sich, und damit eine Waffe, die jeden Gegner besiegt.

Ferner ist die eigentlich selbständige Forderung zu stellen, daß sich die zu ergreifenden Maßnahmen gegen alle Polen bezw. polnisch Sprechenden richten. Sie dürfen nicht weiter ein Netz sein, durch dessen Maschen einzelne Kategorien (Industriearbeiter!) bequem hindurchschlüpfen können. Weil nun bekanntermaßen gerade die breiten Volksmassen zu allererst und fast ausschließlich als Reibungsflächen dienen müssen und durch die fortgesetzten Unannehmlichkeiten am leichtesten ermüdet und nachgiebig gemacht werden, so daß sie leichter als ihre Führer zu einem Friedensschlusse zu haben sind, müssen die Maßregeln der Regierung in erster Linie von diesem Gesichtspunkte aus getroffen werden.

Man wird deshalb je nach dem Angriffsobjekt verschiedenartige Maßnahmen ergreifen müssen und könnte sie demnach einteilen in solche, die gerichtet sind gegen

a) die politischen Drahtzieher, die Schürer und Führer der Polenbewegung;
b) die Drähte, d. h. die Nachrichten und Befehle verbreitenden Mittelspersonen;
c) die Marionetten dieses Theaters, die breiten Volksmassen.

Wie erwähnt, sind die gegen die dritte Gruppe der Gegner zu ergreifenden Abwehrmaßregeln die wichtigsten. Sie sind zugleich die umfassendsten, treffen gleichermaßen auch die Mitglieder der andern beiden Gruppen und seien deshalb zuerst besprochen.

Die Verfassung Preußens bestimmt, daß alle Preußen vor dem Gesetz gleich sind. Das ist ein Recht. Darin liegt, daß umgekehrt alle Staatsbürger auch gleiche Verpflichtungen haben. Zu den gleichen Rechten gehören: aktives und passives Wahlrecht, Annahme von Ehrenstellen im weltlichen und geistlichen Leben, die Wohltat des Gesetzes, Sicherung von Leben und Vermögen nach innen und

außen. Zu den gleichen Pflichten gehören: Förderung des Staatswohles in seiner Allgemeinheit, willige Unterordnung unter die Gesetze, tatkräftige Mitwirkung an Maßnahmen, die das Gedeihen des Staatswesens bezwecken. Nicht zu verwechseln ist des Allgemeinwohl des Staates mit den Interessen einzelner Bevölkerungsklassen. Diese Sonderinteressen sind den Gesamtinteressen unterzuordnen. Geschieht dies nicht, so wirken sie beinahe ebenso schädlich wie die auf direkte Zertrümmerung des Staates gerichteten Bestrebungen und sind mit diesen in eine Reihe zu stellen.

Das volle Maß von Rechten eines Staatsbürgers darf demnach nur der erhalten, der auch das Maß seiner Pflichten voll erfüllt. Weist er in dieser Beziehung Mängel auf, so müssen diese durch Zuerkennung eines minderen Komplexes von Rechten ausgeglichen werden.

Die Verpflichtungen, die die einzelnen Individuen dem Staate gegenüber haben, können von ihnen nur dann voll erkannt und gewürdigt werden, wenn sie der Landessprache nicht allein mächtig sind, sondern sich ihrer auch als Umgangssprache bedienen. Gerade im ständigen Gebrauch der Landessprache als Umgangssprache liegt die Gewähr, daß die Erfüllung der richtig verstandenen Pflichten so in Fleisch und Blut übergeht, daß sie als etwas Selbstverständliches, ihre Nichterfüllung ohne weiteres als staatsfeindlich erscheint. Wenn nun Staatsangehörige mit voller Absicht und um einen scharfen Trennungsstrich zwischen sich und den in der weitaus überwiegenden Mehrzahl befindlichen, sich der Landessprache als Umgangssprache bedienenden Staatsangehörigen zu markieren, sich einer ausländischen Sprache als Umgangssprache bedienen, so folgt hieraus, daß sie die ihnen obliegenden Pflichten, selbst wenn sie es wollten, nicht klar erkennen und voll erfüllen können. Insbesondere ist dies natürlich der Fall, wenn sie sich der fremden Sprache deshalb bedienen, um unter ihrem Schutze ungestörter antinationale Tendenzen zu pflegen. Solange also einzelne Kategorien der Bevölkerung, vornehmlich die Polen, auf diese Art Bestrebungen Raum geben, die mit dem Allgemeininteresse unverträglich und letzten Endes staatsfeindlich sind, solange sie in voller Absicht ihre [illegible] Verpflichtungen gegen den Staat vernachlässigen, der Pflichtenkomplex sich hierdurch vermindert, solange dürfen sie auch nicht die vollen Rechte genießen, ihr Rechtekomplex muß entsprechend vermindert werden! Denn wenn sie sich trotz ihrer Pflichtenversäumnis desselben Rechtes erfreuen wie andere,

die ihre Pflichten voll erfüllen, ist das eine ungerechte [illegible] besonders bei den Polen wegen ihrer überaus gehässigen [illegible] zu verdammende Bevorzugung.

Mir scheint, daß man dem Ziele, das Polentum zurück[illegible] oder wenigstens seinem weiteren Vordringen Halt zu [illegible] beschreiten und sicheren näherkommt, wenn man den [illegible] Gedankengang zur Richtschnur nimmt und ihn, ohne jede [illegible] als rechtlich und sittlich einwandfreie Waffe benutzt.

Eine der Hauptforderungen der Polen ist der un[illegible] Gebrauch der polnischen Sprache. Sie ist das [illegible] das alle Polen zusammenhält und eine feste Scheidewand [illegible] Germanentum aufrichtet. Deshalb wird sie überall [illegible] und Posen, in Kattowitz und Gelsenkirchen, mit [illegible]. Nun ist sie [illegible] deutscher Dialekt, der [illegible] geduldet wird, sondern ein aus ganz anderer Wurzel [illegible] Idiom, das Anspruch darauf macht, in den [illegible] Landesteilen ausschließlich zu gelten, Landessprache [illegible]. Trotzdem lege man den Polen auf diesem Gebiete [illegible] Schwierigkeiten in den Weg. In allen Gemeinden [illegible] die Polen an Zahl ein bestimmtes Übergewicht [illegible] man das Polnische ruhig als Umgangssprache, als Unterrichts[illegible] als Kirchensprache, ja [illegible] als Amtssprache [illegible] entsprechenden Einrichtungen auch dort, wo sie in der [illegible] sind. Man gewähre [illegible] den Polen [illegible] Sonderrechte, [illegible] Deutschen [illegible]. Natürlich darf dies aber nur [illegible] nicht dadurch [illegible] polnischen [illegible] der Deutschen [illegible] wird.

[illegible]

zu bringende Sonderinteressen zu verfolgen und zu markieren, solange dürfen sie nicht die vollen Rechte der „Vollpreußen“, der „Volldeutschen“ genießeu: solange müssen für sie, weil man bei ihnen ohne ständigen Gebrauch der deutschen Sprache kein hinreichendes Verstehen aller staatlichen, kommunalen und privaten deutschen Interessen als vorhanden annehmen kann, namentlich solche Rechte in Fortfall kommen, deren Genuß man nur jemand zubilligen kann, der seinem inneren Wesen nach ein Deutscher ist und deutsche Interessen wahren will; solange können sie keine Gemeinde- und Staatsstellen einnehmen, können sie nicht bei Beratungen, Beschlüssen und sonstigen Akten mitwirken, die irgendwie über den Umfang ihrer rein privaten Interessen hinausgehen. Deutsche, Polen, die durch den Gebrauch der polnischen Sprache dartun, daß sie mit den großpolnischen Bestrebungen sympathisieren und mit dem Deutschtum am liebsten nichts zu tun haben wollen, können weder Richter noch staatlich angestellte Lehrer, weder sonstige Staats- noch Gemeindebeamte noch beeidigte halbstaatliche Funktionäre (Dolmetscher, Schätzer, Chemiker, Sachverständige, Feldmesser, Markscheider, Notare, Handels- und Gewerberichter, Schöffen, Geschworene, Vormünder usw.) werden, weil ihnen die Vorbedingung fehlt: das Vollpreußentum, das nur durch ständigen Gebrauch der deutschen Sprache erworben werden kann. Auch die Advokatur muß ihnen verschlossen sei. Aus denselben Gründen können sie auch nicht das aktive Wahlrecht zu allen diesen Stellen in irgend einer Form ausüben.

Nur der also gilt nicht als „Pole“ in diesem Sinne, als Minderdeutscher, der die deutsche Sprache ständig und überall als Umgangssprache spricht. Wie amtliche Listen über die Reichstags- ꝛc. Wahlberechtigten existieren, müßten polizeilicherseits Listen auch über die aus obigen Gründen nicht Wahlberechtigten geführt werden, um zu verhindern, daß die Polen sich der deutschen Sprache wohl dann bedienen, wenn es in ihrem Interesse liegt, dies aber nicht tun, wenn es nicht unbedingt nötig ist.

Einige der sich ergebenden Folgen würden also sein:

1. Kann der **Richter**, der mit einem polnisch Redenden als Partei oder sonstwie in dienstlicher Eigenschaft zu verkehren hat, zufällig Polnisch — gut, mag er sich jenem gegenüber des polnischen Idioms bedienen, falls das Interesse der Gegenpartei nicht darunter leidet. Kann er aber kein Polnisch und muß ein Dolmetscher herangezogen werden, so hat dies auf Kosten des Polen zu geschehen.

Selbst im Falle der Bedürftigkeit des Polen dürfte der Staat [illegible] falls die Dolmetschkosten tragen. Denn als Deutscher hätte [illegible] Pole bei dem angeborenen Sprachtalent des Slaven das Deutsche auf der Schule leicht lernen können, und der Staat hat keine Veranlassung, solch böswilliges Unterlassen noch zu belohnen [illegible] dem Betreffenden mit einem staatlich besoldeten Uebersetzer zu Hilfe zu kommen. Eventuell müßte die Polengemeinde des Gerichtsstandes als ganze zur Tragung dieser Kosten [illegible] werden.

2. Ein Zwang für die Polen, ihre Kinder in [illegible] Schulen zu schicken, darf nur in dem Falle existieren, daß [illegible] nicht in Privatinstituten Unterricht erteilen lassen. [illegible] Recht haben, Schulen und Erziehungsanstalten auf [illegible] zu errichten und zu unterhalten und sich dafür [illegible] als einzeller, vom Staate geduldeter Unternehmungen [illegible] bedienen. Selbstredend muß sich die Regierung vor Erteilung der Konzessionen ihre Leute ganz genau ansehen. Sind [illegible] Schulprüfungen nötig und versteht der staatliche [illegible] Polnisch oder will es nicht sprechen, so hat auch hier [illegible] Polen zu besoldender Dolmetsch mitzuwirken. Stellt sich [illegible] teilung der Konzessionen heraus, daß deren Inhaber [illegible] Ziele verfolgt hat oder verfolgt, dann ist die Konzession [illegible] zuheben. Für seine Lehrer ist der Konzessionsinhaber [illegible] bar. Stellt sich [illegible] heraus, daß ein Lehrer bei seinem [illegible] oder außerhalb des Unterrichts [illegible], so ist er zu entlassen. Kommt es öfter vor, daß [illegible] Grunde entlassen werden muß, so ist anzunehmen, daß [illegible]

3. [illegible]

verständlich vorausgesetzt werden, für ihr Vorhandensein eine gesetzliche Vermutung bestehen muß, muß ein staatlicher, aber von der Polengemeinde des betreffenden Ortes zu besoldender Beamter, evtl. noch ein weiterer Polizeibeamter, a l l e Gottesdienste und Versammlungen, auch solche scheinbar oder angeblich unpolitischer Natur, überwachen. Gelangen von den Kanzeln herab oder auf Versammlungen antinationale Gedanken zum Ausdruck, so werden die sie äußernden Personen, falls es Ausländer sind, einfach abgeschoben, evtl. noch vorher bestraft. Sind es Inländer, so wird dem Pfarrer des Predigtamts-, dem Lehrer die Schulamtsbefugnis entzogen, der Anwalt in der Liste der Rechtsanwälte gelöscht usw., wenn nicht, besonders im Wiederholungsfalle, noch härtere Strafen verwirkt sind. — Zweckmäßig muß der Dolmetscher für gewisse Fälle die Sistierungsbefugnis haben. Bei der Nähe der Grenze kommt es häufig vor, daß Agitatoren besonders nach Oesterreich „hinüberzuspieln". Sollte erst ein ganzer großer Apparat darum in Bewegung gesetzt werden, so würde es häufig zu spät sein, die Leute noch zu fassen.

4. Eine überwiegend polnisch redende oder sich großpolnisch betätigende Gemeinde kann, falls nicht deutsche Stimmen in genügender Zahl vorhanden sind, keinen Gemeindevorsteher, keine Gemeinderäte, Standesbeamte usw. wählen. Diese müssen vielmehr vom Landrat ernannt werden — am besten vielleicht aus der Gendarmerie. Ist ein solcher Beamter des Polnischen nicht mächtig (er braucht es ja nicht zu sein) oder lehnt er es ab, sich dieses Idioms zu bedienen, so muß auch hier in jedem einzelnen Falle ein Dolmetsch auf Kosten des Polnisch redenden Teils der Gemeinde in Tätigkeit treten.

5. Jeder deutsche Pole ist natürlich bei Tauglichkeit zum Militärdienst verpflichtet. Spricht er aber nicht fließend deutsch oder muß man aus irgendwelchen Gründen von ihm annehmen, daß er der großpolnischen Agitation nahesteht, so ist eine Beförderung unter allen Umständen ausgeschlossen. Kann er überhaupt kein Deutsch, dann wird die Militärbehörde schon Mittel und Wege finden, ihm in Kürze das nötige Verständnis beizubringen.

6. Vereine antinationaler Tendenz sind unbedingt zu verbieten. Als derartige Vereine müssen auch solche bezeichnet werden, in denen nach den Berichten der beeidigten Dolmetscher (und ihrer Stenographen, um Klarheit zu schaffen!) mehrmals von Rednern oder sonstwie großpolnische Bestrebungen und Anschauungen pro-

[illegible]gewandert werden. Die Agitatoren sind zu bestrafen, [illegible] Vorstand solidarisch dafür haftbar zu machen.

7. Auch wo es sich um rein private Tätigkeit handelt, [illegible] Umständen der fließende Gebrauch der deutschen Sprache [illegible]lässlich zu fordern. So im Bergwerksbetrieb. Wie häufig [illegible] vor, daß im Schacht oder in den Strecken etwas nicht in Ordnung ist. Da muß jeder dem andern schnell mündlich [illegible]zukommen lassen („avertieren“), damit er die gefährdete [illegible] nicht betritt und die Meldung weitergibt. Unglücksfälle [illegible]treten, wo jede Verzögerung der Hilfeleistung den Tod [illegible] unglückten bedeutet, während schleunige Hilfe sehr wohl [illegible] Leben noch aufhalten konnte. Stelle man sich vor, [illegible] Pole, der nicht Deutsch sprechen kann oder will, in der [illegible] jenigen befindet, der die Nachricht übermitteln muß! [illegible] versteht ihn nicht, und das kann namenloses Unglück [illegible] haben. Dem Deutschen kann man nicht zumuten, Polnisch [illegible] wohl aber dem Polen aus [illegible] Gründen der [illegible] (also auch Interesse der Arbeitgeber) Deutsch zu [illegible] handelt sich vorläufig um gut 100000 Polen, die [illegible] den um Gelsenkirchen liegenden Kohlengruben arbeiten. [illegible] relativ geringen Zahl bilden sie wegen ihres [illegible] haltens bei einer Tätigkeit gerade im Herzen des [illegible] Kohlenreviers einen gefährlichen Brandherd, den man [illegible] machen muß. Man verlange deshalb den Nachweis [illegible] Sprache des Deutschen und Gebrauch derselben als [illegible]sprache. Wer diesen Nachweis nach einer gewissen Zeit [illegible] kann, ist unzulässig zur Arbeit in den Gruben. [illegible] naturalisiert, muß er sich eine andere Beschäftigung suchen [illegible] nicht naturalisiert, wird er ohne weiteres ausgewiesen [illegible] [illegible]

[illegible]

Unglücksfällen und Krankheiten von Pferden, bei der Bedienung landwirtschaftlicher Maschinen usw.). Der Arbeitgeber bezahlt den Polen für dessen volle Arbeitskraft und kann deshalb verlangen, daß er, solange er bei ihm in Dienst steht, sein Interesse in jeder Beziehung wahrnimmt. Das ist aber nicht möglich, wenn sich der Pole dem Deutschen nicht oder nicht rechtzeitig verständlich machen kann. Deshalb wäre auch hier der Gebrauch der deutschen Sprache zu verlangen.

Aus allem geht hervor, daß der Kampf hauptsächlich auf dem Verwaltungswege zu führen ist. Denn es handelt sich doch um nichts anderes, als darum, Unbotmäßige zur Raison zu bringen. Die Gesetzgebungsmaschine muß damit erst in zweiter Linie zu tun haben.

Wenn ich oben eine Scheidung machte zwischen den zu ergreifenden Maßnahmen, je nachdem sie gegen die Führer oder deren Gefolgschaft gerichtet seien, so liegt es auf der Hand, daß die Reaktion gegen die großmannssüchtigen Ansprüche der polnischen Sprache alle, die sich ihrer bedienen, in gleicher Weise trifft. Ein Unterschied tritt aber insofern hervor, als die große Masse — schon deshalb, weil sie viel weniger selbst aktiv wirkt als geschoben wird — unterschiedslos, gewissermaßen als tote Masse behandelt wird. Alle ihre Mitglieder werden über einen Kamm geschoren. Kriterium ist: ständiger Gebrauch oder Nichtgebrauch der deutschen Sprache. Wer sie spricht, bleibt vollkommen unbehelligt und wird in jeder Beziehung als Vollpreuße behandelt. Wer sie nicht spricht oder nicht sprechen will, der wird die Nachteile, die er sich dadurch zuzieht, bald genug merken und zu ihrer Vermeidung sich zu einer Anpassung an das Deutschtum bequemen müssen.

Anders die Führer, die Heißsporne, die Rufer im Streit. Wie ein Berg, der die Umgebung überragt, stärkeren atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt ist als das platte Land, so werden die Personen, die sich über das Gros des (polnischen) Volkes herausheben, leichter ein Angriffsobjekt werden als eben das Gros. Denn wegen ihrer Aktivität verstoßen sie leichter gegen Gesetze und Verordnungen. Es ist verständlich, daß sie deshalb leichter „gefaßt“ werden können. Schon in den wenigen angeführten Beispielen kommt dies zum Ausdruck: der Versammlungsteilnehmer, der Kirchenbesucher wird nicht bestraft; der Agitator, der sich gegen das Gesetz auflehnt, empfindet auch die Schwere des Gesetzes. Diese differentielle Behandlung ist durchaus einwandfrei.

Wieder in anderer Art muß die Regierung der [illegible] den Mittelspersonen der Polenbewegung, auf den [illegible] Es genügt nicht, wenn sie die politischen Drahtzieher [illegible] meinung, Kaltstellung oder Bestrafung unschädlich macht [illegible] Marionetten, [illegible] die breite Masse, genau überwacht und in [illegible] Schranken hält. Sie muß vielmehr auch die Drähte [illegible] die die ganze Bewegung überhaupt erst ermöglichen.

Soweit man die polnische Bewegung offen [illegible] sicht heit, daß man die wichtigsten Materien der [illegible] Mund zu Mund durch geeignete Organe übermitteln [illegible] Organe sind alle die Leute, die den Verkehr vermitteln [illegible] als Zeitungsverleger, sei es als Fuhrwerksbesitzer, [illegible] Apotheker, Händler, Schankwirte usw. Soweit [illegible] konzessionspflichtig sind, ist die Konzession den Polen [illegible] polnischen Juden nur dann auf jederzeitigen Widerruf zu [illegible] wenn von ihnen zweifellos bekannt ist, daß sie stets und [illegible] das Deutsche als Umgangssprache sprechen und [illegible] Bestrebungen absolut fernstehen. Sie soll auf die [illegible] ein scharfes Auge haben. Wie man es als [illegible] wenn in einem Lokale Hazard gespielt wird, und [illegible] dessen Duldung bestrafen möchte, so muß die [illegible] erlaubnis und ihre Dauer mit entsprechenden [illegible] andern Konzessionspflichtigen Gewerben [illegible] werden, daß sowohl in den Geschäfts[illegible] nur Deutsch gesprochen wird. Zuwiderhandlungen [illegible] [illegible] Konzessionen zur Folge haben müssen.

[illegible]

Kraft zu leisten imstande ist. Auf Grund der politischen Vergangenheit der Polen wird man behaupten dürfen, daß nichts Gescheites dabei herauskommen wird. Denn von Sozialpolitik und höherem Wirtschaftsleben haben sie zum Teil noch jetzt keine Ahnung, zum Teil sind sie aus egoistischen Motiven direkte Gegner derselben. Es wird also ein Fiasko werden. Je jämmerlicher dies aber sein wird, um so schneller wird sich die Gefolgschaft der Führer verkleinern und die vollen Fleischtöpfe der Deutschen der mageren, nur mit leeren Hoffnungen gewürzten Kost vorziehen, die von verbohrtem Panslawismus gereicht wird.

Die Nachteile, die der fanatische Gebrauch der polnischen Sprache im Gefolge haben würde, würden schon bald und immer deutlicher zutage treten. Gewiß, die Polen können sich ihrer bedienen, wo und wann sie wollen, können also von Bedrückung nicht mehr reden und damit agitieren. Aber eben durch den Gebrauch der polnischen Sprache stellen sie sich absichtlich außerhalb des Gesetzes, wollen keine Volldeutsche sein und genießen deshalb nicht alle Rechte derselben und darunter gerade diejenigen nicht, die ihnen am wertvollsten sein müssen. Sie können diese Rechte nur dann genießen, wenn sie sich unter das Gesetz stellen und die Reichssprache auch als Umgangssprache annehmen. Geschieht dies aber, dann ist der kritische Punkt überwunden: von dem Augenblicke an beugt sich der Pole der Ueberlegenheit des Deutschen, assimiliert sich ihm; von dem Augenblicke an fühlt er sich, wenngleich zuerst nur widerwillig, mehr als Deutscher und ist dem Bestande des Reiches nicht mehr gefährlich. Denn sein stärkstes Bollwerk, in das er sich immer zurückziehen konnte, und in dem er immer Verstärkungen fand, ist gefallen: eben seine Sprache. Ein Idiom, das nur in beschränkten Privatkreisen gesprochen wird, stirbt unweigerlich ab. Das ist eine überall zu konstatierende Tatsache.

Wird das Deutsche einmal von den Polen als Umgangssprache angenommen, wird es also auch mehr die Umgangssprache, weil Schulsprache, der Kinder, dann kann, ich will nicht gerade sagen die Germanisierung, wohl aber die Bekämpfung chauvinistischer, panslawistischer Neigungen mit größerem Erfolg aufgenommen werden. Denn dann wird die Lehrerschaft in der Lage sein, die Schüler in zweckmäßiger Weise über die wahren Ursachen des seinerzeitigen Untergangs des Polenreiches und über die himmelweit verschiedene Stellung aufzuklären, die die Unter- und Mittelschichten der Bevölkerung im früheren Königreich Polen einnahmen und jetzt in

Preußen innehaben. Damit aber wird den großpolnischen [illegible] der Boden entzogen, weil das Volk sie dann in ihrer [illegible] losigkeit und ihrem Eigennutz erkennen und sich von [illegible] mehr betören lassen wird. Allein aber kann selbst der beste [illegible] nichts ausrichten.

Zum Schluß darf ich Elsaß-Lothringen zum Vergleich [illegible] ziehen. Die Beruhigungspolitik, das Gewährenlassen der [illegible] Frankreich hinüberschielenden Heißsporne hat dort die [illegible] Früchte getragen, wo scharfe Ausnahmebestimmungen [illegible] gegen die Polen erlassenen das Land in Wirren [illegible] seiner Entwicklung gehemmt haben würden. Die [illegible] währung größerer politischer Selbständigkeit für die [illegible] die Anerkennung dafür. Auch in Nordschleswig hat sich [illegible] bewährt. Es ist nicht einzusehen, warum sie es nicht auch [illegible] der Monarchie tun sollte. Wenn auch die Polen, [illegible] und irregeleitet und weil überhaupt nicht germanisch [illegible] ziemlich unerwünschte Staatsangehörige sind, haben sie [illegible] Eigenschaften, die bei richtiger Pflege einen Gewinn für [illegible] bedeuten können. Das ist in erster Linie ihre Liebe zur [illegible] schaft, die dem Osten den mehr der Industrie zuneigenden [illegible] Arbeiter ersetzen kann.

Eine Hühnergeschichte.*)

Von

Ernst Boehm, Meißen-Questenberg.

Auf einem kleinen und engen Hühnerhofe lebten vier Legehennen. Sie hatten die übliche Hennenerziehung genossen, hatten etwas gackern gelernt, hatten scharren und kratzen müssen, als Hauptsache aber hatte man sie gelehrt, immer danach zu trachten, dem Hahne wohlzugefallen. Das Schicksal hatte sie nun in diesen Hof verschlagen, wo es gar keinen Hahn gab, weil der Besitzer keinen hielt. Und so lebten sie denn das trübselige Leben alleinstehender Legehennen. Eheglück und Mutterfreuden waren ihnen versagt. Wenn in einer von ihnen der Schrei nach dem Küken gar zu mächtig wurde, dann bereitete sie sich wohl in einer heimlichen Ecke ein einfaches Nest, legte ihre Eier hinein und fing an, sie zu bebrüten. Aber es kam nie etwas dabei heraus. Es war, als wenn den Eiern das Beste fehlte. Wenn aber der Besitzer dies Brüten der Henne bemerkte, dann jagte er sie mit brutalen Steinwürfen oder Schlägen auf und nahm ihr die Eier weg. Sie lebten ein gar trübseliges Leben, die armen Hennen!

Eines Tages kam eine fremde Henne über den Zaun in den Hof geflattert. Sie sah etwas struppig aus und fing sofort an, auf die vier Hennen loszureden:

„Da seid ihr viere ja. Ich kenne euer Jammerleben ganz genau. Die Taube hat mir alles von euch erzählt; sie fliegt jeden Tag über euern Hof. Ich komme, um euch zu helfen und euch zu einem würdigeren Leben den Weg zu weisen. Ich weiß schon, ihr habt keinen Hahn. Seid froh, daß ihr keinen habt! Es ist nichts

*) Nachdruck erwünscht.

[illegible]ter, als sich einzubilden, es lebe sich mit einem [illegible] angenehm. Eigentlich kann die Hennennatur sich erst [illegible] entfalten, wenn sie nicht an einen Hahn gefesselt ist. [illegible] Hofe gibt es drei Hahne außer dem vielen unreifen jungen [illegible] volk, das ja doch nur fürs Schlachten gut ist. Glaubt [illegible] daß es schön ist, diese widerwärtigen Katzbalgereien mit an[illegible] müssen, wie sie aufeinander losfahren, sich aufs [illegible] und sich blutig hacken? Glaubt ihr, daß wir irgend [illegible] reden durften, daß wir überhaupt irgend etwas gegen [illegible] der Hahne bestimmen durften auf unserem Hofe, der doch [illegible] ebensogut der unsrige wie der ihrige ist, nur daß wir [illegible] der Mehrzahl sind? Wir haben beschlossen, uns das [illegible] gefallen zu lassen und haben einen allgemeinen Hennen[illegible] gegründet, dem ihr beitreten müßt, wenn ihr Anspruch [illegible] einen Charakter zu haben. Wir haben die Eier gelegt, [illegible] die Hahne ausgebrütet, wir haben sie als Küken [illegible] Flügeln geschützt, wir erheben nun auch Anspruch [illegible] uns ein Mitbestimmungsrecht auf dem Hühnerhof [illegible] endlich einmal zu erreichen, daß der jetzige [illegible] [illegible] wird. Bisher ist die Welt ja nur eine ausschließ[illegible] welt gewesen!

Wir im Hennenbunde haben uns gefragt, [illegible] Zwecke zunächst erstreben müssen. Die erste und [illegible] [illegible] ist, daß wir Hennen uns eine bessere Bildung [illegible] [illegible] lernen. Denn im Krähen liegt es, daß die [illegible] den ganzen Hühnerhof beherrschen konnten! [illegible] [illegible], wir dürfen nur gackern, und dann [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

„Lernt krähen! Dann braucht ihr keinen Hahn, und es kann euch gar nicht fehlen, daß ihr euch zu Persönlichkeiten entwickelt. Und das ist die Hauptsache! Ihr glaubt gar nicht, was es für eine innere Befriedigung gewährt, eine Persönlichkeit zu sein und krähen zu können!“

Staunend hatten es die vier Hühner gehört. Eifrig fingen sie an, krähen zu lernen. Eine begann sogar, auch in Aeußerlichkeiten einen Hahn nachzuahmen, dessen Erinnerung sie sich aus ihren Jugendtagen bewahrt hatte. Aber das war eine alberne Uebertreibung, für die man das gesunde, ernste Streben der übrigen Hennen nicht verantwortlich machen durfte.

Zwei von den Hennen lernten auch das Krähen fast so gut wie jene Henne, die ihnen die große, neue Glücksbotschaft gebracht hatte. Die zwei anderen freilich kamen über die Anfangsgründe nicht hinaus. Das lag aber nur an ihrem Mangel an Energie. Glücklicher wie vorher lebten sie eigentlich nicht, aber dieser Gedanke kam ihnen nicht, und darin liegt manchmal ein großer Trost.

Eines schönen Tages aber fing der Besitzer die Hennen und schlachtete sie, weil sie keine Eier mehr legten.

Notizen und Besprechungen.

Mein Lehrbuch der Dogmengeschichte (Bd. 3) und die Kölnische Volkszeitung.

In der Kölnischen Volkszeitung Nr. 485 (12. Juni) ist ein Artikel erschienen: „Harnack und die katholische Kirche". An meinem Lehrbuch der Dogmengeschichte (4. Aufl. Bd. 3) soll hier nachgewiesen werden, daß ich ein Zerrbild der katholischen Kirche den Lesern meines Buchs vorgestellt habe. „Wer diese und andere Ausführungen bei Harnack liest", heißt es am Schluß, „dem muß die katholische Kirche als eine Spekulationsgesellschaft erscheinen, in der die Gläubigen von Papst und Jesuiten um Christentum, Moral und alles Edle begaunert werden."

Um diesen Satz zu belegen, hat der Kritiker eine Anzahl von Stellen aus meinem Buche herausgepflückt und zusammengestellt. Ich werde demgegenüber zunächst so verfahren, daß ich die erste kürzere Hälfte des Artikels auf der linken Sparte der folgenden Blätter in vollem Umfange zum Abdrucke bringe und auf der rechten Sparte die betreffenden Sätze aus meinem Buche, bzw. einige notwendige Erläuterungen, daneben stelle; der Leser mag dann selbst entscheiden, wer das Zerrbild geschaffen hat. Sodann werde ich auch die zweite Hälfte des Artikels in extenso mitteilen und mit einigen Anmerkungen begleiten. Der Artikel beginnt mit nachstehender Einleitung:

„Im Jahre 1908 beleuchtete die Kölnische Volkszeitung in mehreren Artikeln die krasse Unwissenheit weiter protestantischer Kreise über katholische Dinge. In einem dieser Artikel (Nr. 764 vom 4. Sept.) wurde auch die Stellungnahme Harnacks zur katholischen Kirche besprochen und zum Belege seiner protestantischen Befangenheit einige Ungeheuerlichkeiten aus der dritten Auflage seines Lehrbuchs der Dogmengeschichte (III, S. 621, 671, 681) beigebracht. Um so gespannter konnte man sein, wie sich H. selbst zu dieser Kritik verhalten werde, und ich schlug deshalb die kürzlich erschienene 4. Auflage des 3. Bandes an den bezeichneten Stellen (jetzt S. 696, 748/49, 760) nach. Und der Befund?

Es ist so ziemlich alles beim alten geblieben. Wieder wird als das „eigentliche Streben der (heutigen) römischen Kirche auf dogmatischem Gebiet“ angegeben: „Das Dogma in eine Dogmenpolitik zu verwandeln und die Laien von Glaube und Dogma abzusperren, um sie an die Religion zweiter Ordnung, an die Sakramente, die Heiligen, die Amulette und einen abgöttischen Gliedmaßen-Christi-Kult zu gewöhnen“ (S. [illegible]).

„Wenn sich unleugbar zu Trident und in den Beschlüssen des Konzils auch frommer Glaube, der keine höhere Macht über sich kannte, ausgesprochen hat, so ist das doch in der Gesamtwirkung untergegangen. Mittelst der Befugnis, die Dekrete allein auszulegen, hat der Papst eigentlich die ganze dogmatische Arbeit zu Trident unsicher und illusorisch gemacht, und die folgenden Jahrhunderte haben es zur Genüge bewiesen, daß der sich den schwersten Irrtümern über die praktischen und dogmatischen Interessen der römischen Kirche hingeben würde, welcher allein auf Grund der tridentinischen Dekrete (ihrem gegebenen Wortlaute nach) ein Bild von dem Glauben der römischen Kirche entwerfen wollte. Er erfährt hier ja das nur unsicher, was heute das eigentliche Streben der römischen Kirche auf dogmatischem Gebiet geworden, zu Trident aber nur hinter den Kulissen ersichtlich ist, nämlich das Dogma in eine Dogmenpolitik zu verwandeln, alles Ueberlieferte im Wortlaut für sakrosankt zu erklären, aber überall widerstreitende probable Meinungen zuzulassen und die Laien von Glaube und Dogma abzusperren, um sie an die Religion zweiter Ordnung, an die Sakramente, die Heiligen, die Amulette und einen abgöttischen Gliedmaßen-Christi-Kult zu gewöhnen.“

Der Kritiker hat also (1) die starke Anerkennung, die ich im Eingang ausgesprochen habe, unterschlagen, (2) er hat seinen Lesern den Satz nicht mitgeteilt, welcher auf die „Dogmenpolitik“ das richtige Licht wirft. Wäre er wirklich unparteiischer Kritiker, so hätte er ferner hinzufügen müssen, daß ich Dogmenpolitik auch bei den Vätern der älteren Konzilien und bei den Reformatoren, ja in der Augustana konstatiert habe, sie also keineswegs der römischen Kirche allein reserviere, wenn sie es auch am ärgsten mit ihr treibt. Weiter, wenn er die Stelle vom „abgöttischen Gliedmaßen-Christi-Kult“ zitiert, so möge er auch die andere (S. 747 f.) seinen Lesern mitteilen: „Dennoch ist selbst in dem Herz-Jesu-Kultus, dem Mariendienst &c. ein Segen, wo sie mit Demut und im Aufblick zu dem Gott, welcher erlöst, getrieben werden.“ Endlich, es sind scharfe Worte, die ich gebraucht habe; aber sie werden nicht dadurch widerlegt, daß man sie mit Entrüstung wiedergibt. Daß z. B. die katholischen Laien sich von Glaube und Dogma

abgesperrt fühlen, habe ich dutzende Male erfahren. „Glaube und Dogma" sind für uns ein Noli me tangere, das müssen wir der Kirche und den Priestern ganz überlassen" — so ist mir immer wieder von ihnen gesagt worden, teils mit innerer Zustimmung, teils mit Achselzucken. Das aber nenne ich „von Glaube und Dogma abgesperrt sein".

Abermals kehren die Ergüsse über katholische Moral, Probabilismus und „die traurigen Mysterien der beichtväterlichen Anweisungen" (S. 749) wieder.

„Könnte man doch sagen, daß diese jesuitische Moral der Geschichte angehört und nicht dem System! Vieles von dem Empörendsten ist wirklich abgefallen, und daß sich selbst ernster und menschenliebender Sinn in die traurigen Mysterien der beichtväterlichen Anweisungen (gemeint sind, wie der Zusammenhang ergibt, die schlimmen Moralbücher des 17. Jahrhunderts und die ihnen verwandten neueren) zu verstricken vermocht hat, soll nicht geleugnet werden." Durch Weglassung des Kontextes hat der Kritiker eine wohl erwogene und freundliche Auslassung zu einer sehr abschätzigen Beurteilung des ganzen katholischen Beichtwesens gemacht.

Auch die „Kutte" der Jesuiten fehlt nicht (Seite 749), obwohl diese — „päpstlichen Mamelucken" (S. 742) — weder Kutte noch Ordenstracht haben.

„Man sagt uns, daß es persönlich untadelige, höchst ehrenhafte, ja heilige Männer gewesen seien (welche im 17. Jahrhundert die anstößigen Moralbücher geschrieben haben). Sie mögen es gewesen sein; treffliche Christen hat es gewiß auch unter dieser Kutte gegeben." Der Kritiker unterschlägt wieder die Tatsache, daß ich sogar den Verfassern jener Moralbücher als Personen gerecht zu werden suche, will mich aber nebenbei eines Irrtums überführen. Er weiß nicht, daß ich bei der „Kutte" auf einen Ausspruch Luthers angespielt habe, den ich anwenden durfte, obgleich mir natürlich bekannt war, daß die Jesuiten Weltpriestertracht tragen.

„Nun entflammte der Kampf in Frankreich — ein Kampf um die Religion, in einer Unterströmung auch ein Kampf für das Recht der persönlichen Ueberzeugung gegenüber der Despotie des Papstes und der päpstlichen Mamelucken." Das Gebaren der Jesuiten im jansenistischen Streit — um diesen handelt es sich — ist keineswegs mißgünstig charakterisiert, wenn man sie mit den Mamelucken vergleicht. Andere haben mit Fug noch ganz andere Ausdrücke gewählt.

Es paßt in den Rahmen einer gehobenen Darstellung,

„Die Art, wie die römische Kirche den Augustinismus zu Trident aufgenommen hat,

wenn den Beschlüssen des tridentinischen Konzils vorgeworfen werden: Unwahrhaftigkeit und Unaufrichtigkeit z. B. S. 694 f., 698, [illegible]

ist nicht frei von Unwahrhaftigkeit. Zwar daß man an den einzelnen Dekreten mühsam und unter beständigen Korrekturen gefeilt und gedrechselt hat, sollte man den Vätern des Konzils nicht zum Vorwurf machen: solange Dogmen nicht von Propheten verkündigt, sondern von Synodalen angefertigt werden, wird man keine andere Methode erfinden können als die, nach welcher man auch in Trident gearbeitet hat. Aber das Unwahrhaftige liegt hier darin, daß die eine Partei — und sie hat schließlich den Ausschlag gegeben — den Augustinismus gar nicht wollte . . . Die Unwahrhaftigkeit liegt noch tiefer. Die herrschende, mit Rom verbündete, von Rom aus geleitete Partei wollte überhaupt keine Fixierungen; denn sie wußte sehr wohl, daß sich ihre dogmatischen Grundsätze, wie sie in ihrer Praxis zutage treten, überhaupt nicht fassen lassen und gar nicht gefaßt werden dürfen." Aus diesem geschichtlich unanfechtbaren Bericht, der soviel einräumt, als irgend eingeräumt werden kann, hat der Kritiker lediglich das Wort „Unwahrhaftigkeit" herausgenommen!

„Höchst bemerkenswert aber ist, daß von der Autorität der Kirche und des Papstes hier (beim Dekret des Trident. über die h. Schrift und die Tradition) ganz geschwiegen wird. Darin zeigt sich die Unwahrhaftigkeit des Dekrets, denn letztlich kam es der Kurie doch darauf an, ihre arbiträren Bestimmungen als Erkenntnisquellen und Autoritäten der Wahrheit angesehen zu wissen." Diese Tatsache ist allgemein bekannt und auch von mir kurz nachgewiesen: die Kurie konnte bei diesem Dekrete ihre letzten Grundsätze nicht offen proklamieren. Somit erfährt man aus dem Dekret diese nicht. Lediglich dies habe ich zum Ausdruck gebracht.

„Um diese Sätze (im tridentinischen Rechtfertigungsdekret) nicht allzu auffallend erscheinen zu lassen, wird ihnen die unaufrichtige und unverständige Begründung beigegeben, der Mensch müsse ja immer, wenn er an seine Schwachheit denkt, für seine Begnadigung fürchten. Als ob das irgendein ernster Christ geleugnet hätte, während doch die Folgerung, daß Heilsgewißheit unmöglich ist, ganz unbefugt ist." Daß die Begründung eine Ausflucht ist, ist auch von anderen gesehen worden.

„Unfug der Wissenschaft in der Kirche“ (S. 703),

Jesus hat Brot und Wein im Abendmahl gegeben; die Kirche entzieht den Laien den Kelch, weil die scholastische Wissenschaft lehrt, daß der ganze Christus sowohl im Brote als im Weine sei. Dazu habe ich bemerkt: „Deutlicher kann man wohl nicht den Unfug der „Wissenschaft“ in der Kirche nachweisen, als an der Tatsache, daß diese „Wissenschaft“ mit Erfolg sich anmaßt, die Stiftung Christi zu korrigieren.“ Nach dem Kritiker kann niemand wissen, um was es sich handelt, und muß glauben, nach meiner Meinung richte die katholische Wissenschaft in der Kirche nur Unfug an.

„Bußmechanismus“ (Seite 706),

„Da trotz aller trefflichen Worte, die über die Reue gesagt sind, diese nicht mit der fides verbunden, nicht aus der fides entwickelt ist, so sind alle Anläufe, aus dem Bußmechanismus herauszukommen, vergeblich.“ Wieder muß der Leser glauben, ich hätte für den Katholizismus generell Buße und Bußmechanismus gleichgesetzt; aber ich habe von einem bestimmten Punkt in der Lehre von der Buße gesprochen, übrigens auch die Entwicklung der Buße im Protestantismus nicht minder scharf beleuchtet.

„niedrige Vorstellungen vom Glauben“ (S. 720),

„Die Rechtfertigung geht nicht (nach der Lehre des Tridentinums) nur durch Unglauben verloren, vielmehr durch jede Todsünde, ja sie kann durch diese verloren gehen, während der Glaube bestehen bleibt. Deutlicher als es hier geschieht, kann die niedrige Vorstellung vom Glauben nicht ausgedrückt sein.“ Daß die katholische Lehre den Glauben niedriger einschätzt als die evangelische, ist allgemein bekannt; nach jener kann der Glaube vorhanden sein und doch die Rechtfertigung fehlen. Nur das habe ich ausgedrückt: der Leser aber muß nach den herausgepflückten Worten des Kritikers meinen, ich hätte dem Katholizismus generell „niedrige (d. h. unwürdige) Vorstellungen vom Glauben“ vorgeworfen

oder wenn Harnack sich über „erlogene göttliche Würde“ (759) des Papstes entrüstet.

„Wird vielleicht am Schlusse der (vom Unfehlbarkeitsdogma eingeleiteten) Entwicklung der Papst selbst ein Mittel finden, um die erlogene göttliche Würde wieder abzulegen, wie man im 16. und im 19. Jahrhundert Mittel gefunden hat, sich von der heiligsten Tradition zu befreien?“ Die Worte stehen in einer geschichtlichen Spekulation, die sich bemüht, die Unfehlbarkeit als die Spitze einer Entwicklung zu sehen, die nunmehr vielleicht umschlagen wird. Das mag katholischen Ohren

doppelt empfindlich sein und ist doch von unsrem Standpunkt das Freundlichste, was sich sagen läßt. Zu dem Ausdruck „erlogene göttliche Würde“ vergleiche den Ausdruck des Katholiken Jacobazzi: „papa dicitur corporalis in orbe deus.“ Aehnliches ist häufig.

und „die Kirche die Magd des Papstes“ (S. 681)

Im Vaticanum war endlich das erreicht, was die Kurie und ihr Anhang schon im 16. Jahrhundert erreichen wollte: wie die Kirche die Magd des Papstes geworden ist. . .“ Daß die Kirche die Sklavin des Papstes sei, behauptet der Kardinal Cajetan. Ist das dem Kritiker unbekannt?

Nach S. 723 ist der Kirche „der in Bedürfnislosigkeit verkümmerte Schwärmer der größte Heilige“;

Der Kritiker wird sich jenes seltsamen Mannes, B. J. Labre († 1783), erinnern, den Leo XIII. heilig gesprochen; ihn hatte ich gemeint. Von ihm heißt es im Kathol. Kirchenlexikon (VII Col. 1283 ff.) u. a.: „Ein Bettelsack enthielt seine ganze Habe. Seine zerlumpten Kleider, die er niemals wechselte, beherbergten eine große Menge von Ungeziefer, von dem er sich in staunenswerter Abtötung wie von einem lebendigen Bußgürtel beständig martern ließ.“

S. 726 finde ich den allen katholischen Theologen bisher unbekannten „suprematus ordinis des Papstes“.

Wenn der Papst der Universalbischof ist — und das ist er durch das Vaticanum geworden —, besitzt er faktisch einen suprematus ordinis, und nur das war gemeint.

Wer das, was ich geschrieben habe und hier mitgeteilt ist, mit dem vergleicht, was der Kritiker herausgepflückt hat, wird erkennen, daß das Zerrbild — abgesehen von den Stellen, wo es ältere katholische Autoren, auf denen ich fuße, selbst geschaffen haben — erst durch ihn zustande gekommen ist. Er hat meinen Ausdrücken Maß, Grenze und Bestimmtheit genommen, hat sie dann zusammengehäuft und so seine Leser in der schlimmsten Weise irregeführt, indem sie glauben müssen, meine Darstellung bestehe lediglich in einer Schimpferei auf die katholische Kirche und habe gar nicht einmal den Versuch gemacht, sie kennen zu lernen und unparteiisch zu würdigen. Wenn nun schon aus dem Kontext eben der Worte, die er hervorgesucht hat, etwas ganz anderes hervorgeht, wie völlig verschieden wird erst meine Darstellung in ihrer Gesamtheit wirken, wenn sie mit der Absicht gelesen wird, sich wirklich belehren zu lassen! Hätte ich die römische Kirche an den Pranger stellen wollen, so hätte ich jene Dutzende von Stellen katholischer Autoren angeführt, deren Exzesse den besonnenen Katholiken selbst anstößig sind, die aber niemals rektifiziert worden sind. Ich habe sie aber sämtlich unbeachtet gelassen! Trotzdem stellt mich der Kritiker zu denen, die die katholische Kirche lediglich beschimpfen. Ich vermag sein Verfahren nur als eine Fälschung zu bezeichnen.

Ich gehe zur zweiten Hälfte der Ausführungen über. Der Kritiker fährt fort:

„Besonders der Primat des Papstes bringt H. beinahe um alle Fassung, und er malt die schrecklichen Folgen der päpstlichen Unfehlbarkeit in den grellsten Farben, er scheint eine Anbetung des Papstes (vgl. S. 760) zu befürchten. Zu dem Satze S. 763: „Auch ist m. W. die Nachricht, daß Gebete zum Papst im Druck erschienen sind, nicht widerrufen worden", heißt es in der Anmerkung: „Vom Oratorianer Faber, wenn ich nicht irre." Jeder sonstige Beleg fehlt, eine Nachprüfung ist mir deshalb nicht möglich. Wenn der sonst hochverdiente William Faber wirklich diesen Unsinn verbrochen hätte — was ich einstweilen sehr bezweifle —, was hat das mit „Dogmengeschichte" zu tun? Und mit solchen Mätzchen wird in einem „wissenschaftlichen" Werke gegen die Kirche operiert!"

Hier tut der Kritiker so, als wäre ich der einzige, der eine Anbetung des Papstes befürchtet. Wie schrieb doch die Civiltà cattol. beim Amtsantritt Leos XIII.? „Niedergeworfen vor Deiner heiligen Majestät als Pontifex und König kommen wir, Dir das vollständige Opfer unsres Gehorsams und unserer Knechtschaft und unserer Hingebung ohne Maß darzubringen. Was wir sind und vermögen, wollen wir Alles sein und vermögen für Dich und Deine Sache, die mit der Kirche identisch ist. Du bist Petrus, und wer Petrus dient, dient Jesu Christo. Du bist das sichtbare Haupt des mystischen Leibes des menschgewordenen Worts. Wer Dich verteidigt, der verteidigt das Recht Gottes selbst; wer für Dich kämpft, kämpft für die Ehre des Gottmenschen, usw." So spricht man nicht zu einem Menschen! Dem Verfasser kann aber nicht unbekannt sein, daß von einzelnen Katholiken noch ganz andere Dinge gesagt worden sind. Braucht er die Erinnerung an Augustinus Triumphus und Konsorten? Soll ich ihre Worte hierher setzen? Und das soll nichts mit Dogmengeschichte zu tun haben? Was aber sollen hier „die Mätzchen" bedeuten? Bezeichnet der Kritiker die ausschweifenden Verherrlichungen des Papstes als Mätzchen? Ueber Faber jetzt eine Untersuchung anzustellen, habe ich nicht die Zeit. Was ich geschrieben habe, hat auch der Kritiker nur bezweifelt, aber nicht widerlegt. In meinen Aufzeichnungen finde ich, daß Faber die Christen „über die Andacht zum Papst" belehrt hat, dessen geheimnisvolle Stellvertretung Christi dem Geheimnisse der Eucharistie gleiche, der die dritte sichtbare Gegenwart Christi auf Erden sei und den man andächtig verehren müsse, um in den Himmel zu kommen.

„Bei Besprechung der katholischen Moral findet sich ein schwacher Nachhall der Kritik. (Die Stelle war auch in der Köln. Volkszeitung gerügt worden.) Man vergleiche:

3. Aufl. (S. 672).	4. Aufl. (S. 749, 750).
„Seit dem 17. Jahrhundert ist in der katholischen Kirche die Sündenvergebung vielfach zu einer raffinierten Kunst geworden: man lernt das Beichthören und das zweckmäßige	„Seit dem 17. Jahrhundert ist in der katholischen Kirche die Erteilung der Sündenvergebung vielfach zu einer raffinierten Kunst geworden. Und dennoch wie unverwüstlich ist

absolvieren, wie man die Kunst des Börsenspiels lernt. Und dennoch — wie unverwüstlich ist die Kirche, und wie unverwüstlich ist ein Gewissen, das seinen Gott sucht! Es vermag ihn selbst am Idol zu finden und es hört seine Stimme sogar dort heraus, wo alle Töne der Hölle mitklingen!"

diese Kirche, und wie unverwüstlich ist ein Gewissen, das seinen Gott sucht! Es vermag ihn selbst am Idol zu finden, und es hört seine Stimme sogar dort heraus, wo ganz andere Töne mitklingen!"

Es hat also doch etwas geholfen, freilich bitter wenig. Denn trotz dieser kleinen Milderung der Form werden in der Sache die ungeheuren Anklagen gegen die katholische Moral aufrecht erhalten. Immerhin wollen wir aus Gerechtigkeit das dankenswerte Zugeständnis registrieren, daß bei der katholischen Beichtpraxis nicht mehr alle Töne der Hölle mitklingen!"

Hierzu habe ich meinerseits nichts zu bemerken; es hätte übrigens dem Kritiker nicht entgehen dürfen, daß ich auch an anderen Stellen meine Darlegung und Kritik modifiziert habe, wo ich bemerken mußte, daß sie nicht ganz gerecht oder im Ausdruck übertrieben war.

„S. 756 hat H. eine köstliche Anmerkung neu hinzugefügt: „„Auf die Literatur zugunsten des Probabilismus, die seit der ersten und zweiten Auflage dieses Lehrbuches erschienen ist, einzugehen, habe ich keine Veranlassung, da an einer klaren Sache nichts zu klären ist. Daß tausendmal, auch von Protestanten, nach probabilistischen Grundsätzen gehandelt wird und es Situationen gibt, in denen nicht anders gehandelt werden kann, ist offenbar: aber sobald das Gewissen beteiligt und mit sich im Reinen ist, darf es keinen Probabilismus geben.""

„Mit diesem letzten Satze verrät H., daß er den Kern der ganzen Frage gar nicht verstanden hat. Kein Probabilist leugnet die Verpflichtung, dem klaren und sicheren Gewissen zu folgen. Der Probabilist tritt überhaupt erst dann in sein Recht, wenn es sich um eine zweifelhafte Verpflichtung handelt, d. h. wenn das Gewissen noch nicht mit sich im Reinen ist. Es ist eine blutige Ironie des Schicksals: H. entrüstet sich vier Auflagen hindurch über den schrecklichen Probabilismus, glaubt seiner Sache ganz sicher zu sein, und schließlich stellt sich durch seine eigenen Worte heraus, daß er gar nicht weiß, warum es sich eigentlich handelt. Es ist die Nemesis des Irrtums, daß der Irrende sich in seinen eigenen Schlingen verstrickt. H. ereifert sich S. 750 über „bornierte und fanatische Kapläne", die über Luther „sudeln". Wer gegen andere solch scharfe Kritik übt, solle sich nicht solche Blößen geben, wie es H. hier und an andern Stellen tut."

Hier leiste ich dem Kritiker gerne die Genugtuung, daß ich mich unvollständig geäußert habe. Ich hätte schreiben sollen: „aber sobald das Gewissen beteiligt und mit sich im Reinen ist — und es muß mit sich stets ins Reine kommen —, darf es keinen Probabilismus geben." Irrtümlich habe ich die notwendige Bedingung unausgesprochen gelassen. Hieraus sofort zu folgern, ich verstände überhaupt den Probabilismus nicht, dieser Schluß bleibt dem Kritiker vorbehalten; unparteiische Leser werden darüber anders urteilen.

[illegible], als sich einzubilden, es lebe sich mit einem Hahn [illegible] angenehm. Eigentlich kann die Hennennatur sich erst [illegible] entfalten, wenn sie nicht an einen Hahn gefesselt ist. Auf [illegible] Hofe gibt es drei Hähne außer dem vielen unreifen jungen [illegible] volk, das ja doch nur fürs Schlachten gut ist. Glaubt [illegible], daß es schön ist, diese widerwärtigen Raufbalgereien mit an[illegible] müssen, wie sie aufeinander losfahren, sich aufs [illegible] und sich blutig hacken? Glaubt ihr, daß wir irgend etwas [illegible] reden durften, daß wir überhaupt irgend etwas gegen [illegible] der Hähne bestimmen durften auf unserem Hofe, der doch [illegible] ebensogut der unsrige wie der ihrige ist, nur daß wir [illegible] der Mehrzahl sind? Wir haben beschlossen, uns das [illegible] gefallen zu lassen und haben einen allgemeinen Hennen[illegible] gegründet, dem ihr beitreten müßt, wenn ihr Anspruch [illegible] einen Charakter zu haben. Wir haben die Eier gelegt, [illegible] die Hähne ausgebrütet, wir haben sie als Küken [illegible] Flügeln geschützt, wir erheben nun auch Anspruch darauf, [illegible] uns ein Mitbestimmungsrecht auf dem Hühnerhof [illegible] endlich einmal zu erreichen, daß der [illegible] fragt wird. Woher ist die Welt ja nur eine [illegible] welt gewesen!

Wir im Hennenbunde haben uns gefragt, [illegible] Zwecke zunächst erreichen müssen. Die erste und [illegible] [illegible] ist, daß wir Hennen uns eine bessere Bildung [illegible] [illegible]

[illegible]

„Lernt krähen! Dann braucht ihr keinen Hahn, und es kann euch gar nicht fehlen, daß ihr euch zu Persönlichkeiten entwickelt. Und das ist die Hauptsache! Ihr glaubt gar nicht, was es für eine innere Befriedigung gewährt, eine Persönlichkeit zu sein und krähen zu können!“

Staunend hatten es die vier Hühner gehört. Eifrig fingen sie an, krähen zu lernen. Eine begann sogar, auch in Aeußerlichkeiten einen Hahn nachzuahmen, dessen Erinnerung sie sich aus ihren Jugendtagen bewahrt hatte. Aber das war eine alberne Uebertreibung, für die man das gesunde, ernste Streben der übrigen Hennen nicht verantwortlich machen durfte.

Zwei von den Hennen lernten auch das Krähen fast so gut wie jene Henne, die ihnen die große, neue Glücksbotschaft gebracht hatte. Die zwei anderen freilich kamen über die Anfangsgründe nicht hinaus. Das lag aber nur an ihrem Mangel an Energie. Glücklicher wie vorher lebten sie eigentlich nicht, aber dieser Gedanke kam ihnen nicht, und darin liegt manchmal ein großer Trost.

Eines schönen Tages aber fing der Besitzer die Hennen und schlachtete sie, weil sie keine Eier mehr legten.

Notizen und Besprechungen.

Es ist so ziemlich alles beim alten geblieben. Wieder wird als das „eigentliche Streben der (heutigen) römischen Kirche auf dogmatischem Gebiet" angegeben: „Das Dogma in eine Dogmenpolitik zu verwandeln und die Laien von Glaube und Dogma abzusperren, um sie an die Religion zweiter Ordnung, an die Sakramente, die Heiligen, die Amulette und einen abgöttischen Gliedmaßen-Christi-Kult zu gewöhnen" (S. [illegible]).

„Wenn sich unleugbar zu Trident und in den Beschlüssen des Konzils auch frommer Glaube, der keine höhere Macht über sich kannte, ausgesprochen hat, so ist das doch in der Gesamtwirkung untergegangen. Mittelst der Befugnis, die Dekrete allein auszulegen, hat der Papst eigentlich die ganze dogmatische Arbeit zu Trident unsicher und illusorisch gemacht, und die folgenden Jahrhunderte haben es zur Genüge bewiesen, daß der sich den schwersten Irrtümern über die praktischen und dogmatischen Interessen der römischen Kirche hingeben würde, welcher allein auf Grund der tridentinischen Dekrete (ihrem gegebenen Wortlaute nach) ein Bild von dem Glauben der römischen Kirche entwerfen wollte. Er erfährt hier ja das nur unsicher, was heute das eigentliche Streben der römischen Kirche auf dogmatischem Gebiet geworden, zu Trident aber nur hinter den Kulissen ersichtlich ist, nämlich das Dogma in eine Dogmenpolitik zu verwandeln, alles Ueberlieferte im Wortlaut für sakrosankt zu erklären, aber überall widerstreitende probable Meinungen zuzulassen und die Laien von Glaube und Dogma abzusperren, um sie an die Religion zweiter Ordnung, an die Sakramente, die Heiligen, die Amulette und einen abgöttischen Gliedmaßen-Christi-Kult zu gewöhnen."

Der Kritiker hat also (1) die starke Anerkennung, die ich im Eingang ausgesprochen habe, unterschlagen, (2) er hat seinen Lesern den Satz nicht mitgeteilt, welcher auf die „Dogmenpolitik" das richtige Licht wirft. Wäre er wirklich unparteiischer Kritiker, so hätte er ferner hinzufügen müssen, daß ich Dogmenpolitik auch bei den Vätern der älteren Konzilien und bei den Reformatoren, ja in der Augustana konstatiert habe, sie also keineswegs der römischen Kirche allein reserviere, wenn sie es auch am ärgsten mit ihr treibt. Weiter, wenn er die Stelle vom „abgöttischen Gliedmaßen-Christi-Kult" zitiert, so möge er auch die andere (S. 747 f.) seinen Lesern mitteilen: „Dennoch ist selbst in dem Herz-Jesu-Kultus, dem Mariendienst 2c. ein Segen, wo sie mit Demut und im Aufblick zu dem Gott, welcher erlöst, getrieben werden." Endlich, es sind scharfe Worte, die ich gebraucht habe; aber sie werden nicht dadurch widerlegt, daß man sie mit Entrüstung wiedergibt. Daß z. B. die katholischen Laien sich von Glaube und Dogma

glaubhaft fühlen, habe [illegible] ertragen. „Ottmare und Drama [illegible] ein Noch nie dagewesenes, das [illegible] Kirche und den Priestern ganz [illegible] so ist mir immer wieder [illegible] worden, teils mit innerer [illegible] mit Abscheu [illegible]. Das [illegible] Ottmare und Drama [illegible]

Abermals lehnen die Ge[illegible] [illegible] Moral, Protestantismus und [illegible] Vertretern der [illegible] Anmerkungen (S. 740) wieder.

„Konnte man doch [illegible] Moral der Geschichte [illegible] dem Zeitum? [illegible] von dem [illegible] ist wirklich [illegible] und [illegible] und [illegible] Vertretern der [illegible] gezeigt und [illegible] [illegible] die [illegible] 17. Jahrhunderts und die [illegible] Menschen zu [illegible] gekennzeichnet werden? [illegible] der Kirche [illegible] und [illegible] zu [illegible] Beurteilung des [illegible] Protestantismus gemacht.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

wenn den Beschlüssen des tridentinischen Konzils vor[illegible]werden: Unwahrhaftigkeit und Unaufrichtigkeit z. B. S. 694 f., 698, 71[illegible] f.,

ist nicht frei von Unwahrhaftigkeit. Zwar daß man an den einzelnen Dekreten mühsam und unter beständigen Korrekturen gefeilt und gedrechselt hat, sollte man den Vätern des Konzils nicht zum Vorwurf machen: solange Dogmen nicht von Propheten verkündigt, sondern von Synodalen angefertigt werden, wird man keine andere Methode erfinden können als die, nach welcher man auch in Trident gearbeitet hat. Aber das Unwahrhaftige liegt hier darin, daß die eine Partei — und sie hat schließlich den Ausschlag gegeben — den Augustinismus gar nicht wollte . . . Die Unwahrhaftigkeit liegt noch tiefer. Die herrschende, mit Rom verbündete, von Rom aus geleitete Partei wollte überhaupt keine Fixierungen; denn sie wußte sehr wohl, daß sich ihre dogmatischen Grundsätze, wie sie in ihrer Praxis zutage treten, überhaupt nicht fassen lassen und gar nicht gefaßt werden dürfen." Aus diesem geschichtlich unanfechtbaren Bericht, der soviel einräumt, als irgend eingeräumt werden kann, hat der Kritiker lediglich das Wort „Unwahrhaftigkeit" herausgenommen!

„Höchst bemerkenswert aber ist, daß von der Autorität der Kirche und des Papstes hier (beim Dekret des Trident. über die h. Schrift und die Tradition) ganz geschwiegen wird. Darin zeigt sich die Unwahrhaftigkeit des Dekrets, denn letztlich kam es der Kurie doch darauf an, ihre arbiträren Bestimmungen als Erkenntnisquellen und Autoritäten der Wahrheit angesehen zu wissen." Diese Tatsache ist allgemein bekannt und auch von mir kurz nachgewiesen: die Kurie konnte bei diesem Dekrete ihre letzten Grundsätze nicht offen proklamieren. Somit erfährt man aus dem Dekret diese nicht. Lediglich dies habe ich zum Ausdruck gebracht.

„Um diese Sätze (im tridentinischen Rechtfertigungsdekret) nicht allzu auffallend erscheinen zu lassen, wird ihnen die unaufrichtige und unverständige Begründung beigegeben, der Mensch müsse ja immer, wenn er an seine Schwachheit denkt, für seine Begnadigung fürchten. Als ob das irgendein ernster Christ geleugnet hätte, während doch die Folgerung, daß Heilsgewißheit unmöglich ist, ganz unbefugt ist." Daß die Begründung eine Ausflucht ist, ist auch von anderen gesehen worden.

[illegible] der [illegible] in der [illegible]

[illegible] hat Brot und Wein [illegible] gegeben. Die [illegible] weil die [illegible] daß der ganze Christus [illegible] im Weine sei. [illegible] kann man wohl nicht [illegible] in der [illegible] an der [illegible] daß diese [illegible] Nach dem [illegible] um wie es [illegible] mit meiner [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

doppelt empfindlich sein und ist doch von unsrem Standpunkt das Freundlichste, was sich sagen läßt. Zu dem Ausdruck „erlogene göttliche Würde“ vergleiche den Ausdruck des Katholiken Jacobazzi: „papa dicitur corporalis in orbe deus.“ Aehnliches ist häufig.

und „die Kirche die Magd des Papstes“ (S. 681)

Im Vaticanum war endlich das erreicht, was die Kurie und ihr Anhang schon im 16. Jahrhundert erreichen wollte: wie die Kirche die Magd des Papstes geworden ist. . .“ Daß die Kirche die Sklavin des Papstes sei, behauptet der Kardinal Cajetan. Ist das dem Kritiker unbekannt?

Nach S. 723 ist der Kirche „der in Bedürfnislosigkeit verkümmerte Schwärmer der größte Heilige“;

Der Kritiker wird sich jenes seltsamen Mannes, B. J. Labre († 1783), erinnern, den Leo XIII. heilig gesprochen; ihn hatte ich gemeint. Von ihm heißt es im Kathol. Kirchenlexikon (VII Col. 1283 ff.) u. a.: „Ein Bettelsack enthielt seine ganze Habe. Seine zerlumpten Kleider, die er niemals wechselte, beherbergten eine große Menge von Ungeziefer, von dem er sich in staunenswerter Abtötung wie von einem lebendigen Bußgürtel beständig martern ließ.“

S. 726 finde ich den allen katholischen Theologen bisher unbekannten „suprematus ordinis des Papstes“.

Wenn der Papst der Universalbischof ist — und das ist er durch das Vaticanum geworden —, besitzt er faktisch einen suprematus ordinis, und nur das war gemeint.

Wer das, was ich geschrieben habe und hier mitgeteilt ist, mit dem vergleicht, was der Kritiker herausgepflückt hat, wird erkennen, daß das Zerrbild — abgesehen von den Stellen, wo es ältere katholische Autoren, auf denen ich fuße, selbst geschaffen haben — erst durch ihn zustande gekommen ist. Er hat meinen Ausdrücken Maß, Grenze und Bestimmtheit genommen, hat sie dann zusammengehäuft und so seine Leser in der schlimmsten Weise irregeführt, indem sie glauben müssen, meine Darstellung bestehe lediglich in einer Schimpferei auf die katholische Kirche und habe gar nicht einmal den Versuch gemacht, sie kennen zu lernen und unparteiisch zu würdigen. Wenn nun schon aus dem Kontext eben der Worte, die er hervorgesucht hat, etwas ganz anderes hervorgeht, wie völlig verschieden wird erst meine Darstellung in ihrer Gesamtheit wirken, wenn sie mit der Absicht gelesen wird, sich wirklich belehren zu lassen! Hätte ich die römische Kirche an den Pranger stellen wollen, so hätte ich jene Dutzende von Stellen katholischer Autoren angeführt, deren Exzesse den besonnenen Katholiken selbst anstößig sind, die aber niemals rektifiziert worden sind. Ich habe sie aber sämtlich unbeachtet gelassen! Trotzdem stellt mich der Kritiker zu denen, die die katholische Kirche lediglich beschimpfen. Ich vermag sein Verfahren nur als eine Fälschung zu bezeichnen.

Ich gehe zur zweiten Hälfte der Ausführungen über. Der Kritiker fährt fort:

„Besonders der Primat des Papstes bringt H. beinahe um alle Fassung, und er malt die schrecklichen Folgen der päpstlichen Unfehlbarkeit in den grellsten Farben, er scheint eine Anbetung des Papstes (vgl. S. 760) zu befürchten. Zu dem Satze S. 763: „Auch ist m. W. die Nachricht, daß Gebete zum Papst im Druck erschienen sind, nicht widerrufen worden", heißt es in der Anmerkung: „Vom Oratorianer Faber, wenn ich nicht irre." Jeder sonstige Beleg fehlt, eine Nachprüfung ist mir deshalb nicht möglich. Wenn der sonst hochverdiente William Faber wirklich diesen Unsinn verbrochen hätte — was ich einstweilen sehr bezweifle —, was hat das mit „Dogmengeschichte" zu tun? Und mit solchen Mätzchen wird in einem „wissenschaftlichen" Werke gegen die Kirche operiert!"

Hier tut der Kritiker so, als wäre ich der einzige, der eine Anbetung des Papstes befürchtet. Wie schrieb doch die Civiltà cattol. beim Amtsantritt Leos XIII.? „Niedergeworfen vor Deiner heiligen Majestät als Pontifex und König kommen wir, Dir das vollständige Opfer unsres Gehorsams und unserer Knechtschaft und unserer Hingebung ohne Maß darzubringen. Was wir sind und vermögen, wollen wir Alles sein und vermögen für Dich und Deine Sache, die mit der Kirche identisch ist. Du bist Petrus, und wer Petrus dient, dient Jesu Christo. Du bist das sichtbare Haupt des mystischen Leibes des menschgewordenen Worts. Wer Dich verteidigt, der verteidigt das Recht Gottes selbst; wer für Dich kämpft, kämpft für die Ehre des Gottmenschen, usw." So spricht man nicht zu einem Menschen! Dem Verfasser kann aber nicht unbekannt sein, daß von einzelnen Katholiken noch ganz andere Dinge gesagt worden sind. Braucht er die Erinnerung an Augustinus Triumphus und Konsorten? Soll ich ihre Worte hierher setzen? Und das soll nichts mit Dogmengeschichte zu tun haben? Was aber sollen hier „die Mätzchen" bedeuten? Bezeichnet der Kritiker die ausschweifenden Verherrlichungen des Papstes als Mätzchen? Ueber Faber jetzt eine Untersuchung anzustellen, habe ich nicht die Zeit. Was ich geschrieben habe, hat auch der Kritiker nur bezweifelt, aber nicht widerlegt. In meinen Aufzeichnungen finde ich, daß Faber die Christen „über die Andacht zum Papst" belehrt hat, dessen geheimnisvolle Stellververtretung Christi dem Geheimnisse der Eucharistie gleiche, der die dritte sichtbare Gegenwart Christi auf Erden sei und den man andächtig verehren müsse, um in den Himmel zu kommen.

„Bei Besprechung der katholischen Moral findet sich ein schwacher Nachhall der Kritik. (Die Stelle war auch in der Köln. Volkszeitung gerügt worden.) Man vergleiche:

3. Aufl. (S. 672).	4. Aufl. (S. 749, 750).
„Seit dem 17. Jahrhundert ist in der katholischen Kirche die Sündenvergebung vielfach zu einer raffinierten Kunst geworden: man lernt das Beichthören und das zweckmäßige	„Seit dem 17. Jahrhundert ist in der katholischen Kirche die Erteilung der Sündenvergebung vielfach zu einer raffinierten Kunst geworden. Und dennoch wie unverwüstlich ist

Absolvieren, wie man die Kunst des Börsenspiels lernt. Und dennoch — wie unverwüstlich ist die Kirche, und wie unverwüstlich ist ein Gewissen, das seinen Gott sucht! Es vermag ihn selbst am Idol zu finden und es hört seine Stimme sogar dort heraus, wo alle Töne der Hölle mitklingen!"

diese Kirche, und wie unverwüstlich ist ein Gewissen, das seinen Gott sucht! Es vermag ihn selbst am Idol zu finden, und es hört seine Stimme sogar dort heraus, wo ganz andere Töne mitklingen!"

Es hat also doch etwas geholfen, freilich bitter wenig. Denn trotz dieser kleinen Milderung der Form werden in der Sache die ungeheuren Anklagen gegen die katholische Moral aufrecht erhalten. Immerhin wollen wir aus Gerechtigkeit das dankenswerte Zugeständnis registrieren, daß bei der katholischen Beichtpraxis nicht mehr alle Töne der Hölle mitklingen!"

Hierzu habe ich meinerseits nichts zu bemerken; es hätte übrigens dem Kritiker nicht entgehen dürfen, daß ich auch an anderen Stellen meine Darlegung und Kritik modifiziert habe, wo ich bemerken mußte, daß sie nicht ganz gerecht oder im Ausdruck übertrieben war.

„S. 756 hat H. eine köstliche Anmerkung neu hinzugefügt: „„Auf die Literatur zugunsten des Probabilismus, die seit der ersten und zweiten Auflage dieses Lehrbuches erschienen ist, einzugehen, habe ich keine Veranlassung, da an einer klaren Sache nichts zu klären ist. Daß tausendmal, auch von Protestanten, nach probabilistischen Grundsätzen gehandelt wird und es Situationen gibt, in denen nicht anders gehandelt werden kann, ist offenbar; aber sobald das Gewissen beteiligt und mit sich im Reinen ist, darf es keinen Probabilismus geben.""

„Mit diesem letzten Satze verrät H., daß er den Kern der ganzen Frage gar nicht verstanden hat. Kein Probabilist leugnet die Verpflichtung, dem klaren und sicheren Gewissen zu folgen. Der Probabilist tritt überhaupt erst dann in sein Recht, wenn es sich um eine zweifelhafte Verpflichtung handelt, d. h. wenn das Gewissen noch nicht mit sich im Reinen ist. Es ist eine blutige Ironie des Schicksals: H. entrüstet sich vier Auflagen hindurch über den schrecklichen Probabilismus, glaubt seiner Sache ganz sicher zu sein, und schließlich stellt sich durch seine eigenen Worte heraus, daß er gar nicht weiß, warum es sich eigentlich handelt. Es ist die Nemesis des Irrtums, daß der Irrende sich in seinen eigenen Schlingen verstrickt. H. ereifert sich S. 750 über „bornierte und fanatische Kapläne", die über Luther „sudeln". Wer gegen andere solch scharfe Kritik übt, solle sich nicht solche Blößen geben, wie es H. hier und an andern Stellen tut."

Hier leiste ich dem Kritiker gerne die Genugtuung, daß ich mich unvollständig geäußert habe. Ich hätte schreiben sollen: „aber sobald das Gewissen beteiligt und mit sich im Reinen ist — und es muß mit sich stets ins Reine kommen —, darf es keinen Probabilismus geben." Irrtümlich habe ich die notwendige Bedingung unausgesprochen gelassen. Hieraus sofort zu folgern, ich verstände überhaupt den Probabilismus nicht, dieser Schluß bleibt dem Kritiker vorbehalten; unparteiische Leser werden darüber anders urteilen.

„Die trüben Quellen von H.s Darstellung erkennt man unschwer, wenn man die Anmerkungen verfolgt. Die dort verzeichnete Literatur über die katholische Kirche ist fast ausschließlich antikatholischer Art. Selbst Hoensbroech gilt als Gewährsmann (S. 763 Anm.). Ueber Moral sind die Kronzeugen: Döllinger und Reusch, und dabei schreibt H. wie zum Hohne: „Welche Früchte der von den Päpsten ruhig geduldete Probabilismus bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts gezeitigt hat, das ist uns von zwei katholischen Gelehrten ersten Ranges in schlichter, aber erschütternder Darstellung gezeigt worden.“ (S. 751.) — Sollte H. wirklich nicht wissen, daß der Haß blind macht?“

Daß die von mir verzeichnete und benutzte Literatur fast ausschließlich antikatholischer Art ist, ist eine einfache Unwahrheit. Ich habe die katholische neuere Literatur so zahlreich und mit so vielem Nutzen herangezogen, daß ich den katholischen Autoren in der Vorrede einen ausdrücklichen Dank abgestattet habe. Daß man Hoensbroech in katholischen Kreisen nicht zitiert, weiß ich wohl; aber soll das für mich maßgebend sein? Er hat gründliche Studien gemacht, die ich übrigens in meinem Buch lediglich gestreift habe. Aber auch das war schon zuviel. Flugs muß den katholischen Lesern mitgeteilt werden, er sei mein Gewährsmann. Uebrigens habe ich Hoensbroech auch zitiert, als er noch für die römische Kirche schrieb. Dieses sehr umfangreiche Zitat beanstandet mein Kritiker bezeichnenderweise nicht. Mit Döllinger habe ich auch persönlich verkehrt und weiß, daß nichts unwahrer ist, als ihm blinden Haß gegen die Kirche vorzuwerfen. Er fühlte sich als Sohn der katholischen Kirche, auch nachdem sie ihn ausgeschieden hatte.

„In der Selbstanzeige dieses dritten Bandes (Theol. Litztg. v. 14. Mai meint H., „daß die neue Generation vielleicht einen anderen Aufriß ins Auge fassen wird“, und daß sich vielleicht irgendwo schon das Werk vorbereite, das eine neue Stufe dogmengeschichtlicher Kenntnis schaffen werde. Wenn ja, so steht zu wünschen, daß sich diese neue Stufe durch gewissenhafte Benutzung katholischer Quellen und in einer gerechteren Würdigung katholischer Dinge dokumentieren möge“.

„In seiner Kaisergeburtstags-Rede 1907 hat H. gesagt: „„Weiter aber mögen sich die Gelehrten beider Kirchen noch ernsthafter bemühen, die Religion in der anderen Kirche besser zu verstehen; denn in jedem Verständnis liegt ein Moment des Friedens.““ Mehr als solch schöne Worte würde ein gutes Beispiel gewirkt haben. Von einem Verständnis der katholischen Kirche kann bei diesem Lehrbuch der Dogmengeschichte keine Rede sein; selbst direkte Gehässigkeiten finden sich reichlich. Zum Belege seien einige Sätze herausgegriffen: „„An der Kiche, welche mit den Staaten auf gleichem Fuße verkehrt und sie düpiert, kann sich die Frömmigkeit doch nicht beleben, sondern nur der unfromme Uebermut““ (S. 748). „„Auch gestattet die Kirche den schlimmsten quietistischen Unfug den Mönchen und selbst den Laien, wenn er nicht souveräne Ansprüche stellt, sondern ad maiorem ecclesiae gloriam verläuft““ (S. 747). „„Das Dogma ist durch diese Konstitution (des Vatikanischen Konzils) gleichsam für päpstliches Hausvermögen erklärt““ (S. 758). S. 734 wird in klaren Worten „„Die Entchristlichung und Verweltlichung der christlichen Religion im Katholizismus““ behauptet.“

Was die in diesem Abschnitt aus meinem Buche herausgegriffenen vier Sätze betrifft, so ist der 1. und 4. wieder aus dem Zusammenhang gerissen und dadurch entstellt.

S. 748 habe ich geschrieben: „Auch aufrichtiger christlicher Sinn rettet sich in den Herz=Jesu=Kult und den Mariendienst; denn an der Kirche, welche mit den Staaten auf gleichem Fuße verkehrt und sie düpiert, kann sich die Frömmigkeit doch nicht beleben, sondern nur der unfromme Uebermut. Wie das Herz, welches zu Gott strebt, durch Lehrformeln nicht gehemmt werden kann, sondern auch das Fremdeste sich zum Trost umzubiegen vermag, so kann derselbe Sinn auch nicht durch Idole erstickt werden, sondern verwandelt sie in das Gnadenzeichen Gottes, der in allen Zeichen nichts anderes offenbart, als seine erneuernde Gnade." Aus diesem Satze, der einer sehr bedenklichen katholischen Religionsübung so gerecht wie möglich zu werden versucht — andere haben gefunden, daß dieses Bemühen hier zu weit getrieben sei —, hat der Kritiker nur das, was ihm paßte, herausgenommen!

S. 734 heißt es: „In dem Sieg des revolutionären Traditionsprinzips über das alte ist die Entchristlichung und Verweltlichung der christlichen Religion im Katholizismus vollendet." Der Kritiker hat aus einem determinierten Satz wiederum einen ganz allgemeinen gemacht. Soweit die Folgen des neuen Traditionsprinzips reichen, soweit ist die Entchristlichung vollendet — das ist der offenbare Sinn.

Was die beiden anderen Zitate betrifft, so habe ich zu ihnen nichts zu bemerken: sie sind dadurch nicht widerlegt, daß der Kritiker sie einfach abdruckt.

„Wer diese und andere Ausführungen bei H. liest, dem muß die katholische Kirche erscheinen nicht als eine Religionsgemeinschaft, der Laien und Priester aus innerster Ueberzeugung und mit freudigem Bekenntnis angehören, sondern als eine Spekulationsgesellschaft, in der die Gläubigen von Papst und Jesuiten um Christentum, Moral und alles Edle begaunert werden. (Das Urteil ist nicht zu hart. Man lese nur: S. 666/7, 678, 681, 695, 711, 723, 744—747, 756 u. a. Das Wort „„Dogmenpolitik"" sagt schon genug.) Und das ist ja in der Tat das Bild, das leider viele Protestanten sich von der katholischen Kirche machen."

„Aber es ist ein trauriges Schauspiel, einen Mann von dem geistigen Einflusse H.s an der Arbeit zu sehen, dieses Zerrbild in den Köpfen seiner Glaubensgenossen noch zu festigen und mit dem Glorienscheine der „„Wissenschaftlichkeit"" zu umgeben. Der katholischen Kirche gereicht es gewiß zur Ehre, daß sie nur bekämpft werden kann, wenn man zuvor ihre Lehre und ihr Wirken entstellt hat. Doch Pflicht einer wahrheitsliebenden Kritik ist es, immer wieder auf diese Entstellungen hinzuweisen."

Auf die Stellen, auf die hier zuletzt noch verwiesen wird, einzugehen, erübrigt sich, da der Kritiker sie nicht ausgeschrieben und nur auf das Wort „Dogmenpolitik" verwiesen hat, über das bereits oben das Nötige gesagt worden ist. Sein Schlußurteil stellt mich als einen Mann hin, der das protestantische Zerrbild der katholischen Kirche in den Köpfen seiner Glaubensgenossen zu

festigen und mit dem Glorienscheine der „Wissenschaftlichkeit“ zu umgeben bestrebt ist; sich selber aber stellt er das Zeugnis aus, die Pflicht einer wahrheitsliebenden Kritik erfüllt zu haben. Demgegenüber bemerke ich folgendes: Es ist ein Elend und eine Schande zugleich, daß sich die katholische Kritik noch immer nicht von jener heillosen Methode bei der Beurteilung ihr unbequemer Bücher zu befreien vermag, die aus diesen Büchern zusammenhangslos herausfischt, was ihr paßt, und nun aus den tendenziös beschnittenen Zitaten ein Zerrbild herstellt. Und das nennt sie dann „wahrheitsliebende Kritik“! Solange diese Methode fortdauert — wann wird sie enden, wenn selbst die Kölnische Volkszeitung sie noch immer beschützt? —, ist eine wissenschaftliche Auseinandersetzung unmöglich. Die katholische Kritik mag sich entrüsten, soviel sie will, das ist ihr gutes Recht; aber sie soll zuvor den Autor das vollständig sagen lassen, was er wirklich gesagt hat. Statt dessen stellt sie aus seinen eigenen Worten eine Fälschung her. Wie ich wirklich auf Grund einer langen Arbeit über den Katholizismus denke, davon erfahren die Leser dieser Kritik kein Wort. Freilich — die Unterscheidung des offiziellen, von Rom aus geleiteten Kirchentums und der warmen katholischen Frömmigkeit und so viele andere Unterscheidungen bestehen vor dem Forum der katholischen Kirche nicht und dürfen daher auch in dem Urteile anderer nicht beachtet und anerkannt werden!

Adolf Harnack.

Theologie und Kirche.

Lic. P. Glaue, **Das kirchliche Leben der evangelischen Kirchen in Thüringen** (fünfter Teil der „Evangelischen Kirchenkunde“, herausgegeben von D. Paul Drews). Tübingen, 1910. Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: geh. Mk. 8, geb. Mk. 9,20. 414 S.

Von dem Drewsschen Sammelwerke „Evangelische Kirchenkunde“ waren bisher vier Bände erschienen, welche das kirchliche Leben der evangelischen Landeskirchen des Königreiches Sachsen, der Provinz Schlesien, des Großherzogtums Baden, endlich Bayerns schildern. Diese Handbücher dienen zunächst den Theologen, sowohl den erfahrenen, denen sie einen Vergleich zwischen den Zuständen ihres Gemeindebezirkes und denen anderer Landschaften ermöglichen, als auch besonders jüngeren Pfarrern, welche sich daraus über alle ihr Amt betreffenden Verhältnisse der neuen Heimat in der Kürze unterrichten können und denen — was nach dem langen theoretischen Universitätsstudium außerordentlich not tut — das Verständnis für das Volksgemüt, für die Bauernpsyche hier erschlossen wird. In der letzteren Hinsicht erweitern sich diese Veröffentlichungen zur evangelischen Kirchenkunde zu höchst wertvollen Beträgen zu einer deutschen Volkskunde und können daher ein hohes allgemeines Interesse beanspruchen. Alle diese

[illegible]verwandte empfehlen, obwohl die Nachprüfung der tatsächlichen Einzelheiten Orts- und Landeskundigen überlassen bleiben muß, den neuerdings [illegible], von dem Gießener Privatdozenten (früher Pfarrer in Elgersburg) Th. Glaue bearbeiteten fünften Teil, der Thüringen, das soll heißen die vier sächsischen Herzogtümer, die beiden Fürstentümer Reuß und die beiden Fürstentümer Schwarzburg behandelt und neben objektiver Darstellung auch allerlei Winke über Mißstände und Vorschläge zu ihrer [illegible] enthält.

Vermißt habe ich in den die Pfarrer betreffenden Abschnitten Auskunft darüber, wie es mit ihrer wissenschaftlichen und schriftstellerischen Betätigung, wie es mit ihrem gesellschaftlichen Verkehr steht, inwieweit Seelsorge auch durch Kranken- und sonstige Hausbesuche geübt wird, ob vor der Gewährung der vollen Ehren kirchlicher Trauung, wie nach dem Vorleben der Braut so auch nach dem des Bräutigams gefragt wird; ferner, was die Bevölkerung angeht, ob auf dem Lande, wie anderwärts, über Beschränkung der Kinderzahl zu klagen ist, wie der Bauer sich zu Knechten und Tagelöhnern stellt.

Vielleicht könnte künftig diesen Wünschen Rechnung getragen werden. Aber auch so bietet das Buch, sei es, daß man nach bäurischem Aberglauben, nach den sittlichen Begriffen des Bauernvolkes, nach der Kinderzucht oder nach dem Bergmannsleben (S. 264) fragt, eine große Fülle des Interessanten.

A. Bertholet, Aesthetische und christliche Lebensauffassung. Tübingen, 1910. Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: Mk. 1. 55 S.

In der Gegenwart, wo so viele Volksbildner, berufene und unberufene, von der Kunst alles erwarten, ist eine Auseinandersetzung zwischen ästhetischer und christlicher Lebensauffassung eine unabweisbare Notwendigkeit. Daher wird der Verfasser durch die Veröffentlichung des anregenden Vortrags, welchen er über dies Thema im vorigen Jahre auf der Studentenkonferenz in Aarau gehalten hat, nicht nur dem Wunsch seiner damaligen Zuhörer, sondern einem allgemeineren Bedürfnis entgegenkommen.

Bertholet beginnt mit einem ausführlichen Ueberblick über die Geschichte der ästhetischen Lebensauffassung, welche von Goethe bis auf D. Fr. Strauß, Nietzsche und Bölsche geführt wird. Es werden sodann gegen die ästhetische Lebensauffassung, sofern sie sich in ausschließenden Gegensatz zur christlichen stellen will, mit treffender Begründung hauptsächlich vier Einwürfe erhoben, von denen der triftigste vielleicht der ist, daß jene zuschanden wird an der tatsächlichen Disharmonie in der äußeren Welt der Geschehnisse und im Innern der Menschenseele.

Wenn dann in einem dritten Teile untersucht wird, inwiefern dennoch die ästhetische Lebensauffassung der christlichen zu dienen vermag, so vermisse ich eine [illegible] Darlegung über die Wechselbeziehung, die zwischen Kunst und Religion besteht. M. E. n. bringt die Kunst, wie z. B. für die Ehrfurcht vor

dem Erhabenen und der Beugung vor dem Ideal sofort einleuchten wird, den sittlich-religiösen verwandte Gefühle und Stimmungen hervor, welche daher nach einem bekannten Gesetz auch die eigentlich religiösen, sofern sie überhaupt vorhanden sind, auslösen können. Aber nur soviel vermag die Kunst zu leisten, während die Religion von dem ganzen Menschen, auch als wollendem und erkennendem Wesen Besitz ergreifen und sein inneres Verhältnis zum Weltlauf und zur Menschenwelt umgestalten will.

Vielleicht wird dadurch die Richtigkeit der These, in der ich mit Bertholet völlig übereinstimme, klarer, daß die ästhetische Lebensauffassung die Religion zwar zu fördern, aber nicht zu ersetzen fähig ist.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Aesthetik.

Julius Hart: Revolution der Aesthetik als Einleitung zu einer Revolution der Wissenschaft. Erstes Buch. Künstler und Aesthetiker. Berlin W. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt) 317 S. Geh. Mk. 4,00, geb. Mk. 5,00.

In roten Lettern glänzt der revolutionäre Titel auf dem Umschlag des vorliegenden Buches; Hart fühlt sich als Vernichter nicht etwa dieser oder jener Aesthetik, sondern aller bisher vorhandenen Aesthetik überhaupt. Dabei ist ihm die Aesthetik nur ein Beispiel der Wissenschaft — er will alle Wissenschaften, sofern sie „begrifflich" vorgehen, vernichten, und er hat erkannt, daß auch die Naturwissenschaften begriffliche Wissenschaften sind. In seiner Kampfstimmung glaubt er radikaler zu sein, als alle Skeptiker. Denn die Skepsis erkennt die Berechtigung des Zieles der Wissenschaft, einer begrifflichen Erkenntnis der Welt, an und erklärt nur, daß dieses Ziel unerreichbar sei; Hart dagegen bestreitet das Ziel selbst. Ihm entspringt die ganze Vernunftwelt aus der Wortmagie, dem Zaubern mit Worten, das die Naturvölker üben. Die Atomistik, die biologische Entwicklungslehre, die Tiere und Pflanzen aus Urzellen hervorgehen läßt, glauben seiner Ueberzeugung nach immer noch, daß das Wort „Huhn" Hühnereier legt. In Wahrheit seien die Begriffe wie die Zahlen, nur Marken, durch die wir uns in der Welt zurecht finden. Keineswegs sei eine begrifflose Welt eine chaotische Mannigfaltigkeit, vielmehr gebe es intuitive Einheiten, bevor es begriffliche gibt, ja sogar „Gattung" habe, als Inbegriff aller einander ähnlichen Individuen, einen durchaus intuitiven Sinn. Von diesen Grundüberzeugungen ausgehend, will Hart eine „intuitive" Aesthetik der „spekulative" entgegenstellen. Dabei erscheint ihm die empirisch-psychologische Aesthetik als ebenso spekulativ wie die metaphysische oder die kritizistische. Ihr gemeinsamer Fehler ist, daß sie ein „Wesen der Kunst" aufsuchen; die Kunstwissenschaft will damit über der Kunst stehen, selbst Kunst sein, das „Vernunftkunstwerk" hervorbringen, das hoch über allen

empirischen Kunstwerken thront. Im einzelnen bekämpft Hart besonders Th. Lipps, aus dessen großer Aesthetik er die Einleitungssätze eingehend zerpflückt. Einmal scheint ihm dabei der naheliegende Einwand entgegenzutreten, daß doch der Anfang eines Buches irgendwie an verbreitete Vorstellungen anknüpfen muß und unmöglich das Ergebnis der ganzen Untersuchung enthalten kann. Er überwindet dieses in ihm auftauchende bessere Bewußtsein mit dem Satze: (S. 146/7) „könnte Theodor Lipps, könnte die Aesthetik mir vom Schönen noch etwas anderes, Besseres aussagen, als was in diesen drei Einleitungssätzen schon steht, — so würde sie es uns auch gleich von vornherein sagen, mit einem gewissen Stolz und Triumph an die Spitze des Werkes stellen und nur nicht damit hinter dem Berge halten." Späterhin beschäftigt sich Hart dann besonders mit meiner allgemeinen Aesthetik. Er bekämpft dabei vor allem meine Fassung des kantischen Begriffs „Ideal". Es will ihm nicht in den Sinn, daß ein Ziel notwendig gefordert und doch (infolge der einschränkenden Bedingungen unserer Lage) notwendig unerreichbar sein soll. Ein solcher Idealbegriff sei nur das Wort Ideal und grundsätzlich unterschieden von echten Idealen, zum Beispiel dem Ideal, fliegen zu können. Es ist für Hart also ein bloßes Wort, wenn wir vom Richter fordern, daß er vollkommen gerecht urteile, obwohl wir wissen, daß die in dieser Forderung liegende vollkommene Leidenschaftslosigkeit und vollkommene Kenntnis des Falles unerreichbar sind. Hart wirft mir vor, daß ich dem Rationalismus Zugeständnisse mache; ich bin neugierig, wie er seine intuitive Aesthetik ohne solche Zugeständnisse ausführen wird, wie er z. B. ohne einen Begriff von Kunst rechtfertigen wird, daß er Statuen, Gemälde, Gedichte, aber nicht Erbsensuppen, Schwefelsäure und Soldatenstiefeln in seiner Aesthetik behandelt. Auch die Antwort auf die Frage, wie Wissenschaft ohne Begriffe möglich ist, bleibt er uns schuldig. Den Unterschied einer begrifflichen Bearbeitung der Wirklichkeit, wie unsere Wissenschaften sie erstreben, von einer Ableitung der Einzeldinge aus dem Begriffe hat er nie verstanden. Muß man es noch sagen, daß die moderne Entwicklungsgeschichte die mehrzelligen Lebewesen nicht aus dem Begriffe der Urzelle logisch ableitet sondern sie von realen einzelligen Organismen abstammend denkt?

Harts Buch ist wesentlich als Symptom einer verbreiteten geistigen Strömung von Interesse. Wie im Zeitalter Hamanns, Herders und Jacobis, so geht auch heute durch die Seelen vieler eine Sehnsucht nach vollem, ursprünglichem Erleben im Gegensatze zu den begrifflichen Umbildungen der Welt durch Naturwissenschaft und Geldwirtschaft. Die Philosophie ist davon keineswegs unberührt geblieben. In Deutschland suchen zahlreiche, meist an Kant geschulte Denker aus diesen mehr oder minder unklaren Bestrebungen die berechtigten Motive herauszuarbeiten, in Frankreich hat Bergson eine Philosophie des Erlebens und Schauens in großartiger Einseitigkeit ausgebildet. Hart würde sich, seiner ganzen Art nach, nicht diesen Deutschen, weit eher Bergson anschließen

kennen. So ganz einseitig und einsaitig, wie er selbst [illegible] dem Bericht keineswegs. Vielmehr wird der Kenner [illegible] Erinnerung an andere Männer erinnert, die denselben [illegible] klareren und leidenschaftlicheren Ausdruck verliehen haben. [illegible] die eigentliche Originalität absprechen muß, so besitzt er [illegible] allerdings insofern, als er seine Vorgänger nicht kennt und [illegible] ganz augenscheinlich selbst gefunden, ja geradezu durchlebt hat [illegible] leiht seiner Darstellung entschiedene Kräfte und, wo sie [illegible] wird auch [illegible]

Jonas Cohn [illegible]

Pädagogik

L. Kahlmeyer. Johann Michael Sailer als Pädagoge [illegible] erziehungsgeschichtliche Studie. 18. Beiheft zu den [Mitteilungen] der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin, 1909. Verlag A. Hofmann & Comp. 111 S.

Auch jetzt, nahezu 80 Jahre nach seinem Tode, [illegible]

[illegible]

verdaut wird, kann keine Nahrung geben; Ueberladung hindert die Verdauung.“ Und den Eltern gilt das Wort: „Den Knopf am Turm nicht vergolden, bis der Grund dazu gelegt ist!“

So mag der dem Verfasser verdankte Hinweis auf Sailer nicht bloß katholischen, sondern auch protestantischen Pädagogen zugute kommen, da das freilich Katholische bei ihm zurücktritt und sein oft wiederholter Ratschlag, „Gott in Christus“ zu schauen, ihn modernen protestantischen Theologen an die Seite rückt. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Neues aus dem Schulleben der deutsch-russischen Ostseeprovinzen.

Nachdem die von der Firma G. Löffler in Riga veröffentlichten Verhandlungen des ersten baltischen Lehrertages, der im Spätsommer 1908 zusammengetreten war, bis nach Deutschland hinein, in Deutschlands Lehrerkreisen und über diese hinaus lebhafte Anerkennung eines vielseitigen frischen Strebens gefunden hatten, erfreut es mich, den Ende 1909 aus den Kreisen der baltischen Oberlehrer von demselben Verlage herausgegebenen „Vorträgen und Aufsätzen über pädagogische Zeitfragen“ (151 S.), auf deren Titel zehn Namen der Verfasser genannt sind, eine nicht minder sympathische und achtungsvolle Begrüßung widmen zu können. Die Themata sind wichtigste und brennendste der Pädagogik, und ihre Behandlung steht überall in vertrauter Fühlung mit den einschlägigen neuesten Bestrebungen der Theorie und Praxis der Erziehung und des Unterrichts, wie sie im großen deutschen Stammlande im Schwunge stehen.

Alle diese fünf Aufsätze des allgemeinen und sechs des speziellen Teils sind auch in Deutschland sehr lesenswert, einige, besonders 1—2, 9—11, im höchsten Grade, und zu dem Gefühl der sachlichen Anregung und Belehrung, die man davonträgt, wird sich auch die Unterströmung der Freude, daß in politisch getrennten, aber durch Gemeinschaft des Blutes und der Kultur nahestehenden schönen Landen eine so reiche und fruchtbare Lebendigkeit des geistigen Lebens in einem führenden Stande, trotz schwerer Zeiten, die sie durchgemacht haben, sich fröhlich entfaltet, wohltuend hinzugesellen. Man könnte wahrhaftig in alldeutsche Anwandlungen verfallen, wenn nicht das deutsche Element der russischen Ostseeprovinzen nur ungefähr $1/_{6}$ ihrer Gesamtbevölkerung ausmachte.

Verschwiegen soll nicht werden, daß auch ein vorzüglicher Aufsatz von unterhaltender genauer Sachkenntnis und gesundem Urteil über die höchst aktuelle Frage „Welche Fortbildung ist an die höhere Mädchenschule anzuschließen?“, der von einer reichsdeutschen Oberlehrerin und Leiterin einer Berliner Frauenschule, Auguste Sprengel, stammt, unter die Veröffentlichung

dieser deutschen Oberlehrer im Auslande aufgenommen ist, vermutlich [illegible] auch diese baltisch deutschen Geblüts.

Möglichst starke Heranziehung der Anschauung, vor allem aber der Selbsttätigkeit der Schüler, das Ziel aber Herausbildung der Persönlichkeit ist am ersten das gemeinschaftliche Losungswort aller dieser Aufsätze. [illegible] sieht die Kenntnis der Sachen als der Worte; der Lehrer muß den [illegible] nicht künstlerisch handhaben.

Die hochgeschätzten Herren Kollegen am fernsten südlichen Ostseestrande mögen mir gestatten, daß ich als ein in der Lehrpraxis ergrauter [illegible] bei aller entschiedensten Anerkennung ihres schönen beruflichen [illegible] doch einige Winke aussprechen möchte, den Bogen des Modernismus nicht zu überspannen. Auch die alten Praktiken sind doch nicht ganz zum alten Eisen zu werfen. Anschauungen können auch durch Lebendigkeit des [illegible] hervorgerufen und auf Anweisung des Wortes bestimmt ausgeführt werden. Die S. 127 empfohlene Übung im „Phantasiesehen“ ist sehr [illegible] Bilder in den Stunden herumzureichen, zerstreut leicht, durch viele werden die Schüler nicht wirklich erlebt, wie z. B. nicht durch [illegible] naturalistischer Szenen, dann lachen sie im stillen darüber [illegible] aber ganz davon eingenommen, dann wird die Aufmerksamkeit [illegible]. Das [illegible] „Erleben“ von Kunstwerken wird auf dieser Stufe [illegible] und [illegible] Palette und den [illegible] Tönen [illegible] oder dramatischer Dichtung möglich sein, die Bildkunst wird es nur [illegible] [illegible]

[illegible]

einen wahren Meister der Schule ein nicht gewagtes Experiment sein, als Einrichtung schließt es sich ganz aus, und das gemeinsame Suchen des Nachdenkens nach bestimmten, das Interesse spannenden Antworten ist das Studieren davon, das in die allgemein gegebenen Verhältnisse paßt. — Die treffende Antwort auf die Frage: Was ist ein Zaunkönig?, daß er ein zusammengesetztes Hauptwort sei (S. 65), ist recht Wasser auf Herrn Julius Hans schulkritische Mühlen. Aber man soll doch nicht vergessen, daß auch die Sprache eine „Sache" ist und zwar die allerwichtigste, allein immer und überall notwenige, wogegen man ohne Kenntnis des Zaunkönigs schon große Strecken durchs Leben kommen kann. — In der Herausbildung von „Persönlichkeiten" habe ich längst eingesehen, daß wir Lehrer die größten Anteile der Naturanlage, dem Haus, der Gesellschaft und dem Leben überlassen müssen. Eins der Mittel, die zu diesem Ziele hinführen können, sind die „Leistungen", und diese sind für eine Reihe von Jahren unsere eigentliche Domäne. Wenn wir alljährlich ein Dutzend „Persönlichkeiten", die uns einst als Rohmaterial eingeliefert sind, dem Leben ausliefern können sollten, wären wir die größten Zauberkünstler, und wie sollten nur alle die vielen, die sich zum Studium der „Philologie" entschieden haben, zu diesem Talisman gekommen sein? Daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, das lehrt jeder Tag dem pädagogischen Idealismus. —

In G. Löfflers Verlag in Riga ist 1909 auch ein „Heimatbuch für die baltische Jugend" erschienen, 1. Teil, 141 S. von L. Goertz und A. Brosse. Es sind 70 wirklich sehr hübsche, für die Balten recht heimatliche Lesestücke. Ziemlich reichlich sind darin Nummern von märchen- und sagenhaftem Charakter der russischen Ostseelandschaften vertreten. Man kennt sie in Deutschland nicht, lernt sie aber mit Vergnügen einmal kennen. Dem Gedanken der Zusammengehörigkeit dieser versprengten deutschen Volksgemeinden mit dem allgemeinen Deutschtum wird in diesem Büchlein nur mittelbar Nahrung geboten, aller aufdringlichen Ausdrücklichkeit ist taktvoll die Tür verschlossen. Provinzialismen kommen in allen diesen Veröffentlichungen nur ganz auffallend vereinzelt vor: man fühlt, der eigentliche Nährboden dieser baltischen Deutschen ist doch die reichsdeutsche Kultur.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater. Faust 1. Teil. Judith.

Das Herumtasten der Regiekunst Max Reinhardts an dem Problem der Inszenierung klassischer Dichtungen zeigt, wie schwer es ist, das Natürliche und Selbstverständliche zu finden, wenn man es überhaupt erst suchen muß. Gar, wenn man es nicht ganz ehrlich sucht! Er schreckt immer wieder davor zurück, weil es ihm nicht eindrucksvoll, nicht auffallend, nicht erfolgreich genug scheint. Er macht viele interessante Experimente, er wendet das Problem neu und immer neu. Manches Wertvolle und noch mehr Brillantes bringt er dabei zu Tage. Die Dichtung aber, die es zu interpretieren gilt, kommt meistens zu kurz.

Seine künstlerische Tätigkeit hatte eine Gegenströmung hervorgerufen. „Vereinfachung der szenischen Darstellung" hieß das Ziel. Sofort machte er es auch zu seinem Schlagwort. Er ging nach München, mietete jene flache Relief-Bühne, die die Gegner erbaut hatten, um ihr Kunstprinzip zu verwirklichen, befolgte ihr Programm und getraute sich zu beweisen, daß der Meister der Regiekunst Max Reinhardt auch der Meister der szenischen Vereinfachung ist.

Ich las, es sei ihm gelungen, diesen Beweis zu erbringen. In München habe ich ihn nicht gesehen. In Berlin aber sah ich eine Faust-Darstellung, die freilich sehr deutlich erkennbar den Grundsatz szenischer Vereinfachung befolgte. Aber mir schauderte! Und ich bekam den Eindruck, daß Reinhardt wenigstens — vielleicht auch, wahrscheinlich auch seine Gegner, mit denen er wetteifert — den eigentlichen Sinn, das natürliche Ziel solcher Vereinfachung und die Richtung, in der sie ihr Ziel suchen müßte, nicht im geringsten ahnt.

Das Ziel kann doch nur das eine sein — es ist so selbstverständlich, daß man sich fast scheut, es auszusprechen; aber es ist eben jenes Natürliche und Selbstverständliche, das Reinhardt nicht findet — es kann nur das Eine sein, daß die szenische Ausgestaltung die Wirkung des Dichterwortes nur unterstützen soll; und sich also weder mit eigenen Wirkungen ihr

hemmend in den Weg stellen, noch auch durch Dürftigkeit und falschen Geschmack sie jener Unterstützung berauben.

Diese Faust-Aufführung begann mit der Szene im Studierzimmer. Was für ein wunderliches Studierzimmer! Schöne Farben, schöne lange Linien — aber ist denn das ein Gelehrten-Zimmer? Ist das ein altdeutscher Wohnraum?

„Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht?"

Dies Fenster hier ist ein schmaler turmhoher Spalt in der Mauer, als sollten mindestens gotische Kirchenfenster markiert werden! Schöne Farben, schöne lange Linien — einfach ist das wohl, und schön ist es auch, aber es ist ja damit ein völlig fremdes Element in die Dichtung hineingetragen! Maeterlinck — verwandte moderne Stilisierung, kühl vornehm, in ihrer Einfachheit aufdringlich! Und was vermieden werden sollte, daß die Ausstattung durch eigene Nebenwirkung die Aufmerksamkeit auf sich zieht, das wird hier stärker als jemals vorher Ereignis! Anstatt in frommer Treue gegen die Dichtung das einfach Schöne, das sie selber bietet, herauszuholen, protzt man daher mit einer Einfachheit und Schönheit, die man dem modischen Geschmack entnommen hat, und vergewaltigt damit die Dichtung.

Der Prolog im Himmel wurde nicht gespielt. Das erstaunte sehr, denn gerade eine vereinfachte Inszenierung des Faust müßte hier ihre schönste Aufgabe suchen, könnte hier ihre tiefste Berechtigung erweisen und ihren höchsten Triumph feiern. Auch würde sich die Richtung, die die Vereinfachung einzuschlagen hat, hier mit völliger Sicherheit von selbst andeuten: die Richtung in die Region volkstümlicher, naiver Poesie, aus deren kühnem, schlichten Geist Goethe diesen Herrn und diese Engel schuf, Hans Sachsisch einfältig und zugleich voll kosmischer Erhabenheit, zugleich mit der Kraft von Ewigkeitslauten aus Urtiefen herauf. Eine Regiekunst, die es wagen d ü r f t e, diesen Prolog im Himmel darzustellen, leibhaftig den lieben Gott und seine Engel, die der Sphärenmusik lauschen und die Erde sich drehen sehn, auf die Bühne zu bringen, könnte nur noch das eine Wahrzeichen suchen: volkstümlich; schlicht; tief, echt; d e u t s c h. Die würde uns zum Beispiel nicht diesen Ostergesang, der Faust mit süßer Gewalt ins Leben zurücklockt, als eine fern und undeutlich erklingende, geistliche Motette vorgeführt haben; volkstümliche, schlichte, gemütsinnige Melodie würde sie ertönen lassen, aus Seelentiefen quillend, alle Seelentiefen öffnend, und deutsch, deutsch!

Das ist es, was am peinlichsten berührte: wie undeutsch war das alles!

Aber es kommt noch schlimmer. Während der Zuschauer, trotz seines ablenkenden Erstaunens über dies Studierzimmer, sich bemüht, den edlen Worten der Dichtung zu lauschen, die von Veregi mit ernster, durchdachter

Kunst vorgetragen werden, fühlen wir uns plötzlich innerlich beunruhigt. Der köstliche Zusammenhang, ist unterbrochen. Es scheint eine ganze Stelle ausgelassen. Wir suchen in unserem Gedächtnis nach.

„Beschränkt von diesem Bücherhauf',
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den bis ans hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter-Hausrat drein gestopft."

Das konnte freilich nicht gesprochen werden! Das hätte nicht gepaßt! Denn nichts von alle dem, was da aufgezählt wird, ist ja da, ist auch nur angedeutet! O es ist doch etwas Schönes um Vereinfachung! um Vereinfachung, die dem Dichterwort zu seinem Recht verhelfen will! Man vereinfacht dann gleich so gründlich, daß das Dichterwort nicht mehr gesprochen werden kann, weil es nicht mehr passen würde.

Dieser Fall kehrte wieder und immer wieder. In der Szene vor dem Tor, die mit dem Osterspaziergang in eins zusammengezogen war, ließ die Szenerie geradeaus auf eine riesige graue Stadtmauer sehen. Daneben waren graue Steine und graue Luft, und davor standen ein paar schiefe, verbogene Birkenstangen, wunderlich und unsympathisch anzuschauen, die waren der fremden, armen Welt der Wirklichkeit aus dem Boden genommen und auf die Bühne gebracht. (Denn es geht dieser Regiekunst ums Echte, die echte Wirkung soll gefördert werden, — und so beweist sie hier, wie todfremd ihr Wesen und Gesetz echter künstlerischer Wirkung ist.) Auf diesem öden, dürftigen Schauplatz spielt sich nun alles ab, was nach des Dichters Absicht mit so blühendem reichen Leben unser Herz entzücken soll. Die Spaziergänger kommen und sagen ihre Verse her. Aber wunderlich, sie prechen alle gar nicht zu einander, sondern zu uns, und sie haben kein Behagen. Nun, es kann einmal etwas mißlingen. Aber nun kommt Faust.

Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen,
Aus dem hohlen, finsteren Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor

wird ausgelassen. Es ist ja kein Tor zu sehen! Die Szene mit dem alten Bauern wird ausgelassen. Man hört einmal etwas spielen und singen, während es vorher still war und bald wieder still wird; das war des Dorfes Getümmel.

Betrachte, wie in Abendsonne-Glut
Die grün umgebnen Hütten schimmern

wird zwar noch gesprochen — aber keine Abendsonne sehen wir, keine Hütten und beileibe nichts Grünes. Nichts als graues Gestein. Und die herrlichen Verse, die mit den Worten beginnen:

O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben,

diese ganze, wundervolle Ekstase der Lichtessehnsucht des Erdenkindes und des Hinausträumens aus der Raumgebundenheit, diese ganze für die Harmonieführung der Szene so wichtige Stelle wird ausgelassen. O herrliche Kunst der Vereinfachung! Das Dichterwort wird vereinfacht, um Kulissen zu sparen! Und wir geraten zuletzt in einen heiligen Zorn: Was maßt sich dieser Mätzchenmacher an? Verhöhnt er unsern deutschen Dichter? Mätzchenmacher soll er aufführen, Hoffmannsthal und Genossen — von Goethe soll er die Hände lassen, wenn er nicht Ehrfurcht hat vor seinem Werk.

Am besten gelang der Regie die Darstellung der Szenen in Auerbachs Keller und in der Hexenküche. Diese schwelgte in dämonischer Gemeinheit.

Die Darstellung selber war sehr ungleich. Das Gretchen Lucie Höflichs ist eine köstliche Perle deutscher Schauspielkunst. Diese geniale Künstlerin verbindet Geist, Bildung und Naivität miteinander, eine gar seltene und wundervolle Mischung. Jede reinste Kraft der Naivität, des quellenhaft frischen, süß unbewußten, fromm zugedeckten Innenlebens steht ihr zur Verfügung. Jedes Wort, jede Geste war neu und eigenartig, und doch schien sie nie gewählt um abzustechen, sondern in unbewußter Eigenart selbstgewiß hervorzuquellen. Bei Lucie Höflich glaube ich noch — obwohl es mir dann nicht recht begreiflich ist, wie sie es so lange an der Reinhardt-Bühne aushalten kann — an ein wahrhaft künstlerisches Wollen. An jene selbstvergessene treue Hingebung, der allein das Dichterwort sein innerstes Leben, wundersam antwortend, offenbart.

Auch die Darstellung des Faust durch Veregi war eine ernste künstlerische Leistung, der man, auch wo die eigene Auffassung widerspricht, die Achtung nicht versagen konnte. In den Gretchen-Szenen stand sie völlig auf der Höhe sicherer, reiner Kunst, in der man ruhen kann. In den ersten Szenen aber, in denen es galt, den Himmelsstürmer darzustellen, zeigte die kluge, durchdachte Leistung doch manchen Mißgriff.

Eine Kleinigkeit nur, doch aber erwähnenswert, ist, daß er nach den Worten:

Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist

mit einem Ruck, der rhythmisch sehr unangenehm empfunden wurde, gleich anfügte:

Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich hört.

Die Worte dazwischen:

> Umsonst, daß trocknes Sinnen hier
> Die heilgen Zeichen dir erklärt

ließ er aus, augenscheinlich, weil er mit ihnen nichts anzufangen wußte. — Enthalten sie doch die Versicherung, daß er nicht im Zimmer bleiben wolle, weil es hier im Studierzimmer gar nicht lohne, sich mit den heiligen Zeichen abzugeben, — während er dann doch im Zimmer bleibt. Nun, wenn Beregi das sinnlos findet, so hat er berühmte Vorgänger. Friedrich Vischer vermutet, daß hier ein Widerspruch in der Dichtung Goethe bei der Durchsicht entgangen ist, als er verschiedene Fassungen, in verschiedenen Zeiten entstanden, hier zusammenfügte. „Es blieb eine Naht". Unbegreiflich, wie der geistvolle Mann eine solche Vorstellung fassen konnte! Als ob Goethe seinen Faust geschneidert hätte! Wie oft wird der Dichter die Worte dieses Faust Monologs mit immer junger Glut des inneren Erlebnisses durchgeschmolzen haben! Da wurde es ein Ganzes, Lebendiges.

In Wirklichkeit ist der Zusammenhang einfach, nur psychologisch tief. Es handelt sich um die herannahende Ekstase. Eine Wolke schaffender Kräfte umwittert Faust längst und machte ihn ungeduldig gegenüber dem dumpfen Hausrat seiner Forscher- und Denkerwelt. Er will hinausfliehen, ihnen zu begegnen in freier Natur, und mitten in seinen Entschluß hinein, mitten in den Satz hinein, der diesen Entschluß ausspricht, überrascht ihn schon ihre offenbarende Gegenwart. Er sehnte sich nach ihr, er will hinausstürzen, sie zu suchen, er kann es nicht mehr, braucht es nicht mehr, denn schon ist sie da! (Jeder Schaffende kennt diesen Vorgang, Goethe hat das Erlebnis seinen eigenen Schaffenszuständen abgelauscht.)

Viel tiefergehend ist ein anderer Einwand, den ich gegen Beregis Darstellung erheben muß. Er spielt seinen Faust wortkarg. Zum Beispiel stand nach der Erscheinung des Erdgeistes und seinem zerschmetternden Schlußwort dieser Faust ganz still, in tiefer Ergriffenheit lange schweigend. Nach langer Pause kamen dann ganz leise die erschütterten Worte:

> Ich, Ebenbild der Gottheit, und nicht einmal dir?

Das war sehr reizvoll! Aber es will doch zu dem übrigen Faust nicht passen. Der ist nicht wortkarg! Wenigstens nur, wenn er, wie in Auerbachs Keller und in der Hexenküche, nur Zuschauer zu sein hat und auf ein niederes, gemeines Leben, das ihn locken soll, in Stolz und Trauer unbefriedigt herabblickt.

Auch paßt es zu dem inneren Aufbau der Gesamtszene nicht, daß hier auf die Ekstase Fausts schon jetzt die Katalepsie eintritt, denn in der Szene mit Wagner hat Faust dann sehr viel zu reden. Ganz unbegreiflich viel redete er, wäre schon ein Zurückebben des Lebens, eine tiefe Ermattung, eingetreten.

Ist einmal diese. Nuance von wortloser Ergriffenheit in die Darstellung aufgenommen, so wird die treffliche Belehrung Wagners überhaupt nur noch erträglich, wenn man jedem Worte Fausts abmerken kann, wie mühsam er es sich abringt. Dazu ist das Ganze aber viel zu wortreich! Und so kommt denn etwas von philisterhaft-gutgewillter Pflichttreue hinein, die nach dem Bedarf des Augenblicks mit ausführlichster Belehrung zu dienen willig und bereit ist, - was die Szene recht uncharakteristisch macht.

Es scheint mir vielmehr, daß die große Ekstase des Faust, die sich allmählich steigert bis zur Geistererscheinung, sich nach dem Schlußwort des Geistes in einem Verzweiflungsschrei entlädt: Ich, Ebenbild der Gottheit, und nicht einmal dir? dann aber in diesen Wagner-Reden voll Hohn und Schmerz und heiligen Zornes noch in starken Wogen ausströmt, deren Wortreichtum, wie deren erregter Ton eben damit zusammenhängt, daß hier ein überstarkes, zusammengepreßtes Gefühl sich erleichtert. Und dann erst, wie er wieder allein ist, kommt das Ermatten: „Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, hängt immer fremd und fremder Stoff sich an", und redet noch immer wortreich, singt in breit ausstömenden Rhythmen einen wehe- und lustvollen Klagegesang über das irdische Leben. Es ist in diesem Ermatten etwas von der süßen Lust des Abebbens, — wie Abendfarben wehmutsvoll süß. Und aus dieser Stimmung heraus greift er zu dem Gift: es lohnt ja nicht, das Dasein zu ertragen, wenn die Offenbarungsquellen verschlossen sind. Und in dieser Stimmung rühren ihn die Osterlieder so tief, daß sie ihm diese Stimmung wenden zu neuer Lebensliebe.

Aber nichts davon, daß Faust, wie Beregi tat, bei dem Wort: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube", einen Verzweiflungsschrei von sich gäbe! Dies war ein Mißgriff, welcher zeigt, daß Beregi seines Faustes Offenbarungssehnsucht, ach, viel zu flach faßt. Das ist doch kein Ungläubiger dekadenten Schlages, der sich sehnt, die Leerheit seines Gemüts zu füllen, sei es mit Kirchenglauben! Sonst nämlich wäre ihm die Welt stumm, das Dasein tot. Diesem Faust ist das Dasein lebendig, das Natürliche durchbraust von Offenbarungsquellen! Und nur daß sie ihm verschlossen sind, läßt ihn verzweifeln. Aber auch verzweifelnd, — keine Rede davon, daß Faust die Kirche so wichtig nimmt, sich nach der Offenbarung, die *sie* bietet, zu sehnen; nicht einmal so wichtig nimmt er sie, ihr zu widersprechen. Denn da sie den Anspruch erhebt, alleinige Offenbarung zu sein, kann sie ein Mensch, der weiß, was Faust weiß, nur ablehnen, als etwas Törichtes, Enges und Unwissendes. Ganz kalt und überlegen spricht er's: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

So tat Beregi manchen Mißgriff, und das gar zu häufige, aus äußeren Gründen erfolgende Auslassen von wichtigen Stellen hat dem Darsteller die psychologische Durchdringung seiner Rolle natürlich nicht gerade erleichtert. Aber auch in diesen ersten Szenen bot seine Darstellung doch manche große Schönheit: so war es namentlich in der Vertragsszene mit Mephisto wundervoll, wie deutlich er schon fühlen ließ, daß dieser Faust siegen muß,

und wodurch er siegen muß: alles, was Mephisto ihm bietet und vorschlägt, um ihn zu locken und dadurch herabzuziehen, nimmt er an, verwandelt es aber in etwas anderes, in etwas, was von der Einzelheit erlösen, was der Unendlichkeit näher bringen wird. Man bedauerte in dieser unendlich schönen Szene, in der man immer empfand, wie dieser Faust, wenn auch verworren, doch Gott dient, sehr lebhaft, daß die Regie die Dichtung um ihren Anfang, den Prolog im Himmel, betrogen hat.

Den Mephisto spielte diesmal Eduard von Winterstein. Die Wahl dieses Darstellers und sein Spiel bewies, daß es sich nicht um eine ernsthafte, künstlerische Leistung handeln sollte, sondern um ein bloßes auffallendes Experimentieren, woran die Reinhardtbühne ja neuerdings großes Gefallen bezeigt. Man gedachte nicht nur von der ziemlich festliegenden Tradition der Mephistodarstellung, sondern auch von den Intentionen des Dichters abzuweichen, als man diesen Darsteller wählte, dessen äußere Erscheinung dem, was man von Mephisto erwartet, zuwiderläuft. Denn sein Wuchs ist kurz und gedrungen und seine Bewegungen sind schwer; Mephisto aber, dessen befreundetes Element die Flamme ist, muß wie die Flamme schlank und beweglich sein. Vielleicht um dieser seiner Erscheinung den passendsten Stil zu schaffen, hatte Winterstein in der Maske den Japaner angedeutet. Ein japanischer Teufel! das war ein Mätzchen, das ein wenig amüsierte und stark verdroß. Im Spiel fehlte dann diesem Mephisto alles Leichte und Bewegliche, alles Schalkhafte, Witzige und Geistreiche, jeder Esprit. Immer direkt und schwerfällig geradeaus ging die Bosheit seiner Reden. Dies grobschlächtige Wesen war böse, war schlecht, war ein Teufel, — ein Schalk war es nicht und kein verführerischer, witziger Geselle. Langweilig war, was er spielte und sprach. Alle Szenen, in denen er vorkam, wurden langweilig. Und nun sah man, was der Mephisto, wie Goethe ihn gedacht, für die Wirkung des Stückes bedeutet: ich habe schon Faust-Aufführungen mit unzureichendem Faust und Gretchen, aber trefflichem Mephisto gesehen, und die Wirkung war in der Hauptsache von der rechten Art und tief. Aber dieser witzlose Mephisto verdarb die ganze Wirkung einer Aufführung, in der Faust gut und Gretchen glänzend war. — Wie öde war die Schülerszene! Nur des Schülers temperamentvolle Ausdrücke erregten manchmal etwas Heiterkeit, und dabei waren sie unangebracht, denn der junge Mann soll ja schüchtern sein! Aber wenn in einer Farbenharmonie der Hauptton verfehlt ist, werden sich alle begleitenden Töne ergänzend ihm anpassen und ebenfalls abgleiten.

Die Aufführung hatte Pech: auch der Wagner war langweilig. Für die feine Würze, die im Gegensatze seiner Art zu Fausts Art liegt, für die feine Komik dieser Gestalt überhaupt, dieser selbstgefälligen, spießbürgerlichen Unersättlichkeit, hat wohl Reinhardt kein Organ. Man muß vielleicht, um sie zu fühlen, nicht selber selbstgefällig unersättlich sein.

In der Darstellung der „Judith" war an psychologischer Durchdringung die Gestalt des Holofernes, den Paul Wegener spielte, eine Meisterleistung von jener überraschenden Art, wie sie uns von Zeit zu Zeit an der

Reinhardt-Bühne beschert wird. Und zwar hat in der Tat nicht der hochbegabte Darsteller allein das Verdienst an dieser Schöpfung, sondern die Gemeinheit und künstlerische Tradition seiner Bühne. Die Gestalt des Holofernes, dieses plumpen Uebermenschen voll Roheit, Pessimismus und Selbstvergötterung liegt genau im Zentrum des kleinen Umkreises von Charakteren, die darzustellen der Reinhardt-Bühne menschlich natürlich und künstlerisch angemessen ist. Dieser Holofernes wurde erstaunlich lebendig, und was beim Lesen Hebbels etwas unausgeglichen bleibt: der Gegensatz zwischen dem hoch-Triebhaften und dem Begrifflichen seiner Menschen war hier völlig verschwunden und aufgegangen in der organischen Einheit eines Seelengebildes von seltsam interessanter und menschlich ergreifender Art. Die Gestaltung der Judith (Anna Feldhammer) mißlang gerade an diesem einen wichtigen Punkte. Von ihr vernahm man manchmal ein begrifflich nüchternes Selbsterbieten, das von dem Triebhaften des Naturwesens in ihr wunderlich abstach. Die Leistung brachte im übrigen viel Schönes und Interessantes, doch muß irgendwo eine Judith leben, die so aus menschlicher Innerlichkeit heraus atmet, wie dieser Holofernes Paul Wegeners. Hier wurde sie doch nicht recht begreiflich, diese Judith mit der psychologisch so unendlich tiefen Verbindung der religiösen Motive, die in ihrem Bewußtsein wohnen (und in der Tat mehr kirchen- und vaterlandsfromm sind als wirklich religiös!) und des Dumpf-Triebhaften aus den dunklen Tiefen eines ungesättigten Weibeswesens heraus, das sich nach dem einzigen großen Manne, dem einzigen Ebenbürtigen sehnt, den ihre Zeit hat; das sich in seiner Liebe selig vergessen und verloren haben würde, wenn er Liebe für sie gehabt hätte, und das ihn in heißer Scham und Empörung mordet — aller andern Motive, Gottes und des Volkes völlig vergessend —, ihn mordet, einzig weil er nur rohe Brunst für sie hat und die Menschheit in ihr beleidigt. Es wurde wohl viel davon lebendig in diesem Spiel; aber in der großen Szene nach dem Morde, der Szene mit Mirza, als ob der Doppelheit jener Motive, ob des Widerspruchs zwischen dem, was sie geplant, und dem, was sie getan, was ihr geschehen, Judiths inneres Wesen völlig auseinandergezerrt, zerrissen und im Gleichgewicht zerstört ist, ging doch viel von Hebbels Intentionen verloren. Da hatte sich die ursprüngliche Harmonie so verschoben, daß mein Gefühl die Forderung aufstellte, daß Mirza, die Ergänzungsgestalt neben Judith, eine Fanatikerin der religiösen Motive sein müßte, damit das Menschlich-Weibliche der Judith zu seinem Recht käme. Eine Forderung, die mir dem Buche gegenüber nicht einfällt.

Außerordentlich ergreifend war in den glänzend inszenierten Volksszenen das Auftreten des armen, stummen Propheten Daniel, den Rudolf Schildkraut mit großer Kunst spielte.

Nun, die Regiekunst Max Reinhardts, des wirklichen, echten Max Reinhardt, der das Bunte, Prächtige, Glänzende liebt, sie feierte ihr Fest! Und wir feierten es auch. Zwar, es ist wahr: Hebbel hat in

künstlerischer Vornehmheit die Anweisung gegeben, daß bei der Aufführung des Stückes das Fremdartige des Stoffes, das assyrische Element nicht sehr stark betont werden solle („Ich halte dafür, daß zu große Treue und Aengstlichkeit in solchen Dingen die Illusion eher stört als befördert, indem die Aufmerksamkeit dadurch auf fremdartige Gegenstände geleitet und von der Hauptsache abgezogen wird.“ Vorwort zur Judith.); diese Regie aber schwelgte natürlich in farbenprächtigsten assyrischen Gemälden und trieb die archäologische Treue so weit, daß die Krieger rechtwinklige Armbewegungen machen mußten. Selbst Holofernes, selbst im Moment des Affektes, agierte rechtwinklig! Es ist wahr, daß, während das alles in den ersten Szenen recht unterhaltsam anzuschauen war, es später, wie das Stück im Feueratem fortschritt, durchaus störte, und zuletzt lächerlich und armselig wirkte, denn wir wollten keine Bilder mehr schauen, wir wollten erleben. Da aber alles so richtig und verstandesmäßig echt war, alles so genau ausgeführt war und die Aufmerksamkeit so stark herausforderte, plötzlich fing man an, einen Bretterboden zu sehen, statt der weiten, freien, zerstampften Erde, und anstatt des Staubes und Blutes und all der ernsten Zeugen der furchtbaren Gegenwart des Krieges sah man Theaterputz und Theaterkulissen, denn man war aus dem Erleben gerissen worden.

Aber dennoch kommen Publikum und Dichtung bei Max Reinhardt immer noch besser zu ihrem Recht, wenn er, wie hier in der Judith, seiner eigenen Natur folgt und bunte, prächtige, effektvolle Bühnenbilder schafft, nach seinem Geschmack, als wenn er sich auf das Prokrustes-Bett der szenischen Vereinfachung zu strecken unternimmt. Sich der Dichtung wirklich anzupassen vermag er doch nicht; die große edle Pflicht der echten Regiekunst zu üben: hinter der Dichtung zurückzutreten, ist seiner Natur durchaus versagt. Er will niemals die Dichtung, sondern immer sich selbst in Szene setzen. Und insofern, als die Kunst überhaupt, jede echte Kunst, die strenge Forderung stellt, auf das Eigene zu verzichten im Gehorsam gegen ein Großes, Lebendiges, das sich offenbaren will — denn die Selbstfeier, die dem echten Künstler bereitet ist, geht immer durch Selbstentsagung —, insofern ist Max Reinhardt überhaupt jede Künstlerschaft versagt; Künstlerschaft im griechisch-germanischen Sinne. Und so ist es schon besser, er nährt sich auf die ihm eigene Weise lustig fort. Es ist darin etwas von Schmarotzer-Art. In der Nähe der großen Dichter, wenn ihre starken produktiven Kräfte rauschen, sprießt dem empfänglichen und erfinderischen Geiste eine ganze Welt auf von lockenden Wundern, blühenden Nebenwirkungen. Sie, die der echte Regiekünstler unerbittlich vernichten müßte, um nur die Dichtung selbst zu ihrem Recht kommen zu lassen, sie recht auszukosten, erkennt Reinhardt als seine eigentliche Bestimmung. Möge er sich nähren und gedeihen, unbeirrt durch künstlerische Ziele, auf seine eigene Art. So gibt es wenigstens eine interessante Spielart, an der man die Unerbittlichkeit der ewigen Lebensgesetze verehrend beobachten kann.

Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Die ungarischen Wahlen.

Wenn man in der Wiener Hofburg und noch viel mehr in der Umgebung des Thronfolgers Franz Ferdinand zur Zeit, da der Weizen der Kossuthisten in üppigster Blüte stand, für den äußersten Fall auf die starke Hand und das Diplomatengeschick des Grafen Khuen-Hedervary die größten Hoffnungen setzte, so sind diese Erwartungen durch den Ausgang der im ersten Drittel dieses Monats durchgeführten ungarischen Reichstagswahlen aufs glänzendste gerechtfertigt worden, sofern es sich um die Niederringung der Feinde der österreichisch-ungarischen Gemeinsamkeit handelt. Der neue Ministerpräsident hat einen Erfolg zu verzeichnen, wie ihn die Leiter der Wahlen selbst sich nicht träumen konnten. Von den 413 auf das eigentliche Ungarn, ohne Kroatien-Slawonien, entfallenden Mandaten hat die „nationale Arbeitspartei" der Regierung über 250 erobert; sämtliche anderen Parteien haben dabei empfindliche, zum Teil vernichtende Verluste erlitten. In erster Linie die Kossuthisten beider Richtungen. Bei den Hauptwahlen hat die Kossuthpartei 49 und die radikalere, aus der Kossuthpartei hervorgegangene Justhpartei 96 Abgeordnetenmandate verloren. Die notwendig gewordenen 21 Stichwahlen ändern an diesem Verhältnis wenig oder gar nichts.

Das wichtigste Ergebnis dieser gründlichen Umgestaltung des ungarischen Reichstags ist der dadurch erbrachte Beweis, daß es möglich ist, in Ungarn eine überwältigend große ausgleichsfreundliche Mehrheit für die gesetzgebende Körperschaft aufzubringen. Diese Wissenschaft ist für die Zukunft von besonderem Wert, weil sie den Drohungen der Kossuthisten, das ganze Land, „die Nation", wolle die Losreißung von Oesterreich, allen Boden entzieht. Davon ist natürlich nicht die Rede, daß sich in diesem Wahlresultat die Stimmung der gesamten Bevölkerung widerspiegelt; die Regierung hat von den landesüblichen Mitteln mehr oder weniger sanfter Beeinflussung der Wahlen ausgiebigsten Gebrauch gemacht, aber es handelt sich für uns hier nur um die Feststellung der Tatsache, daß eine von Wien ausgegebene Wahlparole in Ungarn unter allen Umständen zum Siege ge-

künstlerischer Vornehmheit die Anweisung gegeben, daß bei der Aufführung des Stückes das Fremdartige des Stoffes, das assyrische Element nicht sehr stark betont werden solle („Ich halte dafür, daß zu große Treue und Aengstlichkeit in solchen Dingen die Illusion eher stört als befördert, indem die Aufmerksamkeit dadurch auf fremdartige Gegenstände geleitet und von der Hauptsache abgezogen wird." Vorwort zur Judith.); diese Regie aber schwelgte natürlich in farbenprächtigsten assyrischen Gemälden und trieb die archäologische Treue so weit, daß die Krieger rechtwinklige Armbewegungen machen mußten. Selbst Holofernes, selbst im Moment des Affektes, agierte rechtwinklig! Es ist wahr, daß, während das alles in den ersten Szenen recht unterhaltsam anzuschauen war, es später, wie das Stück im Feueratem fortschritt, durchaus störte, und zuletzt lächerlich und armselig wirkte, denn wir wollten keine Bilder mehr schauen, wir wollten erleben. Da aber alles so richtig und verstandesmäßig echt war, alles so genau ausgeführt war und die Aufmerksamkeit so stark herausforderte, plötzlich fing man an, einen Bretterboden zu sehen, statt der weiten, freien, zerstampften Erde, und anstatt des Staubes und Blutes und all der ernsten Zeugen der furchtbaren Gegenwart des Krieges sah man Theaterputz und Theaterkulissen, denn man war aus dem Erleben gerissen worden.

Aber dennoch kommen Publikum und Dichtung bei Max Reinhardt immer noch besser zu ihrem Recht, wenn er, wie hier in der Judith, seiner eigenen Natur folgt und bunte, prächtige, effektvolle Bühnenbilder schafft, nach seinem Geschmack, als wenn er sich auf das Prokrustes-Bett der szenischen Vereinfachung zu strecken unternimmt. Sich der Dichtung wirklich anzupassen vermag er doch nicht; die große edle Pflicht der echten Regiekunst zu üben: hinter der Dichtung zurückzutreten, ist seiner Natur durchaus versagt. Er will niemals die Dichtung, sondern immer sich selbst in Szene setzen. Und insofern, als die Kunst überhaupt, jede echte Kunst, die strenge Forderung stellt, auf das Eigene zu verzichten im Gehorsam gegen ein Großes, Lebendiges, das sich offenbaren will -- denn die Selbstfeier, die dem echten Künstler bereitet ist, geht immer durch Selbstentsagung —, insofern ist Max Reinhardt überhaupt jede Künstlerschaft versagt; Künstlerschaft im griechisch-germanischen Sinne. Und so ist es schon besser, er nährt sich auf die ihm eigene Weise lustig fort. Es ist darin etwas von Schmarotzer-Art. In der Nähe der großen Dichter, wenn ihre starken produktiven Kräfte rauschen, sprießt dem empfänglichen und erfinderischen Geiste eine ganze Welt auf von lockenden Wundern, blühenden Nebenwirkungen. Sie, die der echte Regiekünstler unerbittlich vernichten müßte, um nur die Dichtung selbst zu ihrem Recht kommen zu lassen, sie recht auszukosten, erkennt Reinhardt als seine eigentliche Bestimmung. Möge er sich nähren und gedeihen, unbeirrt durch künstlerische Ziele, auf seine eigene Art. So gibt es wenigstens eine interessante Spielart, an der man die Unerbittlichkeit der ewigen Lebensgesetze verehrend beobachten kann.

Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Die ungarischen Wahlen.

Wenn man in der Wiener Hofburg und noch viel mehr in der Umgebung des Thronfolgers Franz Ferdinand zur Zeit, da der Weizen der Kossuthisten in üppigster Blüte stand, für den äußersten Fall auf die starke Hand und das Diplomatengeschick des Grafen Khuen-Hedervary die größten Hoffnungen setzte, so sind diese Erwartungen durch den Ausgang der im ersten Drittel dieses Monats durchgeführten ungarischen Reichstagswahlen aufs glänzendste gerechtfertigt worden, sofern es sich um die Niederringung der Feinde der österreichisch-ungarischen Gemeinsamkeit handelt. Der neue Ministerpräsident hat einen Erfolg zu verzeichnen, wie ihn die Leiter der Wahlen selbst sich nicht träumen konnten. Von den 413 auf das eigentliche Ungarn, ohne Kroatien-Slawonien, entfallenden Mandaten hat die „nationale Arbeitspartei“ der Regierung über 250 erobert; sämtliche anderen Parteien haben dabei empfindliche, zum Teil vernichtende Verluste erlitten. In erster Linie die Kossuthisten beider Richtungen. Bei den Hauptwahlen hat die Kossuthpartei 49 und die radikalere, aus der Kossuthpartei hervorgegangene Justhpartei 96 Abgeordnetenmandate verloren. Die notwendig gewordenen 21 Stichwahlen ändern an diesem Verhältnis wenig oder gar nichts.

Das wichtigste Ergebnis dieser gründlichen Umgestaltung des ungarischen Reichstags ist der dadurch erbrachte Beweis, daß es möglich ist, in Ungarn eine überwältigend große ausgleichsfreundliche Mehrheit für die gesetzgebende Körperschaft aufzubringen. Diese Wissenschaft ist für die Zukunft von besonderem Wert, weil sie den Drohungen der Kossuthisten, das ganze Land, „die Nation“, wolle die Losreißung von Oesterreich, allen Boden entzieht. Davon ist natürlich nicht die Rede, daß sich in diesem Wahlresultat die Stimmung der gesamten Bevölkerung widerspiegelt; die Regierung hat von den landesüblichen Mitteln mehr oder weniger sanfter Beeinflussung der Wahlen ausgiebigsten Gebrauch gemacht, aber es handelt sich für uns hier nur um die Feststellung der Tatsache, daß eine von Wien ausgegebene Wahlparole in Ungarn unter allen Umständen zum Siege ge-

führt werden kann. Als vor vier Jahren den Kossuthisten freie Hand gelassen wurde, schwärmte alles für Achtundvierzig, und da jetzt zur Abwechslung Siebenundsechzig Trumpf war und ein raffinierter und zielbewußter Spieler diesen Trumpf ausspielte, ging es wieder nach seinem Willen. Und sollte man nun einmal in Wien zur Ueberzeugung kommen, daß die Konsolidierung der innerpolitischen Verhältnisse Ungarns und die Zukunft des Dualismus am meisten gesichert sei, wenn alle Völker des Landes, nicht nur das privilegierte Magyarentum, für die Idee des Gesamtstaates gewonnen würden, so könnte das ungarische Parlament ohne weiteres eine Physiognomie erhalten, wie es annähernd der Volkszahl und Bedeutung der verschiedenen Nationalitäten entspräche. Wenn solches Bekenntnis von oben nicht nur ausgesprochen, sondern auch betätigt würde, ginge das um so leichter, weil man damit den natürlichen Bedürfnissen zum mindesten der Hälfte der Landesbevölkerung, deren Wille bisher nicht zur Geltung kommen konnte, ohne besonderen Kraftaufwand Raum schüfe. Hoffentlich nimmt man diese Lehre, die sich ungezwungen aus dem Erfolg der gegenwärtigen Reichstagswahlen ergeben hat, in Wien zur Kenntnis und macht davon in absehbarer Zeit Gebrauch. Sache des **Thronfolgers** wird es sein, diese Schlußfolgerung sich praktisch zunutze zu machen, wenn seine Zeit gekommen ist.

Graf Khuen-Héderváry hielt es wohl für ein zu großes taktisches Wagnis, gleichzeitig gegen den Kossuthismus zu Felde zu ziehen, indem er die Fahne des österreichisch-ungarischen Dualismus entfaltete, und auch die Nichtmagyaren als Bundesgenossen zu gewinnen. Er fürchtete wahrscheinlich, daß er sich dadurch im magyarischen Lager verdächtig machen werde. Wohl hat er angekündigt, daß „die Zeit nahe sei, wo alle Völker des Landes die schützende Hand des Monarchen gleichmäßig fühlen werden“. Wohl hat er auch mit den Führern der Nichtmagyaren vor den Wahlen Fühlung genommen und ist mit ihnen in Verhandlung getreten. Diese Verhandlungen verliefen aber ohne Resultat, und der von der Regierung eröffnete Kampf richtete sich sodann mit gleicher, an manchen Orten mit doppelter Heftigkeit gegen die Nationalitätenpartei wie gegen die magyarischen Oppositionellen. Infolgedessen schmolz auch die Nationalitätenpartei etwa auf ein Drittel zusammen. Sie hat heute im Abgeordnetenhaus nur acht Vertreter. Jedenfalls hat auch die verblüffende, ganz neue Tatsache, daß ein ungarischer Ministerpräsident aus eigenstem Antrieb mit einer nichtmagyarischen Partei offen in Beziehung zu treten wagt, in diesen Kreisen verwirrend gewirkt. Die politisch nicht geschulte Menge zog daraus den Schluß, daß von dieser Regierung auch auf dem Gebiet der Nationalitätenfrage etwas zu erwarten sei und daß man sich deshalb nicht den Unannehmlichkeiten einer regierungsunfreundlichen Wahl auszusetzen brauche. Ueberdies hatte Graf Khuen — für Ungarn ein unerhörtes Ereignis — einmal nach dem Banat und einmal nach Siebenbürgen aus besonderem Anlaß Begrüßungen in deutscher Sprache, sogar unter Anwendung des deutschen

Ortsnamens, geschickt. Das geschah gewiß alles nicht ohne Absicht und hat ohne Zweifel viele Gemüter gerührt und eingelullt. Die Regierung hat aber dann während des Wahlkampfes noch ein übriges getan, um sich vor den magyarischen Wählern nicht zu kompromittieren; sie hat gegen die Nationalitätenpartei, nachdem sich die Unterhandlungen mit ihren Führern zerschlagen hatten, mit solchem Hochdruck gearbeitet, wie man es nur zu Zeiten Banffys erlebt hat. Dieser Taktik, der der Vorwurf der Doppelzüngigkeit unbedingt anhaftet, haben die Nichtmagyaren, auch die Deutschen Südungarns, ihren Mißerfolg zu einem guten Teil zu verdanken, und der Ministerpräsident wird große Mühe haben, sich hier das Vertrauen dauernd zu erwerben, das seine ersten Äußerungen über die Nationalitätenfrage erweckt hatten. Wenn er die Nationalitätenpartei auch nur in ihrer früheren Stärke — es waren vor der Auflösung des Reichstags 24 Mann — ins Parlament hätte einziehen lassen, so hätte ihm der magyarische Chauvinismus daraus keinen Vorwurf gemacht, und Graf Khuen hätte damit für später klug vorgearbeitet.

Politisch bedenklich in hohem Grade war besonders das Vorgehen der Regierung gegen die Deutschen in Südungarn, die jetzt zum ersten Male auf breiterer Basis den Wahlkampf aufgenommen hatten. In fünf Wahlkreisen des Banates waren von der „Ungarländischen deutschen Volkspartei" Kandidaten aufgestellt worden; alle fünf unterlagen nach heißer Schlacht. Wären die Kandidaten der Deutschen durchgedrungen, so hätten sich diese allerdings dem reichstägigen Klub der Nationalitätenpartei angeschlossen, hätten aber hier bei aller Betonung ihrer nationalen Forderungen wahrscheinlich viel zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen Magyaren und Nichtmagyaren beitragen können. Hier ist Graf Khuen vom Grafen Tisza, dem Sohne des übel beleumdeten einstigen Ministerpräsidenten und „Nationalitätenzermalmers" Koloman Tisza, sehr zu seinem Schaden beraten worden; Tisza gab nämlich vor den Wahlen die Losung aus, daß die Parteigruppierung nach Nationalitäten in Ungarn unstatthaft sei, und so wurde denn auch gegen die Deutschen Südungarns mit allen Praktiken und Kniffen ungarischer Wahltechnik von Regierungs wegen gearbeitet. Nach magyarischen Berichten, die auch über die Geldquellen merkwürdig genauen Aufschluß geben, sollen die ungarischen Wahlen insgesamt die Regierung 15—20 Millionen Kronen gekostet haben; daß davon ein erklecklicher Teil auch nach Südungarn geflossen ist, beweisen die Veröffentlichungen der dortigen Blätter, wo wir u. a. — als Kuriosum sei es erwähnt — ein Quittungsformular abgedruckt finden, in dem der Empfänger einer Summe Geldes „sich verpflichtet und durch sein Ehrenwort bekräftigt, daß er bei der in X. stattfindenden Wahl seine Stimme für N. N. (auch der Name des Kandidaten ist vorgedruckt) abgeben wird." Der Betrag wird natürlich nur „als gesetzlich gebührender Fuhrlohn" ausgeliefert. Am Wahltag selbst verfährt man weniger umständlich; da werden auf offener Straße 10—100 Kronen für die Stimme geboten. Und was

mit Geld und Alkohol nicht geschafft werden kann, das besorgen die Bajonette der Gendarmen und das Militär, das zur Bewältigung der gouvernementalen Riesenaufgaben auch aus Oesterreich verschrieben wird. Im Wiener Reichsrat ist hier gegen vergeblich Beschwerde geführt worden.

Wenn es trotzalledem gelang, bei den Wahlen für die deutschen Kandidaten zum Teil sehr ansehnliche Minoritäten aufzubringen, so ist das schon ein gutes Zeichen dafür, daß es bei diesen Deutschen, die bis vor wenigen Jahren national ganz indifferent waren, vorwärts geht. Kam doch der deutsche Bewerber in Wertchetz sogar gegen einen früheren Minister und Geheimen Rat in die Stichwahl! Leider unterlag er hier, im ungleichen Kampfe gegen den auf allen Linien mobilisierten amtlichen Apparat; aber das Stimmenverhältnis — 871 gegen 1076 — bedeutet immerhin einen Erfolg, auf den die Deutschen stolz sein können. Ja selbst in Westungarn, wo die Deutschen sich bisher als solche politisch nie, auch nicht in den bescheidensten Grenzen, zu regen wagten, war es diesmal in einem Wahlkreis — St. Gotthard — möglich, daß ein Kandidat mit deutschem Programm auftrat. Freilich verhinderte man den Bewerber, den unermüdlichen früheren sächsischen Abgeordneten Edmund Steinacker, an der Abhaltung von öffentlichen Wählerversammlungen, mit der Begründung, daß in dem Bezirk „eine sehr erregte Stimmung herrsche (!), Gendarmen jedoch zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht verfügbar seien, da alle Gendarmen — im Wahlkreise Tiszas konzentriert seien“! Für diese Gegend war es an sich ein Ereignis, daß hier deutsche Wahlaufrufe unter der Bevölkerung verteilt wurden und daß doch eine, wenn auch noch so kleine Schar deutscher Bauern den Mut fand, sich zu ihrem Volkstum zu bekennen.

Wie hoch man auf magyarischer Seite die Bewegung unter den Nichtmagyaren jetzt schon einschätzt, geht daraus hervor, daß sogar einige Kandidaten der Achtundvierziger (Justhpartei) vor den Wahlen Reverse unterschrieben haben, mittels deren sie sich verpflichteten, im Falle ihrer Erwählung für die gänzliche Durchführung des Nationalitätengesetzes sich einzusetzen. Die Reverse wurden in rumänischen Blättern abgedruckt. Und der ehemalige Ministerpräsident Koloman v. Szell, der Gegenkandidat Steinackers, verstieg sich sogar so weit, daß er seine deutschen Wähler im gedruckten Wahlaufruf als „liebe deutsche Brüder“ ansprach und sich verpflichtete, für ihr Recht auf die deutsche Muttersprache einzutreten. Mehr kann man — vor der Wahl — gewiß nicht verlangen!

Bei den Siebenbürger Sachsen gingen die Wahlen glatt vor sich; leider waren in einigen Wahlkreisen die Sachsen dazu behilflich, daß Rumänen gegen magyarische Anhänger der Regierungspartei unterlagen. Dafür ist auch über ein für die ganze deutsche Bewegung in Ungarn höchst erfreuliches Ereignis zu berichten: der einflußreichste Wortführer und entschiedenste Vorkämpfer für die Waffenbrüderschaft der Siebenbürger Sachsen mit den übrigen zwei Millionen Deutschen, der Schuldirektor Rudolf Brandsch in Hermannstadt, ist in den Reichstag gewählt worden.

Zwar wird er sich auf Grund eines Kompromisses unter den Sachsen gleich seinen sächsischen Abgeordnetenkollegen der Regierungspartei anschließen, aber nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß die Regierung nichts unternehme, was den Interessen der Deutschen zuwiderläuft. Brandsch hat es in seiner Programmrede öffentlich ausgesprochen, daß er es für die angemessenste Stellung der deutschen Vertreter hielte, wenn sie im Parlament einen selbständigen Klub der deutschen Abgeordneten bildeten. Zunächst wird es dazu allerdings nicht kommen; eine Aenderung ist nur zu erwarten, wenn das allgemeine und geheime Wahlrecht eingeführt ist und dadurch die gegenwärtig nahezu unbeschränkte Gewalt der Dorfpotentaten gebrochen wird. Dann erst wird man auch feststellen können, wie tief das nationale Empfinden bei den Deutschen Ungarns Wurzel gefaßt hat und wie ernst dort der Wille zur Befreiung aus den Ketten politischer Bevormundung ist.

Sollte aber auch diese Regierung das neue Wahlrecht unterschlagen wollen und nicht von oben genötigt werden es durchzuführen, so wird das den natürlichen Gang der Ereignisse doch nicht hindern; dann wird es eben von unten gemacht, genau wie in Oesterreich. Ob aber die Dynastie besser fährt, wenn sie zu einer Konzession gezwungen wird, die sie — zu ihrem eigenen Vorteil — jetzt scheinbar freiwillig zugestehen kann, ist nicht eben eine Frage tiefgründiger politischer Bildung.

24. Juni. Lutz Korodi.

Die Encyklika.

Eben hatte sich das Zentrum wieder in seiner Stellung als ausschlaggebende Partei im Deutschen Reiche befestigt, da kam die Borromäus-Encyklika. Die konservative Partei hatte sich gewöhnt, im Zentrum den nächsten Geistes- und Gesinnungsverwandten zu sehen; die Liberalen erkannten das an; weite Schichten erblickten im Zentrum den Bundesgenossen gegen die Sozialdemokratie; man zählte das Zentrum nicht nur zu den bürgerlichen, sondern auch zu den nationalen Parteien: da fuhr der Blitz der Encyklika unter all diese Wünsche, Vorstellungen und Hoffnungen und warf auseinander, was sich zusammengefunden hatte. Die Tiefen des Abgrundes, der die Weltanschauung der römischen Kirche trennt von dem Denken und der Bildung unserer Zeit, taten sich auf und die ganze Hölle von Unwissenheit, Pfafferei, Pharisäismus, Fanatismus und Herzenshärtigkeit starrte uns entgegen. Rom ist, was es war und wird es immer bleiben. Schwer drohend steht das Gewitter des sozialdemokratischen Umsturzes an unserem Himmel, aber ist nicht die katholische Gefahr noch viel größer? Welche Kämpfe wir auch mit der Sozialdemokratie auszukämpfen

mit Geld und Alkohol nicht geschafft werden kann, das besorgen die Bajonette der Gendarmen und das Militär, das zur Bewältigung der gouvernementalen Riesenaufgaben auch aus Oesterreich verschrieben wird. Im Wiener Reichsrat ist hier gegen vergeblich Beschwerde geführt worden.

Wenn es trotzalledem gelang, bei den Wahlen für die deutschen Kandidaten zum Teil sehr ansehnliche Minoritäten aufzubringen, so ist das schon ein gutes Zeichen dafür, daß es bei diesen Deutschen, die bis vor wenigen Jahren national ganz indifferent waren, vorwärts geht. Kam doch der deutsche Bewerber in Wertchetz sogar gegen einen früheren Minister und Geheimen Rat in die Stichwahl! Leider unterlag er hier, im ungleichen Kampfe gegen den auf allen Linien mobilisierten amtlichen Apparat; aber das Stimmenverhältnis — 871 gegen 1076 — bedeutet immerhin einen Erfolg, auf den die Deutschen stolz sein können. Ja selbst in Westungarn, wo die Deutschen sich bisher als solche politisch nie, auch nicht in den bescheidensten Grenzen, zu regen wagten, war es diesmal in einem Wahlkreis — St. Gotthard — möglich, daß ein Kandidat mit deutschem Programm auftrat. Freilich verhinderte man den Bewerber, den unermüdlichen früheren sächsischen Abgeordneten Edmund Steinacker, an der Abhaltung von öffentlichen Wählerversammlungen, mit der Begründung, daß in dem Bezirk „eine sehr erregte Stimmung herrsche (!), Gendarmen jedoch zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht verfügbar seien, da alle Gendarmen — im Wahlkreise Tizzas konzentriert seien“! Für diese Gegend war es an sich ein Ereignis, daß hier deutsche Wahlaufrufe unter der Bevölkerung verteilt wurden und daß doch eine, wenn auch noch so kleine Schar deutscher Bauern den Mut fand, sich zu ihrem Volkstum zu bekennen.

Wie hoch man auf magyarischer Seite die Bewegung unter den Nichtmagyaren jetzt schon einschätzt, geht daraus hervor, daß sogar einige Kandidaten der Achtundvierziger (Justhpartei) vor den Wahlen Reverse unterschrieben haben, mittels deren sie sich verpflichteten, im Falle ihrer Erwählung für die gänzliche Durchführung des Nationalitätengesetzes sich einzusetzen. Die Reverse wurden in rumänischen Blättern abgedruckt. Und der ehemalige Ministerpräsident Koloman v. Szell, der Gegenkandidat Steinackers, verstieg sich sogar so weit, daß er seine deutschen Wähler im gedruckten Wahlaufruf als „liebe deutsche Brüder“ ansprach und sich verpflichtete, für ihr Recht auf die deutsche Muttersprache einzutreten. Mehr kann man — vor der Wahl — gewiß nicht verlangen!

Bei den Siebenbürger Sachsen gingen die Wahlen glatt vor sich; leider waren in einigen Wahlkreisen die Sachsen dazu behilflich, daß Rumänen gegen magyarische Anhänger der Regierungspartei unterlagen. Dafür ist auch über ein für die ganze deutsche Bewegung in Ungarn höchst erfreuliches Ereignis zu berichten: der einflußreichste Wortführer und entschiedenste Vorkämpfer für die Waffenbrüderschaft der Siebenbürger Sachsen mit den übrigen zwei Millionen Deutschen, der Schuldirektor Rudolf Brandsch in Hermannstadt, ist in den Reichstag gewählt worden.

Nun wird er sich auf Grund eines Kompromisses unter den Sachsen auch seinen sächsischen Abgeordnetenkollegen der Regierungspartei anschließen, aber nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß die Regierung nichts unternehme, was den Interessen der Deutschen zuwiderlaufe. Brandsch hat es in seiner Programmrede öffentlich ausgesprochen, daß er es für die angemessenste Stellung der deutschen Vertreter hielte, wenn sie im Parlament einen selbständigen Klub der deutschen Abgeordneten bilden. Zunächst wird es dazu allerdings nicht kommen; eine Aenderung ist nur zu erwarten, wenn das allgemeine und **geheime** Wahlrecht eingeführt ist und dadurch die gegenwärtig nahezu unbeschränkte Gewalt der [illegible] gebrochen wird. Dann erst wird man auch feststellen können, wie tief das nationale Empfinden bei den Deutschen Ungarns Wurzel gefaßt hat und wie ernst dort der Wille zur Befreiung aus den Fesseln politischer Bevormundung ist.

Sollte aber auch diese Regierung das neue Wahlrecht unterschlagen wollen und nicht von oben genötigt werden es durchzuführen, so wird das den natürlichen Gang der Ereignisse doch nicht hindern; dann wird es eben von unten gemacht, genau wie in Oesterreich. Ob aber die Dynastie besser fährt, wenn sie zu einer Konzession gezwungen wird, die sie — zu ihrem eigenen Vorteil — jetzt scheinbar freiwillig zugestehen kann, ist nicht eben eine Frage tiefgründiger politischer Bildung.

24. Juni. **Lutz Korodi.**

Die Encyklika.

Eben hatte sich das Zentrum wieder in seiner Stellung als ausschlaggebende Partei im Deutschen Reiche befestigt, da kam die Borromäus-Encyklika. Die konservative Partei hatte sich gewöhnt, im Zentrum den nächsten Geistes- und Gesinnungsverwandten zu sehen; die Liberalen erkannten das an; weite Schichten erblickten im Zentrum den Bundesgenossen gegen die Sozialdemokratie; man zählte das Zentrum nicht nur zu den staatlichen, sondern auch zu den nationalen Parteien: da fuhr der Blitz der Encyklika unter all diese Wünsche, Vorstellungen und Hoffnungen und warf auseinander, was sich zusammengefunden hatte. Die Tiefen des Abgrundes, der die Weltanschauung der römischen Kirche trennt von dem Denken und der Bildung unserer Zeit, taten sich auf und die ganze Hölle von Unwissenheit, Pfafferei, Pharisäismus, Fanatismus und Herzenshärtigkeit starrte uns entgegen. Rom ist, was es war und wird es immer bleiben. Schwer drohend steht das Gewitter des sozialdemokratischen Umsturzes an unserem Himmel, aber ist nicht die katholische Gefahr noch viel größer? Welche Kämpfe wir auch mit der Sozialdemokratie auszukämpfen

haben, sie sind ihrer Natur nach vorübergehend; die Tatsache aber, daß weit über den dritten Teil des deutschen Volks durch seine religiöse Ueberzeugung gebunden ist unter den Bann und die Autorität jener römischen Priesterschaft, die die Borromäus-Encyklika in die Welt gesandt hatte, diese Tatsache ist eine dauernde und bleibt im Hintergrund unserer Geschicke, auch wenn es Generationen hindurch gelingt, die tatsächliche Gefahr zu beschwichtigen und den offenen Konflikt zu verhüten.

Weshalb ist Rom gerade in diesem Augenblick mit dieser wilden Provokation herausgebrochen? Die Jubelfeier des Heiligen selbst gab dazu keine Veranlassung. Der Kardinal Borromäo hat zwar an den Beschlüssen des Tridentiner Konzils, durch welche sich Katholizismus und Protestantismus definitiv schieden, wesentlichen Anteil gehabt, aber der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit und seiner Persönlichkeit liegt doch nicht hier, sondern in der treuen, opferfreudigen und frommen Verwaltung seines Bischofsamtes. Es wäre eine gewisse Entschuldigung für die Ausfälle der Encyklika gegen den Protestantismus gewesen, wenn sie etwa aus der Bulle, die den Carlo Borromäo vor dreihundert Jahren für einen Heiligen erklärte, einfach, wie das oft geschieht, übernommen wären. Aber, ich verdanke meinem Kollegen Tangl diesen Hinweis, es ist nicht der Fall. Papst Paul V., aus dem Hause Borghese, war einer der leidenschaftlichsten Verfechter der Rechte der Kirche. Auch mit den katholischen Mächten hatte er darüber Konflikte, namentlich mit der Republik Venedig, die er mit dem Interdikt belegte und deren hohe Würdenträger er sämtlich exkommunizierte. Wir sind im Jahre 1610, kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Mit dem Gelde Pauls V. wurden die Truppen geworben, die die österreichischen Lande gewaltsam rekatholisierten. Bei der Prozession zur Feier der Schlacht am weißen Berge, die die böhmischen Protestanten niederwarf, hat Paul V. der Schlaganfall betroffen, an dem er bald darauf sterben sollte. Selbst dieser Papst aber und diese Zeit hat in der Heiligsprechung Carl Borromäos keinen Anlaß gesehen, gegen den Protestantismus zu predigen oder ihn zu verunglimpfen. Die heiligsprechende Bulle ist durchaus würdig gehalten und enthält keinerlei Polemik. Weshalb also heute?

Die besten Kenner der Kurie sind einig, daß eine besondere Absicht dabei gar nicht obgewaltet hat. Diese Kardinäle, hört man sagen, sind gar nicht so kluge Diplomaten, wie man bei uns wohl denkt. In Rom sind die Herzen erfüllt von Angst vor dem Modernismus innerhalb der Kirche selbst. Diesem galt der Vorstoß, und da hat man denn in den üblichen Bildern, Sprüchen und Vorstellungen, in denen in den Priesterseminaren die Reformation vorgestellt und geschildert zu werden pflegt, dem Modernismus diesen Spiegel vorhalten wollen. Daß es Protestanten gibt, die dergleichen übelnehmen könnten und müßten, ist den Monsignori gar nicht eingefallen oder hat ihnen höchstens von fern gedämmert. Man kann es dem frommen, alten Herrn, dem Papst, völlig glauben, wenn er versichert, daß er sich eigentlich gar nichts Böses bei seinen Worten gedacht

habe. Es ist ja nichts als der römische Kanzleistil.*) Der König von England schwört im ähnlichen Stil bei seiner Krönung nicht bloß, daß er die protestantische Religion schützen wolle, sondern auch, daß er die Anrufung der Jungfrau Maria, der Heiligen und die Messe als „abergläubische und götzendienerische Gebräuche“ verwerfe.

Das Ueble ist nur, daß die Sache dadurch für uns keineswegs in milderem Lichte erscheint. Die gewollte Beleidigung allerdings kann man auf diesem Wege so weit abschwächen, daß man mit ironischem Lächeln sagt: nun ja, das sind eben die bekannten römischen Redensarten. Aber das Gefährliche für uns liegt ja nicht in der Beleidigung, sondern in der zugrundeliegenden Gesinnung und gerade, daß diese so ganz unbewußt, sozusagen aus Versehen herausgeplatzt ist, das zeigt sie uns ja nur um so deutlicher.

Was schreiben Politik und Taktik uns in einer solchen Lage vor? Andere protestantische Staaten und Völker mögen über den Vorfall hinweggehen und sagen, „die Beleidigung läßt uns kalt und die Gesinnung ist uns gleichgültig“, — Deutschland aber ist nicht nur das Mutterland der Reformation und deshalb am schärfsten getroffen, sondern die Deutschen sind auch das einzige große Volk, das religiös gespalten ist und dessen Leben und Gedeihen deshalb auf dem konfessionellen Frieden beruht. Für Deutschland also ist die Gesinnung in der römischen Kirche keineswegs gleichgültig, sondern eine der stärksten Potenzen unseres Daseins.

Die Radikalen verlangen einen prinzipiellen Kampf gegen die katholische Religion. Wir haben ja starke Waffen; wir haben die allgemeine, obligatorische Volksschule. Diese Volksschule ist konfessionell und tut das Ihrige, die Kinder katholischer Eltern wieder im katholischen Glauben zu erziehen. Man könnte, wie in Frankreich, die Schule nicht bloß unkonfessionell machen, sondern auch durch die Lehre einer religionslosen, auf philosophisch-ethischer Grundlage gebildeten Weltanschauung dem Katholizismus direkt entgegenwirken. Ich will auf die Frage, was dann aus der evangelischen Volksschule werden würde, ich will überhaupt auf die Prinzipien, um die es sich hier dreht, nicht eingehen, sondern mich auf den rein taktischen Einwand beschränken, daß wir in Deutschland und Preußen für eine solche Politik zurzeit offensichtlich zu schwach sind. Eine kolossale sozialdemokratische Flutwelle ist im Begriffe sich heranzuwälzen; man sieht bereits, wie die Wogenkämme sich aufbäumen, heranbrausen und näher und näher rollen. In diesem Augenblick mit unseren katholischen Mitbürgern einen Kampf um die Schule zu beginnen, der zu einem Religionskampf

*) Der Text der Bulle zeigt übrigens, daß die Monsignori, die sie abgefaßt haben, nicht bloß schlechte Diplomaten und Historiker, sondern auch mangelhafte Lateiner sind. Es steht geschrieben: „triplex ... dimicationis ... genus: hoc est primae aetatis cruenta certamina; domesticam subinde pestem errorum; denique ... vitiorum luem ac disciplinae eversionem“. Die letzten Akkusative sind falsch, es müßten Nominative sein.

werden müßte, wäre nationaler Selbstmord. Was auch immer [illegible] brauchen möge, selbst der Radikalste, wenn er nicht selber [illegible] muß einsehen, daß für einen Religionskrieg heute kein Raum [illegible] allen Protestversammlungen gegen die Encyklika ist immer und [illegible] sichert worden, daß wir mit den Katholiken in Frieden [illegible] einen Kulturkampf nicht wollen.

So sehr wir uns sagen müssen, daß die Encyklika uns [illegible] der im Hintergrunde der katholischen Hierarchie schlummert, [illegible] dankenswerterweise gezeigt hat, so können und wollen wir [illegible] Politik auf eine prinzipielle Bekämpfung dieses Ungeheuers nicht [illegible] und mit Recht hat der Herr Reichskanzler daher seine diplomatische [illegible] ausschließlich auf das Moment der Beleidigung und der Störung [illegible] fessionellen Friedens, das in den Äußerungen der Encyklika [illegible] Aufgabe unserer Epoche ist nicht, den prinzipiellen Gegensatz [illegible] zwischen Katholizismus und Protestantismus zum definitiven [illegible] bringen, sondern wie Fürst Bismarck es seinerzeit beim [illegible] kampfes formulierte, einen modus vivendi zwischen den [illegible] land zu finden und festzuhalten, und es hat sich auch jetzt [illegible] das nicht nur möglich ist, sondern, daß die Verhältnisse sich in [illegible] ziehung in letzter Zeit sogar wesentlich verbessert haben.

Der Papst hat auf die Vorstellungen des preußischen [illegible] nachgegeben. Er hat die amtliche Veröffentlichung der Encyklika in Deutschland verhindert und hat sein Bedauern ausgesprochen über die [illegible] die die Encyklika hervorgerufen, da ihm [illegible] Absicht [illegible] und die Fürsten Deutschlands zu kränken, ganz und gar fern [illegible] Es fehlt in dieser Erklärung das Bedauern, daß seine [illegible] kränkenden Ausdrücke gebraucht habe, und die Reaktion [illegible] Aber die Erklärung bedeutet immerhin [illegible] viel mehr als jede weltliche Regierung [illegible] taten auf der Autorität und nichts [illegible] der [illegible] und gewaltige [illegible] persönliche [illegible] sich [illegible] als wenn in jenen [illegible] an der [illegible] Erklärungen [illegible] mit auch bei [illegible] nicht ganz ohne [illegible] ob [illegible] etwa der [illegible] oder [illegible] VII [illegible] im [illegible] VIII [illegible] und [illegible] dem [illegible]

ist. Von dieser Bulle hat der Nachfolger Bonifaz', Clemens V., erklären müssen, daß sie für König Philipp von Frankreich, sein Land und seine Untertanen in keiner Weise präjudizierlich sein solle und sie der römischen Kirche nicht weiter unterworfen sein sollten, als sie schon vorher gewesen. Eine zweite Bulle aber, genannt „Clericis laicos“, hat der Papst vollständig zurückgenommen, „penitus revocamus et eas haberi volumus pro infectis“. Endlich gar von der Bulle, durch die Bonifaz VIII. den König von Frankreich exkommuniziert hatte, mußte Clemens nicht nur erklären, daß er sie zurücknehme und für ungültig erkläre, sondern er befahl auch, daß sie und alle von seinem Vorgänger gegen König Philipp erlassenen Konstitutionen, Deklarationen, Suspensionen, Verurteilungen, Interdikts-Erklärungen verbrannt und ihre amtlichen Abschriften aus den päpstlichen Registerbüchern ausradiert werden sollten. Im Jahre 1888 sind: „Specimina palaeographica regestorum Romanorum pontificum“ erschienen (bearbeitet von Denifle), wo man auf Tafel 46 die Photographie einer Seite des päpstlichen Registers sehen kann, auf der eine solche ausradierte Urkunde gestanden hat.

Eine Revokation durch Verbrennen und Ausradieren entspricht nicht mehr unseren Sitten. Die erregte protestantische öffentliche Meinung in Deutschland hätte es am liebsten gesehen, wenn wir uns unsere Genugtuung selber genommen, indem der preußische Gesandte am Vatikan abberufen wäre. Wäre der Papst unnachgibig geblieben, so hätte man vielleicht so weit gehen müssen. Aber an sich wünschenswert ist die Aufhebung der Gesandtschaft sicherlich nicht. Man erinnere sich, wie sie geschaffen wurde und welchem Zweck sie dienen sollte. Als Fürst Bismarck beschlossen hatte, den Kulturkampf allmählich abflauen zu lassen, errichtete er die vatikanische Gesandtschaft und besetzte sie 1882 mit Herrn v. Schlözer. Seine Absicht war dabei, die Zentrumspartei, die er in Deutschland nicht hatte niederkämpfen können, nunmehr von hinten her durch die Kurie zu fassen.

Auf jede Weise suchte er von jetzt an deren Wohlwollen zu erlangen, um dann ihre eigene höchste Autorität gegen die opponierenden Deutschen auszuspielen. Er veranlaßte, daß der Kronprinz dem Papst einen Besuch machte; er übertrug dem Papst das von diesem sehr hoch angeschlagene Ehrenamt des Schiedsrichters im Karolinenstreit; er ließ sich selber vom Papst den Christusorden verleihen, ja, er ging so weit, den Papst um seine Intervention in der Frage der deutschen Armeeverfassung (Septennat 1887), also einer rein innerpolitischen, deutsch-nationalen Frage, zu bitten, und setzte es ja auch durch, daß das Zentrum sich schließlich der Abstimmung enthielt. Man mag vom Standpunkt des nationalen Selbstbewußtseins diese Politik tadeln, und ich erinnere mich wohl, wie peinlich sie viele von uns damals berührt hat, aber die Politik ist kompliziert, und man kann nicht wissen, was für Situationen einmal wieder entstehen. Sicher ist, daß im Vatikan das Bestehen einer eigenen preußischen Ge-

sandtschaft als eine Ehre empfunden wird und daß man deshalb durch die Aufhebung dort schmerzlich berührt werden würde. Ebenso sicher ist aber auch, daß wir selber uns durch diese Aufhebung eines diplomatischen Instruments berauben würden, das unter Umständen nützlich (z. B. geschah es auch eben jetzt) zu verwenden ist.

Wenn der Papst nun schon seit den Zeiten des Fürsten Bismarck gewohnt ist, man kann wohl sagen, von uns umschmeichelt zu werden, wenn man weiß, wieviel der deutschen Regierung darauf ankommt, mit ihm gut zu stehen, weshalb hat er überhaupt nur soviel nachgegeben und erklärt, wie er doch tatsächlich nachgegeben hat? Gewiß liegt auch dem Papst daran, da er mit so vielen Mächten, namentlich mit Frankreich und just auch mit Spanien in schwere Kämpfe und Differenzen geraten ist, nicht auch mit Deutschland einen Konflikt zu entzünden, und eine Anforderung der deutschen Regierung wiegt sicherlich bei ihm recht schwer. Aber ein anderes kam noch dazu, hat schließlich wohl den Ausschlag gegeben und ist das Interessanteste an dem ganzen Vorgang. Die deutschen Katholiken sind es gewesen, die sich diesmal gegen ihren geistlichen Oberhirten gestellt und ihm die Annahme einer anderen Haltung abgedrungen haben. Die deutschen Bischöfe, ein Teil der deutschen katholischen Presse, die politischen Führer und schließlich auch die beiden katholischen Monarchen, der Prinzregent von Bayern und der König von Sachsen, haben bei allem Respekt, den sie dem Oberhaupt ihrer Kirche schulden und unter Wahrung der ehrerbietigsten Formen, doch alle miteinander in Rom kundwerden lassen, wie betrübt sie über die Auslassungen des heiligen Vaters seien und wie sehr die Stellung der katholischen Kirche in Deutschland durch sein Verhalten geschädigt werde. Diese katholischen Kundgebungen sind nicht gerade mit lauter Stimme erfolgt, aber sie sind erfolgt, und das ist von der allergrößten Bedeutung. Denn sie bezeugen, daß tatsächlich in sehr weiten Kreisen unserer katholischen Mitbürger der bestimmte Wille herrscht, mit uns in Frieden zu leben. Kein Zweifel, daß auch die entgegengesetzte Richtung vertreten nnd schwerlich ganz schwach ist. Sie knüpft an die Namen der Reichstagsabgeordneten Oberlandesgerichtsrat Roeren und Rechtsanwalt Dr. Bitter und des Kaplans Schopen. Von dem Letzteren ist jüngst eine Broschüre erschienen, in der der Satz vorkommt: „Der Kampf der Religionen muß ausgefochten werden. Denn in den tiefsten Fragen haben wir ein schreiendes Recht auf Wahrheit, und nur eines kann die Wahrheit sein. Diesen Kampf verhindern wollen, das wäre ein aus indifferentistischer Nichtachtung des Religiösen hervorgegangener Plan einer oberflächlichen, materiellen Zeit.“ Bei einem persönlichen Streit, der sich an diese Broschüre geknüpft hat, ist zutage gekommen, daß Herr Roeren gerade diesen Satz mit der Randbemerkung „gut“ versehen hat. Wir haben also die Radikalen, die den Religionskampf haben wollen, hüben wie drüben; aber ebenso haben wir hüben wie drüben die Männer, die, sei es nun aus prinzipiellen, sei es aus taktischen Gründen, aus tieferer philosophischer

Einsicht, aus Friedensliebe oder aus Patriotismus, diesen Kampf nicht wollen, und das Ergebnis des Encyklikastreits ist, daß in beiden Lagern diese Partei bei weitem die stärkste ist. Bismarck gebrauchte die Kurie, um das Zentrum klein zu kriegen. Diesmal haben wir das Zentrum oder wenigstens führende Persönlichkeiten des Zentrums gebraucht, um die Kurie klein zu kriegen. Erfreulicher wäre gewiß, wir hätten einen religiösen Zustand in Deutschland, daß wir uns um den auswärtigen Universal-Oberpriester überhaupt nicht zu kümmern brauchten. Aber da wir nun einmal so viele Mitbürger haben, die um ihres ewigen Heiles willen von diesem Oberhirten nicht lassen wollen, so wird noch auf sehr lange hinaus eine andere Politik in Deutschland, als die von Fall zu Fall zwischen Zentrum und Vatikan lavierende nicht möglich sein. Es ist ein außerordentlicher Fortschritt, daß, wie sich jetzt gezeigt hat, sich nicht mehr bloß der Vatikan gegen das Zentrum ausspielen läßt, sondern daß auch das umgekehrte Spiel möglich ist.

Noch lärmen die protestantischen Heißsporne und schelten auf den Reichskanzler, daß man sich mit den freundlichen, aber doch vorsichtig verklausulierten Entschuldigungsworten des Papstes zufrieden gegeben habe, und drüben sucht man mit allerhand Mätzchen, falschen Nachrichten und unverbindlichen Zeitungsartikeln zu verschleiern und zu verdecken, daß der Papst überhaupt einen Rückzug vollzogen habe. Aber beides wird bald verstummen. Bleiben wird auf der einen Seite das Bewußtsein eines so tiefen ideellen Gegensatzes, daß eine Verschmelzung nicht möglich ist. Konservative, Zentrum und Liberale werden nach wie vor als Sonderbildungen mit scharfgeschnittenen Grenzen nebeneinander bestehen. Die Vorstellung, daß Konservative und Klerikale in Deutschland in einer naturgemäßen Einheit zusammengehörten, ist verscheucht. Auf der andern Seite aber ist deutlich geworden, daß guter Wille von beiden Seiten trotz allen ideellen Gegensatzes ein friedliches Zusammenarbeiten ermöglicht, und wenn das einmal festgestellt ist, kann sich bald herausstellen, daß das Zentrum ebensowohl mit den Liberalen wie mit den Konservativen Kompromisse schließen kann. In andern Ländern und zu andern Zeiten ist das ja häufig genug geschehen.

Nachwahlen. — Ministerwechsel.

Der Zwischenfall mit der Encyklika, wennschon nur ein Zwischenfall, ist doch von sehr wesentlicher Bedeutung. Viel wichtiger aber sind doch noch die Erscheinungen, die mit immer steigender Stärke bei den Nachwahlen zum Reichstag hervortreten. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß, wenn nicht ganz besondere Ereignisse noch dazwischentreten, bei den Wahlen im nächsten Herbst die sozialdemokratische Partei mit 120 Mandaten oder vielleicht noch mehr in den Reichstag einzieht. Bei der Wahl in Oletzko-Lyck eroberte ein Nationalliberaler einen Wahlkreis, der noch

zuletzt fast einstimmig konservativ votiert hatte. In Ueckermünde haben jetzt die Sozialdemokraten ein freisinniges, in Friedberg-Büdingen haben sie ein agrarisch-nationalliberales Mandat erobert. Daß in Oletzko-Lyck die Nationalliberalen gesiegt haben, dürfen sie sich nicht gar zu sehr zum Ruhm rechnen, denn dieser Sieg wird nicht zum wenigsten daher rühren, daß die Sozialdemokratie bis hierher noch nicht gedrungen ist, und die eigentlich symptomatischen Wahlen sind die von Ueckermünde und Friedberg. In beiden Wahlkreisen hat die sozialdemokratische Partei keineswegs die Majorität, aber sie siegte in der Stichwahl. Beidemal fiel der Kandidat der Mittelpartei aus. Es blieb übrig der Sozialdemokrat und der Agrarier, und da entschied sich ein so großer Teil der freisinnigen Wähler für den Sozi, als das kleinere Uebel, daß dieser gewählt wurde. Auch ein Teil der bäuerlichen Wähler ist ins Lager der Genossen übergegangen.

In Ueckermünde hatte das Wahlkomitee den Wählern selbst die Entscheidung anheim gegeben, in Friedberg hatte das freisinnige Wahlkomitee ohne jeden Rückhalt seine Anhänger aufgefordert, für den Sozialdemokraten zu stimmen, weil allein auf diesem Wege und mit Hilfe dieser Partei die Herrschaft des schwarz-blauen Blocks im Deutschen Reiche gebrochen werden könne. Es nützt nichts, sich vom national-monarchistischen Standpunkt aus über dieses Verhalten zu entrüsten; es nützt auch nichts der Hinweis, wie gefährlich eine solche Taktik ist. Das Nötige ist vielmehr, die Tatsache als solche anzuerkennen, ihr in die Augen zu sehen und sich die Folgen, die daraus entspringen können oder müssen, klar zu machen. Auch früher haben wir ja bereits die Erscheinung gehabt, daß die Sozialdemokraten erstaunlich viel Mandate in Stichwahlen erlangten, weil immer bald diese, bald jene der bürgerlichen Parteien sie indirekt durch Stimmenthaltung oder sogar direkt unterstützte. Nicht nur Freisinnige oder Zentrumswähler haben das getan, sondern zuweilen auch Konservative. Heute aber liegen die Dinge anders; nicht nur, insofern die Sozialdemokratie soviel stärker, die Gefahr also soviel größer geworden ist, sondern auch, weil die Bewegung eine spezifische Spitze bekommen hat. Den Konservativen fällt es nicht mehr ein, einen Sozi gegen irgendeinen bürgerlichen Kandidaten zu unterstützen; nichts steht ihnen heute höher, als das Prinzip, daß alle bürgerlichen Parteien zusammenzuhalten haben gegen den sozialen Umsturz. Um so stärker aber ist die Neigung auf der liberalen Seite geworden, für die Sozialdemokraten zu stimmen, um die Konservativen zu werfen. Der eigentliche Inhalt der sozialdemokratischen Hochflut ist die Wut gegen die Agrar-Konservativen.

Es ist der Bund der Landwirte, dem die Konservativen, dem das Deutsche Reich diesen Zustand verdankt.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß das wunderbare Gedeihen der deutschen Volkswirtschaft, das Schwellen und Wachsen des Nationalwohlstandes wesentlich von Industrie und Handel getragen wird. Auch die Landwirtschaft hat in ihrer Intensität und Produktivität glänzende Fort-

Fortschritte gemacht, und niemand kann unseren Landwirten den Vorwurf machen, daß sie in der Fortbildung und Anwendung der Technik mit Hilfe der Wissenschaft hinter irgendeinem anderen Berufe zurückständen. Aber das Schwergewicht des Wohlstandes wie der Bevölkerung verschiebt sich trotzdem immer mehr nach der industriellen Seite. Noch 1882 waren etwa 40 % der werktätigen Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt; heute sind es nur noch 27,42 %. Nichtsdestoweniger hat der Reichstag, wie er auch immer zusammengesetzt sei, regelmäßig eine starke agrarische Majorität. Das hat eine doppelte Ursache: erstens die veraltete, den Agrariern günstige Einteilung der Wahlkreise, zweitens aber, daß unter den bürgerlichen Parteien die Agrarier immer noch relativ die stärksten sind und deshalb bei der Auswahl der Kandidaten das entscheidende Wort sprechen oder ihren Kandidaten in die Stichwahl bringen. Eine kluge, politische Führung des Agrariertums hätte gesucht, diesen vorteilhaften Zustand durch Mäßigung möglichst zu erhalten. Der Bund der Landwirte aber hat ganz umgekehrt es stets darauf angelegt, durch die brutalsten Mittel der Demagogie aus einer künstlichen Majorität für die Interessen der Landwirtschaft soviel wie nur irgend möglich herauszuschlagen. Das geschah nicht nur bei der Erneuerung der Handelsverträge und allen zollpolitischen Aktionen, das ist auch fortdauernd geschehen in der Ausnützung der Selbstverwaltungsorgane in den preußischen Kreisen, und das erreichte endlich den Gipfel in der Reichsfinanzreform, wo der Bund der Landwirte, obgleich sein führendes Organ, die „Deutsche Tageszeitung“, sich ehedem selbst für eine Erbschaftssteuer ausgesprochen hatte, aus reiner Demagogie doch die Regierung zwang, dies eigentliche Rückgrat des großen Finanzprogramms herauszubrechen und krumm und schief konstruierte, brüchige Ersatzstücke statt dessen einzusetzen. Das hat denn das Faß zum Ueberlaufen gebracht. Der Hansabund hat sich gebildet, und ein großer Teil des Bürgertums ist jetzt entschlossen, koste es, was es wolle und sei es im Bunde mit der Sozialdemokratie, die agrarische Herrschaft zu brechen. Der Zustand, daß ein wirtschaftliches Interesse, das von nicht viel mehr als einem Viertel des Volkes getragen wird, dauernd die gesamte Wirtschaftspolitik beherrsche, ist ein innerer Widerspruch, der notwendig früher oder später zu einer Krisis führen mußte. Der Uebermut des Bundes der Landwirte hat diese Krisis jetzt noch schneller herbeigeführt als sonst wohl anzunehmen gewesen wäre. Der letzte Rettungsanker ist das Bündnis mit dem Zentrum. Durch die Borromäus-Encyklika ist die Durchführung dieses Bündnisses bei den Wählern aufs Aeußerste erschwert worden, und mit den Konservativen geht nun auch das Deutsche Reich selbst der Krisis entgegen.

Merkwürdig, wie wenig sich die öffentliche Meinung über diese Aussicht beunruhigt. Früher war das ganz anders. Wie oft habe ich Unglückspropheten gegenüber ehedem den Standpunkt vertreten, daß es mit der sozialdemokratischen Gefahr nicht so sehr viel auf sich habe; daß die wahre Gefahr für uns in der auswärtigen Politik und für eine spätere Generation

einmal in der konfessionellen Spaltung läge. Heute sieht, soweit ich beobachten kann, die öffentliche Meinung der Wahrscheinlichkeit eines Viertels oder Drittels Sozialdemokraten im Reichstag mit Gleichmut entgegen. Die Entrüstung über die Agrarier und jetzt der Zorn über die Encyklika überschattet alle andern Empfindungen.

Was wohl der Herr Reichskanzler und was die noch höhere Stelle dazu denkt? Niemand weiß es. Der Minister des Innern, Herr v. Moltke, der Minister der Landwirtschaft, Herr von Arnim, und der Staatssekretär für die Kolonien, Herr Dernburg, sind aus ihren Stellungen geschieden und durch andere Persönlichkeiten ersetzt worden. Nicht nur die beiden ersten, sondern auch die letzte Veränderung ist mit der politischen Lage in Zusammenhang gebracht worden. Herr Dernburg soll ausgeschieden sein, weil ihm die ganze Richtung, die jetzt die Regierung unter Herrn v. Bethmann Hollweg eingeschlagen, nicht zugesagt habe. Aber was haben die Hottentotten mit der Wahl- und mit der Reichsfinanzreform zu tun? Nur die Minister, nicht die Staatssekretäre haben eine Mitverantwortung für den allgemeinen Gang der Politik, und eine so schöne Presse Herrn Dernburg auch auf Grund jener Vorstellung zuteil geworden ist und wie sehr wir sie ihm um seiner großen Verdienste willen gönnen, etwas anderes als einen genial verwogenen, politischen Trick vermögen wir in der Begründung seines Rücktritts mit der allgemeinen Politik nicht zu erkennen. Anders steht es mit der Ersetzung der Herrn v. Moltke und v. Arnim durch die Herrn v. Dallwitz und v. Schorlemer. Nach vielem Hin- und Herspekulieren hat die öffentliche Meinung sich, wie es scheint, darauf geeinigt, in dem Personenwechsel ein stärkeres Eingehen auf die Politik des schwarz-blauen Blockes zu sehen. Stärker, sowohl deshalb, weil Herr v. Dallwitz konservativer sein soll, als Herr v. Moltke war, und Herr Schorlemer, wennschon kein Zentrumsmann, doch als Katholik und Sohn seines Vaters, ein Entgegenkommen für das Zentrum bedeutet, als auch deshalb, weil beide Herren stärkere Persönlichkeiten sein sollen, als ihre Vorgänger und deshalb geeigneter den Reichskanzler aktiv zu unterstützen. Die nationalliberale Partei und die hakatistische Presse haben deshalb sofort stark aufbegehrt und namentlich den Verdacht ausgesprochen, Herr v. Schorlemer könne berufen sein, als Landwirtschaftsminister der deutschen Kolonisation in den Ostmarken ein Ende zu bereiten. Unsere Leser wissen ja, wie wir dazu stehen. So gewiß diese ostmärkische Kolonisation an vielen Stellen mit ungeheurem Aufwand ein großes Kulturwerk geschaffen, so gewiß hat sie im Ganzen dem Deutschtum nicht nur nichts genützt, sondern ungeheuren Schaden angerichtet, Schaden in politischer, nationaler und moralischer Beziehung. Eine Regierung, die uns von diesem ungeheuren Uebel befreit, würde sich ein so großes Verdienst erwerben, daß wir ihr sehr viel anderes dafür nachsehen könnten. Das Verdienst würde um so größer sein, weil r Abbau sehr schwierig ist. Der Hakatismus, der mit der nationalen arbeiten kann, ist unzweifelhaft eine Macht. Aber die Zustände

in der Provinz Posen sind wieder derartig, daß, sobald die Regierung nur will, sie unter den dortigen Deutschen eine Bewegung entfesseln kann, die des Hakatismus wohl Herr werden könnte.

Wie dem nun auch sei, selbst wenn es gelänge, die Polen wieder ins Regierungslager hinüberzuführen und dadurch im jetzigen Reichstag eine neue, brauchbare Majorität zu schaffen — bei den Wahlen im Herbst 1911 würde sie sich sicherlich nicht behaupten. Dann tritt die große Frage hervor, ob es möglich ist, aus allen bürgerlichen Parteien zusammen einen Block gegen die Sozialdemokratie zu schmieden. Das scheint, wie die Dinge jetzt liegen, vollständig ausgeschlossen, aber man vergesse nicht, wie vielseitig das Zentrum ist. Heute ist es agrarisch und hält mit den Konservativen zusammen. Aber das Zentrum hat auch eine liberale, sogar demokratische Seite. Sollten sich bei den nächsten Wahlen wirklich die Konservativen einigermaßen behaupten, so könnte das Zentrum, nötigenfalls unter Zuziehung der Polen, etwa den jetzigen Kurs weitersegeln. Sollten aber, wie ich annehme, die Konservativen zu einem mäßigen Häuflein zusammenschwinden, so ist das Zentrum in der Lage, sie fallen zu lassen, sie zu einem bloßen Anhänsel herabzudrücken und dafür mit den Liberalen zu paktieren. Die heutige Koalition vieler Freisinnigen mit dem Sozi ist ja eine rein taktische: sie wollen die agrar-konservative Herrschaft brechen. Ist dieses Ziel erst erreicht, so wird der innere Gegensatz zwischen Liberalismus und Sozialismus, zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft sofort wieder hervorbrechen, und wie die Freisinnigen im Jahre 1907 bereit waren, mit den Konservativen in den Block zu treten, so werden sie 1912, nachdem die Konservativen genügend klein gemacht sind, nicht so völlig abgeneigt sein, die Bündnisse zu schließen, die die Praxis der Politik dann fordert. Freilich, freilich so leicht und einfach wird das nicht gehen und auf stürmische Zeiten müssen wir uns gefaßt machen, um so mehr als bei den Konservativen, wenn sie ihre parlamentarische Position im Reichstag hoffnungslos verloren sehen, die alten Staatsstreichideen unzweifelhaft wieder aufleben werden. Das Wahlrecht zum preußischen Abgeordnetenhaus ist ja unverändert geblieben und von der starken Position aus, die die Konservativen hier noch immer haben, werden sie den Kampf noch recht kräftig führen können und an Entschlossenheit, alle Mittel anzuwenden, fehlt es ihnen nicht.

Die Methode der Stichwahlen.

Um das herannahende Unheil wenigstens in etwas abzumildern, gibt es noch ein kleines Mittel, das ich der Erwägung der leitenden Staatsmänner unterbreiten möchte. Unser geltendes Wahlrecht hat eine Bestimmung, die in verhängnisvoller Weise stets den extremen Parteien zu Hilfe kommt. Das ist die Vorschrift, daß, wenn im ersten Wahlgang keine absolute Majorität erzielt wird, die Stichwahl auf die beiden Kandidaten einge-

schränkt ist, die die meisten Stimmen erhalten haben. Es ist nicht [illegible] daß noch ein neuer Kandidat aufgestellt wird. Diese Vorschrift hat [illegible] Engherziges und ist offenbar sinnwidrig. Der Zweck des Wählens ist, daß die Meinung der Mehrzahl im Kreise zum Ausdruck gebracht werden [illegible]. Ist keine geschlossene Mehrheit vorhanden, so kommt man dem [illegible] am nächsten, wenn man den Wählern erlaubt, nachdem der erste Wahlgang die Stimmung und die Stärke der verschiedenen Richtungen festgestellt hat, einen Kandidaten mittlerer Linie aufzustellen, und das ist jetzt ausgeschlossen. Da naturgemäß in lebhaft erregten Zeiten die extremen Parteien die [illegible] stärksten sind, so kommen nur diese in die Stichwahl, und der Erfolg [illegible] daß ein Wahlkreis nach dem andern an die Sozialdemokraten [illegible] obgleich nur eine Minorität im Kreise wirklich sozialdemokratisch [illegible]. Wäre es erlaubt, bei dem zweiten Wahlgang noch einen neuen Kandidaten aufzustellen, so würden die bürgerlichen Parteien sich oft noch in diesem Augenblick über einen Mann einigen, der wirklich der Mehrzahl der Wähler [illegible] maßen zusagt. Ich habe deshalb s. Zt. schon als Mitglied der [illegible] vativen Fraktion den Vorschlag gemacht (vgl. auch Preuß. Jahrb. [illegible] gang 1888, Bd. 61, S. 640), das französische System einzuführen [illegible] nach im zweiten Wahlgang keinerlei Beschränkung der Kandidaten [illegible] findet, aber nicht die absolute, sondern die relative Majorität ent[illegible]. Mein Vorschlag fand damals keinen Beifall, seitdem aber hat man in [illegible] süddeutschen Staaten dieses System als das beste anerkannt und [illegible]. Es enthält keinerlei Verletzung des demokratischen Prinzips des [illegible] gleichen, geheimen, direkten Wahlrechts, sondern bringt es [illegible] noch stärker zum Ausdruck. Trotzdem würde die sozialdemokratische [illegible] der Reform naturgemäß heftig widersprechen, da sie ihr [illegible] anderen Parteien aber müßten bei verständiger Erwägung darauf [illegible]

[illegible]

kleine Gegengewicht, das sich zufällig historisch bei der Einteilung der Wahlkreise entwickelt hat, ganz wohl angebracht ist, und besonders, so lange wir eine so große ausgesprochene revolutionäre Partei wie die sozialdemokratische im Lande haben, eine Reform zu ihren Gunsten nicht zugestanden werden könne. Ich für meine Person möchte so weit nicht gehen; ich halte die Reform der Stichwahl für so wichtig, daß ich sogar eine kleine Konzession in den Wahlkreisen dafür in den Kauf geben würde. Wenn man durch Teilung der allergrößten Wahlkreise fünf bis sechs neue schafft, so ist durchaus nicht gesagt, daß diese neuen Wahlkreise alle den Sozialdemokraten zufallen würden. Ein neuer Wahlkreis Berlin-Westen z. B. würde vermutlich liberal wählen. Aber auch wenn die Sozialdemokratie einige Stimmen gewönne, so würde dieser Verlust durch die Reform der Stichwahl nicht nur kompensiert, sondern weit überkompensiert werden, und [illegible] würde durch Beschneidung der stärksten Auswüchse bei der Wahlkreis-Einteilung der Ruf nach einer völligen Neuordnung zurückgedrängt werden. Der Gewinn wäre also sowohl ein praktischer, wie ein moralischer, und wenn die Regierung nicht einfach mit verschränkten Armen das Unheil der sozialdemokratischen Hochflut herankommen lassen will, so meine ich, sollte sie den Versuch machen, diese sachlich so gut begründete Reform noch in dem jetzigen Reichstag durchzusetzen.

25. 6. 10. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Achleitner, Arthur. — Der Leibeigene von Krawarsko. Preis brosch. M. 4,—. Berlin Gebrüder Paetel.

Albert, Carl. — Brunhilde, Drama in 4 Aufzügen. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1910.

L'Action Française, Organe du Nationalisme Intégral. Abonnements, étranger 3 mois, 10.—, 6 mois 18.—, un an, 36.— Paris, Rue du Croissant 19.

The Anglo - Russian. — Literary Society. Proceedings February. March and April 1910.

Arnim, Hans von. — Die politischen Theorien des Altertums. Br. Kr. 1.50. Wien, H. Heller & Co.

Bischoff, Diedrich. — Wesen und Ziele der Freimaurerei. Ladenpreis 1.60. Berlin, Verlag Franz Wunder.

Braeunlich, P. — Die deutschen Katholikentage. Erster Band. Halle a. S. 1910. Verlag des evangelischen Bundes.

Die Christliche Welt. — Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. 24. Jahrgang. Wöchentlich eine Nummer. Zu beziehen durch alle Postämter und Buchandlungen. Vierteljährlich M. 2.50. Marburg i. H.

Daudet, Alphonse. — Lettres de mon Moulin. Introduction par Carl Sarolea. Paris, Nelson' éditeurs, Rue de Saints-Pères. Frc. 1.20.

Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Einzelne Hefte K. 1.40 oder M. 1.20. Probehefte und Prospekte auf Verlangen gratis Verlag von Karl Bellmann in Prag.

Deutsche Rundschau. — Herausgegeben von Julius Rodenberg. Erscheint in Monatsheften. Abonnementspreis vierteljährlich M. 7.50, von der Expedition direkt unter Kreuzband M. 8.10. Expedition der Deutschen Rundschau, Gebr. Paetel. Berlin W.

Diskussion. — Monatsschrift für aktuelle Kulturfragen, das Heft 50 Pf. Heft 2. Das gleiche Wahlrecht. Verlag Eberh. Frowein, Berlin W 9.

Elliot, R. — Das Emigrantenschiff, Roman. Deutsch von F. v. Holtzendorff. Berlin W 30. Hesperus Verlag, G. m. b. H.

Evangelisch-Sozial. — 19. Folge der Mitteilungen des evangelisch-sozialen Kongresses, herausgegeben von Lic. W. Schneemelcher. Bezugspreis jährlich bei allen Buchhandlungen oder dem Verlage M. 3. —. Verlag von Arthur Glau, Berlin W 8, Charlottenstr. 37.

Die Flotte. — Monatsblatt des Deutschen Flottenvereins und des Hauptverbandes Deutscher Flottenvereine im Auslande. Einzelheft 20 Pf. Jahrespreis durch alle Buchhandlungen in Deutschland und Oesterreich M. 2.—.

Gaede. — Der Feldzug um Freiburg 1644. Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.80. Freiburg i. Br., J. Bielefelds Verlag.

Die Grenzboten. — Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Jährlich 52 Hefte, das Heft 50 Pf., vierteljährlich M. 6 —. Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Habermann, Wilhelm. — Finnland und die öffentliche Meinung Europas. Preis brosch. M. 1.60. Leipzig, Duncker & Humblot.

Hanotaux, Gabriel. — Geschichte des Zeitgenössischen Frankreich. Bd. II., III. Preis brosch. je M. 9— Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg.

Hart, Julius. — Revolution der Aesthetik als Einleitung zu einer Revolution der Wissenschaft. I. Buch: Künstler und Aesthetiker. Berlin W., Concordia, Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.

Hermann, Bruno. — Kleine Himmelskunde. Der Halley'sche Komet. Brosch. M. 1.25. Leipzig, Röder & Schunke, Rossbergsche Buchhandlung.

Die Hilfe. — Wochenschrift für Politik. Literatur und Kunst. Herausgegeben von Friedrich Naumann. Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen M. 2.—. Buchverlag der Hilfe G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Vierteljährlich M. 4.—, Einzelhreft 1.50. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, München-Kempten.

Huch, Ricarda. — Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Geb. M. 4.50, in Leinen 6.—, in Leder 7.50. 1910. Im Insel-Verlag zu Leipzig.

Hymans, Paul. — Frère - Orban. II. La Belgique et le Second Empire. Bruxelles, J. Lebègue & Co, Libraires-Editeurs

Jäger, Oskar. — Deutsche Geschichte I. Band bis zum westfälischen Frieden. Preis M. 7 50. München 1910. E. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Jahresbericht der Handelskammer zu Chemnitz. — I. Teil. Chemnitz 1910. In Kommission bei Eduard Focke's Buchhandlung.

Internationale Wochenschrift. — Für Wissenschaft, Kunst und Technik, begründet von Friedrich Althoff. Herausgegeben von Professor Dr. P. Hinneberg. Einzelnummer 25 Pf. G schäftliche Administration August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

Jolowicz, Julie. — Menschen gegeneinander (Novellen). Berlin W 30. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock.

Kirchenrechtliche Abhandlungen. — Herausgegeben von Dr. Ulrich Stutz. 61. Heft: Nationalkirchliche Bestrebungen im deutschen Mittelalter von Albert Werninghoff. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke.

Koch, Dr. Julius. — Schenk-Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. IX. Teil: Lehraufgabe der Oberprima. Vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner.

Lehnne, Walter, Dr. phil. - Der grüne Staar. Von einem Laien. Geheftet M. 0.75. [illegible] für Literatur Kunst und Musik, Leipzig.

Die Lese. — Literarische Zeitung für das deutsche Volk. Herausgegeben von Th. Etzel und G. Muschner. Preis 10 Pf., erscheint jeden Samstag. Lese Verlag G. m. b. H., München.

Lietzmann, D. Hans. — Handbuch zum Neuen Testament. Bd. III, I. Teil: Die Briefe des Apostel Paulus M. 5.30, geb. M. 7.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. — Herausgegeben von Dr. M. Ettlinger VIII. Jahrgang Brosch. M. 1.—. München 1909. Jos. Köselsche Buchhandlung.

Löcker, Heinrich. — Die Entwicklung und die Probleme des Gemeindeabgabenwesens in den Städten und grossen Landgemeinden der preussischen Industriebezirke. Gemeindefinanzen, 2 Bd., III. Teil. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

März. — Halbmonatsschrift für deutsche Kultur. 4. Jahrgang. Einzelheft M. 1.20, im Abonnement Vierteljahr M. 6.—, durch Buchhändler oder Postämter. München, Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst.

Marcks, Erich. — Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart. Stuttgart und Berlin 1910, J. B. Cotta'sche Buchhandlung Nachfl.

Maurenbrecher, Max. — Von Jerusalem nach Rom Weitere Untersuchungen über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Urchristentums. 1910. Buchverlag der Hilfe G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Meerkatz, A. — Blumensträusse. Unsere Pflanzen in Gedichten, Sagen und Legenden. M 1.80. Leipzig. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Mell, Max. — Jägerhaussage und andere Novellen. Brosch. M. 3.50. Berlin, Gebrüder Paetel.

Monumenta Germaniae Paedagogica. — Begründet von Karl Kehrbach. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Bd. XLVI. M. 13.60. Berlin Weidmann'sche Buchhandlung.

Most, Otto. — Die Gemeindefinanzstatistik in Deutschland. Gemeindefinanzen II. Band, II. Teil. Leipzig, Verlag von Dumcke & Humblot.

„Mozartbriefe." — Mit Einleitung und Anmerkung von Dr. M. Weigel. Preis br. M. 2.—, geb. 2.75. Berlin, Carl Curtius.

Necker, Moritz. — Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Neurath, A. & O — Lesebuch der Volkswirtschaftslehre, I. II. Geb. à M. 8.—. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

Nowack, W. — Amos und Hosea. Religionsgeschichtliche Volksbücher, II. Reihe, 9. Heft. Preis im Einzelverkauf 70 Pf., gebd. M. 1.—. Tübingen. Verlag J. C. L. Mohr.

Österreichische Rundschau. — 6 Hefte vierteljährlich K. 6.— = M. 6.—, einzeln K. 1— = M. 1.— Wien und Leipzig, K. und K. Hofbuchdruckerei und Hofverlagsbuchhandlung C. Fromme. Für Deutschland L. Staackmann Leipzig.

Osterrieth, Albert. — Julius von Schütz. Deutscher Verein für den Schutz des gewerblichen Eigentums. Julius Sittenfeld, Hofbuchdruckerei, 1910.

Oldenburg, Hermann. — Aus dem alten Indien. Brosch M. 2.—. Berlin, Gebrüder Paetel.

La Revue de Paris. — Prix de la livraison. Fros. 2.50 Paris, Faubourg-Saint-Honoré.

Rickert, Heinrich. — Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Preis brosch. M. 2.50, geb. M. 3.75. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Roosevelt, Theodore. — Staats- und Lebenskunst. Preis M. 8.— brosch., M. 4.— gebd. Berlin, Karl Curtius.

Rosenthal, Eduard. — Ernst Abbe und seine Auffassung von Staat und Recht Rede bei der von der Universität Jena veranstalteten Gedächtnisfeier am 6. Februar 1910. Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Salzer, Anselm. — Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Heft M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Samassa, Paul. — Der Völkerstreit im Habsburgerstaat. Geh. M. 2.50, gebd. M. 3.—. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Leipzig.

Schiff, Emil — Unternehmertum oder Gemeinbetriebe? Preis brosch. M. 2.50. Leipzig Duncker & Humblot.

Schmölder, R. — Zum Frieden unter den Konfessionen. Bonn 1910. Carl Georgi, Universitätsdruckerei und Verlag.

Schmoller, Gustav. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft. 34. Jahrgang, 2. Heft, br. M. 11.— Leipzig, Duncker & Humblot.

Schwanebach, P. v. — Ueber die Volksvertretung. Br. M. 1.20. Riga, Janck & Pollewsky.

Ségur. — La Compagne de Russie Introduction par E. M. de Vogué. Paris, Nelson, éditeurs, Rue de Saints-Pères.

Seignobos, Ch. — Politische Geschichte des modernen Europa. Preis geh. M. 12.—, geb. M. 13.20, geb Hlbfrz 15. —. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

Sieberts, Paul. — Albanien und die Albanesen. Verlag der May'schen k. und k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung in Wien.

Süddeutsche Monatshefte. — Vierteljahr M. 4.—, Einzelheft 1.50. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

v. Stern, Maurice Reinhold. — Wilhelm Jordan. Preis M. 2. Verlag G. Lüstenröder, Frankfurt a. M.

Der Tropenpflanzer. — Zeitschrift für tropische Landwirtschaft, erscheint monatlich. Bezugspreis für Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die deutschen Kolonien jährlich M. 12. —, einschl. der wissenschaftlichen und praktischen Beihefte. Geschäftsstelle der Zeitschrift der Tropenpflanzer, Berlin NW., Unter den Linden.

Der Türmer. — Monatsschrift für Gemüt und Geist. Vierteljährlich M. 4.— (ohne Bestellgeld), einzelne Hefte M. 1.50. Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Wien 1909. — Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

III. Verwaltungsbericht des Königl. Preuss. Landgewerbeamtes 1909. — Berlin 1910, Carl Heymanns Verlag.
Vogelstein, Theodor. — Organisationsformen der Eisenindustrie und Textilindustrie in England und Amerika. M. 6.50. Leipzig, Duncker & Humblot.
Walleser, Max. — Der ältere Vedânta. Brosch. M. 2.80. Geschichte, Kritik und Lehre. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
Wehberg Hans Dr. jur. — Sind die Ansprüche der Gebrüder Mannesmann nach Treu und Glauben in vollem Umfange zu rechtfertigen? Preis brosch. 60 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Weinel, Heinrich. — Ist das „liberale“ Jesusbild widerlegt? Brosch. M. 1.60. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Wieser, Dr. Friedrich Freiherr von. — Recht und Macht. Preis brosch. M. 3.50. Leipzig, Duncker & Humblot.
Wolff, Karl. — Schiller und das Unsterblichkeitsproblem. München 1910. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Adler, Dr. Max. Der Sozialismus und die Intellektuellen M. 1.—. Wien, Ignaz Brandt & Co.
Atlas, Martin. — Die Befreiung ein Zukunftsroman. M. 5.—, geb. M. 6.—. Berlin, Ferdinand Dümmler, Verlagsbuchhandlung.
Ehrhard—Necker. — Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. 2. Aufl. M. 7.50. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
Daniels, E. — Das antike Kriegswesen. Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
Fries, Jacob. Friedr. — Julius Evagoras Ein philosophischer Roman. M. 4.—, geb. M. 7.50. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Lempp, Dr. Otto. — Problem der Theodicee. M. 9.—. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
Kautsky, Karl. — Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft. Stuttgart Verlag J. H. W. Dietz Nacht.
Mitteilungen der Herderschen Verlags-Buchhandlung zu Freiburg i. Breisgau. Neue Folge No. 14.
Monumenta Germaniae Paedagogica. — Begründet von Karl Kehrbach. Band XLIV und XLV. M. 12.— und 14.—. Berlin, Hofmann & Co.
Petermann's Dr. A. — Mitteilungen aus Justus Perthe's Geographische Anstalt, herausgegeben von Prof. Paul Langhans. 56. Band 1910, IV. Jährlich 12 Hefte. Preis 24.- M. Jedes Heft einzeln Preis 3.- M. Gotha, Justus Perthes.
Wahl, Adalbert. — Beiträge zur Deutschen Parteigeschichte im 19. Jahrhundert. M. 1.50. München u. Berlin, R. Oldenbourg.
Wolgast, Heinrich. — Ganze Menschen. Ein sozial-pädagogischer Versuch. Kartoniert M. 2.—, in Leinen gebd. M. 3.—. Verlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg.
Zorn, Alwin, H. J — Der sentimentale Don Juan und die lächelnden Frauen. Heidelberg, Verlag L. M. Waibel & Co

---

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Das religiöse Bedürfnis und der moderne Mensch.

Von

Berthold Molden.

Mehr als in andern Erzeugnissen menschlichen Denkens und Fühlens ist in den Religionen die Fülle der Menschlichkeit niedergelegt. Abstraktes und Sinnliches, Erhabenes und Absurdes, Ergebnisse tiefsten Nachsinnens und begeistertsten Seelenaufschwungs bevorzugter Einzelner und der Niederschlag groben Volksglaubens sind in ihnen vereinigt, oft eng verschmolzen. Unzählige haben an ihnen gearbeitet und in ihnen ihre Sehnsucht und Bangigkeit, ihre Furcht und ihre Hoffnung niedergelegt, Propheten, die halb Denker und halb Dichter waren, haben in ihnen seltsame und mannigfaltige Bilder der Welt und des Lebens gegeben. Die Religionen sind wunderbar auch darum, weil sie weit entlegene Räume und Zeiten miteinander verbinden und Menschen, die sonst in allem verschieden sind, worin sie nur verschieden sein können, zu gemeinsamen Ueberzeugungen zusammenfassen.

Es ist daher eine der wichtigsten Tatsachen unserer Zeit, daß die Menschheit und zum Teil gerade ihre geistig und sittlich am höchsten entwickelten Glieder sich von der überlieferten Religion immer entschiedener abwenden. Es wird damit eine der schärfsten Scheidelinien zwischen jetzt und ehedem gezogen und vielleicht deutlicher als durch irgend eine der vielen Wandlungen, die sich vollzogen haben, bekundet, daß wir in eine vollständig neue Aera eingetreten sind. Alle Versuche, diese Bewegung rückgängig zu machen, müssen vergeblich bleiben. Zwischen der modernen und der kirchlichen Anschauung besteht eine Kluft, über die sich auch der beste Wille, vorausgesetzt, daß er ehrlich ist, nicht hinwegtäuschen kann. Die kirchliche Anschauung kommt auch in ihrer allergemäßigtsten

Form, und darin stimmt sie mit den religiösen Anschauungen [illegible] vorchristlichen Zeit und selbst mit der Lehre Buddhas [illegible] das Uebernatürliche nicht aus, ja, das Uebernatürliche ist [illegible] aus[illegible], die unantastbare Grundlage ihrer Existenz, [illegible] tum, die stärkste Quelle ihrer Kraft. Während wir [illegible] des Laufes der Naturgesetze, Eingriffe in sie für unmöglich [illegible] und jede Erscheinung, die den uns bekannten Gesetzen [illegible] nur als Äußerung eines uns vorläufig noch unbekannten [illegible] behaupten alle Religionen, daß außergewöhnliche [illegible] Belehrung der Menschen, zum Troste der Bedrängten, zur [illegible] von Verheißungen oder aus weiter nicht erforschlichen Gründen [illegible] ereignet haben und sich, wie im Wunder der [illegible] den Buddhisten, im Uebergeben des Verdienstes oder der [illegible] Sterbender auf Neugeborene noch fortwährend ereignen [illegible] aber das Judentum, das Christentum und der [illegible] trachten die Welt als eine Institution, deren [illegible] menschliche, durch eine höhere Macht, die Uebernatürliche [illegible]. So wenig nun auch unsere Einsicht in die [illegible] sein mag, so sehr sie sich auch in Einzelheiten und [illegible] Fragen noch fortwährend ändert und so [illegible] und verborgenen [illegible], so ist doch das Eine unabänderlich, daß wir [illegible] an willkürliche Durchbrechungen des [illegible] [illegible]

[illegible]

Macht überwunden, und wo sie herrscht, dort herrscht sie nur noch als freilich mächtiges Ueberbleibsel älterer Anschauungen.

In gewissem Sinne sind wohl die Religionen, wie alles Hohe unsterblich: das heißt, es hinterläßt jede von ihnen ihr Bestes der Zukunft. Nicht nur könnte das religiöse Bedürfnis, auch wenn die bleibenden Religionen plötzlich vergessen würden, darum doch nicht sterben: da sie nicht vergessen werden, kommt ihm ihr Erbteil zu Hilfe. Der Protestantismus arbeitet noch daran, der Welt seinen strengen religiösen Wahrheitssinn zu geben. Der Katholizismus hat [illegible] seine Kraft zu glauben gegeben — zu glauben an irgendwelche Menschheitsideale; man sehe, wie besonders die katholischen Völker sich für Ideen zu begeistern wissen. Das Judentum hat der Menschheit längst seinen Gott und seine zähe Kraft des Hoffens gegeben.

Die Kirchen selbst befolgen eine Defensivpolitik, und am deutlichsten zeigt sich dies im Katholizismus, so sehr sich viele echte und ernste Gläubige darüber hinwegzutäuschen suchen, daß sie in eine Verteidigungsposition gedrängt sind, aus der es einen Rückzug nur in die Volksschichten und Länder mit primitiver Kultur gibt.

Es ist merkwürdig, wie der Katholizismus, so sehr er in seinem Wesen und in seiner Vorstellungswelt vom Mosaismus verschieden ist, ihm in den Alterserscheinungen ähnelt. Als die jüdische Religion alt und greise zu werden begann, entwickelte sie das Zeremonialgesetz mit verdoppeltem Eifer. Freiere Sekten, die sich in ihr bildeten, konnten sich nicht halten oder wurden ausgestoßen. Fremde Gedanken wurden zwar unter Umständen zugelassen, beeinflußten aber nicht die Struktur. Alles zielte darauf ab, die Juden immer mehr von den Nichtjuden, mit denen sie der steigende Verkehr fortwährend in Berührung brachte abzuschließen. Die Ritualvorschriften der Bibel wurden aufs Aeußerste verschärft, der Einzelne stand vom Morgen bis zum Abend, vom Erwachen bis zum Einschlafen, unter peinlichster Selbstüberwachung, und die Frömmigkeit wurde ein kompliziertes Wissen, eine Last, von der erst Paulus die Jüngern, die ihm folgten, erlöste. Die katholische Kirche verlangt zwar freilich nicht reichlicheren täglichen Gottesdienst — obzwar auch hier noch neue Verehrungen eingeführt werden — und nicht mehr und nicht strengere Fasten als früher. Wohl aber verlangt sie mehr Glauben, und die kleine Schar, die dem neuen Dogma die Anerkennung versagte, gilt als ausgeschieden. Seit der Protestantismus in die Welt getreten ist, hat sie nicht nur ihre Prachtent-

haltung, sondern auch ihre Ansprüche an die H[illegible] Intellekts erhöht, und seit die moderne Wissenschaft [illegible] wird die Kirche immerwährend exklusiver. Die Kirche [illegible] darin ist zum Teil ihr Erfolg begründet, vom [illegible] geringe persönliche Entsagung, aber unbedingte Unter[illegible] Verstandes, freilich unter der Versicherung, daß der [illegible] er sich ernst zu besinnen und über seichte Oberflächlichkeit [illegible] zugelangen vermöchte, alle ihre Behauptungen [illegible] schrieben würde. Die Zahl der Verbote, die sich auf [illegible] und Denken beziehen, erinnert an die Zahl der [illegible] talmudischen Verbote, die das Essen, Trinken, Gehen, [illegible] betreffen, und die Menge dessen, was für gottlos [illegible] wird, nimmt unaufhörlich noch zu. Gewiß, [illegible] moderne Anschauungen mußten freilich [illegible] des Geglaubten aufgenommen werden, so die [illegible] wegung der Erde und [illegible] auch die [illegible] begnügt lassen sich die Naturwissenschaften [illegible] [illegible] daß ihr [illegible] Sinn nicht mit entfernt. Die [illegible]

[illegible]

nur teilweise, denn um die Reform des Katholizismus ist es unter den Laien nur den wenigsten zu tun. Der wahre Katholizismus ist der vatikanische. Er befriedigt Bedürfnisse, die auch heute noch lebendig sind. Die ungebildetsten seiner Bekenner hängen am Heiligen- und Wunderglauben, seelisch Höherstehende bedürfen des Gebetes und der Beichte, für die Gebildetsten, die sich leicht mit ihm abfinden, ist der Glaube der übrigen eine ästhetische Befriedigung, und alle zusammen hält seine Bilderpracht, hält der in Rom kulminierende Personenkultus und hält die Gewohnheit und der Parteigeist. So ist also der Katholizismus eine Macht, die noch immer ihre Grundlagen hat, eine verführerische, durch Alter und Verbreitung imponierende, vor allem eine stilvolle Macht. Neben ihm konnte der naturwissenschaftliche Aufklärungsglaube allerdings wie ein eilig, ja voreilig aufgerichteter nüchterner Bau erscheinen. Unter diesem Eindruck verlor die Strömung, die die Befreiung von der Kirche angestrebt hatte, ihre Volkstümlichkeit. Bei starken geistigen Bewegungen ist es regelmäßig der Fall, daß die Menge, die dem einmal gegebenen Anstoß folgt, nicht abzubiegen weiß, und da die richtige Bahn niemals eine andauernd gerade Linie ist, so treten nach längerem Vorwärtsdrängen Augenblicke, ja Perioden des Stockens, für viele sogar der Umkehr ein.

Das wissenschaftliche Denken selbst hat sich scheinbar dem Christentum genähert. Es hat den Materialismus passiert wie einen dunkeln Tunnel und die Fahrenden sehen wieder einen Himmel über sich. Ohne Bild ausgedrückt: Die Naturwissenschaften sind zu der Erkenntnis gelangt, daß sie mit dem Materialismus, der nur Stoffe und ihre Kräfte kennt, aus denen sich zum Schluß das Denken und das Bewußtsein entwickelt haben soll — die großen Rätsel nicht lösen. Bewußtsein ist nicht zu erklären, wenn die Materie und ihre Bewegung allein die Welt bilden, und wir kommen ohne die Anerkennung, daß das Psychische zum mindesten eines der Grundelemente, wenn nicht das Grundelement ist, nicht aus. Zu dieser Wiederkehr der sogenannten idealistischen Anschauungen gesellt sich die Tatsache, daß auch die Person Jesu Christi, obgleich ihre historischen Züge, so oft wir sie ins Auge fassen wollen, immer wieder verschwimmen, der modernen Welt gerade infolge der Bibel- und Evangelienkritik nähergerückt ist.

Mit alledem wird jedoch eine, das Denken erfassende Reaktion zugunsten der Kirche nicht gefördert. Die Eindrücke des modernen täglichen Lebens stehen in zu krassem Widerspruch zu dem, was ge-

glaubt werden soll, in viel schärferem als jemals. Allerdings hat speziell das Bild der Menschenwelt nie mit den religiösen Voraussetzungen gestimmt, und die für den Glauben gefährlichste Frage, die Frage, wie das Böse in die Welt gekommen sei, hat die Gläubigen bis zur Verzweiflung beschäftigt. Der Verfasser des Hiob, die Kirchenväter und die alten und neuen Theologen haben sie behandelt; aber für den öffentlichen Gebrauch war sie kurz durch den Hinweis auf den unerforschlichen Ratschluß Gottes gelöst, oder durch den Hinweis auf den Teufel, die volkstümliche Verkörperung alles Schlechten, die Zusammenfassung der bösen Geister, die den Menschen immer geschreckt hatten und die in den ältesten Religionssystemen einen offiziellen Platz fanden. Im übrigen jedoch war kein Anlaß, an den kirchlichen Behauptungen verstandesmäßig Anstoß zu nehmen, vielmehr wurden sie, wie der überschwängliche Heiligen- oder Wunderkultus zeigt, der in allen Nöten helfen mußte, von der Menge mit oft leidenschaftlichem Eifer verwertet. Insbesondere bei den Völkern mit lebhafter starker Phantasie im Orient und in Südeuropa ist der Glaube ein uraltes und ganz ursprüngliches Gewächs, und er hat demgemäß bei ihnen die schwächsten Widerstände zu überwinden. Jetzt aber werden auch dort diese Widerstände sehr groß, da durch die außergewöhnliche Entwicklung der Technik die Ueberzeugung von der Erklärbarkeit der Welterscheinungen immer mehr popularisiert, ja sogar über die Grenze des Möglichen hinausgeführt wird. Freilich können oft in demselben Kopf merkwürdige Widersprüche nebeneinander wohnen, da das Bedürfnis nach logischer Uebereinstimmung bei Menschen, die sich nie mit Theorie abgegeben haben oder deren Einbildungskraft alle Gegensätze überbrückt, sehr gering ist, so gering, daß eine bewußte intellektuelle Selbsttäuschung nicht im Spiel zu sein braucht. Diese bewußte Selbsttäuschung spielt viel häufiger eine Rolle bei den wirklich oder scheinbar Gläubigen im Norden, wo selbst im Volke die Schulbildung, also auch das Verlangen nach Einheitlichkeit des Gedankenbildes verbreitet ist. Alles in allem aber sind im Norden wie im Süden die Voraussetzungen des (kirchlichen) Glaubens innerlich im Zurückgeben begriffen, und zwar am meisten gerade im Volke, in der Menge, die jene Einheitlichkeit auf kürzestem Wege sucht und für künstliche Gedankengänge nicht zu haben ist. Diese Bewegung dauernd aufzuhalten, liegt gar nicht in unserer Gewalt.

In der sogenannten guten Gesellschaft entzieht man sich ihr allerdin[illegible], zum Teil aus Exklusivität und um wieder etwas

vor den andern voraus zu haben. Zur Zeit von Voltaire und Rousseau war es vornehm, aufgeklärt zu sein, weil die Masse es nicht war; jetzt ist das Gegenteil vornehm und gilt als solches auch für die Modegeister. Die Masse aber, je mehr sie aus der Abgeschlossenheit des Landlebens heraustritt, geht direkt zur Glaubenslosigkeit über, und daran können Rückschläge nichts ändern. Während früher das Glauben — ich meine hier immer das Glauben an die hergebrachten Vorstellungen des religiösen Lebens — das Natürliche war, wird jetzt mehr und mehr das *Nichtglauben* das *Natürliche*, da es im Einklang mit dem gesamten übrigen Vorstellungskreis steht, während sich das Glauben von ihm als etwas grundsätzlich Verschiedenes, ja Entgegengesetztes abhebt. Auf eine so unsichere, stetig einschrumpfende Grundlage können aber auch jene politischen Moralisten, denen es um den Idealismus des Denkens gar nicht zu tun ist und die die Kirche als bloßes gesellschaftliches Nützlichkeitsinstitut betrachten, die Sittlichkeit nicht bauen wollen. In Frankreich ist man für den Schulunterricht zu einer konfessionslosen Morallehre übergegangen, die auf den Deismus gegründet ist, so daß also der atheistische Staat in der Kinderstube und Schulstube den Gottesglauben als zweckmäßig gelten läßt. Den Erwachsenen wird er nicht mehr zugemutet und das Dieu protège la France bleibt auf den neugeprägten Münzen weg. Das Ausbleiben jedes Proteststurmes gegen diese Aenderung wie gegen die Kirchenkampf überhaupt zeigt jedenfalls, wie die allgemeine Gesinnung der Nation beschaffen ist, und daß die fortdauernde Vornahme der Taufen, kirchlichen Trauungen usw. zumeist nur noch gewohnheitsmäßig und aus Rücksicht der Jungen auf die Alten und der Männer auf die Frauen vor sich geht.

Man hört zuweilen von der Möglichkeit der Entstehung einer *neuen Religion* sprechen. Ich halte es für nicht ausgeschlossen, daß sich dergleichen in Rußland oder in Amerika ereignet. In Rußland, weil die herrschende Kirche das vorhandene religiöse Bedürfnis nicht befriedigt und weil dort noch jenes geistige Dämmerlicht herrscht, das dem Werden von Glaubensformen günstig ist. In Amerika, weil die Masse geistig ausschließlich durch die Praxis des Erwerbslebens erzogen und theoretisch vollständig unbeholfen ist, so daß bei Gemütern, die aus dem betäubenden Lärm einen Ausweg suchen, Schwärmer oder Utopisten oder solche, die es zu sein vorgeben, einen Erfolg erzielen können. In beiden Ländern wegen der den Herdengeist begünstigenden ungeheuren Menge und der

relativen Gleichförmigkeit der Bevölkerung. Nur ist es unwahrscheinlich, daß derartige Produkte im gebildeten Europa nennenswerten Anhang finden. Wenn heute durch eine Katastrophe alle Erinnerung an Religion in unsern Ländern ausgelöscht würde, so würden auch die jetzt bestehendeu Religionen hier vergebens gepredigt werden. Die Grundlage aller Religion im bisherigen Sinn ist der Glaube an irgendeine übermächtige Gewalt, die an dem Schicksal der Menschen bewußt Anteil nimmt und es bewußt beeinflußt, und die Möglichkeit einer solchen Beziehung hat für unser und unserer Nachkommen Denken aufgehört.

Eine neue Aufgabe ist damit für uns erwachsen. Wir müssen uns in der Welt, so wie wir sie jetzt ansehen, zurechtfinden und uns mit ihr in Einklang setzen. Gewisse, ehedem durch die Religion befriedigte Bedürfnisse werden zwar längst auf prosaischere Weise viel besser befriedigt; trotzdem haben Tausende von Menschen das bestimmte Gefühl, und durch dieses Gefühl ist die rückschlagende Welle begünstigt worden, daß etwas fehlt, wenn der Kirchturm und das Kirchengebäude einstürzt, mag immerhin eine Universität oder ein Krankenhaus an die Stelle gebaut werden. Sie fühlen eine Leere und fangen an zu begreifen, daß jener Turm mit dem Kreuz auf der Spitze eine Antwort auf Fragen ist, die nicht aufhören, eine Antwort, wenn auch nicht an den Verstand, so doch an das Gemüt, das sich zum Unendlichen in ein Verhältnis setzen will. Dieses Verlangen ist das unzerstörbare religiöse Bedürfnis. Und was ich zeigen möchte, ist, daß seine Befriedigung nicht an die Religionen im alten Sinne, nicht an Gott, Unsterblichkeit und freien Willen gebunden ist und daß auch die bürgerliche Moral von ihrem Erlöschen nichts zu befürchten hat.

* * *

Religion im alten Sinn können wir freilich nicht mehr haben. Sie ist aber für uns ebensowenig ein Erfordernis, wie sie für uns noch eine Denkmöglichkeit ist. Sowohl für unser Gemüt wie für unsere moralischen Zwecke können wir sie entbehren. Religiös sein im alten Sinne heißt, sich von dem Absoluten eine menschenähnliche Vorstellung machen, die dann womöglich des Gläubigen ganzes Denken und Handeln wenn nicht beherrscht, so doch nach seiner Ueberzeugung beherrschen sollte. In Wirklichkeit lassen freilich die Frommen ihr Denken und Handeln viel weniger durch die Gottesvorstellung beherrschen, als sie den vorgestellten Gott selbst zu be-

bestechen suchen. Nicht „still verehren" wollen sie das Unerkennbare, sondern es durch Gebet, Zeremoniell und einen bestimmten Lebenswandel unter ihren Willen zwingen, sei es auch nur unter den Willen zur Gewinnung himmlischer Huld, glücklicher Stimmungen oder eines seligen Jenseitsdaseins. Orientalisch ist es — und die Grenzen des Orients reichen in dieser Beziehung weit nach Europa hinein —, gerade auf diesen Zweck den größten Teil der menschlichen Kraft, soweit sie nicht durch materielle Bestrebungen in Anspruch genommen ist, zu konzentrieren, während aller abendländische Fortschritt darauf beruht, innerhalb der Grenzen des Erkennbaren immer weiter vorzudringen und immer mehr geistige und technische Eroberungen zu machen. Wir wollen also das Absolute nicht zu bestechen suchen und wollen uns auch durch die Vorstellung von ihm nicht beherrschen lassen. Religiös sind wir, wenn wir nicht vergessen, daß das Absolute uns beherrscht, wenn dieser Gedanke sich wie das Firmament, zu dem wir ja auch nicht immer hinaufsehen, über unseren andern Gedanken wölbt und wenn wir vollends nach einer Gefühlsverbindung mit ihm suchen.

Religiös sind wir, wenn wir uns unserer Abhängigkeit vom Unerkennbaren voll bewußt werden. Große Natureindrücke rufen das Gefühl der menschlichen Kleinheit in uns hervor; der Anblick des Sternenhimmels kann es bis zum Grauen steigern. Wahrhaft furchtbar aber ist der Gedanke, daß der Mensch sozusagen im eigenen Hause Knecht ist, weil ihm seine physische Beschaffenheit, sein Charakter und seine Fähigkeiten, seine Kraft zu wollen und zu handeln gegeben und daher auch seine Entschlüsse vorgezeichnet sind. Unabwendbar Schicksal, das, wenn wir es bis ins Letzte verfolgen, aus dem Unerkennbaren hervorgegangen ist — und in uns wieder Schicksal und das wichtigste von allen. Nur Gedankenlosigkeit oder dummer Hochmut kann diese Abhängigkeit übersehen und sich dem Gefühl entziehen, das sie selbst dann einflößt, wenn wir auch alles Schönen und Guten in dieser Welt gedenken. Es ist das religiöse Gefühl in seiner ursprünglichen Formlosigkeit.

Die Frage ist nur, ob das Unbekannte, von dem wir uns abhängig wissen, das Objekt sein kann, nach welchem der ideale Zug strebt, der uns über das Vergängliche hinaustragen will. Es kann dieses Objekt nur dann sein, wenn wir es uns als *Psychisches* denken können. Dann können wir uns mit ihm verwandt fühlen, obwohl wir es uns nicht als menschenähnlich vorstellen; dann ist es in uns und um uns und nicht, wie wenn wir materialistisch denken,

über uns. Der Mensch kann erhabener sein als das Absolute [illegible] ihm ist das Absolute zur Arbeitsenergie geworden. Aber er [illegible] Sohn und das Absolute ist der Vater. Zu Materie, [illegible] Stoff können wir kein innerliches Verhältnis haben.

Ich erinnere mich noch des Rausches, der mich er[illegible] vor vielen Jahren eines Nachts der, vielleicht durch [illegible] von Fechners „Nana" angeregte Gedanke kam, daß [illegible] Atom und jeder innerlich zusammenhängende Komplex [illegible] beseelt sein müsse, und der Freude, die ich empfand, [illegible] bestätigt sah, daß diese Annahme zeitgenössische [illegible] Ich finde nicht, daß die Hypothese von der Allbeseelung [illegible] um ein Gran unwahrscheinlicher sei als die Behauptung des [illegible]rialismus, der, trotz aller Zuversicht, mit welcher [illegible] letzten Wiedererscheinen an die Weltprobleme herantritt, [illegible] dem Unerklärlichen selbstverständlich ebenso seinen Ant[illegible] wie der Spiritualismus, sondern auch genötigt ist, [illegible] Systems selbst zu den gewagtesten Vermutungen zu [illegible] lassen wir aber einmal die materialistische Weltanschauung [illegible] nichts mehr und erklärt nichts mehr als die Annahme [illegible] [illegible]seelung, wobei sich dann die Folgerung von [illegible] wieder ein Gesamtbewußtsein all die unzähligen Einzel[illegible] sich fasse oder daß die Einzelbewußtseine die Teile [illegible] Gesamtbewußtseins sind, die sich in ihm auf[illegible] dann entweder einer Weltseele [illegible]

[illegible]

dessen Einfluß fühlen wir uns mit dem Absoluten, da es als Psychisches erscheint wie unser eigenes Ich, innerlich verwandt, und das Grauen, das die Welt erweckt, durch deren Leere wir auf unserem Planeten dahinschweifen, wird zur Ehrfurcht gemildert. Wir sind Spiritualisten, aber wir halten das Absolute nicht für denkend; das Denken entsteht erst im Individuum, und so auch erst die Arbeit und das Opfer, so daß der Mensch in gewissem Sinne über das Absolute hinauswächst und größer wird als der Vater, von dem er ein Teil ist.

Ich bin nicht der Ansicht, daß die gebildeten europäischen Völker ein neues Glaubensbekenntnis aus sich erzeugen werden. Es ist das Kennzeichnende des vollständig freien Geistes, daß er sich an ein Glaubensbekenntnis überhaupt nicht bindet, daß er (auch außerhalb der religiösen Dinge) nicht hartnäckig gerade an einer von verschiedenen unbeweisbaren Möglichkeiten festhält. Es gibt aber auch unter den gebildeten und sonst unabhängigen Geistern viele, die gerade in religiösen Dingen festen Boden unter sich haben wollen und die sich dabei beruhigt fühlen, wenn ihre Ueberzeugung von vielen andern, die mit ihnen auf ungefähr gleicher Stufe stehen, geteilt wird und wenn ihr zur Bekräftigung zeitweise festlicher ernster Ausdruck gegeben wird. Es ist nun sehr wohl möglich, daß der Protestantismus diesen fortgeschrittensten Gottsuchern eine Zuflucht bietet, wenn die freieste Richtung in ihm, die bisher nur geduldet in einzelnen Gemeinden sich hervorwagt, sich zu größerer Bedeutung entfaltet. Diese freieste Richtung wird vielleicht dahin gelangen, ihren Kultus dem, aller menschlichen Züge entledigten Weltbewußtsein, zumeist durch die Gestalt Christi, zu widmen, die sich von jenem unpersönlichen Hintergrund als symbolische höchste Persönlichkeit abhebt. Schon die Gnostiker haben den „unbekannten Vater" dem Menschentreiben entrückt und es Christus, dem Sohne, überlassen.

Das Christusbild, an dessen Ausgestaltung die Jahrhunderte gearbeitet haben, ist das höchste menschliche Symbol, weil es das Opfer verkörpert. Ich meine damit nicht, daß es an sich nützlicher ist, für eine Sache zu sterben als für sie zu leben. Nach dem Maximum zu streben, wäre Eitelkeit oder Wahn. Auch bedarf die Welt überhaupt nicht nur der höchsten ethischen Betätigung — an deren Spitze allerdings das Opfer steht —, sondern im gewöhnlichen Lauf der Dinge nur der bürgerlichen Moral. Wenn die Gesellschaft einmal den Zustand technischer Vollkommenheit erreichen könnte, so würden die Opfertaten des Pflichtgefühls und des Mitgefühls viel-

leicht überflüssig werden. Gerade in unvollkommenen verworrenen Verhältnissen, die stärkere Ansprüche an den Einzelnen stellen, pflegt auch die Fähigkeit zur höchsten ethischen Leistung, zur Aufopferung häufiger zu sein. Großes ist jedoch ohne Opfer, ohne die Steigerung jener Selbstüberwindung, ohne die überhaupt nichts über den glatten Boden Hinausreichendes geleistet werden kann, selten zu vollbringen. Selbst das große Kunstwerk ist nur ausnahmsweise ein Geschenk der Götter, große Entdeckungen und Erfindungen sind oft die Ergebnisse jahrelangen mühseligen Ringens und erfordern zuweilen Heldentum, auch wenn nicht der boshafte oder wohlmeinende Unverstand der Umgebung oder persönliche Entbehrungen den Kampf erschweren. Wenn unsere Zeit die Arbeit mehr schätzt als irgendeine vorangegangene, so ist sie damit auch auf dem Weg zum Verständnis für die erhabenste Kraftanstrengung, für die äußerste Ueberwindung des angeborenen Willens zum Leben und zur Lust. Die Kraft, zu solcher Ueberwindung aus freier Entschließung, mit voller Einsicht in die Notwendigkeit und ohne Ruhmsucht bereit zu sein — ich sage, bereit zu sein, weil es oft nur vom Zufall abhängt, ob der Held wirklich untergeht — ist in der Tat die größte menschliche Leistung, und es ist ganz gerechtfertigt, wenn wir ihr mehr Verehrung zollen als einer rein geistigen, die wir wie eine andere mächtige Naturkraft anstaunen, ohne aber den Träger, den mit ihr ausgestatteten Menschen, darum als Uebermenschen zu verehren. Zum Typus jener Helden aber ist durch seine eigene Tat, mehr noch durch die Legenden und am meisten durch den Gang der Ereignisse Jesus Christus erhoben worden. Obwohl er an seine Aufgabe in dem Glauben herantrat, der verheißene Messias zu sein, so hat er doch in ihr offenbar von vornherein eine schwere furchtbare Pflicht erblickt, so daß er als Repräsentant des Opfermutes verehrt werden darf. Die Tatsache, daß er das Opfer, zu dem er bereit war, wirklich bringen mußte, hat das Christentum wahrscheinlich erst ermöglicht, gewiß aber ihm das Gepräge aufgedrückt, ebenso wie die Tatsache, daß er so jung gestorben ist, der neuen Religion einen jugendlichen Zug verlieh. Die Askese, die Buddhas Opfer war, und das hohe Alter das er erreichte, haben den Buddhismus lebensfeindlich und greisenhaft gemacht.

So ist trotz allen Wandels der Zeiten und obwohl die heutige Menschheit kaum irgend einem Anschauungskreise so ferne steht wie dem, aus welchem das Christentum hervorgegangen ist, unter allen bekannten Helden — denn es gibt ja auch unbekannt gebliebene,

stille — der Zimmermannssohn, sowie er nach den Evangelien in unserer Vorstellung lebt, der erhabenste und am allgemeinsten verständliche. Es hat dabei wenig zu sagen, daß sein Bild sicherlich ein vorwiegend mythisches ist, da die Grundlinien unzweifelhaft echt sind und der Mythus, der des Helden, der die Heuchler zur Rechenschaft zieht, die Verachteten emporhebt. die Sünden anderer auf sich nimmt, von Menschen geschaffen ist, die zum Teil selbst wie der große Paulus, heldenmütig gekämpft haben. Seine Gestalt steht an einem Wendepunkte der Geschichte im Schimmer der Verklärung als unzerstörbares Symbol. Der vollkommenste Moralunterricht für die Jugend — ich gebrauche das Wort Moralunterricht, nur weil ich es fertig vorfinde — müßte in die Mitte diese Figur stellen und rings um sie eine Darstellung der Entwicklung der Religionen gruppieren, um zu zeigen, wie das religiöse Bedürfnis, das unversiegbar ist, in immer höheren Formen seine Befriedigung gesucht hat und, wenngleich im Abstand, der Entwicklung des Denkens überhaupt gefolgt ist. Es ist, wie gesagt, möglich, daß speziell der Protestantismus, da er das Glück hat, nicht monarchisch regiert zu sein, zu immer freierer Auffassung gelangt und daß er schließlich in die freieste ausmündet.

Ich gestehe übrigens ohne weiteres, daß auch der Glaube an einen persönlichen Gott selbst heute noch und in unserer europäischen Welt für gewisse Personen und gewisse Kreise, die in Ausnahmsverhältnissen leben, einen wirklichen Wert besitzt. Zunächst einen rein praktischen. Es ist begreiflich, daß Menschen, welche die Last der höchsten Verantwortlichkeit zu tragen haben, Kaiser und Könige, im Gottesglauben nicht nur die konservative Macht, sondern innerlich einen Halt in ihm finden, es ist ferner begreiflich, daß Menschen, die einen sehr gefahrvollen Beruf ausüben, wie Matrosen oder Grubenarbeiter, das Bedürfnis fühlen, der Kraft des Gebetes zu übernatürlichen Gewalten vertrauen zu können und daß Leute in körperlicher oder geistiger Abgeschiedenheit, einsame Gebirgsbewohner, den Glauben an einen obersten Helfer und Erbarmer brauchen. Auf diese Volksklassen und auch außerhalb ihrer auf die Menge der Frauen, der die Kirche eine leidenschaftliche Gemütsbefriedigung bietet, stützt sich der Klerikalismus. Er bringt jedoch die Religion in einen so flagranten Widerspruch zum modernen Denken, daß er seine Anhänger intellektuell förmlich einmauern muß, um ihrer sicher zu bleiben und daß er anderseits alle geistig Lebhafteren unter ihnen zum Abfall treibt, noch ehe sie intellektuell reif dazu sind, das heißt,

noch ehe ihr Gesichtskreis genügend weit ist, um ihnen einen anderen Ausblick auf das Ideale zu eröffnen. Es handelt sich ja, wenn jemand nicht an einen menschenähnlichen Gott glaubt, darum, ob er über dem Gottesglauben oder unter dem Gottesglauben steht. Der ideale Verlust, den ein Teil der Menschheit durch das Schwinden des Kirchenglaubens erleidet, besteht darin, daß ihm die Symbole der Ehrfurcht für die höchsten Objekte der Ehrfurcht, für das ewig Unbegreifliche und für die in Christus verkörperte Opferfreudigkeit verloren gehen. Wenn diese Symbole fallen, so wendet sich die Verehrung um so leichter ausschließlich den Götzen zu, die das tägliche Leben ganz selbstverständlich beherrschen, dem Reichtum, der Macht, der Schlauheit und Rücksichtslosigkeit, die beide zu erringen weiß, kurz allem, was sinnfällig und kräftig auftritt. Indem die Kirche auch den Schlichtesten nötigt, von jenen hohen Dingen wenigstens für Augenblicke Kenntnis zu nehmen, indem sie ihm durch einen täglich und stündlich vorgeführten Anschauungsunterricht ihre Bedeutung predigt, die dadurch noch erhabener erscheint, daß alle irdische Herrlichkeit sich demütig davor beugt, bereichert sie die Gefühlswelt auch derer, die sonst nur im Dunkel ihres mühseligen Erwerbslebens oder zwischen ihren groben Freuden gebannt bleiben würden. Ja, indem sie das Unbegreifliche verkündigt, indem sie die Dreiheit in der Einheit ausspricht und den Glauben daran verlangt, ist sie, wenn sie nicht in die grobe Wunderwelt hinabsteigt, auch dadurch eine Lehrerin der Ehrfurcht für das Geheimnisvolle, das uns trägt und umschwebt. Dem Gläubigen bietet Gott ferner den festen Punkt für sein individuelles und für das Weltleben. Wozu leben wir alle? Wozu dient alle die Arbeit und Not, von der einst doch nichts übrig bleiben wird? „Sie dient", so sagt der Gläubige, „dazu, Gott zu gefallen, dem liebevollen, allmächtigen, allweisen Wesen, das allein weiß, für welchen Zweck es die Schöpfung ins Dasein gerufen hat."

Das ist die Weltanschauung für die kleinen Leute, die ohne Aussicht auf Wohlergehen oder persönliche Anerkennung mühselig den Weg zurücklegen, an dessen Ende das Grab wartet, auf dem das niedrige Kirchhofkreuz wachen wird. Ein Glaube für die Dürftigen, denen weder Kunst noch Natur, weder Phantasie noch Humor, noch Selbsttäuschung das Leben bunter macht, ein Glaube also ganz besonders für die Armen des Nordens, des Protestantismus. Da verleiht Ehrbarkeit die Befriedigung und den Schmuck, und Gottvertrauen den tiefen Sinn.

Die erste Sorge konservativer Bürgersleute bei dem Gedanken an das Hinschwinden des Glaubens ist jedoch, daß die Moral darunter leiden werde.

Die Moral ist in der letzten Zeit arg in Verruf gekommen, da man ihr nachgewiesen hat, daß sie recht niedriger Abstammung sei. Ich will gegen diese Ahnenprobe hier nichts einwenden, als daß sie nur teilweise richtig ist und daß übrigens die Moral keineswegs die gesamte Ethik in sich faßt, die etwas viel Höheres und Edleres ist. Die Moral, die gewöhnliche bürgerliche Moral, ist überschätzt worden, das hat Nietzsche tapfer und mit geistreichen Uebertreibungen ausgesprochen, und sie mußte daher auch wieder einmal unterschätzt werden. Aber entbehren kann man sie nicht, da auf ihr, als dem Sinn für Ordnung und Gesetz, die Möglichkeit einer leiblich ungestörten Entfaltung der menschlichen Kräfte, auch der herrlichsten und feinsten, beruht. Es ist nicht Sache der Moral, diese Entfaltung positiv zu fördern, den Menschen seelisch und geistig schöner und kräftiger zu machen, das ist nicht ihre Aufgabe; auch begnügt sie sich, nur soviel Opferfähigkeit zu verlangen als unbedingt nötig ist. Aber wenn sie verschwände, würde unbedingt das Chaos hereinbrechen.

Die bürgerliche Moral setzt die Regeln für den Lebenskampf fest. Anwendung von Täuschung, Hinterlist und direkter Gewalt, Durchführung des Kampfes bis zur Vernichtung der leiblichen Existenz wird nach ihr nicht gestattet. Nicht immer läßt der Gebrauch dieser Mittel auf Mitleidslosigkeit, also auf niedrige seelische Veranlagung schließen, aber doch in den meisten Fällen. Die bürgerliche Moral legt mehr Wert auf den Rechtssinn, und trotz aller Schwankungen im einzelnen ist sie sich in ihrer Meinung über das, was erlaubt und nicht erlaubt ist, im großen und ganzen seit Jahrtausenden gleich geblieben. Vielleicht ist unter ihren Ursprungsquellen auch das Spiel, das ja selbst bei den ungesittetsten Menschen der Regeln bedarf. Aber auch das Uebernatürliche hat sich frühzeitig hineingedrängt und ist zur Unterstützung herangezogen. Schließlich haben die großen Hüter der Beziehungen zum Uebernatürlichen, die Religionen, die Hut der Moral als ihre besondere Aufgabe erklärt und so hat man sich daran gewöhnt, Moral und Religion als unzertrennlich zu betrachten.

In der Tat war von allen Aeußerungen menschlichen Geistes und Gemütes seit jeher keine so eng mit dem Gedanken an das Göttliche verbunden wie die Moral. Nachdem der Mensch aus dem ersten Stadium der Naturbetrachtung, das man ein naiv-

realistisches nennen kann, herausgetreten war und anfing, den Naturkräften Absicht und einzelnen Gegenständen eine, auf seine Person gemünzte geheime Kraft zuzuschreiben und die Seelen Abgeschiedener als noch in einer irgend Form tätig zu denken, begannen bei höherstehenden Völkern auch die Versuche, unter die Mittel, die auf sie wirken können, das sittliche Verhalten aufzunehmen. Die Religion tiefstehender Völker ist oft geradewegs unmoralisch; in den bevorzugten aber wurden von den, nach dem Bilde der Menschen geschaffenen Göttern wenigstens einige die Hüter des sittlich Guten, und es standen Idealisten auf, die sich weigerten, anzunehmen, daß das überirdische Mächtige böse sein könne. In ihnen war nicht nur das Bedürfnis, die Menschen durch die Furcht vor einem Gott, der das Moralische will, zum Moralischen zu zwingen; es lebte in ihnen ein so starker, leidenschaftlicher Trieb, an das Gute zu glauben, das Böse nicht zu fürchten und ihm nicht zu schmeicheln, daß sie es mit dem Mächtigsten identifizierten. Solche Idealisten waren die jüdischen Propheten. Im alten Testament finden sich breite Spuren jener Auffassung, die Gott als vorwiegend feindliche Macht betrachtet. Man lese die Paradiesessage. Später aber wird der Zorn Gottes immer mehr, nicht nur auf die Feinde Israels, sondern auch auf die Bösen überhaupt abgelenkt, und die Propheten erklären Gott für die höchste Gerechtigkeit selbst, unzugänglich für materielle Gaben, nur empfänglich für die Spenden des Gemüts. In der alexandrinischen Zeit und in den Evangelien wandelt er sich zur höchsten Güte und Liebe, eine Vorstellung, die den Zelöten der folgenden Jahrhunderte nicht mehr entspricht.

Moral und Gottesverehrung stehen also, seit es eine Geschichte gibt, in engster Verbindung, und bis zum Beginn unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters galt es auch den Gebildeten allgemein als selbstverständlich, daß der „Weltgeist" moralischen Einflüssen zugänglich ist, und das Moralische, man könnte fast sagen, als seinen eigentlichen Daseins-Zweck betrachtet. Diese Auffassung ist für alle, die auf modernem Boden stehen, endgültig in den Abgrund der Vergangenheit gesunken. Wohl aber bleibt auch für uns ein Zusammenhang zwischen dem religiösen Gefühl — dem Ehrfurchtsgefühl — und dem sittlichen zurück. Wer der Ehrfurcht für das Erhabene fähig ist, fühlt auch Respekt für die Grundgesetze der Menschheit. Er weiß, daß der Zweck nur dann die Mittel heiligt, wenn der Zweck selbst heilig, das heißt, wenn er groß ist.

Im großen und ganzen ist die Rechnung richtig, daß ein intensiver echter Glaube und sittliches Verhalten zusammengehen; aber

hängen zusammen, weil sie derselben Wurzel entspringen, die tief in der Seele des Individuums liegen muß und die auch der Unterricht nur hineinsenken kann, wenn die Natur des Schülers es will. Leichter einzupflanzen und zu nähren ist allerdings die Furcht, deshalb sich denn auch alle religiösen Apostel hauptsächlich auf sie verlassen haben. Aber schon in den Zeiten der stärksten Glaubens-[illegible] hat es Furchtlose gegeben, die der Hölle spotteten; bei anderen hat die augenblickliche irdische Lockung die Zukunftsbedenken ebenso überwunden, wie sie noch jetzt die Furcht vor dem Gefängnis überwindet, und wieder andere haben, da sie nun einmal glaubten, es lieber als mit Gott mit dem Teufel gehalten, dessen ungeheure Macht unablässig geschildert wurde. Die Kirche hat dem Teufel jahrhundertelang die größte Reklame gemacht, und im Vergleich mit den verschiedenen bösen Geistern, die vor der Einführung des Christentums überall herumspukten, war der von ihr verwünschte Teufel ein ebenso großer Herr, wie es Gott im Vergleich mit den Heidengöttern war. Das Christentum hat also nicht nur eine [illegible] Haben-Seite; es hat, wie man sieht, selbst abgesehen von dem Religionshaß, der sein Wachstum, seine Verteidigung und seine Spaltungen begleitete, auch seine Soll-Seite.

Die direkte moralische Wirkung des Christentums hat sich am besten auf dem Boden der dekadenten klassischen Kultur bewährt. In Judäa trat es als Opposition gegen beschränkten, klügelnden [illegible]glauben auf; in den slavischen Ländern, wo es schon mit An-[illegible] erscheinen konnte, bekämpfte es die Roheit der alten Kultur; in der germanischen lehrte es die Hoheit des scheinbar Niedrigen und gab neuen Denkstoff den Geistern. In Rom aber wurde es [illegible] durch den Gegensatz zur grenzenlosen Genußsucht, zu der [illegible]ischen und arbeitsscheuen Lebensauffassung, die in der Kaiserzeit um sich griff und beherrschend wurde. Der Grundgedanke des Christentums war für den Römer die Askese, und da jeder Akt von moralischer Selbstüberwindung eine Art von Askese ist, wirkte das Christentum in dieser lärmenden Welt, wenngleich es die süd-liche Lebensleidenschaft nur wenig eindämmen und das tiefeinge-wurzelte Heidentum nicht zerstören konnte, bis zu einem gewissen Grade moralisierend.

Der Nordländer brauchte keine Askese. Er brauchte in seiner [illegible]ung Denkstoff, und diesen hat ihm das Christentum reichlich [illegible]; er brauchte ferner Mahnung an die Macht des für die [illegible], volkstümliche Schätzung Niedrigen, und diese Mahnung

bot das Bild des Gekreuzigten. Was man dem Christentum zum Vorwurf macht: daß es die einheitliche Anschauungsweise und die einheitlich nationale Entwicklung gebrochen habe, ist im Gegenteil sein Verdienst; gerade die Vielfältigkeit der Elemente sichert den Reichtum einer Kultur und gerade Einheitlichkeit der Anschauungsweise führt zur Verarmung. So war ja auch die Lebensanschauung der Griechen höchst mannigfaltig. Das Christentum hat den, schon in der germanischen Göttersage aus der Hülle hervorbrechenden Sinn für das Tragische im Weltlauf vertieft, das Leiden vergöttlicht und hat in Bildersprache verkündigt, was siebzehnhundert Jahre später Kants Erkenntnislehre zum klaren Begriff erhob: daß hinter der sinnlichen Welt das Unsinnliche, hinter dem Verständlichen das Geheimnisvolle steht. Dadurch hat es indirekt auch moralisch gewirkt, und es hat ferner versittlichend gewirkt, indem es den dürftigen Norden kulturell befruchtete, also die Roheit zurückdrängte und gewisse Hemmungen vor das Handeln einschob. Aber weder für die eine, noch für die andere Einwirkung sind wir jetzt auf das Christentum oder überhaupt auf irgendeine der historischen Religionen angewiesen.

Noch in späterer Zeit konnte und kann die Herrschaft der Religion auch moralische Erfolge erzielen. Die Voraussetzung ist jedoch eine starke geistliche Ueberwachung, ein förmliches Netz von Anstalten, in denen religiöser Eifer herrscht und ein fester Glaube an die Autorität dieser Anstalten, der aber nur durch Absperrung gegen die Außenwelt zu erhalten ist. Wenn all dies glückt, so kann ein leidlicher Stand bürgerlicher Sittlichkeit erzielt werden, die freilich mit Heuchelei stark versetzt, jedenfalls aber durch Einförmigkeit und Beschränktheit des Geisteslebens erkauft ist.

Um die stärkste Triebfeder der Sittlichkeit, das Mitgefühl, zu pflegen, bedürfen wir nicht mehr der Religion. Auch nicht, um das Pflichtgefühl zu pflegen. Schon die Tatsache, daß die Schule als Autorität auftritt und dem Schüler Befehle erteilt, erzieht den Durchschnittsmenschen zum Pflichtgefühl, und die Notwendigkeit der Arbeit setzt die Erziehung fort. Allerdings ist es Sache der allgemeinen Politik und der Wirtschaftspolitik, moralische Erziehung überall möglich zu machen. Wenn Kinder im Elend oder in verbitterter oder zerrütteter häuslicher Umgebung aufwachsen, wenn der Druck der Verhältnisse so stark ist, daß das Gefühl der Auflehnung das Gemüt ganz beherrscht, dann ist es kein Wunder, daß mehr Individual-Revolutionäre, das heißt Verbrecher, aufstehen als das

Vorhandensein krankhaft verbrecherischer Anlagen oder Roheit oder Stumpfsinn allein hervorbringen würde. Wer sollte Rechtsinn haben, der praktisch kein Recht hat?

Das Pflichtgefühl ist ein Glaube; der Glaube, daß es so sein müsse. Warum es so sein muß, warum Dies und Jenes getan oder unterlassen werden muß, darüber wird im einzelnen Fall gar nicht mehr nachgedacht. Vielleicht ist es nur durch Drohungen eingebläut worden, und der Stock ist längst vergessen, oder es ist persönliche Aengstlichkeit; vielleicht ist es unbesehene Gewohnheit und Nachahmung; vielleicht die Wirkung eines ästhetischen, eines Symmetriebedürfnisses, vielleicht die einer vagen Vorstellung von der Notwendigkeit eines gewissen Quantums von Verläßlichkeit zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft. Wenn das Staatsbürgerbewußtsein im Einzelnen geweckt ist, so wird das Pflichtgefühl gestärkt, werden die Ordnungstugenden befestigt.

Die stärkste Stütze aller Moral aber ist das Ehrgefühl, das Bedürfnis nach Selbstachtung. Dieses Bedürfnis fehlt ursprünglich keinem Kinde, aber bei jedem kann es auch in die falsche Richtung gelenkt werden, und manches gelangt zum Verbrechen, weil es Verbrechen rühmen hört oder den Vorwurf der Feigheit fürchtet, wenn es sie unterläßt. Die moralische Erziehung muß also dem Kinde zeigen, daß die Kraftleistung des Verbrechens eine untergeordnete ist, daß, wer sich auf außergewöhnliche Weise betätigen will, dazu in einem freien Staate Gelegenheit genug findet, und daß in jedem irgend eine Fähigkeit liegt, die er nur zu entwickeln braucht, um sich hervorzutun. Sie muß zeigen, daß es eine Schande ist, die für das Leben der menschlichen Gesellschaft festgesetzten Kampfregeln zu verletzen, genau wie es eine Schande ist, die Spielregeln zu verletzen und daß es zumeist ein Beweis tiefster Inferiorität ist, wenn der Mensch kein anderes Hilfsmittel mehr hat als das Verbrechen, und sein Leben oder gar den Lebensgenuß höher hält als die eigene Achtung. Der Ehrenrichter im Innern des Menschen ist der mächtigste Wachmann. Daß man aber das Ehrgefühl steigern und lenken kann, ist unzweifelhaft.

Mitgefühl, Pflichtgefühl, Ehrgefühl wechseln an Macht; das Aufgeben aller ist der Zusammenbruch eines Volkes. Ein Volk mit großer Unterschicht von Geringberechtigten oder Hoffnungslosen ist solchem Zusammenbruch leichter ausgesetzt. Aber die Erziehung muß mitwirken, um es zu heben; vorläufig ist sie noch nicht methodisch, sie dringt jedoch von allen Seiten ein, und zu-

sammen mit der Bereicherung und Verfeinerung des Lebens und der zunehmenden Macht des Gesetzes ändert sie allmählich die Verbrecherstatistik zum Bessern. Daß viel Böses auf Erden geschieht und geschehen wird, das kein Gesetz fassen kann, ist selbstverständlich. Der äußerlich sichtbare moralische Fortschritt vollzieht sich unter dem Einfluß der Kultur rascher als der innerliche. Aber für den Gesamtfortschritt ist der äußerliche vielleicht noch wichtiger als der innerliche.

Das wichtigste Erziehungsmittel, und nicht nur für die Jugend allein, ist das Vorbild. Denn der Anblick des Vorbildes regt den Ehrgeiz an und zeigt, was möglich ist, wie weit der Mensch seine Willenskraft anspannen und was er erreichen kann. Die geistlichen Orden sind, wie man zugestehen muß, reich an Vorbildern; Missionäre und Krankenschwestern leisten, durch den Glauben gestärkt, zuweilen fast Uebermenschliches. Aber um Nachahmung zu wecken, ausgenommen bei Personen, die selbst wieder den großen Schritt zum Ordensleben tun wollen, stehen sie der bürgerlichen Gesellschaft zu fern; schon das Kleid kennzeichnet sie als besondere, zur Entsagung und Aufopferung bestimmte Klasse. Es werden aber unter uns auch edle und mutige Männer und Frauen aufstehen, die ihre Kraft nicht vom Himmel holen, Männer und Frauen, die durch großen Charakter hervorragen, vielleicht dem öffentlichen Leben, vielleicht auch nur dem alltäglichen Erwerbsleben angehörig, vielleicht dem Wohltätigkeitsdienst sich widmend, aber sittlich so bedeutend in irgend einer Weise, daß sie als Beispiel wirken. Um Menschen solchen Schlages hervorzubringen, bedarf ein tüchtiges Volk keines Kirchenglaubens, und auch sie bedürfen seiner nicht. Aber sie werden ehrfürchtige Menschen sein, religiös in ihrer Art.

Die Menschen, die ich meine, werden praktisch tätig sein, denn sie wissen, daß unser Leben nicht zwecklos, sondern daß es ein Weiterbauen an dem Schöpfungswerke ist und daß Jeder, der Freude mehren, Unglück lindern und den menschlichen Kräften Wege schaffen hilft, mitarbeitet am Werke der immer fortdauernden Schöpfung. Solche Menschen werden wirksame Vorbilder sein, denn an ihnen wird man messen, was Ehre verleiht. Ihr Beispiel und ihr Urteil wird das Ehrgefühl von falschen Zielen ablenken und die Meinung über das, was als gut und böse zu betrachten ist, beeinflussen. Sie werden das nötige Gegengewicht zu denen bilden, die die Welt vorwiegend beschäftigen und die, nicht durch Genie, das immer fruchtbar ist, sondern durch bloße Gewandtheit

und Rücksichtslosigkeit zu einem größeren oder kleineren Partikelchen von Macht gelangen. Neben diesen nur Erfolgreichen werden die sittlich Starken stehen.

* * *

Sollte etwa das Hinwelken des Unsterblichkeitsglaubens eine unersetzliche Einbuße für die Menschheit sein? Bei der Zähigkeit, mit der die Menschen am Leben hängen, ist es auf den ersten Blick verwunderlich, daß er sich viel weniger widerstandsfähig gegen die modernen Ideen erwiesen hat als der Gottesglaube. Die Ursache liegt darin, daß seine tieferwurzelnde Hälfte, die Furcht vor Höllenstrafen und Gespenstern, all zu eng mit mittelalterlicher Anschauungsweise zusammenhängt, der Fortdauerglaube jedoch, der an die Hoffnung appelliert, auch in gut christlicher Zeit, wie manche Zeichen verraten, nur schwachen Anhang gehabt hat. Dort drohten böse, aber sinnliche Bilder, hier gute, aber ziemlich unsinnliche. Die Form, in der das Christentum die Unsterblichkeit darstellt, selbst die eindrucksvollere [illegible]glaubige, das Dasein in einem bessern Jenseits ohne Individualität und mit überschwenglichen übersinnlichen Genüssen muß für die meisten Menschen allezeit wenig Verlockendes gehabt haben und höchstens bot sie trauernden Hinterbliebenen einen dürftigen Trost. Der Mensch will weiterleben, aber er will es in einer, der irdischen möglichst ähnlichen Weise, und insbesondere ist ihm nicht damit gedient, daß er im Jenseits seine Persönlichkeit verlieren soll, eine Aussicht, die schon den alten Egyptern, wenn sie des künftigen Lebens gedachten, bange machte. Der vollständig veredelte Unsterblichkeitsglaube ist denn auch allezeit nur eine Religion der Elitemenschen gewesen und bis in die deutsche klassische Epoche hinein fand er Anhänger unter den erlesensten Geistern. Lessing erklärt, daß eher noch Gott als die Unsterblichkeit zu entbehren wäre, Kant braucht sie, um der Seele Zeit zur sittlichen Vervollkommnung zu gewähren, und Goethe verlangt nach ihr, weil die Natur, wenn sie ihm das irdische Feld der Tätigkeit verschließe, ihm ein anderes zu öffnen schuldig sei. Der Dichter und Forscher, in dem der Schaffenstrieb trotz des höchsten Alters nicht erlosch, vermochte sich ein völliges Aufhören nicht vorzustellen, vermochte den Gedanken daran nicht zu ertragen. Die ungebrochene Arbeitskraft des großen Mannes verlangte nach Fortdauer. Aber gerade Goethe muß auch gefühlt haben, daß im Einzelleben selbst ein Unsterbliches liegt, auch außerhalb der Tat.

Wo immer wir uns über unsere Person erheben, treten wir in ein weites Gebiet ein. Auch das Aufgehen der Seele in Betrachtung läßt sie über die Schranken der Zeit hinausschweben. Ein großer Teil der Vorstellungen und Gefühle des Individuums gehört nicht ihm allein an.

Viele Freuden, viele Leiden werden genau ebenso wie von den Gegenwärtigen von viel später Kommenden erlebt werden. Sogar die Eindrücke werden sich ganz genau wiederholen; dasselbe Landschaftsbild, dasselbe Kunstwerk, das mich erfreut, wird noch Tausende erfreuen. Dieser Teil meines Bewußtseinsinhaltes geht absolut nicht unter, auch wenn der bestimmte Komplex von Eigenschaften vernichtet wird, der meine Person ausmacht, und wenn das unmittelbare Bewußtsein von diesem Komplex und die Fülle der Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, das heißt mein Ich-Gefühl, erlischt. Wenn das Bewußtsein des Lebenden sich über den bestimmten Komplex, über die enge Wohnung, in die es gebannt ist und durch die es alle Eindrücke empfängt, erhebt, so kann es sich fortgesetzt denken in jenem Teil seines Inhalts, der sich bei den Nachlebenden wiederholen wird. Wenn wir die Gestirne, das Meer, die Berge, wenn wir mächtige Bauwerke erblicken, so können wir uns sagen, daß diese Bilder und auch die Stimmung, die sie erwecken, sich in vielen Tausenden von Augen und Seelen nach uns ganz ebenso finden werden wie in uns. Sie verbinden uns mit der Nachwelt und die Nachwelt mit uns, und es ist kein Unterschied zwischen unserem, sie genießenden Teil und dem des zukünftigen Beschauers. Wenn ich in ihrer Betrachtung aufgehe, frei von dem Bewußtsein meiner bestimmten Person, das heißt ungestört durch den Gedanken an das was sonst meine Person ausmacht, so bin ich eins mit Allen, die später in ihrer Betrachtung aufgehen werden. In diesem Moment bin ich nicht der X. und nicht der Y. sondern ich bin der Empfänger an sich, bin das Empfangene selbst. Wenn ich den Wald mit voller Seele genieße, erfüllt sie der Wald, und wenn ich am Meeresufer zusehe, wie die Wellen anschlagen und die weite Fläche im Lichte zittert, erfüllt sie das Meer, und wer wie ich den Anblick in sich einsaugt, dessen Seele erfüllt wie die meinige der Wald und das Meer, dessen Seele ist deshalb, was meine ist, das ist was ich bin. Er ist ich und ich bin er, auch wenn er Hunderte von Jahren nach mir lebte oder Hunderte von Jahren vor mir gelebt hätte. In dem Augenblicke, in dem der Mensch seine enge Persönlichkeit vergißt, fühlt er sich als ewig.

Darum ist es uns schmerzlich, wenn wir wissen, daß ein Gegenstand, den wir in unserem Gefühlsleben gerne eine große Rolle spielen lassen, nach unserem Tode nicht mehr sein wird, und es hat etwas Beruhigendes, sich vorzustellen, daß Dinge, die unser Wohlgefallen erregen, auch das Wohlgefallen künftiger Geschlechter erregen können. Aus dem gleichen Grunde suchen Eltern in den ihnen gewohnten Verhältnissen ihre Kinder festzuhalten und jeder wünscht seine Anschauungsweise zu vererben und dadurch, daß er einem ihm liebgewordenen Bewußtseinsinhalt die Fortdauer sichert, einen Teil seines Selbst über seinen Tod hinaus fortzusetzen.

Wir haben mehr Verbindung mit Vergangenheit und Zukunft als wir glauben: wir müssen uns ihrer nur bewußt werden. Eine Kette von Liebe geht durch die Zeiten. Wer wäre niemals geliebt worden und würde niemals lieben? Die Liebe der Früheren schließt uns an längst Verstorbene, und unsere Liebe für Jüngere schließt uns an Künftige an: ein schimmerndes Gefühlsband aus einer Ferne in die andere.

Die Menschen wollten aber, daß gerade das unvergänglich sei, was am vergänglichsten ist: das Ich. Das Ich, das erst im Laufe des Lebens entsteht, das nur eine Bewußtseinserscheinung ist, die sich jedesmal in dem Augenblick bildet, in dem Denken und Fühlen aufeinandertreffen, gerade dies sollte unsterblich sein. Ob man es wirklich glaubte, sei dahingestellt, man wünschte aber, es glauben zu können. Erst der moderne Mensch hat den Mut zur Sterblichkeit, den einst die Alten hatten, wiedergewonnen. Er weiß, daß das menschliche Ich, eben weil es die Blüte der Schöpfung ist, verwelken muß; er darf sich aber auch sagen, daß nicht alles, was sie in sich birgt, verschwindet. Um dessen gewiß zu werden, bedürfen wir keines religiösen Glaubens. Unsere feinsten Regungen führen uns über die räumliche und zeitliche Enge hinaus. Im übrigen läßt sich in dieser Enge gut wurzeln, und man braucht sie der Menschheit eigentlich nicht erst zu empfehlen. Die Jugend genießt in vollen Zügen. Mit dem Fortschreiten der Jahre löst sich mehr und mehr das Verlangen nach dem Vergänglichsten ab und die Seele wendet sich, wenn sie reich genug dazu ist, anderen, überpersönlichen Zielen zu. Sie bereitet sich auf das Aufhören des Ich vor.

* * *

Zweierlei Aberglauben hat die Menschheit vorwärts bringen geholfen: der feste Glaube des Durchschnittsmenschen an seine alles

überragende, entscheidende Wichtigkeit und der feste Glaube an die Freiheit des Willens. Der Durchschnittsmensch hält seine Person für den Mittelpunkt des Universums. Unsere Voreltern, die immer im Kampfe standen, haben uns diese Auffassung vererbt, die jedem naheliegt, der sein Leben oder seine Existenzmittel oft bedroht fühlt oder oft genötigt ist, gewagte Entschlüsse zu fassen. Wer für sich kämpfen muß, wird notwendig egoistischer, und andererseits kämpft unter den Durchschnittsmenschen der Egoist am hartnäckigsten. Der Glaube an die Freiheit des Willens, der nicht minder natürlich ist, steigert gleichfalls die Energie. Denn wenn die Menschen sich dem Gedanken an die Unfreiheit hingeben, ehe sie ihn zu Ende denken gelernt haben, so werden zwar die Zuversichtlichen noch zuversichtlicher, die Zaghaften aber noch zaghafter. Die Wahrheit ist ja, daß der Einzelne aus sehr verschiedenen Kräften besteht, daß er aber ihr Ausmaß nicht kennt und daß er nie voraus wissen kann, ob er sich nicht durch Anstrengung noch mehr und noch Besseres abzugewinnen vermag. Die ewige Vorausbestimmung darf uns daran nicht irre machen, da doch die Kräfte **in uns** ein Teil der vorausbestimmenden Macht sind. Nur wer eine allein prädestinierende Gewalt außerhalb des Menschen annimmt, einen Gott, kann dazu kommen, sich willenlos oder mindestens widerstandslos dem Kismet zu überlassen. Der moderne Mensch verträgt auch die Lehre von der Unfreiheit des Willens und von der Vorausbestimmung.

Die moderne Welt bietet aber auch denen, die erkannt haben, daß sie nur zu bescheideneren Rollen geeignet sind, viel mehr Mittel, sich mit dem Dasein abzufinden, als die Vergangenheit. Zunächst durch die größere Freiheit der Konkurrenz. Wer für sich selbst zu wenig Wohlsein oder zu wenig Geltung errungen hat, kann doch hoffen, daß seine Kinder, seine Enkel den Versuch, der ihm mißglückt ist, erfolgreicher unternehmen werden; er hat größere Hoffnungen vor sich, als man sie ehedem hatte. Es tritt aber noch etwas hinzu: die moderne Welt erweitert den Lebensinhalt eines Jeden.

Es hat zu Zeiten gewiß mehr Menschen gegeben, die einen **starken** Lebensinhalt hatten, als heute. Das europäische Mittelalter mit seinen Fehden, Städtekriegen, Kreuzzügen und Thronstreitigkeiten war viel reicher an Gefahren, Aufregungen und schicksalsschweren Entschlüssen, als unsere Gegenwart. Die Menge freilich war vorwiegend leidend: wer aber Kraft in sich spürte, das Glück zu versuchen, fand sich bald in ein Netz von Kämpfen aller Art

[illegible], die die Persönlichkeit noch ganz anders in Anspruch nahmen, als die Kämpfe, welche die Erfolgsjäger unserer Zeit ausfechten. Was wir aber voraus haben, ist die Weite des Lebensinhalts, die Ausdehnung und Fülle des Gesichtskreises, die uns durch die Naturwissenschaften, die Geschichte und die großen allgemeinen Bestrebungen geboten wird. Der mittelalterliche Mensch hatte seinen kleinen Horizont, las wenig, erfuhr wenig und lebte [illegible] einförmig; die Kunstwerke, die herrlichen, erstanden nur langsam vor seinen Augen, wie Bäume, die ruhig wachsen, die Gestalten der Sage, der Dichtung waren gering an Zahl, das Weltbild war eng und verworren. Im Vergleiche damit ist unsere Zeit fast unendlich reich an Interessen, und jeder kann tausenfach Anteil nehmen, wissenschaftlich, künstlerisch, politisch, so daß für uns die Gefahr der Zersplitterung sehr groß wäre, wenn nicht die Notwendigkeit des persönlichen Lebens entgegenwirkte. Gerade die sich immer mehrende Menge derer, die nicht selbständig kämpfen, das Heer der Arbeitnehmer aller Art und jeder Stufe zieht — wie zum Ersatz für den geringeren Anlaß zu individueller Betätigung — aus der Erweiterung des Gesichtskreises den Gewinn des Mit-Erlebens, vor allem aber sind es die Frauen, denen dadurch eine Bereicherung des Daseins zuteil wird. Unsere Generation als Ganzes genommen, genießt die Welt viel mehr, als sie jemals genossen wurde; das Weltbild ist unendlich größer und unendlich mannigfaltiger und spiegelt sich in viel mehr Geistern und Gemütern ab als je zuvor.

Daraus ergibt sich auch, daß der Einzelne eine viel größere Möglichkeit hat, mitzuarbeiten. Wenn es die Aufgabe der Menschheit ist, zu schaffen, so kann an ihr auf seine Weise jeder teilnehmen, indem er eine große schaffende Individualität, oder eine gute Sache unterstützt oder in einem kleinen Kreis, sei es auch nur im Kreis der Familie, für die Steigerung der schaffenden Kräfte wirkt. Ist es ihm Bedürfnis, mit dem großen Ganzen durch die Zeit zusammenzuhängen, so hat er reichlich dazu Gelegenheit.

* * *

Als einer der höchsten Gegenstände des Denkens, hat immer die Frage nach dem Weg zum Glück gegolten. Diese Frage, deren Beantwortung durch Aufstellung eines Lebenssystems dem freien Menschen als pedantisch erscheint und die den Widerspruch in sich [illegible] ein praktisches Ziel theoretisch anzustreben, unendlich Komplexes in Formeln fassen zu wollen, ist besonders beliebt in einem

gewissen Stadium der Geisteskultur, wo man den Reichtum der menschlichen Natur nicht kennt oder vor ihrer wilden Fülle erschrickt. Je nach persönlicher Anlage und Landesart führt sie zum Epikuräismus, der das Leben als Vergnügungsreise auffaßt, zum Stoizismus, für den es eine Robot ist, oder zur Askese, die es wie eine Krankheit mit strenger Diät behandelt.

Von solchen und ähnlichen Doktrinen wenden wir uns weit ab. Für uns hat das Menschenleben einen tiefen, mit dem ganzen Weltleben zusammenhängenden Sinn. Die Menschheitsarbeit ist die Fortsetzung des Schöpfungswerkes. Wie die Offenbarung des Absoluten, die Offenbarung Gottes von Ewigkeit her in ununterbrochenem Schaffen besteht, so sucht auch der zum Bewußtsein der Bedeutung seines Wirkens gelangte Teil des Absoluten, die Menschheit nicht nur sich fortwährend zu erneuern, sondern auch vollkommen Neues hervorzubringen. Familie und Staat, Ordnung und Sicherheit, gegenseitige Hilfe und Arbeitsteilung, alle Werke der Kunst und Technik, und vor allem der hochstehende, wissende und forschende, liebende und genießende Mensch selbst, sind neue Erscheinungen, sind Schöpfungen, an denen die Menschheit gearbeitet hat und immer noch fortarbeitet, an dem jeder Einzelne, und sei es in noch so bescheidener Weise, mitwirkt. Das Schaffen ist der objektive Zweck der Menschheit. Der subjektive Zweck des Einzelnen aber ist die Freude, und es ist das schönste Geschick, wenn die beiden Ziele zusammenfallen, und wenn der Einzelne seine Freude im Schaffen findet. Diese Gunst ist nur Wenigen beschieden, aber der Trieb danach ist in Vielen, ist in den Meisten. Daher kann man nicht sagen, daß das Leben leer und ziellos geworden sei, wenn seine Beziehung zu einem persönlichen Gott aufgehört hat; es hat nach wie vor seinen hohen Zweck und seine hohe Freude.

Das Leben Gottes — für uns: das Leben des Absoluten, seine Art, sich im Großen und Kleinen zu bewegen, das, was wir Gesetze nennen, ist der andere ewige Gegenstand. Hier kommen wir an eine Linie, über die wir nicht hinaus können und wo an Stelle des Denkens die unbestimmte, von Gefühl begleitete Vorstellung tritt. Dieses Gefühl, das der Ehrfurcht, verlangt in Ermangelung eines deutlichen Objekts nach Symbolen. Wir brauchen ebenso Symbole, wie unsere Voreltern sie brauchten.

Von selbst bietet sich das Symbol in der Natur und am schlagendsten dort, wo sie das Erhabene darstellt: im Sternenhimmel, in hochgetürmten Bergen, in weiten Ebenen, im Meer.

Das Meer, das unübersehbare, wogende, dessen Oberfläche unter jedem Windhauch und jedem Sonnenstrahl sich ändert, dieses Bild des unendlichen, immer wechselnden und sich doch innerlich immer gleichbleibenden Lebens ist das größte der Natursymbole.

Am nächsten den Natursymbolen stehen die, welche die Architektur uns bietet. Die wahrhaft großen Bauwerke sind selbst wie ein Stück Natur: Imponierend durch Masse, zum Teil zwecklos, obwohl Zwecken angepaßt, das Produkt nicht eines einzelnen, da viele die Mittel liefern und daher den Geist, der sie durchdringt, als Geist von ihrem Geiste erkennen müssen, mit eigener Sprache, da sie keinen lebendigen Organismus nachahmen, mit eigenem Charakter, eigener Seele. Die stärksten architektonischen Symbole des Erhabenen hat das Mittelalter geschaffen, die steinernen Versuche ganzer Generationen, sich Gott zu nähern. Diese Wahrzeichen der Ehrfurcht gehören ebensowenig denen allein, die jetzt ihren Gottesdienst darin abhalten, wie die Berge und Wälder denen allein gehören, die sie gekauft haben, sondern ästhetisch eines jeden Besitz sind, der sie fühlend betrachtet.

Die nachbildende Kunst gibt uns Symbole des Erhabenen, wo eine starke Seele, ein erhabener Geist aus ihnen spricht, vollends, wenn das Erhabene zum Vorwurf gewählt ist. Man denke an die Werke Michel Angelos. Vielleicht werden einst auf den Plätzen der Städte Bildsäulen stehen, die zur Ehrfurcht mahnen.

Die Musik ist die religiöse Kunst von altersher. Aber auch die Dichtkunst gibt Symbole der Ehrfurcht, indem sie uns die Uebermacht des in uns und außer uns wohnenden Schicksals zeigt.

Das höchste Sittliche, der Opfermut, ist ein Erhabenes an sich. Sein Symbol bleibt das Kreuz. Das Symbol unserer unreligiösen und doch religiösen Weltanschauung ist das Kreuz auf dem Hintergrunde der Unendlichkeit.

Wir verehren den Opfermut, der, wenn sich nicht Eitelkeit oder Rache oder Fanatismus hineinmengt, das Höchste ist, wozu der Mensch sich aufschwingen kann. Der Mensch, der bereit ist, sich zu opfern, ist der Heros, ist größer als die Götter. Und in jeder wahrhaft sittlichen Handlung verbirgt sich, wenn auch nur als dunkler, [illegible]ender Tropfen, ein Opfer.

Wir verehren das Ewige, das den Erscheinungen zugrunde liegt. Die Welt ist aus dem Streite hervorgegangen, und die Kämpfe in der Natur oder die Spuren vergangener Kämpfe in ihr sind Symbole der Größe. Wir verehren das Ewige, das sich, wie im Guten

und Schönen, auch im Bösen zeigt, das heißt in jenen Widersprüchen, aus denen nicht ein Höheres hervorgeht. Und wer in Ehrfurcht dieses Geheimnisvollen zu gedenken vermag, kann weder in überschwängliche Selbstsucht und Selbstanbetung noch in Kleinheit verfallen.

Die Menschheit ist in gewissem Sinne immer polytheistisch, und sie ist es auch jetzt. Wir haben unseren Olymp wie die Alten.

Da ist die Gottheit Nation. Wir lieben unsere Nation, soviel wir auch zuweilen an ihr zu tadeln finden, wir wollen sie immer vollkommener und — gestehen wir uns diesen menschlichen Zug — immer angesehener und mächtiger. Warum wir sie lieben ist schwer ganz zu definieren. Aber gewiß lieben wir sie auch darum, weil dieses Gefühl den einzelnen über die Unzulänglichkeit seiner persönlichen Kräfte und Gaben hinaushebt und ihm ein höheres Selbstgefühl und einen veredelten Egoismus verleiht. Denn die Gesamtheit, der er angehört, ist jene höhere Individualität, die mit ihren zahllosen und mannigfaltigen Kräften der reichsten Entwicklung fähig ist und die nun der Träger der besten seiner Wünsche und Hoffnungen wird. Geistige Verwandtschaft zwischen Völkern, die zumeist auf physischer beruht, aber durch den Gang ihrer Schicksale beeinflußt wird, kann weitere und immer weitere Gesamtheiten schaffen; für jetzt ist die lebendigste die Nation, und vielleicht am deutlichsten tritt das Wesen des nationalen Gedankens in Frankreich hervor. Dort wird La France verehrt wie nur irgend eine Gottheit des Altertums von den Hellenen verehrt werden konnte. Nicht als ob der einzelne Franzose bereit wäre, sich für die anderen Franzosen zu opfern; aber das Idealbild Frankreichs, das alle schönen Züge der Nation in sich vereinigt, liebt er und betet er an; es ist sein idealisiertes Menschentum und ist zugleich er selbst.

Eine Gottheit ist auch jede Kunst und jede Wissenschaft, und jede hat Verehrer, die zu den schwersten Opfern für sie bereit sind.

Eine Gottheit ist die Pflicht, die aus der Liebe erwächst, und oft kennen Frauen und Mütter keine andere und sind groß, indem sie ihr dienen.

Eine Gottheit ist die Schönheit; ihr allein zu dienen, ist gefährlich.

Eine Gottheit mit unheimlichem Zug um den Mund ist der Ruhm.

Und nun weiter: Tausende gibt es, auch recht kleine Menschen, die sich selbst Gott sind und die diesem Gott alles opfern. Sie wollen sich in ihrem Machtgefühl und Selbstgefühl bespiegeln.

Eine mächtige Gottheit ist das Geld. Es gibt Menschen, die seine Knechte sind, die jede Stunde verloren glauben, die sie ihm nicht gewidmet haben, ihm wie etwas Heiligem Ehrfurcht erweisen. Merkwürdig ist, daß die Gelddiener zuweilen auch ehrfurchtsvolle Gottesdiener sind, besonders wo die Gottesvorstellung, wie bei den Juden und Protestanten, streng und fast abstrakt ist.

* * *

Unsere Verehrung des ewig Geheimnisvollen kann man selbstverständlich nicht Frömmigkeit nennen. Fromm wollen wir nicht sein. Frömmigkeit ist eine Dienstbarkeit der Seele, und unsere Seelen sollen nicht dienstbar sein. Wohl aber sind wir religiös, das heißt, wir vergessen nicht, daß wir ein unendlich kleiner Teil einer rätselhaften, ewigen Macht sind. Wir werden nicht morgens und abends einen Kultus abhalten; wir haben keinen Kultus. Unsere Religiösität ist vollständig frei, und obwohl sie unsere ganze Lebensauffassung beeinflußt, wie das Tageslicht unsere Stimmungen und Empfindungen beeinflußt, so kommt sie uns — eben wie das Licht, das wir genießen ohne uns dieses Genusses anders als flüchtig oder bei besonderen Anlässen bewußt zu werden — nur vorübergehend, für Momente in aller Tiefe zum Bewußtsein.

Unsere Vorstellungen vom Absoluten sollen das Leben ergänzen, wie das Firmament die Landschaft ergänzt. Das Christentum, entstanden in einer Zeit, in der die Welt schal und an sich selbst irre geworden war, will das Weltleben ersetzen. Wer ganz Christ ist bis in das Innerste seiner Seele hinein, kann auf alles Kämpfen und Lieben, alles Schaffen und Genießen, alles Denken und Wissen verzichten. Wir wollen leben; aber wir wollen unser Leben adeln durch die Art, es fern von kurzsichtiger Selbstüberhebung zu halten, in dem Bewußtsein, daß wir im Geheimnisvollen schweben, aus dem wir hervorgegangen sind, zu dem wir gehören und in das wir zurückkehren, in dem Bewußtsein, daß jeder von uns zugleich geschlossene Individualität und ein Teil vieler, immer weiterer Gemeinschaften und Kreise ist, als Wollender, Fühlender und Anschauender, und daß er als solcher Teil relative Unendlichkeit und relative Unsterblichkeit besitzt.

Wir bedürfen keiner religiösen Genossenschaft. Aber allerdings müssen wir jede Vereinigung willkommen heißen, die sich zur Abwehr der Herrschsucht interessierter oder sei es selbst aufrichtiger Vertreter von Klerikalismus und Orthodoxie bildet. Unserer Jugend

sollen nicht hinfällig gewordene Anschauungen und [illegible] Spekulationen über das, was dem Menschen das Wichtigste und [illegible] sein soll, aufgezwungen werden. Wo auch nur ein [illegible] Idealismus und geistiger Selbständigkeit erwacht ist, dort [illegible] Zwang nur zum Schaden für Offenheit, Redlichkeit und [illegible] Wir aber wollen der Jugend ihre Wahrheitsliebe und [illegible] nach dem Erhabenen erhalten. Wir wollen, daß sie [illegible] wachse. Nicht unter Begriffen, die zum Wissen und [illegible] schenlichkeitsvorstellungen, die sie sonst umgeben, im [illegible] und die künstlich oft von den, in Wirklichkeit [illegible] am eifrigsten gestützt werden; auch nicht in einer Luft, [illegible] ist vom Fabrikrauch des Materialismus. Sondern [illegible] sonnendurchfluteten blauen Himmel, über den, in [illegible] baren Sehnsucht nach dem ewig Unerkennbaren, [illegible] gebilde die wechselnden Traumgedanken der Menschen [illegible]

Was die rückständigen Parteien einen Kampf [illegible] nennen, ist in Wirklichkeit ein Kampf für die [illegible] schiedenen Konfessionen mögen behalten, [illegible] die Ueberzeugten, die Glaubensbedürftigen, [illegible] die Gleichgültigen, die Gleichstrebenden [illegible] hinweg werden, daß Unfug, Seelenvergewaltigung und [illegible] dich, wenn die neue Generation [illegible] Wohnungen der Vergangenheit weit hinter sich [illegible] [illegible] nach dem [illegible] des Zukunfts [illegible] Gegen [illegible], und die [illegible] am [illegible]

Die „Legende" von der Magna Charta.

Von

Ludwig Rieß.

Bis vor wenigen Jahren strahlte der große Freibrief, den König Johann von England seinen aufständigen Vasallen gewähren mußte, im höchsten Ruhmesglanze. Als der Monarch am 15. Juni 1215 herniederstieg von seinem Schloß Windsor auf die Wiese an der Themse (die weltberühmte Runnymede) und sein Siegel auf das Pergament drückte, das die Forderungen der Barone enthielt, war angeblich die erste Großtat der englischen Nation geschehen und die Basis der politischen Freiheit geschaffen, zunächst für England, dann aber auch für die ganze Welt, die heutzutage auch in Rußland, Persien und der Türkei ohne parlamentarische Verfassung nicht mehr auskommen kann. „Die ganze englische Verfassungsgeschichte ist ein Kommentar dieses Freibriefes", schrieb die erste Autorität auf diesem Gebiete, Bischof Stubbs, unter dem Beifall seiner Zeitgenossen. Dem englischen Lehnsadel wurde das Verdienst vindiziert, daß er im Moment des Sieges nicht selbstsüchtig Privilegien für seinen Stand, sondern Rechte und Freiheiten für das ganze Volk, selbst zu seinem eigenen Nachteil gefordert und erzwungen habe. Ranke faßt das Ergebnis in die wuchtigen Worte zusammen: „Der große Freibrief kam zustande, wahrhaft die Magna Charta, vor welcher alle früheren nicht allein, sondern auch die späteren Charten in Schatten treten." Es entspricht dieser außerordentlichen Wertschätzung, daß in allen Sprachen der abgekürzte Titel dieser Urkunde den Begriff des grundlegenden Verfassungsgesetzes darstellt. So konnte der Historiker Sir James Mackintosh das Urteil aussprechen: „Wir müssen mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit von den Verfassern der Magna Charta sprechen, deren Schöpfung, Erhaltung und Ausbau den unsterblichen Anspruch Englands auf die Wertschätzung der Menschheit ausmachen."

Die gründliche Forschung der letzten 15 Jahre ist von diesem panegyrischen Tone inbezug auf die **Magna Charta** völlig zurückgekommen. Mittels des massenhaften Urkundenmaterials, das aus dem unerschöpflichen englischen Staatsarchiv für das Mittelalter ans Licht gezogen ist, hat sie den Beweis erbracht, daß die Festsetzungen der **Magna Charta** fast durchgängig etwas ganz anderes besagen, als was die Vertreter der Volksrechte gegen die Stuarts im 17. Jahrhundert hineininterpretiert haben. Die Tendenz des großen Freibriefs sei vielmehr eine rückschrittliche, zu den Gebräuchen eines schon veralteten Lehnsrechts hinneigende, und der gut verklausulierte Ausdruck von Reservatrechten der großen Barone. Am allerwenigsten handele es sich um ein politisches Statut, das bis dahin unbekannte Verfassungsgarantien eingeführt hätte; es sei nicht ein „Nationalwerk"*). Die vorzügliche Rechtsgeschichte von Maitland und Pollock findet in den Artikeln der **Magna Charta** nichts, was einen Fortschritt bedeuten oder herbeiführen könnte. So konnte der Rechtshistoriker Jenks von der „Mythe" der **Magna Charta** eine eigene Abhandlung schreiben. Nach der jetzt geltenden Auffassung kam es den Baronen gar nicht auf die Mitwirkung bei der Gesetzgebung und der Staatsleitung an, sondern nur um Erleichterung der lehnsrechtlichen Leistungen, besonders der Kriegspflicht und des Schildgeldes; die Ansätze zur Bildung beratender Versammlungen und zur Kontrolle der Verwaltung blieben bei allen Erneuerungen des großen Freibriefes einfach fort.

Was durch diese Umkehr der Bewertung den Baronen an staatsmännischen Verdiensten entzogen wird, gewinnt der früher so verlästerte König Johann, der nach der alten Legende als ein ebenso hilfloser und unkluger wie bösartiger Tyrann erschien. Auf seine persönliche Initiative wird es zurückgeführt, daß schon im November 1213 aus jeder Grafschaft „vier verständige Männer" entboten wurden, „um mit uns über die Geschäfte unseres Reiches zu sprechen".**) Er hat, als er in Frankreich und in Flandern Krieg führte, den Baronen angeboten, daß die Quote der nach der Matrikel erreichbaren Gestellung von Rittern und jede außerordentliche Erhöhung des Schildgeldes durch den Beirat der Barone des Reiches bestimmt werden solle.***) Von ihm rühren die berühmten

*) So drückt sich Petit-Dutaillis in Studies and Notes supplementary to Stubbs' Constitutional History (Manchester, 1908), S. 143, aus.

**) Den Nachweis hat Kate Norgate, John Lackland (London 1902) geführt.

***) Durch die Wiederentdeckung der sogenannten „Unknown Charter of Liberties" im Jahre 1893 ist diese Erkenntnis erst ermöglicht worden.

Bestimmungen über die Bildung des commune consilium regni in Artikel 14 der Magna Charta her, die in den Forderungen der Barone völlig fehlen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, ist aber urkundlich erwiesen, daß im 13ten Jahrhundert der englische König Johann das große Panacee der politischen Freiheit, die Landesrepräsentation, zu schaffen sich bemühte, die Barone aber für den Fortschritt des Verfassungslebens, der darin lag, gar kein Interesse zeigten.

Die englische Forschung unserer Zeit ist also zu dem Ergebnisse gelangt, daß der besondere Ruhmestitel, der sich mit der Magna Charta verband, aufgegeben werden muß. Ranke gab die communis opinio dreier Jahrhunderte in der Gegenüberstellung wieder: „Auch in anderen Ländern haben sich Kaiser und Könige in dieser Epoche zu sehr umfassenden Bewilligungen an die verschiedenen Stände herbeigelassen: das Unterscheidende in England ist, daß sie nicht jedem Stande für sich, sondern allen zugleich gemacht wurden. Während nun anderwärts jeder Stand für sich selbst sorgte, bildete sich hier ein gemeinschaftliches Interesse aller, welches sie auf immer zusammenband.*)“ Von dieser englischen Eigentümlichkeit ist nach dem jetzigen Stande der Forschung keine Spur mehr übrig geblieben. Der neueste und ausführlichste Kommentar, den wir bereits erwähnt haben, weist auch bei den allgemeinsten Grundsätzen der Magna Charta nach, daß sie in erster Reihe auf das Klasseninteresse der Lehnsträger abzielten. Selbst der freihändlerisch klingende § 41, der den fremden Kaufleuten in England sicheres Geleit, ungestörtes Reisen und mäßige Zölle sichert, wird von diesem Kenner der Verhältnisse auf „rein selbstsüchtige Motive“ der Barone zurückgeführt.

Ist somit das Gesamturteil über den Inhalt der Magna Charta völlig verändert worden, hat man aufgehört, ihr das wunderbare Gefunkel echt — sagen wir es kurz — national-liberaler Gesinnung zuzugestehen, so werden die teilnehmenden Geschichtsfreunde scheinbar um eine Enttäuschung reicher, die ihnen die unerbittliche Kritik, das Aufstöbern der Archivalien bereitet. Die Ernüchterung des historischen Urteils seit dem Abschluß der auf die englische Verfassungsgeschichte bezüglichen Darstellungen unseres Gneist hat in der Tat für jeden, der das Beste von dem, was wir

*) Die erste französische Autorität auf diesem Gebiete, Charles Bémont, schreibt: „C'était donc la nation entière, et non telle ou telle classe privilégiée, qui prenait ses garanties contre la royauté.“

an der Geschichte haben, in dem Enthusiasmus sieht, den er erregt, etwas Herzbeklemmendes. Für Gneist steht es unumstößlich fest: „Die Magna Charta bleibt das größte Dokument der englischen Verfassung“; für ihn haben die Barone die Aufgabe übernommen, „die Verfassung zuerst auf die persönliche Freiheit, den gleichmäßigen Rechtsschutz für Personen und Vermögen zu begründen.“ So schrieb er 1863 und 1886. Die neueste Monographie über die Magna Charta erklärt es geradezu als „absurd“, die fundamentalen Prinzipien der heutigen englischen Verfassung in ihr zu erblicken“ und bestreitet ihr den Charakter eines „großen Monuments aufbauender Staatsmannskunst“.*) So erscheint nicht nur die Romantik verscheucht, eine Legende zerstört, sondern auch der politisch-moralische Gehalt einer die Jahrhunderte beherrschenden Tradition verloren. Das, was sich die Untertanen der englischen Könige während des Mittelalters nach Aufbietung von viel Trotz 38mal haben bestätigen lassen, worauf das Unterhaus im 17. Jahrhundert seine Opposition rechtlich begründete, was William Pitt, der große Commoner, „die Verfassungsbibel“ benannte, soll sich nach der neuesten Auffassung nicht wesentlich von den Freiheitscharten unterscheiden, die bereits im 12. Jahrhundert erlassen waren; belehren uns doch die Quellen, daß die Krönungscharte Heinrichs I. von 1100 bei der Aufstellung der Forderung der Barone als Basis diente!

Wir müssen der Wahrheitsliebe der neuesten englischen Forscher, die dieses Ruhmesblatt aus der Geschichte ihres Landes entfernen wollen, um so mehr Anerkennung zollen, weil sie sich der Tragweite dieser Umwertung der Magna Charta wohl bewußt sind. „Die Idee, die Bischof Stubbs ans Herz gewachsen war, daß England 700 Jahre lang der Freiheitsbote für die Welt war, muß aufgegeben werden.“ „Magna Charta enthält fast nichts Neues.“ „Im großen und ganzen war das englische Ideal der Leidenschaft für materiellen Wohlstand untergeordnet. Shakespeare in seinem König Johann sagt nicht ein Wort von der Magna Charta.“ Mit solchen Urteilen und Beobachtungen scheint ihnen das Resultat ihrer Forschungen besiegelt.

Wie erklärt sich aber dieser Umschwung im Urteil gegenüber der einmütigen Bewunderung der Jahrhunderte? Da machen es sich unsere leitenden Autoritäten ziemlich leicht, das Rätsel zu lösen.

*) Mckechnie, Magna Charta (Glasgow 1905) p. 558.

Zunächst verweisen sie uns auf die Lektüre der auf den ersten Blick recht trockenen Details, die in der Magna Charta aneinander gereiht werden. Bei etwa 58 der 63 Kapitel, in die das Dokument eingeteilt wird, liegt die Frage viel näher, wie sich daran die Begeisterung und besonders die „populäre Einbildungskraft“ entzünden konnte. Die Antwort darauf sei nicht leicht, „liege aber mehr in der Sphäre des Psychologen als des Historikers im gewöhnlichen Sinn“, schreibt der Kommentator, der der Magna Charta eine Monographie von 600 Seiten gewidmet hat. Diese Abschiebung der Aufgabe können wir nicht zugeben. Beruht in der Tat „viel von dem Werte der Magna Charta nur auf „Sentiment“, so muß doch auch der Autor, der zu diesem Resultat kommt, den Zusatz machen: „Aber alle Regierung ist in gewissem Sinne auf Sentiment, manchmal Liebe, manchmal Furcht begründet.“ Wir haben im Deutschen dafür den umfassenderen Ausdruck „Imponderabilien“, den Bismarck so oft anwandte; jedoch in der Veranschaulichung wirksamer Imponderabilien sehen wir einen Teil der Aufgabe gerade des Historikers. So leichten Kaufes kommen wir bezug auf den Hauptinhalt der Magna Charta also nicht fort.

Ehe wir aber auf dieses Problem eingehen, wollen wir an einem der zur Phantasie sprechenden Artikel der Magna Charta den krassen Unterschied in der Beurteilung jetzt und einst verständlich machen. Nach Gneist ist der 39ste ein „monumentaler“ Artikel. Er lautet in deutscher Uebersetzung: „Kein freier Mann soll arretiert oder im Gefängnis gehalten oder enteignet oder geächtet oder verbannt oder irgendwie belästigt werden, noch werden wir gegen ihn vorgehen oder vorgehen lassen außer auf gesetzmäßiges Urteil seiner Standesgenossen oder nach dem Gesetz des Landes.“ Das faßten Blackstone, Hallam, Gneist, Ranke und Stubbs als einen Schutz der persönlichen Freiheit und des Eigentums gegen Störung ohne rechtmäßiges Urteil auf, also als eine Sicherung, wie sie 1679 durch die Habeas-Corpus-Akte noch nicht einmal erreicht wurde. Aus diesem schönen Wahne hat uns die neueste rechtsgeschichtliche Forschung herausgerissen, indem sie erwies, daß sich dadurch die Barone nur den königlichen Gerichten entziehen und nach Lehnsrecht und mit den üblichen Beweismitteln des Landrechts (Zweikampf, Ordal oder Eideshilfe) verteidigen wollten. Es ist ein reaktionäres Privileg des Lehnsadels, was von gelehrten Enthusiasten als ein Grundrecht „des menschlichen Wesens, das englische Luft atmet“, ausgelegt worden ist. Erst die gründliche Erforschung der englischen Rechts-

geschichte bewahrt uns jetzt vor solchen falschen Interpretationen. Im 17. Jahrhundert haben selbst gelehrte Juristen ganz unbefangen die in ihrer Zeit nicht existierende gesetzliche Schutzwehr gegen willkürliche Strafverfolgung herausgelesen. Waren sie daher bei der Lektion der Magna Charta übermäßig begeistert, so ist jetzt der Tradition gegenüber die völlige Ernüchterung nicht ausgeblieben.

Aber für den Historiker beruht die Bedeutung der Magna Charta nicht auf der Tragweite ihrer einzelnen Bestimmungen, sondern auf der großartigen Intention, die ihrer Abfassung zu Grunde lag und die in der Tat etwas Neues in die Weltgeschichte einführte. Der Gedanke stammt aus dem Kopfe eines Gelehrten, einer Kreatur des Papstes Innozenz III., den dieser zum Erzbischof von Canterbury und Primas von England erhoben hatte. Stephan Langton war zwar ein geborener Engländer, aber durch Studium und Lehrberuf an der Universität Paris seinem Heimatlande entfremdet, als ihn der Papst 1206 nach Rom berief und zum Kardinal ernannte. Da bei einer streitigen Wahl in Canterbury der Papst die Entscheidung des Königs umstieß und durch die nach Rom geeilten Mönche seinen intimsten Freund Stephan Langton wählen ließ, so war der Konflikt gegeben. Von März 1208 bis Juli 1213 lag ganz England unter dem Interdikt des Papstes. Da Johann die Bischöfe vertrieb und die Klöster beraubte, schleuderte Innozenz auch den Bannfluch gegen ihn und entband schließlich die Engländer von dem Treueid gegen ihren König. Aber gerade in diesen Jahren kirchlicher Not hatte König Johann seine glänzendsten Erfolge gegen Schottland, Wales und Irland; das eingezogene Kirchengut kam ihm zur Bezahlung seiner Söldner trefflich zu statten. Er konnte sogar den Kaiser Otto IV. mit Geld unterstützen, um dem vom Papst zum Kreuzzug gegen England aufgerufenen König Philipp August von Frankreich auf dem Festlande einen gefährlichen Gegner zu erwecken. In einer großen Koalition gegen seinen energischen Feind, den König von Frankreich, erblickte Johann die Sicherung gegen den Bannstrahl des Papstes.

Aber eine neue Anlage der Lehnsmatrikel zum Zwecke ihrer Vervollständigung und Erhöhung reizte 1212 die Barone zu Verschwörungen, indem sie sich auf das Anathem beriefen, dem der König verfallen war. Da tat Johann den kühnen Schachzug, sein Königreich dem Papste abzutreten und von ihm als Lehen zurückzuempfangen. Der Papst ging mit Freuden darauf ein, und Stephan Langton, der jetzt in England erscheinen durfte, löste am 20. Juli 1213

den König vom Bann und das Land vom Interdikt. Damit war der Friede zwischen Staat und Kirche scheinbar vollkommen wiederhergestellt. Als Vasall des Papstes fühlte sich Johann wieder sicher in seinem Staate und nahm die Koalitionspolitik gegen Frankreich in größerem Maßstabe wieder auf.

Da mußte der Papst erleben, daß seine Kreatur, der Erzbischof von Canterbury, sich zur Seele einer nationalen Opposition gegen den neuen Zustand der Dinge machte. In den sechs Jahren notgedrungener Abwesenheit von seinem Bischofssitze scheint sich Langton den Plan gemacht zu haben, die Anglicana ecclesia (diesen Ausdruck brachte er statt Sancta ecclesia zur Geltung) von der Einmischung des Königs und des Papstes gleichmäßig frei zu machen und den Baronen ein Gemeingefühl ihrer Interessen gegenüber der rücksichtslos gehandhabten Staatsgewalt einzuflößen. Denn sofort begann er eine planvolle Tätigkeit. Dem König, der die ungetreuen Barone im Norden bestrafen wollte, eilte er nach Nottingham nach und überredete ihn, den Rachezug aufzugeben. Den Baronen legte er dar, daß sie am besten daran täten, den Zustand, wie er hundert Jahre früher unter Heinrich I. vor den Wirren der Regierung Stephans bestanden hatte, als Norm zu nehmen und von den tiefeinschneidenden Reformen Heinrichs II. alles wieder auszumerzen, was ihnen beschwerlich war. Die Geistlichen versammelte er um sich zu einem Proteste gegen die Tätigkeit des päpstlichen Legaten „wider die Rechte der Kirche von England". Als der Papst von dem politischen Treiben des Erzbischofs Kunde erhielt, schrieb er ihm einen Tadelsbrief: „Wir sind erstaunt und tief betrübt! Wir betrachten es als eine sehr ernste und sehr schädliche Sache, daß Du nach der Herstellung des Friedens zwischen dir und dem König von England die Abmachung soweit verleugnetest, daß Du in den Streitigkeiten zwischen ihm und einigen Baronen nebst ihren Komplizen diesen beistandest. . . Einige Leute erwarten und behaupten sogar, daß Du in dem Streit mit dem König als Anreger und Führer der Opposition auftrittst; denn diese Streitgegenstände sind unter den Regierungen seines Vaters und Bruders niemals aufgeworfen worden, ja auch nicht unter seiner eigenen Regierung, ehe der Frieden zwischen Dir und ihm geschlossen wurde". Aus den Quellen und Urkunden geht hervor, daß der Papst mit seiner Befürchtung recht hatte. Aber darin liegt grade das unsterbliche Verdienst des Erzbischofs, daß er die Leitung eines Verfassungskampfes unternahm, dem die Welt die Magna Charta verdankt; und

daß er sich von den Baronen auch nicht trennte, nachdem der König die Geistlichkeit durch Gewährung freier Bischofs- und Abtswahlen zufriedengestellt hatte.

Wie konnte sich aber der berühmte Gelehrte, den der Papst dem englischen Klerus als Primas aufdrängte, als er nach sechsjährigem Exil die nationale Herabwürdigung seines ihm fremd gewordenen Geburtslandes vollzog, sogleich zum Vertrauensmann der englischen Barone aufschwingen? Dem allgemeinen Urteil entsprechend hatte ihr König Johann als „den offenkundigen Feind des Königreichs England bezeichnet, der lange in Paris gelebt und gelehrt hatte und dem König der Franzosen innig befreundet (familiarissimus) war und ist“. Der Papst Innozenz III. schrieb von ihm, daß er ihn nur höchst ungern von seiner Seite lasse, da „er gewissermaßen mit uns bisher die gesamte Kirche geleitet hatte“. Aber Stephan Langton trat, als er in Canterbury seine Wirksamkeit als Primas von England begann, sofort als überzeugter englischer Partikularist auf. Er wollte England ausscheiden aus dem Komplex der Besitzungen, die durch die normannische Eroberung und die Plantagenetsche Herrschaft politisch vereinigt waren, und begünstigte dadurch in der Tat die Machterweiterungspläne des Königs von Frankreich. Aber auch für Johanns Unternehmungen gegen Schottland und Wales hatte er kein Interesse. Das angelsächsische Königtum, wie es in den Zeiten Eduards des Bekenners bestanden hatte und in der Phantasie der damaligen Geschichtskundigen als fromm und frei fortlebte, war sein Ideal, dem er den Zustand der Dinge, den er vorfand, wieder annähern wollte. Freiheit von päpstlicher Einwirkung und friedliches inneres Gedeihen gehörten nach seiner Auffassung zu dem angelsächsischen insularen Stilleben, von dem er sich durch historische Studien während seines Exils ein Bild gemacht hatte. Seinen Geistlichen gegen den päpstlichen Legaten, und den Baronen gegen den verwegenen König ihr Recht zu verschaffen, war das Programm, mit dem er seine neue Stellung antrat. Sein berühmtester Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhle, Thomas Becket, hatte als Ausländer erst die königliche Machtstellung aufs energischste gefördert und dann den engsten Anschluß gesucht an die hierarchischen Bestrebungen der römischen Kurie. Von Beidem wollte Stephen Langton, als geborener Engländer, das Gegenteil, und er war entschlossen, nach beiden Richtungen hin gleichzeitig sein Ideal zu verwirklichen. Unbeirrt ist er während der 15 Jahre, die ihm noch beschieden waren, diesem Programm treu geblieben. Sein un-

erwarteter Uebertritt zu der nationalen Sache verschaffte ihm großen Anhang. Den Erfolg verdankte der zum Politiker gewordene Gelehrte aber seiner vollendeten Kunst, suaviter in modo und fortiter in re vorzugehen und das doppelte Rüstzeug historischer Kenntnisse und logischer Schärfe zur rechten Zeit zu verwenden.

König Johann ahnte nicht, daß er in dem Erzbischof, der ihm schon manches Zugeständnis der Milde und Gerechtigkeit gegen seine Barone abgewonnen hatte, einen gefährlichen Gegner seiner Politik zurückließ, als er im Februar 1214 nach Poitou aufbrach, um sein Plantagenetsches Erbe zu erobern und gleichzeitig ein Heer unter seinem Stiefbruder, dem Earl of Salisbury, in Flandern teilnehmen ließ an dem Koalitionskriege gegen den König von Frankreich. Gehörte ja doch auch der Papst zu den Bundesgenossen, auf die Johann bei seinem großen Unternehmen rechnete! Wie konnten ihm da die antiquarisch angehauchten Ideen des Erzbischofs gefährlich werden, da doch noch die beiden Legaten Nicholas und Pandulph in England weilten, denen die höhere Autorität zukam?

Auch die Barone ahnten noch nicht, welche Bedeutung die Parteinahme des neuen Erzbischofs für ihre besonderen Anliegen gewinnen könnte. Langton hatte den König bei der Aufhebung des Bannes schwören lassen, „daß er die guten Gesetze seiner Vorgänger und besonders die Gesetze des Königs Eduard wiederherstellen, die unbilligen aber aufheben wollte, daß er alle seine Mannen nach den gerechten Urteilen seines Gerichtshofes aburteilen und daß er jedem sein Recht geben wollte“. Diese allgemeinen Wendungen sahen sie nur als Floskeln an, die zu der Förmlichkeit des Aktes gehörten. Fünf Wochen später erinnerte sie der Erzbischof an diesen Eid und legte ihnen die Krönungscharte Heinrichs I. vor, „durch die Ihr, wenn Ihr wollt, die lange verlorenen Freiheiten wiederherstellen könnt zu ihrem früheren Bestande“. Wie sollte aber die Ausgrabung dieses 113 Jahre alten Pergaments, das natürlich auch anderen als dem Erzbischof bekannt war, praktischen Wert bekommen? Der inzwischen eingetretene Gang der Entwicklung, besonders die Reformen Heinrichs II., hatte es doch bereits obsolet gemacht. Stephan Langton glaubte an die Macht der Logik, die eine neue Forderung ableitet aus dem Wortlaut alter Festsetzungen und sie damit als berechtigt erweist. Ein französischer Historiker erblickt in diesem Kniff, dessen Prioritätsrecht er dem Erzbischof Stephan Langton zuerkennt, „den Anfang der verfassungsmäßigen Regierung, die in der Neuzeit das politische Gesetz der zivilisierten

Baronen geworden ist" [1]. Aber aus den 14 [illegible] rechts [illegible] ließ sich doch nicht alles folgern, was die Baronen [illegible] wünschten. Als echter Scholastiker begnügte sich [illegible] nicht mit einer korrekten Interpretation der [illegible] Urkunde, sondern stellte in regelloser Reihe alle [illegible] sammen, die ihm und den Baronen ebenso ge[illegible] wie die schon i. J. 1100 erfüllten. Dieses [illegible] Reformprogramm, das auf vermeintliches alte[s] [illegible] nicht gerade aus der Zeit Eduards des Bekenners [illegible] konnte die besten Dienste leisten, wenn der König [illegible] Verlegenheit kam wie infolge des Interdikts und [illegible] Papstes. Den Beweis dafür, daß sich mit solchen [illegible] gumenten etwas erreichen ließ, hatte Langton [illegible] Tage nach der Ansprache an die Barone König Johann [illegible] den Streifzug gegen die nordischen Barone, die [illegible] nicht folgen wollten, abzubrechen und sie zunächst [illegible] gerichts zu belangen.

Eine günstige Gelegenheit, den Plan Langtons [illegible] fanden die Barone während der Abwesenheit des K[illegible] Vertreter, der Justitiar Peter des Roches, [illegible] am 26. Mai 1214 ein Schild[illegible] in der [illegible] 3 Mark [illegible] Schilling pro Ritterlehen [illegible] [illegible]

[1] [illegible] III p. 2[illegible]

aus der Nachgiebigkeit des Königs gegenüber dem Erzbischofe folgern, daß dies virtuell bereits zugestanden sei. Ein Paar Erleichterungen der Lehnsgefälle übernahm der König aus der ihm zugesandtem Charte seines Großvaters. Inbezug auf die Kriegsfolge ins Ausland und das Schildgeld versuchte er es aber mit einem Kompromiß. Nach der Normandie und der Bretagne sollten die Barone prinzipiell kriegspflichtig sein, in andere Länder über See aber nicht Schildgeld bis zu einer Mark pro Ritterlehn sollten die Barone zahlen müssen, wie zur Zeit Heinrichs II., mehr aber nicht. Die Quote des Aufgebots nach der Normandie und Bretagne sollte der Rat der Barone selbst festsetzen; ebenso eine höhere Rate des Schildgeldes in Notfällen. Aber weder gingen die Barone auf dieses Kompromiß ein, noch gelang es Johann, durch weitere Konzessionen auf dem Gebiete des Forstrechts ihre Bereitwilligkeit zur Beihilfe zu erzielen. Als der König nach seiner Niederlage bei Bouvines am 19. Oktober 1214 nach England zurückgekehrt war, legten ihm die Barone das ganze Reformprogramm vor und waffneten sich, ihm die Zustimmung abzutrotzen.

Aus der von Stephan Langton vorgeschlagenen und von den Baronen befolgten Taktik hätte sich eigentlich ergeben müssen, daß alle Artikel nur deklaratorisch altes Recht festlegten, aber kein neues schufen. Wenigstens der Form nach hätte nur „das gute alte Recht" verlangt werden müssen. Diese Fiktion ist aber schon in der Vorurkunde nicht aufrecht erhalten worden, wenn es z. B. heißt, daß das System der Maße und Gewichte „verbessert" werden soll (emendetur), und zwar in dem Sinne, daß einerlei Maß und Gewicht im ganzen Königreich gelten solle. So sehr auch die Situation das Hervorkehren reaktionärer Tendenzen begünstigte, so tritt doch in den Bestimmungen, die den Beschwerden abhelfen und die empfundenen Härten der Staatsverwaltung mildern sollen, der ideologische, eine bessere Zukunft vorbereitende, neue Bildungen treibende Grundzug der sehr ins Einzelne gehenden Forderungen deutlich hervor. Magna Charta ist wahrhaft „reformatorisch" auf dem ganzen Gebiete der den Baronen und ihrem Führer Stephan Langton als Kampf gegen die Uebergriffe des Königtums zum Bewußtsein kommenden inneren Politik, d. h. der Steuerverteilung, der Rechtspflege, der Provinzialverwaltung auf Grundlage des alten Lehnsrechts sowohl wie des emporkommenden Amtsrechts. Doch nur deshalb, weil es die Keime des Neuen enthält, haben die späteren Jahrhunderte soviele der sie bewegenden Gedanken hineininterpretieren können in die auf den

Moment berechnete Urkunde von 1215. Auch nachdem die neueste Forschung viele Illusionen wieder beseitigt hat, bleiben die schöpferischen Gedanken der Magna Charta sehr bedeutend und charakteristisch. Magna Charta hat in Westminster dem Königreich England seine Hauptstadt, die Zentrale des Gerichts- und Verwaltungswesens gegeben; das müssen auch diejenigen anerkennen, die darauf hinweisen, daß dieser Ort auch schon früher ein besonders beliebter für die Abhaltung der Hof- und Gerichtstage war. Wenigstens für Schildgelder und Hilfsgelder außer den drei Fällen der Gefangennahme, des Ritterschlages des ältesten Sohnes und der ersten Verheiratung der ältesten Tochter führte sie für das ganze Reich die Bedingung der Bewilligung per commune consilium regni ein. Den zugleich nationalen und liberalen Einschlag kann man um so weniger leugnen, da auch die Forscher, die den feudalen Grundzug der Magna Charta am stärksten betonen, zugestehen, daß auch „besonders infolge des Einflusses des Primas die unteren Stände nicht ganz unbeschützt gelassen wurden und dadurch Magna Charta in der Liebe aller Gesellschaftsklassen eine breite Basis erhielt." Wenigstens für die nationale Auffassung der Verhältnisse haben wir den Beweis, daß sie eine prinzipielle war und in Stephan Langton ihren doktrinär-partikularistischen Vertreter hatte. Denn auch den Wallisern und Schotten wollten die Barone das Recht erstreiten, nach ihrem eigenen Gesetz und durch ihre Landsleute und Standesgenossen abgeurteilt zu werden. Demgegenüber machte der König darauf aufmerksam, daß er Urkunden besitze, durch die beide Nationen auf dieses Recht verzichtet hätten. Es wurde dem Urteil des Erzbischofs überlassen, darüber zu entscheiden und er erklärte sich für die Unabhängigkeit der beiden Nationalitäten.

Aber die Taktik, die neuen Forderungen als in Vergessenheit geratenes gutes altes Recht zu beanspruchen und die Strategie, der Nation und der Freiheit Rücksichtnahme durch den König und seine Beamten zu verschaffen, genügte den Männern noch nicht, denen wir Magna Charta verdanken. Sie verstanden es auch, dem Pergament, unter das der König sein Siegel setzte, eine Kraft zu verleihen, wie sie noch keine feierliche Urkunde besaß. Das geschah durch die berühmte Sicherungsklausel des Friedensinstruments, die sich auf jeden einzelnen Artikel desselben erstrecken soll. Darin, daß die neueste von englischen Juristen nach technischen Gesichtspunkten ausgeübte Kritik für die juristische Bedeutung dieses Versuches gar kein Verständnis zeigt und sogar ihren Spott darüber ergießt, liegt das schwerste Unrecht, das der Magna Charta zuteil geworden ist.

Magna Charta proklamierte für Rechtsverletzungen innerhalb des von ihr geregelten Gebiets das Recht des Widerstandes und traf die nötigen Anstalten, den Erfolg seiner Ausübung zu sichern. Die Sanktion durch das Königliche Siegel und durch den Eid des mit dem Papste verbündeten Königs genügte den Baronen nicht; ja selbst das Versprechen, jede Dispensation von dem geleisteten Schwur abzulehnen und im Vorwege für ungültig zu erklären, konnte die Urkunde so wenig vor Nichtbeachtung schützen wie ihre Vorlage für einige Paragraphen, die Krönungscharte Heinrichs I. Sie sahen deshalb einen komplizierten Zwangsapparat vor, um den sich weigernden König zu veranlassen, jeden Verstoß gegen Magna Charta zu vermeiden oder wieder gutzumachen. Einem Komitee von 25 Baronen, die sich durch Kooptation ergänzten, lag die Verpflichtung ob, Beschwerden von jedermann entgegenzunehmen und zu prüfen, die von ihrer Majorität als Begründung befundenen dem König mitzuteilen und die Abstellung innerhalb einer Frist von 40 Tagen zu verlangen. Im Falle der Weigerung des Königs sollte das Komitee, dem die Bevölkerung Treue zu schwören hatte, Exekution an ihm vollziehen, indem es seine Schlösser, Landgüter und bewegliche Habe konfiszierte, ohne sich aber an der Person des Königs, seiner Gemahlin und seiner Kinder zu vergreifen; nach geschehener Remedur sollten sie dem Könige wieder gehorchen wie vorher. Durch diese Organisation eines Ueberwachungskomitees wurde der König bei jeder anerkannten Beschwerde eines Einzelnen mit dem automatischen Ausbruch einer Rebellion des ganzen Landes bedroht.

Bei der Beurteilung dieser Maßregel scheiden sich die Geister. Gneist sah darin, daß nicht jeder einzelne fehdelustige Baron nach eigenem Ermessen das Recht des Widerstandes haben soll, sondern daß ein Organ der Gesamtheit, die 25 Barone, die Entscheidung hat, einen Fortschritt der Engländer über die mittelalterliche Staatsbildung des Kontinents hinaus. Aber die englischen Juristen sind empört über den Plan, der „zu den kleinen Uebeln, die abgestellt werden sollten, den Krebsschaden des Bürgerkrieges hinzufügte.“ Es läßt sich ja leicht argumentieren, daß „Rebellion notwendig ungesetzlich sein muß und daß daher jeder Versuch, ihr einen legitimen Wirkungskreis vorzuzeichnen, unlogisch ist“. Ist aber mit diesem Syllogismus, der in dem Obersatz den Begriff der Gegenseitigkeit des Lehnsverhältnisses völlig ignoriert, indem er statt „Fehde“ den modernen Begriff „Rebellion“ einsetzt, diese etwas drastische Sanktion des Gesetzes wirklich ein für allemal als „absurd“ abgetan? Unter

Heinrich III. hat man es doch praktisch damit versucht. Liegt nicht sogar schon in der bloßen Androhung der Möglichkeit einer so gefährlichen Remedur eine erhöhte Sicherung der Innehaltung königlicher Zusagen? Woran sollte man die starke Staatsgewalt in den Händen des Königs verankern, wenn es kein Zwangsmittel gegen den Brecher seiner feierlichen Eide geben würde? Die Sorgfalt, mit der das Detail dieser Sicherungsvorrichtung nur für die Magna Charta entworfen wurde, beweist, daß man sich wohl bewußt war, in dem „Frieden" zwischen dem König und seinen Baronen einen Staatsakt höherer Art aufzurichten. Eben dadurch wurde Magna Charta das erste Grundgesetz eines Staates, eine Verfassungsurkunde im modernen Sinn. Diesen Begriff hat das Ereignis vom 15. Juni 1215 in die politische Geschichte eingeführt. Schon 1222 haben sich die Ungarn daran ein Beispiel genommen, als sie ihre Bulla aurea als Grundgesetz ihres Staates vereinbarten und am Schluß derselben jedem Untertanen das Recht zum Widerspruch und Widerstand zusprachen, falls der König oder einer seiner Nachfolger jemals von den zugestandenen Regeln abweichen sollte. Es ist ein Verdienst des Erzbischofs Stephan Langton, daß bei der Herstellung des Friedens die ganze Zukunft des Landes in Erwägung gezogen und für die Sicherung eines ewigen Gesetzes an die Grundkräfte des politischen Lebens appelliert wurde.

Läßt man diesen Appell an eine höhere, praktische oder moralische Zwangsordnung aus der Verleihung einer „Verfassung" fort, so verliert sie das Beste von ihrem Werte: ihre Unabänderlichkeit ohne Vereinbarung, die Garantie ihrer Durchführung, die Ungültigkeit „verfassungswidriger" Maßregeln. Das Problem, Bürgschaften für die Innehaltung der wesentlichen Bestimmungen des öffentlichen Rechts zu schaffen und Streitigkeiten darüber zu entscheiden, ist wesentlich vereinfacht, wenn der Begriff einer Verfassungsurkunde bereits feststeht und ihre Unantastbarkeit sich für die öffentliche Meinung und für die Behörden von selbst versteht. Diese Grundlage des Rechtsstaates hat der Kampf um die Magna Charta, der die englische Geschichte von 1215 bis 1297 erfüllt, für das politische Denken der abendländischen Welt geschaffen. Wo sie fehlte oder verloren ging, blieb auch die Rebellion nicht aus wie in Frankreich nach den Juli-Ordonnanzen von 1830 und 1909 in der Türkei und Persien, als der Sultan und der Schah sich einseitig freimachten von dem von ihnen erlassenen Staatsgrundgesetz. Ob das organische Statut von 1905 für Rußland die Bedeutung einer wirklichen Verfassungs-



...kunde hat, an die der „autokratische“ Zar gebunden ist, bleibt die ... um die Polizei und Attentäter sich bekämpfen. Auch bei ... hat die Erinnerung an die Verfassungsstreitigkeiten in Hessen ... Paragraphen in die Reichsverfassung gebracht, wonach für die ...staaten, die keine besondere Behörde dafür haben, der Bundesrat ... Anrufen eines Teiles den gütlichen Ausgleich versuchen soll und ... Mißerfolg die Reichsgesetzgebung eintritt, hinter der die Exekution ... Beschluß des Bundesrats durch den Kaiser steht.

Wenn man den Ursprung und das Wesen des Verfassungs... studieren will, das sich in unseren Tagen auch über Rußland, ...n und die Türkei, ja über China ausgebreitet hat, wird man ... immer auf den Vertrag zurückgehen müssen, den König Johann ... seinen Baronen für sich und seine Nachfolger geschlossen hat. Magna Charta ist nicht bloß „ein Symbol des erfolgreichen Kampfes ... königliche Tyrannei“, sondern wirklich der Grundstein des eng...lischen Verfassungsbaues. Von ihr ist der Begriff einer Verfassungs...urkunde abgeleitet: aus ihrer Nachwirkung auf das 17. und das 18. Jahrhundert ist der Anspruch hergenommen, daß „die Charte ... Wahrheit werden“ müsse. Wie sie praktische Brauchbarkeit und ... Kampf um das leicht der Willkür anheimfallende Ge... der Verwaltung vereinigte mit der Idee nationaler Einheit und ...ständigkeit der Staatsordnung gegenüber der Kirche, hat sie ein ... modernes Gepräge, nicht in den Einzelheiten ihres In...halts, aber in der sie durchdringenden Intention. Mit ihr ist die ... von den Gesetzen Eduards des Bekenners aufgegeben und ... neuer Ausgangspunkt geschaffen worden für das Ringen um ...liche Freiheit, die eine starke Staatsgewalt mit der Sicher... der Untertanen zu verbinden weiß. Auf diese lebendig ge... Wurzel konnten die späteren Jahrhunderte alles aufpfropfen, ... sie an Volksrechten entwickeln wollten. Mit der Verwaltungs... für die Kirchspiele ist damit 1894 ein Abschluß erreicht worden ... hat Magna Charta für die englischen Juristen nur noch ...risches Interesse. Statt ihrer verfassungsgeschichtlichen Be...deutung gerecht zu werden, benutzt man sie als Material, um die ... des 13. Jahrhunderts zu erläutern. Infolge dieses Um...schwungs des Zeitgeistes und der Richtung des Studiums müssen ... bereits lesen, daß „die Gründe für die verfassungsrechtliche Be...deutung der großen Charte“ nicht darin liegen, daß sie ihrem Wesen nach ... den älteren Freibriefen unterscheidet: sondern sie soll ihren ... nur verdienen, „weil sie fünfmal so lang ist wie die Krönungs=

Heinrich III. hat man es doch praktisch damit versucht. [illegible] sogar schon in der bloßen Androhung der Möglichkeit [illegible] faßlichen Remedur eine erhöhte Sicherung der [illegible] lichen Zusagen? Woran sollte man die starke Staatsgewalt [illegible] Händen des Königs verdanken, wenn es kein Zwangsmittel [illegible] den Bruch seiner feierlichen Eide geben würde? [illegible] mit der das Detail dieser Sicherungsvorrichtung nur für die Magna Charta entworfen wurde, beweist, daß man sich wohl [illegible] in dem „Frieden“ zwischen dem König und seinen Baronen [illegible] Staatsakt höherer Art aufzurichten. Eben dadurch wurde die Magna Charta das erste Grundgesetz eines Staates, eine Verfassung [illegible] im modernen Sinn. Diesen Begriff hat das Ereignis von [illegible] 1215 in die politische Geschichte eingeführt. Schon 1222 [illegible] die Ungarn daran ein Beispiel genommen, als sie ihre [illegible] als Grundgesetz ihres Staates verkündeten und am Schluß derselben jedem Untertanen das Recht zum Widerspruch und Widerstand zusprachen, falls der König oder einer seiner Nachfolger von den angeführten Regeln abweichen sollte. [illegible] daß bei der [illegible] Friedens die ganze Zukunft des Landes im [illegible] für die Sicherung eines [illegible] politischen Lebens [illegible]

[illegible] Mittelalter [illegible]

urkunde hat, an die der „autokratische" Zar gebunden ist, bleibt die Frage, um die Polizei und Attentäter sich bekämpfen. Auch bei uns hat die Erinnerung an die Verfassungsstreitigkeiten in Hessen den Paragraphen in die Reichsverfassung gebracht, wonach für die Einzelstaaten, die keine besondere Behörde dafür haben, der Bundesrat auf Anrufen eines Teiles den gütlichen Ausgleich versuchen soll und bei Mißerfolg die Reichsgesetzgebung eintritt, hinter der die Exekution auf Beschluß des Bundesrats durch den Kaiser steht.

Wenn man den Ursprung und das Wesen des Verfassungslebens studieren will, das sich in unseren Tagen auch über Rußland, Persien und die Türkei, ja über China ausgebreitet hat, wird man doch immer auf den Vertrag zurückgehen müssen, den König Johann mit seinen Baronen für sich und seine Nachfolger geschlossen hat. Magna Charta ist nicht bloß „ein Symbol des erfolgreichen Kampfes gegen königliche Tyrannei", sondern wirklich der Grundstein des englischen Verfassungsbaues. Von ihr ist der Begriff einer Verfassungsurkunde abgeleitet; aus ihrer Nachwirkung auf das 17. und das 18. Jahrhundert ist der Anspruch hergenommen, daß „die Charte eine Wahrheit werden" müsse. Wie sie praktische Brauchbarkeit und [illegible] Kampf um das leicht der Willkür anheimfallende Gebiet der Verwaltung vereinigte mit der Idee nationaler Einheit und Selbständigkeit der Staatsordnung gegenüber der Kirche, hat sie ein durchaus modernes Gepräge, nicht in den Einzelheiten ihres Inhalts, aber in der sie durchdringenden Intention. Mit ihr ist die Legende von den Gesetzen Eduards des Bekenners aufgegeben und ein neuer Ausgangspunkt geschaffen worden für das Ringen um die politische Freiheit, die eine starke Staatsgewalt mit der Sicherheit der Untertanen zu verbinden weiß. Auf diese lebendig gebliebene Wurzel konnten die späteren Jahrhunderte alles aufpfropfen, was sie an Volksrechten entwickeln wollten. Mit der Verwaltungsreform für die Kirchspiele ist damit 1894 ein Abschluß erreicht worden. Seitdem hat Magna Charta für die englischen Juristen nur noch antiquarisches Interesse. Statt ihrer verfassungsgeschichtlichen Bedeutung gerecht zu werden, benutzt man sie als Material, um die Zustände des 13. Jahrhunderts zu erläutern. Infolge dieses Umschwungs des Zeitgeistes und der Richtung des Studiums müssen wir bereits lesen, daß „die Gründe für die verfassungsrechtliche Bedeutung der großen Charte" nicht darin liegen, daß sie ihrem Wesen nach sich von älteren Freibriefen unterscheidet; sondern sie soll ihren Namen nur verdienen, „weil sie fünfmal so lang ist wie die Krönungs-

charte Heinrichs I", die längste ihrer Vorgängerinnen. Wir können aber wohl nicht zweifeln, daß die Auffassung der Jahrhunderte, die mit dem Ausdrucke **Magna Charta** ein Werturteil verbindet und sie κατ' ἐξοχήν als Urbild der Verfassungsurkunden hinstellt, sich erhalten wird und trotz aller Einzelkritik berechtigt bleibt. Von den irrtümlichen Explikationen, durch die eine jetzt dahingegangene Generation liberaler Historiker den politischen Gehalt des Vertrages zwischen dem König nnd seinen Baronen direkt ablesen wollte aus einzelnen herausgegriffenen Paragraphen, muß man absehen; aber der Kern der „orthodoxen" Legende von der **Magna Charta** hat sich infolge der besseren Kenntnis, über die wir jetzt verfügen, auch als sachlich berechtigt bewährt.

Humanität und Rechtsbewußtsein im heutigen Rußland.

Von

Dr. phil. Karl Nötzel (Moskau).

I.

Unter die Kulturrätsel, welche das moderne Rußland dem westeuropäischen Beschauer darbietet, gehört auch die merkwürdige Erscheinung, daß bei einer auffallenden und eigenartigen Gestaltung des Humanitätsbegriffs innerhalb der russischen Gesellschaft ihr Rechtsbewußtsein ein ganz minimales genannt werden muß: Nirgends in der übrigen Kulturwelt dürften bei gleich fragloser Anerkennung der Menschheitsrechte die Rechte des Menschen ungestrafter und strafloser mit Füßen getreten werden. Das lehrt der flüchtigste Blick auf das Alltagsleben. Hier, wo die Humanität einen so überragenden Raum einnimmt im Nationalbewußtsein jedes Einzelnen, ist die Gesellschaft selbst in ihren ureigensten Schöpfungen, Kulturvereinigungen mannigfachster Art und politischen Parteien bis zur äußersten Linken, völlig außerstande, das einzelne Gesellschaftsmitglied vor Vergewaltigung seiner elementarsten Rechte zu schützen. Jede Minderheit ist hier, falls sie nicht selber terroristischen Despotismus auf die Mehrheit ausübt, völlig recht- und schutzlos der Mehrheit, d. h. deren despotischen Führern, ausgeliefert auf Gnade und Ungnade, und die Ungnade bildet die Regel.

Humanität und Rechtsbewußtsein sind aber korrelative Begriffe, stehen in unlöslicher Wechselbeziehung zu einander. Humanität ist Rechtsbewußtsein im Stadium des Gefühls, Rechtsbewußtsein ist Humanität im Stadium des Willens. Wohl kann der Mensch seine eigenen Rechte opfern, er opfert sie aber nur denen, deren Rechte er verletzt glaubt. Kein Mensch verlangt sein Recht für sich allein,

für seine singuläre, so nie wiederkehrende Persönlichkeit. Wer überhaupt sein Recht beansprucht, und sei es auch ein angemaßtes Standesvorrecht, der beansprucht es, insofern er Mensch ist, insofern als jedem Menschen unter den gleichen Verhältnissen das gleiche Recht werden müßte. Der unerschütterliche Grund alles Rechtsbewußtseins, das Absolute im Recht, ist eben die Vorstellung von der Rechtsgleichheit aller Menschen. Das relative, zeitlichem Wechsel unterworfene Element im Rechtsbewußtsein bildet die Bewertung bestimmter Beziehungen, in welche die Menschen zu einander treten können, d. h. in der speziellen Ausgestaltung des Rechtsbewußtseins spielen die sogenannten sozialen Verhältnisse, die Machtverhältnisse der einzelnen Interessentengruppen eine große Rolle, wenn auch unserer Meinung nach nicht die entscheidende. Jedenfalls widerlegt die soziale Bedingtheit des Rechts keineswegs die einfache Besinnung darauf, daß jeder Rechtsbegriff außerhalb der menschlichen Ehrfurcht inhaltslos bleibt. Das Rechtsbewußtsein geht letzten Endes immer zurück auf die Achtung vor der eigenen Person: es verlangt die gleiche Achtung vor jeder anderen Persönlichkeit als solcher. Vollends der moderne Rechtsstaat steht und fällt mit der Anerkennung des Selbstzwecks in jedem Menschen.

Wenn wir uns nun im folgenden zu erklären suchen, weshalb das Rechtsbewußtsein in Rußland bei weitem hinter der Anerkennung der Menschheitsrechte zurückgeblieben ist, so müssen wir von vornherein das Persönliche unserer Erklärung betonen: Ganz abgesehen davon, daß unsere, wenn auch jahrelange Erfahrung einer so umfassenden Frage gegenüber doch nur als zufällig bezeichnet werden muß, sind wir zudem fast ausschließlich auf die Beobachtung der gebildeten Gesellschaft angewiesen, wenigstens des schreibenden und lesenden Rußlands. Dem eigentlichen Rußland, der breiten Masse des Volkes, ist die Zunge noch nicht gelöst worden. Der Bauer spricht überhaupt nicht aus, was er empfindet; vielleicht scheint ihm das unrichtig, kindlich gegenüber der schweren Aufgabe, sich und die Seinen durchzubringen, vielleicht — und das scheint gerade in Rußland so — ist ihm sein Inneres zu wertvoll oder wenigstens zu verschieden von dem, worüber man spricht. Bis jetzt kennt niemand den russischen Bauern: der alte Tolstoy gibt zu, sein Bestes ihm zu verdanken. Noch vor ganz kurzem sagte ihm ein alter Bauer: „Du lebst nicht einfach, du kannst nicht alles sagen und darum leidest du!" Und der alte Prophet, dem Europa lauscht, beugte sich vor diesem Urteil.

Daß es aber überhaupt noch ein anderes Rußland gibt als das schreibende und schreiende, geht jedem auf, der nur einmal den wieder erlaubten Religionsgesprächen der „Altgläubigen" beiwohnte. Der Andrang von wirklichem Volk, nicht dem halbintelligenten Publikum der Volksuniversität, ist ungeheuer. Die liberale Presse notiert natürlich sorgfältig jeden Aberglauben, der Intelligent geht achselzuckend vorüber, und nur der vorurteilsfreie Ausländer erblickt durch die uralten, veralteten Formen hindurch ein unendlich reichbegabtes Seelenleben von einer Kraft und dabei von einem solchen Mangel an Fanatismus, wie man es wohl kaum wieder in Europa finden wird.

Dieses eigentliche, das stumme Rußland, entzieht sich also unserer Betrachtung. Wir nehmen es aus von dieser unserer nachfolgenden Untersuchung, nicht aber von unseren Hoffnungen: wo religiöses Leben blüht, da werden immer noch Recht und Menschlichkeit schließlich ihre Einheit finden.

II.

Es handelt sich also zunächst darum, uns eine Vorstellung zu bilden von dem Humanitätsbegriff der russischen Gesellschaft. Zu diesem Behufe ziehen wir engere und weitere Kreise um ein angenommenes Durchschnittsindividuum. Wir beobachten es zunächst — vom Familienleben, das der Ausländer nicht beurteilen soll, absehend — im gesellschaftlichen Umgang mit Seinesgleichen. Dann betrachten wir — für uns von größter Bedeutung — sein Verhalten zu den Dienenden. Von hier aus erweitern wir den Kreis zur leidenden Mitwelt überhaupt und wenden unsere Aufmerksamkeit im Einzelnen dem gesellschaftlichen Durchschnittsverhalten zu, akut oder chronisch sozial Erkrankten gegenüber: Bettlern, Vagabunden, Verbrechern und Prostituierten. Das soziale Frauenleiden der Prostitution führt uns dann zum Verhalten zur Frau an sich, und damit überschreiten wir die Grenzen der Nationalität und betrachten das Verhalten der russischen Gesellschaft gegenüber den in Rußland lebenden Ausländern. Den so aus der Beobachtung abgeleiteten und sicherlich auch unbewußt von der Literatur beeinflußten Menschlichkeitsbegriff der russischen Gesellschaft vergleichen wir mit ihrem Selbstbewußtsein, so, wie es sich uns im Leben offenbart und in der Literatur kund tut.

Alsdann werden wir hinweisen auf das, was aus diesen Zusammenhängen für europäisches Kulturleben gewonnen werden könnte, und was Rußland von Westeuropa zu lernen bliebe.

Untersuchungen wie den unsrigen kommt natürlich keine andere Bedeutung bei, als daß Zusammenhänge aufgedeckt werden, die dem sittlichen Willen, wo er erlebt wird, Angriffspunkte bieten. Wir zerren Tatsachen ans Tageslicht und erwarten die Antwort der Seele. Besten Falles weisen wir auf die werbende Schönheit sittlicher Verwirklichung. Das ist aber auch alles, was wir können.

III.

Der unvoreingenommene Westeuropäer, der nichts davon weiß, daß der gebildete Russe in seiner „breiteren“ Menschlichkeit einen Vorzug vor anderen Nationen erblickt, erhält zunächst, wenn er die Straßen der russischen Großstadt durchwandert, einen durchaus entgegengesetzten Eindruck. Nirgends in Europa wird das einfache Volk rücksichtsloser und grober behandelt, und das überall: auf der Straße, auf der Tramway, auf der Polizei, auf der Post. Nirgends drängt sich der Bessergekleidete mehr vor, nirgends werden ihm bereitwilliger vom Schlechtergekleideten mehr Rechte eingeräumt. Mit einem Worte: nirgends ist das Volk demütiger, nirgends hochmütiger, wer ihm irgend etwas zu sagen hat. Und wenn sich einmal ein Unbeteiligter dagegen empört, so ist das ganz gewiß ein Ausländer. Wer also nicht in russischen Blättern von dem „bourgeoisen“ Mangel an Menschlichkeit Westeuropas gelesen hat, der müßte meinen, daß gerade der russischen Gesellschaft jedes soziale Empfinden abgehe. Da führt ihn zufällig der Weg zum Friedensrichter*), und er wird in der Regel staunen, mit welcher Freundlichkeit dieser stets mit Arbeit überhäufte Mann das eingeschüchterte, in seiner Verlegenheit unendlich weitschweifige Volk geduldig anhört, wie er unentwegt auf das hinweist, was den Angeklagten entschuldigen könnte, und wie er selbst verlegener Grobheit oder offener Frechheit gegenüber seine ruhige Würde bewahrt. Der unbefangene Ausländer könnte daraus schließen, daß das Volk hier — wie übrigens mehr oder minder überall — vorwiegend von seinesgleichen grob behandelt wird. Damit reimen sich aber schlecht die

*) Er entscheidet selbständig Streitfälle bis zu 300 Rbl. resp. 3 Monaten Gefängnis. Man kann appellieren an das Plenum der Friedensrichter und weiter an den Senat.

naiven Rücksichtlosigkeiten Bessergekleideter, über die er sich eben erst auf der Straße geärgert hat. Es muß also doch etwas von dem „Barin“ (dem gnädigen Herrn aus der Leibeigenschaftszeit) in dem Durchschnittsgebildeten stecken, oder aber er läßt sich einfach gehen, wenn er schlechter Laune ist und ist sehr oft schlechter Laune. Beides scheint uns vielfach zweifellos.

IV.

Hat der Ausländer das Glück, in gebildete russische Gesellschaft eingeführt zu werden — und die ist sehr zurückhaltend —, so fällt ihm vor allem die große Ungezwungenheit im Verkehr der Gesellschaftsmitglieder unter einander auf; sicherlich wird er auch von den verschiedensten Seiten zu hören bekommen, daß man hier viel „einfacher“ ist, als im Auslande, daß sich in Gesellschaft ein jeder so benimmt wie zu Hause, und daß man es ebenso machen solle. Das ist recht bestechend fürs Erste. Man kommt sich wirklich anfangs etwas beschämt vor als „steifer“ Ausländer Bald aber merkt man mit Betrübnis, daß sich auch hier die Menschen „zu Hause“ nicht mehr zusammennehmen, als bei uns, und daß man doch im Rechte war, wenn man uns lehrte, völlig ungezwungenes Gesellschaftsbenehmen sei nur bei höchster Kultur möglich, nur in einzelnen erwählten Kreisen. In der ihr eigenen Oberflächlichkeit in der Beurteilung fremder Kultur übersieht die russische Gesellschaft eben vielfach, daß unsere westeuropäische vielbespottete Förmlichkeit zum größten Teile Rücksicht bedeutet auf anderer Empfindlichkeit. Der tiefe Sinn gesellschaftlicher Form beruht doch vor allem darin, daß man in weiser Erkenntnis dessen, daß man gar nicht imstande ist, die mögliche Empfindlichkeit der Gesellschaftsmitglieder vorauszusehen, sich von vornherein an ganz bestimmte feststehende Formen hält, die auch ein nicht beabsichtigtes Beleidigen nach Möglichkeit ausschließen. Westeuropäische Gesellschaftsformen bedeuten — Uebertreibungen sind natürlich nicht ausgeschlossen — doch alles in allem Achtung vor der eigenen Person und Ehrfurcht vor fremdem Seelenleben. Das begreift man hier vielfach nicht so recht. Man benimmt sich tatsächlich wie zu Hause; z. B. kommt einer in schlechter Laune in eine Gesellschaft, so setzt er sich mit einem Buch in eine Ecke, dreht den Anwesenden den Rücken zu und macht, als ob er allein sei. Weshalb er überhaupt in Gesellschaft kommt, begreift man allerdings nicht. Nun ist man aber in Rußland sehr feinfühlig und

infolge dessen sehr reizbar. Man empfindet sofort die Nichtachtung, die in solchem Gebaren liegt, man ärgert sich darüber und sucht sich durch Spott schadlos zu halten. Und so will es uns denn auch scheinen, als ob in keiner westeuropäischen Gesellschaft die Kunst einander nervös zu machen zu größerer Virtuosität ausgebildet sei als in der russischen, die dabei nicht genug spotten kann über das „chinesische“ Ausland. Natürlich bleibt uns auch hier mancherlei zu lernen übrig: wir sollen darauf bedacht sein, über die gesellschaftliche Form den persönlichen Inhalt nicht zu vergessen und sie, die Form, wo nur irgend möglich, wenn auch mit großer Vorsicht lockern, um uns jener Natürlichkeit anzunähern, die niemanden verletzt und die bei dem geborenen Aristokraten, sowie bei dem wirklich gebildeten Russen so äußerst sympathisch berührt. Daß zudem das ungebildete russische Volk vielfach einen ganz erstaunlichen Takt an den Tag legt, sei hier nur nebenbei erwähnt.

V.

Ebenso bestechend wie der ungezwungene Verkehr der Gesellschaftsmitglieder unter einander erscheint im Anfang auch der Verkehr des Russen mit seinen Dienstboten; aber auch nur im Anfang. Die Umgangsformen sind auch hier sehr freundlich, fast zärtlich; man läßt sich weitgehende Kritiken von seiten der Dienstboten gefallen — und darin könnten wir nur lernen —, man läßt sich selbst die größten Grobheiten gefallen, allerdings nur als Antwort auf ebensolche, die man selber den Dienstboten macht. Unbestritten bleibt, daß man den Dienstboten durchaus ohne irgend welche Anstrengung und ohne irgend einen Vorbehalt für genau so einen Menschen hält als man selber ist. Und dieser stets wiederkehrende Zug menschlicher Gleichachtung in der russischen Gesellschaft muß uns darüber trösten, daß dank der „natürlichen“, „breiten“ Gedankenlosigkeit und der leider in der besitzenden Klasse fast allmächtigen Laune, der Dienstbote in Rußland trotz alledem bei weitem rücksichtsloser behandelt wird wie irgendwo sonst in Europa. Wann und ob er überhaupt zum Schlafen kommt, ist z. B. seine Sache: Man denke nur an die Höllenmaschine der russischen Dienstbotenwelt, den Samowar. Er verlangt viel Arbeit, bis er glücklich „fertig ist“, er wird stets sehr rasch ausgetrunken und muß dabei unbedingt auf dem Tische summen, wenn zwei Russen mit einander sprechen. Und in Rußland spricht man viel, sehr viel, ganze Nächte hindurch.

Bei dem gewohnheitsmäßigen Spätaufstehen fühlt man abends keinerlei Müdigkeit, bei der „breiten" Verachtung aller Zeiteinteilung und dem unabweisbaren Bedürfnis, nachhaltig über das Volkswohl zu theoretisieren, und bei der besonderen Gabe, das Einfache möglichst kompliziert zu erklären, ist so eine Nacht im Fluge vergangen. Und die ganze Zeit hat der Samowar gesummt und die ganze Zeit hat ein verschlafener Dienstbote diesem seinen dampfenden und glühenden Tyrannen aufgewartet. Während dann die Herrschaft bis tief in den Mittag hineinschläft, muß der Dienstbote hier wie überall früh hinaus, unausgeschlafen in die grimmige Kälte.

Natürlich scheitert auch hier wie überall außer vielleicht in England der praktische Sozialismus an der Dienstbotenfrage. Dem gewaltigen Unterschied in Lebensführung und Bildung gegenüber ist allerdings der Einzelne wehrlos. Vorerst wäre aber auch schon viel gewonnen, wenn die menschliche Gleichachtung nur ein wenig intelligenter wäre und auch mit den Bedürfnissen der Dienenden rechnete. statt mit ihrer Empfänglichkeit für freundliche Worte. Man will aber leider vorerst noch nicht begreifen, daß etwas so „natürliches" wie Gleichachtung — und man ist ja wirklich nicht hochmütig — auch Verpflichtungen auferlegt, Anstrengungen erfordert. Fast scheint es uns, als ob man tief im Innern eigentlich bereits das als „unnatürlich", „westeuropäisch", „bourgeois" betrachtet, was Mühe macht. Nirgends ist ja das Recht auf persönliche Faulheit allgemeiner anerkannt als in Rußland. Trotzdem sind sicherlich die Fälle nicht selten, wo man auch den Dienstboten gegenüber den Sozialismus ernst nimmt. Mehrere sind uns bekannt geworden. Sie endeten alle schlecht. In einem Falle nahm die Hausfrau ihre Köchin mit auf verbotene politische Versammlungen. Als dann ein Streit zwischen ihnen ausbrach, drohte die Köchin mit Polizeianzeige. In einem anderen Falle wurde ein junges hübsches Dienstmädchen ganz in die Familie aufgenommen. Leider nahm das der Hausherr viel zu wörtlich. Ueberhaupt, wenn wir hier das Verhalten der Männerwelt zu dem weiblichen Dienstpersonal betrachten wollten, so ergäbe sich etwas sehr, sehr trübes. Die natürliche Gleichachtung schlägt hier allzu leicht um in ein Nichtsehenwollen tatsächlicher sozialer Ungleichheiten, in ein schamloses Ausbeuten sozialer Schutzlosigkeit. Eine Tatsache zum Beweise: der weitaus größte Teil aller russischen Prostituierten entstammt dem Dienstbotenstande.

Alles in allem genommen wird man dem Verhalten der Herrschaft zu den Dienstboten in Rußland vielleicht noch am ehesten

gerecht, wenn man es charakterisiert als ein aufrichtiges [illegible] fühlen mit ihnen, wobei man sich aber keineswegs in [illegible] gewohnheiten beeinflussen läßt und gar nicht bedenkt, [illegible] Lebensgewohnheiten die Gleichachtung tatsächlich [illegible]

Vergleichen wir damit das westeuropäische Verhalten [illegible] botenwelt, so finden wir hier wie fast in allen [illegible] daß man in Rußland theoretisch und vielleicht auch [illegible] nach breitere Rücksichten nimmt auf die sozial [illegible] sächlicher Rücksicht aber weit, weit hinter [illegible] Die Seele des russischen Dienstherrn lebt eben bereits [illegible] kunftswelt, wo es nicht arm und nicht reich geben [illegible] haben es die Armen der Gegenwart doppelt schwer [illegible] was man von den Reichen dagegen gerade nicht [illegible] --

VI

Ganz dasselbe gilt von dem Verhalten des [illegible] zu den Mitgliedern der sogenannten niederen [illegible] Wenn der Ausländer nicht ohne [illegible] wahrnimmt, [illegible] [illegible] Beziehungen der russische Intelligent zu dem [illegible] tritt [illegible] auf politischen Versammlungen [illegible] gemeinsame [illegible] auf den Ausflügen der [illegible] in den [illegible] usw., so möchte er [illegible] nehmen, daß in Rußland [illegible] politisch [illegible] [illegible]

[illegible]

rechtigt ja zum Eintritt in die Hörsäle — damit die jungen Proletarier doch auch von der Wissenschaft profitieren könnten. Damit man sie aber nicht an ihren schwieligen Fäusten erkenne, werden sie angehalten, die Hände in den Rocktaschen zu verbergen.

Trotzdem wird man aber annehmen dürfen, daß entsprechend der viel geringeren Bildung und der viel größeren Armut der niederen Klassen in Rußland der Klassenhaß dort mehr instinktiv allerdings und bei dem friedlichen Nationalcharakter auch weniger zu Gewalttätigkeiten geneigt, doch viel tiefer sitzt als in Westeuropa.

Hinzu kommt noch ein Moment: der taktisch und menschlich gleich unverzeihliche Fehler der politischen „intelligenten" Agitatoren, ihren fanatischen Atheismus mitzupropagandieren und gegen die orthodoxe Kirche zu hetzen, trotzdem diese sich doch bloß gezwungen politisch mißbrauchen läßt und wenigstens in ihren Besten selber nichts sehnlicher wünscht als Unabhängigkeit von der Regierung.

Wenn nun auch der „aufgeklärte" Proletarier, um nicht „rückständig" zu erscheinen, die Kirche gelegentlich mitverspottet, so hat er im Grunde doch den Spott des Intelligenten gegen seine Kirche als persönliche Beleidigung aufgefaßt, die er nie verzeiht.

Und gar der „nichtaufgeklärte" Proletarier, der tiefreligiöse Bauer, blickt in seinem absoluten Unverständnis jeder Irreligiosität auf den atheistischen Intelligenten wie auf eine Art apokalyptisches Ungeheuer.

Man fängt endlich an, das zu begreifen. Ein wahrhaft im europäischen Sinne aufgeklärter russischer Intelligent sagte neulich der Intelligenz geradezu ins Gesicht, sie habe allen Grund, der Regierung dankbar zu sein. Nur ihre Bajonette hielten das tiefempörte Volke davon ab, die atheistische Intelligenz einfach totzuschlagen.

Wenn wir nun auch eine solche Gefahr bei dem friedlichen und eigentlich toleranten russischen Volk für ausgeschlossen erachten, so ist es dennoch allen nur einigermaßen mit dem Volke Bekannten auch nicht einen Moment zweifelhaft, daß bei einer Zukunftsrevolution das kleine Häuflein der Intelligenten, das jetzt noch über seine numerische Schwäche die Masse durch terroristische Einschüchterung hinwegzutäuschen sucht, einfach über den Haufen geworfen wird. Das Volk ist diesen „intelligenten" Despotismus, der sein religiöses Leben anzutasten wagt, vielleicht noch mehr satt als den altgewohnten politischen. Wäre letzterer nur etwas vernünftiger und

sorgte er wenigstens dafür, daß der Bauer nicht gerade Hungers stirbt, so würde kein Agitator ein russisches Dorf zu betreten wagen.

Rein menschliche Beziehungen zwischen Gebildeten- und Arbeiterfamilien sind in Rußland nicht selten, wenn auch kaum häufiger als bei uns. Sie erfordern außerdem bei der oft betonten größeren Differenz in Bildung und Lebensführung der verschiedenen Klassen einen ungleich größeren Takt. Wenn man sich übrigens nicht selber betrügen will, muß man ruhig eingestehen, daß solche noch so gut gemeinte Beziehungen eigentlich nur dann dem Klassenhaß nicht neue Nahrung geben, wenn die Familie des Gebildeten ebenso einfach lebt wie die des Arbeiters. Das aber ist in Rußland kaum möglich, selbst wenn man das viel einfachere Leben des Gebildeten dort anerkennend berücksichtigt: dem russischen Arbeiter fehlt es eben am Allernotwendigsten. Und deshalb sind alle diese Versuche verfehlt. Lassen wir auch völlig beiseite den Umstand, daß die Dienstboten es als persönliche Beleidigung empfinden, wenn sie eine Arbeiterfamilie bedienen müssen. Und mit Recht: Das sind doch Ihresgleichen. Weshalb dürfen diese mit der Herrschaft am Tische sitzen und sie nicht?

Aber auch abgesehen davon, wird die schwersorgende Arbeiterfrau — der Mann läßt sich gewöhnlich durch anregende Unterhaltung von Aeußerlichkeiten ablenken — doch alles und jedes im fremden Haushalt mit dem ihren vergleichen und dabei selbstverständlich zu dem einfachen Schluß gelangen, daß die Freundschaft der Gastgeber doch eine sehr platonische sein muß; man läßt seine Freunde aus dem Arbeiterstande am Notwendigsten Mangel leiden, während man sich selber soviel Ueberflüssiges gönnt. Und darauf bleibt auch gar nichts zu entgegnen. Und deshalb führen auch in Rußland solche Beziehungen einstweilen noch zu nichts anderem als dazu, dem natürlichen Klassenhaß des Proletariers durch greifbare Vorstellung vom Leben des Nichtproletariers ständig frische Nahrung zuzuteilen. Wer mit dem Proletarier wie mit Seinesgleichen verkehren will, muß eben genau so leben wie er. Sonst gibt es nur Mißverständnisse und Gereiztheiten.

Das aber begreift man hier gar nicht. Man nimmt z. B. ein Arbeiterkind zur Erziehung in die eigene Familie auf, sieht aber nicht ein, daß man damit auch die Verpflichtung auf sich genommen hat, in allem ein Vorbild zu geben. Das wäre eben schon nicht mehr „einfach.“ Das Arbeiterkind hat aber Luxaugen und jenen unbestechlichen moralischen Instinkt des Proletariers. Kommt es

nach Hause, so hat es immer viel zu erzählen und alles natürlich in der Tendenz, daß diese Reichen nicht besser sind als wir, im Gegenteil, das und das würde bei uns Armen nicht passieren. Die Nachbarn und Basen erfahren das auch, und die Wohltat ward somit zur Plage.

Fassen wir das Gesagte zusammen: Der gebildete Russe verhält sich zu den niederen Klassen mit absoluter Gleichachtung, ohne sich indessen in seinen Lebensgewohnheiten dadurch irgendwie beeinflussen zu lassen und dabei noch mit der ausgesprochenen Neigung das Volk geistig zu bevormunden. Hierbei läßt er indes die Fähigkeit, sich in andere Seelen hineinzuversetzen häufig vermissen, ebenso wie die Ehrfurcht vor dem Seelenleben anderer. Namentlich wo irgend eine Tradition in Betracht kommt, glaubt der gebildete Russe allzuleicht, jeder Ehrfurcht überhoben zu sein. Er sieht hier grundsätzlich bloß Polizeizwang. Das historische Werden einer Tradition entgeht ihm ebenso, wie die Seelenbedürfnisse, die ihr Dauer gewähren und in ihr alles in allem doch eine Befriedigung finden, für die er selber nicht den notdürftigsten Ersatz zu schaffen imstande wäre. Das sei hier namentlich gesagt in Hinsicht auf die orthodoxe Kirche.

VII.

Auch den chronisch Sozialerkrankten: Bettlern, Vagabunden, Alkoholikern gegenüber verhält sich der gebildete Durchschnittsrusse im großen und ganzen in der bisher beobachteten Weise. Bei ungezwungener seelischer Gleichachtung vermeidet er nach Kräften jede Anstrengung in ihrem Interesse, sowie jede Abänderung in seiner gewohnten Lebensweise. Täglich kann man Herren der besseren Stände mit abgelumpten Bettlern in scherzendem Gespräch sehen. Es endet gewöhnlich damit, daß der Herr dem Bettler aus seinem silbernen Etui eine Zigarette reicht und lachend seines Weges geht. Almosen werden überhaupt so kritiklos an alt und jung gegeben, daß Handwerksjungen es oft vorziehen sich 3—5 Rubel täglich zu erbetteln, statt sich von ihrem Meister bei karger Kost zu Krüppeln schlagen zu lassen. Ganze Dörfer leben vom Bettel in Moskau. Will man aber einmal einen Sozialerkrankten dauernd heilen, so macht man bald die traurige Erfahrung, daß es selbst bei größter Protektion fast absolut unmöglich ist, auch den Bedürftigsten irgendwo unterzubringen. Denn, wenn es vielleicht auch nirgends in der Welt größere und prächtigere Wohltätigkeitspaläste gibt als z. B.

in Moskau, so dürfte doch wohl kaum irgendwo engerer Bureaukratismus und weitere, wahrhaft märchenhafte Gewissenlosigkeit herrschen als in russischen Wohltätigkeitsanstalten.

Wir wägen darum jedes unserer Worte, wenn wir behaupten, das gleiche soziale Elend, wie es augenblicklich in Rußland herrscht, würde in irgend einem Staate Westeuropas auch unter den gleichen politischen und sozialen Bedingungen eine unvergleichlich wirksamere Abhilfe finden, und zwar auch von privater Seite.

Der gebildete Durchschnittsrusse ist eben ganz merkwürdig indolent gegenüber dem Elend der Straße, überhaupt gegenüber dem Elend im Einzelfalle. Eine gewisse Abstumpfung spielt da wohl mit. Wir Ausländer alle haben sie leider an uns selber erfahren müssen: Blieben wir anfangs stehen bei jedem Betrunkenen oder Kranken — man weiß das nie, und oft werden Totkranken zur Ernüchterung liebreich und handfest die erstarrten Ohren gerieben — bis die Polizei kam, so ist man später beruhigt, wenn jemand anders stehen bleibt, man würde auch sonst gar nicht nach Hause kommen.

Aber diese Indolenz gegenüber allem Leid, das man nicht durch Almosen abschütteln kann, kann auch die natürliche Abstumpfung gegen Straßenelend nicht erklären. Sie muß tiefer liegen. Ein gewisser der Rasse eigener Fatalismus sei zugegeben. Aber auch der ist nicht ausreichend. Es will uns vielmehr aus vielen Gründen scheinen, als ob hier in Rußland das Volksleiden als solches in seiner Totalität und Unabänderlichkeit abstrakt erfaßt wird und so beständig vor der Seele des Gebildeten steht oder stehen soll. Wie man sich ihm gegenüber persönlich zu keinem Lebensgenuß berechtigt glaubt — allerdings meist nur in der Theorie —, so mißt man auch dem einzelnen Falle keine eigentliche Bedeutung bei. Wir schweigen dabei ganz von den herrschenden Doktrinen, die im gegenwärtigen Leid ausschließlich die Folge kapitalistischer Wirtschaftsordnung erblicken. Ihre Anhänger wollen mit den Leidenden der Gegenwart überhaupt nichts zu tun haben, sie gönnen ihnen höchstens ein recht platonisches Mitleid. Tatsache ist unter allen Umständen, daß dem einzelnen Elendsfall eine recht geringe Bedeutung beigemessen wird in der gebildeten russischen Gesellschaft. Anders können wir es uns gar nicht erklären, daß z. B. fast im Zentrum Moskaus eine förmliche soziale Totenstadt existiert: der Menschenmarkt, der berüchtigte Chitroff-Rynok. Es ist dies ein von Nachtasylen umgebener großer freier Platz, auf dem und um den herum zirka 5000 Sozialunheilbare wohnen, fast ausschließlich Alkoholiker der letzten Stadien, da-

runter einige hundert Kinder. Wenn man diesen Platz überschreitet, — und das könnte man weder in Berlin, noch in London, noch in Paris, wohl aber in Moskau, wo das Volk auch im tiefsten Elend friedlich ist und Anständigen gegenüber anständig bleibt, trotzdem sich seit Gorki ein gewisses naiv aufdringliches, aber eigentlich nicht rechtes „Standesbewußtsein" dort geltend macht. — Wer also nur einmal ganz flüchtig diesen Platz überschreitet und gesehen hat, wie jugendliche Frauengestalten im tiefen Schnapsdusel mit totunglücklichen Gesichtern, verworrenem Haar und selbst bei grimmiger Kälte barfuß und kaum notdürftig bekleidet da umherschwanken oder gestoßen in die Gosse taumeln oder mißhandelt wimmern, für den hat die Dantische Hölle auf immer alle Schrecken verloren. Und dabei sieht man den ursprünglich unschuldigen einfachen Gesichtszügen an, daß man es hier vorherrschend mit zertretenen Seelen zu tun hat, mit Vergewaltigten, die zu anständigstem Leben veranlagt, bloß schwächer waren als ihr Schicksal, und die jetzt in Elend und Schmach verkommen, weil niemandem auf der weiten Welt etwas daran gelegen ist, daß sie nicht verkommen. Wird man auf diesem Wege noch dazu von ganzen Scharen 8—12jähriger vielfach trunkener Prostituierter verfolgt, so fragt man sich wirklich, was man eigentlich von der russischen Humanität halten soll.

Hier braucht man doch bloß mit Händen zu greifen. Wer sagt uns, daß auch nur einer dieser Unglücklichen wirklich unheilbar ist? Wer sagt uns, ob das prostituierte Kind, das nicht weiß, was es tut, nicht doch noch erzogen werden könnte zu Liebe und Verantwortung? Wo waren wir, wir alle, als man diesen Wehrlosen den Sonnenstrahl geraubt? Wer wagt es zu berechnen, was an Reichtum jede einzelne dieser Seelen geben könnte, wenn auch nur einer da wäre, dem es nicht gleichgültig sei, daß sie in Schmach und Schande zugrunde geht!

Ein Schandfleck für Moskau, für Rußlands Gesellschaft, ist der Chitroff-Rynok!

Da ist nun einmal die Regierung nicht schuld. Die Gesellschaft hat hier völlig freie Hand.

Es gibt auch eine große Anzahl privater Wohltätigkeitsgesellschaften, zum Teil mit sehr pathetischen Namen, darunter solche, deren Mitglieder ausschließlich der freiheitlichen Intelligenz angehören. Aber auch hier macht sich ein überraschender Bureaukratismus geltend, der Aemter und Aemtchen verteilt und dessen maßloses Theoretisieren in gar keinem Verhältnis steht zu seinen prak-

tischen äußerst dürftigen Leistungen. Und daneben herrscht auch hier allmächtig die Laune, vornehmlich in Gestalt des Flirts. Wir erinnern uns gewisser Kinderfeste für die ärmsten der kleinen Näh- und Waschlehrmädchen: Die Kinder saßen da mit leuchtenden Augen in gespannter Erwartung. Auf ein freundliches Wort hätten Schätze kindlichen Vertrauens, beschämendster Dankbarkeit geantwortet. Die kleinen Seelen streckten geradezu die Arme nach uns aus! Wer aber kümmerte sich um sie? Nebenan flirtete man, intrigierte man und überließ sich selber die Seelen, die man angelockt hatte.

Diese immer wieder auffallende Kühle greifbarem Elend gegenüber, die so oft westeuropäischen Enthusiasmus, wenn er sich hierher verirrt, wie mit kaltem Wasserstrahl übergießt, ist indes, wie betont, weit entfernt von jedem Hochmut. Es liegt in ihm auch viel klare Einsicht in die eigene soziale Machtlosigkeit, viel kluges Sichabfinden mit der Wirklichkeit. Auch von Ekel vor dem Schmutz und der Häßlichkeit der Armut kann gerade hier nicht die Rede sein. Wir haben uns oftmals erstaunt, in welch unsagbar verpesteten Kellerwohnungen junge Mädchen der gebildeten Gesellschaft ganz ruhig und ohne alle Uebereilung mit den verwahrlosten Einwohnern verhandelten, wie bei sich zu Hause, während wir verzärtelte Westeuropäer uns nur durch schleunige Flucht vor Uebelkeit und Ohnmacht retteten.

Es ist wohl auch viel Selbstschutz in jener Kühle; die eigene Persönlichkeit würde sonst einfach aufgehen im Leiden anderer. Und das will man denn doch nicht. Man will zwar das Leiden um die Volksnot nicht entbehren, es bildet den vielfach verzärtelten Hintergrund alles bewußten Lebens, man glaubt aber persönlich noch an Abhilfe, an politische Allheilmittel, und deshalb vielleicht ist man dem direkten Elend gegenüber unstreitig sparsamer mit der eigenen Person wie bei uns. Und deshalb ist, wie es scheint, der Haß der Armen gegen Reiche und Gebildete größer in Rußland als in Westeuropa. —

VIII.

War bis jetzt unsere Zeichnung allzu sehr grau in grau, so werden nunmehr die Lichtflecke zahlreicher fallen, da wir von dem Verhalten des Russen zum Sozial-Gefallenen, zum Verbrecher, reden. Er wird nirgends menschlicher beurteilt und im großen und ganzen auch menschlicher behandelt als in Rußland. Es ist sicherlich keine

Phrase, wenn bei der Beratung der Geschworenen so ein alter, würdiger, langbärtiger Kaufmann aufsteht, sich bekreuzigt und ausruft: „Wenn wir nicht vergeben, wer soll uns denn vergeben?“ Und es kommt dabei auch nicht in Betracht, daß er, der Geschworene, gar nicht berufen ward zu vergeben, sondern zu beurteilen.

Ueberhaupt muß Eines gesagt werden, und es gilt für alle Gesellschaftsklassen: die russische Seele versteht zu vergeben. Dies ist ihre große Kunst, von der wir alle zu lernen haben. Leider aber begeht der Russe den Fehler, anzunehmen, das Uebel selber sei aus der Welt gebracht, wenn man ihm vergeben habe. Und dieser Irrtum wirkt auf die Dauer grausam: die fast sichere Aussicht auf Vergebung lockt immer wieder eine schwache Seele auf abschüssigen Pfad. Und wenn ihr dann auch die weltlichen Richter vergeben, so kann sie sich selber nicht vergeben und bleibt allein mit ihrer Pein. Und so wird Wohltat wie so oft hier zu Lande letzten Endes zur unerträglichen Plage.

Wir persönlich haben folgendes Zeugnis wahrhaft erhabener Vergebungskraft miterlebt. Die Szene spielt zur Zeit der nachrevolutionären Unruhen an einem regnerischen Herbstnachmittag auf einem der Moskauer Boulevards. Da wurde wenige Schritte vor uns ein alter Mann, dem Anschein nach aus dem Handwerkerstande, von zwei jungen Burschen zu Boden geworfen, gewürgt und seiner Uhr und seines Beutels beraubt. Das alles war das Werk weniger Augenblicke. Es gelang uns mit Hilfe eines Polizisten einen der Räuber festzunehmen und auf die Wache zu führen. Kurz nach uns erschien der Beraubte selber dort; er war über und über mit Schmutz bedeckt, die Kleider zerrissen, am Halse blutend und hinkend vom Falle. Und was war sein erstes Wort? „Bruder“, sagte er zu dem Räuber, „du bist jung und verpfuschst dir durch solche Dummheiten dein ganzes weiteres Leben. Ich aber bin über 70 Jahre alt, ich stehe mit einem Fuß im Grabe, an mir ist nicht mehr viel gelegen. So will ich dir denn verzeihen!“

IX.

Was im besonderen die Eigentumsvergehen betrifft, so urteilt die Gesellschaft, sofern nicht der Urteilende selber in dem betreffenden Falle mitbetroffen wurde, darüber leichthin, zumal die Intelligenz größtenteils sozialistisch gesinnt ist und unbestritten im allgemeinen dem materiellen Besitztum unabhängiger gegenübersteht als der ge-

bildete Westeuropäer. Das arbeitende Volk dagegen, das sich sein bischen Hab und Gut sauer genug erarbeitet, richtet hier wie anderswo gerade den Diebstahl besonders streng. In den Geschworenengerichten ist allerdings davon wenig zu merken: Dort werden überhaupt nur die Diebe bestraft, die zu Wohltätigkeit bestimmtes Geld oder das Geld der Armen und Waisen veruntreut haben, allen andern Dieben verzeiht man grundsätzlich allen „Leichtsinn", namentlich wenn der Dieb arm ist und vielleicht noch zahlreiche Familie hat. Indes finden sich unter den Geschworenen weder Bauern noch Arbeiter. sondern höchstens aus dem Volke hervorgegangene, selbständige kleine Meister und Kleinhändler, und die fühlen gerade nicht das Recht in sich, sehr rigoros zu verfahren. Das arbeitende Volk selber aber vergißt, wie gesagt, Dieben gegenüber alle angeborene Menschlichkeit. Zu verwundern ist das gerade hier nicht, wo man nur das Notwendigste erarbeitet, und jeder Verlust gleich Hunger und Krankheit bedeutet. Noch jetzt erstarrt uns das Blut, wenn wir uns der gar nicht mehr menschlichen Schreie entsinnen, die ein Taschendieb ausstieß, der in dem Wartesaal dritter Klasse eines der Moskauer Bahnhöfe vom Volke verprügelt wurde. Der Gendarm stand dabei und sagte lachend: „Drauf los, Kinder! Gebt nur acht, daß er nicht so schreit!" Der Unglückliche wimmerte nur noch: „Verzeiht, Brüder! Wenn ich zu essen gehabt hätte, hätte ich nicht gestohlen!"

Als wir uns zu ihm drängten, war er ohne Besinnung.

Indes will es uns scheinen, als ob auch das Volk nur den Diebstahl verurteile, der an dem Armen verübt wird, der mithin das zum Leben unbedingt Notwendige betrifft. Sonst mag wohl ein tiefer kommunistischer Hang im russischen Volke liegen. Wie oft wurde uns nicht auf unsere Frage, ob man sich nicht dieses oder jenes angeeignet habe, mit größter Unschuld geantwortet: „Nein! Es war ja soviel davon da!" Das heißt: „Ich habe natürlich davon genommen; da aber mehr davon da war, als du selber für dich verwenden kannst, so ist das nicht gestohlen!"

Jedenfalls nicht ganz unlogisch! Eine Logik vielleicht von übermorgen!

X.

Leidenschaftsvergehen, d. h. alle Gewalttätigkeiten, die nicht mit Raub verbunden sind, vor allem nicht mit Raub an Armen, werden ebenfalls fast grundsätzlich von den Geschworenen „verziehen". Und

es sind empörende Roheiten darunter. Wir entsinnen uns eines Falles, wo ein junges Mädchen mit fremder Hilfe von ihrer Nebenbuhlerin gefesselt und in vitriol-durchnäßten Handtüchern stundenlang liegen gelassen wurde, so daß sie erblindete und unter schrecklichen Qualen starb. Trotzdem Freispruch! Ebenso beim Mord aus Leidenschaft. Wir greifen aus der Fülle uns gegenwärtiger Fälle nur folgenden heraus: Eine 28jährige französische Putzmacherin, die Geliebte eines jungen Menschen aus gutem Hause, tötete aus Eifersucht durch einen Revolverschuß in die Schläfe eine 15jährige Gymnasiastin. Der Vorfall spielte im Hause der Eltern des Geliebten, wo beide zu Gast waren, die Gymnasiastin schlief, die Französin hatte mit großer Ueberlegung alle Zeugen entfernt. Trotzdem Freispruch! Und als dagegen Berufung eingelegt wurde und die Angelegenheit vor einem anderen Geschworenengericht zur Verhandlung kam, erfolgte zum zweiten Male Freispruch!

Noch ein anderer Fall sei besonders erwähnt, diesmal ausschließlich, um das Verhalten der in Mitleidenschaft Gezogenen zu kennzeichnen. Eine frühere Halbweltsdame (Sängerin in einem Café) war seit Jahren die tadellose „bürgerliche" Gattin eines gutmütigen, aber haltlosen Lebemannes aus der besten Moskauer Gesellschaft. Eines Abends kündigt dieser ihr an, er werde sie verlassen, um ein junges Mädchen der Gesellschaft zu heiraten. Sie reißt vom Nachttisch seinen Revolver und erschießt ihn. Die Schwester des Verstorbenen stellt daraufhin eine Kaution, und so wird die Mörderin bis zur Verhandlung, die natürlich mit Freispruch endete, auf freiem Fuße gelassen. Mehr noch! Sie lebt jetzt bei der Schwester des Ermordeten. Und dabei liebte diese ihren Bruder, ohne indes seine Schwächen zu verkennen. In der Mörderin des Bruders erblickte die Schwester aber ausschließlich eine Unglückliche, von aller Welt verlassene Ausgestoßene. Wir überlassen es andern, hier von Unnatur zu sprechen. Wir selber sehen darin nichts als edelste Menschlichkeit, echt russische Vorurteilslosigkeit, diesmal in bestem Sinne.

Im allgemeinen charakterisiert sich das Verhalten der russischen Gesellschaft zur Verbrecherwelt darin, daß sie — wir sehen hier völlig ab vom doktrinär-sozialistischen Standpunkt — in dem Verbrecher vor allem einen Unglücklichen erblickt, an dessen Stelle, denselben Lebenslauf vorausgesetzt, man wohl ebenso gehandelt hätte.

Dieser Standpunkt entspricht genau den letzten Schlüssen der Wissenschaft vom Verbrechen. Für Rußland ist er allerdings einst-

weilen bedenklich, weil ihm noch keine Vorstellung von Selbstschutzrecht und der Selbstschutzpflicht der Gesellschaft die Wage hält. Immerhin dürfte Rußland vielleicht einmal unter den ersten Nationen ein Strafrecht einführen, das weder unser intellektuelles, noch unser moralisches Gewissen vergewaltigt.

XI.

Wenden wir uns nunmehr dem sozialen Frauenleiden der Prostitution zu. Ihre ungeheure Verbreitung in Rußland sowie namentlich der unverhältnismäßig große Prozentsatz ganz jugendlicher Prostituierter — man sieht wohl nirgends in Europa so ungehindert 12—14jährige Kinder der Prostitution nachgehen — läßt die Humanität der besitzenden Männerwelt in recht eigentümlichem Lichte erscheinen. Es ist jedenfalls eine Humanität, die sich nicht allzuviel Zwang auferlegt. Daß man ein Geschöpf Gottes auch dann nicht erniedrigen darf, wenn es damit einverstanden ist, ja, sich dazu anbietet, will man hier nicht so recht begreifen. Ueberraschend mild sind tatsächlich selbst in gebildeten Männerkreisen die Urteile über den Umgang mit Minderjährigen Die „breite", mühelose und wohl auch Mühe scheuende russische Menschlichkeit ist an sich geneigt, die Unterscheidung zwischen Erwachsenen und Kindern für „westeuropäische Unnatur" zu halten, sehr nah verwandt mit Reaktion, bourgeoiser Engherzigkeit und geistiger Rückständigkeit. Mußten wir es doch erleben, daß zur Zeit der Revolution 13jährigen Schulknaben das Recht eingeräumt wurde, in den Schulräumen ohne alle Aufsicht „über die augenblickliche politische Lage zu beraten". Als die Moskauer deutschen Gymnasien diesen groben Unfug nicht mitmachten, konnte die liberale Presse nicht genug über „die politische Rückständigkeit der Deutschen" schimpfen. So ist man denn wahrscheinlich auch den Mädchen gegenüber in gewissen Kreisen der Ansicht, die ein Dumascher Held ausspricht, daß eine Frau eigentlich niemals ein Kind sei. Welche furchtbare Verantwortung aber der Ausnutzer jugendlicher Prostitutionsbereitschaft auf sich nimmt, welchen feigen Seelenmord er begeht, begreift man offenbar nicht in genügendem Maße. Damit soll natürlich nicht behauptet sein, die russische Gesellschaft billige den Umgang mit Prostituierten. Sie urteilt darüber wenigstens ebenso streng wie wir. Daß aber eine Gesellschaft, die sich zum größten Teil zum Gesellschaftsideal des Sozialismus bekennt, überhaupt eine so zahlreiche Prostitution erhält

das ist es, was wir Westeuropäer nicht begreifen und nicht nicht verurteilen können. Denn wenn es e i n soziales Uebel gibt, so ist es die Prostitution. Wenn die herrschende Wirtschaftsordnung an e i n e m Uebel Anteil hat, so ist es an der Prostitution (zumal in Rußland, wo im Gegensatz zu Westeuropa Armut und Schutzlosigkeit fast ihre alleinige Veranlassung bilden). Und wenn es e i n freies Ausbeuten Sozial-Wehrloser gibt, e i n e Vergewaltigung wirtschaftlich Schwacher, so ist es eben die Benützung der Prostitution. Es erscheint uns deshalb als eine unverzeihliche Inkonsequenz, wenn die radikalen Parteien ihren Mitgliedern nicht Enthaltung vorschreiben — und sie genieren sich doch sonst nicht mit Vorschriften. Und wenn ihre Mitglieder selber durchaus nicht in der Mehrzahl — das wird von radikaler Seite selbst bedauernd zugestanden — Enthaltung von der Prostitution üben, so ist das eine Schmach! In diesem Fall bekämpft man zwar Beelzebub, freut sich aber seiner Werke.

Eines aber muß bei alledem zugegeben werden: so rohe Ausdrücke über die Prostituierten, wie man sie bei einer gewissen Männerwelt Deutschlands und Frankreichs — n i c h t Englands — zu hören bekommt, ohne daß man danach verlangt und bei jeder Gelegenheit, wird man in Rußland kaum vernehmen. Fast durchweg erblickt man in den Prostituierten Unglückliche, durch die Verhältnisse Gezwungene.

Ausführliche Statistiken haben auch ergeben, daß man es fast ausschließlich mit Waisenkindern vom Lande zu tun hat, die mit 10—12 Jahren als Dienstmädchen oder Nähmädchen abgegeben, mutterseelenallein in der Großstadt standen. An Nachfrage fehlt es aber niemals. Nebenbei bemerkt, muß wohl die sittliche Selbstzucht des Durchschnittsrussen geringer sein als die des Westeuropäers, denn die Gesetze sind ebenso streng, die Kinderverführung aber, wenigstens in den russischen Großstädten, eine unerhört große.

Ein Kind verbindet nun keinerlei moralische Vorstellung mit den Handlungen, zu denen es von Erwachsenen veranlaßt wird.

Tatsächlich ist auch das Benehmen der Prostituierten auf der Straße selbst in der Trunkenheit ein bei weitem anständigeres als irgendwo sonst. (Japan vielleicht ausgenommen.) Anrempeleien, wie auf der Friedrichstraße in Berlin, sind hier völlig ausgeschlossen. Die russische Prostituierte betrachtet sich eben im allgemeinen vornehmlich als ein Opfer der Verhältnisse — die lange Leibeigenschaft mag hier mitsprechen —: Sie zweifelt vielfach mit Recht keineswegs

an der Güte ihres Charakters und ist sich durchaus bewußt, niemandem Unrecht zu tun. Sie besucht eifrig die Kirche und hat natürlich ein Heiligenbild in ihrem Zimmer. Ihr größter Kummer ist, daß ihr der Pope die Absolution verweigert in der Osterzeit, wo der fromme Russe seine Bekannten um Verzeihung bittet und dann zur Beichte geht. Von der Selbstverachtung der deutschen oder englischen Prostituierten — die französische ist klüger — ist bei der Russin wohl nur in Ausnahmefällen etwas wahrzunehmen. Dagegen sind vielleicht in Europa nur in Rußland noch Beispiele seelischer Reinheit und Unverdorbenheit unter den Prostituierten zu beobachten, und zwar gar nicht selten sind die Fälle des Lasters, von dem die Seele nichts weiß. Jeder gewissenhafte Westeuropäer mit seinem anerzogenen Hang zu absoluten moralischen Urteilen könnte hier viel, sehr viel lernen.

Ebenso verdient erwähnt zu werden, daß der Zuhälter im widerlichen französischen oder deutschen Sinn in Moskau wenigstens so gut wie unbekannt ist. Dagegen hält sich bisweilen die Kupplerin, bei der stets mehrere solcher armer Kinder im Dienst sind, und die, wie wir unlängst erfuhren, der Moskauer Polizei, bis vor kurzem wenigstens, regelmäßige Abgaben entrichtete, eine Mannesperson zur Beobachtung der arbeitenden Sklavinnen. So viel wir indes aus dem Gerichtsmaterial entnehmen konnten, sind das fast ausschließlich Südländer, Polen und leider auch Ostseedeutsche.

Alles in allem erblickt die russische Gesellschaft in der Prostituierten vor allem eine Unglückliche, Vergewaltigte, der man ohne jeden Abscheu und ohne jeden Hochmut gegenübertritt. Wo man kann, bestrebt man sich ehrlich, der Prostituierten den Uebergang ins bürgerliche Leben zu ermöglichen. Und es mag rühmlich hervorgehoben werden: der früheren Prostituierten wird nicht nur niemals ihre Vergangenheit nachgetragen, man scheut sich sogar gar nicht, sie in persönliche Dienste zu nehmen. All das ist des höchsten Lobes würdig, und bleibt überhaupt das Verhalten der russischen Frauenwelt zu den Opfern der Prostitution ein schlechthin vorbildliches! Es ist wirklich erhaben einfach und richtig geurteilt, wenn man vom Durchschnittsmenschen nicht verlangt, er solle Hungers sterben, so lange er sich verkaufen kann. Und darum handelt es sich wenigstens in Rußland fast ausschließlich.

Wir haben selber mit angesehen, wie Damen der Gesellschaft Prostituierte, die sich einfach und aufrichtig um Hilfe an sie gewandt hatten und denen sie momentan nicht aushelfen konnten, wenigstens

voller Mitleid und Freundlichkeit küßten. Und das ohne alle Pose, wie selbstverständlich.

Was nun aber den männlichen Teil, wenigstens der besitzenden Gesellschaftsklasse, anbetrifft, der doch fast allein die furchtbar zahlreiche Prostitution der russischen Großstadt erhält, wie sich das leicht nachweisen läßt, so kann ihr der Vorwurf nicht erspart werden, daß ihre sittliche Selbsterziehung bei weitem hinter ihrer theoretischen Anschauung zurückgeblieben ist.

Die menschliche „Natürlichkeit" wird hier noch in weiten Kreisen mißverstanden. Sie besteht durchaus nicht darin, daß man sich bei völlig natürlichem Umgangston mit allen Menschen ruhig gehen läßt in seinen Launen und Lüsten. Das wäre schließlich tierische Natürlichkeit. Menschliche Natürlichkeit verlangt Anstrengung, Selbstbeherrschung und Nachdenken. Ihr Wesen besteht darin, daß man die natürliche Selbstbestimmung jedes erwachsenen Menschen und das Schutzbedürfnis jedes Kindes unter allen Umständen durch die Tat bejaht.

XII.

Von hier aus liegt die Frage nahe, wie man sich in Rußland überhaupt zur Frau stellt. Nach allem Vorhergehenden ist sie bereits beantwortet: Aufrichtiges Anerkennen ihrer vollen menschlichen Gleichberechtigung bei absolutem persönlichen Sichgehenlassen ihr gegenüber charakterisiert das Verhalten zur Frau in Rußland. Ebenso wie rühmend und für Westeuropa vorbildlich hervorgehoben werden muß, daß die russische Gesellschaft von jeher fast einstimmig für Frauenstudium und **absolute** bürgerliche und staatsrechtliche Gleichberechtigung der Frau eingetreten ist, ebensowenig darf verschwiegen werden, daß wohl nirgends in Westeuropa im Liebesleben der Gebildeten die Rücksichtslosigkeit des Mannes der Frau gegenüber eine größere ist. Von dem Unheil, das gewisse in der Gesellschaft wohlgelittene Don Juans hier anrichten und von ihrer fabelhaften Gewissenlosigkeit soll gar nicht die Rede sein. Wenn man aber immer wieder erleben muß, wie geistig hochstehende Männer der besten Gesellschaft und bisweilen zu ihren politischen Führern gehörend, selbst im reifsten Alter, d. h. fast als Greise einer neuen Leidenschaft zu Liebe rücksichtslos eine liebende Gattin und ein ganzes Nest unmündiger Kinder verlassen, und wie die Gesellschaft das völlig in der Ordnung findet, so muß man sich wohl mit Staunen fragen, ob man nicht

hier im Lande der Humanität in der Leidenschaft das oberste Lebensgesetz erblickt und grundsätzlich nicht die Leiden sehen will, die man anderen damit zufügt? Oder gilt hier, wo das Volksleiden als höchste allgegenwärtige Gottheit auf der Seele des Gebildeten lastet oder wenigstens anstandshalber lasten soll, das Leiden des wirtschaftlich Gesicherten gar nichts? Gilt bloß das physische Elend und außerhalb seiner rücksichtslos die eigene Leidenschaft? Aus vielen Gründen will uns das tatsächlich so scheinen.

Ueberhaupt hat die russische Frau wenig Freude im Leben. Einige große Koketten rächen nur unvollkommen ihr beleidigtes Geschlecht. In ergreifender Demut sagt auch die russische Bauernfrau „ihr Mann habe Mitleid mit ihr", wenn sie sagen will, daß er sie liebt. Der Heroismus aber im Dulden und in schwerster Pflichterfüllung, die Kraft des Vergebens und Hoffens, die jede zweite Frau aus dem russischen Volke ihrer unsäglichen Armut und ihrem trunkenen, sie schlagenden Manne gegenüber tagtäglich ungesehen und unbemitleidet verwirklicht, sind gar nicht auszudenkende, absolut unschätzbare Seelenwerte. Noch entgehen sie uns. Einstmals aber, wenn Rußlands Frauen nicht mehr restlos aufgebraucht werden, um dem Vaterlande Kinder heranzuziehen zu einem Leben voller Entsagung und Vergewaltigung wie das ihre, wird ihre hohe Tugend noch leuchten und wärmen weit hinaus in die amerikanisierte Welt Westeuropas.

Daß übrigens dem Manne aus dem Volke das Züchtigungsrecht seiner Frau gegenüber zukommt, dagegen hat in der Praxis wenigstens auch der gebildete Russe nichts einzuwenden. Wenigstens mischt sich immer nur der Ausländer tatkräftig ein, wenn ein gaffender und höhnender Volkshaufe eine am Boden liegende Frau umsteht, die ihr trunkener Gemahl unbarmherzig verprügelt. Allerdings ist es uns einmal bei solcher Gelegenheit begegnet, daß die von uns verteidigte Frau, die eben erst kläglich jammerte, noch auf dem Boden liegend uns zurief: „Was geht das dich an? Mach, daß du fortkommst, Dummkopf!" Wir folgten dem Rat und bewunderten aufrichtig diese Kraft des Vergebens.

Ja, schwer hat es die russische Frau im Leben. Und wenn sie überall an die Bresche tritt, wo es gilt, das Leben einzusetzen für seine Ideale, so müssen wir staunen, daß sie das Leben noch nicht hinunterzog in seinen unentrinnbaren Alltag. Die russische Frau verliert allerdings nicht viel mit dem Leben, solange sie nicht Söhne heranzieht, die in jeder Frau das Geschlecht ihrer Mutter verehren,

und die da wissen, daß einer Frau Liebe etwas Heiliges ist, das man nicht wegwirft wie eine ausgebrannte Zigarette, daß einer Frau Liebe ein Schatz ist, den man hüten soll sein Leben lang. Kein politischer Umsturz, kein sozialistisches Zukunftsreich wird vorher das Los der russischen Frau erleichtern!

Merkwürdig ist überhaupt dieser Mangel an Ritterlichkeit in Rußland. Wo sieht man sonst große Jungen kleinere quälen? Der deutsche Bub würde sich schämen und auch von den Kameraden verhöhnt werden. Daß man im allgemeinen sehr wenig galant ist, daß man z. B. in der Tramwey selten vor einer Frau aufsteht und dann erstaunt angesehen wird, mag allerdings zum Teil wenigstens daher rühren, daß die sehr selbständige russische Frau in der Galanterie geradezu eine Beleidigung erblickt, die Voraussetzung persönlicher Hilflosigkeit.

So viel zum unerschöpflichen Thema der russischen Frau. Sie ist von Turgenjeff, Dostojewsky, Tolstoy für immer verherrlicht worden. Was aber unsterblich im Gesang leben soll, das muß im Leben untergehen.

XIII.

Schließlich noch einige Worte über das Verhalten des Russen zum Ausländer. Russische Toleranz wird in der Regel ebenso gerühmt wie russische Gastfreundschaft. Beides sei in reichem Maße zugegeben. Unfreundlichkeit gegen Ausländer dürfte wohl nicht vorkommen. Indes dürfte es ebenso unbestritten sein, daß in keinem anderen Lande Europas die Ausländer so zusammenhalten und so von der einheimischen Gesellschaft abgeschlossen leben wie in Rußland. In keinem Lande wird aber auch, wer Ohren hat, mehr daran erinnert, daß er Ausländer ist, als in Rußland. Die scharf ausgeprägte Individualität des Russen und eine gewisse Gereiztheit gegen das ihm von klein auf immer zum Vorbilde hingestellte Westeuropa — allerdings auch eine gewissens- und wissenslose Presse — lassen die Freundschaft mit dem Ausländer nur bis zu einem gewissen Punkte geraten. Der russische Intelligent vollends hält ein Verständnis mit dem „rückständigen" Westeuropäer von vornherein für ausgeschlossen und pflegt ihm das auch mit der ihm eigenen schönen „Ritterlichkeit" zu zeigen. Von den pöbelhaften Verhetzungen der russischen Presse Deutschland gegenüber lohnt es sich gar nicht zu reden. Das ist Affärismus und nackte Unkultur. Man weiß wirk-

lich nicht, wer damit mehr beleidigt ist, Deutschland oder das russische Publikum, dem man solch plumpe Lügen und naivunverschämte Entstellungen auftischt, und all das von keinerlei Sachkenntnis auch nur im entferntesten angekränkelt. Das galt früher ausschließlich von der staatlich subventionierten chauvinistischen Presse, neuerdings vor allem von den liberalen Zeitungen — die 2—3 wirklich vornehmen Blätter ausgenommen. Uebrigens soll man nicht etwa glauben, daß dem Russen die anderen Nationalitäten sympathischer seien als die deutsche. Er macht eigentlich gar keinen Unterschied zwischen den Ausländern. Vor allem zieht er den Franzosen nicht vor. Wenn der wirklich gebildete Russe die traditionelle, höchst oberflächliche Anglomanie überwunden hat, fühlt er sich naturgemäß dem Deutschen am nächsten, den er zudem für humaner hält als die anderen Europäer.

Uebrigens ist der Russe bei seinem ausgeprägten Nationalcharakter an sich in der Regel unfähig zu irgend einem Kosmopolitismus. Als Gefühlsmensch von einer natürlichen Denkträgheit ist er meist wenig geneigt, sich in das Seelenleben fremder Nationalitäten zu vertiefen und vielfach völlig außerstande zu irgendwelchen Objektivierungen, d. h. dazu, irgendeiner Erscheinung aus ihren besonderen Bedingungen heraus gerecht zu werden. Selbst des großen Tolstoy Menschenliebe erscheint infolge dieses Mangels oft in einem eigentümlichen Lichte: man denke nur an gewisse Urteile über einige europäische Fürsten, die schließlich doch auch sozusagen Menschen sind.

Und so entgehen dem Russen auch durchaus die tieferen Werte des deutschen Naturells. Was überhaupt die internationale Beurteilung des Deutschen anbetrifft, so fällt bei seiner Ehrlichkeit das Unsympathische, Lächerliche zuerst in die Augen, — so vor allem jener uns historisch anerzogene subalterne Geist des gesellschaftlichen Sicheinrangierens. Das Wertvolle im nationalen Naturell verbirgt sich bei der seelischen Keuschheit des Deutschen. Es verlangt zu seiner Würdigung eine Geistesanstrengung, die man fremden Nationen gegenüber kaum anwendet. Die internationale Unbeliebtheit des Deutschen beruht somit wenigstens zum Teil darauf, daß die Erkenntnis deutscher Vorzüge Nachdenken erfordert, sie ist daher an sich auch ein Zeichen internationaler Denkfaulheit und Oberflächlichkeit im Beurteilen fremder Naturen. Auch der gebildete Russe sieht vor allem gewisse lächerliche Aeußerlichkeiten an dem Deutschen und ist sehr geneigt, in der deutschen Gewissenhaftigkeit nur kleinliche

und beschränkte Pedanterie zu erblicken. Ihr eigentlicher Hintergrund bleibt unverstanden, d. h. die Achtung vor der eigenen Person, die der Deutsche bewußt einsetzt mit jeder seiner Taten und die Ehrfurcht vor fremdem Seelenleben, das durch die eigene Tat in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Dem Russen würde das alles geklügelt und unnatürlich vorkommen. Er ist ja viel „einfacher" als der Deutsche Leider sieht man aber auch die Folgen dieser „Einfachheit" auf jedem Schritt, den man auf Rußlands vielgeduldiger Erde schreitet. Bei dem furchtbaren Elend herrscht auch noch eine Unordnung, eine fast zum Prinzip erhobene Gewissenlosigkeit — preist doch der Panslavist Leontjeff geradezu seine Landsleute darum, daß sie die „bourgeoise" europäische „Wechselehrlichkeit" nicht besäßen —, eine so rücksichtslose Vergeudung fremder Gesundheit und fremden Gewissens, daß man sich wirklich bisweilen fragt, woher eigentlich diese Gesellschaft noch den moralischen Mut hernimmt, die Regierung zu tadeln? Es ist denn auch geradezu rührend anzusehen, wie ein gewisser Liberalismus sich vorlügen will, die Wurzel aller moralischen Uebel Rußlands läge bei der Regierung. Er braucht doch bloß in den ersten besten Privatbetrieb zu blicken, um dieselbe Bestechlichkeit, dieselbe Gewissenlosigkeit, dieselbe rücksichtslose Ausbeutung jeder kleinsten Machtbefugnis wahrzunehmen, die er dem staatlichen Beamtentum vorwirft. Er braucht bloß daran zu denken, wie brutal sein Hausknecht den ärmlichen Bittsteller abweist und wie er dabei stets bereit ist, um ein Trinkgeld seinem Herrn die größten Unannehmlichkeit zu bereiten.

Wenn wir demnach vielleicht auch zugeben müssen, daß die russische Seele kommunistisch gestimmt ist, so können wir sie aber alles eher als sozial gestimmt nennen.

Es fällt in Rußland kaum jemandem ein zu bedenken, daß von seiner Laune auch andere mitbetroffen werden können, daß diese oder jene öffentliche Vorrichtung auch für andere da ist, daß noch andere nach ihm die Badestube oder den Eisenbahnwaggon benützen werden. Das ist bereits alles nicht einfach, das überläßt man lächerlichen, pedantischen Deutschen. Und so baut man denn in diesem Lande für das allgemeine Wohl Paläste, die sich in kurzer Zeit in Schweineställe verwandeln. Auch jener berühmte russische Weltschmerz, die Toská, derentwegen der Russe so oft sich selber so interessant vorkommt und sich jederzeit berechtigt glaubt, die olympische Heiterkeit eines Mozart oder Shakespeare als oberflächlich abzutun, hat wohl zum großen Teil seinen Ursprung in den ständigen Widerständen

und den regelmäßigen Unregelmäßigkeiten, mit denen man selbst bei Befriedigung elementarster Bedürfnisse in Rußland auf Schritt und Tritt zusammenstößt, die jede Voraussicht illusorisch machen, einen zu fabelhaften Zeitverlusten zwingen und die ausschließlich der absoluten Rücksichtslosigkeit jedes einzelnen auf die Bedürfnisse aller andern entspringen. Solche sich ständig summierenden Unlustgefühle erwecken dann schließlich einen Lebensüberdruß, den man irrtümlich auf Unzufriedenheit mit dem Leben selber zurückführt. Tatsächlich leidet man an der Gewissenlosigkeit seiner lieben Landsleute; man merkt das nur nicht, weil man selber ebenso gewissenlos ist.

XIV.

Als recht naiv muß es nach alledem bezeichnet werden, wenn von russischer Seite fast durchgehends angenommen wird, jeder Ausländer müsse sich in Rußland außerordentlich wohl fühlen. Doch wohl vorzüglich bloß der Ausländer, der sein Gewissen zu Hause gelassen hat. Ohne diesen Ballast kann man in Rußlands Großstädten allerdings herrlich und in Freuden leben. Nirgends gibt es für Geld mehr zu erkaufen. Wohl dank der Tradition des „gnädigen Herrn" aus der Leibeigenschaft und dank der großen Armut hat das Geld wohl nirgends einen höheren Verführungswert, nirgends ist seine Kaufkraft größer für Leiber und Gewissen, wenigstens nicht in Europa. Wer aber als Ausländer auf diese „Werte" verzichtet, wer unter aller dieser Gewissensnot und all diesem Elend leidet und die einfachen Sitten seiner Heimat nicht zu vergessen vermag, der ist in Rußland zu zehrendem Heimweh verurteilt, dem kommt selbst das vielbesungene Moskau vor wie ein öder Verbannungsort.

Wer aber die Menschen an sich liebt, wer in Westeuropa darunter leidet, daß sich das Elend verstecken muß, wen es unwiderstehlich dazu drängt, dem nackten Menschenschicksal ins Auge zu blicken, wer das unabweisbare Bedürfnis in sich fühlt, sich immer wieder beruhigen zu lassen in seinem Glauben an die ursprüngliche Güte des Menschen, für den hat Rußland einen unzerstörbaren Reiz, für den ist es das heilige Rußland. Es zieht ihn immer wieder dahin. Es kommt ihm vor, als ob er in der ganzen übrigen Welt außerhalb seines Gewissens lebe, sich feige verstecke vor denen, die auch für ihn arbeiten und leiden. Es fehlt ihm etwas auf Italiens sonnigen Auen, in Deutschlands freundlichen Städten. Es zieht ihn aus allen irdischen Paradiesen immer wieder hin nach Rußlands weitem

Himmel, wo gigantische Wolkenmassen frei, ungehindert ins Unermeßliche dahinschweben, wo ein tief menschliches Volk in allem Elend in jahrhundertelanger Not und Pein sich Weltenweiten gewahrt hat in seiner religiösen Seele. Wohl weiß er, er wird in Rußland nicht aufhören sich zu grämen und laut zu schimpfen über die fabelhafte Schutzlosigkeit des Armen, über den geistigen Hochmut, die Unduldsamkeit und den fanatischen Quietismus des Gebildeten, über die Gedankenleere und die Herzlosigkeit des Reichen, über allen Schmutz, alle Unordnung und alle die märchenhafte Gewissenlosigkeit. Wohl wandelt er unter Rußlands weitem Himmel, wie unter einer schwarzen Wolke, wohl schämt er sich dort fast seiner Gesundheit und Nüchternheit, wenn er die unseligen Scharen Trunkener morgens früh barfuß über die vereisten Straßen wanken sieht. Wohl fühlt er sich anfangs wie von einer drückenden Last befreit, wenn er eine der sauberen, ordentlichen deutschen Städte betritt.

Aber dennoch zieht es ihn immer wieder nach Rußland. Man ist dort dem Erdgeist näher, näher vielleicht der eigenen Seele.

XV.

Fassen wir nunmehr endgültig zusammen, was uns persönliche Beobachtung über den russischen Humanitätsbegriff gelehrt hat, wobei wir, wie oben betont, vor allem und zunächst die gebildete Gesellschaft vor Augen haben.

Die russische Humanität beruht ihrem innersten Wesen nach in einem ungekünstelten, angeborenen und nie völlig verleugneten Sichgleichfühlen mit jedem Menschen. Die Unmittelbarkeit dieses Gefühls läßt indes auch den gebildeten Russen allzu leicht übersehen, daß seine tatsächliche Lebensführung im Widerspruch steht mit ihm. Ueberhaupt ist die russische Menschlichkeit wenigstens bei den besitzenden Klassen vorwiegend eine grundsätzliche, theoretische. Sie darf keinerlei größere Mühe kosten. In keiner andern europäischen Gesellschaft ist das Recht auf persönliche Trägheit allgemeiner anerkannt. Man begeht hier im Prinzip den Irrtum anzunehmen, mit aufrichtiger menschlicher Gleichachtung des wirtschaftlich Schwachen sei auch alle soziale Schuld vergeben, und bedürfe es da keinerlei persönlicher Energieentfaltung. Dieselbe ausschließliche Wertung der Gesinnung realen Mißständen gegenüber finden wir auch in der Ausübung der größten russischen Tugend, der Bereitschaft zu vergeben. Man glaubt, das vergebene Uebel sei aus der Welt geschafft,

und den regelmäßigen Unregelmäßigkeiten, mit denen man [illegible] Betrieb ganz elementarer Bedürfnisse in Rußland auf Schritt und Tritt zusammenstößt, die jede Voraussicht illusorisch machen [illegible] zu [illegible] Zeitverlusten zwingen und die [illegible] Rücksichtslosigkeit jedes einzelnen auf die [illegible] anderen entspringen. Solch sich stets summierende Unbe[illegible] erzeugen dann schließlich einen Lebensüberdruß, den man [illegible] auf Unzufriedenheit mit dem Leben selber zurückführt. [illegible] leidet man an der Gewissenlosigkeit seiner lieben [illegible] merkt das nur nicht, weil man selber ebenso gewissenlos [illegible]

XIV

Wie recht man muß es nach alledem [illegible] von russischer Seite [illegible] genommen [illegible] muß, sich in Rußland auf [illegible] nicht [illegible] nicht verständlich bleibt der Ausländer, der [illegible] gelassen hat. Ohne [illegible] Wallfahrt kann man in Rußland [illegible] und in [illegible] [illegible]

Himmel, wo gigantische Wolkenmassen frei, ungehindert ins Unermeßliche dahinschweben, wo ein tief menschliches Volk in allem Elend in jahrhundertelanger Not und Pein sich Weltenweiten gewahrt hat in seiner religiösen Seele. Wohl weiß er, er wird in Rußland nicht aufhören sich zu grämen und laut zu schimpfen über die fabelhafte Schutzlosigkeit des Armen, über den geistigen Hochmut, die Unduldsamkeit und den fanatischen Quietismus des Gebildeten, über die Gedankenleere und die Herzlosigkeit des Reichen, über allen Schmutz, alle Unordnung und alle die märchenhafte Gewissenlosigkeit. Wohl wandelt er unter Rußlands weitem Himmel, wie unter einer schwarzen Wolke, wohl schämt er sich dort fast seiner Gesundheit und Nüchternheit, wenn er die unseligen Scharen Trunkener morgens sich barfuß über die vereisten Straßen wanken sieht. Wohl fühlt er sich anfangs wie von einer drückenden Last befreit, wenn er eine der sauberen, ordentlichen deutschen Städte betritt.

Aber dennoch zieht es ihn immer wieder nach Rußland. Man ist dort dem Erdgeist näher, näher vielleicht der eigenen Seele.

XV.

Fassen wir nunmehr endgültig zusammen, was uns persönliche Betrachtung über den russischen Humanitätsbegriff gelehrt hat, wobei wir, wie oben betont, vor allem und zunächst die gebildete Gesellschaft vor Augen haben.

Die russische Humanität beruht ihrem innersten Wesen nach in dem ungekünstelten, angeborenen und nie völlig verleugneten Sich-gleichfühlen mit jedem Menschen. Die Unmittelbarkeit dieses Gefühls läßt indes auch den gebildeten Russen allzu leicht übersehen, daß seine tatsächliche Lebensführung im Widerspruch steht mit ihm. Überhaupt ist die russische Menschlichkeit wenigstens bei den besitzenden Klassen vorwiegend eine grundsätzliche, theoretische. Sie darf keinerlei größere Mühe kosten. In keiner andern europäischen Gesellschaft ist das Recht auf persönliche Trägheit allgemeiner anerkannt. Man begeht hier im Prinzip den Irrtum anzunehmen, mit aufrichtiger menschlicher Gleichachtung des wirtschaftlich Schwachen sei auch alle soziale Schuld vergeben, und bedürfe es da keinerlei persönlicher Energieentfaltung. Dieselbe ausschließliche Wertung der Gesinnung realen Mißständen gegenüber finden wir auch in der Vergebung der größten russischen Tugend, der Bereitschaft zu verzeihen. Man glaubt, das vergebene Uebel sei aus der Welt geschafft,

auch da, wo es sich um Leiden handelt, die andere [illegible] haben. Vollends in sozialistisch dogmatischen Kreisen [illegible] artet diese Ueberschätzung des sozialen Gefühls in eine [illegible] aus, in seine Personifizierung, verbunden mit völligem [illegible] Mangel jeder Ehrfurcht vor fremdem Seelenleben und [illegible] zu irgend einer objektiven Beurteilung von Personen und [illegible]

Im Zusammenhang damit steht auch die [illegible] hangigkeit des gebildeten Russen materiellem Besitz [illegible] der Durchschnittsrusse ist jederzeit bereit, einen [illegible] Erwerb ihm vielleicht einstmals viel Mühe und [illegible] irgend einer Laune zuliebe einfach wegzuschenken [illegible] zu zerstören. Die russische Mutter gibt dem [illegible] bedenklich das erste beste Prachtwerk zu zerreißen. [illegible] Ausländer unser Unbehagen bei solchem Vandalismus [illegible] zu rechtfertigen suchen damit, daß uns der [illegible] graut vor der gewissenhaften Arbeit, die im [illegible] liegt, so stimmt das doch bloß zum Teil.

Unbestritten ist absoluter Mangel an Ehrfurcht [illegible] der unsympathischsten Züge der russischen Intelligenz [illegible] namentlich da, wo es sich um Gegenstände [illegible] handelt [illegible] in ihren Augen lächerlichen [illegible] unverzeihlichen Mangel an Kultur [illegible]

[illegible]

ihrer gesamten Habe an die Armen beschäftigt sind, mit den Aermsten im Nachtasyl für wenige Kopeken übernachten, ist hier ebensowenig ein Märchen, wie daß junge Mädchen aus reichsten Häusern ausschließlich von ihrem Gehalt als Dorfschullehrerin leben. Der aber ist meist so gering, daß Hunger und grimmige Kälte, Rheumatismus und Schwindsucht fast das unvermeidliche Schicksal der russischen Dorfschullehrerinnen bildet. Und uns sind Fälle bekannt, wo die so Handelnden bis zu ihrem frühen Tode dabei verharrten, von 12—17 Rubel Gehalt im Monat zu leben und alle Hilfe von Hause auszuschlagen. Es hat uns deshalb, nebenbei gesagt, immer erstaunt, wenn der große Tolstoy im Auslande vornehmlich darum so gelobt wird, weil er als Bauer lebt. Für uns liegt im Gegenteil ein Beweis von Tolstoys Macht über die Geister darin, daß man ihm in Rußland bei seinen Ueberzeugungen sein materiell gesichertes Leben vergibt, wenn auch längst nicht überall. Tolstoy selbst kennt sehr wohl diese seine Schwäche in den Augen seiner Landsleute. Er selber empfindet ebenso: Er beugt sich in Ehrfurcht vor jedem wirklichen Bauern und äußert in letzter Zeit immer lauter das Verlangen, durch Martyrium in Kerker und Verbannung seine Lehre zu bekräftigen. Die russische Regierung tut ihm aber nicht diesen Gefallen.

Ueberhaupt muß zugegeben werden, daß der wirklich gebildete Russe viel besser als der gebildete Westeuropäer zu unterscheiden weiß zwischen dem, was wichtig ist im Privatleben und dem, was überflüssig ist in ihm. Man vergesse allerdings nicht — und hierin liegt überhaupt einer der Schlüssel des russischen Humanitätsbegriffs —, wieviel Gebildete aus den ganz armen Dorfschullehrer-, Popen- oder gar Diakonfamilien hervorgegangen sind und immer noch aus ihnen hervorgehen. Sie alle haben vor unseren Gebildeten den unschätzbaren moralischen Vorzug voraus, die brutale Lebensnot am eigenen Leibe erfahren zu haben. Der so unwiderstehliche Reiz der russischen Literatur für uns Westeuropäer stammt vornehmlich daher. Er besteht zum Teil wenigstens darin, daß hier Werte, die uns banal, fast überlebt erscheinen, als Neuheiten bestaunt und bewundert werden, wobei wir dann meist mit Staunen merken, daß wir selber gar nicht so weit sind, wie wir meinen, daß wir eigentlich diese Dinge auch erst dem Namen nach kennen. Und so glauben wir denn auch, daß das westeuropäische Gewissen noch schließlich durch Rußlands Beispiel gezwungen werden wird, viele seiner Werte zu revidieren; das, was wir theoretisch übernommen haben und was

wir darum meist ohne eigentliches Interesse nachplappern, besteht bei den Gebildeten Rußlands vielfach seine Feuerprobe an der ehernen Notwendigkeit des Lebens. Und hat es sie wirklich bestanden, so müssen wir uns beugen vor ihm.

Für unsern „Hätschelhans“ unsere ästhetische Kultur brauchen wir darum eigentlich nicht besorgt zu sein. Daß sie den modernen Russen fremd anmutet, mag kein Nachteil für ihn bedeuten, ist ja unser Verhältnis zu den Dingen und zu ihrer Schönheit meist noch ein recht äußerliches. Wenn wir aber z. B. an Dostojewskys Titanenkunst denken, so will es uns dünken, als ob Rußland auf dem Wege sei zu einer höheren Aesthetik, als ob es zur Schönheit der Dinge zu gelangen suche auf dem Umweg über die alles Volksleid mitfühlende Seele, deren Primat hier nun einmal unerschütterlich feststeht. Und wer weiß, welche ungeahnte Schönheiten die Dinge noch zu offenbaren haben, wenn man sie einmal von dieser Seite anschaut, wenn ihnen eine mitleidende Seele Leben eindichtet oder einfühlt.

XVI.

Was nun den Einzelfall sozialen Elends betrifft, so steht man ihm auch in wirklich gebildeten Kreisen im allgemeinen kühler gegenüber als bei uns. Dabei ist durchweg in dem Verhalten zu den Sozialerkrankten keine Spur von Selbstüberhebung anzutreffen, aber auch sehr wenig Aktivität, sehr viel Bequemlichkeit. Man ist fatalistischer als bei uns, man erblickt im Elend entweder unabänderliches Schicksal oder die alleinige Folge politischer und wirtschaftlicher Uebelstände, an deren Abänderung im Sinne der sozialistischen Demokratie man keinen Augenblick zweifelt. Auch ist man unstreitig in Rußland abgehärteter gegen fremdes Leiden. Es wirkt eigentlich bloß als Unterton. Daß aber tatsächlich ein beschämender und durch nichts zu entschuldigender Zwiespalt besteht zwischen dem Humanitätsbekenntnis der russischen Gesellschaft und ihrem Humanitätswirken, darf nie und nirgends übersehen werden und ist immer und immer wieder zu betonen.

Am ehesten wird man noch diesem Zusammenhang gerecht, wenn man annimmt, daß das Volksleiden wohl vorherrscht im Seeleninventar des gebildeten Russen, aber als Ganzes genommen, Personifiziertes, Unerreichtes, Allgegenwärtiges. Das konkrete Leiden zählt dagegen kaum mehr noch mit.

Vielleicht dient auch dem Intelligenten zum Ausgleich sein eigenes Seelenleiden, dessen prinzipieller Nichtbeachtung er sicher sein kann.

Mit einem Worte: Die Enge des russischen Humanitätsbegriffs liegt darin, daß bloß physisches Leiden oder wenigstens bloß das Leiden des Armen anerkannt wird und man seiner tatsächlich überwältigenden Fülle gegenüber selbst persönliche geistig-sittliche Entfaltung als unwichtig, ja oft als Pflichtvergessenheit bewertet. Das Weite im russischen Humanitätsbegriff liegt darin, daß das soziale Elend allgegenwärtig auf der Seele lastend verlangt wird als ständige Verantwortung. Und — um es gleich zu bemerken — dieser seiner Weite nach könnte und müßte der russische Humanitätsbegriff ins westeuropäische Pflichtbewußtsein übernommen werden.

XVI.

Steigen wir nunmehr die soziale Stufenleiter abwärts zu dem in Rußland besonders mißlich gestellten und allzu einflußlosen Mittelstand, den selbständigen Meistern und kleinen Kaufleuten. Auch hier finden wir allgemein anerkannt dieselbe absolute menschliche Gleichachtung jedes der Geringsten; nur stimmt sie hier bei weitem mehr überein mit der persönlichen Lebensführung und trägt auch ihren unverfälschten evangelischen Ursprung offen an der Stirne. Äußerst zahlreich sind hier Fälle wahrhaft altchristlicher Wohltätigkeit, so z. B. gibt jener stattliche Kaufmann mit langem Bart und langem Rock und hohen Stiefeln dem schmutzigen, zerlumpten Bettler am Wege auf dessen Bitte ohne weiteres seine Zigarette, läßt ihn einige Züge tun, erhält sie mit höflichem Dank zurück, steckt sie wieder in seinen Mund und geht ruhig seines Weges. Man lasse einmal allen Ekel beiseite, der in diesem Falle ja doch bloß unserer hygienischen Aufklärung entstammt, und bewundere diese menschliche Einfachheit! Zudem gestehe man es sich ruhig ein, daß von diesem Mann das Wort der Schrift gilt: „Was du diesem der Geringsten einem getan hast, das hast du mir getan."

Dabei ist der russische Mittelstand in den Schwierigkeiten des Lebenskampfes und vielleicht auch aus naiver Freude am Klügersein — man denke doch nur an die Verherrlichung des Odysseus im Altertum — siebenfach gesiebt. Im Privatleben aber pflegt man gerade hier meist patriarchalische Einfachheit und die altchristlichen Tugenden der Wohltätigkeit, der Hilfsbereitschaft und der religiösen

Ehrfurcht. Wir halten es nach persönlichen Erfahrungen [illegible] für falsch, in der Frömmigkeit gerade dieser Kreise ausschließlich [illegible] Angst für das durch die Berufspraxis gefährdete Seelenheil [illegible] blicken. Es spielt vielmehr rein religiöses Bedürfnis mit, [illegible] es doch auch z. B. im Puritanertum der sicher nicht [illegible] angelsächsischen Kaufmannswelt finden.

Auch beobachtet man bereits im russischen M[illegible] hohen menschlichen Tugenden, welche die sittliche [illegible] russischen Bauern ausmachen: die Fähigkeit, von Herzen [illegible] die beispiellose Geduld im Ertragen von Leiden, jene [illegible] Würde im Sterben, und dann — das wird vielfach [illegible] jenen völligen Mangel an [illegible], jene freundliche [illegible] begangenes Unrecht einzugestehen und abzubitten. [illegible] auch das Familienleben auf dem russischen Dorfe [illegible] als in Westeuropa, daß die Gemeindemitglieder [illegible] an allen Durchziehenden — und man bedarf z. B. nur [illegible] ziehe, die unentwegt Rußland in den [illegible] durchkreuzen — wahrhaft christliche Wohltätigkeit [illegible] in den Vordergrund gestellt werden, wie uns [illegible] Intelligenz die Auffassung der sittlichen [illegible] schuldig geblieben ist, viel mehr als die [illegible] [illegible].

Wie uns selber bei langjährigem [illegible] Verkehr mit russischen Arbeitern und Bauern [illegible] [illegible]

Existenzminimum des Westeuropäers liegt, so erfreulich gestaltet, ist eben das Bewußtsein, hier eine im Leben erprobte Sittlichkeit vor uns zu haben, keine ungeprüfte, problematische wie die unsrige. Und daran haben — Gott sei Dank — im großen und ganzen bis jetzt weder der von der Regierung in tollem Wahnsinn gezüchtigte Alkoholismus noch das Gift doktrinärer Aufhetzung viel zu ändern vermocht. Eine geradezu märchenhafte Kraft passiven Widerstandes hat den russischen Bauern sein unsägliches Leiden jahrhundertelang überleben lassen mit ruhiger Freundlichkeit, wenn er nur zu essen hatte. Und diese Kraft läßt uns hoffen, daß der russische Bauer allen dogmatischen Experimenten der Intelligenz zum Trotz seine altchristliche Menschlichkeit als unendlich wertvolles Kulturgut erhalten und mitbringen wird, wenn er einst, von drückender Lebensnot befreit, eintritt in Europas Kulturgemeinschaft.

XVII.

Einstweilen lebt es sich in Rußland schwer, sehr schwer für das Kind des armen Volkes. Es steht allein, und da ist niemand, der ihm helfe. Wehe! wird es verwaist abgegeben in die große Stadt als Lehrjunge oder als Dienstmädchen. Ist es ein Bub, so wird er vom trunkenen Meister halbtot geschlagen und oft fürs Leben zum Krüppel gemacht, von den Gesellen aber in jeder Weise mißbraucht, ist es ein Mädchen, so ist es bald verführt oder vergewaltigt! Wird es krank und kommt ins Spital, so hat es auch dort nichts zu erwarten als Grobheit und Unfreundlichkeit; kann es der Wärterin kein Trinkgeld geben, so mag es sterben, bevor man ihm außer der Zeit auch nur ein Glas Wasser reicht. Stirbt es, so wird der Sarg auf die erste beste Fuhre gestellt, ein Schutzmann setzt sich daneben, der Kutscher fährt zu, und bald ist das ungeschmückte Grab von niemandem gekannt.

Und die Intelligenz? Von ihr hat das leidende Volk gar nichts. Sie zanken sich herum, nach welchem Schema sie das Volk der Zukunft selig machen werden. Das gegenwärtige Volk bemitleidet der doktrinäre Intelligent, wenn er es bemitleidet, sehr platonisch. Er liebt im Grunde überhaupt keinen Menschen, er verbietet sich wenigstens, etwas anderes zu lieben als seine Idee eines alles erlösenden Sozialismus.

Aus der Fülle unserer Erlebnisse vom Leiden des armen Volkes wählen wir aufs Geratewohl ein paar Beispiele:

Vor einiger Zeit warfen sich innerhalb weniger Tage zwei 12—13jährige Lehrbuben auf die Schienen und wurden in Stücke zerschnitten. In der Tasche des einen fand man einen Fetzen Papier. Auf dem stand etwa so geschrieben: „Ich sterbe, weil ich es nicht länger aushalten kann. Der Meister schimpft mich wie ein Vieh und schlägt mich noch zum Krüppel. Die Gesellen aber sind solche Kanaillen, daß ich lieber von ihnen ganz schweige. Ich hoffe, daß mein Tod die Aufmerksamkeit lenkt auf die armen kleinen Lehrjungen."

Die Hoffnung war vergeblich. Die Notiz dieses Selbstmordes stand einmal unter vielen anderen im Lokalbericht der Moskauer Zeitungen, und das war alles. Ebenda kann man fast täglich lesen von Selbstmorden und Selbstmordversuchen kleiner Nähmädchen oder jugendlicher Prostituierten. Die armen Kinder vergiften sich in der Regel mit Ammoniak, das einzige Gift, das anstandslos verkauft wird, und das zudem als Ernüchterungsmittel eine große Rolle spielt. Es führt selten zum Tode, immer aber zu furchtbaren inneren Verbrennungen, an denen die armen Opfer meist zeitlebens zu leiden haben. Wohl niemand hat eine gewisse Zeit in Moskau gelebt, ohne das Schauspiel solchen Selbstmordes mitangesehen zu haben. Da bleibt jemand, der einem meist schon lange unschlüssigen Schrittes vor den Füßen herging, plötzlich stehen, lehnt sich an eine Laterne, führt blitzschnell ein Fläschchen zum Munde und liegt fast im gleichen Augenblick auf dem Pflaster, mit blutigem Schaum vor dem Munde.

Ein solcher Fall wird uns immer unvergeßlich bleiben. Es handelt sich um ein ca. 13jähriges Mädchen. Sie war längere Zeit merkwürdig aufgeregt vor uns hergetrottelt. Da auf einmal fängt sie furchtbar an zu schreien: „O, wie das weh tut!" Dann fällt sie bewußtlos um und zerschlägt dabei eines jener wohlbekannten Fläschchen. Am nächsten Tage lasen wir in der Zeitung, daß die Kleine 1½ Rubel verloren hatte und sich vor den Schlägen der Meisterin fürchtete. Sie starb nach wenigen Stunden. Auch dieser Fall ist eigentlich typisch.

Einen anderen sehr betrübenden Selbstmord erfuhren wir unlängst aus einer Petersburger Zeitung: Da wurde eines Morgens eine blutjunge, vor kurzem aus der Provinz angereiste barmherzige Schwester tot in ihrem Hotelzimmer gefunden. Neben ihr lag ein Zettel, worin die Verstorbene erzählte, sie habe mehrere Tage vergeblich in Petersburg Beschäftigung gesucht. Wo sie sich aber auch

meldete, habe man ihr niederträchtige Anerbietungen gemacht. Jetzt ekele sie des Lebens. Der Fall ist deshalb so furchtbar, weil die Verstorbene sich doch bloß an gebildetes Männerpublikum gewandt haben kann.

Einiges noch über die Krankenhäuser. Unsere Erfahrungen beziehen sich bloß auf die Moskauer städtischen Hospitäler, die himmelhoch stehen sollen über denen der Provinz. Die Aerzte trifft an diesen Zuständen weniger die Schuld, da sie bei der geringen Bezahlung durchgängig auf Praxis angewiesen sind und nur zu bestimmten Stunden im Krankenhaus weilen. Das Aufsichtspersonal aber ist mit Arbeit überhäuft und erhält minimalen Lohn, soviel wir wissen ca. 7 Rubel im Monat. Die Wärter und Wärterinnen suchen daher soviel als möglich an Trinkgeldern zu verdienen, und da sie für alle Dienste die sie leisten können, Gehalt bekommen, so leisten sie eben da, wo sie kein Trinkgeld bekommen, weniger als sie müßten. Das ist doch einfachste Logik. Und das sollte ein für allemal bedenken, wer mit üblichem Lächeln die Bestechlichkeit mit in den Kauf nimmt. Wo Bestechlichkeit herrscht, da wird der, der nicht bestechen kann, brutalisiert. Der Trinkgeldernehmende empfindet es geradezu als eine Beleidigung, wenn er einmal ohne Trinkgeld seine Berufspflicht ausüben soll. Wem gegenüber er dazu gezwungen wird, den haßt er. So auch hier: Der Kranke kann sterben, bevor man ihm außer der Zeit auch nur zu trinken gibt. Daher hat denn auch das arme Volk eine wahre Todesangst vor den Krankenhäusern und sucht sie meist erst dann auf, wenn wirklich nicht mehr zu helfen ist. Wie oft haben wir nicht die rührende, angstvolle Frage vernommen von einem, der ins Krankenhaus abgefertigt wurde: „Wird man mich auch anständig beerdigen?" Nebenbei wird auch der Schwerkranke vielfach abgewiesen, da ständiger Platzmangel herrscht. Wie oft kommt es vor, daß Frauen auf der vergeblichen Fahrt von einem Krankenhaus zum andern schließlich auf der Straße gebären. Wo völlig chronische Krankheit, wenn auch im vorgeschrittenen Stadium absoluter Arbeitsunfähigkeit, vorliegt, da findet man in keinem der Wohltätigkeitspaläste Aufnahme.

Ein Kind des Volkes, das wir einst im Krankenhaus besuchten, phantasierte in seiner Agonie nur immer davon, wie der Schutzmann, der neben seinem Sarge sitzen wird, wenn es im raschen Trab zum Kirchhof geht, „nicht einmal seine Mütze abnehmen wird". „Und er wird nicht einmal seine Mütze abnehmen!" klang es immer wieder vorwurfsvoll von den Lippen der Sterbenden.

Bei einem anderen Besuche in einem der Moskauer Krankenhäuser entsinnen wir uns folgendes mitangesehen zu haben: Ein schwindsüchtiger 15—16 jähriger Knabe saß aufrecht in seinem Bette und hustete furchtbar: „Er singt uns wieder etwas vor!“ hieß es lachend ringsum bei den Zimmerkameraden. Der Kranke bat mit schwacher Stimme um Wasser. Es ward ihm mit einem bösen Blick gegeben, wohl nur in Rücksicht auf unsere Anwesenheit. Da läßt der Kranke das Glas fallen und es zerbricht: „O, wie wird dich jetzt die Wärterin schimpfen!“ heulte der Chor. Die Wärterin kommt auch laut schimpfend ins Zimmer gestürzt. Der Gescholtene aber hörte nichts mehr. Er war tot.

Der, den wir damals besuchten, starb ebenfalls kurz darauf. Am Abend vorher erzählte er uns, wie er in der vergangenen Nacht sich erschreckt habe. Es sei neben ihm jemand gestorben und man habe den Toten förmlich in den Sarg geworfen, daß es gekracht habe.

Als dann unser Bekannter aufgebahrt in der Kapelle lag, sahen wir dort eingesargt ein ungefähr 16 jähriges Mädchen mit jenem seltsam erstaunt fragenden Ausdruck, den wir bei jungen Toten nie vergessen können. Am Sarge stand ein altes, ärmlich gekleidetes Mütterchen und verhandelte mit dem Popen wegen der Totenmesse. Sie bot 40 Kopeken. Mehr habe sie nicht, sagte sie demütig; der Pope aber wiederholte wohl zehnmal hintereinander — wir werden diese 6 Silben nie vergessen — **Babka dai poltinik** (Großmutter, gib einen halben Rubel!) Schließlich knüpfte die Alte ihr Taschentuch auf und gab das Verlangte. Es war alles, was in dem Taschentuch verborgen lag.

Mit derartigen Erlebnissen könnten wir und jeder, der offenen Auges in Rußland lebte, ganze Bände füllen. Nirgends, nirgends sieht man unbarmherziger den Leiden des armen Volkes zu als in Rußland. Man hat einen Fetisch aus dem Volksleiden gemacht, in dessen Namen man sich allem vergeblich schreienden Elend zum Trotz der ganzen übrigen Welt überlegen glaubt und sich untereinander streitet, haßt und mordet. Unabsehbare Scharen unsterblicher, zu Glück und Schaffen bestimmter Seelen gehen unausgesetzt Tag und Nacht, jede Stunde, jede Minute vergewaltigt, weggeworfen vor ihrem Tagewerk in die Ewigkeit ein, und man tanzt weiter um den großen Fetisch. Und dieser grausige Totentanz wird so lange währen, bis der Seele des russischen Intelligenten die alte frohe Botschaft wird aufgegangen sein, daß jede Seele unendlich wertvoll ist, unschätzbar und mit keinen irdischen Werten zu messen.

Auch die Seele dieses der Geringsten einer. Dann aber werden vor der Majestät eines einzigen beleidigten Menschenkindes alle Theorien und alle Dogmen, in deren Namen man heute noch die lebendige russische Seele zerfleischt und zerfetzt, in ihr papiernes Nichts zusammensinken.

Wann, wann dämmert für Rußland die große Götzendämmerung heran? Wo ist der Held, der die wabernde Lohe des dogmatischen Fanatismus unerschrocken durchdringt und aus hundertjährigem Zauberschlaf rettet die träumende russische Seele? Wo ist die Siegfriedsfaust, die den großen Fetisch in Trümmer schlägt, daß er seinen Anbetern nicht mehr das nackte menschliche Leiden verdeckt, und sie niedersinken vor ihm in scheuer Ehrfurcht? Wo ist der Held? Wann bricht der Tag heran?

Unterdessen aber wird weitergetanzt um den Fetisch, und weiter harret das vielgeduldige Volk in unzerstörbarer Hoffnung und Geduld auf die Gnadenhand, „die es führe ins Paradies“. Und während Tinten- und Blutströme darum fließen, wie man das Volk „beselige“, leidet es unbeachtet und unbemitleidet weiter, wie es immer gelitten hat, still, gottergeben und ohne jeden Pathos und stirbt wie es allein zu sterben versteht, mit wahrhaft antiker Würde, ohne alle Pose, in majestätischer Demut.

Und der Kampf mit Feder, Dolch, Revolver, Bombe rast weiter um das „Heil“ dieses Volkes, das wohl in dieser Welt ein Stiefkind ist, dem aber in höherem Sinne die Erlösung weniger nottut als seinen Erlösern und dessen analphabete Weisheit himmelhoch steht über allen den politischen Traktätchen und Programmen, nach denen man es erleuchten will.

Eines steht über allem Zweifel: Das Gewissen der russischen Gesellschaft ist ein recht robustes. Selbst Nietzsche hätte damit zufrieden sein müssen. Es hat z. B. noch niemandem den Schlaf geraubt, daß in Moskaus weltberühmtem Findelhaus für jeden Neugebornen wirklich zwei ganze Windeln da sind.

Allabendlich, so um 6 Uhr, bevor der Findelhauspope auf sein Landhaus fährt, segnet er einige Dutzend kleiner Leichen ein, alle auf einmal, mit einer einzigen großen Geste in Kreuzesform, das Bild des Erlösers über sie schwingend. Einige Dutzend junger Seelen segnet der Pope allabendlich, und man könnte sie mitsegnen darum, daß sie rechtzeitig entflohen sind vor der Hartherzigkeit der Besitzenden, vor dem Wortschwall der Gebildeten, vor der Grobheit ihrer Vorgesetzten und vor allen Beleidigungen und Vergewaltigungen,

die allein dem Armen treu bleiben von der Wiege bis zum Grabe, — segnen möchte man sie, daß sie entflohen sind in ein Land, wo kein nihilistischer Agitator sie mehr einholt, und keine derbe Polizistenfaust sie erreicht.

XVIII.

Vergleichen wir nunmehr mit dem Humanitätsbegriff der russischen Gesellschaft, so wie wir ihn im Vorhergehenden zu umschreiben vermochten, ihr Rechtsbewußtsein. Ueber seine historische Entwicklung mag folgende Bemerkung Herzen's aus dem Anfang der Fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aufklären: „Die Rechtsunsicherheit, die von Alters her auf dem russischen Volke lastete, war eine Art von Schule für es. Die ins Auge springende Ungerechtigkeit der einen Hälfte seiner Gesetze lehrte es auch die andern hassen und sich ihnen nur notgedrungen fügen. Der Russe, welchen Standes er auch sei, umgeht oder verletzt das Gesetz überall, wo das straflos möglich ist. Und ganz ebenso verfährt die Regierung.“*)

All das stimmt wörtlich bis auf den heutigen Tag. Es fehlt der russischen Gesellschaft nicht nur jede Achtung vor dem Gesetze, sondern auch jede Fähigkeit, in ihm etwas anderes zu erblicken als den Machtausdruck der Herrschenden zur Unterdrückung, Ausbeutung und Entmündigung der Beherrschten. Höchst charakteristisch ist es nun aber, daß die öffentliche Meinung in Rußland darin nicht etwa einen Nachteil, sondern vielmehr einen reellen Vorteil erblickt. Und zwar beide Flügel der Gesellschaft, der rechte und der linke, reaktionäre Panslavisten und revolutionäre Nihilisten.

Hören wir nur zunächst, was Herzen — und er dürfte für die russische Intelligenz der 50er Jahre maßgebend sein — obiger Bemerkung unmittelbar beifügt: „Das ist wohl schwer und traurig für die Gegenwart, für die Zukunft aber bedeutet es einen gewaltigen Vorsprung: beweist es doch, daß in Rußland hinter dem sichtbaren Staate kein Ideal steht, kein unsichtbarer Staat, keine Apotheose der tatsächlichen Staatsordnung.“ Das ist deutlich. Und ebenso deutlich spricht Aksákoff, der Führer der Panslavisten, in den vierziger und fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts: „In der Zeit, als die „westliche“ Menschheit sich vorwärts bewegte auf dem Pfade des „äußeren“ Rechtes, dem Pfade des Staates, schritt das russische Volk auf dem Wege des „inneren“ Rechtes. Deshalb

*) Diese, sowie alle folgenden Zitate sind vom Verfasser übersetzt.

gründeten sich die Beziehungen zwischen Volk und Herrscher besonders in der Zeit vor Peter dem Großen auf beiderseitiges Vertrauen und dem beiderseitigen aufrichtigen Wunsche nach dem Wohle aller. Aber — wird man uns entgegnen — das Volk und die Regierung können einander betrügen. Es bedarf der Garantien!“ Darauf aber antworten wir: „Garantie ist unnötig, Garantie ist das Uebel. Wo Garantie nötig ist, da ist das Gute bereits entschwunden. Möge lieber das Leben zusammenstürzen, wenn aus dem das Gute gewichen ist, als daß es aufrecht stehen bleibe mit Hilfe des Uebels!“

Also auf beiden Seiten, von rechts und von links, dasselbe Gegenüberstellen eines autochthonen in der Seele des russischen Volkes lebenden Rechtes, allen im übrigen Europa mit Gut und Blut eroberten Rechtsgarantien gegenüber. Daran ist ein für allemal festzuhalten; denn den Anspruch auf ein eigenes nationales Recht hat die russische Gesellschaft bis auf den heutigen Tag nicht aufgegeben. Er bildet ein uneingestandenes Band zwischen dem konservativen und dem revolutionären Rußland. Beide wollen nicht den europäischen Rechtsstaat, wenn auch aus verschiedenen Gründen, beide berufen sich auf ein besonderes dem Volke innewohnendes Rechtsbewußtsein. Daß Aksákoffs Worte gegen die Verfechter des konstitutionellen Rußlands gerichtet sind, leuchtet ohne weiteres ein. Aber auch Michailowsky, das anerkannte geistige Oberhaupt der nihilistischen Bewegung in den siebziger Jahren, wandte sich gegen die Konstitution in folgenden Worten, die uns zudem über das Rechtsbewußtsein des intelligenten Rußlands inhaltlich aufklären: „Die Freiheit ist eine große und verführerische Sache, aber wir wollen die Freiheit nicht, wenn sie, wie das in Europa noch immer der Fall war, nur unsere „ewige“ Schuld vor dem Volke vermehrt“, und er fügt hinzu: „ich weiß bestimmt, daß ich damit einen der wichtigsten und tiefsten Gedanken meiner Zeit ausgesprochen habe, jenen, welcher den siebenziger Jahren ihre originelle Physiognomie verliehen hat, und derentwegen die siebenziger Jahre schreckliche und zahllose Opfer gebracht haben!“ Michailowsky erläutert dann noch diesen an sich schönen und großen Gedanken:

„Skeptisch aufgelegt gegenüber dem Freiheitsprinzip waren wir entschlossen, keinerlei Rechte für uns selber durchzusetzen, nicht nur irgendwelche Privilegien, davon ist gar nicht die Rede, aber auch nicht einmal die allerelementarsten Paragraphen, das, was man in früherer Zeit Naturrecht nannte. Wir waren vollkommen einverstanden, uns

im russischen Sinne mit Heuschrecken und wildem Honig [illegible] [illegible] und persönlich alles Ungemach zu ertragen. [illegible] [illegible]sagung war natürlich sozusagen eine platonische, denn [illegible] schrecken und wildem Honig bot man uns auch gern [illegible] spreche aber von der Stimmung: sie war eine solche, und [illegible] einem Grade, der unwahrscheinlich erscheinen würde, und [illegible] noch einst die Geschichte zu erzählen haben wird!“

Hier also haben wir den Schlüssel zum russischen [illegible] bewußtsein. Daß im besonderen mit diesen Worten [illegible] Rußland könne und solle, den „bourgeoisen“ R[illegible] [illegible], direkt aus dem Despotismus in die [illegible] [illegible], nur nebenbei. Es liegt dem eine [illegible] [illegible] Seite des Rechtsstaates zugrunde, die [illegible] Sozialisten aller Länder aufgegeben wurde. Uns [illegible] hier ausschließlich die zugrunde liegende Rechtsauffassung [illegible] aufs deutlichste den Zusammenhang von R[illegible] Humanitätsbegriff in der russischen Gesellschaft. [illegible] wir uns daran, was wir weiter oben über [illegible]

Man glaubt dort, daß es nur ein Leiden gibt [illegible] [illegible] auf Erden, das Leiden des Armen. Man [illegible] [illegible] Tatsache, [illegible], unsichtbar, [illegible] [illegible] von der Seele [illegible]. Man [illegible] [illegible] „Toska“ [illegible]

anderer Leiden, und daher sind nicht wir zu Richtern bestellt, nicht einmal zu Aerzten.

Uebrigens verlangt die Gerechtigkeit auf ein historisches Moment in alledem aufmerksam zu machen. Wenn es nicht wäre, müßten wir Westeuropäer wirklich in Scham vergehen vor unserer sozialen Dickhäutigkeit. Wir meinen die russische Leibeigenschaft. Diese Schuld hat die russische Gesellschaft tatsächlich vor der unsrigen, westeuropäischen, voraus. Man versuche aber einmal, sich nur eine schwache Vorstellung davon zu machen, zu welch furchtbarem Volkselend gerade in Rußland die Leibeigenschaft geführt haben muß bei der heute noch allmächtigen Laune, der fast grundsätzlichen „breiten" Gedankenlosigkeit und der geschlechtlichen Zügellosigleit der besitzenden Klassen dort. Dann begreift man, daß die soziale Ueberempfindlichkeit des gebildeten Russen durchaus nicht realer Ursachen entbehrt und eigentlich bloß eine gewisse Sensitivität voraussetzt. Dann begreift man ferner, daß Michailowsky durchaus nicht in Wolkenregionen schwebt, sondern eine sehr greifbare Vorstellung hegt, wenn er von den „ewigen" Schulden an das Volk spricht. Dann begreift man schließlich auch, daß es einst unter den Nihilisten lichte Menschengestalten gab, die ins Volk gingen, dem armen Bauer sein Elend tragen zu helfen, um zu „büßen" und sich zu reinigen von der „Sünde". (Allerdings wird dieses „ins Volk gehen" in den nihilistischen Kreisen von heute längst als „billige Wohltätigkeit" verachtet.) — Mit einem Worte: man muß die Leibeigenschaft berücksichtigen als Schule für das soziale Empfinden der russischen Gesellschaft und als Ursprung ihres ausgesprochenen sozialen Schuldbewußtseins, ohne indes zu bestreiten, daß das gegenwärtige Volksleiden in Rußland bereits für sich allein sozialem Schuldbewußtsein überreichliche Nahrung geben könnte, noch auch, daß die Verhältnisse irgendwo in Westeuropa ein gleich intensives Schuldbewußtsein würden unbegründet oder überspannt erscheinen lassen. Es liegt in diesem historischen Zusammenhang für uns Westeuropäer nur der Trost, daß nicht ohne weiteres behauptet werden kann, wir seien von Hause aus herzloser als die Russen. Das Mitgefühl der letzteren macht eben eine ganz andere Schule durch und gründet sich zudem auf einer unstreitig größeren sozialen Schuld. Mit dieser Annahme stimmt denn auch durchaus die Tatsache überein, daß die westeuropäische Gesellschaft bei weitem mehr Energie verwendet in der Bekämpfung realer sozialer Uebel, als die russische. Nutzen wir also die an sich unstreitig überlegene soziale Empfindlichkeit der

russischen Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, lernen wir von ihr unserem gedankenlosen Sattsein zu mißtrauen, und lehren wir Rußland, wenn es lernen will, in unserer vielverspotteten Ordnung die soziale Rücksicht erkennen.

Haben wir somit soziales Schuldbewußtsein als Grundstimmung des gebildeten Russen erkannt, so ist uns damit auch der Schlüssel zu seinem Rechtsbewußtsein gegeben. Es ist vorwiegend das Bewußtsein, die Rechte des Volkes verletzt zu haben, also eine Art negatives Rechtsbewußtsein. Der gebildete Russe fühlt sich selbst unter dem politischen Despotismus nicht vor allem als einer, dem sein eigenes Recht vorenthalten wird, sondern vielmehr als einer, der seinerseits dem armen Volke seine Rechte vorenthält. Und das in doppelter Weise: einmal politisch gezwungen (daher die Pflicht des politischen Umsturzes), das andere Mal aus sozialem Egoismus (woraus Selbstvervollkommnung gefolgert werden müßte, aber bequemerweise der Umsturz des Kapitalismus gefolgert wird). Die russische Gesellschaft fühlt sich mit einem Worte nicht als Rechtsforderer, sondern als Rechtsschuldner. Auch dies Rechtsbewußtsein ruht natürlich letzten Endes auf der festen Ueberzeugung von der Gleichberechtigung aller Menschen. Die russische Gesellschaft begeht nur nicht mehr, wie das Frankreich der großen Revolution, die Naivität, politische Gleichheit für alle zu verlangen, so, wie sich die Bürger nun einmal zu einander gestellt haben. Die russische Gesellschaft übersieht auch nicht, während sie selber politische Gleichheit verlangt, die tatsächlichen Ungleichheiten in ihrem eigenen Schoße. Der gebildete Russe will sich nicht darüber täuschen lassen, daß die wirkliche Gleichheit bereits zu seinem persönlichen Vorteil überschritten ist, noch bevor er selber die elementarsten politischen Rechte verlangte. Mit andern Worten: das russische Rechtsbewußtsein berücksichtigt von vornherein die sozialen Rechtsungleichheiten, statt sich, wie das westeuropäische, zunächst ausschließlich auf die Forderungen politischer Gleichberechtigung zu beschränken. Daß aber tatsächlich auch erst soziale Unabhängigkeit dem gleichberechtigten Staatsbürger die Möglichkeit gibt, von seinen politischen Rechten vollen Gebrauch zu machen, erkennt der moderne westeuropäische Rechtsstaat ja selber an in der eigentlich entwürdigenden Bestimmung des geheimen Wahlrechts.

Leider ist dies aber eine Rechtsauffassung der Zukunft, praktisch undurchführbar selbst in den vorgeschrittensten Staaten Europas und überhaupt bloß denkbar als organisches Wachstum am Stamm des modernen „bourgeoisen" Rechtsstaates.

Wo aber die Rechtsauffassung bei einem Teile der Nation der staatlichen Entwicklung des Ganzen bis zu einem gewissen Grade vorausgeeilt ist, und nicht in Schach gehalten wird durch gründliche historische Durchbildung und allgemeine Geisteskultur, da kommt das Schlimmste aller Volksübel zu Blühen und Gedeihen, der politische Dogmatismus. So auch in Rußland. Sein Zukunftsrechtsbewußtsein konnte zu nichts anderm führen als zur Unterdrückung des Restchens persönlicher Selbstbestimmung, dem der politische Despotismus noch nicht den Garaus gemacht hatte. Im heutigen Rußland ist es denn wohl zum erstenmal in Europa bis zur dogmatischen Verneinung der Persönlichkeitsrechte gekommen: gegenüber der sozialen Schuld der Gesellschaft gilt der Einzelne nichts. Die Aufgabe aller ihr gegenüber ist aber dogmatisch festgelegt in dem Umsturz von Despotismus und Kapitalismus.

Aus dem politischen Despotismus und bevor dieser noch endgültig überwunden ist, wurde die vielgeduldige russische Seele in den Despotismus der Idee hineingezerrt und damit endgültig geknebelt. Denn es hat noch keine Idee in den Sternen geschrieben gestanden. Die Herrschaft einer Idee bedeutet immer die Herrschaft von Personen, die sich zu ihren Priestern aufwerfen. Jedes Gesellschaftsziel aber neben der freien, allseitigen Entfaltung eines jeden Gesellschaftsmitgliedes wird mit Notwendigkeit zum Deckmantel aller persönlichen Leidenschaften und verhüllt damit seinen Bekennern die einzige Offenbarung, die uns überhaupt auf Erden wird: die Menschenseele. Das soll immer und immer wieder betont sein. Wir stehen hier am Urquell aller furchtbaren Geistesqualen des modernen Rußlands.

Von hier aus verstehen wir auch den seltsamen Despotismus, der in Form allmächtiger Oligarchien selbst in den radikalsten Parteien herrscht, wo die menschliche Persönlichkeit noch viel, viel weniger gilt als unter der alten russischen Regierungsdespotie. Man hat im dogmatischen Rußland eine geradezu heilige Scheu davor, selbst den Gesinnungsgenossen gleiche Rechte einzuräumen. Man fürchtet, es könnten dennoch Nichtwohlwollende, d. h. Nichtdogmatiker darunter sein. Und man will ja gar nicht die Freiheit, — die ist nur ein Aushängeschild, den man anstandshalber vor Europa umhängen mußte. Man will die Idee, nichts als die Idee, und der einzelne Mensch gilt nur insoweit er diese Idee teilt und fördert. Die Rechte der Persönlichkeit setzen aber immer einen Kompromiß voraus; jede Persönlichkeit ist etwas Einzigartiges,

Selbständiges, ein Selbstzweck neben der Idee. Den will man nicht gelten lassen. Man haßt und verabscheut jeden Kompromiß. In dogmatischem Fanatismus rechnet man nicht mit dieser Welt. Man erkennt ein transzendentales Recht an, das Recht des „kommenden Reiches“, das niemand je gesehen hat, und das nur die Priester zu kennen behaupten. Und diese Rechtsfeindschaft, der dogmatischen Intelligenz, die gleichbedeutend ist mit Weltfremdheit, wirkt um so seltsamer, als sie, die Intelligenz doch in dieser Welt das Volk beglücken will und in pfäffischer Anmaßung jene Welt weglügt und verbietet. Und so bleibt der dogmatisch gefesselten Seele des Intelligenten nichts anderes auf dieser Welt zu tun übrig, als sich in fruchtloser, ohnmächtiger Wut darüber zu verzehren, daß ihr die Menschheit nun einmal nicht den Gefallen tut, so sein zu wollen, wie sie und sich doch ihr unbedingt unterzuordnen.

XVIII.

Solange aber die Rechte der Persönlichkeit in Rußland nicht anerkannt sind, solange das Rechtsbewußtsein der russischen Gesellschaft im sozialen Schuldbewußtsein stecken bleibt, sind Rußlands geistige und sittliche Kräfte in Bande geschlagen. Und was das in der Wirklichkeit heißt, das weiß man: Die Herrschaft der Gewissenlosigkeit, der Bestechlichkeit, der rücksichtslosen Ausbeutung der kleinsten Machtbefugnis, die wie eine soziale Pest fast alle privaten und öffentlichen Einrichtungen des modernen Rußlands bis zur Ekelhaftigkeit versengt: Alle diese furchtbare Unkultur, für die man so gerne die Regierung ausschließlich verantwortlich machen möchte, wird lustig weitergedeihen, solange dort die Persönlichkeit am freien Wachstum gehemmt ist Denn außerhalb ihrer Entfaltung wird auch aus den vollendetsten politischen und sozialen Einrichtungen, auch aus dem Bekenntnis zu den höchsten Gesellschaftsidealen immer und überall nur das eine: Maske für nichtüberwundenes Allzumenschliches in der eigenen Person. Das Allzumenschliche kann aber nur der freie Mensch in freier Selbstvervollkommnung überwinden; das Allzumenschliche in uns, das „Breite“, „Natürliche“, „Einfache“ ist aber immer nur das, was uns selber erniedrigt und die quält, die mit uns zu tun haben.

So ist auch das soziale Schuldbewußtsein an sich eine schöne, lobenswerte Empfindung, die wir unsern westeuropäischen Landsleuten in viel höherem Grade wünschten. Man sühnt aber keine Schuld

dadurch, daß man eine neue auf sich nimmt. Und das eben tut der Schuldner, der unter dem Drucke seiner Schuldenlast die Entfaltung aller seiner Kräfte versäumt: er verschuldet sich an allen kommenden Geschlechtern. Die haben ein unverbrüchliches Anrecht auf seine volle Kulturleistung.

Und darum darf die russische Gesellschaft ihrer Seele Heiligtum, das Leiden unter der Volksnot, nicht mehr zum Gewahrsam, zum Kerker aller ihrer Kräfte mißbrauchen. Sie muß sich endlich dazu entschließen, allen Bürgern die gleichen Persönlichkeitsrechte — nicht bloß die gleichen politischen Rechte — von Herzen zuzuerkennen, auch auf die Gefahr hin, daß manch einer von ihnen andere Ideale bekennen und lehren wird wie die ihrigen. Sie, die Gesellschaft, weiß ja gar nicht, welche Gaben der mitbringt, der sich das Recht vorbehält, über Gott und Menschen in seiner Weise nachzudenken.

Es gibt aber für die russische Gesellschaft nur einen Weg zum modernen Rechtsbewußtsein, und der heißt Revision ihres Humanitätsbegriffs.

Dem an sich sozial sehr fein empfindenden russischen Intelligenten fehlt eben einstweilen noch das, was Nietzsche das intellektuelle Gewissen nannte, d. h. das unabweisbare Bedürfnis, persönliche Gewissenserlebnisse allseitig zu durchdenken unter Heranziehung des Gesamtgewissens der Zeit. Dieser Forderung wird sich aber die russische Gesellschaft nicht mehr lange entziehen können. Sie muß sich vor allem und zunächst bewußt werden, daß ihr Humanitätsbegriff dringend der Korrektur bedarf durch das antike Menschlichkeitsideal. Die russische Humanität ist noch nicht durch den klassischen Humanismus gegangen, sie ist primitiv geblieben: sie ist ausschließlich auf soziales Leiden zugeschnitten, sie erkennt nur die elementarsten Bedürfnisse an, sie läßt die seelisch-geistigen Ansprüche grundsätzlich unbeachtet und führt darum zu keiner Harmonie, verliert sich vielmehr in Widersprüchen, artet in Launen aus und wird schließlich zum immer wieder wirksamen Mittel zur Ueberhebung des Menschen über den Menschen.

Das Wesen des Humanismus besteht aber gerade darin, daß er die Gesamtbedürfnisse des Menschen zum Ausgangspunkt nimmt. Die antike Humanität hat den allseitig entwickelten Menschen zum Gegenstand, Gegenstand der russischen Humanität bildet aber immer noch der russische Bauer. Nur seinem Elementarbedürfnis ist Anrecht auf Befriedigung zuerkannt. Und so wird die russische Humanität zu einem Prokrustesbett für den Menschen, zu einem Ver-

stümmelungswerkzeug für alle seine höheren geistigen Anlagen und Bedürfnisse, zu einem dogmatischen Despotismus, dem kein politischer gleichkommt.

Es müssen zweierlei Erkenntnisse in den russischen Humanitätsbegriff aufgenommen werden: 1. Daß man sich allseitig ausbilden muß, um auch nur dem Geringsten helfen zu können, d. h. daß der Gewissenhafte auf der Höhe des Wissens stehen muß, 2. daß der Mensch auch geistig-seelische Bedürfnisse hat, und daß auch der Nichthungernde leidet.

Damit wäre denn auch ein für allemal und grundsätzlich das Recht des Gegenwartsleidens betont, dessen überaus mangelhafte Berücksichtigung den Schandfleck der russischen Gesellschaft bildet.

XIX.

Zum Schluß bliebe noch hinzuweisen auf die hohen Kulturwerte, die trotz alledem für uns Westeuropäer im russischen Humanitätsbegriff aufgespeichert liegen.

Das Humanitätsideal, das Rußland Europa schenkt oder, besser gesagt, um den es den europäischen durch die Antike gegangenen Humanismus bereichert, ist ein mehr passives: gegenüber der antiken Betonung der allseitigen Ausbildungspflicht menschlicher Anlagen und der Ehrfurcht vor jedem individuellen Talente betont es die tiefgehende Gleichheit aller menschlichen Wesen eben in ihrer menschlichen Veranlagung als solcher, mag sie entfaltet sein oder nicht. Gleich frei von Hochmut und Demut besteht die russische Humanität in einem ungezwungenen Sichgleichfühlen mit dem Kleinsten der Kleinen, mit dem scheinbar Verworfensten der Verworfenen: „Ihm ist niemand der Geringste!“

Und wenn auch dies Menschlichkeitsideal auf einer gewissen Kulturstufe gefährlich werden kann und den Eifer nach Selbstvervollkommnung wohl zu lähmen vermag, so ist es auf einer höheren Kulturstufe geradezu unentbehrlich als Korrektur eines Individualismus, der über dem Streben nach allseitiger Ausbildung vergessen läßt, daß man doch nur Mensch unter Menschen ist. Und das bildet die Regel bei dem Durchschnittsindividualismus in Westeuropa.

Und darum erblicken wir im russischen Humanitätsbegriff die immer dringlicher werdende Ergänzung des westeuropäischen Humanismus, der bisweilen bereits bedenklich in fruchtlose Selbstverhimmelung umzuschlagen droht. Erst aus der Synthese beider

Humanitätsideale kann der vollendete Europäertyp hervorgehen, der Durchschnittseuropäer der Zukunft: Ein allseitig harmonisch ausgebildeter Mensch, der, auf der Kulturhöhe seiner Zeit stehend, keinen Augenblick vergißt, daß er vor dem Geringsten der Geringen nichts voraus hat als die größere Verantwortung, daß alle seine Vorzüge vor anderen nur Glücksfälle bedeuten, die minder Glücklichen gegenüber Verpflichtungen auferlegen, daß mit einem Worte alles das, was den Menschen scheidet vom Menschen, verschwindend gering ist gegenüber der allen Menschen gemeinsamen Anlage zu denken, zu fühlen, zu wollen, zu lieben, zu leiden und Verantwortung zu tragen. Und dieser starke Akzent auf dem allen Menschen Gemeinsamen, verbunden mit dem Ansporn, alle persönlichen Anlagen zu möglichster Entfaltung und Wirksamkeit zu bringen, bildet auch die letzte Lehre der modernen Erkenntnis von der Stellung des Menschen zur übrigen Schöpfung für den, der seinem Gewissen zu folgen gewöhnt ist.

Mit andern Worten, und dies ist unser letzter Schluß: Das westeuropäische durch die Antike gegangene Menschlichkeitsideal bedarf der Ergänzung und Korrektur durch den russischen Humanitätsbegriff, um das Gewissensleben des modernen Menschen in Einklang zu bringen mit den letzten Erkenntnissen über das Wesen des Menschen und seine Stellung im Weltall. Und dann noch Eines: Zeigte der antike Humanismus die Schönheit allseitiger menschlicher Ausbildung an sich, so setzt ihr der russische Humanismus ein Ziel: das Heil aller.

Und darin besteht die Kulturmission des heutigen Rußland.

Sie ist bereits deutlich wahrnehmbar im russischen Rechtsbewußtsein. Die ihm zugrunde liegende Ueberzeugung einer sozialen Schuld den Enterbten gegenüber bleibt ein deutlicher Hinweis auf die Zukunft. Darüber darf uns auch nicht die einstweilen in Rußland noch herrschende fanatische Aberkennung der Rechte des einzelnen Menschen hinwegtäuschen. Das ist Unausgeglichenheit, Kulturmerkmale.

Wie wir im Eingange bemerkten, gründet sich alles Rechtsbewußtsein immer und überall auf die Anerkennung der menschlichen Gleichheit. Das zeitlich schwankende Moment im Rechtsbewußtsein bildet die Bewertung sozialer Unterscheidungen unter den Menschen, wobei natürlich der soziale Rechtsanspruch nur insofern anerkannt wird, als ihn ein Mensch erhebt, als er bei jedem Menschen anerkannt werden müßte. Soweit wir nun die Evolution des euro-

päischen Rechtsbewußtseins zu überschauen vermögen, scheint uns seine Tendenz hinzuzielen auf eine ständige Einschränkung der zufälligen, d. h. der sozialen Rechtsansprüche des Individuums zugunsten seiner generellen Rechtsansprüche, d. h. der Rechtsansprüche, die es mit allen Menschen gemein hat. Letztere nun arbeitet gerade eben erst das moderne Gesellschaftsleben mehr und mehr aus, indem es die Individuen in die verschiedensten realen Beziehungen zu einander setzt, mit denen sich sein Rechtsbewußtsein auseinanderzusetzen hat.

Und auch diese Tendenz stimmt durchaus überein mit der modernen Naturerkenntnis. Die lehrt, daß der Unterschied zwischen Genie und Durchschnittsindividuum verschwindend genannt werden muß gegenüber dem Unterschied zwischen niederster Menschenart und höchster Tiergattung. Sie lehrt, daß selbst das fruchtbarste Genie verschwindend wenig dem Geisteserbe zufügt, das es übernommen hat.

Wenn wir deshalb von einer Sozialisierung des Rechtes sprechen, so ist es durchaus falsch, darunter lediglich zunehmende Fürsorge für den sozial Schwachen zu verstehen; Sozialisierung des Rechtes bedeutet vielmehr das zunehmende Bewußtwerden und In-den-Vordergrund-Treten des Rechtsanspruchs, der darin liegt, daß der Kulturschatz von allen vergangenen Generationen für alle kommenden erarbeitet wurde, und daß jedes Individuum unendlich mehr davon nimmt als ihm hinzufügt. Mit andern Worten: Gemeinsamkeit des Kulturbesitzes und der Anlage zu seiner Verwertung als mehr und mehr hervortretende Grundlage zunehmender Rechtsgleichheit aller Menschen, das ist die Grundlage der zunehmenden Sozialisierung des Rechtes. Oder um à la Hegel zu sprechen: Die Grundidee des Rechtes, die Gleichberechtigung aller Menschen entfaltet sich mehr und mehr im Bewußtsein der Kulturmenschheit. Und das scheint wirklich so.

Und Rußland ist darin Westeuropa vorausgeeilt oder richtiger vorausgestolpert. Es wollte auf der Plattform des Rechtes wie so oft den zweiten Schritt zuerst machen. Es mußte damit natürlich zu Fall kommen und hat jetzt ganz von vorne anzufangen. Rußland ist aber darum doch kein Kulturnachzügler, eher ein Kulturpfadfinder. Es hat die Richtung gezeigt, es ist sozusagen in sie hineingefallen. Westeuropa hat alle Ursache, auf Rußlands Fehltritte, oder besser gesagt, Wolkentritte zu achten. Wir müssen eben, es hilft gar nichts, und auch alle Panslavisten-Donquichotterie darf uns das nicht verekeln, in Rußland ein für allemal den euro-

…ichen Peter Schlehmil ansprechen: Es scheint uns eben noch, er stecke tief im Mittelalter, irgendwo im finstern Asien, und tatsächlich steckt auch dort einer seiner Siebenmeilenstiefel, mit dem andern aber ist er mittlerweile über ganz Europa weggeschritten und irgendwo im Zukunftsnebel einer neuen Welt verschwunden. Und das merkwürdigste! Wir wissen oft gar nicht, welcher Stiefel in der Zukunft steht, was vorwärts und was rückwärts bedeutet bei Rußlands Kulturaufstieg. Er geht eben nicht spiralenförmig wie in Westeuropa, sondern in seltsamen Mäanderschlingen. Es ist aber im Grunde alter Kulturinstinkt in Rußland, vielleicht sogar älterer als in Westeuropa, vielleicht ein deutlicheres Rückerinnern der asiatischen Wiege der Europäerkultur, vielleicht auch, daß über Rußland die europäische Kultur noch einmal den Rückweg finden wird zu einem Zukunftsasien, oder aber, daß in Rußland einst sich europäische und asiatische Kultur verschmelzen werden zu einer Weltkultur.

Keinesfalls aber ist das heutige Rußland Europa gegenüber als Kulturempfänger, es hat bereits angefangen zurückzuzahlen mit Zins und Zinseszins.

Christine Hebbel.

Von

Hermann Klammer.

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.“ So läßt Goethe in seinem Tasso die Prinzessin Eleonore zu dem selbstwilligen, leidenschaftlichen Dichter sagen. Die Wahrheit dieses Wortes hat keiner tiefer empfunden als Goethe selber. Welch erziehende Macht ihm so manche Frau, vor allen Charlotte von Stein, gewesen ist, darüber belehrt uns seine Poesie genugsam. Allein in seiner Häuslichkeit hat ihm die Liebe leider nicht jene Befriedigung beschieden, die dem inneren Menschen über jedes andere Erdenglück geht. Als seine leichtbewegliche Seele sich endlich zum Dauernden gewöhnt hatte, da schloß er sich mit seiner Christiane von der Welt ab, und nur leise und wie von ferne hören wir aus seinen Dichtungen den Widerhall herzerquickender Harmonie heraus. Die Zeit der überschwenglichen Gefühle lag hinter ihm, als er die Flamme auf dem häuslichen Altare anzündete, und die Musen schienen sich still von ihm zu entfernen. Auch Hebbel sah, als er den Lebensbund mit Christine Engehausen einging, die Vergangenheit hinter sich versinken. Aber es war eine traurige und schaurige Zeit, mit der der lebensmüde, in sich verglühende Dichter abschloß, als er und die achtundzwanzigjährige Hofschauspielerin am 26. Mai 1846 in Wien vor den Traualtar traten. Er war vor kurzem aus Italien nach Deutschland heimgekehrt. Indes erst jetzt ging ihm die Sonne der Schönheit auf, erst jetzt erwärmte sie seine zu Tode fröstelnde Seele, erst jetzt wurden die Farben, mit denen er die Welt in seinen Poesien malte, milder und reiner, und Christine hieß die Muse, die ihm mit zarter Hand den Pinsel führte. Und seine Häuslichkeit ward nicht nur für ihn, den unsteten

Wanderer, ein rettendes Asyl; auch die Freundschaft kehrte gern bei ihm ein, und im fröhlichen Kreise lernte der Verzweifelte, dessen Mienen sich bereits zu versteinern begannen, wieder fröhlich lachen. Wohl blieben dem Ehebunde trübe, schwere Stunden nicht erspart. Harte Kämpfe traten von innen und außen an die Liebenden heran. Aber in sich selber fanden sie das Gleichgewicht, ein unzerstörbares Glück. Als Friedrich Hebbel am 13. Dezember 1863, eben fünfzigjährig, aus dem Leben schied, mischte sich in seinen letzten Atemzug unendlicher Dank an seine Gattin für den reichen Himmelssegen, den ihre unendliche Liebe und Güte ihm gespendet. Und die Gattin, die ihm nun jüngst dreiundneunzigjährig in die Ewigkeit nachgefolgt ist, lebte seit Jahrzehnten fast nur noch in der Erinnerung an ihren Dichter. Mit ihm hielt ihre Seele stündlich Zwiesprach. Sein von Tag zu Tag zunehmender Ruhm hat ihre letzten Lebensjahre beglückt. Still und leis, ohne Seufzer und Schmerzen hat sie ihre starke, edle Seele ausgehaucht.

Was sie Hebbel gewesen ist, das bezeugt uns sein Briefwechsel, in dem er sich Bekannten gegenüber ausspricht über sein häusliches Glück, und Freunde, die hineingeschaut haben, freuen sich mit ihm „der heiteren Welt, des glücklichen Kreises". Ganz besonders bezeugen es die Briefe, die er an Christine selber von seinen Reisen aus geschickt hat. Sie sind zuletzt nur noch ein einziger Jubelhymnus auf die Seligkeit, die ihm daheim aufbewahrt ist, und ob er in München von zwei Königen und einer Königin geehrt wird oder in Weimar zu dem hochsinnigen Großherzog Karl Alexander und dessen feinfühlenden Gemahlin in einem Verhältnis steht, das beinah an Freundschaft grenzt, immer geht doch sein Sehnen nach Wien zu der Gattin und dem Töchterchen, Christina I und Christina II., wie er sie scherzend nannte. Kaum erst aus Wien fort, schreibt er schon an seine Gattin: „Ich habe für alles nur ein halbes Herz, die zweite Hälfte ist bei dir". Vom Endziel der Reise meldet er [illegible]: „Meine Sachen habe ich schon ausgepackt, es war mir dabei zu Mute, als ob ich die liebe Hand, die alles so vorsorglich zusammengelegt hatte, fassen könnte". Das Gefühl der innigen Verbundenheit klingt aus dem Zusatz heraus: „Irrte ich mich, oder hast du einen Druck gespürt?" Auch des Töchterleins gedenkt er unaufhörlich. „Ein Mädchen, das dem Titele glich, trieb mir die Tränen ins Auge." „Daß ich Dir und Deinem Titele vorher (ehe er nämlich seine Besuche macht) immer einen Kuß gebe, versteht sich von selbst." Aus Dresden schreibt er: „Wie vermißte ich Dich und

Deine Begeisterung, als ich vor der Madonna (Rafaels) stand; nie ist Dein Auge schöner, als wenn die Glut der inneren Bewegung mit der Träne der Ueberwältigung darin kämpft." Vor dem Landsmann Klaus Groth schließt er sein Herz besonders weit auf: „Kein wahreres Wort steht in der Bibel als das, was Jesus Sirach über ein gutes Weib sagt, und keiner hat das besser erfahren als ich. Der Himmel hat mich, ich muß es dankbar anerkennen, für die erste Hälfte meines Lebens aufs reichlichste durch die zweite entschädigt, und vor allem durch die Frau, die er mich finden ließ, als ich dem Tode näher war wie dem Brautbett; denn ich kam als ein Schatten aus Italien zurück, und auf dem Schiff wurden Wetten angestellt, ob ich noch ein ganzes oder nur ein halbes Jahr vor mir habe." „Ich lebe in einer unendlich glücklichen Ehe." Fragen wir nach den Gründen, so finden wir eine ganze Reihe. Der triftigste dürfte dieser sein: Er, der sich einst nur in dem vollen Strom des Lebens wohl gefühlt hatte, in den lärmenden Straßen von Paris und Neapel oder auch in dem wilden Tumult der politischen Wirren der vierziger Jahre, er lernte immer mehr die stille Genügsamkeit schätzen. „Man kann das Leben nicht einfach genug nehmen. Wenn ich das nicht zur rechten Zeit gelernt hätte, so wäre ich leicht einer der unglücklichsten Menschen; jetzt bin ich einer der glücklichsten. Ich fordere nichts weiter als einen schönen Tag und bitte, wenn er schlecht ist, nur um einen Regenschirm. Dahin kann man es bringen; denn

Jüngling wirst du nicht wieder noch Mann, wenn das Haar sich dir bleichte,
Aber wenn du nur willst, wirst du aufs neue ein Kind.

Je älter er wird, um so mehr fühlt er sich daheim in der sichern Hut der Liebe geborgen. „Für mich steht fest: ich habe außer meinem Nest nichts mehr zu suchen, und wir wollen es so warm und so dicht machen wie möglich."

Aus den Tagebüchern, die eine nicht minder reiche Fundgrube an Zeugnissen für sein Innenleben sind, möge nur eine Stelle hier Platz finden: „Welche Freude mir mein kleines Kind macht, ist kaum zu sagen. Daran sehe ich, wie ich die Mutter liebe. Könnte ich der Welt zeigen, wie sehr sie es verdient!"

Schlichte, warm empfundene Worte. Allein es genügte ihm nicht, im stillen seiner Gattin den überströmenden Dank zu zollen, oder dann und wann einem Freunde einen Blick in seine geheimste Seligkeit zu verstatten. Neben den vielen zerstreuten Bekenntnissen

in jenen Werken, die doch meist nur dem vertrauteren Forscher und Verehrer zu Gebote stehen, trifft man in seiner jedermann zugänglichen Gedichtsammlung eine Reihe von ernsteren, zum Teil auch heiteren Versen mannigfaltiger Form an, die uns von der Liebe, Verehrung und Bewunderung überzeugen können, mit der er an seinem Weibe hing, ja andächtig gerührt zu ihr emporschaute.

Ein Geburtstag auf der Reise ist ein Gedicht aus dem Jahre 1852 betitelt, in dem er Gegenwart und Vergangenheit, die Sicherheit von heute der Zerrissenheit von einst einander gegenüberstellt. Er durchwandert aufs neue, jetzt als gefeierter Dichter, die Straßen und öffentlichen Gärten von München, wo er, der hungernde Student, zur Dichtertat reifte, wo seiner Phantasie die Gestalten seiner ersten Dramen in leisem Dämmerschein entgegentraten. Heute liegen diese Zeiten wer weiß wie weit hinter ihm. Aber die beiden Lieben, die ihm sonst den Tag erst zum Festtag machen, sind fern. So widmet er ihnen denn die Eingangsstrophen der kleinen biographischen Skizze.

Wie wird mir so beklommen,
 Obgleich ich ruhig schlief!
Wär' heut' der Tag gekommen,
 Der mich ins Leben rief?
Ja, sagt mir der Kalender,
 Ein Strauß des Freundes auch,
Den der zu milde Spender
 Mir flocht am Lorbeerstrauch.

Ach, was sind das für Boten!
 Wo bleiben Weib und Kind,
Die sonst, zum Liebesknoten
 Verschränkt, die ersten sind!
Heran, heran, wie immer,
 Du teures, teures Paar,
Sonst wage ich mich nimmer
 Hinein ins neue Jahr.

Daß ich noch Atem hole,
 Verdank' ich euch allein,
Denn ihr seid meine Pole
 Und werdet's ewig sein!
Wie sollt' ich wohl noch ringen,
 Wär's nicht des Vaters Pflicht?
Und könnt' es mir gelingen,
 Stärkte dies Weib mich nicht?

Drum schnell, ich muß euch schauen!
Christine an mein Herz,
Du innigste der Frauen,
Eh' es erstarrt vor Schmerz.
Und daß ich zwiefach nippe,
Reich' auch dein Kind zum Kuß,
Das meiner bärt'gen Lippe
Nur naht, wenn's eben muß.

Sie zögern noch! Ermannung!
Sie sind dir heut zu fern!
Du lebst in der Verbannung,
Doch nicht von Stern zu Stern!
Du wardst auf eine Weile
Dem Paradies entrückt,
Damit es, dir zum Heile,
Bald doppelt dich beglückt.

Eine in die Tiefe gehende, das Grundwesen seines Weibes aufdeckende und den ganzen sittlichen Adel ihrer Natur verherrlichende Charakteristik weisen die Strophen mit der Ueberschrift In das Album meiner Frau auf. Von der Weltklugheit, vermöge deren sich so manches Weib vor den Leuten und ihrem Tadel schütze, hafte seiner Gattin nichts an. Weil sie selber wahr sei, traue sie in ihrer Unschuld auch den Worten anderer. Diese kindliche Naivität, diese ahnungslose Hingabe mache ihre volle Schönheit aus. Freilich setze sie sich auch dadurch der Gefahr aus, von jedem Feinde umstrickt, überlistet und ausgebeutet zu werden. Wenn wir zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, so vernehmen wir sogar etwas von den Kämpfen zwischen den Ehegatten. Wir hören, wie der sorgende Hausvater sich umsonst bemüht hat, ihrer alles hingebenden Leichtgläubigkeit einen Damm entgegenzustellen. Ja, daß sie noch bis in ihre letzten Jahre hinein nicht selten das Opfer gewandter Betrüger geworden ist, das wissen wir aus dem Munde ihrer Tochter. Die Verse selber lauten also:

In deiner Seele unbeflecktem Adel,
In ihrer Unschuld wurzeln deine Schwächen,
Und was die meisten vor gemeinem Tadel
Bewahrt, das ist ihr innerstes Gebrechen.

Es könnte einer dir das Leben rauben,
Und wäre dir schon halb dein Blut entquollen,
So würdest du ihm noch im Sterben glauben,
Er hätt' dir bloß die Ader öffnen wollen.

Will die Natur die Schönheit rein entfalten,
So darf sie nichts von ihrem Feind ihr sagen,
Sie kann nur dann das Herrlichste entfalten,
Doch muß sie seinen Untergang auch wagen.

Oft wünscht' ich dir zu deinem vollen Frieden,
Du möchtest in der Brust des Feindes lesen,
Doch weiß ich wohl, es wird dir nicht beschieden,
Denn dieser Mangel trägt dein ganzes Wesen.

Auch der **Schauspielerin** gedenkt Hebbel in seiner Poesie, und zwar mehrfach. In dem Gedichte **Auf die deutsche Künstlerin** vergleicht er, ohne Namen zu nennen, seine Gattin mit der französischen Tragödin **Rachel**. Diese kritisiert er scharf in den Distichen **Kunst und Afterkunst** (bei Gelegenheit eines Gastspiels der **Rachel**). Die schaffende Natur, meint Hebbel hier im Sinne Goethes, arbeite nicht in schroffen Gegensätzen, überall finde sie leise Uebergänge. So solle es auch in der Kunst sein. Diese jene Art feiert er in dem ersteren Gedichte, in der er der deutschen Künstlerin den Preis zollt. Diese verschmähe die unvermittelten, megärenhaften Ausbrüche der Leidenschaft. Ihr Feuer entwickele sich aus leisen Funken erst nach und nach und immer schön zum flammenden Brande. Sie vereine in edlem Bunde Geist und Natur. Jene Afterkunst stamme aus der Hölle; diese, die wahre Kunst, aus dem Himmel. Ja, ihm ist geradezu, als ob ein Himmelsstern herabgestiegen sei, menschlichen Leib angenommen habe und sich in Blick und Mienen als jene echte Künstlerin, die er meint, zeige. Hören wir den Dichter selbst:

Ich will das rohe Feuer nicht,
Das, durch kein Maß zurückgehalten,
Hervor, wie aus der Hölle, bricht,
Um gleich dem Element zu walten;
Ich will den Funken aus den Höh'n,
Der sanft der Seele sich verbündet,
Und langsam wachsend, immer schön,
Zuletzt zur Flamme sich entzündet:
Zur Flamme, die den Leib durchstrahlt,
Ihn nicht verzehrt in blindem Toben,
Und uns im reinsten Purpur malt,
Wie sich Natur und Geist verwoben,
Als wär' zum erstenmal ein Stern
In menschlicher Gestalt erschienen,
Verschmolzen bis zum tiefsten Kern
Mit Menschenblick und Menschenmienen.

Mit dieser Flamme kröntest du
Stets deine schöpfrischen Gebilde,
Drum sprech' ich dir den Lorbeer zu;
Megären reiche ihn der Wilde.

Das Sonett An Christine Engehausen vom 11. August 1846, d. h. aus der Zeit bald nach ihrer Vermählung, mit seinem schönen, das ganz Persönliche ins Allgemeine auflösenden Schlusse, gibt uns ein Bild der gegenseitigen Ergänzung ihrer künstlerischen Individualitäten und der innigsten seelischen Gemeinschaft beider Ehegatten. Schauspielerin und Dichter gehören zueinander. Sie erst verleiht den Gestalten, die auf dem Papier nur ein halbes Sein, ein Dämmerleben führen, lebendiges Dasein. Sie erst haucht ihnen eine Seele ein und erwärmt sie mit ihrem Herzensblute. Und er selber wünscht für sich, daß in ihm die dichterische Kraft nicht zu früh erlösche. Er möchte dem, was seine Zeit als verborgenen Gehalt in sich trägt, dem, was er als ihr innerstes Sehnen und Verlangen herausfühlt, nach dem bescheidenen Maß seiner Kräfte in Kunstgebilden von eigener Schönheit Gestalt verleihen und so die Menschheit dem Ziel der Vollendung einen Schritt weiter entgegenführen. Allein ihm sinkt der Mut. Das Deutschland seiner Tage, das politisch zerfahrene und poetisch nur aufs Tendenziöse gerichtete, echter Kunst abholde Deutschland ist wenig dazu angetan, sie und ihn zu erwärmen und zu der Erfüllung ihrer hohen Aufgaben anzuspornen. So bleibt ihnen denn nichts übrig, als sich eng aneinander anzuschließen und in ihrer gegenseitigen Liebe den Lohn ihres Strebens zu empfangen. Hören wir Hebbel selber:

Du tränkst des Dichters dämmernde Gestalten,
Die ängstlich zwischen Sein und Nichtsein schweben,
Mit deinem Blut und gibst den Schatten Leben,
In denen ungeborne Seelen walten.

Ich aber möchte nicht zu früh erkalten,
Der Zeit die Form zu dem Gehalt zu geben
Und über sie hinaus sie zu erheben
Durch neuer Schönheit schüchternes Entfalten.

Doch dieses Deutschland wird uns schwer erwarmen,
Und eh' wir's denken, stehn wir ab, verdrossen,
Drum laß uns eins das andere belohnen.

Wo treu und fest sich Mann und Weib umarmen,
Da ist ein Kreis, da ist der Kreis geschlossen,
In dem die höchsten Menschenfreuden wohnen.

Vielleicht geht schon in diesem Gedicht die Meinung des Dichters weiter, als wir angedeutet haben. Vielleicht will er sagen, daß die Gattin seine dichterischen Gebilde nicht nur auf der Bühne vergegenwärtige, sondern daß sie erst ihnen zur Entstehung verhelfe, daß sie also, wie wir eingangs meinten, seine eigentliche Muse sei. Zweifellos steht dies für einzelne seiner reifsten Schöpfungen fest. Für die Nibelungen bezeugt er es ausdrücklich in dem Widmungsgedicht der Trilogie: Meiner Frau Christine Henriette, geb. Engehausen.

Von seiner Knabenzeit an hat dieser gewaltige Stoff in seiner Seele gelegen. Unvergeßlich blieben ihm die Gestalten des mittelalterlichen Epos eingeprägt, und unauslöschlich war der stille Wunsch, sie einmal nachzubilden. Aber die schöpferische Stunde wollte nicht erscheinen. Da sah er eines Tages seine Gattin in der Rolle der Rächerin Kriemhild. Aber es war kein Sohn Apolls, der ihr die Worte geliehen. Raupach nämlich war's.

Und dennoch trafen sie,
Als wären's Pfeile aus dem goldnen Köcher,
Der hell erklang, als Typhon blutend fiel
Ein lauter Jubel scholl durch alle Räume,
Wie du die fürchterlichste Qual im Herzen
Und grause Schwüre auf den blassen Lippen,
Dich schmücktest für die zweite Hochzeitsnacht;
Das letzte Eis zerschmolz in jeder Seele
Und schoß als glüh'nde Träne durch die Augen.
Ich aber schwieg und danke dir erst heut.
Denn diesen Abend ward mein Jugendtraum
Lebendig, alle Nibelungen traten
An mich heran, als wär' ihr Grab gesprengt,
Und Hagen Tronje sprach das erste Wort.
Drum nimm es hin, das Bild, das du beseelt,
Denn dir gehört's, und wenn es dauern kann,
So sei's allein zu deinem Ruhm und lege
Ein Zeugnis ab von dir und deiner Kunst!

Aber nicht nur in ihrer Kunst führte sie nach des begeisterten Gatten Ueberzeugung den Reigen. Das Gleiche konnte Hebbel von der beliebten Gesellschafterin auch im Salon wahrnehmen.

Christine auf dem Ball

heißt ein kurzes Distichon. Er selbst, der lange, ungelenke Wesselburner Schreiber von ehedem, war kein flotter Tänzer. Er steht abseits und beobachtet die Geliebte, und seinem scharfen Auge entgeht auch folgendes reizende Bild nicht:

Knospen trugst du im Haar und führtest den Reigen, doch leise
Gingen sie auf, und nun hauchen dir Blüten den Duft.

Der Dichter, der in allem Vergänglichen gleich Goethe ein Symbol sah, wird bei diesem Anblick sicherlich noch Tieferes empfunden haben. Die Knospen auf ihrem Haupte, die unmerklich in Blüten ausschlagen, gleichen den stillen Knospen seiner Poesie, die in ihrer liebenden Nähe — wir sahen es bereits vorhin — zur Entfaltung gelangen und ihr Dank zuhauchen.

So dürfte auch der Schmetterling in dem

Bild aus Reichenau

als Symbol der tiefinnerlichen Beglückung und Wonne anzusehen sein:

Auf einer Blume, rot und brennend, saß
Ein Schmetterling, der ihren Honig sog,
Und sich in seiner Wollust so vergaß,
Daß er vor mir nicht einmal weiter flog.

Ich wollte sehn, wie süß die Blume war,
Und brach sie ab: er blieb an seinem Ort;
Ich flocht sie der Geliebten in das Haar:
Er sog, wie aufgelöst, in Wonne fort!

Sie ist sicherlich auch in dem Epigramm

Meine Sängerin

gemeint:

Manche Sängerin hört' ich, doch hat mir nur eine von allen,
Wann sie mein Ohr auch vernahm, immer das Herz noch gerührt:
An der Wiege die Mutter, durch schlichte Weisen den Liebling
Einzusingen bemüht in den erquickenden Schlaf.

Daß aber die rührende Mutter nicht gerade immer zu des Gatten Freude auch eine sehr rührige Hausfrau war, verrät er uns scherzend in folgender Mahnung:

An meine Frau

Wieder anders die Blumen gesetzt und die Nipse geordnet,
Anders die Bilder gehängt, anders die Spiegel gestellt!
Teuerstes Weib, du bist so treu und beständig im Großen,
Daß du das starke Geschlecht fast wie das schwache beschämst.
Mußt du es büßen, indem du noch häufiger wechselst im Kleinen,
Als es Kleopatra tat, da sie Antonius fing.

Daheim in seinem Nest fand der sich endlich bescheidende Weltenstürmer alles beisammen, was ein freundliches Geschick an Glücksgütern dem Menschen zu spenden vermag. Darüber hinaus gehen

nun seine Wünsche nicht mehr. Einst hat er mit dem Himmel gehadert und gefordert, freilich nicht allzuviel. Jetzt,

Zwölf Jahre später

betet er nur noch dankerfüllt:

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!

Nicht übel werden es hoffentlich meine Leser nehmen, wenn ich zuguterletzt auch Christina II. ein Plätzchen neben der Mutter einräume. An seiner Gattin hatte Hebbel als höchste Eigenschaft die Unschuld der Seele gepriesen. Auch seiner Tochter wünscht er der Unschuld heilge Zier bis an ihren Tod erhalten zu sehen, ein letztes stilles, rosiges Glühen der Freude auf dem Grunde ihrer Seele, wenn die Rosen des Lebens längst dahingewelkt sind.

Meiner Tochter ins Gebetbuch
(Zu ihrer Konfirmation)

Das Mägdlein tritt im weißen Feierkleid
Zum erstenmal vor Gott an den Altar,
Und auch der Greisin hält man es bereit,
Die niedersinkt an ihrer Totenbahr.

Doch ich, du teures Kind, ich wünsche dir,
Daß, wie am ersten und am letzten Tag,
Dir dies Gewand, der Unschuld ew'ge Zier,
An jedem andern auch geziemen mag.

Dir schmückt die junge Brust ein Myrtenzweig,
Und eine Rosenknospe glänzt dabei:
O, werde du der frommen Myrte gleich,
Damit dein Schicksal das der Rose sei.

Sie trägt nicht immerdar das freud'ge Rot,
Wenn sie sich löst aus ihrer Knospe Grün,
Doch ob sie auch so bleich ist wie der Tod,
Ihr Kelch bewahrt ein letztes stilles Glühn!

Leben und Dichten sind für Hebbel eins. Aber nur das Tiefste und Beste, was er innerlich und äußerlich erlebt, hält Einzug in seine Poesie: Das Nichtige und Wertlose verweist er aus ihr. Darum dichtet er nur in Weihestunden, nur, wenn die Stimme in seinem Herzen ertönt. Auf Kommando zitiert er die Muse nicht. Sie muß von selber erscheinen. Dann aber durchleuchtet sie ihm sein Innerstes und erschließt ihm die ganze Welt, dann offenbaren sich ihm die verborgensten Geheimnisse. Vor allem gilt diese Art der

Entstehung von seinen größten Werken, die vorzugsweise als Selbstdarstellungen Hebbels zu gelten haben. Jedes seiner Dramen, dazu auch sein Epos Mutter und Kind, ist als eine Station auf seinem Lebensgange anzusehen. Und so bleiben denn auch sie nicht unberührt von dem Glück, das ihm seit seiner Verbindung mit Christine beschert war. Das sonnige Liebesglück des Herzogs Albrecht und seiner Agnes Bernauer, des Engels von Augsburg, spiegelt dasjenige der beiden Ehegatten wieder, und wenn der eigenwillige Fürstensohn über die Pflichten hinwegsieht, die er seinem Vater und Vaterlande schuldig ist, so gleicht er dem Musensohn, der auch, nur glücklicher im Ausgang, erst nach der gewaltsamen Lösung eines Konfliktes das Ziel seiner Wünsche erreichte. Und die ganze Seligkeit, die ein Elternpaar in dem Aufblühen eines jungen Menschenlebens empfindet, wie hätte Hebbel sie so anziehend in Mutter und Kind darstellen können, wenn er sie nicht im eigenen Heim genossen hätte? Zugleich aber leiht er der reichen Kaufmannsfrau seines Gedichtes das stattliche Ansehen Christinens, wenn er sie folgendermaßen schildert:

Die hohe Gestalt
Mit den glühenden Augen und reichlich wallenden Locken
Ist vollendet zu nennen in stolzer Erscheinung, es deutet
Nichts zurück auf die Jugend, das unentwickelt und unreif
Noch zu zeitigen wäre und nichts hinein in das Alter,
Das sich zu voll schon zeigte, es ist die reizende Mitte
Zwischen Blüte und Frucht, der köstliche Gipfel des Lebens.

Und wiederum, aber mit neuen Zügen ausgestattet, begegnet uns Christine in Herodes und Mariamne. Mit der innigen Liebe zu dem Gatten vereinigt die Königin das Bewußtsein des eigenen persönlichen Wertes, mit dem Vermögen, aus freiem Willen alles aufzuopfern, das Unvermögen, sich zum willenlosen Opfer der Willkür des Gatten herabwürdigen zu lassen. So war auch Christine weiches Wachs und spröder Marmor zugleich. Daß die glühende Leidenschaft, die Hebbel seinen weiblichen Gestalten einzuhauchen vermochte, so ganz besonders der Kriemhilde in den Nibelungen, z. T. dem packenden Spiel seiner Gattin entstammte, die er gerade in dieser Rolle einmal ein schwarzes, unheimliches Feuer nannte, versteht sich von selbst. Aber auch in der felsenfesten Treue ist Siegfrieds Weib eine Zwillingsschwester Christinens; in grimmigem Haß hat jene, in stiller Duldung fast ein halbes Jahrhundert lang diese dem Geliebten übers Grab hinaus das Wort gehalten. Nicht

minder entnahm Hebbel der Zartheit und Unschuld ihres Wesens ein gut Teil und übertrug es auf die in den sanftesten Duft getauchte Gestalt der Rhodope in der Tragödie Gyges und sein Ring.

Wem das Glück zuteil geworden, der Gattin des Dichters persönlich näher zu treten, für den kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ihre Seele seine Schöpfungen aufs mannigfaltigste belebt hat. Das Feuer dieser Seele schien im Kampfe gegen die Zeit dauernd Sieger bleiben zu sollen. Selbst noch der hochbetagten Greisin gebeugte Gestalt richtete sich in der Erinnerung an die Blütezeit ihres Daseins auf, ihre stillen Augen leuchteten alsdann, ihre Stimme tönte hell und klangvoll, und unermüdlich, bald heiter, bald ernst, doch immer geistvoll, wußte sie von vergangenen Zeiten zu plaudern, und beim Abschiede aus ihrem Garten in Gmunden am Traunsee brach sie wohl für den Besucher zum Andenken ein Blatt von dem Efeu ab, der, von Hebbels Grab bei Wien dorthin verpflanzt, sich zu vollen Ringen entwickelt hatte, und fügte das schöne Wort hinzu: „Sehen Sie, so bin ich auch hier mit meinem Hebbel verbunden“.

Wenn es der trauernden Tochter fast unmöglich bedünken will, daß auch sie, die Starke, der Zeitlichkeit sich beugen mußte und Staub und Asche auch ihr Los ist, wem möchte es wunderbar erscheinen? Und wenn aus Enkelinnenmund die Klage ertönt über das Scheiden der Herrlichen, Gütigen, deren freundliche Augen wie zwei Leitsterne über einer schönen, sonnigen Jugendzeit gewacht, wen ergriffe nicht tiefe Rührung? Und wer des verstörten, heimatlosen Dichters Friedrich Hebbel gedenkt, darf er sich scheuen die Wahrheit auszusprechen? Nein. Christine war ihm mehr als die frische, gesundheitstrotzende Christiane ihrem Wolfgang Goethe, mehr als die stillbescheidene Charlotte ihrem Friedrich Schiller. Sie war ihm nicht nur, was gleichfalls jene beiden Frauen waren, eine liebende Gattin, sondern auch Wohltäterin und Schöpferin. Sie gab ihm Jugend und Kraft und dem deutschen Volke einen Dichter zurück, dessen Dichtungen, rauh und schreckend, aber auch reich und tief wie das Meer, noch nach Jahrhunderten zu den Juwelen der deutschen Poesie zählen werden. Und dafür bleibe ihr, solange der Name Hebbel lebt, der Dank des deutschen Volkes geweiht!

Elberfeld, Juli 1910.

Ein historisches Urbild zu Goethes Faust.

(Agrippa von Nettesheym.)

Von

Gerhard Ritter.

Man findet ihn nur noch in den Kompendien und Nachschlagewerken, und er war doch einer der vielseitigsten und merkwürdigsten Deutschen der Renaissanceperiode. So lange er lebte, als ein „**portentosum ingenium**“, ein „Ungeheuer von Verstand“, von seinen Genossen und Schülern ebenso hoch verehrt, wie von seinen zahlreichen Gegnern wütend gehaßt und verfolgt — erschien er beiden unheimlich groß — viel größer als er war. Nach dem Tode lebt er als der spukhafte Magier fort, dem Gottseibeiuns verschworen, mit einer Fülle unheimlichen Wissens und rätselhafter Kräfte begabt; sie bekreuzen sich vor ihm, die Menschen des 16. Jahrhunderts, und sie lesen ihn eifrig, mit scheuer Ehrfurcht und mit einem brennenden Interesse, in dem doch wohl nicht bloß die platte Neugier abergläubischer Gemüter sich regt. Denn dieser merkwürdige Mann hat manches ausgesprochen, das seiner Zeit fremd und neu scheinen mußte, das sie aber zum Sinnen und Forschen wohl anregen konnte. Wieder und wieder wurden seine umfangreichen „Opera“ gedruckt und in die verschiedensten Kultursprachen übersetzt, und unabläßig spann die Sage an seinem Lebensbild, das frühzeitig Züge vom Doktor Faustus annahm und zur Faustsage sein Teil beisteuerte.

So trieb Agrippa mit Satans Hilfe wunderliche Gaukeleien: Er machte unglaublich schnelle Luftreisen, ähnlich wie Dr. Faust, ließ Tote lebendig umherwandeln, hielt mit seinen Freunden auf rätselhafte Weise Gespräche über viele trennende Meilen hinweg, prellte die Wirte mit unechten Scheingoldstücken um seine Zeche,

— und was dergleichen Züge mehr sind. Vor allem scheint die, in allen Faustgeschichten spukende Fabel vom höllischen Pudel in ihrem historischen Kern auf Agrippa zurückzugehen, der in der Tat — nach Berichten seines Schülers Wier — nie anders als in Begleitung seines schwarzen Hundes erschien. „Er führte stets und überall" — erzählt ein mir vorliegender handschriftlicher Bericht — „einen großen schwarzen Hund mit sich, der von ihm auf frantzösisch Monsieur, ein Herr, genannt wurde, war aber, auf gut deutsch, der lebendige teuffel selbst. Da er nun sterben solte, sprach er mit verzweifelter ungedult: fahr hin, in abgrund der höllen, du unseelig und verfluchtes thier, du hast mich verflucht und verdamt! Darauf stürtzte sich der Hund in ein waßer, und verschwand, Agrippa aber starb, noch in derselben stund". „Wen stehn da nit alle haar zu berg!" setzt treuherzig der entsetzte Erzähler hinzu; und wie er dachten viele Kinder jenes abergläubischen Zeitalters, so daß schon bald nach Agrippas Tode sein Famulus Johann Wier sich zu einer „Rettung" seines Meisters veranlaßt sah, freilich ohne viel Erfolg. Noch im 17. Jahrhundert nahm man Partei für und gegen unsern Magier in den Gelehrtengeschichten, und ein Pierre Bayle nahm sich die Mühe, ihn von entstellenden Zaubermären zu befreien. Dann scheint er mehr und mehr im Dunkel verschwunden zu sein. Die Aufklärung betrachtet ihn wie eine Art von „Curiosität„ aus der überwundenen Epoche dumpfen Aberglaubens. Die Einen lächeln überlegen den sonderbaren Wundermannn, Andere dagegen — darunter ein Voltaire — sehen wohl gar in ihm einen Vorläufer des aufgeklärten Zeitalters und leihen ihm den Strahlenkranz eines Märtyrers der Vernunft. Immer aber erscheint sein Bild verschwommen und verzerrt. Und der Mann, der mehr oder weniger abseits gestanden von dem großen Ringen der religiösen Gegensätze der Reformationszeit, wurde auch im 19. Jahrhundert unter die Scharlatanen verwiesen und fand noch lange Zeit wenig Beachtung und historisches Verständnis.*)

* * *

*) Auch die englische Biographie H. Morleys (1856) und die französische von A. Prost (1882) gelangen bei aller Sorgfalt z. T. wertvoller Detailforschung doch kaum zu einer hinreichenden historischen Würdigung des Humanisten. Mehr Anregung bieten neuerdings die kleinen Abhandlungen von Sigwart (Kl. Schriften I.) und Windelband („Präludien", 3. Aufl., Goethes Faust u. d. Philos. d. Renaiss.), besonders für die allgemeinere histor. Auffassung.

Agrippa von Nettesheym ist keine überragende Persönlichkeit und auch kein schöpferisch denkender Gelehrter gewesen. Ihm fehlte das kühne Wollen und die herzliche Begeisterung eines Hutten, und sein Denken läßt sich nicht vergleichen mit dem eines Erasmus oder Reuchlin. Aber dafür umspielt seine Gestalt derselbe eigenartig reizvolle Zauber, den die Faustsage von jeher auf empfängliche Gemüter ausgeübt hat. In dem ungeklärten Ringen und Widerstreiten der in ihm gärenden Bildungselemente bringt er, mit einem seltenen Radikalismus, die großen Gegensätze zum Ausdruck, die so charakteristisch durcheinanderwogen in ihrer — für die Renaissancekultur höchst bedeutsamen — Gedankenwelt.

Agrippas Gestalt entspricht dem, was sich der moderne Mensch unter dem in allen Fakultäten studierenden und dann an seiner Gelehrsamkeit verzweifelnden Faust vorzustellen pflegt, überhaupt dem Faust der ersten Szenen unvergleichlich mehr, als die des historischen Gaukeldoktors, mit dem er übrigens zeitweise verkehrt haben soll. Es mag hier daran erinnert werden, daß seine Gestalt schon früh die Phantasie unseres großen Faustdichters beschäftigt hat. Agrippas Hauptwerk, die „Declamatio de incertitudine scientiarum“, setzte den Knaben Wolfgang Goethe „eine Zeitlang in ziemliche Verwirrung“ und mag zu den ersten Büchern gehört haben, die ihn in jene wunderliche Gedankenwelt einführten, in die er in der zweiten Frankfurter Zeit so tief eintauchen sollte (cf. Dichtung und Wahrh. I, 4).

Tatsächlich wird auch von der Faustforschung ein gewisser Einfluß dieser Lektüre auf die Gestaltung der Goetheschen Dichtung, vor allem in den Eingangsszenen, angenommen. Auch durch spätere Lektüre historischer Werke über Agrippa mag dieser Einfluß erneuert und verstärkt sein. Wieweit er im einzelnen reicht, wird schwer, vielleicht überhaupt kaum zu bestimmen sein und ist nicht Gegenstand dieser biographischen Skizze. Doch soll es an gelegentlichen Hinweisen nicht fehlen. Es wirkt ja immer wieder überraschend, wie echt und lebenstreu die Urfaustszenen der Gedankenwelt des 16. Jahrhunderts auch in den Details entsprechen. So finden sich selbst unmittelbare Anklänge genug, z. B. das „Eritis sicut deus, scientes bonum et malum“, das Mephisto dem Schüler höhnisch grinsend ins Stammbuch schreibt, dürfte in dieser ironisierenden Anwendung direkt aus dem ersten Kapitel der „Incertitudo scientiarum“ stammen. Und es klingt fast wie eine kräftige Ver-

Deutung der temperamentvollen „declamatio" unseres Magisters, wenn wir die berühmten Verse hören:

> „Habe nun, ach! Philosophie,
> Juristerei und Medizin,
> Und leider auch Theologie
> Durchaus studiert, mit heißem Bemühn . . ."
> „Und sehe, daß wir nichts wissen können!
> Das will mir schier das Herz verbrennen."

Beinahe wörtlich ließe sich das alles unserem Humanisten in den Mund legen:

Rastlos hat er die verschiedensten Schätze des damaligen Wissens durchwühlt. Aber in ihm wachte, wie in so vielen seiner Zeitgenossen, die heiße Sehnsucht auf, über die spekulierende verstandesdürre Schulweisheit des Mittelalters hinaus zu reicher, tiefer Erkenntnis dessen zu kommen, was die Welt „im Innersten zusammenhält". Die Erkenntnis, daß dahin nur ein langer, mühsamer Weg der Beobachtung und Erforschung der Natur führe, kam erst viel später für die Denkenden. Ungestüm drängte dies Geschlecht, an der Quelle selbst zu schöpfen, und suchte sie in dem im Mittelalter halbverschütteten Strome einer uralten Tradition, die eine okkulte orientalische Weisheit fortpflanzte über Ursprung und Wesen des Universums.

Ihre frühsten Anfänge entstanden im asiatischen Orient und in Ägypten, von wo sie den ältesten griechischen Gelehrtenschulen, den Joniern, bekannt wurde und später auch in die jüdische Tradition, die kabbalistische Lehre eindringen sollte. In den ersten christlichen Jahrhunderten war sie von den Alexandrinern als die Kunst des Hermes Trismegistos, des Gottes Thoth oder des Orpheus ausgebildet — eine phantasievolle Lehre vom Zusammenhang der übersinnlichen mit der sinnlichen Welt, von geheimnisvollen Beziehungen der Wesen untereinander, der ursprünglichen Einheit der Materie und ihrer und der Elemente Verwandlungsfähigkeit und Beseelung, verbunden mit neuplatonischen Ideen über den Ursprung der Welt, über den Zusammenhang von Leib und Seele und anderem. Im ganzen eine ungeheure, encyklopädische Kompilation der angesammelten Erfahrungen von Jahrhunderten und des Aberglaubens ganzer Völker, alles umfassend, alles systematisierend. Gott und die Materie als ursprüngliche Einheit gefaßt: hier liegen pantheistische und materialistische Anfänge. Zudem bildete sich, aus ähnlichen Quellen stammend, im Neuplatonismus eine bestimmte neue Form der Re-

[illegible]ligiosität heraus, die auf pantheistischer Grundlage [illegible] kampfbewußtes Frömmigkeitsideal verfolgte, das aller [illegible] Mystik letztlich zugrunde liegt und auch in das katholische [illegible] durch Augustins Vermittlung eindrang, und dem wir [illegible] wieder begegnen werden. Im übrigen [illegible] mit seiner strengen Scheidung von Gott und Natur, [illegible] Freilich die alte pantheistisch naturalistische [illegible] Verborgenen weiterleben: bei den Byzantinern und den [illegible] den Erben dreier Kulturen, fand sie ihre Pflege. Auch [illegible] christlichen Gelehrten, wie Pietro de Abano und [illegible] kirchlichen Würdenträgern, wie Hrabanus Maurus, [illegible] und selbst von Päpsten des XI. Jahrhunderts war [illegible] Kunst, mehr oder weniger im Verborgenen, geübt. [illegible] Juden wurden zu Vermittlern dieser Geheimlehren [illegible] eine wesentlich selbständige Fortbildung der okkulten W[illegible] die indessen immer mehr dazu übergingen, durch ein [illegible] der Buchstabendeutung und Kombinierung aus den [illegible] Alten Testamentes einen geheimen Sinn herauszu[illegible] Ueberlieferung über Gott, Engel, Dämonen und W[illegible] [illegible] sollte, die schon dem Adam von Gott selbst [illegible] und von auserlesenen Lehrern der Weisheit fort[illegible]

Freilich wurden diese Anschauungen [illegible] der Lehre des Hermes [illegible] und [illegible] [illegible] auf die [illegible] und [illegible] [illegible] wie man mit [illegible] Worten und Namen [illegible] [illegible] Beschwörungen, Verwandlungen [illegible] und die Beherrschung dämonischer Kräfte.

[illegible]

erforschung stecken. Auf so verschlungenen Irrwegen kommt man doch zunächst einmal über die bloße Kopie der antiken naturwissenschaftlichen Theorien hinaus zu selbständigen Forschungen. Besonders im Anschluß an die arabische Weisheit beginnt Vives, die Bedeutung des Experimentes zu erkennen, die alchymistischen Studien führen immer mehr auf brauchbare pharmazeutische und chemische Untersuchungen; der Neupythagoreismus, der sich bald mit solchen Studien verknüpft hatte, und die kabbalistische Zahlensymbolik sowie die astrologischen Beobachtungen bereiten bei Nikolaus von Kues und Regiomontanus wertvolle astronomische und mathematisch-geographische Erkenntnisse vor, während Cardanus dadurch zu wirklichen mathematischen Entdeckungen angeregt wird und in seinem (naturphilosophisch begründeten) Glauben an die Realität gesetzmäßiger astrologischer Beziehungen der Körper im Weltall zu einer Ahnung des kausalen Zusammenhanges der ganzen Natur gelangt. So schließt sich den tieferen und reicheren Geistern unter diesen Naturphilosophen immer herrlicher eine Welt auf, die dem Mittelalter ein verbotenes Geheimnis gewesen. Was Wunder, daß nun die Phantasie schwelgt in der süßen Hoffnung, die reife Frucht vom Baume der Erkenntnis zu pflücken, der, noch immer grün, den Sturm der verflossenen finstern Jahrhunderte überdauert hat, freilich nur erreichbar für die Wenigen, für die Weisen.

Zu ihnen zählte sich auch Agrippa von Nettesheym. Er war es, der mit erstaunlicher Empfänglichkeit alle diese neuen Anschauungen in sich aufzunehmen, zu einer Art von naturphilosophischem System zu verarbeiten und dadurch in weitestem Maße seinen Zeitgenossen zu vermitteln verstand. Es ist aber das menschlich Ergreifende an seinem Schicksale, daß er so bald diese jugendlichen Hoffnungen seines Zeitalters hat welken sehen, daß ihn harte Erlebnisse und ein ruhigeres Denken lehrten, die glänzende Herrlichkeit der neuentdeckten, uralten Weisheit als eitle Luftgebilde zu erkennen — eine Erkenntnis, die ihn der völligen Skepsis an allem menschlichen Wissen in die Arme trieb. Aber auch dieser radikale Geist konnte dann doch bei der bloßen Negation nicht stehen bleiben. Er suchte ein neues, positives Ziel seines Strebens, und wir werden sehen, wie er es fand — in einer merkwürdigen mystischen Religiosität.

Es ist nun ein wunderliches und ergreifendes Schauspiel, wie sich diese tiefen und ernsten Erlebnisse in einem bunten, abenteuerlichen Leben widerspiegeln. Wir sehen da eine Persönlichkeit von

großer Begabung, aber immer schwankend, suchend, halbfertig; voller Ehrgeiz und waghalsiger Kühnheit, und doch oft genug kleinmütig und unentschlossen; radikal in ihren Gedanken, ohne doch je zu völliger Klarheit zu kommen. Widerspruchsvoll und rätselhaft bleibt diese launische, weiche Natur im Leben wie im Schaffen, und der Biograph hat Mühe, auch nur die wichtigsten Motive seines wechselvollen Daseins zu verstehen; eine Aufgabe, für die auch die zahlreich erhaltenen Briefe seiner umfangreichen Korrespondenz keine genügende Grundlage abgeben.

* * *

Heinrich Cornelis, 1486 geboren als Sohn der alten Colonia Agrippina, Kölns, hat sich als Jünger der Wissenschaft mit dem gelehrten Beinamen Agrippa und später mit dem Zusatz „ab Nettesheym" (vielleicht einen Beinamen seiner Familie) geschmückt. Ueber die Anfänge seines romanhaften Lebens sind wir recht schwach unterrichtet, und was er selbst davon erzählt hat, bedarf dringend vorsichtiger Kritik. Die Eitelkeit des Humanisten und die Extravaganz seines Wesens überhaupt haben in seinen Aufzeichnungen manches entstellt und die Mären über ihn jahrhundertelang begünstigt. Auf den Kölner Schulen brachte er es bis zum Magister der Artistenfakultät, vielleicht dem einzigen regulären Grade, den er je rechtlich besaß, trotz aller der Titel, die er sich beigelegt. Doch trieb er von Anfang an neben den schulmäßigen auch eifrig astrologische Studien, anscheinend hierzu im Elternhause selbst angeregt, und setzte sie mit andern mehr oder weniger okkulten Liebhabereien seit etwa 1506 in Paris fort.

Da Köln eine Tochteruniversität der Sorbonne ist und mit ihr in gewissem Zusammenhang blieb, wird man diese Uebersiedlung hinreichend motiviert finden — deutsche Humanisten, vor allem der früheren Epoche, studierten ja oft im Auslande. Auffallend ist dagegen — das sei gleich hier bemerkt —, daß dem späteren Agrippa die nationale Besonderheit, die dem deutschen Humanismus sonst so stark anhaftet, fast völlig fehlt. Wie er sich die meiste Zeit seines Lebens im Auslande aufhielt, so ist er auch im Denken und Charakter fast mehr ein Romane, als Deutscher geworden — darin in Uebereinstimmung mit andern westdeutschen Humanisten. Er leidet nicht an der philiströsen Unbeholfenheit in der Form und im Denken, die dem Durchschnitt der deutschen Humanisten sonst leicht anklebt.

dafür fehlt ihm aber auch ihre ernsthafte Gründlichkeit und das praktische, patriotische und pädagogische Interesse.

Die Studien okkulter Wissenschaften, die der ganzen Anlage seines Naturells von Anfang an besonders zusagen mußten, scheinen dann ihre Vertiefung vor allem einem ziemlich abenteuerlichen Pariser Kreise von Genossen aus aller Herren Länder zu verdanken, dessen Mittelpunkt Agrippa bildete. Hier genoß er offenbar bereits damals ein besonderes Ansehen, wie manche an ihn gerichtete, inhaltlich ziemlich dunkle Briefe aus jener Zeit zeigen. Man trieb gemeinsam unter anderem alchymistische Studien, man suchte vor allem den Stein der Weisen und mag auch ernsthafte naturwissenschaftliche und technische Versuche angestellt haben. Wenigstens scheint Agrippa bald darauf, 1508 und 1509, als er nach einem Kölner Zwischenaufenthalt, wohl im Dienste Ferdinands des Katholischen, an militärischen Expeditionen in Katalonien teilnahm, irgendwelche belagerungstechnische Kenntnisse besessen zu haben — hat er doch später auch gelegentlich eine Abhandlung über diesen Gegenstand geschrieben. Die spanische Expedition war im Grunde ein recht gefährliches Abenteuer, dessen briefliche Schilderung, auch wenn sie romanhaft übertreibt, mit krasser Deutlichkeit in die Atmosphäre blicken läßt, aus der die okkulten Studien etwas hervorgingen. Nach der Beendigung des Unternehmens zieht sich der junge Magier von August 1508 bis Anfang 1509 in Spanien, Sardinien, Neapel, Ligurien und Südfrankreich herum, endlich auf der Suche nach seinen Studienfreunden, die er in Avignon um sich sammelt, um mit ihnen die okkulten Studien fortzusetzen. Bald darauf taucht er in Dôle in Burgund auf, wo er unter großem Beifall an der Universität Vorlesungen über Reuchlins mystisch-kabbalistisches Werk „De verbo mirifico" hält. In diese Zeit, 1509/10, fällt die Abfassung der „Occulta philosophia", die zuerst handschriftlich verbreitet wurde und (mit starken Ergänzungen) erst 1531 bezw. 1533 gedruckt werden konnte. Es ist das Resultat seiner frühsten Lebensarbeit und mannigfacher Anregungen, die wir nur teilweise kennen, da eine eingehendere kritische Analyse des ganzen Werkes noch fehlt.

Das Buch entstand unter direkter Anregung des bekannten Abtes Trithem in Würzburg, des Lehrers des Paracelsus, den Agrippa 1507 oder 1509 besuchte, und von dem er überhaupt sehr viel entlehnt zu haben scheint: wieviel, bleibt im einzelnen noch zu bestimmen. Es erscheint im ganzen doch nur als eine ge-

schickte Kompilation des überlieferten ungeheuren Materials okkulter Wissenschaften und zeitgenössischer Werke. Das wirkliche Verdienst des Buches besteht vor allem darin, daß es den überlieferten massenhaften Stoff nicht nur zum ersten Male systematisch ordnete, wodurch es für alle späteren Okkultisten beinahe grundlegend wurde, sondern daß es ihn auch zu sichten und von dem plumpsten Aberglauben zu befreien suchte. Agrippa selbst spricht gelegentlich von seiner Absicht, die verrufene okkulte Tradition zu reinigen von Irrtümern und abergläubischen „Verfälschungen" mittelalterlicher Dunkelmänner und auf ihre „reinen antiken Quellen" zurückzuführen. Freilich kann man nicht sagen, daß ihm diese Absicht überall gelungen wäre. Zwar ist der Grundgedanke von der Freiheit der geistigen, himmlischen und elementarischen Welt, deren einzelne Teile untereinander in mystischen Beziehungen, mächtigen und zwingenden Sympathieverhältnissen stehen, eine Reproduktion antiker, neuplatonischer Ideen. Aber in dieses System ordnet nun Agrippa in bedenklicher Wahllosigkeit und mit einer echt jugendlichen Zuversicht auf die selbstverständliche Gültigkeit und Richtigkeit seines Denkens alles ein: phantasievolle Spekulationen vom Uebersinnlichen, Anfänge wirklich empirischer Naturforschungen, Namen- und Buchstabendeutung und metaphysische Phantastik der Kabbala, pythagoreische Zahlensymbolik und was mittelalterlicher Grübelsinn und Aberglaube ihn über das Wesen des Universums zu lehren schienen. Selbst gewisse Züge aus der Vedantalehre klingen gelegentlich an, wohl durch das Studium des „Hermes Trismegistos" vermittelt.

Dabei kann es denn nicht fehlen, daß der Verfasser neben Beobachtungen, die fast wie Vorausnahmen späterer (besonders chemischer) Entdeckungen und Gesetze anmuten, einen Wust von kindlichem Aberglauben bringt, wie er noch heute hie und da im Volke spukt. Neben feinen Beobachtungen etwa über die Affinitätsverhältnisse chemischer Elemente stehen so törichte Behauptungen über magische Einflüsse verwandter Körper aufeinander, wie etwa die, daß das „Tragen von Nachtigallenzungen am Halse Wohlklang der Stimme verleihe"! Den tollsten Aberglauben enthält das besonders berühmte „vierte Buch", das die praktische Anwendung des theoretischen Inhalts der „Occulta philosophia" lehrt, und dessen Echtheit stark in Zweifel steht. Immerhin bleibt es auffallend, daß Agrippa selbst von Anfang an einer Menge solcher Phantastereien zweifelnd gegenübersteht. Aber zu einer klaren Scheidung des Unsinns von

den Tatsachen nach irgend welchen Prinzipien vermag er doch nicht durchzudringen, wenn auch die gesamte Richtung seines Okkultismus ein moderneres, mehr der psychologischen Auffassung magischer Phänomene zugeneigtes Gepräge tragen mag, als die früheren Darstellungen.

Besonders bemerkenswert ist dann der religiös-mystische Grundgedanke: schon klingen hier pantheistische Ideen an, die später für ihn noch bedeutsamer werden sollten und die zu den Grundlagen der neuen „faustischen" Natur- und Weltauffassung gehören: wer in reiner Anschauung der göttlichen Idee, der Uridee des Universums, sich von der sinnlichen Welt losmacht, der gelangt in den Besitz der unmittelbaren Wahrheit, der erlangt Macht über den Lebensgeist des Weltalls, die „quinta essentia", und vermag in ihrer Kraft die Elemente und Naturkräfte wundermachend zu beherrschen.

Dieser Grundgedanke ist mit einer gewissen großzügigen Systematik durchgeführt, aber immer noch wirr und widerspruchsvoll genug in einer ungleichmäßigen enzyklopädischen Behandlung, die doch oft im Sammeln stecken bleibt. Immer aber zeigt sich der echt faustische Zug zur universalen — Erde und Himmel umspannenden — Erkenntnis des gesamten Weltalls, der so charakteristisch das neue Bildungsideal der Renaissance verkörpert. Man merkt dem Verfasser das helle Entzücken über einen so wundervollen Schatz von Wissen an. Daneben das Bestreben, in einem faßlichen, kompendienartigen Buche als Abschluß dessen zu kommen, was seine Studienjahre erfüllte, diese erste Periode seines Lebens.

* * *

Die zweite ist von einer starken religiösen Vertiefung, schweren äußern und innern Kämpfen und vor allem von dem Versuche erfüllt, das gewonnene Wissen praktisch zu verwerten, zu Macht und Ansehen zu gelangen, und endet mit dem Scheitern dieses Versuches. Sie beginnt schon in Dôle, wo Agrippa seine Vorlesungen der Regentin der Freigrafschaft Burgund, Margarete von Oesterreich, widmet und deren Gunst durch eine merkwürdige Abhandlung „De nobilitate et praecellentia foeminei sexus" zu gewinnen sucht. Das Thema dieser „Oratio" ist die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter. In dem Bewußtsein, etwas neues und geistreiches zu sagen, schreitet aber der ehrgeizige Redner sogleich über seinen ersten Gedanken hinaus und sucht zu beweisen, daß das Weib dem Manne natürlich überlegen sei. Seine Gründe sind wunderlich gemischt;

teils sind es Beweise aus der Schöpfungsgeschichte: Adam ist aus Erde gemacht, Eva aus einer Rippe, d. i. aus bereits „vergeistigter Erde“ und dergl. mehr; teils sind es kabbalistische Spitzfindigkeiten, mit denen er operiert, oder eine Menge wüster abergläubischer Fabeln; dann folgt einmal eine begeisterte und sehr detaillierte Schilderung der Schönheiten des weiblichen Körpers, freilich so pedantisch durchgeführt, als hörte man etwa einen Botaniker eine Pflanze analysieren. Dann kommen Beispiele aus der heiligen und profanen Geschichte, wo Weiber tugendhafter, redefertiger oder größer gewesen, als die Männer. Man merkt dem Ganzen deutlich die Absicht an, die einmal aufgestellte These, die wohl hauptsächlich den erwähnten Bemühungen um Protektion ihren Ursprung verdankte, unter allen Umständen durchzudrücken. Aber bemerkenswert bleibt darum doch immer das Resultat, daß es ungerecht sei, dem Weibe geistige Begabung abzusprechen, und eine Tyrannei, die Frauen auf Nadel und Faden zu beschränken. Der Gedanke war dieser revolutionären Zeit nicht fremd. Pirckheimers geistreiche Schwester Charitas sprach von der Gleichberechtigung der Geschlechter auf dem Gebiete des Geistes, dasselbe forderte die Utopia des Thomas Morus, und die Renaissance kannte geistreiche und kluge Frauen genug, um gelegentlich die Frage zu streifen, die hier Agrippa etwas eilig und gewaltsam zu lösen versuchte. Vielleicht tat er es auch in bewußtem Gegensatz zu der traditionellen Auffassung des Weibes bei den Satirikern. Daß er übrigens eine sehr würdige und hohe Auffassung von der Stellung der Frau in der Gesellschaft dauernd besaß, zeigt eine warme, ja begeisterte Lobrede auf die Ehe und seine Forderung der Behandlung der Gattin als ebenbürtige Genossin des Mannes, die er in einer seiner spätern Schriften „De sacramento matrimonii“ zum Ausdruck brachte.

Seine Absicht, der Regentin Gunst zu gewinnen, vereitelte ein Franziskanermönch, der ihr in der Fastenpredigt den jungen Dozenten als judaisierenden Ketzer (seiner hebräischen Studien wegen) verdächtigte. Der Angriff dieses Gegners, dem Agrippa unsicher und mit verspäteter Verteidigung auswich, trieb ihn auf die Wanderung, wobei jedoch andere, uns unbekannte Motive nicht ausgeschlossen sind. In London, wo er anscheinend irgend ein geheimes Geschäft zu treiben hatte, studierte er bei Joh. Colet, dem bekannten Lehrer des Erasmus, die Briefe des Apostels Paulus, und schrieb darüber einen Kommentar. Diese Tatsache ist dadurch recht bedeutsam, daß bekanntlich gerade das Studium des Apostels Paulus die Humanisten, am stärksten Erasmus, zuerst auf eine neue Anschauung

über die Eigenart religiösen Lebens brachte — vielleicht wirkten diese Studien auch auf Agrippa schon ähnlich. Bald darauf hält er in Köln theologische Vorlesungen verschiedener Art. Aber schon im folgenden Jahre, 1511, treibt ihn der Ehrgeiz aus der bisherigen Laufbahn völlig heraus.

Er taucht plötzlich (in der Briefsammlung klafft wieder eine Lücke) im Kriegslager Maximilians in Oberitalien auf. Als eine Art von Sekretär, vielleicht auch in militärischer Stellung, lebt er dort sieben Jahre in wechselnden Schicksalen. Als Theologen beruft ihn 1511 der Kardinal Carajaval auf das schismatische Pisaner Konzil, das seinen politischen Zweck (es war eine französische Unternehmung gegen Julius II.) mit dem Schein kirchenreformatorischen Strebens verhüllte; — hoffte man unsern Humanisten dabei verwenden zu können? — In Pavia hält er um diese Zeit Vorlesungen über den Hermes Trismegistos, schreibt aber auch und einige theologische Abhandlungen durchaus mystischer Art. Man sieht, wie er sich immer mehr in religiöse Probleme hineindenkt und wie auch bei ihm der philosophische Neuplatonismus zur Mystik führt. 1515 verheiratet er sich recht glücklich. Aber der oberitalische Feldzug Franz' I. im August 1515 bringt ihn in großes Unglück: er muß aus Pavia fliehen, sein Haus wird zerstört, kaum werden seine Schriften nach der Schweiz gerettet. Endlich findet er beim Herzog von Montferrat ein bescheidenes Unterkommen. Erst 1517 geht er auf die Suche nach einer neuen Stellung. Anfang 1518 bekommt er ein Angebot des päpstlichen Legaten in Avignon und von der Stadt Metz. Er folgt dem letzteren Rufe und wird Syndikus, d. h. eine Art von Stadtberater, besoldeter Redner und Advokat der genannten Stadt. Schon hat er sich von den okkulten Wissenschaften mehr und mehr zurückgezogen auf eine neue Theologie; auf das reine Evangelium will sie zurückgeben, soll es befreien von scholastischen Traditionen und menschlichen Zusätzen. In diesen und den folgenden Jahren näherte er sich immer mehr der lutherischen Auffassung; galt er doch, wie ein von Prost entdeckter Quellenbeleg zeigt, damals beinahe für einen lutherischen Ketzer! Wir besitzen seinen Briefwechsel mit mehreren Freunden aus dieser Zeit, in dem viel von den religiösen Problemen die Rede ist, die damals die Gemüter aufregten. Sein Standpunkt, der sich indessen nicht ganz klar herausarbeitet, ist etwa die erasmische Auffassung der christlichen Lehre als der des reinen unverfälschten Evangeliums, wie er denn überhaupt anscheinend an Laurentius und Erasmus seine Ansichten ganz wesentlich fortgebildet

hat. Mit Erasmus trat er damals indirekt in Verkehr und später in Briefwechsel. Er schrieb auch einmal an Melanchthon und ließ durch ihn dem großen deutschen Reformator seine Glückwünsche aussprechen — ohne daß indessen diese Verbindung von Dauer blieb.

In Metz geriet Agrippa bald in einen Kampf mit dem Mönchsklerus über die einmalige Vermählung der hl. Anna, der Mutter Mariä, dessen wunderliche Spitzfindigkeit ihn noch in echt mittelalterlichen Gedanken befangen zeigt, in dem er aber immer wieder auf das Evangelium als die einzige lautere Quelle der Wahrheit hinweist. Gefährlicher als dieser Streit wird ihm sein Eingreifen in einen Hexenprozeß, in dem er die Angeklagte in Schutz nimmt gegen ihre Verfolger, wobei er beinahe selbst als „Hexenpatron" zur Verantwortung gezogen wäre. Er stand im Grunde doch schon über all dem Spuk kirchlichen Aberglaubens und über der gewöhnlichen Torheit der Masse, die ihm ihre Fabeln anhängte, wohl gerade infolge seiner intimen Kenntnis der magischen Kunst. Wohl glaubte er noch an die Wirklichkeit gewisser okkulter Phänomene und einer magischen Kunst, selbst einer schädlichen, unterschied aber deutlicher als die andern zwischen Betrug und wirklichen magischen Erscheinungen, deren Wurzel er vor allem im Seelenleben des Menschen sah.

1520 verließ er Metz, von wo ihn mancherlei Verdruß wegtrieb, und tauchte in Köln auf, wo er Hutten traf, dessen patriotische und kirchliche Ideen indessen dem in so ganz anderen Interessen lebenden Naturphilosophen und Theologen fremd und ungeheuerlich blieben. Was kümmerte den unruhigen Gast in aller Herren Länder die Freiheit Deutschlands? Und von einer offenen Polemik gegen das kirchliche System konnte bei ihm auch noch keine Rede sein: über die ersten Anfänge selbständiger Auffassung religiösen Lebens war er noch nicht weit hinausgekommen, wenn er auch die allgemeine Unzufriedenheit mit vielen kirchlichen Zuständen teilen mochte. — In demselben Jahre noch mußte er in Metz seine Frau begraben, mit der er offenbar eine sehr glückliche Ehe geführt hatte — wie denn überhaupt sein Familienleben einen sehr sympathischen Charakter trägt. — 1521 finden wir ihn in Genf auf Stellensuche, wo er sich zum zweiten Male vermählt, dann als Stadtarzt in Freiburg in der Schweiz, wo seine Praxis in der Tat über bloße Quacksalberei hinausgegangen zu sein scheint. Denn wir treffen ihn seitdem noch längere Jahre in einträglichen ärztlichen Stellungen, auch schrieb er eine kleine medizinische Abhandlung und gewann in dem späteren Arzte Johann Wier einen hervorragenden Schüler.

Man sieht: er hat wirklich alle 4 Fakultäten durchstudiert, der ewig unbefriedigte Dränger!

Schon 1524 bringt ihn dann ein neuer Wechsel in die Stellung, die für sein späteres Schicksal entscheidend werden sollte: er wurde Leibarzt und eine Art von Hofastrolog bei der Königin-Mutter von Frankreich, Luise von Savoyen, in Lyon. Er hat es vortrefflich verstanden, sich mächtige Gönner zu erwerben (wie auch sein Briefwechsel bezeugt), aber schlecht, sie sich zu erhalten. Seine Verhältnisse am Hofe gestalteten sich schon bald recht unerquicklich. Seit der Gefangennahme Franz' I. bei Pavia wurden die Kassen des Hofes leer, der Astrolog bekam sein Gehalt nicht ausgezahlt und geriet mit seiner Familie in böse Bedrängnis. Dazu kam, daß er infolge einer Weigerung, das Horoskop zu stellen, und anderer z. T. wohl selbstverschuldeter Zerwürfnisse in Ungnade fiel. Seine Stellung verscherzte er sich vollends dadurch, daß er 1527 mit dem erklärten Feinde des Hofes, dem abtrünnigen Karl von Bourbon heimliche Unterhandlungen anknüpfte, die politisch nicht unbedenklich scheinen. Er weissagte ihm den Sieg. Aber als Karl vor Rom fiel, geriet der arme Astrolog mit seiner Familie in eine pekuniäre Bedrängnis, aus der ihn auch artilleristische Erfindungen und allerhand Finanzpläne für den Staat nicht befreien konnten.

Aus der Stimmung dieser schweren Jahre des persönlichen Unglücks und der Mißerfolge auf allen Seiten entstand nun seine grimmige „Anklageschrift": „De incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium." Es waren die Jahre, da der deutsche Humanismus von den Wogen der aufsteigenden reformatorischen Volksbewegung überschwemmt und verschlungen wurde. Sie brachten auch für unsern Humanisten die entscheidende Katastrophe. Langsam hatte sich in ihm eine Abwendung von den Bestrebungen seiner Jugend vollzogen, und wir konnten an mehreren Stellen beobachten, wie mit dem Anwachsen des religiösen Interesses seine Ideale sich zu wandeln begannen. Er mußte es ja vor Augen sehen, wie der Kampf der Geister den wissenschaftlichen Problemen der früheren Jahrzehnte immer ferner rückte. Der von schweren Sorgen gedrückte, vielverhetzte und verleumdete ehemalige Magier am französischen Königshofe, der im Verdachte heimlicher Ketzerei stand und dessen Schwarzkünsten man nicht über den Weg traute, mochte es bitter empfinden, wie jämmerlich wenig ihm nun all sein Wissen half, wie es ihn ohnmächtig ließ der brutalen Macht gegenüber, wie alle seine Künste ihm und seinen Kindern nicht einmal

das tägliche Brot zum Fristen des nackten Daseins [illegible] konnten. In solchen Stunden stummer Verzweiflung [illegible] wohl den ganzen gelehrten Bettelkram verfluchen, und [illegible] schriftliches Temperament entlud sich in den heftigen [illegible] seiner „declamatio invectiva“, während seine neuen [illegible] mehr und mehr in einer schwärmerischen Utopie [illegible] standen, die er den gescholtenen Zuständen seiner Zeit [illegible] gegenüberstellte.

Es wäre zu wünschen, daß wir an dieser Stelle [illegible] sehen könnten in die innersten Motive der geistigen [illegible] unseres Humanisten. Denn zweifellos ist die „Declamatio [illegible]“ von allen seinen Werken das eigenartigste, und auch [illegible] allgemeinerem historischen Interesse das bedeutendste. [illegible] mit dieser Schrift in einen ganz anderen geistigen [illegible] hang, als den bisher betrachteten. Er war vom [illegible] mehr und mehr zum Theologen geworden, hatte [illegible] stattliche Reihe von Abhandlungen geschrieben und [illegible] 1518 von den weltlichen Bestrebungen seiner [illegible] soweit abgerückt, daß er wohl gelegentlich von [illegible] völligen nachtheologischen Weisheiten sprechen konnte. [illegible] Standpunkt erweiterte sich ihm nun zu einem [illegible] bloße Abneigung des Theologen gegen das der Kirche [illegible] Dominich „[illegible]“, unchristliche Wissen des Humanisten [illegible] entwickelte zum Haß gegen das [illegible] Treiben der neuen, weltlichen Bildung, und [illegible]

[illegible]

gewonnenen Anschauungen zu gelangen. Skeptische Anschauungen waren ja übrigens auch sonst dem Humanismus nicht ganz fremd; und für den Ursprung der ethisch-religiösen Ideen wird man auf ähnliche Erscheinungen in der deutschen Mystik, sektiererischen Kreisen aller Art, ja auch der Reformation hinweisen dürfen.

Ungemein charakteristisch für Agrippa ist nun die lebhafte Art, mit der bei ihm das Gefühl geistiger Hilflosigkeit und Verdrossenheit zutage tritt. Dieser temperamentvolle Geist, dem der Autoritätsglaube mehr und mehr zu schwinden beginnt, sucht ratlos nach einem festeren Fundament der Erkenntnis, und da er daran verzweifelt hat, es zu finden, schleudert er seine „Declamatio invectiva" in die Welt: „Nil pernitiosius, nil pestilentius hominum vitae animarumque nostrarum saluti potest contingere quam ipsae artes ipsaeque scientiae." „Nichts kann verderblicher, nichts verheerender sein für das menschliche Leben und das Heil unserer Seelen als gerade die Künste und Wissenschaften."

Dieser beinahe absurd klingende Satz erhält nun die doppelte Begründung: Zunächst die ethisch-religiöse. Die Wissenschaften stammen vom Teufel, von der Schlange, die zur Eva sagte: „Eritis sicut deus, scientes bonum et malum". Zum andern aber sind ihm die Wissenschaften deshalb verwerflich, weil die Verstandesfunktion an sich keine ethische Bestimmtheit enthält: das Wissen wird zur gefährlichen Waffe in der Hand des schlechten Menschen, es verführt den Toren zur Ueberhebung, nimmt dem Unschuldigen seinen harmlosen Glauben und trübt so das reine Licht kirchlicher Frömmigkeit; es kann deshalb einen guten Charakter wohl verderben, es macht ihn jedenfalls nicht sittlich besser. Es leiht dem Streber die Mittel zur Usurpation der Macht und vernichtet so die Gleichheit und Freiheit der Menschen. Dieser letzte Gedanke scheint mir besonders bedeutsam: ahnte wohl Agrippa, wie die Renaissance eine neue Kluft zwischen den Menschen schuf, die [illegible] Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten?

Im übrigen ist es ja der Grundgedanke der Faustsage, der in dem Verdammungsurteil durchklingt: das schrankenlos-unersättliche Wissensstreben der Renaissancemenschen erscheint dem mittelalterlichen Denken als vermessener Frevel. Es hat dem Faust Glauben und Seligkeit geraubt, es hat seine Seele dem Teufel überliefert. Und solche Gedanken klingen in diesem Buche an, in dem Voltaire den Verkünder der Aufklärung erkennen wollte! Man sieht, wie das

tief pessimistische Gefühl von der Unfertigkeit und Halbheit alles bloß zusammengelesenen Wissens, wie die einstürmenden Eindrücke eines revolutionären Zeitalters in dem zerrissenen Skeptiker Stimmungen einer Resignation auslösen, die ihn bis zum Rückfall in mittelalterliche Gedanken führt. Freilich ist es kein bloßer Rückfall: wir werden den engen Zusammenhang dieser Gedanken mit einer neuen mystischen Religiosität noch zu betrachten haben.

Vielleicht noch interessanter, jedenfalls wohl moderner mutet die zweite Form der Begründung an, die Agrippa seinem Satze gibt. Das Wissen erhebt Anspruch darauf, den Menschen über sich selbst hinaus in das Reich objektiver Wahrheit zu führen. Aber es kann tatsächlich nie über das Erfahrbare hinausgehen, und was uns die Erfahrung lehren kann, ist wieder höchst zweifelhaft. Denn (hier kommen nominalistische Gedanken unklar genug zum Ausdruck) unsere Vorstellungen von den Dingen sind als real nicht erweisbar, sie stützen ihre Geltung vielmehr allein auf den guten Glauben der allgemeinen Meinung. Was soll uns aber ein so schwankendes Gedankengebäude nützen?

Dazu kommt, daß sich das Wissen derartig spezialisiert und verwickelt, daß ein Menschenleben nicht ausreicht, um auch nur eine einzige, noch so untergeordnete Disziplin gründlich zu verfolgen (hier mag der vielbelesene Mann seufzend aus eigener Erfahrung sprechen). Und so gibt es denn keine unter den Einzelwissenschaften, die unter sich ohne Widersprüche und grobe Irrtümer wäre, und die nicht über ihre Elemente im Dunkeln tappte.

Das versucht nun der Autor in einer endlosen Reihe von Kapiteln an allen einzelnen Wissenschaften und „Künsten", einschließlich aller magischen und okkulten Geheimlehren, auseinanderzusetzen. Er entwickelt dabei eine Fülle polyhistorischen Wissens, die von jeher aufrichtiges Erstaunen hervorgerufen hat, zumal man sich fragen muß, wie dieser unstäte Mann eigentlich Zeit und Ruhe zu einem so enzyklopädischen Studium gefunden haben kann, trotzdem seine Spannkraft gebrochen sein mußte. Selbstverständlich sind nicht alle Teile dieses umfänglichen Werkes gleichmäßig tief fundiert. Vielmehr ist vieles wieder kompilatorisch zusammengestellt. Aber es bleibt doch denkwürdig, wie hier neben manchen wertlosen dialektischen Kunststückchen ein feiner Beobachter zu Wort kommt, der oft auf bestimmte Probleme hinweist, die dem Schulbetrieb der damaligen Wissenschaft in der Tat unlösbar waren. Insonderheit wie er

gegenüber der mittelalterlichen Neigung zu logisch-systematischen Deduktionen empirisch erfahrbarer Tatsachen auf die Bedingtheit und Zufälligkeit des empirisch und historisch Gewordenen hinweist und den Beweisen durch Autoritäten prinzipiell entgegentritt — so häufig er auch selbst diese Beweisform noch gebraucht. Am wertvollsten vielleicht sind — das ist oft anerkannt — seine Ausführungen über die ihm am intimsten bekannten okkulten Wissenschaften, die er nun mit einem grausamen Eifer als beinah durchweg schwindelhaft und lächerlich enthüllt, ohne indessen einzelnen Untersuchungen den Wert ernster wissenschaftlicher Entdeckungen abzusprechen.

Doch sein Gesichtskreis erweitert sich mehr und mehr. Schließlich bezieht er auch die politischen, sozialen und kirchlichen Zustände seiner Zeit in seine Kritik mit ein und wird zum religiösen Fanatiker, wenn er der Gesellschaft vorwirft, daß in ihr die rohe Macht und der Eigennutz statt des göttlichen Gebotes der Liebe herrsche. Denn das Wissen führt ja von Gott ab und zur Weltlust hin. — Es sind die Eindrücke harter Lebenserfahrungen, die aus diesem eifernden Urteil über die Schlechtigkeit der ganzen Welt sprechen. Die vollen Schalen seines aufbrausenden Zornes gießt er (in einer oft nicht wiederzugebenden Sprache) über die bekannten und oft beklagten Mißstände vor allem der verweltlichten Kirche und der Spitzfindigkeiten theologischer Scholastik aus.

Es ist keine Frage, daß hier starke Anklänge an die reformatorische Kritik vorkommen, ja daß die Ideen der Reformation einen unmittelbaren Einfluß auf seine Urteile geübt haben. Dennoch muß ich es für einen Irrtum halten, wenn man versucht hat, die Anklagen Agrippas gegen seine Zeit einfach als eine „Kompilation reformatorischer und humanistischer Kritik“ zu erklären. Von der Reformation war unser Humanist doch durch eine tiefe Kluft der Anschauungen geschieden. Das zeigt sich besonders deutlich in den — meistens zu wenig beachteten — Schlußkapiteln seines Buches, in denen er ein neues, positives Ideal aufzustellen sucht.

„Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!“ Das ist das Grundthema dieser Betrachtungen. Nicht die richtige Erkenntnis ist es, die den Menschen selig macht, sondern der rechte Wille, der ihn mit Gott eint. „Non bona intelligentia, sed bona voluntas coniungit homines deo“. Die Tiefe und Freiheit der Wahrheit ist viel zu groß für unser Wissen und Begreifen. Sie läßt sich nur erfassen

„sola fide“. Es sind die spätmittelalterlichen Gedanken vom Primat des Willens und den Grenzen der natürlichen Vernunft, die mit reformatorischen Ideen vermischt hier anklingen. Und in echt reformatorischer Weise weist nun Agrippa hin auf das Wort Gottes, vor allem auf die klarste Offenbarung desselben, in Jesu Christo, als die einzige lautere Quelle der Wahrheit. Aber hier tritt auch der Unterschied seiner Auffassung von der protestantischen deutlich genug heraus: die Bibel ist nicht eine einfache, klare Urkunde religiöser „Heilswahrheit“; sie schließt ihren vollen Wahrheitsgehalt nur dem auf, der vom „heiligen Geiste“ erleuchtet und erfüllt wird mit einem Verstehen, das über menschliches Verstehen hinausgeht, das seine Erkenntnisse nicht in Worte zu kleiden, sondern nur anschauend und stammelnd zu begreifen vermag. Es ist eine intuitive Erkenntnis, wie sie dem Johannes in der Apokalypse zuteil ward, wie sie die großen Propheten alten und neuen Bundes in den Stunden höchster Entflammung ihrer begeisterten Seele erlebten, und wie sie in vollem, irrtumsfreiem Schauen nur der größte unter ihnen, Jesus Christus selbst, zu genießen vermochte. Diese Erkenntnis, diese „theologia prophetica“, wie er sie nennt, ist die einzige Wissenschaft, die Grund hat der Wahrheit. Sie besteht nicht im Klügeln und den Syllogismen eitler menschlicher Verstandesarbeit, sie faßt die Wurzel aller Wahrheit selbst in voller, warmer, lebendiger Anschauung des Schöpfers aller Dinge in seinem heiligen Worte. Damit aber verleiht sie ein unbegrenztes Wissen „aller Geheimnisse Gottes und der Natur, aller Bewegungen und Gesetze der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dinge“, aller Mysterien der Natur und des göttlichen Geistes.

Von solchen Hoffnungen sind auch die Briefe jener Jahre ganz erfüllt, und indem Agrippa diese „prophetische Theologie“ bei allen großen christlichen Lehrern der Wahrheit von Moses bis auf Albertus Magnus zu finden glaubt, hält er offenbar seine Lehre für gerechtfertigt durch die ganze kirchliche Tradition. Nichtsdestoweniger scheut er es nicht, selbst die kabbalistischen Erklärungen des göttlichen Wortes als unverwerflich zu bezeichnen, ja manchen offenbaren Aberglauben mitten in Auseinandersetzungen anzubringen, aus denen wir schon etwas von dem frischen Luftzug der Reformation zu spüren glauben. Faßte er doch um dieselbe Zeit, da er seine „Declamatio“ schrieb, den Plan der Drucklegung seiner „Occulta philosophia“, freilich in verbesserter Form! Man sieht, daß dieser sonderbare und ruhelose Geist noch lange nicht zu einem widerspruchs-

keinen Abschlusse seiner Problembildungen gekommen war. Die einfache Fragestellung der Reformatoren: „Wie kann ich selig werden?“ war auch ihm aufgegangen. Alle Wissenschaft verlor für ihn ihren Wert gegenüber dieser angstvollen Frage des persönlichsten Ichs, gegenüber der Willensfrage des religiösen Menschen. Aber noch immer verließ ihn nicht die brennende Sehnsucht nach der Natur, an der ein halbes Leben lang seine Seele gehangen hatte. Auch jetzt noch sollte die Erkenntnis Gottes gleichzeitig zur Erkenntnis seiner Schöpfung führen. An dieser Stelle treten, wie mir scheint, deutliche Fortbildungen seiner früheren mystischen Theologie, ja, auch Reste seiner Naturphilosophie hervor.

In diesen Betrachtungen wird aber auch der ganze tiefe Unterschied erst völlig klar, der unsern Humanisten dauernd von den Reformatoren trennte. Es ist der Unterschied des protestantischen von dem mystischen Frömmigkeitsideal: Dort ringt der sündige Christ in heißem Verlangen nach Erlösung aus der Schuld durch Gnade, die er sich schenken lassen muß, und bescheidet sich damit, von dem ewigen Geheimnis Gottes nur den Ausschnitt der biblischen Offenbarung dankbar hinzunehmen — hier schwelgt der freie Mensch in Augenblicken höchstgesteigerten Lebensgefühls in dem Bewußtsein seiner Einheit mit dem Urgrund alles Seins, mit Gott, und vollendet dadurch den Aufbau seiner eigensten Persönlichkeit im beseligenden Schauen des Schöpfers selbst.

Es ist das Frömmigkeitsideal des Neuplatonismus, das ja schon bei Ficinus und Pico da Mirandola offen wieder aufgelebt war, und das für Agrippa auch den tiefsten Gehalt seiner früheren Spekulationen gebildet hatte. Was hatte er denn im Dienste der „Occulta philosophia“ anderes gesucht, als die reine, unmittelbare, göttliche Wahrheit selbst, unvermischt mit menschlichen, theologischen und scholastischen Klügeleien? Gott selbst, den innersten Kern aller Wahrheit, hatte er unmittelbar schauen wollen: Ihvh, des Schöpfers unaussprechlicher Name, war das Zauberwort, das alle irdischen und überirdischen Mächte in Bewegung setzen sollte. Und von diesen tiefsinnigen Spekulationen war ihm auch nach dem Zusammenbruch seiner ganzen früheren Gedankenwelt doch noch genug geblieben, um seinem Biblicismus eine ebenso interessante wie entstellende Färbung zu geben.

Mit alledem soll freilich nicht geleugnet werden, daß auch in jener, mehr mystischen Form ein gewisser Fortschritt in der Entwicklung der Frömmigkeit gemacht wird, der zweifellos eine Parallele

zum reformatorischen Gedanken ergibt. Die Reformation wollte den Menschen frei von der Vermittlung der Kirche unmittelbar seinem Gotte gegenüberstellen. Was wollten die neuen Laienchristen von der Art Agrippas denn schließlich anderes? Auch sie erstreben eine Subjektivierung der Frömmigkeit, auch bei ihnen setzt sich die frei und selbständig gewordene Persönlichkeit in dem Drange nach der unmittelbaren Erkenntnis und Gemeinschaft Gottes durch, oft genug in den Formen eines Subjektivismus, der uns weit moderner dünkt als die kirchliche Frömmigkeit der Reformation. Bei Agrippa noch immer in wunderlichem Gemisch mit starken Resten altkirchlicher Anschauungen und mittelalterlichen Aberglaubens. Der Gipfel der Wunderlichkeit ist das 102. Kapitel seines Buches, das „Lob des Esels", in dem der Esel als das tugendhafte, geduldige Vorbild des einfältigen, in menschlichem Wissen unerfahrenen, aber herzensfrommen Christen gepriesen wird. Es ist wie ein letzter Nachklang asketischer Gedanken des Mittelalters, die ja nicht selten in hochkomischen Formen sich äußerten. Aber in diesen barocken Absurditäten spricht sich doch gleichzeitig das fast utopische Ideal eines Gottesstaates aus, in dem statt des Wissens und der Macht die Liebe und Gottseligkeit regieren sollen — ein Ideal, das dem vielverhetzten und zum verzweifelten Skeptiker gewordenen Humanisten menschlich unentbehrlich sein mochte. So klingt denn diese tiefe Sehnsucht immer wieder durch die harten Worte seiner Declamatio in weicheren Tönen durch. Dabei war er doch ein zu weltfremder Träumer, um den klaffenden Widerspruch seiner Ideale mit dem System der Kirche ganz zu empfinden, in der er bis zu seinem frühen Tode geblieben ist. Er hat es auch wohl nie klar gewußt, daß die Religion, die dem Neuplatonismus zugrunde lag, schließlich mit dem historischen Christentum nicht mehr in Uebereinstimmung zu bringen war. Denn in Wahrheit war es doch eine pantheistisch-naturalistische Weltvorstellung. Natur- und Gotteserkenntnis ist für ihre Anschauung dasselbe, und eben in der Verbindung von Naturalismus und Religiosität beruht auch der eigentliche Reiz dieser magistisch-kabbalistischen Gedankenwelt — ihrer Ideen tiefer Grundakkord, der noch nach drei Jahrhunderten in dem jungen Goethe verwandte Saiten seiner Natur so mächtig zum Tönen brachte.

* * *

Mit der handschriftlichen Vollendung seiner „Declamatio“ schließt die zweite Lebensperiode unseres Humanisten ab. Sie war mit den größten und schwersten Kämpfen seines äußeren und inneren Lebens erfüllt gewesen, und demgegenüber bieten die letzten Jahre seines kurzen Lebens fast nur noch ein rein menschliches Interesse dar. Agrippa mußte sich in der damaligen Gesellschaft mit seiner heftigen Anklageschrift unmöglich machen, und seit ihrer Veröffentlichung durch den Druck war sein Schicksal besiegelt. Wir besitzen sein Holzschnittbildnis aus diesen Jahren. Es zeigt uns ein müdes, blasses Gesicht, bartlos, schmal, mit einem Leidenszug um den klugen Mund, die fast unheimlich stechenden Augen halbgeschlossen, das Profil überscharf, auf der zurückgebogenen Stirn eine tiefe Sorgenfalte. Er ging einen Leidensweg. Denn jenes harte Zeitalter ertrug nicht die Freiheit, der allgemeinen Ueberzeugung mit solcher Kühnheit ins Gesicht zu schlagen.

Noch einmal freilich lächelte ihm das Glück auf kurze Zeit, als ihm ein Freund und Verehrer der Magie, nach einer sehr mühsamen und langwierigen Reise durch Frankreich, eine einträgliche Praxis als Arzt in Antwerpen verschafft hatte und er bald darauf eine Stelle am Hofe der Regentin Margarete als kaiserlicher Rat, Archivar und Hofhistoriograph Karls V. bekam. Hier im Fürstendienste war sein äußeres Schicksal eine Zeitlang angenehm genug. Er schrieb zum Lobe Karls V. in der üblichen Art eine Beschreibung seiner Kaiserkrönung und bekam das Druckprivileg für seine Schriften.

Aber sein böses Schicksal verließ ihn nicht. Seine Frau starb an der Pest, eine dritte, unglückliche, Ehe wurde bald getrennt und seine zahlreiche Kinderschar kam in fremde Hände. Er selbst aber war unvorsichtig genug, die neuerworbene Druckerlaubnis zur Publikation seiner **Declamatio de incertitudine scientiarum** zu benutzen und dadurch das Unglück über sich heraufzubeschwören. Sein harmloser Leichtsinn übersah nicht die Folgen und überhörte die Warnung, die ihm Erasmus zukommen ließ. Gewiß mochte er das Bewußtsein haben, daß er sein Buch in der Hitze einer Leidenschaft geschrieben, die ihn übertreiben ließ, und daß er daher manche Schärfe nicht dauernd vertreten wollte, die ihm dabei entfahren. Aber wer konnte das damals verstehen oder gar entschuldigen? Tatsächlich machte er sich Alle zu Feinden, die er angegriffen, und dazu gehörte an erster Stelle der Hof selbst. Als Ketzer schlimmster Art verdächtigt, konnte er seine Stellung nach dem Tode Margaretens nicht mehr behaupten. Karl V. entzog dem gefährlichen Rebellen die Besoldung,

und er wanderte ins Schuldgefängnis zu Brüssel. Es gelang ihm jedoch, zu entkommen und zu einem mächtigen Gönner, dem Kölner Erzbischof Hermann von Wied, zu flüchten, der ihm auf seinem Landgute Poppelsdorf bei Bonn ein Asyl gewährte. Man sieht an der Art, wie er sich solche Gönner zu verschaffen wußte, daß er immer noch einen tiefen Eindruck auf seine Zeitgenossen gemacht haben muß. Von Bonn aus verteidigte er sich gegen heftige Angriffe der Theologen in Löwen, die ihm 43 Ketzereien vorwarfen. Dort geht er auch an den Druck seiner Jugendarbeit, der **Occulta philosophia**, der er ein entschuldigendes Vorwort vorausschickt, in dem er dem Wandel seiner Ansichten Ausdruck gibt. Nach längerem Streit mit den Inquisitoren Hogstraten und Konrad von Ulm konnte endlich unter dem Schutze des Erzbischofs der Druck erfolgen. Sein Schicksal schien sich zum Besseren zu wenden, da trieb es den unstäten Mann wieder nach Frankreich hinein.

Es ist ganz dunkel, aus welchen Gründen er 1535 seine Reise nach Lyon unternahm, die ihn ins Verderben führte, denn Briefe aus dieser Zeit sind nicht mehr vorhanden. Unterwegs wurde er auf Befehl Franz' I. verhaftet — angeblich wegen der Publikation unehrerbietiger Briefe an die Königin-Mutter von Frankreich. Zwar erwirkten seine Freunde bald seine Befreiung, und ein Bekannter in Grenoble nahm ihn mitleidig auf. Aber seelisch und körperlich gebrochen starb der Vielverhetzte und bereits immer mehr als ein Erzzauberer Verschrieene in dem frühen Alter von 49 Jahren — von Wenigen beweint, von Vielen gehaßt.

* * *

Er gehörte zu den in dieser reichen Zeit nicht seltenen Persönlichkeiten von so individueller, ja eigenwilliger Geistesrichtung, daß es schwer fällt, seiner Erscheinung in dem historischen Gesamtbilde der Reformationsepoche die richtige Stellung zu geben. Denn es ist jedenfalls einseitig und darum unrichtig, ihn schlechtweg unter die Naturphilosophen und Kabbalisten, die Nachfolger Mirandolas und Reuchlins einzureihen, wie das zumeist geschieht. Seine **Declamatio de incertitudine scientiarum** macht das allein schon unmöglich. Es ist bemerkenswert für seine historische Bedeutung, daß eine direkte Benutzung seiner Werke noch durch Giordano Bruno nachgewiesen werden kann! Freilich ging seine Wirkung auf die Massen überwiegend von seiner Occulta philosophia aus, in der Tat einem Werke, das seiner ganzen

Anlage nach doch noch mehr in die Breite wirken konnte, als jene unerträglich verbitterte Satire. Die Occulta philosophia muß, nach der Zahl der vorhandenen Drucke zu schließen, eine enorme Verbreitung gefunden haben. Sie war es wohl hauptsächlich, die den breiten Massen die Geheimwissenschaften vermittelte und die den Autor, der selbst nicht mehr an sein Werk glaubte, in gewaltigen Verruf brachte, so daß bald nach seinem Tode die Sage üppig an seinem Bilde emporranken konnte. —

Gewiß: er war nur ein Talent zweiten Ranges. Sicherlich keine Faustnatur im höchsten Sinne. Aber doch trägt dieses unruhvoll drängende Leben faustische Züge genug — charakteristischer vielleicht als das der meisten deutschen Zeitgenossen Agrippas. Erich Schmidt hat einmal in der Charakteristik faustischer Stimmungen an die Dürersche „Melancolia“ erinnert; wem steht sie nicht lebendig vor der Seele bei Agrippas Klageruf über die Eitelkeit alles Wissens — mit ihrem tiefen schmerzlichen Grübelsinn und ihren mystischen Geheimnissen? Es ist doch ein Stück geschichtliches Leben in dem Schicksal dieses Mannes. Und auch als Gelehrter ist er — trotz alles Ungestüms und gelegentlicher Neigung zu bloßer Charlatanerie — doch immerhin den Kinderschuhen des deutschen Humanismus entwachsen. Er strebte nach dem Inhaltlichen im Wissen und klebte nicht, wie so mancher biedere deutsche Humanist, an der leeren Form; er rang nicht mit der lateinischen Grammatik, und wenn er gleich ein paar schlechte Gedichte verbrochen hat, so sind es doch nur wenige gewesen. Er sah auch nicht im Altertum allein den höchsten Inbegriff aller Weisheit. Nur in der Occulta philosophia suchte er noch nach den antiken „reinen“ Quellen der Wahrheit, und hat sich dann langsam losgemacht vom bloßen Autoritätsglauben. Wenn er vielleicht nur einen geringen Anteil hat an den empirischen Forschungen der neuen Naturwissenschaften, so ist er dafür durchgedrungen aus der Sphäre des bloß-naturwissenschaftlichen zu einer Stellungnahme gegenüber den sonstigen großen Problemen seines Zeitalters. Nur das patriotische und historische Interesse fehlt seinem Gesichtskreis fast vollständig — er hatte eben kein Vaterland. Und zu den großen religiösen Gegensätzen der Reformationsepoche nahm er eine eigene Stellung ein, die ihn abseits führte vom großen Kampfe der Geister. Aber eben in dieser isolierten Stellung verdient die Erscheinung dieses merkwürdigen Mannes ihre eigene Würdigung, und sein Schicksal unsere aufrichtige Teilnahme. Es ist das tragische Schicksal

so mancher begabten Menschen in Zeiten großer U[illegible]
jugendfroh und hoffnungsvoll schlossen sie sich [illegible]
Drange der Zeit nach den neuen Idealen an und [illegible]
wenn sie erkennen mußten, daß nicht alles wahr und [illegible]
was ihnen so golden gewinkt, und wenn sie nicht [illegible]
haben, trotz solcher Enttäuschungen ernst und [illegible]
Es war ein letzter Strahl des erlöschenden M[illegible]
den Agrippa für die Morgensonne der neuen [illegible]
und dieser Irrtum wurde das Verhängnis [illegible]
seines Nachruhms

Neue Entdeckungen zu Shaksperes Leben.

Von

Hermann Conrad.

Das Blackfriars-Theater. — Bau des Globe-Theaters. — Shaksperes Einnahmen als Schauspieler. — Ein Manuskript von Shakspere. — Shakspere als Heiratsvermittler.

Es ist bis vor wenigen Jahren eine stehende Redensart in der Shakspere-Biographie gewesen, daß neue Nachrichten über des Dichters Leben jetzt nicht mehr zu erwarten seien, da alle öffentlichen und privaten Bibliotheken und Archive in England bereits durchforscht seien — eine Redensart von jener echt englischen optimistischen Selbstberuhigung, hinter welche mancher deutsche Forscher in Gedanken ein Fragezeichen gesetzt haben wird. Wie wenig begründet jener Optimismus war, wie berechtigt dieses Fragezeichen, hat uns neuerdings der Amerikaner *Charles William Wallace*, Professor an der Universität in Nebraska (Vereinigte Staaten), nachgewiesen, dessen Namen in der Shakspere-Literatur nicht vergessen werden wird.

Wallace hatte aus Halliwells Shakspere-Biographie und anderen Forschungen entnommen, daß gewisse zeitgenössische Gerichtsakten wertvolle Aufklärungen über Shaksperes Leben geben könnten. Er faßte daher den Entschluß, die Archive des Court of Chancery, nächst dem Oberhause des höchsten Appellationsgerichts, welches nach der Billigkeit (equity) entscheidet, wo das Gewohnheitsrecht (common law) nicht ausreicht, zu durchsuchen — einen Entschluß, der nur mit der bewundernswerten amerikanischen Energie ausgeführt werden konnte. Wir wollen uns der Erfolge seiner Riesenarbeit ohne Verkleinerung freuen, da wir zu der Mißstimmung englischer Kreise, welche zum Teil aus Selbstvorwürfen, zum Teil aus nationalem Egoismus hervorgeht, keinerlei Veranlassung haben.

Das Blackfriars-Theater.

Die erste Entdeckung, welche Wallace am 18. Oktober 1905 im Standard veröffentlichte, betraf ein *in Shaksperes Besitze befindliches Grundstück* in unmittelbarer Nähe seines Blackfriars Theatre.

Er focht im Jahre 1615 einen Rechtsstreit darüber erfolgreich aus, der als solcher wenig Interesse bietet.*) Dagegen enthält er einen neuen Beweis dafür, daß Shakspere sich niemals vollständig von London losgelöst hat, sondern bis an sein Lebensende in Verbindung mit der Stätte seines Wirkens geblieben ist. Der schon bekannte Beweis dafür ist die Tatsache, daß er 1613 ein Haus im Blackfriars-Bezirk kaufte — vielleicht der Gegenstand des Prozesses —, welches er mit seinem anderen Besitz in seinem Testament seiner Tochter Susanna vermachte.

Viel wertvoller ist eine am 12. September 1906 in der Times veröffentlichte Entdeckung über das Blackfriars Theatre selbst, welche den lange, besonders durch Colliers Fälschungen aufrecht erhaltenen Irrtum definitiv beseitigte, daß Shaksperes Gesellschaft während des größten Teiles seines Londoner Aufenthalts mit diesem Theater in Verbindung gestanden hätte. Collier in seiner History of Dramatic Poetry, gab das Jahr 1576 für den Umbau des alten Klostergebäudes der Blackfriars (Dominikaner) in ein Theater, und nannte eine Reihe von Stücken, welche von Shaksperes Gesellschaft in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts darin aufgeführt sein sollten. Aber Halliwell wies nach, daß James Burbage, der Vater des berühmten Schauspielers Richard Burbage, eins der Klostergebäude erst 1596 erwarb und zu einem Theater umbaute. Nach seinem Tode (1597) verpachteten dieses seine Söhne Cuthbert und im September 1600 auf 21 Jahre an die Gesellschaft der Kinder der Königlichen Kapelle (Children of the Chapel oder of the Queen's Revels),**) welche es bis Dezember 1609 benutzt haben sollten,***) in welchem Jahre Cuthbert Burbage, der älteste Sohn des verstorbenen James, den Kontrakt gelöst hätte. Über diese letztere falsche Mutmaßung wie über die ganze Geschichte des Klosters und des Theaters verbreiten vier andere von Wallace ausgegrabene Prozesse eine erfreuliche Klarheit.

Das Kloster der Schwarzen Brüder wurde etwa 1270 bis 1275 am nördlichen Ufer der Themse, außerhalb der westlichen City-Mauer, erbaut und am 10. November 1539, bei der Auflösung der Klöster, von Heinrich VIII. konfisziert. Es war ein stattliches Kirchengut, bestehend aus der großen Kloster- und der kleinen St. Annenkirche, dem Kapitelhause, geräumigen Klostergebäuden und vielen sonstigen Wohngebäuden und Läden. Heinrichs VIII. Sohn, Eduard VI., benutzte seit 1547 eins der Klostergebäude zur Aufbewahrung der Requisiten für die Hofvorstellungen und wies darin dem

---

*) Die Gerichtsakten sind abgedruckt in den Englischen Studien XXXVI, 59 ff. Ueber Sh.s Haus s. Halliwell: Outlines of the Life of Sh. 10. Ed., 1898, I, 239.

**) Es war natürlich ein Unfug, daß die Chorknaben der Königin zugleich als Schauspieler nicht bloß vor ihr, sondern auch öffentlich auftreten durften.

***) S. hierüber Aronstein: Die Organisation des englischen Schauspiels im Zeitalter Sh.s. (Germ.-roman. Monatsschrift, II, 218, März und April 1910), eine ausgezeichnete Arbeit, welche die vielen neuesten Forschungen über den Gegenstand zusammenfaßt.

ersten Master of the Revels (Leiter der Hoflustbarkeiten) seine Amtsräume an. Dieser, ein Sir Thomas Cawarden, hielt in dem Kapitelsaal die Proben für die bei Hofe aufzuführenden Masken, Interludes und Moralitäten ab. Am 12. März 1550 erhielt Cawarden das ganze Klostergrundstück vom Könige zum Geschenk. Dieser faßte den Plan, hier, inmitten der umwohnenden bürgerlichen Gesellschaft, ein aristokratisches Viertel zu gründen und führte ihn erfolgreich aus. Er riß die beiden Kirchen nieder, baute Wohnhäuser dafür auf und richtete auch die anderen Gebäude wohnlich ein. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben dann viele vornehme Familien hier ihren Wohnsitz genommen.

Am 4. Februar 1596 kaufte James Burbage ein Klostergebäude für 600 Pfund*) — ich vermute wegen des großen Theatersaales, der sich darin befand, daß es das Kapitelhaus war. Die Angaben der Gerichtsurkunden über den Umfang und die innere Einrichtung des Hauses sind, wie Wallace sagt, so genau, daß man bequem seinen Plan danach zeichnen kann; leider sind diese, soviel mir bekannt, noch nicht veröffentlicht. Das Haus bestand aus zwei gesonderten Teilen; der eine enthielt inkl. des Erdgeschosses drei Stockwerke mit hohem Giebeldach; der andere für die Bühne und den Zuschauerraum bestimmte nur zwei mit einem platten Dach. Auf diesem platten Dach baute Burbage mehrere Räume auf; ich nehme an, daß sie sich an das oberste Stockwerk des höheren Hauses anlehnten, an welches, da der Eingang zum Theater nicht durch das dreistöckige Haus geführt haben wird, auf die Bühne stieß, und daß sie die Schauspielergarderobe, und unter anderen die Vorrichtung für die Flugmaschine, enthielten, vermittelst welcher überirdische Wesen von der Decke auf die Bühne herabschwebten, z. B. der Adler in Cymbeline, auf dem Jupiter sich auf die Bühne hinabläßt.

Warum Wallace aus dem Blackfriars durchaus ein großes Theater machen will, ist mir nicht verständlich. Es faßte 500 Personen; das ist nicht viel im Vergleich zu den public theatres (Sommertheatern unter freiem Himmel, abgesehen von den Rängen), von deren einem (dem Swan) uns berichtet wird, daß 3000 darin Platz finden konnten. Burbage zahlte ja auch nur 600 Pfund, also nach heutigem, sechsmal geringerem Geldwert 3600 Pfund; das ist nicht viel für ein Doppelgebäude aus Stein, von dem nur der eine Teil als Theaterhaus eingerichtet wurde, wenn wir bedenken, daß das aus Holz roh zusammengeschlagene Theatre, das der Burbage-Gesellschaft von 1576—1599 gehörte, auch 600 Pfund gekostet hatte. Wir haben uns also unter dem Blackfriars ein kleines, feines Theater zu denken, das nach dem sozialen Charakter der Umwohner von der besten Gesellschaft und, wie Wallace angibt, sogar vom Hofe besucht wurde.

---

*) Nach Wallaces Veröffentlichungen in der Times (9. Oktober 1909) sollen es nur 400 Pfund gewesen sein.

Bau des Globe-Theaters.*)

Im Jahre 1576 erbaute James Burbage das erste ungedeckte Theater in London, deshalb The Theatre genannt, aus Holz. Er pachtete für diesen Zweck ein Grundstück von Giles Alleyn in Holywell, nördlich der City, auf 21 Jahre. Als der Kontrakt 1597 ablief, stellte Alleyn Bedingungen, auf welche der Erbauer unmöglich eingehen konnte und die auch den Abmachungen des ersten Kontraktes widersprachen. Danach sollte Burbage das Recht auf Verlängerung der Pachtung auf weitere 10 Jahre, also im ganzen 31, unter den gleichen Bedingungen haben, wenn er in einer Zeit von 10 Jahren (also bis 1586) für Bauten 200 Pfund ausgegeben haben würde. Nun aber hatte er — nach dem Earl of Pembroke (1635) — „viele hundert Pfund" (Ordish**) glaubt 6—700) für den Bau des Theatre ausgegeben, die er hatte borgen und verzinsen müssen. Trotzdem stellte Alleyn zwei neue Bedingungen: daß Burbage fortan eine jährliche Pacht von 24 Pfund statt der 1576 festgesetzten 14 bezahlen, und daß das Theatre nur noch fünf Jahre für theatralische Vorstellungen verwandt werden sollte. So kam nach Ablauf des Kontraktes kein neuer zustande; Alleyn ließ den alten stillschweigend weitergehen (bis 1599), und Burbage klagte nicht auf Erneuerung des Vertrages. — Warum geschah von beiden Seiten nichts? —

Diese bisher unbeantwortete Frage scheint mir ihre naheliegende Lösung zu finden in einem für das Londoner Bühnenwesen folgenschweren Vorgange. Im September 1595 hatte der Londoner Magistrat, welcher, meist aus Puritanern bestehend, das Theater als die eigentliche Quelle der herrschenden Sittenlosigkeit betrachtete, — wahrscheinlich im Anschluß an eine der blutigen Schlägereien, die von Zeit zu Zeit unter dem Parterre-Pöbel des Theatre wie des ganz in seiner Nähe erbauten Curtain stattfanden — wieder einmal ein äußerst energisches Gesuch an den Geheimen Rat gerichtet, in welchem er um Unterdrückung dieser Spielhäuser bat, weil sich in ihnen das gefährlichste Gesindel, stellenlose Diener, Vagabunden, Wegelagerer und gewerbsmäßige Mörder, ein Rendezvous gäben. (Der sonst übliche Hinweis auf die Unsittlichkeit der aufgeführten Stücke und das unzüchtige Wesen der Freudenmädchen, welche in den Theatern ihrem Geschäft nachgingen, fehlt diesmal.) Diesem Gesuch beschloß der Geheime Rat im Juli 1597 — zwei Jahre später! — allerdings gegen die Stimme des Lord-Kammerherrn, in dessen Dienst Shakiperes Gesellschaft stand,

*) Schon Halliwell hatte die Geschichte vom Bau des Globe im großen richtig gegeben (Outlines I, 181, 360). Die vorliegende Darstellung beruht auf einem Artikel von Mrs Charlotte Carmichael Stopes, einer bekannten Forscherin, im Athenaeum, 16. Oktober 1909, welche, was Halliwell nicht tut, zum erstenmal volles Licht auf alle Einzelheiten wirft, in dem sie sämtliche daran sich knüpfenden Prozesse behandelt und diese in den richtigen logischen Zusammenhang bringt.

**) Early London Theatres. 1899.

Folge zu geben und erließ eine Verordnung an die Friedensrichter von Wodeleier, daß sie alle Häuser, welche ausschließlich zu theatralischen Vorstellungen errichtet seien, niederreißen lassen sollten — das Theatre und Curtain waren besonders genannt — und daß in London und drei Meilen im Umkreis bis zu Allerheiligen (1. November) keine Schauspielaufführungen stattfinden sollten. — Es ist scherzhaft, daß der im Süden der Themse, in Surrey gelegene Stadtteil Southwark, welcher zwar nicht unter der City-Verwaltung stand, den die Aldermen aber als den noch gefährlicheren in ihr Interdikt eingeschlossen hatten, von dieser Verordnung unberührt blieb; also die „Rose“ und der „Swan“ durften weiterbestehen. — Glücklicherweise ging es mit dieser wie mit den früheren Verordnungen gegen das Theater: sie blieb unausgeführt. Es ist möglich, daß ihr letzter Teil zeitweise Beobachtung fand; denn die wahrscheinlich in diesem Jahre verfaßte Skialetheia Guilpins spricht von dem „unfrequented Theatre“. Aber der erste Teil hatte keine Wirkung: das Theatre blieb stehen und das Curtain auch.

Natürlich; es war ja nicht anders möglich. Wenn die Diener des Lord-Kammerherrn in ihren Theatern nicht mehr spielen konnten, so mußten sie auseinandergehen, und wer sollte dann an den Hoffesten die Aufführungen vor der Königin veranstalten? Und es war ja ein öffentliches Geheimnis, daß die Königin das Schauspiel liebte. So wurde denn dem Dringen des Magistrats nur äußerlich, wie bisher, nachgegeben: in der Form dieser Verordnung; denn die Königin und ihr Geheimer Rat durften nicht weniger „sittlich und religiös“ scheinen, als die puritanischen Stadtväter es waren.

Immerhin hing das Damoklesschwert dieser Verordnung über den beiden Kontrahenten, Burbage und Alleyn. Was sollten sie auf Einhaltung des alten Kontraktes klagen oder einen neuen machen über einen Gegenstand, der möglicherweise bald vom Erdboden verschwand? Indessen faßte Mannes im Jahre 1598 den geheimen Plan, das Theatre aus eigener Machtvollkommenheit abreißen zu lassen; weshalb, weiß man nicht. Vielleicht war er selbst puritanisch geneigt; vielleicht war er über die Unnachgiebigkeit des Cuthbert Burbage, des ältesten Sohnes und Erben des 1597 verstorbenen James Burbage, aufgebracht. Glücklicherweise bekam Burbage Wind davon, und nun entschloß er sich kurzerhand, sein Theater abzubrechen und mit dem Material in Southwark, der Freistatt für die dramatische Kunst, ein neues zu bauen.

Das mußte sehr schnell und sehr heimlich geschehen — und geschickt, wenn er nicht gehindert werden wollte. Eine Karawane von Fuhrwerken wäre an London Bridge, dem einzigen Themse-Uebergang, sicher angehalten worden, und so mietete er denn ein Flottille von Booten von einem Peter Street, der eine eigene Werft hatte und zugleich „Diener des Königlichen

„sola fide". Es sind die spätmittelalterlichen Gedanken [illegible] des Willens und den Grenzen der natürlichen Vernunft, [illegible] reformatorischen Ideen vermischt hier anklingen. Und in [illegible] formatorischer Weise weist nun Agrippa hin auf das Wort [illegible] vor allem auf die klarste Offenbarung desselben, in [illegible] als die einzige lautere Quelle der Wahrheit. Aber hier tritt [illegible] der Unterschied seiner Auffassung von der protestantischen [illegible] genug heraus: die Bibel ist nicht eine einfache, klare [illegible] gleicher „Heilswahrheit"; sie schließt ihren vollen Wahrheitsgehalt [illegible] dem auf, der vom „heiligen Geiste" erleuchtet und erhoben [illegible] einem Schauen, das über menschliches Schauen [illegible] seine Erkenntnis nicht in Worte zu fassen, sondern nur [illegible] und stammelnd zu begreifen vermag. Es ist eine mystische [illegible] wie sie dem Johannes in der Apokalypse zuteil ward [illegible] großen Propheten alten und neuen Bundes in den Stunden [illegible] Entrückung ihrer begeisterten Seele erlebten, und [illegible] [illegible] Schauen nur der geistig [illegible] [illegible] „prophetica", [illegible] [illegible]

[illegible]

lichen Abschlusse seiner Problembildungen gekommen war. Die einfache Fragestellung der Reformatoren: „Wie kann ich selig werden?“ war auch ihm aufgegangen. Alle Wissenschaft verlor für ihn ihren Wert gegenüber dieser angstvollen Frage des persönlichsten Ichs, gegenüber der Willensfrage des religiösen Menschen. Aber noch immer verließ ihn nicht die brennende Sehnsucht nach der Natur, an der ein halbes Leben lang seine Seele gehangen hatte. Auch jetzt noch sollte die Erkenntnis Gottes gleichzeitig zur Erkenntnis seiner Schöpfung führen. An dieser Stelle treten, wie mir scheint, deutliche Fortbildungen seiner früheren mystischen Theologie, ja, auch Reste seiner Naturphilosophie hervor.

In diesen Betrachtungen wird aber auch der ganze tiefe Unterschied erst völlig klar, der unsern Humanisten dauernd von den Reformatoren trennte. Es ist der Unterschied des protestantischen von dem mystischen Frömmigkeitsideal: Dort ringt der sündige Christ in heißem Verlangen nach Erlösung aus der Schuld durch Gnade, die er sich schenken lassen muß, und bescheidet sich damit, von dem heiligen Geheimnis Gottes nur den Ausschnitt der biblischen Offenbarung dankbar hinzunehmen — hier schwelgt der freie Mensch in Augenblicken höchstgesteigerten Lebensgefühls in dem Bewußtsein seiner Einheit mit dem Urgrund alles Seins, mit Gott, und vollendet dadurch den Aufbau seiner eigensten Persönlichkeit im beseligenden Schauen des Schöpfers selbst.

Es ist das Frömmigkeitsideal des Neuplatonismus, das ja schon seit Ficinus und Pico da Mirandola offen wieder aufgelebt war, und das für Agrippa auch den tiefsten Gehalt seiner früheren Spekulationen gebildet hatte. Was hatte er denn im Dienste der „Occulta philosophia“ anderes gesucht, als die reine, unmittelbare, göttliche Wahrheit selbst, unvermischt mit menschlichen, theologischen und scholastischen Klügeleien? Gott selbst, den innersten Kern aller Wahrheit, hatte er unmittelbar schauen wollen: Jhvh, des Schöpfers unaussprechlicher Name, war das Zauberwort, das alle irdischen und überirdischen Mächte in Bewegung setzen sollte. Und von diesen tiefsinnigen Spekulationen war ihm auch nach dem Zusammenbruch seiner ganzen früheren Gedankenwelt doch noch genug geblieben, um seinem Biblicismus eine ebenso interessante wie entstellende Färbung zu geben.

Mit alledem soll freilich nicht geleugnet werden, daß auch in dieser, mehr mystischen Form ein gewisser Fortschritt in der Entwicklung der Frömmigkeit gemacht wird, der zweifellos eine Parallele

zum reformatorischen Gedanken ergibt. Die Reformation [illegible] Menschen frei von der Vermittlung der Kirche unmittelbar [illegible] Gotte gegenüberstellen. Was wollten die neuen [illegible] der Art Marrixus denn schließlich anderes? Auch in [illegible] Subjektivierung der Frömmigkeit, auch bei ihnen [illegible] und selbständig gewordene Persönlichkeit in dem [illegible] unmittelbaren Erkenntnis und Gemeinschaft Gottes [illegible] genug in den Formen eines Subjektivismus, der uns [illegible] dunkt als die kirchliche Frömmigkeit der Reformation. [illegible] noch immer in wunderlichem Gemisch mit starken [illegible] Anschauungen und mittelalterlichen Aberglaubens. [illegible] Wunderlichkeit ist das 102. Kapitel seines Buches [illegible] Eides", in dem der Eid als das [illegible] [illegible] im menschlichen Wissen [illegible] Christen [illegible] Es ist wie ein letzter [illegible] Gedanken des Mittelalters, die ja nicht [illegible] Formen sich aufzeigen. Aber in [illegible] sich doch als [illegible] in dem [illegible] des Wissens und der Macht [illegible]

[illegible]

Mit der handschriftlichen Vollendung seiner „Declamatio“ schließt die zweite Lebensperiode unseres Humanisten ab. Sie war mit den größten und schwersten Kämpfen seines äußeren und inneren Lebens erfüllt gewesen, und demgegenüber bieten die letzten Jahre seines kurzen Lebens fast nur noch ein rein menschliches Interesse dar. Agrippa mußte sich in der damaligen Gesellschaft mit seiner heftigen Anklageschrift unmöglich machen, und seit ihrer Veröffentlichung durch den Druck war sein Schicksal besiegelt. Wir besitzen sein Holzschnittbildnis aus diesen Jahren. Es zeigt uns ein müdes, blasses Gesicht, bartlos, schmal, mit einem Leidenszug um den klugen Mund, die fast unheimlich stechenden Augen halbgeschlossen, das Profil überscharf, auf der zurückgebogenen Stirn eine tiefe Sorgenfalte. Er ging einen Leidensweg. Denn jenes harte Zeitalter ertrug nicht die Freiheit, der allgemeinen Ueberzeugung mit solcher Kühnheit ins Gesicht zu schlagen.

Noch einmal freilich lächelte ihm das Glück auf kurze Zeit, als ihm ein Freund und Verehrer der Magie, nach einer sehr mühsamen und langwierigen Reise durch Frankreich, eine einträgliche Praxis als Arzt in Antwerpen verschafft hatte und er bald darauf eine Stelle am Hofe der Regentin Margarete als kaiserlicher Rat, Archivar und Historiograph Karls V. bekam. Hier im Fürstendienste war sein äußeres Schicksal eine Zeitlang angenehm genug. Er schrieb zum Lobe Karls V. in der üblichen Art eine Beschreibung seiner Kaiserkrönung und bekam das Druckprivileg für seine Schriften.

Aber sein böses Schicksal verließ ihn nicht. Seine Frau starb an der Pest, eine dritte, unglückliche, Ehe wurde bald getrennt und seine zahlreiche Kinderschar kam in fremde Hände. Er selbst aber war unvorsichtig genug, die neuerworbene Druckerlaubnis zur Publikation seiner **Declamatio de incertitudine scientiarum** zu benutzen und dadurch das Unglück über sich heraufzubeschwören. Sein harmloser Leichtsinn übersah nicht die Folgen und überhörte die Warnung, die ihm Erasmus zukommen ließ. Gewiß mochte er das Bewußtsein haben, daß er sein Buch in der Hitze einer Leidenschaft geschrieben, die ihn übertreiben ließ, und daß er daher manche Schärfe nicht dauernd vertreten wollte, die ihm dabei entfahren. Aber wer konnte das damals verstehen oder gar entschuldigen? Tatsächlich machte er sich Alle zu Feinden, die er angegriffen, und dazu gehörte an erster Stelle der Hof selbst. Als Ketzer schlimmster Art verdächtigt, konnte er seine Stellung nach dem Tode Margaretens nicht mehr behaupten. Karl V. entzog dem gefährlichen Rebellen die Besoldung,

und er wanderte ins Schuldgefängnis zu Brüssel. Es gel[illegible] jedoch, zu entkommen und zu einem mächtigen Gönner, dem [illegible] Erzbischof Hermann von Wied, zu flüchten, der ihm [illegible] Landgute Poppelsdorf bei Bonn ein Asyl gewährte. [illegible] der Art, wie er sich solche Gönner zu verschaffen wußte, [illegible] immer noch einen tiefen Eindruck auf seine Zeitgenossen [illegible] haben muß. Von Bonn aus verteidigte er sich gegen die [illegible] griffe der Theologen in Löwen, die ihm 43 Ketzereien [illegible] Dort geht er auch an den Druck seiner Jugendarbeit: [illegible] philosophia, der er ein entschuldigendes Vorwort [illegible] dem er dem Wandel seiner Ansichten Ausdruck gibt. [illegible] Streit mit den Inquisitoren Hoogstraten und Konrad von [illegible] endlich unter dem Schutze des Erzbischofs der Druck [illegible] Schicksal schien sich zum Bessern zu wenden. Da trieb [illegible] seltsamen Mann wieder nach Frankreich hinein.

Es ist ganz dunkel, aus welchen Gründen er [illegible] nach Lyon unternahm, die ihn ins Verderben führte. [illegible] aus dieser Zeit sind nicht mehr vorhanden. Unter [illegible] auf Befehl Franz I. verhaftet. [illegible] lang blieb man in der [illegible] un[illegible] Briefe an die Königin-Mutter von [illegible] erwirkten seine Freunde bald seine Befreiung, und [illegible] Gönner nahmen ihn freundlich auf. Aber [illegible] brechen [illegible] der [illegible] und [illegible] der Verfolgte [illegible] in dem frühen Alter von 49 Jahren [illegible] vom Leben geschieden.

• • •

[illegible]

Anlage nach doch noch mehr in die Breite wirken konnte, als jene unerträglich verbitterte Satire. Die **Occulta philosophia** muß, nach der Zahl der vorhandenen Drucke zu schließen, eine enorme Verbreitung gefunden haben. Sie war es wohl hauptsächlich, die den breiten Massen die Geheimwissenschaften vermittelte und die den Autor, der selbst nicht mehr an sein Werk glaubte, in gewaltigen Verruf brachte, so daß bald nach seinem Tode die Sage üppig an seinem Bilde emporranken konnte. —

Gewiß: er war nur ein Talent zweiten Ranges. Sicherlich keine Faustnatur im höchsten Sinne. Aber doch trägt dieses unruhvoll drängende Leben faustische Züge genug — charakteristischer vielleicht als das der meisten deutschen Zeitgenossen Agrippas. Erich Schmidt hat einmal in der Charakteristik faustischer Stimmungen an die Dürersche „**Melancolia**" erinnert; wem steht sie nicht lebendig vor der Seele bei Agrippas Klageruf über die Eitelkeit alles Wissens — mit ihrem tiefen schmerzlichen Grübelsinn und ihren mystischen Geheimnissen? Es ist doch ein Stück geschichtliches Leben in dem Schicksal dieses Mannes. Und auch als Gelehrter ist er — trotz alles Ungestüms und gelegentlicher Neigung zu bloßer Charlatanerie — doch immerhin den Kinderschuhen des deutschen Humanismus entwachsen. Er strebte nach dem Inhaltlichen im Wissen und klebte nicht, wie so mancher biedere deutsche Humanist, an der leeren Form; er rang nicht mit der lateinischen Grammatik, und wenn er gleich ein paar schlechte Gedichte verbrochen hat, so sind es doch nur wenige gewesen. Er sah auch nicht im Altertum allein den höchsten Inbegriff aller Weisheit. Nur in der **Occulta philosophia** suchte er noch nach den antiken „reinen" Quellen der Wahrheit, und hat sich dann langsam losgemacht vom bloßen Autoritätsglauben. Wenn er vielleicht nur einen geringen Anteil hat an den empirischen Forschungen der neuen Naturwissenschaften, so ist er dafür durchgedrungen aus der Sphäre des bloß-naturwissenschaftlichen zu einer Stellungnahme gegenüber den sonstigen großen Problemen seines Zeitalters. Nur das literarische und historische Interesse fehlt seinem Gesichtskreis fast vollständig — er hatte eben kein Vaterland. Und zu den großen religiösen Gegensätzen der Reformationsepoche nahm er eine eigene Stellung ein, die ihn abseits führte vom großen Kampfe der Geister. Aber eben in dieser isolierten Stellung verdient die Erscheinung dieses merkwürdigen Mannes ihre eigene Würdigung, und sein Schicksal unsere aufrichtige Teilnahme. Es ist das tragische Schicksal

so mancher begabten Menschen in Zeiten großer Um[illegible] jugendfroh und hoffnungsvoll schlossen sie sich d[illegible] Drange der Zeit nach den neuen Idealen an und [illegible] wenn sie erkennen mussten, daß nicht alles wahr und [illegible] was ihnen so golden gewinkt, und wenn sie nicht [illegible] haben, trotz solcher Enttäuschungen ernst und [illegible] Es war ein letzter Strahl des erlöschenden Mittelalters [illegible] den Agrippa für die Morgensonne der neuen Zeit [illegible] — und dieser Irrtum wurde das Verhängnis seines [illegible] seines Nachruhms.

Neue Entdeckungen zu Shaksperes Leben.

Von

Hermann Conrad.

Das Blackfriars-Theater. — Bau des Globe-Theaters. — Shaksperes Einnahmen als Schauspieler. — Ein Manuskript von Shakspere. — Shakspere als Heiratsvermittler.

Es ist bis vor wenigen Jahren eine stehende Redensart in der Shakspere-Biographie gewesen, daß neue Nachrichten über des Dichters Leben jetzt nicht mehr zu erwarten seien, da alle öffentlichen und privaten Bibliotheken und Archive in England bereits durchforscht seien — eine Redensart von jener echt englischen optimistischen Selbstberuhigung, hinter welche mancher deutsche Forscher in Gedanken ein Fragezeichen gesetzt haben wird. Wie wenig begründet jener Optimismus war, wie berechtigt dieses Fragezeichen, hat uns neuerdings der Amerikaner Charles William Wallace, Professor an der Universität in Nebraska (Vereinigte Staaten), nachgewiesen, dessen Namen in der Shakspere-Literatur nicht vergessen werden wird.

Wallace hatte aus Halliwells Shakspere-Biographie und anderen Forschungen entnommen, daß gewisse zeitgenössische Gerichtsakten wertvolle Aufklärungen über Shaksperes Leben geben könnten. Er faßte daher den Entschluß, die Archive des Court of Chancery, nächst dem Oberhause des höchsten Appellationsgerichts, welches nach der Billigkeit (equity) entscheidet, wo das Gewohnheitsrecht (common law) nicht ausreicht, zu durchsuchen — einen Entschluß, der nur mit der bewundernswerten amerikanischen Energie ausgeführt werden konnte. Wir wollen uns der Erfolge seiner Riesenarbeit ohne Verkleinerung freuen, da wir zu der Mißstimmung englischer Kreise, welche zum Teil aus Selbstvorwürfen, zum Teil aus nationalem Chauvinismus hervorgeht, keinerlei Veranlassung haben.

Das Blackfriars-Theater.

Die erste Entdeckung, welche Wallace am 18. Oktober 1905 im Standard veröffentlichte, betraf ein in Shaksperes Besitze befindliches Grundstück in unmittelbarer Nähe seines Blackfriars Theatre.

Er focht im Jahre 1615 einen Rechtsstreit darüber erfolglos [illegible] selber wenig Interesse bieten.* Dagegen enthält er einen neuen [illegible] dafür, daß Shakspere sich niemals vollständig von London [illegible] sondern bis an sein Lebensende in Verbindung mit der Stätte [illegible] Wirkens geblieben ist. Der schon bekannte Beweis dafür ist [illegible] daß er 1613 ein Haus im Blackfriars-Bezirk kaufte [illegible] stand des Prozesses [illegible], welches er mit seinem anderen [illegible] Testament seiner Tochter Susanna vermachte.

Viel wertvoller ist eine am 12. September 1906 in der [illegible] veröffentlichte Entdeckung über das Blackfriars Theatre [illegible] den lange, besonders durch Colliers Fälschungen [illegible] Irrtum definitiv beseitigte, daß Shaksperes Gesellschaft [illegible] größten Teiles seines Londoner Aufenthalts mit diesem [illegible] bindung gestanden hätte. Collier in seiner History of Dra[illegible] gab das Jahr 1576 für den Umbau des alten Klostergebäudes der [illegible] friars-Dominikaner in ein Theater, und nannte eine [illegible] welche von Shaksperes Gesellschaft in den ersten Jahren [illegible] handelte darin aufgeführt sein sollten. Aber Halliwell [illegible] James Burbage, der Vater des berühmten Schauspielers [illegible] eines der Klostergebäude erst 1596 erwarb und zu einem [illegible] Nach seinem Tode (1597) verpachteten dieses seine Söhne [illegible] im September 1600 auf 21 Jahre an die Gesellschaft der [illegible] königlichen Kapelle (Children of the Chapel oder [illegible] Revels)** welche es bis Dezember 1608 benutzt [illegible] nicht im Jahre Cuthbert Burbage, der älteste Sohn des [illegible] den Kontrakt [illegible] hatte. [illegible]

[illegible]

ersten Master of the Revels (Leiter der Hoflustbarkeiten) seine Amtsräume an. Dieser, ein Sir Thomas Cawarden, hielt in dem Kapitelsaal die Proben für die bei Hofe aufzuführenden Masken, Interludes und Moralitäten ab. Am 12. März 1550 erhielt Cawarden das ganze Klostergrundstück vom Könige zum Geschenk. Dieser faßte den Plan, hier, inmitten der umwohnenden bürgerlichen Gesellschaft, ein aristokratisches Viertel zu gründen und führte ihn erfolgreich aus. Er riß die beiden Kirchen nieder, baute Wohnhäuser dafür auf und richtete auch die anderen Gebäude wohnlich ein. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben dann viele vornehme Familien hier ihren Wohnsitz genommen.

Am 4. Februar 1596 kaufte James Burbage ein Klostergebäude für 600 Pfund*) — ich vermute wegen des großen Theatersaales, der sich darin befand, daß es das Kapitelhaus war. Die Angaben der Gerichtsurkunden über den Umfang und die innere Einrichtung des Hauses sind, wie Wallace sagt, so genau, daß man bequem seinen Plan danach zeichnen kann, leider sind diese, soviel mir bekannt, noch nicht veröffentlicht. Das Haus bestand aus zwei gesonderten Teilen; der eine enthielt inkl. des Erdgeschosses drei Stockwerke mit hohem Giebeldach; der andere für die Bühne und den Zuschauerraum bestimmte nur zwei mit einem platten Dach. Auf diesem platten Dach baute Burbage mehrere Räume auf; ich nehme an, daß sie sich an das oberste Stockwerk des höheren Hauses anlehnten, an welches, da der Eingang zum Theater nicht durch das dreistöckige Haus geführt haben wird, auf die Bühne stieß, und daß sie die Schauspielergarderobe, und unter anderen die Vorrichtung für die Flugmaschine, enthielten, vermittelst welcher überirdische Wesen von der Decke auf die Bühne herabschwebten, z. B. der Adler in Cymbeline, auf dem Jupiter sich auf die Bühne hinabläßt.

Warum Wallace aus dem Blackfriars durchaus ein großes Theater machen will, ist mir nicht verständlich. Es faßte 500 Personen; das ist nicht viel im Vergleich zu den public theatres (Sommertheatern unter freiem Himmel, abgesehen von den Rängen), von deren einem (dem Swan) uns berichtet wird, daß 3000 darin Platz finden konnten. Burbage zahlte ja auch nur 600 Pfund, also nach heutigem, sechsmal geringerem Geldwert 3600 Pfund: das ist nicht viel für ein Doppelgebäude aus Stein, von dem nur der eine Teil als Theaterhaus eingerichtet wurde, wenn wir bedenken, daß das aus Holz roh zusammengeschlagene Theatre, das der Burbagegesellschaft von 1576—1599 gehörte, auch 600 Pfund gekostet hatte. Wir haben uns also unter dem Blackfriars ein kleines, feines Theater zu denken, das nach dem sozialen Charakter der Umwohner von der besten Gesellschaft und, wie Wallace angibt, sogar vom Hofe besucht wurde.

*) Nach Wallaces Veröffentlichungen in der Times (9. Oktober 1909) sollen es nur 400 Pfund gewesen sein.

Bau des Globe Theaters.*

Im Jahre 1576 erbaute James Burbage das erste [illegible] in London, deshalb The Theatre genannt, aus Holz [illegible] diesen Zweck ein Grundstück von Giles Alleyn in [illegible] Cent. auf 21 Jahre. Als der Kontrakt 1597 ablief [illegible] dingungen, auf welche der Erbauer unmöglich eingehen [illegible] auch den Abmachungen des ersten Kontraktes widersprach [illegible] Burbage das Recht auf Verlängerung der Pachtung auf [illegible] also im ganzen 31, unter den gleichen Bedingungen [illegible] einer Zeit von 10 Jahren, also bis 1586, zur Bühne [illegible] gewesen haben würde. Nun aber hatte er [illegible] nach dem [illegible] 1603 [illegible] zwei hundert Pfund** [illegible] glaubte [illegible] das Theatre auszunutzen, die er hatte bauen und [illegible] dem wollte Alleyn zwei neue Bedingungen: daß Burbage [illegible] liche Pacht von 24 Pfund statt der 1576 festgesetzten 14 [illegible] das Theatre nur noch fünf Jahre zur [illegible] werden sollte. So kam nach Ablauf des Kontraktes [illegible] Alleyn ließ den alten [illegible] weiter [illegible] [illegible] nicht auf Erneuerung des Vertrages [illegible] [illegible]

[illegible] unterzeichnete [illegible]

[illegible]

[illegible]

Folge zu geben und erließ eine Verordnung an die Friedensrichter von Middlesex, daß sie alle Häuser, welche ausschließlich zu theatralischen Vorstellungen errichtet seien, niederreißen lassen sollten — das Theatre und Curtain waren besonders genannt — und daß in London und drei Meilen im Umkreis bis zu Allerheiligen (1. November) keine Schauspielaufführungen stattfinden sollten. — Es ist scherzhaft, daß der im Süden der Themse, in Surrey gelegene Stadtteil Southwark, welcher zwar nicht unter der City-Verwaltung stand, den die Aldermen aber als den noch gefährlicheren in ihr Interdikt eingeschlossen hatten, von dieser Verordnung unberührt blieb; also die „Rose“ und der „Swan“ durften weiterbestehen. — Glücklicherweise ging es mit dieser wie mit den früheren Verordnungen gegen das Theater: sie blieb unausgeführt. Es ist möglich, daß ihr letzter Teil zeitweise Beobachtung fand; denn die wahrscheinlich in diesem Jahre verfaßte Skialetheia Guilpins spricht von dem „unfrequented Theatre“. Aber der erste Teil hatte keine Wirkung: das Theatre blieb stehen und das Curtain auch.

Natürlich; es war ja nicht anders möglich. Wenn die Diener des Lord-Kammerherrn in ihren Theatern nicht mehr spielen konnten, so mußten sie auseinandergehen, und wer sollte dann an den Hoffesten die Aufführungen vor der Königin veranstalten? Und es war ja ein öffentliches Geheimnis, daß die Königin das Schauspiel liebte. So wurde denn dem Dringen des Magistrats nur äußerlich, wie bisher, nachgegeben: in der Form dieser Verordnung; denn die Königin und ihr Geheimer Rat durften nicht weniger „sittlich und religiös“ scheinen, als die puritanischen Stadtväter es waren.

Immerhin hing das Damoklesschwert dieser Verordnung über den beiden Kontrahenten, Burbage und Alleyn. Was sollten sie auf Einhaltung des alten Kontraktes klagen oder einen neuen machen über einen Gegenstand, der möglicherweise bald vom Erdboden verschwand? Indessen faßte Alleyn im Jahre 1598 den geheimen Plan, das Theatre aus eigener Machtvollkommenheit abreißen zu lassen; weshalb, weiß man nicht. Vielleicht war er selbst puritanisch geneigt; vielleicht war er über die Unnachgiebigkeit des Cuthbert Burbage, des ältesten Sohnes und Erben des 1597 verstorbenen James Burbage, aufgebracht. Glücklicherweise bekam Burbage Wind davon, und nun entschloß er sich kurzerhand, sein Theater abzubrechen und mit dem Material in Southwark, der Freistatt für die theatralische Kunst, ein neues zu bauen.

Das mußte sehr schnell und sehr heimlich geschehen — und geschickt, wenn er nicht gehindert werden wollte. Eine Karawane von Fuhrwerken wäre an London Bridge, dem einzigen Themse-Uebergang, sicher angehalten worden, und so mietete er denn ein Flottille von Booten von einem Peter Street, der eine eigene Werft hatte und zugleich „Diener des Königlichen

Haushalts" war. In der Nacht des 20. Januar 1599*) machte sich die Gesellschaft, Shakspere mit ihr, wohlbewaffnet ans Werk, riß das Holzgebäude mit Hilfe der Theaterdiener und einer Anzahl Arbeiter nieder und schaffte das Material über die Themse. Am Morgen des 21. sah man nicht weit vom Rose und Swan Theatre in Southwark, etwas östlich, nach der London Bridge hin, einen gewaltigen Haufen von Balken und Brettern liegen, auf welchen weder Alleyn noch der Lord-Mayor von London, noch ein Friedensrichter von Middlesex seine Hand legen konnte, weil dieser Südausbau von London nicht zu der Hauptstadt, sondern zur Grafschaft Surrey gehörte. Und noch vor Ende des Jahres — das Geld für ein neues Theater war damals leicht zu beschaffen — erhob sich zur Freude der Fährleute am anderen Themse-Ufer das weltberühmte Globe Theatre, wo Shakspere, von puritanischer Muckerei unbehindert, schaffen und der große Richard Burbage, Cuthberts Bruder, die unvergänglichen Meisterwerke seines Freundes gestalten konnte.

Alleyn schäumte. Ostern 1599 reichte er eine Klage ein in Queen's Bench gegen Peter Street, der das Theatre fortgeräumt hatte. Dieser Rechtshandel kam zunächst nicht zum Austrage, da Cuthbert Burbage die Suspension des Verfahrens durchsetzte. Im Januar 1600 reichte er selbst eine Klage gegen Alleyn ein wegen des Kontraktbruches, den dieser seinem Vater, James Burbage, gegenüber begangen hatte. Im Juni wurden in dieser Sache die Zeugen für Alleyn verhört; die weitere Beweisaufnahme aber wegen nicht genügender Aufklärung gewisser Einzelheiten bis zum Herbst ausgesetzt. Diesen Prozeß verlor Alleyn, wie er selbst angibt. Inzwischen aber hatte er in jenem selben Juni die Dreistigkeit gehabt, obgleich das erste Verfahren durch Gerichtsbeschluß unterbrochen worden war, eine neue Klage gegen Peter Street zu erheben, und 1602 brachte er eine Klage gegen Cuthbert Burbage ein, worauf die Sache an die Sternkammer verwiesen wurde, welche dem Kläger ein für allemal das Recht absprach, Burbage fernerhin zu verfolgen.

Shaksperes Einnahmen als Schauspieler.

Daß Shakspere am Ende seines Lebens ein sehr wohlhabender Mann war, geht aus seinem Testament hervor, welches einen bedeutenden liegenden und beweglichen Besitz aufweist. Erstaunlich freilich war es, daß er an barem Gelde nur 373 Pfund zu vergeben hatte, da man aus den Angaben eines Zivilprozesses, welchen Schauspieler seiner Gesellschaft zwanzig Jahre nach seinem Tode (1635) gegen deren share holders (Anteilhaber) führten,

*) Das Datum der Entfernung des Theatre wird von den Parteien in den ersten daran sich schließenden Prozessen verschieden angegeben: in dem von Queen's Bench gibt Alleyn den 28. Dezember 1598. Mrs. Stopes hat vielleicht recht, wenn sie meint, daß an diesem Tage mit der Ausräumung der Garderobe und der Bühnenrequisiten begonnen, aber erst am 20. Januar das Theater abgerissen wurde.

entnehmen konnte, daß seine Einnahmen als Anteilhaber des Globe sehr bedeutend gewesen sein mußten. Ich selbst habe in einem längeren Aufsatz vor elf Jahren, der sich an das Erscheinen der Leeschen Shakspere-Biographie schloß,*) seine ungefähre Einnahme im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts auf 50 000 Mark jährlich berechnet. Aber ich veranschlagte seine Einnahme vom Globe-Theater nach den Angaben von 1635, d. h. zu gering, und es war damals noch nicht bekannt, daß er auch einen Anteil am Blackfriars-Theater hatte. Nach der Entdeckung Wallaces gehen seine Einnahmen über die obige Summe hinaus.

Daß wir seine Einnahmen nennen, ohne uns ihre Bedeutung nach dem heutigen Geldwerte klar zu machen, hat keinen Sinn. Eine nationalökonomische Untersuchung über die Wert- und Preisverhältnisse der englischen Renaissance scheint es nicht zu geben; so muß man sich denn an die üblichen ungefähren Schätzungen halten. Gewöhnlich multipliziert man eine Wertangabe aus jener Zeit mit 8, also das Pfund mit 160, um ihren heutigen Wert und ihren Wert in deutschen Mark darzustellen. Was mir Bedenken gegen diese Schätzung einflößt, ist die Tatsache, daß die Preise in London, die doch für das Leben Shaksperes allein in Betracht kommen, wesentlich höher, der Geldwert also wesentlich geringer war als im übrigen England. Der Grund dafür lag in dem Luxus, der sich schon unter Heinrich VIII. fühlbar gemacht hatte, unter Elisabeth unerhört wuchs und unter den folgenden zwei Stuarts eine so wahnwitzige Höhe erreichte, daß er zusammen mit der ihn begleitenden infamen Volksaussaugung die Revolution unausbleiblich machte. Ich möchte also dem größten der heute lebenden Shakspere-Gelehrten, Furnivall,**) der für die Aufhellung der Elisabethanischen Kulturverhältnisse mehr getan hat als irgend ein Forscher vor ihm, folgen und nur mit 6 multiplizieren. Nun aber muß die Tatsache mit in Rechnung gezogen werden, daß der Kaufwert von zwanzig englischen Schillingen keineswegs dem Werte von zwanzig Mark entspricht, sondern geringer ist. Als ich vor dreißig Jahren längere Zeit in London lebte, hatte ich den Eindruck, daß man für seine Lebensbedürfnisse nahezu einen doppelt so hohen Preis bezahlen mußte als in Deutschland. Seit der Zeit aber sind auch bei uns die Preise ungeheuer gestiegen und haben sich den englischen angenähert, aber doch nicht so weit, daß man nicht für 16 bis 17 Mark in Deutschland erhalten könnte, was in England 20 Schillinge kostet. Ich glaube daher den richtigen Mark-Wert darzustellen, wenn ich die Londoner Einnahmen Shaksperes nur mit 5 multipliziere, während die Schätzung seines Stratforder Vermächtnisses in Anbetracht des viel höheren Geldwertes in der Provinz vielleicht noch zu gering ist, wenn man die betreffenden Summen mit 8 multipliziert.

*) Sonntags-Beilage zur Vossischen Zeitung, 9. April bis 30. April 1899: Zur Sh.-Biographie.

**) Er ist ganz kürzlich im Alter von 85 Jahren gestorben.

Zunächst mögen die tatsächlichen Entdeckungen Wallaces festgestellt werden, und dann mag ihre Begründung durch die Prozeß-Akten folgen.

Als um Neujahr 1599 das Theatre von den Gebrüdern Burbage in Verbindung mit Shakspere und anderen Schauspielern abgerissen worden war und das Globe Theatre aus seinem Holzmaterial erbaut werden sollte, suchten die Brüder die ersten Kräfte ihrer Gesellschaft durch Beteiligung an den Einnahmen dauernd an sich zu fesseln. Sie selbst reservierten sich die Hälfte des Reinertrages, die andere Hälfte traten sie auf 31 Jahre fünf Schauspielern, Shakspere, Hemyngs, Philipps, Pope und Kempe ab, so daß also Shakspere ein Zehntel der Reineinnahme bezog. Das dauerte elf Jahre, bis 1610 die Beteiligung eines neuen hervorragenden Mitgliedes, Henry Condell, notwendig erschien. Damit reduzierte sich die Einnahme Shaksperes auf ein Zwölftel, und als 1612 William Osteler unter die Teilhaber aufgenommen wurde, auf ein Vierzehntel, da die Burbages als Theater-Eigentümer an ihrer Hälfte festhielten. Eine Verminderung seiner Einnahme wird dadurch bei den wachsenden Erfolgen dieser Bühne schwerlich stattgefunden haben, wahrscheinlich das Gegenteil. Was aber ein Vierzehntel der Globe-Einnahmen betrug, sagt uns die Witwe des letztgenannten, Osteler, welcher 1614 verstarb. Thomasina Osteler, die Tochter des Schauspielers Hemyngs, verklagte nämlich 1615/16 ihren Vater auf Herausgabe des ihrem Gatten gebührenden Anteils, der ihrem Manne nach dem Kontrakt vom Jahre 1599 noch 16 Jahre zugekommen wäre: diesen Jahres-Anteil normierte sie auf 300 Pfund.

Man hat nun vielfach bei Besprechung dieser Entdeckung gesagt, daß sie absichtlich zuviel angegeben hat, um dann bei gerichtlicher Verkürzung ihres Anspruches etwa die richtige Summe zu bekommen. Das wäre sehr unschlau von ihr gewesen, und wenn ihr Barrister ein derartiges Verfahren gutgeheißen hätte, so würde er ein untauglicher Rechtsbeistand gewesen sein. Selbstverständlich mußte zur Feststellung der Reineinnahme und der Anteilsbeträge über die zahlreichen Ausgaben für Bodenpacht, Baukapital-Zinsen, Bühnenausstattung und Bezahlung der nicht teilhabenden Schauspieler wie der Kapelle Buch geführt werden; es war also sehr leicht nachzuweisen, von welcher Höhe der Anteil, den Osteler in den Jahren 1612—1614 bezogen hatte, gewesen war. Eine unehrliche Gewinnsucht aber hätte den einen Richter, der in England immer das Urteil fällt, gegen sie einnehmen müssen, was bei der Art des englischen Rechtsverfahrens eine gefährliche Sache ist.

Aber Thomasina forderte noch einen zweiten Jahresanteil von ihrem Vater Hemyngs. Im Jahre 1596 (s. den ersten Abschnitt dieses Aufsatzes) hatte James Burbage ein Klostergebäude der Blackfriars in das erste gedeckte Theater umgebaut; 1600 hatten seine Söhne dieses an die „Kinder der Königlichen Lustbarkeiten" auf 21 Jahre verpachtet. 1608 machte Jakob I. dem Unfug dieser Bühne, auf der Jungen die Kämpfe, Verbrechen und Laster von Männern darstellten, ein Ende, indem er kurzerhand ihrem Direktor

und Lehrer Henry Evans jedes fernere öffentliche Auftreten der Knaben untersagte. Der Vertrag mit den Burbages mußte also gelöst werden, und nun übernahmen diese das Theater, aber nicht allein, sondern zu gleichen Teilen mit fünf anderen Mitgliedern ihrer Gesellschaft: Shakspere, Hemings, Condell, Slye und Thomas Evans. Der Genossenschaftsvertrag lautete auf 21 Jahre. Slye starb gleich darauf, und seine Frau „übergab" (für Entgelt sicherlich) dessen Anteil an Richard Burbage; dieser verkaufte ihn 1611 an den Schauspieler Osteler, den Mann der Thomasina. So blieben die Anteilsverhältnisse bis zum Tode Shaksperes 1616. Auch das Siebentel der Reineinahmen des Blackfriars-Theater betrug nach der Prozeßforderung der Thomasina an ihren Vater 300 Pfund.

Shakspere hatte demnach als Aktionär des Globe-Theaters von 1599 bis 1616 eine Einnahme von 300 Pfund jährlich; hierzu kam von 1608 bis 1616 eine weitere Einnahme vom Blackfriars-Theater, ebenfalls von 300 Pfund. Seine Einnahme als Schauspieler betrug also von 1599 bis 1608 300 Pfund = heutigen (× 6) 1800 Pfund oder (× 5 × 20) 30000 Mark; von 1608—1616 600 Pfund = 3600 Pfund = 60000 Mark. Daß Shakspere seinen Teilhabergewinn auch nach seiner Uebersiedlung nach Stratford bezog, daran ist nicht zu zweifeln. Das ergibt sich aus dem Prozeß von 1635, nach welchem sogar dem Schauspielerstande gar nicht angehörende Männer Anteile am Globe besaßen. Das war indessen keineswegs alles: es kamen hinzu die Honorare für die seiner Gesellschaft gelieferten Dramen und für die zahlreichen Hofvorstellungen, die von Elisabeth und Jakob immer sehr anständig bezahlt wurden. Die Honorare für die Dramen betrugen nach den Büchern des Bühnengründers Henslowe (s. Aronstein, S. 226) 8—10 Pfund in der Zeit von 1598; aber Henslowe war ein Gauner, der so wenig wie möglich bezahlte. Im Jahre 1613 erhielt der Dramenfex Daborne für eins seiner Machwerke 20 Pfund; wir dürfen für Shakspere als Durchschnitt wohl 15 Pfund annehmen. Für Bearbeitungen älterer Dramen gab es viel weniger: 5 Pfund wird nicht zu viel sein. Nun hat Shakspere von 1598 ab 15 Originaldramen verfaßt: die Lustspiele Die lustigen Weiber, Was ihr wollt, Maß für Maß, Ende gut, alles gut und den Sturm, die Trauerspiele Cäsar, Hamlet, Othello, Lear, Macbeth, Antonius und Cleopatra, Coriolan und die Schauspiele Troilus und Cressida, Cymbeline und Das Wintermärchen = 225 Pfund; daneben drei Bearbeitungen: Timon, Pericles und Heinrich VIII. = 15 Pfund. Verteilt man die 240 Pfund auf 12 Jahre (1599—1610), so entfallen auf das Jahr 20 Pfund = 120 Pfund heute oder = 2000 Mark. Zu diesen 62000 Mark kommen nun noch die Einnahmen für je eine Benefiz-Vorstellung, welche gewöhnlich die der Premiere folgende war, und die Honorare für die Hofvorstellungen, welche ein paar weitere tausend Mark ergeben dürften. Andererseits werden Schwankungen der Einnahme in den verschiedenen Jahren naturgemäß eingetreten sein, z. B. in besonders regenreichen

Sommern oder wenn der Ausbruch der Pest wieder einmal die Schließung der Theater erforderte.

Die Nebenumstände des diesen Entdeckungen zugrunde liegenden Prozesses sind folgende. Thomasina Hemyngs heiratete im Alter von 16 Jahren (1611) den jungen Schauspieler William Osteler, der seine Bühnen-Laufbahn 1600 als „Kind der Königlichen Kapelle“ begonnen und, herangewachsen, in die „Königliche Gesellschaft“ übergetreten war. Nachdem sie ihrem Gatten einen Knaben geboren hatte, starb Osteler im Dezember 1614 und ließ sie als Witwe von 19 Jahren zurück. Ein häßlicher Pfeil des wütenden Geschicks, gegen das sie sich mit ihrer Jugend und Lebenslust in einer Weise wappnete, die ihren Eltern nicht gefallen zu haben scheint. Mit ihnen scheint sie sich überworfen zu haben; ihr Rechtsanwalt schildert, um den Richter zu rühren, wie sie eines Tages zu ihnen gegangen sei, sich vor ihnen auf die Kniee geworfen und weinend — das folgende wird nichtssagend umschrieben, wir dürfen aber wohl dafür einsetzen — um Verzeihung gebeten habe. Sie scheint nämlich eine Durchgängerin gewesen zu sein; denn in dem Jahre nach dem Tode ihres Gatten trat sie in romantische Beziehungen zu dem jungen Walter Raleigh, dem Sohne des berühmten Seefahrers, einen notorischen Durchgänger. Die ganze Sache ist dunkel, aber sie endete in demselben Jahre in einer Klage Thomasinas wegen Beleidigung und Verleumdung gegen Walter Raleigh, welcher inzwischen wegen eines Duells nach den Niederlanden geflohen war. Thomasina erhielt eine Entschädigung von 250 Pfund von dem Gerichte zugesprochen. Aber Raleigh beruhigte sich dabei nicht und machte die Sache von neuem anhängig, als er 1617 zurückkehren durfte, um seinen Vater auf dessen letzter, verhängnisvoller Entdeckungsreise nach Guyana zu begleiten, auf der er erschlagen wurde. Gleichzeitig mit jener reichte Thomasina eine Klage gegen ihren Vater ein auf folgende Veranlassung.

Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie dessen beide Anteils-Kontrakte inbetreff des Globe- und des Blackfriars-Theaters ihrem Vater zur Verwahrung übergeben; und da ihre materiellen Ansprüche, die sie auf Grund dieser Urkunden an ihren Vater stellte, von diesem nicht befriedigt wurden, reichte sie 1615 eine Klage gegen ihn ein. Warum Hemyngs ihr nicht gab, was sie verlangte, geht aus der Veröffentlichung Wallaces in der Times (2. Oktober 1909) nicht hervor. Um einer Thomasina willen aber dem treuen Freunde Shaksperes, dessen Größe er durch die Gesamtausgabe seiner Dramen verewigte, eine unväterliche Handlungsweise zuzutrauen, wäre unbesonnen. Hemyngs war eben nicht bloß Vater, sondern zugleich der Vertreter der Genossenschaft der Königlichen Schauspieler. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese der Witwe eines Mitgliedes, das ihr nur wenige Jahre angehört hatte, dessen ganzen Anteil nicht zubilligen konnte. Möglicherweise war auch der Anteil am Globe-Theater nicht mehr so groß, als ihr Mann ihn bezogen hatte; denn am 29. Juni 1613 war das Globe-Theater abgebrannt, war allerdings bereits im Juni 1614 neu aufgebaut

und ein vielbesuchtes Haus; aber man darf doch annehmen, daß mindestens drei Spielmonate der Gesellschaft verloren gegangen waren, und die Baukosten hatten 1400 Pfund (nach Wallace viel weniger) betragen. Auch mochte die Lebensführung seiner Tochter Hemyngs nicht die Gewähr bieten, daß größere Geldsummen in ihren Händen eine Verwendung finden würden, welche die Interessen seines Enkels genügend berücksichtigte. Aber das ist für unsere Zwecke gleichgültig, die Hauptsache ist, daß der Rechtsanwalt Toomainnas zur Begründung ihres Anspruches die Teilhaber-Verhältnisse der Shakspereschen Gesellschaft im einzelnen auseinandersetzte.

Wallace sagt vollkommen richtig, das sei im allgemeinen, d. h. theatergeschichtlich, besonders aber mit Bezug auf Shaksperes Leben eine so hervorragende Entdeckung, wie sie seit der Auffindung von Shaksperes Testament (1747, 1763 zuerst gedruckt in der Biographia Britannica) nicht gemacht worden sei. Er hätte das nicht selbst sagen sollen, wie er überhaupt nicht seine Entdeckungen im Tone der Reklame verkünden sollte; denn Selbstanpreisung schädigt die Anerkennung, wie er das in diesem Falle sofort Gelegenheit hatte zu erfahren. Schon drei Tage nach seiner Veröffentlichung, am 5. Oktober 1909, erschien eine behende Zuschrift an die Times von Sidney Lee, dem bekannten Verfasser einer Shakspere-Biographie, in welcher er die Bedeutung dieser Entdeckung herabzusetzen suchte. Er führte Wallace zu Gemüte, daß Malone und Collier (abgesehen von seinen vielen Fälschungen) und Halliwell viel mehr für die Erforschung der Zeitverhältnisse und des Lebens Shaksperes getan hätten als er; und bezeichnete die Halliwellsche Entdeckung jenes Schauspielerprozesses von 1635 als ebenso wichtig. Das erstere traf die Sache nicht und war ungehörig, da Wallace nirgends seine Gesamtleistung über die dieser Männer gestellt hat; das letztere war falsch. Denn der Halliwellsche Prozeß enthüllte wesentlich veränderte Bühnenverhältnisse, welche zu falschen Schlüssen auf die zwanzig Jahre zurückliegende Zeit Shaksperes verführten. Warum gerade Lee sich zum Mundstück der englischen Gereiztheit über diesen Amerikaner, der entdeckt, was die Engländer seit reichlich hundert Jahren hätten entdecken können und sollen, berufen glaubt, ist nicht recht einzusehen, da er selbst als Shakspere-Forscher doch kaum in Frage kommt. Seine eigenen Bereicherungen des Shakspere-Wissens sind gering. Daß er mit seiner klaren, geschickten Zusammenfassung des meisten, was vor ihm bekannt war, bei gebildeten und federgewandten Laien in der Shakspere-gemeinde Glück gehabt hat, erhöht seine Bedeutung nicht in den Augen des Forschers, der in seinem Buche wertvolle — zumal deutsche — Untersuchungen unberücksichtigt und viele kritiklose Behauptungen findet.

Shaksperes Testament lehrte uns, daß er an seinem Lebensende ein wohlhabender Mann war; Wallaces Entdeckung zeigt uns, wie er zu seinem Reichtum kam, und gewährt uns einen hochinteressanten Einblick in die Bühnenorganisation seiner Zeit. Hätten wir zwischen diesen beiden Entdeckungen zu wählen, so würden wir uns für die letztere als die bedeutendere entscheiden.

Bei seinen großen Einnahmen als Schauspieler berührt es in seinem Testament befremdend, daß er nur £ 373, 13 s 4 d (also 59,786⅔ Mark) an barem Gelde zu vererben hatte. Vielleicht hatte er vor seinem Tode seiner geliebten Tochter Susanna eine bedeutende Geldsumme geschenkt, die er nicht in das Testament setzte, um seine zweite Tochter Judith nicht zu verletzen. Aber ein näherliegender Schluß ist doch wohl, daß er nicht jener Protze war, zu dem ihn materiell gesinnte Menschen haben machen wollen; daß der idealistische Künstler keine Freude daran hatte, den Mammon aufzuhäufen. Nach einem kurzen Weltleben von unfaßbarer Leistungsfähigkeit, mit seinem unendlichen Ertrag an Ewigkeitsfrüchten, wird er sicher als grand seigneur in Stratford gelebt und eine vornehme Gastlichkeit entfaltet haben. Das wollen wir hoffen, und das andere auch: bei der Menschenfreundlichkeit seiner Natur, bei seinem unkirchlichen, aber echten Christentum wird seine Hand für seine Lieben und Freunde und für alle Notleidende nie geschlossen gewesen sein.

Ein Manuskript von Shakspere.

Außer den fünf authentischen Namensunterschriften — drei auf den drei Bogen des Testaments, einer unter einer Urkunde vom 10. März 1613 über den Kauf seines Hauses in Blackfriars und einer vom folgenden Tage, in der eine Hypothek auf dieses Haus genommen wird —, zu denen jetzt durch Wallaces Entdeckung eine sechste fragmentarische unter einer Zeugenaussage gekommen ist, hatten wir bisher nichts Handschriftliches von Shakspere.

Magdalene Thumm-Kintzel, die Mitherausgeberin des „Menschenkenner, Monatsschrift für praktische Psychologie", hat nun in einer Nummer dieser Zeitschrift (1909/10) darauf aufmerksam gemacht, daß die Buchstaben dieser Unterschriften denselben Duktus zeigen wie die gleichen Buchstaben des Testaments. Sie stellt sie auf S. 240 einzeln und in Verbindungen nebeneinander, und man muß zugeben, daß diese Buchstaben in ihrer Stellung und Führung, in ihrer Größe und Stärke fast ganz gleich sind, also wahrscheinlich von einer Hand herrühren. Sie sind alle etwas schräg nach rechts gestellt und unter ziemlich starkem Druck von einer schweren Hand geschrieben, die aber doch gewohnt war, sehr schnell zu schreiben — also nicht zu malen, wie die Ungebildeten, meine Herren Baconianer! —, und darum kein Gewicht auf Sauberkeit und Deutlichkeit legte, sondern kritzelte. Ich bin nicht ein Schreibsachverständiger, dessen Entscheidung hier ein relatives Gewicht haben kann — denn auch diese Experten sind bekanntlich oft verschiedener Ansicht. Auch ist das Material der paar Buchstaben der fünf Namensunterschriften William (einmal W.) Shakspere ein geringes. Aber auch wenn ich größere Partien des Testaments (photolitographiert im 24. Shakspere-Jahrbuch) auf diese Buchstaben hin durchsehe, kann ich mich dem Glauben nicht verschließen, daß die Verfasserin

[illegible] hat. Weder der äußere Eindruck der Testaments- und der Namens-[illegible], noch die Vergleichung der einzelnen Buchstaben ergeben eine merk-[liche] Verschiedenheit.

Wer sollte denn das Testament sonst geschrieben haben? Zunächst der [Notar] W. Burde, der des Dichters legaler Berater war. Aber man muß [erwägen], daß dessen Namenszug (S. 240) eine viel klarere, schärfere und andererseits eine verschnörkelte Schrift zeigt, wie sie sich sonst im Testament nirgends findet. Denselben scharfen Charakter zeigt der in lateinischer Sprache verfaßte Kopf, das genaue Datum in Buchstaben und die schließ-liche Beglaubigung des Testaments. Halliwell, die bedeutendste biographische Autorität, der eine große Anzahl von Testamenten von Shaksperes Mit-bürgern gesehen hat, sagt (II, 391), daß die Stratforder bei ihren schrift-lichen Erbschaftsregelungen nur selten juristische Hilfe in Anspruch genommen hätten. – Also Shakspere folgte nur einem allgemeinen Brauch, wenn er seinen letzten Willen selbst schrieb. — In seinem Falle aber sei wohl ein [Notar] erforderlich gewesen, da es sich um die Umwandlung eines Grund-stückes in ein unveräußerliches Erblehen handelte.

Lee (Shakspere S. 271) behauptet — worauf hin? — daß der Mit-unterzeichner „Fra[ncis] Collyns“, ein Freund des Dichters, von diesem beauftragt worden sei, das Testament zu entwerfen. Dessen Namenszug zeigt aber eine weiche, rundliche, sehr schräg gestellte und dabei flüchtige Schrift, die mit der des Testaments keine Aehnlichkeit hat.

Außerdem macht Frau Thumm-Kintzel mit Recht geltend, daß die Schrift des Testaments nichts von der Regelmäßigkeit einer Kanzlisten-handschrift, für welche sie eine Reihe von englischen Proben aus jener [Zeit] aufweist: daß es gerade nicht „in the clerical hand of that age“, wie Malone behauptet, geschrieben ist. Zu einer Schreiberhandschrift steht die Handschrift des Testaments in schroffstem Gegensatz. Sie ist inkorrekt, [ja] vielfach nachlässig, schwer leserlich und enthält Freiheiten, Extravaganzen, Regellosigkeiten der Form, wie sie ein Schreiber sich nimmermehr ge-statten darf. Es ist dies Testament auch nicht in einem Zuge und an einem Tage geschrieben, sondern zu ganz verschiedenen Zeiten und in gegen-sätzlichen Stimmungen, ja wohl unter ganz verschiedenen körperlichen Ver-hältnissen verfaßt, wie das aus dem sehr starken Wechsel in Größe und Form der Buchstaben hervorgeht.“ Die Verfasserin schildert hier richtig den [illegible] wüsten Eindruck*), den das Testament mit seinen Buchstaben von sehr ungleicher Größe, seinen abwechselnd engen und weiteren Ab-ständen der Zeilen, seinen Durchstreichungen und Ueberschreibungen macht. Es ist auch das armselige Vermächtnis des „zweitbesten Bettes“, welches der Dichter von seinem reichen Besitz seiner Frau bewilligt, nachträglich

*) Halliwell sagt (Life of Sh. II, 392), „es würde schwer sein, ein Testament aus Shaksperes Zeit zu finden, das so unregelmäßig geschrieben wäre, wie das

zwischen die Zeilen geschrieben, wodurch der Grad der Liebe, welche in einem derartigen Vermächtnis an die Gefährtin seines Lebens sich zeigt, nicht gerade erhöht wird.

Nun aber kommt ein Bedenken gegen die hier vertretene Ansicht, das geeignet scheint, ihr jeden Boden zu entziehen: nämlich die verschiedene Schreibung des Namens in den eigenhändigen Unterschriften und im Körper des Testaments selbst. Die drei Unterschriften zeigen die Orthographie Shakspere. Freilich herrschen auch hierüber Zweifel, da der Namen offenbar mit zittriger Hand und schnell hingekritzelt ist. Die erste ist jetzt ganz unleserlich; aber Steevens, ein Shakspere-Forscher des 18. Jahrhunderts, hat sie reproduziert, wie sie 1747 bei Auffindung des Testaments war, und hier ist diese Orthographie ganz deutlich. Die beiden anderen Unterschriften liest eine Autorität, der Paläograph Madden, ebenso, und zu seiner Unterstützung muß mit allem Nachdruck betont werden, daß im zweiten Teile des Namens auf keiner der vorhandenen Unterschriften ein lateinisches a zu erkennen ist. Es ist aber undenkbar, daß der Dichter im ersten Teile seines Namens Shak immer (wie auch durch das ganze Testament) ein ganz deutliches lateinisches a schreiben sollte und im zweiten Teil immer ein solches, das absolut keine Aehnlichkeit mit jenem hat. Was man hier als a angesehen hat, ist weiter nichts als die Oese von Shaksperes gewöhnlichem e, das große Aehnlichkeit mit einem deutschen kleinen Schrift — o hat, zusammen mit dem ersten Grundstrich eines eigentümlichen, weit ausgezogenen deutschen Schrift-r, das sich auch im Testament (neben dem viel selteneren gewöhnlichen lateinischen Schrift-r — r —) findet. So kann allerdings er als ear gelesen werden. Von den Unterschriften auf den zu schmalen Pergamentstreifen, welche den beiden Urkunden betreffend das Haus in Blackfriars angehängt sind, ist keine vollständig: es fehlen die Buchstaben nach dem ersten e.

Außerdem kommt aber der Namen des Dichters noch dreimal im Testament vor, in der lateinischen Ueberschrift [Testamentum] Wmi (Wilhelmi) Sh., gleich am Anfang „I. (ich), W. Sh." und gegen das Ende „von mir, dem besagten W. Sh." In den ersten beiden Fällen ist er ungewöhnlich deutlich geschrieben Shackspeare. Sollte Shakspere, wenn er das ganze Testament schrieb, seinen Namen in diesem und in den Unterschriften verschieden geschrieben haben? — Aber jene Ueberschrift ist ja wieder lateinisch, ebenso wie der erwähnte Kopf mit dem umständlich ausgeführten Datum der Urkunde — also vom Notar Byrde. Und die ersten sechs Zeilen enthalten die formelhafte, fromme Einführung; erst mit der siebenten Zeile beginnt das eigentliche Testament: „Meiner Tochter Judith usw." Auch diese Einführung ist wahrscheinlich von Byrde, da dem Laien solche Formalien doch nicht geläufig sind. Außerdem haben wir hier wieder die kurzen, scharfen Buchstaben, die von der nachlässigen Schrift des übrigen Testaments deutlich abstechen. Das a im zweiten Teile des Namens ist hier ebenso deutlich ausgezogen wie im ersten Teile — im Gegensatz zu

[illegible]ren authentischen Autographen. (Auf die sonstigen merkwürdigen Verschiedenheiten der Buchstaben kann hier nicht eingegangen werden.) Am Ende des Testaments ist dann wieder der letzte Teil des Namens mit Shakesperes r und ganz deutlich spere geschrieben. Der erste freilich lautet Shak, während der Dichter in allen authentischen Namenszügen Shak schreibt.

Also müßte er doch seinen Namen verschieden geschrieben haben? — Ja, das ist nicht zu leugnen. Aber wir dürfen hierin für jene Zeit, wo es keine feststehenden orthographischen Gesetze gab, nichts so Befremdendes sehen, als es heute sein würde. Der Fall, daß derselbe, und zwar gebildete Mann seinen eigenen Namen an verschiedenen Stellen verschieden schreibt — wie man damals oft ein Wort in derselben Zeile verschieden geschrieben findet —, war nicht selten. Shakesperes Schwiegersohn schrieb sich Dr. Hall und Hawle, Sir Walter Raleigh: Rauley und Ralegh, der nach Burbage berühmteste Schauspieler: Alleyn, Aleyn, Allen, Allin; der Pamphletist Nashe läßt seinen Namen auf den Titeln seiner Schriften meist [illegible] aber auch Nash drucken.

Was nach meiner Ansicht die Eigenhändigkeit des Vermächtnisses unwiderleglich beweist, ist eine eigentümliche Irrung. Nachdem Shakspere beiden Neffen Harte je eine kleine Summe ausgesetzt hat, denkt er, seiner Enkelin Elisabeth Hall sein gesamtes Silberzeug zu vermachen, der er schon früher eine größere Summe unter gewissen Bedingungen zugewiesen hat. Hier aber muß er seine Aufzeichnung unterbrechen und läßt sie lange liegen. Als er wieder herangeht, ist ihm seine Enkelin im Sinne, er hat aber vergessen, daß er ihr bereits früher eine Summe vermacht hat: er liest oberflächlich die letzte Zeile, wo die den Neffen vermachten Pfund [illegible], glaubt, es handle sich um Elisabeth und hängt nun an den fertigen Satz konstruktionslos einen Zusatz, in dem er festsetzt, nach welchem „ihr" die Summe auszuzahlen sei. Natürlich muß der Satz gestrichen werden. Ein juristischer Fachmann konnte solchen Fehler nicht machen.

Shakspere als Heiratsvermittler.

Zu den wenigen intimen Zügen von Shaksperes Menschlichkeit, welche bekannt sind, hat Wallace ebenfalls auf Grund eines Zivilprozesses einen neuen hinzugefügt*), der uns um so interessanter ist, als er das Bild, das wir aus seinen Dichtungen uns von ihm machen und seine Zeitgenossen uns geben, bestätigt. Daneben erhalten wir durch diesen Prozeß einen, wenn auch nicht großen Einblick in sein Londoner Leben und dessen bei all seiner Größe bescheidenes Milieu. In den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts wohnte er im Hause eines Kopfputz- und Perückenmachers. Dieser Mann, Christopher Montjoy (in den gerichtlichen Urkunden Mountjoy), war Franzose, mög-

*) Er hat seine hübsche Entdeckung mehr als ausführlich dargestellt im diesjährigen (1910) März-Heft von Harpers Monthly Magazine.

licherweise protestantischer Flüchtling, wahrscheinlich aber einer von denen, welche die Herrschaft der französischen Mode in der vornehmen und reichen Londoner Gesellschaft dorthin gezogen hatte. Und in der Tat konnte ein geschickter Friseur, ein Verfertiger jener ungemein kunstvollen, in Gold und Juwelen prangenden Haargarnituren, jener blonden Perücken, besonders der rötlich blonden, welche in Nachahmung der königlichen Haarfarbe der servile Schönheitssinn jener Zeit erforderte, bei den enormen Preisen, die der englische Adel und Kaufmannsstand für jedes Erzeugnis eines unsinnigen Luxus bezahlte, ein schönes Stück Geld verdienen.

So war denn auch Mountjoy ein für seine Mittelstandsverhältnisse wohlhabender Mann. Er besaß zwei Häuser, ein Doppelhaus an der Ecke von Silver und Monkwell (damals Mugle oder Mugwell) Street im nördlichsten Teile der City, ein anderes in Brainford. In dem ersteren hat Shakspere in den ersten Jahren des 17. Jahrhunders, nach seiner Zeugenaussage in dem später zu behandelnden Prozeß, als Mieter gewohnt — eine wichtige und bisher unbekannte Tatsache. Das Haus wurde von dem großen Feuer 1666 mit dem größten Teile der City vernichtet; aber nach ihm sind die Häuser dieses Teiles genau im Rahmen der alten Straßenflucht aufgebaut worden, und heute steht an der genannten Straßenecke ein Wirts- und Logierhaus. Noch heute verbindet die Silver Street die enge Monkwell Street mit der breiteren Wood Street, welche auch heute genau von Norden nach Cheapside hinuntergeht und damals diese mächtige Hauptverkehrsader und glänzendste Straße des Elisabethanischen London mit dem längst gefallenen Cripple Gate (Tor) verband. Das mag damals eine stille Gegend von London gewesen sein, so wie sie der Dichter zur Schaffung seiner größten Kunstwerke brauchte, aber es war nicht eine gesellschaftlich minderwertige. Denn die Silver Street hatte ihren Namen von den reichen Silberschmieden, welche darin wohnten (nach Stowe, Survey of London, 1603), und es gab „verschiedene schöne Häuser darin". Mountjoy ist möglicherweise auch eine bekannte Friseurfirma gewesen, auf welche die folgende Stelle in Ben Jonsons Drama Epicoene, or The Silent Woman (1610) vielleicht anspielt — es heißt da von einer Frau: „All ihre Zähne läßt sie in Blackfriars machen, ihre beiden Augenbrauen im Strand und ihre Haare in Silver Street."

Im Jahre 1598 nahm Mountjoy einen jungen Franzosen Stephen Bellott, dessen Stiefvater, Humphrey Fludde, die verwitwete Madame Bellott geheiratet hatte, in die Lehre, wie üblich, auf sechs Jahre. Dieser junge Mensch erwies sich als sehr tüchtig in seinem Handwerk, und schon während der Lehrzeit äußerten die Mountjoyschen Eheleute öfters in Gegenwart des Dichters und auch zu Bellott den Wunsch, daß Bellott ihre einzige Tochter Mary heiraten möchte — ein naheliegender Gedanken, da das Mädchen ebenfalls eine ausgebildete Friseuse war und die jungen Leute nach des Vaters Tode das blühende Geschäft fortführen konnten. Bellott scheint sich indessen für diesen Gedanken nicht erwärmt zu haben,

und ging, nachdem er 1604 sein Meisterstück gemacht und approbiert worden war, ins Ausland, nach Spanien, von wo er aber noch in demselben Jahre in das Haus seines ehemaligen Lehrherrn zurückkehrte. Als er auch jetzt noch keine Anstalten machte, den Wunsch der Eltern und des Mädchens zu erfüllen, ging die Mutter zu Shakspere und bat ihn, in ihrem Sinne tätig zu sein, indem sie ihrer Tochter eine Mitgift von 50 Pfund (nach heutigem Geldwert 5000 Mark) in Aussicht stellte. Darauf stellte Shakspere die Sache dem jungen Manne vor, und die Heirat kam Ende 1604 zustande.

Indessen hielt der Schwiegervater sein Wort nicht, und es entwickelte sich zwischen ihm und seinem Schwiegersohne, den er als von ihm abhängigen Hausgenossen wahrscheinlich so ausnutzen wollte, wie er den tüchtigen Lehrling — nach Shaksperes Zeugenaussage — ohne jede Erkenntlichkeit ausgenutzt hatte, ein sehr unfreundliches Verhältnis. Im Jahre 1605 waren die Dinge so weit gediehen, daß Bellott mit seiner jungen Frau deren väterliches Haus verließ und ein Zimmer bei dem Schenkwirt George Wilkins*) bezog. Die Mutter wird wahrscheinlich dafür gesorgt haben, daß die Tochter einige alte Möbel und Hausgerät für ihren neuen Haushalt mitbekam. Aber die vor Gericht angeführte Ausstattung war so kläglich, daß Wilkins ihren Wert auf 5 Pfund veranschlagt. Shakspere wohnte zur Zeit der Trennung jedenfalls nicht mehr in dem Hause; sonst hätte er sicher Anteil an dem Schicksal einer Ehe genommen, deren Haupturheber er war; er hätte auch auf die Beteiligten im Sinne des Friedens eingewirkt. Von einer derartigen Aktion seinerseits verlautet aber vor Gericht nichts; er weiß auch nichts über die Art der Ausstattung zu sagen.

1606 starb die Mutter, und von nun an ergab der Vater sich einem verschwenderischen Leben, das die Aussicht auf ein schließliches Vermächtnis von 200 Pfund, welches er seinem Schwiegersohne vor der Heirat ebenfalls versprochen hatte, sehr gering erscheinen ließ. Dazu erklärte er geradezu, daß er Bellott nicht einen roten Heller hinterlassen wolle. Dieser entschloß sich schließlich 1612, eine Klage gegen seinen Schwiegervater bei dem Court of Requests (Billigkeitsgericht) auf Zahlung der versprochenen Mitgift einzureichen. Dazu brauchte er Zeugen für seine Sache, und der gewichtigste war Shakspere. Er wandte sich aber nicht direkt an ihn — auch ein Zeichen, daß Shakspere schon längere Zeit keine Beziehungen zu der Familie gehabt hatte —, sondern durch die Vermittlung eines „Gentleman" Daniel Nicholas,**) eines Freundes Shaksperes, der ebenfalls

---

*) Wallace nimmt mit einiger Kühnheit an, daß dieser Schankwirt der Dichter George Wilkins gewesen sei, dessen Hand berufene Forscher in Shaksperes Timon erkannt haben. Wilkins ist ein gewöhnlicher Namen.

**) Wallace macht ihn zum Sohne des einstigen Lord Mayors Ambrose Nicholas, der am Nordende der Monkwell Street ein Spital gegründet hatte.

in Cripplegate wohnte und gleichfalls als Zeuge auftrat. Als solcher konnte er nur aussagen, was er seinerzeit von Shakspere über diesen Fall gehört hatte. Dieser ging zu Shakspere, welcher sich bereit erklärte, für Bellott einzutreten. Daß er das konnte, beweist wieder — wie auch der Kauf des Hauses in Blackfrias im folgenden Jahre —, daß er nach seiner Uebersiedlung nach Stratford seine Londoner Beziehungen und geschäftlichen Interessen nicht aufgab, sondern wiederholt, vielleicht regelmäßig, längeren Aufenthalt in der Hauptstadt nahm.

Sein Zeugnis*), aus dem der Verlauf dieser Heirats- und Familiengeschichte zu entnehmen ist, war für den jungen Mann sehr günstig. Er sagte, daß Bellott „ein sehr guter und fleißiger Diener" seines Herrn, und dieser immer des Lobes über ihn voll gewesen wäre, weshalb er ihn denn auch zum Schwiegersohne gewünscht habe. Die Mutter, die ihn gebeten habe, Bellott zu einem Heiratsantrag „zu bewegen und zu überreden", habe ihn veranlaßt, diesem eine Mitgift in Geld in Aussicht zu stellen; an die genaue Summe könne er sich nicht mehr erinnern. (Nicholas sagt freilich aus, daß Shakspere ihm seinerzeit von 50 Pfund erzählt habe.) Von dem Versprechen eines Vermächtnisses weiß Shakspere nichts; ebensowenig kann er angeben, welcher Art das Hausgerät gewesen sei, das Mountjoy seiner Tochter Mary bei der Trennung mitgegeben habe. Seine Aussagen machen übrigens den Eindruck einer vornehmen Zurückhaltung. So erlaubt er sich kein Urteil über die Unbilligkeit Mountjoys als nur den indirekten Tadel, daß dieser vor der Heirat von seinem Schwiegersohne immer sehr viel gehalten habe. Auf die Frage, seit wann er die Familie kenne, antwortet er, „soweit er sich erinnere, etwa zehn Jahre". Allerdings kann man annehmen, daß Shakspere in diesem kläglichen Familienstreit um den Groschen, in den er durch seine Gutmütigkeit hineingezogen worden war, nicht gern als Hauptzeuge auftrat, sondern nur aus Pflichtgefühl gegen den jungen Bellott. — Der Londoner Gerichtshof wies schließlich die Entscheidung in dieser Sache der französischen Kirche in London zu, welche eine französische Kolonie in London voraussetzt.

Wallace verwertet dieses Kleinbild aus dem Leben des Dichters biographisch leider in einer Weise, die zum Widerspruch herausfordert. Da Shakspere Bellott als Lehrling gekannt hat, soll er dessen ganze Lehrzeit von 1598 bis 1604 im Hause Mountjoys gewohnt und hier das etwas zweifelhafte Französisch gelernt haben, das er in Heinrich V. der Prinzessin von Frankreich und andern Personen in den Mund legt. Dem widerspricht offenkundig die Aussage Shaksperes im Jahre 1612, daß ihm die Familie seit „etwa 10 Jahren" bekannt sei: das können auch 11 Jahre sein, aber nicht 14. Die Hochzeit des jungen Paares, Ende 1604, hat er im Hause miterlebt; die Trennung der Kinder von den Eltern nicht mehr, denn darüber weiß er nichts auszusagen. Also er ist sicher Mieter im Hause

*) Wallace führt seine und mehrerer anderer Zeugen Aussage wortgetreu an.

Mountjoys gewesen von 1602 bis Ende 1604, möglicherweise schon 1601. Heinrich V. aber wurde spätestens 1599, vielleicht schon 1597 verfaßt. Wenn Wallac nun sich etwas darauf zugute tut, daß er die Quelle entdeckt habe, aus der Shakspere sein Französisch nahm, so macht diese Ueberschätzung einen komischen Eindruck. Ueber Shaksperes Kenntnis des Französischen sollte er sich keine grauen Haare wachsen lassen: die konnte er aus tausend Quellen in der Weltstadt, welche das damalige London war, erlernen.

Wie er in den ersten Jahren in London, etwa 1587, Italienisch lernen mußte, um den unübersetzten Petrarca in seinen Jugenddichtungen wiederholen zu können, wie es in dem Maße keiner der vielen lyrischen Petrarkisten getan hat, und um auf Petrarca sogar seinen ihm allein eigenen dramatischen Jugendstil gründen zu können: so hat er in derselben Zeit auch Französisch gelernt und seine römische Literaturkenntnis bedeutend erweitert. Wenn ihn sein brennender Wissensdurst nicht dazu trieb — welcher wirklich als Hauptmotiv für seinen schließlich ungeheuren Wissenserwerb betrachtet werden muß —, so zwangen ihn dazu die Verhältnisse, in denen er lebte. Er verkehrte mit hochgebildeten Dichtern und jungen Adligen; und zur höheren Bildung des damaligen Englands gehörte — ganz im Gegensatz zu der des heutigen — die Kenntnis der lebenden Sprachen des Abendlandes. Und nun hätte Shakspere im Kreise dieser Männer schweigen sollen, wenn sie von Ariost und Tasso, von Machiavel und Aretin, von Rabelais und Montaigne sprachen, und warten, bis eine Uebersetzung von ihnen erschienen sein würde? Als Ignorant hätte er in seinem Lebenskreise überhaupt nicht verkehren können. Es ist unter solchen Umständen fernliegend anzunehmen, daß Shakspere nicht gleich im Anfang seiner Londoner Laufbahn einen geringfügigen Teil seiner gewaltigen Geisteskraft auf die Erwerbung von Sprachkenntnissen verwandt haben sollte, wie sie heute jeder schwachbegabte deutsche Junge der besseren Stände besitzt.

Wallace geht noch weiter und möchte den Dichter auch bis 1612 im Hause Mountjoys wohnen lassen, während doch der Verkehr zwischen ihm und Bellott um diese Zeit offenbar längst aufgehört hatte. Er läßt ihn hier alle Dramen seit 1598 verfassen und hat darum Schritte getan zu dem Ziele, auf einem Denkmal an dem heute hier stehenden Hause diese Tatsache verewigen zu lassen. Tatsache aber ist nur, daß Shakspere in jener Wohnung wahrscheinlich den Hamlet vollendete und sicher Othello, Lear, Timon und Maß für Maß schuf; daß hier also die furchtbare Seelenkrankheit des Pessimismus den noch jungen Mann erfaßte, auf den Höhepunkt des Timon gedieh und die Krise glücklich überwand: das sollte auf einer Tafel an dem Hause vermerkt werden.

Aber während das Timon-Fieber in dem Dichter tobte, bewahrte er sich außen eine ruhige Haltung: wenn er die lieblose Selbstsucht und Grausamkeit des damaligen Uebermenschentums durchschaute, so war das kein Grund für ihn, die Menschheit als solche zu hassen und zu verachten.

Vielleicht empfand er sogar eine Erleichterung im Verkehr mit seinen einfachen und im Grunde harmlosen Wirtsleuten; jedenfalls ließ er sich durch seine schlimmen Erfahrungen nicht abhalten, ihnen wohlzutun. Wenn wir aber dem Schöpfer der höchsten Kunstwerke aller Zeiten den in niederem Kreise sich freundlich bewegenden Menschen gegenüberstellen, dann müssen wir erkennen, daß dem Dichter zum Trotz der Mensch von einer rührenden Bescheidenheit gewesen ist. Aus dieser soliden, herrlichen Charaktereigenschaft erklärt sich denn auch zum Teil — abgesehen von der Liebe zu seiner Susanna — seine Heimkehr und sein Leben in Stratford.

Hermann Conrad — Gr. Lichterfelde.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Konstantin Ritter, Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre. Erster Band. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. XV und 586 Seiten.

Ritter ist schon früher mit allgemein wertgeschätzten Arbeiten hervorgetreten, von denen für weitere Kreise namentlich die Inhaltsdarstellungen zu Platons „Dialoge", „Gesetze" und „Staat" von Interesse sein dürften, sofern durch diese Darstellungen denen, die nicht schon vorher mit der griechischen Philosophie im allgemeinen und der platonischen im besonderen vertraut sind, die wesentlicheren Gedanken Platons in einer Fassung geboten werden, in der sie sogar bequemer als im Urtext übersehen und leichter verstanden werden können. Aus ähnlichen, entsprechend kürzeren Inhaltsdarstellungen besteht nun auch die zweite Hälfte des vorliegenden ersten Bandes seiner Gesamtdarstellung von Platons Philosophie, während die erste Hälfte eine sehr interessante, in geschichtlicher Beziehung lehrreiche Biographie Platons und eine allerdings weniger für den großen Kreis der Gebildeten als für den kleineren der Philologen und Philosophiehistoriker wichtige kritische Uebersicht über den Bestand von Platons Schriften, deren Echtheit, zeitliche Folge und dergl. enthält.

Die 162 Seiten umfassende Lebensbeschreibung bringt alles, was in dieser Hinsicht aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft werden konnte, wobei auch die neueren Darstellungen des Lebens und Wirkens Platons berücksichtigt wurden, von denen der Verfasser diejenigen von Ed. Meyer in dessen Geschichte des Altertums am höchsten schätzt. So erstreckt sich die biographische Schilderung im ersten Kapitel über „Platons Jugendzeit" auf dessen Geburtsjahr und Familie, die äußerlichen und politischen Verhältnisse seiner Heimatstadt Athen, das Aufkommen des neuen Bildungsideals der Sophistik im Kampf mit der althergebrachten Lebensauffassung, Platons und Aristophanes Stellung zur Sophistik, seine Erziehung, die politischen Aufregungen während der ersten Jünglingsjahre, seine kriegerische Pflichten und Leistungen im reiferen Alter, seinen Anschluß an Sokrates, dessen Auftreten und Schülerkreis, sowie auf die künstlerischen Einwirkungen,

philosophischen Studien und ersten Schriften Platons. Wie sein Trieb zu politischer Betätigung schon in den ersten Mannesjahren durch schlimme Erfahrungen: den Feldherrnprozeß von 406, die Tyrannei der Dreißig und gar die Hinrichtung des Sokrates, abgeschwächt wurde, berichtet er selbst im siebenten seiner Briefe, den Ritter auszugsweise mitteilt, worauf er sich in dem das „frühere Mannesalter“ Platons umfassenden zweiten Kapitel weiterhin über dessen Anklage des Volks durch die Apologie, über die Persönlichkeit des Sokrates in der Schilderung Platons, den weiteren Niedergang Athens, die Teilnahme Platons an den Kämpfen des Korinthischen Krieges, dessen Erlebnisse auf seiner ersten sizilischen Reise und über seine zwischen 399 und 388 ausgeführten Reisen, seinen Entschluß auf das Wirken im engen Kreis der „Schule“ sich zu beschränken, den Gorgias als feierliche Absage an die politischen Freunde, über die Gründe des Antritts der Reisen, insbesondere der italisch-sizilischen und schließlich über das dionysische Syrakus und seinen Beherrscher verbreitet. In das „reifere Mannesalter“, wovon das dritte Kapitel handelt, fällt dann die Schulgründung. Der Verfasser erwähnt zunächst die Schriften dieser mehr als zwanzigjährigen Periode, die Platon berührenden politischen Ereignisse der Zeit, die Aufforderung der Arkader an Platon, ihnen Gesetze zu schreiben, die Kämpfe um Korinth als Einleitung zum Theaitetos, den Regierungswechsel in Syrakus, die dortigen Hofparteien und berichtet dann weiter über die Einladung Platons an den Tyrannenhof, über seine Gründe zur Annahme der Einladung und seine Erlebnisse auf der zweiten Reise nach Syrakus, zum Schluß bemerkend, daß der Parmenides wahrscheinlich in Syrakus geschrieben worden sei. Das vierte Kapitel befaßt sich mit dem „Greisenalter“ Platons. Es schildert das steigende Ansehen der Schule, Platons Verhältnis zu Isokrates, Dion und Dionysius, die weltgeschichtlichen Zeitereignisse, Platons letzte Reise nach Syrakus, die weitere Entwicklung der athenischen Dinge, Dions Befreiungszug und Untergang, Platons Trauer um ihn und seine Ratschläge an Dions Freunde und schließt mit Platons Tod und Grab. Im fünften Kapitel folgt eine herrliche Charakterschilderung Platons, in der seine Rechtlichkeit und Treue, sein Mut und Wahrheitseifer, seine Vornehmheit, Vaterlandsliebe, geschlechtliche Sittlichkeit, Mäßigkeit, Leutseligkeit, Selbstbeherrschung, Würde, mit einem Wort, seine sittliche Vorbildlichkeit hervorgekehrt bezw. verteidigt werden, nicht minder wie seine wissenschaftliche Ehrlichkeit, so daß er auch uns danach gemäß einem Zitat aus dem Altertum als ein Mensch „von vollkommener innerer Harmonie“ erscheint. Der Autor bedauert deshalb sehr den Mangel einer befriedigenden und glaubhaften Darstellung seiner Züge durch eine Statue, der sich ihm aus einer ziemlich eingehenden Untersuchung der auf uns überkommenen Porträtdarstellungen Platons ergibt. Der ganze biographische Teil endet mit einer Schilderung der Akademie nach Usener und nach der griechischen Komödie.

Die Inhaltsdarstellungen des zweiten Teils erstrecken sich auf die

Schriften der ersten Periode, etwa von 405—380 v. Chr., auf den Laches, kleineren Hippias, Protagoras, Charmides, größeren Hippias, Euthyphron, die Apologie, den Kriton, Gorgias, Euthydemos, Kratylos, Menon, Menexenos, Lysis, das Symposion und auf den Phaidon. Bei deren Wiedergabe ist Ritter bemüht, auch die zum Teil sehr kunstvolle Form hindurchblicken und die leitenden Gedanken durch Winke und Erläuterungen deutlicher hervortreten zu lassen. Da in den frühesten Schriften ethische Fragen im Vordergrunde stehen, wird erst diesen besondere Aufmerksamkeit zugewendet, der Ethik des Gorgias und der ihm vorausgehenden und unmittelbar folgenden Dialoge sogar ein eigenes Kapitel gewidmet, in dem die Grundgedanken der Ethik Platons kurz und klar zusammengefaßt werden. Eine ebensolche Zusammenfassung wird am Schluß des Bandes der Ideenlehre des Phaidon und der früheren Dialoge zuteil. Hierbei ist der Verfasser zugleich bestrebt, der aristotelischen Auffassung, wonach „das Was des logischen Begriffs als solches selbständige Realität haben soll", als einem Mißverständnis den Boden zu entziehen. Wir können natürlich im Rahmen einer Anzeige auf diese sowie auf die vorhergehenden, an die einzelnen Dialoge direkt anknüpfenden Erörterungen nicht eingehen, können aber auch ohnedies jedem, der Platon noch nicht genauer kennt, und selbst dem Kenner dieses neueste Werk über ihn warm empfehlen. Mit gründlicher Kenntnis alles auf ihn Bezüglichen, einem tiefen Verständnis seiner Lehre, einer begeisterten Verehrung seiner Person verbindet Ritter eine Darstellungsweise, die an Klarheit und Schönheit fast nichts zu wünschen übrig läßt. Die Uebertragung einzelner ausgezogener Stellen aus Platons Schriften ist geradezu musterhaft. So sehen wir denn mit Interesse und in der Erwartung eines weiteren Genusses dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen, der den Abschluß dieser Betrachtung der einzelnen Schriften und außerdem eine Zusammenfassung des lehrhaften Stoffes unter allgemeinen Gesichtspunkten bringen soll.

Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Pädagogik.

Die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend: Ein Preisausschreiben.

Lang, lang ist's her, da hatten die Schweizer auf der Tübinger Hochschule einmal einen Festkommers. Als Gäste waren zumeist Schwaben geladen. Unter andern Festpauken feierte einer von uns Schwaben mit Pathos die Schweiz als Freistatt politischer Flüchtlinge. Mit solcher Verherrlichung politischer Freiheit erntete er starken Beifall. Es schien, als hätte dieser Freischütz den Vogel abgeschossen. Aber noch stärker war der Beifall, als darauf einer der Schweizer in einer schlichten Rede den Spruch tat: Die Jugend habe mit der Politik überhaupt nichts zu schaffen.

Da spürte man den Hauch akademischer Freiheit: „Freiheit, die ich meine". Freiheit, die auch unsere Schweizer meinten, deren Jugend angeblich heute politischer ist als die deutsche.

Diese Jugenderinnerung hat sich mir aufgefrischt, als ich neulich das Preisausschreiben „zur Förderung der staatsbürgerlichen Erziehung der deutschen Jugend" zu Gesicht bekam. Aus geht es von der „Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung des deutschen Volkes". Am Preisausschreiben bemerkt man zunächst einiges, was gebricht: erstlich das Datum der Ausschreibung. So ganz gleichgültig ist der terminus a quo doch nicht. — Zweitens ein Thema, das packt oder sich wenigstens packen läßt. Nur mit Umschweifen hilft uns das Preisausschreiben auf die Spur der gewünschten „methodischen Erörterungen" und „praktischen Beispiele". — Drittens fehlen klare Begriffe von der Sache selbst, der man dienen will. Gleich auf Seite 1 wechselt staatsbürgerliche Erziehung mit Bürgerkunde, staatsbürgerlicher Belehrung, staatsbürgerlichem Unterricht, als ob all das eben eines und dasselbe wäre. Und von den dreierlei Preisarbeiten endlich, die man da zugleich vergibt und ein richtiger Herkules von Bewerber dem Anscheine nach auf einmal zwingen und mit drei Preisen krönen lassen könnte, widerspricht vielmehr die Gattung A, Bürgerkunde als ein Stück Schulmethode, den beiden Gattungen B und C, Bürgerkunde als unabsehbare Monographienserie zum Selbststudium: B für die gebildete, C für die proletarische Jugend.

So schwach die wissenschaftliche Haltung des Preisausschreibens ist, so stark seine geschäftlichen, seine kaufmännischen Nerven. Die Länge der Preisschrift wird je für A und B und C auf dem Ladentisch etwa so, wie der Stoff zu Rock und Hose und Weste, mit der Elle zugemessen und hiernach bezahlt: so und so viel Seiten à so und so viel Silben um so und so viel Mark. Neben zwei ausgesetzten Preisen für jede Gattung, Preisen im mäßigen Betrage zwischen 600 und 100 Mark, lockt noch das Versprechen des Ankaufs weiterer gut sitzender Maßarbeit gegen eine Entschädigung zwischen 300 und 75 Mark, auch je nach dem Ellenmaß. Beim rühmlich bekannten Hang und Drang des deutschen Volkes zur Buchmacherei und Schulmeisterei und somit allermeist zur Schulbuchmacherei kann es nicht an Bewerbern, kann es gar nicht daran fehlen, daß am Verfalltag in diesem Herbst unter die Augen des beteiligten Verlags — dessen Vertreter ebenso anonym wie bedeutsam als letztes Mitglied des Preisgerichtes aufmarschiert — um die paar hundert Mark, die man daran rückt, das gewünschte Sortiment gangbarer Handelsware zur geneigten Auswahl hingebreitet wird. Nicht einmal so zwar ist man ganz auf kaufmännischer Höhe, noch nicht auf der Höhe, wie etwa die beliebte Mode der „Rundfragen" zur Gewinnung von hochansehnlichen Gutachten über die Sensationen des Zeitlaufs, jene Literarspekulation, die dem Verleger vollends wenig kostet und gar von der bloßen und bloß=gestellten Eitelkeit der Autoren zehrt. Aber bei unserem Preisausschreiben braucht man wenigstens keinen

Autor zu fragen und zu bitten; man fordert auf: „Zur Beteiligung fordern wir nicht nur Angehörige der pädagogischen Berufe, sondern namentlich auch im praktischen und öffentlichen Leben stehende Männer auf": so schließt der Prospekt und bewegt sich leider mit diesem Schluß im gleichen Halbdunkel von Begriffen wie mit seinem Anfang. Pädagogische Berufe gegenübergestellt dem praktischen Leben? Ich sehe Menschen als sehe ich Bäume! Pädagogischer Beruf gilt sonst für Praxis im eminenten Sinn. — Und dann wieder praktisches neben öffentlichem Leben? Zweierlei das oder einerlei? — Jedoch über die Zusammenwerbung der Preiskonkurrenten rechten wir mit dem Urheber so wenig wie über die Zusammensetzung seines Preisgerichtes. Wir wollen auch in jetziger Zeit der Schulexperimente keinem Bewerber den Spaß verleiden, zumal keinem Kollegen; wollen aber auch uns den Spaß nicht verderben lassen, uns Familienvätern, uns Staatsbürgern überhaupt und unserer Jugend obendrein.

Gewiß! ein rechter Staatsbürger wünscht ja staatsbürgerliche Erziehung der Jugend. Weil man nun aber „könnt' erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären", so fragt er erstlich nicht nach der Erziehung der Jungen, sondern der Alten und ruft zweitens nicht nach der Schule und dem Schulmeister, sondern nach der Familie und den Eltern. Dieses Zweite muß uns um des Preisausschreibens willen als Erstes kümmern.

Selbst wenn es anginge, daß man der Jugend an und für sich so mit einer neuen Erziehung käme, wie in der Schule mit einer neuen Kunde, einem neuen Lehrbuch, oder wie in der Krankenstube mit einer neuen Diät und Kost, und selbst wenn der Schulmeister in der Erziehung sachverständiger wäre als die Eltern, wie ja in der Diät meistens der Arzt auch der Sachverständigere ist —, die Eltern sind doch zur Erziehung die Erstberechtigten und Erstverpflichteten, die Eltern oder ihre Stellvertreter. Gegen die Schmeichelei, daß der Schule die Erziehungspflicht zukommt, der Lehrer zuerst Erzieher und dann erst Lehrer sei, dürfen sich beide Parteien gleich sehr wehren: die Schule als gegen eine Ueberbürdung, die Familie als gegen eine Entwürdigung. Freilich: keine Lehre ohne Zucht. Aber dieser Satz wäre hier ein Gemeinplatz wie der Kehrsatz: keine Zucht ohne Lehre. Zucht läuft beim Schulbetrieb mit unter, wie in jedem Betrieb: Arbeiterzucht im Fabrikbetrieb, der eigentlich nur der Massenherstellung von Waren dient; „Manns"zucht in der Kaserne, die eigentlich nur auf Schlagfertigkeit berechnet ist. Sogar beisammen findet sich Kasernen- und Fabrikerziehung in der Schule: Schulbetrieb nämlich wie Fabrikbetrieb setzt mit der Massenherstellung von Werten an dem Punkt ein, wo die hauswirtschaftlichen Mittel versagen; und die Schule ist ferner wie die Kaserne zugleich Kompagnieschule, ist Schule der Kameradschaftlichkeit mit obligatem Wettbewerb. Die Schule als Erzieherin im Nebenamt braucht uns also nicht lange vorgestellt zu werden; wir kennen sie schon. Aber Haus und Familie, diese Erzieher im Hauptamt von Gottes Gnaden, von

wegen der Vernunft und Natur, leisten auch die Hauptstücke der Erziehung, nämlich gegenüber der notwendigen, oft leidigen Gleichformung durch die Schule die Gewähr der Eigenart, gegenüber den Spezialfertigkeiten der Schule das Gleichgewicht der Kräfte, gegenüber dem Wettbewerb, der in die Schule schon Schatten des Erwerbslebens hereinwirft, die Anerkennung der moralischen Instanzen und Distanzen als der Grundlagen des Staatsbürgertums.

Moralisieren ist unbeliebt; naturalisieren wir also unser Thema! Erziehung ist Kraftsteigerung, ist Heranziehung zum Punkte der größten Wirkung. Weil aber die größte Kraft der Geist ist und darüber hinaus keine Urkraft irgendwie denkbar, so ist Erziehung auf der niedrigsten wie auf der höchsten Stufe Vergeistigung; Beweis der Erzogenheit also die Geistesgegenwart. Bestes Bild der Geistesgegenwart: der Fechter; Meister der Fechtkunst aber allemal, wer den Sieg des Geistes über das eigene Fleisch erstritten, wer Wissen und Wollen, Wollen und Vollbringen in Uebereinstimmung gebracht hat. Dies auch das erste und größte Gebot der staatsbürgerlichen Erziehung. Pflegt aber der Fechter auf dem Fechtboden mit sich und seinem Komment allein zu stehen, so gehört im Leben zur Erziehung, zur Kraftsteigerung, zur Vergeistigung der Anschluß an alle Kraftquellen der Natur und Kultur: eine Versuchung dieses eben für die Schule, die sich die Erziehung anmaßt, eine Versuchung, ihren Bereich vom Multum über die Multa auszudehnen, eine Mahnung eben dasselbe aber auch für den Erzieher wie für den Zögling, nicht irgend Wissenschaft und Kunst, sondern Recht und Pflicht als Trutz- und Schutzengel der Geistesgegenwart auf dem Weg vom persönlichen Leben ins Familien- und Gemeindeleben und Staatsleben hinaus mitgehen zu lassen.

Geklärt also wäre zugleich mit dem Verhältnis zwischen Schule und Familie auch das Verhältnis zwischen Bürgerkunde und Staatsbürgererziehung. Geklärt seien diese Begriffe mindestens als Beding eines öffentlichen Preisbewerbs. Ehe man rennt, sei die Rennbahn abgesteckt! Tun wir dazu noch ein Uebriges zunächst als Schulmeister!

Ob wir wohl mit unseren dargelegten Begriffen von Schule und Erziehung Gnade finden vor dem Ueberschulmeister, der in unserem Zeitalter und Reich umgeht fast wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge? Wir bitten seine Großmut noch um Gehör für Folgendes. Angenommen, daß wenigstens die Staatsbürgerkunde zum Schulfach tauge, vielleicht nur als Notbehelf dafür, daß das Elternhaus andererseits der staatsbürgerlichen Erziehung vor lauter wirtschaftlicher Bedrängnis vielfach nicht genüge; angenommen, daß bereits der Lehrplan irgend welcher Schulgattung auf die Möglichkeiten der Bürgerkunde günstig geprüft wäre: angenommen also, es böte die neue Schulkost einen Ersatz für einen Teil der alten oder eine Würze zur Leichterverdaulichkeit der alten — und in diesem Sinn möchte wohl das Preisgericht die Aufgabe am liebsten bear-

bereit sehen –: haben wir, so fragt man billig, alsdann die **persönlichen** Kräfte zur Herstellung dieser neuen Kost und Würze? Haben wir die Personen? **Sachliche** Möglichkeiten, Anknüpfungen der Bürgerkunde an den bisherigen Lehrstoff zu finden, das ist ja keine Kunst, ist so unverdienstlich als Gucklöcher in die Wand zu schlagen, wo ohnehin schon Fenster zuviel sind; die Boden- und Bevölkerungsfrage z. B. ist keineswegs nur bei den Gracchen im alten Italien, die Nationalitätenfrage keineswegs nur bei den Saisonarbeitern aus dem neuen Italien anhängig, sondern auf allen Blättern der Weltgeschichte, der Erdkunde, der Naturlehre, der Weltliteratur, ja in den Uebungsbeispielen der Rechen- und Sprachbücher wimmelt's dermaßen von Bezügen der Bürgerkunde, daß gerade jener Lehrer, der unabgelenkt von Bürgerkunde zum Lehrziel hindurchsteuert, einen Preis verdient. Nicht eine Frage der Fächer und Lehrbücher, sondern nach Lehrpersönlichkeiten ist die Frage der Bürgerkunde für die Schule. Und eben die Frage nach würdigen Trägern der staatsbürgerlichen Botschaft an die Jugend böge sich wieder in eine Frage nach der staatsbürgerlichen Erziehung der Alten um. Nun aber endlich, wenn wir sie hätten, diese Alten: von tiefgründiger Sachkunde, von männlicher Ueberzeugung, von löblicher Mitteilsamkeit gegen die Jungen, hätten wir dann wirklich Schulpädagogen und nicht eher **Schuldemagogen**? Ja: was den Menschen am nächsten angeht, darin ist er am meisten befangen, befängt sich fürs allergegenwärtigste Gemeinde- und Staatsleben allemal im Horizont seiner Person oder Partei, einer religiösen oder politischen, einer genossenschaftlichen oder wirtschaftlichen, und je unbewußter, desto enger, desto immer sogar. Und diese Parteiorientierung der Alten, angesonnen den Jungen, den Unreifen, wo anstatt eigener Erfahrung und Urteilskraft lediglich das Wort und Ansehen geehrter und gelehrter Personen entscheidet, dergleichen droht statt Führung vielmehr Verführung, Demagogie zu werden. Zwar auch der Vater kann am Sohne zum Demagogen werden, dann aber im Unterschied vom Lehrer auf eigene Kosten und Gefahr, Kosten und Gefahr so untilgbar wie die väterliche Verantwortung. Und Einheitlichkeit wäre wenigstens in dieser häuslichen Demagogie, einheitlicher Schnitt und Faltenwurf in solcher häuslich zugeschnittenen aparten Toga praetexta des angehenden Bürgers. In der Schule aber käme durch die [illegible], vielmehr einander ab- oder auflösenden Schneiderkünste aller beteiligten Meister leicht ein Unding von Lappen und Falten und Farben, so recht eine Ueberschulmeisters-Toga heraus, wenn die nicht, wie die Erfahrung bereits lehrt, allemal daheim zurechtgerückt und -gebügelt würde.

Und nun desgleichen wie zur Bürgerkunde in der Schule auch noch ein Wort von der staatsbürgerlichen **Erziehung** in der **Familie**! Und etwas Näheres und Nötigeres zuvor vom **Wesen** dieser staatsbürgerlichen Erziehung.

Von der Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung des deutschen Volkes ist mir nichts als das gegenwärtige Preisausschreiben bekannt.

Man schuldet ihr bei der Wichtigkeit des Gegenstandes eine offene Darlegung ernster Bedenken, aber auch einen Dank dafür, daß sie uns Alten wieder einmal einen Antrieb zur staatsbürgerlichen Selbstprüfung, so etwas wie ein Stündchen Andacht gebracht hat; worauf ja gerne eine Beichte folgt, wie hiermit noch kurz geschieht.

Die Schule des Staatsbürgertums ist weder eine humanistische noch eine realistische, weder eine Volks- noch eine Hochschule, sondern: Religion, — wenn nämlich religio allen etymologischen Zweifeln zum Trotz die innige Verbundenheit mit der gesamten Schöpfung heißt, Verbundenheit um so mehr, je geistigere Bande sich herüber und hinüber schlingen lassen. Religion ist dann keineswegs Privatsache, ist politisch, wie alle höhern Kräfte des Menschenlebens politisch sind; aber persönlich ist sie, ist voller und bewußter Einsatz der persönlichen Gaben in den Gemeindebetrieb und ebenso voller und bewußter Bezug neuer persönlicher Kräfte aus diesem Gemeindebetrieb. Für diesen Kräfteumsatz bedeutet Schule und Lehre wenig, Zucht und Betätigung viel und alles. Immerhin

„Drei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer“:

drei Worte des Staatsbürgertums und der Staatserhaltung. Zwei davon sind bald bekannt: die Scholle und die Ehe. Heilig die Scholle um ihres unerschöpflichen Nährsegens willen, heilig die Ehe um ihres fortpflanzenden Kindersegens willen. Beides der Grund und Beding für eines Volkes Wachstum und Stärke. Sind aber doch nicht einmal für den Baum da draußen im Garten der nährende Saft des Bodens und die fortpflanzende Kraft des Samens die einzigen Lebenselemente, ist's vielmehr eine dritte Kraft, die ihn über die Erde und über sich selbst emporzieht, so gehört erst recht beim Menschen zum Erziehen noch das „Aufziehen“ im strengsten Sinn, eine Kraft der Emporziehung. Der Baum schließt einen Bund mit der Sonne, deren Licht ihn emporzieht; der Mensch, um sich selbst emporziehen zu lassen, nimmt gleichfalls höhere, kosmische Kräfte zu Hilfe, und den Bund mit diesen Mächten eines höheren, unvergänglichen Lebens nennt er mit dem dritten von jenen inhaltsschweren Worten: Opfer. Des Opfers eigentliches Geheimnis ist und war zu allen Zeiten Gewinnung höherer Kräfte durch Hingabe niedriger, vergänglicher Güter. Unserer Tage üblichstes Opfer auf dem Altar des Staatsbürgertums heißt: Steuer. Fürwahr auch schon in der alleinigen Form der Steuer, der billigen und willigen, erreicht der Opferdienst eine Höhe, daß der Spruch gilt: Steuerweisheit ist Weltweisheit. Auch andere Opfer aber wie an Gut und Blut, so noch mehr an Träumen und Schäumen werden alle Tage gerade dem auferlegt, der mit jenen beiden ersten Hauptstücken des Staatsbürgertums Ernst macht: der Scholle und der Ehe, und so gereichen ihm erst alle die drei zum Heil und Segen.

Beinahe fühlen wir uns auf die Bahnen der Weihe und der Symbolik verlockt, auf denen Goethes reifste Erziehungsweisheit zuletzt seinen Wilhelm

Meister hinleitet. Aber zurück zu uns selbst! Staatsbürgerliche Erziehung mit dem dreifachen Heil der Scholle, der Ehe und des Opfers ist etwas zu Großes, als daß wir sie in ein Schulfach gleichwie in ein Schubfach einräumten; und staatsbürgerliche Erziehung, wenn sie nun Aufgabe nur der Familie ist, so ist sie wiederum etwas zu Hohes, als daß sie darzubieten wäre etwa in der Form des Tischgesprächs; des Tischgesprächs, das, richtig geübt, zur selbstverständlichsten Bürgerkunde, überdies zu einem unschätzbaren Erziehungsmittel für Jung und Alt und zu einer Blüte des Familienlebens, einer wahren Kunstblüte auszubilden wäre. Bleibt Heiligtum der Scholle und Sakrament der Ehe vorab reiferem männlichen oder weiblichen Verständnis vorbehalten, dann ist **Opferdienst** die alleinige Losung und Lösung unserer Preisaufgabe, ist das Mittel der staatsbürgerlichen Erziehung im Haus und drüber hinaus; Opferdienst als das dritte und geistigste jener inhaltsschweren Worte.

Zu diesem dritten aber die Alten den Jungen voran zu erziehen, das wäre die Aufgabe einer Volksgemeinde und ihrer führenden Männer und Frauen. Wir wagen dieser Erziehung zuliebe die Losung „**Pluralrecht**“, die verfälschte Losung jüngster Wahlrechtsreformversuche, hier in einem andern, einem reineren Sinn auszugeben. Und jetzt kämen wir erst an die eigentliche Antwort auf die eigentliche Frage. Leider erinnert uns der geneigte Leser daran, daß diese Frage und Antwort über den Rahmen unseres Themas hinausginge und — einem künftigen Preisausschreiben dieses Inhaltes möchte ich auch nicht vorgreifen. Kommt es dann aber, dieses Preisausschreiben, so wird die erste Bewerbung, die beim Preisgericht einläuft, die meinige sein.

Prof. P. Feucht, Stuttgart.

Politik.

O. v. Schjerning, Dr., Generalstabsarzt der Armee, **Sanitätsstatistische Betrachtungen über Volk und Heer**, Bd. XXVIII der Bibliothek v. Coler-v. Schjerning, 116 Seiten, 37 in den Text gedruckte Tafeln, 6 Karten, Berlin, A. Hirschwald, 1910.

Statistische Werke erfreuen sich bei der großen Masse des Publikums im allgemeinen keiner großen Beliebtheit, und nicht medizinisch gebildete Leser mögen geneigt sein, diese Abneigung besonders an einem sanitätsstatistischen Werke zu betätigen. Wollten sie aber dieser Abneigung auch gegenüber dem vorbezeichneten Buche Raum geben, so würden sie sehr unrecht tun. Denn dieses Buch enthält auf gedrängtem Raume eine solche Fülle ethnischer Tatsachen aller Art, daß man jedem, der im öffentlichen Leben steht, nur empfehlen kann, das Buch sehr gründlich zu studieren.

Der Herr Verfasser, dem nach seiner dienstlichen Stellung selbstverständlich das ganze umfassende Material der preußischen Militärbehörden zur Verfügung gestanden hat, der aber nicht nur dieses Material, sondern auch die gesamte, wissenschaftliche Literatur der letzten Jahrzehnte beherrscht, beginnt sein Werk mit einer Untersuchung der Frage, ob die Militärtauglichkeit in Deutschland in den letzten vierzig Jahren zurückgegangen sei, und er kommt zu dem höchsterfreulichen Resultat, daß bis jetzt die Wehrfähigkeit in Deutschland noch nicht erheblich gesunken ist, daß vielmehr das Reservoir des deutschen Volkes noch so viel Wehrfähige über den jetzigen Bedarf hinaus enthält, daß ihm, wenn das etwa nötig werden sollte, der Ersatz für etwa sechs neue Armeekorps würde entnommen werden können. Auch spricht dafür, daß bis jetzt die Wehrfähigkeit sich nicht vermindert hat, die Tatsache, daß die Körpergröße der ausgehobenen Mannschaften, wenn auch nicht durch ganz Deutschland gleichmäßig, so doch im ganzen zugenommen hat. Andererseits aber hält der Herr Verfasser es für dringend notwendig, daß zur Erhaltung des bisherigen Standes der Wehrfähigkeit die schulentlassene Jugend aller Stände, die gerade nach der Entlassuug aus der Schule, mag diese früher oder später erfolgen, besonderen Schädigungsmöglichkeiten ausgesetzt ist, zu einer methodischen Pflege des Körpers angehalten werde, und zwar nötigenfalls durch gesetzliche Maßregeln von Staatswegen.

In der Streitfrage, ob die ländliche oder die städtische Bevölkerung eine größere Wehrfähigkeit aufweise, kommt der Herr Verfasser im wesentlichen zu demselben Resultat wie Evert in seinen bekannten Untersuchungen in der Zeitschrift des Preußischen Statistischen Landesamt, Ergänzungsband 28, mit anderen Worten zu dem Resultat, daß für die Wehrfähigkeit anscheinend nicht so sehr der industrielle oder landwirtschaftliche Beruf als vielmehr die städtische oder ländliche Abstammung entscheidend ist — und daß je größer die Gemeinde, desto geringer ihr prozentualer Anteil an der ausgehobenen Mannschaft ist. Nur die Gemeinden unter 2000 Einwohnern haben mehr Soldaten geliefert, als ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht! Und daraus folgt, daß der immer erschreckenderen Abwanderung vom Lande auch aus Gründen der Landesverteidigung mit jedem möglichen Mittel entgegenzuwirken ist. Der Herr Verfasser empfiehlt deshalb neben der Anlage von Gartenstädten besonders — und in diesem Punkte freue ich mich sehr der Uebereinstimmung mit ihm — die Verlegung von Industriewerken auf das Land. Und ich möchte hinzufügen, daß alles, was die Lebensverhältnisse der ländlichen Arbeiter hebt, und alles, was die Kleinsiedlungen, die innere Kolonisation fördert, der Wehrfähigkeit zugute kommt.

Neben der Erörterung dieser beiden wichtigsten Fragen nach den „Grundlagen der deutschen Wehrkraft“ enthält der erste Abschnitt des Buches, der die in Anführungszeichen gesetzten Worte als Ueberschrift trägt, eine Fülle weiterer Untersuchungen, von denen ich nur beispielsweise auf

die Erörterung des Verhältnisses von Säuglingssterblichkeit und Wehrkraft, auf die Erörterung der Wehrfähigkeit der gebildeten Stände und auf die vergleichende Rekrutierungsstatistik Deutschlands, Frankreichs und Oesterreich-Ungarns hinweisen will. Den Anhängern der Darwinschen Theorie wird es schmerzlich sein, zu erfahren, daß die Säuglingssterblichkeit keineswegs in bezug auf die Wehrfähigkeit einen selektorischen Einfluß im Sinne Darwins ausübt, daß vielmehr die Rekrutierungsstatistik lehrt, daß je größer die Säuglingssterblichkeit in einem Bezirke ist, desto schlechter auch die Gesundheit der am Leben bleibenden Kinder in dem Bezirke ist.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit einer Statistik des Gesundheitszustandes im Heere. Sie ergibt, daß der Gesamtgesundheitszustand seit 1873/74 sich ständig gehoben, der Krankenzugang immer geringer geworden ist. Für einzelne Krankheiten ist die Besserung geradezu überraschend: von 1873/74 bis 1906/7 haben z. B. abgenommen die Erkrankungen an Malaria von 32,1 pro Mille auf 0,08 pro Mille, die Erkrankungen an Ruhr von 6,8 pro Mille auf 0,02 pro Mille. Auch in Hinsicht auf die Morbidität der Tuberkulose hat die preußische Armee im Vergleich zu anderen, besonders zu der französischen Armee glänzende Verhältnisse. Dagegen haben die Nervenkrankheiten nicht unbeträchtlich zugenommen, und die venerischen Krankheiten, die freilich seit 1873/74 ebenfalls durchweg abgenommen haben, in einzelnen Standorten um mehr als die Hälfte, sind nach wie vor Gegenstand ernster Sorge für die militärärztliche Verwaltung. — Der günstigen Morbidität entspricht eine ebensolche Mortalität im deutschen Heere, das in bezug auf seine Mortalität weit unter den Heeren Oesterreich-Ungarns, Italiens, Frankreichs und Rußlands steht, das außerdem seit 1873/74 eine anhaltend sinkende Mortalität aufweist. Ein dunkler Punkt ist freilich in der Mortalitätsstatistik die besondere Selbstmordstatistik: an Selbstmordhäufigkeit wird das deutsche Heer nur noch von dem österreichisch-ungarischen übertroffen, und auch wenn man berücksichtigt, daß die Selbstmordhäufigkeit sich von etwa 1890 an in einer gegen die Zeit vor 1890 im ganzen absteigenden Kurve befunden hat — daß auch die Selbstmordhäufigkeit innerhalb der einzelnen Armeekorps in einer gewissen Beziehung zu der Selbstmordneigung der Zivilbevölkerung der Bezirke steht, innerhalb deren die Armeekorps ihre Standorte haben, die Gründe der Häufigkeit der Selbstmorde also nicht in militärischen Verhältnissen, sondern im Volkscharakter zu suchen sein werden, so fällt doch von dieser Statistik ein Schatten auf die glänzenden Bilder, die das Buch sonst bietet.

Was das Buch aber besonders wertvoll machen muß für jeden, der im öffentlichen Leben steht, das ist die Tatsache, daß man bei seiner Lektüre immer wieder auf die zahllosen Wechselbeziehungen hingewiesen wird, in denen bei uns Volk und Heer steht. Auf einzelne dieser Wechselbeziehungen habe ich in dem Vorstehenden schon hingewiesen, andere zahlreichere aber, die in dem Buche erwähnt sind, übergehen müssen, und auch der Herr

Verfasser hat sich in dem letzten Abschnitte, den er „Einfluß des Heeres auf das Volk“ betitelt hat, über diese Wechselbeziehungen sehr kurz gefaßt. Aber niemand wird, wie ich glaube, das Buch aus der Hand legen, ohne die Erkenntnis neu gewonnen zu haben, oder in ihr von neuem befestigt zu sein: wie das Heer dem Volke entstammt und ihm seine Existenz verdankt, so fördert das Heer die Wohlfahrt des Volkes auf hundertfache Weise und vergilt dem Volke schon in Friedenszeiten durch diese Förderung seine Existenzmöglichkeit, und wenn irgendwelche utopische Verhältnisse unser Heer überflüssig machen könnten und es aufhören ließen zu existieren, so müßten hundertfach neue Einrichtungen getroffen werden, damit die Vorteile, die dem Volke bis dahin aus dem Heere zugeflossen sind, ihm auf andere Weise zugänglich gemacht werden könnten. Und diese Erkenntnis, die man aus dem Buche gewinnt — die Erkenntnis der untrennbaren Einheit von Volk und Heer auf Gedeih und Verderb, die ist es, die dem Buche für jeden unter uns einen ebenso hohen Wert verleiht, wie es ihn für den Militärarzt im besonderen wegen seiner fachwissenschaftlichen Darlegungen hat.

Dr. Johannes Croner, Die Geschichte der agrarischen Bewegung in Deutschland, Berlin, Georg Reimer, 1909, 269 S., geh. 5 M.

Der Herr Verfasser bezeichnet es im Vorwort als seine Absicht, „im Sinne des unparteiischen, leidenschaftslosen Chronisten ein Stück Zeitgeschichte zu geben“, und man muß ihm zugestehen: ruhiger und leidenschaftsloser, als er es tut, kann kein Chronist seinen Stoff darstellen, und wer von dem Getöse der Versammlungen des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch etwas zu vernehmen erwarten würde, würde gänzlich enttäuscht werden.

Was der Herr Verfasser unter der agrarischen Bewegung in Deutschland versteht, hat er mit ausdrücklichen Worten nicht gesagt, indessen ergibt der Inhalt deutlich: er versteht darunter nicht eine Geschichte der deutschen Landwirtschaft und ihrer politischen und wirtschaftlichen Tendenzen (etwa im letzten Jahrhundert), sondern er engt den Begriff der agrarischen Bewegung auf die wirtschaftlichen Tendenzen derjenigen Leute ein, die man in Deutschland und mit besonderer Vorliebe in der liberalen Tagespresse als „Agrarier“ bezeichnet. Denn nur vom Standpunkte dieser stillschweigenden Begriffsbestimmung aus ist es zu verstehen, daß der Herr Verfasser weder der freien, nicht auf der Rentengutsgesetzgebung beruhenden Kleinsiedlung der letzten Jahrzehnte, noch der sog. „Leutenot“, der Abwanderung der landwirtschaftlichen Arbeiterschaft, noch schließlich den sozialen Verhältnissen dieser Arbeiterschaft einen Raum in seiner Darstellung bewilligt hat — daß er Fragen wie die nach der Ausdehnung der Landwirtschaft, extensiv durch Kultivierung bisheriger Oedländereien, intensiv durch Ertragserhöhung, nach dem Verhältnis der landwirtschaftlichen Be-

völkerung zur Wehrkraft und vieles andere im Vordergrund der wissenschaftlichen und der politischen Diskussion stehende unerörtert gelassen hat.

Ob diese Einengung des Begriffs agrarisch dem allgemeinen Sprachgebrauch entspricht, will ich dahin gestellt sein lassen. Daß sie dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch entspreche, will mir zweifelhaft erscheinen, man vergleiche z. B. die Artikel Agrargeschichte, Agrarkrisis, Agrarpolitik, Agrar- und Industriestaat, Agrarstatistik im Conradschen Handwörterbuch der Staatswissenschaften, III. Aufl., oder die Titel und den Inhalt von Büchern wie Buchenberger, Agrarwesen und Agrarpolitik, v. d. Goltz, Vorlesungen über Agrarwesen und Agrarpolitik, Hitze, Abriß der Agrargeschichte.

Akzeptiert man aber den Begriff, den der Herr Verfasser sich von der agrarischen Bewegung gesetzt hat, so muß man anerkennen, daß er mit großer Gründlichkeit das Material zur Geschichte dieser so begrenzten Bewegung zusammengetragen und geordnet hat. Ich möchte sogar glauben, daß das Buch als Quellensammlung für diese Bewegung den Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, bis auf einen einzigen Punkt: die Versuche zur Entschuldung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes, die man im Osten der preußischen Monarchie, besonders innerhalb der ostpreußischen Landschaft diskutiert hat, haben keine Erörterung gefunden.

Auf einen kleinen Irrtum wolle mir der Herr Verfasser gestatten an dieser Stelle hinzuweisen: der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Flügge, den er S. 105 zitiert, ist nicht nationalliberal, sondern in allen Wahlperioden, während deren er den Wahlkreis Naugard-Regenwalde vertreten hat, der deutsch-konservativen Partei angehörig gewesen.

Geheimer Regierungsrat Dr. Flügge.

Literatur.

Alfons Paquet. Auf Erden. Ein Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen. Zweite verstärkte Auflage. 1908. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena.

Eine Einleitung und die Form, die dem Bande lyrischer Dichtung gewählt wurde, ein Aufzählen der Dinge nach der Art Walt Whitmans, verkünden naturalistische Tendenz. Aber diese Einleitung, in der der Verfasser sich zu den Nüchternen zu zählen und den seligen Schwärmern gegenüber zu stellen scheint, und in der er die Absicht ausspricht, Täuschung zu vermeiden und „die Welt, wie sie ist" in bescheidenem Wort darzubieten, — schließt mit dem Wort: „Tretet ein mit mir, lächelt und leidet", und verspricht dadurch den echten Dichter. Und das Buch zeigt dann, daß dieser Alfons Paquet „die Welt, wie sie ist" in einer solchen Tiefe, Höhe und Weite, in einem solchen Reichtum sieht, daß man mit seiner Absicht der Wahrhaftigkeit, sie möglichst genau so wie sie ist, in sein Wort einzufangen,

ohne etwas hinzuzudichten, sehr wohl zufrieden sein kann [illegible] alles zu Poesie. So macht es ja jeder echte Dichter! „[illegible] sichten" hat einzig der bloße Aesthet, der „der die [illegible] ärmlich sieht. Aber vor dem echten Dichter schäumt [illegible] wirklichen Lebens in einer solchen Fülle auf, daß ihm die [illegible] nur dadurch entstehen, daß es unmöglich ist, einen solchen [illegible] arme eng begrenzende Wort zu fassen. Eine Brücke zu [illegible] der sehnsüchtigen Menschenseele, die den Glanz des Lebens [illegible] fordert und nicht zu sehen vermag, und diesem Lebensglanz und [illegible] selbst, wie er vor dem Dichterauge sprüht, das ist des Dichters [illegible] Ringen, seine selige Not und mühevolle Lust.

Alfons Paquet versucht es auf die Weise, daß er die [illegible] schaut, in sich aufnimmt, in sich einsaugt, eben nur stammelnd [illegible] hört er die ganze blühende Fülle unverkürzt über uns aus[illegible] Zu[illegible] wieder fühlt er selbst, daß dies eine bloße Vorarbeit der [illegible] versucht es mit poetischen Bildern:

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]"

Da zeigt es sich, daß er sich der [illegible] Technik noch wenig bewußt ist. Wozu sind denn [illegible] um einen Ueberreichtum des Lebens, den das [illegible] nicht zu vermitteln vermag, durch eine [illegible] zu bringen. Nun ist ein Silberhelm freilich etwas [illegible] Himmel ist es auch. Aber was die Seele nicht [illegible] Himmels, ist der Eindruck von Unbegrenztheit [illegible] nur dem Namen nach; von verborgenen [illegible] an [illegible] dem [illegible] Auge unsichtbar sind, — und da bleibt [illegible] Metall, und ein Helm doch eine [illegible] Form und [illegible] [illegible] das Bild durch das bloße Stammeln [illegible] [illegible]" Den Himmel als [illegible] nur dann [illegible] eine ungeheure [illegible] den [illegible] nur wie ein [illegible] [illegible] mit [illegible] der [illegible] mit dem [illegible] das Bild. [illegible] auch [illegible] die [illegible] [illegible] nennen [illegible]

Straße der Großstadt schildert. Hier auf dem neuen, weglosen, unentdeckten Boden: wenn es gilt, die Welt der Eisenbahnen, des Dampfschiffes, der elektrischen Bahnen, den ganzen bunten modernen Alltag zu Poesie zu verarbeiten, bewegt sich des Dichters Geist und Sprachfähigkeit am sichersten. Wie ausdrucksvoll wird ihm die rennende Welt, wenn er im Schnellzuge dahinrast! Andererseits aber weiß dieser Dichter auch von der Seele, die, wenn der Leib stirbt, in Morgenfrische schreitet; von fernem Frohgespräch der Abgeschiedenen. Er staunt fragend auf das Wunder „Einzelheit", die das so unlöslich mit dem Ganzen verbunden ist.

Das Wesentliche an dem Buche aber ist die Frische und Lebendigkeit der geschauten Welt. Menschen, die es lieben, ihr Lebensempfinden zu erweitern dadurch, daß sie die Welt neu durchfühlen, unter der Führung von führenden Geistern, müssen von dem Buche entzückt sein. Alles wird lebendig, alles steht in neuer Erscheinung frisch und eindrucksvoll da, um entdeckt zu werden. Und die Luft, die in dieses Dichters Welt weht, ist klar und rein. Es ist etwas merkwürdig Gesundes in seiner Art zu erschauen und wiederzuspiegeln: etwas Junges, Fragendes, Staunendes, — und etwas Problemloses, etwas Naiv-Empfangendes, im edeln Sinne Gesättigtes, das überaus erquickend ist. Gertrud Prellwitz.

Fanny Elßler. Das Leben einer Tänzerin. Von August Ehrhard, Professor an der Universität Lyon. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. Mit einem Bildnis. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München 1910.

Die Geschichte Fanny Elßlers, deren hundertster Geburtstag sich in diesen Tagen gejährt hat, ist nicht bloß die Geschichte einer Tänzerin, für die einst die alte und die neue Welt geschwärmt hat, und der Huldigungen dargebracht worden sind, wie sie weder vorher noch nachher je einer Bühnengröße zuteil wurden, sondern zugleich ein für ein ganzes Zeitalter charakteristisches Phänomen, ein Stück Kulturgeschichte. Der Deutschfranzose, der sie geschrieben, schildert nicht nur ihre Persönlichkeit — ihre anmutige Gestalt, ihr vom Adel der Seele durchstrahltes liebliches Gesicht —, sondern auch die Kräfte, die sie emporgetragen haben, das Publikum, das sie bewundert, die Berühmtheiten, deren Freundschaft sie beglückt hat, und so wird ihr Lebensbild zu einem Zeitbilde, dessen Betrachtung ebenso anziehend wie belehrend ist. Fanny Elßler war eine Vollblutösterreicherin und hatte jenes Ebenmaß und jene Eleganz des Körpers, jenen leichten Gang und feinen Schnitt des Gesichts, welche die Mitgift so vieler ihrer Landsmänninnen sind. Der Schutzgeist ihres elterlichen Hauses war Joseph Haydn, und dessen heitere, zierliche, rührende und erhebende Musik drang ihr ins Blut, verlieh ihrem Wesen Rhythmus und lächelnde Anmut. Von frühster

Zeit an paßte sie ihre Schritte seinen Melodien an, und man hat später von ihrem Tanze gesagt, er sei Haydnsche Musik umgesetzt in Geberde, Bewegungen, Stellungen und plastische Formen. Als sie zum ersten Male auf dem Hoftheater am Kärntnertor auftrat, war die Zeit des Kongresses mit ihrem rauschenden Festen zwar schon vorüber, aber noch immer hielt sich die Kaiserstadt durch einen wahren Sinnentaumel schadlos für die Entbehrungen und das Mißgeschick der napoleonischen Zeit, und täglich durchrauschte Festfreude nicht nur die Aristokratie, sondern auch das Bürgertum, dessen angeborene Lust am fröhlichen Leben durch die Wiederbelebung von Handel und Wandel befördert wurde; nie zuvor hatten Musik und Tanz so weite Kreise mit Entzücken erfüllt, und daß Fanny Elßler, „dies lebendige Gedicht, dies Wunder von Anmut und Harmonie", eine Oesterreicherin war schmeichelte außerdem ihrem patriotischen Stolz. Sie trat mit ihrer Schwester Therese zusammen auf, die von zu imposanter Gestalt war, als daß sie hätte anmutig wirken können, und sich ihr neidlos unterordnete. Im Jahre 1830 gingen sie nach Berlin und Fanny wurde auch dort mit Gunstbezeugungen überhäuft. Rahel Varnhagen, die ihrem ersten Auftreten beiwohnte, schrieb an Friedrich von Gentz, dessen letzte Leidenschaft die holde Künstlerin war: „Als sie erschien, da stieg die junge Venus aus dem Meere". Daß ein Lebemann, wie Friedrich v. Gentz, dessen Sybaritismus die Fabel von ganz Wien war, noch an der Schwelle des Greisenalters, in seinem 65. Jahre, von einer heftigen Liebe für sie ergriffen wurde, und daß sie, die eben 19 Jahre alt war, diese bis zu einem gewissen Grade erwiderte, ist eins jener psychologischen Rätsel, die schwer zu lösen sind. Eine publizistische Hilfskraft ersten Ranges für Fürst Metternich, dessen reaktionäre Politik er eifrig verteidigte, mit der Lage ganz Europas vertraut, unübertroffen in der Entwirrung von Kabinettsintriguen, scharfsinnig im Urteil über getroffene oder zu treffende politische Maßregeln und der Berechnung ihrer Wirkungen, auf vertrautem Fuße stehend mit den Mächtigen der Erde, machte er sich klein vor ihr, trat ihr mit der Schüchternheit eines Schülers entgegen und schwärmte sie an in eigenen und fremden Versen. Wenn er selbst erklärt, daß es bei der Wandlung, die sie in ihm bewirkt habe, nicht mit rechten Dingen zugehen könne, so sind wir geneigt, ihm kopfschüttelnd zuzustimmen, und Stellen aus seinen Briefen wie: „Es ist mehr als Liebe, was mich beseelt: es ist eine Erhebung des Gemütes, die der Andacht gleicht, und in der Tat hat sich mein Herz seit langer Zeit nicht inniger zu Gott gewendet, als indem ich ihn jetzt bitte, seinen besten Segen über dich auszugießen", oder: „Ueber mich beschließe Gott, was ihm gefällt. Ich bitte ihn nur um das Einzige, daß er jede Art von Segen über dich ausströme. Was ich gewiß weiß, ist, daß keine Zeit, keine Ewigkeit, das Gefühl auslöschen können, welches du in meinem Herzen erweckt hast. Das edle Wort Treue ist nicht stark genug, es auszudrücken. Ich lebe nur in dir, und Sterben hat fortan keinen anderen Sinn für mich, als daß ich dich verlassen muß", sind geeignet, uns in dieser Ansicht zu

bestärken. Selbst das Wiederaufleben „der revolutionären Hydra“, der Ausbruch der Julirevolution, die das Werk der heiligen Allianz zu zerstören drohte und die gesamte Diplomatie in Wien in fieberhafte Spannung und Tätigkeit versetzte, berührte ihn kaum; er allein blieb in der allgemeinen Bestürzung ruhig und heiter, weil er von Fanny einen Brief erhalten hatte, der ihn unendlich beglückte. Er dachte nur an sie, vergaß die Politik und las Heines Buch der Lieder, das in Oesterreich streng verboten war, er aber doch besaß. Als sie ruhmbedeckt aus Paris zurückgekehrt war, ging er ernstlich mit der Absicht um, zum Katholizismus überzutreten und sie zu heiraten, unterließ es aber schließlich doch, weil er durch die Ehe mit ihm „den Aufschwung eines Talentes nicht unterbinden wollte, dem eine wunderbare Zukunft beschieden sei; sie werde ihn lange überleben, und er werde frevelhaft handeln, wenn er in ihre Zukunft eingreifen wolle.“ An Rahel Varnhagen schrieb er: „Das unaussprechliche Glück, das einzige, was ich aus dem großen Schiffbruch meines Lebens gerettet habe, verdanke ich nicht mir, sondern ihr, oder vielmehr dem Himmel, der sie so geschaffen hat, wie sie ist, und mich sie finden ließ“, und ihr selbst schickte er eine Abschrift der Heineschen Verse:

„Ich hab' dich geliebt und liebe dich noch;
„Und fiele die Welt zusammen,
„Aus ihren Trümmern stiegen doch
„Hervor meiner Liebe Flammen'“

Aber als Fanny im nächsten Jahr abermals nach Berlin ging, kam er dennoch zur Erkenntnis der Paradoxie seiner Liebe, und das Nachlassen seiner Kräfte und die Schauer des Todes, dessen Nahen er fühlte, vollendeten seinen Sieg über seine Leidenschaft, so daß sie ihn auf seinem Sterbelager mit töchterlicher Sorgfalt umgeben konnte. Daß das Erlöschen der Feuersbrunst, die sie in ihm entzündet hatte, eine Erlösung für sie war, läßt sich kaum bezweifeln; denn sie war eine Natur, die sich von allem Heftigen, Stürmischen beängstigt fühlte. Nicht nur ihr Gliederspiel, auch ihr Seelenleben war nach dem Zeugnis ihrer Freunde von dem Gesetz maßvoller Schönheit beherrscht, und ihr Gefühl für ihn war wohl jedenfalls mehr Dankbarkeit für die geistige Förderung, die ihr durch ihn zuteil wurde, als Liebe und später dachte sie immer nur mit einem gewissen Unbehagen an die Zeit, in der sie ihm nahe gestanden hatte. Ihm nachzutrauern hatte sie keine Zeit, denn sie ging bald nach seinem Tode erst nach London und dann nach Paris, wo sie den Höhepunkt ihres Ruhms erreicht und mit Gold und Ehre überhäuft wurde, wie es bisher noch keiner Künstlerin, auch ihrer großen Rivalin und Zeitgenossin, Marie Taglioni, nicht beschieden gewesen war. Théophil Gautier schrieb im Figaro über sie, daß sie in ihren weißen Händen das goldene Szepter der Schönheit halte, wenn sie erscheine, entstehe im Saal ein Erschauern, das schmeichelhafter sei als der lauteste Beifall. Im Jahre 1839 ging sie nach Amerika. Jetzt sind

Man schuldet ihr bei der Wichtigkeit des Gegenstandes eine [illegible] ernster Bedenken, aber auch einen Dank dafür, daß sie uns [illegible] einmal einen Antrieb zur staatsbürgerlichen Selbstprüfung [illegible] ein Stündchen Andacht gebracht hat, worauf ja gerne eine [illegible] wie hiermit noch kurz geschieht.

Die Schule des Staatsbürgertums ist weder eine [illegible] eine [illegible], weder eine Volks- noch eine Hochschule, sondern [illegible]

wenn nämlich religiös allen [illegible] Zwecken [illegible] innige Verbundenheit mit der gesamten Schöpfung [illegible] um so mehr, je geistigere Bande sich herüber und hinüber [illegible] Religion ist dann keineswegs Privatsache, ist politisch [illegible] Kräfte des Menschenlebens politisch sind [illegible] aber persönlich [illegible] und bewußter Einsatz der persönlichen Willen in den [illegible] ebenso voller und bewußter Bezug neuer persönlicher [illegible] Gemeindebetrieb. Für diesen Staatsunterricht bedeutet [illegible] wenig, Zucht und Erziehung viel und alles. Immerhin:

„Drei Worte nenn' ich euch inhaltschwer:"

drei Worte des Staatsbürgertums und der Staat[illegible] ihr kennt und bald lernt: die Schule und die [illegible]

[illegible]

Kinder hinleitet. Aber zurück zu uns selbst! Staatsbürgerliche Erziehung mit dem dreifachen Heil der Scholle, der Ehe und des Opfers ist etwas zu Großes, als daß wir sie in ein Schulfach gleichwie in ein Schubfach einräumten; und staatsbürgerliche Erziehung, wenn sie nun Aufgabe nur der Familie ist, so ist sie wiederum etwas zu Hohes, als daß sie darzubieten wäre etwa in der Form des Tischgesprächs; des Tischgesprächs, das, richtig geübt, zur selbstverständlichsten Bürgerkunde, überdies zu einem unschätzbaren Erziehungsmittel für Jung und Alt und zu einer Blüte des Familienlebens, einer wahren Kunstblüte auszubilden wäre. Bleibt Heiligkeit der Scholle und Sakrament der Ehe vorab reiferem männlichen oder weiblichen Verständnis vorbehalten, dann ist Opferdienst die alleinige Losung und Lösung unserer Preisaufgabe, ist das Mittel der staatsbürgerlichen Erziehung im Haus und drüber hinaus; Opferdienst als das dritte und geistigste jener inhaltsschweren Worte.

Zu diesem dritten aber die Alten den Jungen voran zu erziehen, das wäre die Aufgabe einer Volksgemeinde und ihrer führenden Männer und Vereine. Wir wagen dieser Erziehung zuliebe die Losung „Pluralrecht“, die verfälschte Losung jüngster Wahlrechtsreformversuche, hier in einem andern, einem reineren Sinn auszugeben. Und jetzt kämen wir erst an die eigentliche Antwort auf die eigentliche Frage. Leider erinnert uns der geneigte Leser daran, daß diese Frage und Antwort über den Rahmen unseres Themas hinausginge und — einem künftigen Preisausschreiben dieses Inhaltes möchte ich auch nicht vorgreifen. Kommt es dann aber, dieses Preisausschreiben, so wird die erste Bewerbung, die beim Preisgericht einläuft, die meinige sein.

Prof. P. Feucht, Stuttgart.

Politik.

O. v. Schjerning, Dr., Generalstabsarzt der Armee, Sanitätsstatistische Betrachtungen über Volk und Heer, Bd. XXVIII der Bibliothek v. Coler-v. Schjerning. 116 Seiten, 37 in den Text gedruckte Tafeln, 6 Karten, Berlin, A. Hirschwald, 1910.

Statistische Werke erfreuen sich bei der großen Masse des Publikums im allgemeinen keiner großen Beliebtheit, und nicht medizinisch gebildete Leser mögen geneigt sein, diese Abneigung besonders an einem sanitätsstatistischen Werke zu betätigen. Wollten sie aber dieser Abneigung auch gegenüber dem vorbezeichneten Buche Raum geben, so würden sie sehr unrecht tun. Denn dieses Buch enthält auf gedrängtem Raume eine solche Fülle ethnischer Tatsachen aller Art, daß man jedem, der im öffentlichen Leben steht, nur empfehlen kann, das Buch sehr gründlich zu studieren.

wir es gewohnt, daß jeder star der Bühne oder des Konzertsaales dorthin geht, um Gold und Ruhm zu gewinnen; der einst so gefürchtete Atlantische Ozean wird nur noch als ein großer Teich betrachtet, den man in wenigen Jahren in schwimmenden Hotels durchschifft; damals gehörte noch ein großer Mut dazu, den Gefahren der Reise zu trotzen. Ihre Schwester Therese z. B. hatte ihn nicht, und noch im letzten Augenblick, als sie schon sieben Kisten mit Kostümen nach New York aufgegeben hatte, verzichtete sie darauf, sie zu begleiten, und blieb in Europa. Fanny aber hatte ihr kühnes Wagnis nicht zu bereuen. Sie versetzte den Norden und Süden des mächtig aufstrebenden Landes in einen wahren Rausch der Begeisterung, und nicht nur die junge Generation der neuen Welt, auch die ernstesten Männer ließen sich zu Demonstrationen hinreißen, welche sich die alte Welt nie erlaubt hätte. Als sie eines Tages das Kapitol besuchte und in den Sitzungssaal trat, erhoben sich sämtliche Volksvertreter, und man führte sie zum Präsidenten, der sie neben sich sitzen ließ und sie am nächsten Tage in feierlicher Audienz im Weißen Hause empfing; auf einer Kriegsfregatte zum Diner eingeladen, wurde sie mit einem Salutschuß von vierundzwanzig Kanonen empfangen. Ihre Erlebnisse in den Vereinigten Staaten bilden ein merkwürdiges Kapitel aus der Völkerpsychologie. Sicher ist die allgemeine Erregung nicht durch das künstlerische Verständnis des damals noch jungen Volkes zu erklären, dessen Kultur noch in den Anfängen steckte; die wenig zivilisierte Menge konnte unmöglich schon fähig sein, die Eigenschaften zu würdigen, durch welche sie die Hauptstädte Europas entzückte, und ahnte gar nicht, wie viel Kunst und ernstes Studium ihr anmutiges Lächeln, die scheinbare Leichtigkeit ihrer Bewegungen und ihr feines Mienenspiel erforderten. Durch die Berichte aus Europa über den Zauber ihrer Persönlichkeit muß Alt und Jung wie hypnotisiert gewesen sein, und die Macht der Suggestion muß sie in den Begeisterungstaumel versetzt haben, in dem sie die Grenzen des guten Geschmacks weit überschritten. Die Reichen, die es auch schon damals gab, hatten noch keine Zeit gehabt, sich durch Reisen nach Europa zu verfeinern und ihren Geschmack zu bilden; sie wußten nichts von dem Luxus, ja nicht einmal von dem Komfort, den man in Europa kannte und der doch nach heutigen Begriffen gering genug war. Fanny Elßler war durch die geringe Kultur der damaligen großen Städte überrascht, die allerdings noch keine Millionenstädte waren und oft ein durchaus dörfliches Aussehen hatten. In New York waren die Häuser niedrig, rot, grün oder gelb getüncht; durch die ungepflasterten Straßen sah man des Morgens Herden von Schweinen, Kühen und Pferden auf die Weide wandern und des Abends zurückkehren; in Philadelphia, Baltimore oder Washington ging es ebenso kleinstädtisch zu. Der französische Gesandte dort erzählte ihr, er habe, als er im Hotel Milch zum Tee verlangte, als Entschuldigung die Antwort erhalten: „Die Kuh kam heute nicht nach Hause, sie ist bei der schönen Witterung über Nacht auf der Wiese geblieben.“ Als sie einmal infolge von Zugverspätung ein Schiff versäumte, stand sie mitten in der

Nacht verlassen am Ufer und mußte an ein Privathaus anklopfen, wo sie auch mitleidig aufgenommen wurde. Greise, die sich erinnern können, wie es in den dreißiger Jahren an den Stätten zuging, in denen jetzt jeder Luxus zu Hause ist, den Reichtum erkaufen kann und die technischen Erfindungen der Neuzeit möglich machen, können nicht umhin, sich zu wundern, wie ihre Enkel es jetzt so herrlich weit gebracht haben, jedoch ohne dadurch glücklicher geworden zu sein. Aber nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa, mit Ausnahme vielleicht des schönheitsseligen Italiens, wo ihre Kunst den allgemeinen Haß gegen alles Oesterreichische überwand, sicher nicht in dem kaum halbzivilisierten Rußland, wo sie gefeiert wurde, wie nie irgend jemand vorher, wußten nach der Aussage Karl von Holteis, der zu ihren wärmsten Bewunderern gehörte, nur wenige, worin ihre Zaubermacht eigentlich bestand. In der richtigen Erkenntnis, daß ein gut Teil davon auf Rechnung ihrer jugendlichen Lieblichkeit kam, die nicht immer dauern konnte, verließ sie auf der Höhe ihres Ruhmes die Bühne und zog sich trotz aller Bitten, auch denen Grillparzers, der ihr zurief:

„Nicht dir allein gehört dein Leben,
Gib sie nicht auf, die heil'ge Kunst",

ins Privatleben zurückzog. Sie wollte jenen Beifall nicht erleben, der so manchen großen Künstlern bei sinkender Kraft gespendet wird, sondern in Schönheit scheiden. Einige Jahre lebte sie in stiller Verborgenheit in Hamburg, dann kehrte sie nach Wien zurück, wo ihr noch dreißig glückliche Jahre vergönnt waren, und ihr Heim der Sammelpunkt eines auserlesenen Kreises von Aristokraten der Geburt und des Geistes wurde. Ein gütiges Geschick bewahrte ihr bis ans Ende die Schönheit der Züge, die Lebhaftigkeit des Geistes und den Frohsinn der Güte. Sie wurde ein Wahrzeichen Wiens. Adolf Wilbrandt, der sie kennen lernte, als sie die Sechzig bereits überschritten hatte, sagt in seinen „Erinnerungen", das Geheimnis des Zaubers, den sie auf Alt und Jung, Hoch und Niedrig ausgeübt habe, sei jene ganz durchseelte Anmut gewesen, die aus einer vollkommenen Wohlgestalt und einem grundguten, holden Gemüt in ungestörter Harmonie hervorstrahlte. So war ihr Lebensabend der denkbar glücklichste, glücklicher als der ihrer Schwester Therese, deren Schicksal scheinbar viel glänzender war, als das ihrige, denn sie wurde die Gemahlin des Prinzen Adalbert von Preußen, des ersten deutschen Admirals und Vetters Kaiser Wilhelms I. Aus ihrer Sphäre herausgerissen, fühlte sie sich niemals glücklich in Berlin und nach dem Tode ihres Gemahls und des Sohnes, den sie ihm geboren hatte, zog sie sich in eine Villa zurück, die sie in Meran besaß. Dort starb sie 1878 in den Armen ihrer Schwester Fanny, die an ihr Sterbebett geeilt war, und der das Schicksal hold blieb bis zuletzt. Zu ihrem siebzigsten Geburtstage beglückwünschte Adolf Wilbrandt sie zu ihrer unverwüstlichen Jugend:

„D[illegible]n W[illegible]n des L[illegible]bens möcht' ich heut [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] wie du an [illegible]“

[illegible] man, [illegible]
[illegible] nur [illegible]
[illegible] den [illegible]
[illegible] war, die uns [illegible]“

Vier Jahre darauf, 18[illegible]4, starb sie. Auf dem Friedhof von [illegible] hat sie ihre letzte Ruhestätte gefunden; aber noch heute ist sie [illegible] gessen, sondern lebt in der Erinnerung vieler als eine der [illegible] Gestalten des vergangenen Jahrhunderts, auf sie paßt das Dichterwort:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.“

Daß gerade ein Deutschfranzose uns ihre Lebensgeschichte erzählt, ist nicht verwunderlich; denn französische Künstler haben sich von [illegible] mit ihrer Persönlichkeit und mit ihrer Kunst am eingehendsten [illegible] und noch heute ist ihr Andenken in Paris ebenso lebendig wie in [illegible] Sein Buch ist das Denkmal einer Zeit, von deren Lebensgewohnheiten, Denken und Fühlen die unsrige durch Aeonen getrennt zu [illegible] während sie in Wirklichkeit nur die unserer Väter und Großväter [illegible] ist psychologisch und kulturhistorisch gleich interessant.

[illegible]

Politische Korrespondenz.

Der Mandschurei-Vertrag zwischen Rußland und Japan—Kreta.

Das wichtigste Ereignis des letzten Monats auf dem Gebiet der auswärtigen Politik ist das **Abkommen**, durch das sich **Rußland und Japan** gegenseitig den Status quo in der **Mandschurei** garantiert haben. Der Leser wird fragen, wieso ein Vertrag so wichtig sein kann, der nichts besagt, als daß das Bestehende, das anscheinend Niemand angreift, aufrecht erhalten werden soll. In der Tat sind die veröffentlichten Bestimmungen des Abkommens ganz ohne Zweifel sein weniger wichtiger Teil, der Schwerpunkt des Paktes liegt ganz gewiß in den geheimen Artikeln. Allerdings haben die russischen Offiziösen die Behauptung, daß das russisch-japanische Abkommen geheime Artikel enthalte, bereits dementiert, aber das will nichts besagen. Jeder Historiker weiß, daß alle diplomatischen Verträge, die für den Gang der historischen Begebenheiten von Bedeutung gewesen sind, geheime Artikel enthalten haben. Es kommt natürlich auf die Sache, nicht auf die Form an, und jenes Petersburger Dementi mag insofern der Wahrheit gemäß sein, als die geheimen Stipulationen vielleicht nicht in Artikeln, sondern in Protokollen oder dergleichen enthalten sind. Natürlich kommt auf derartige feine Unterscheidungen für die historisch-politische Betrachtung wenig an.

Daß der jüngsten Abmachung zwischen den Staatsmännern von Japan und Rußland eine außerordentliche Tragweite beigelegt werden muß, beweist die Vorgeschichte der Konvention. Wie lange hörte nicht das europäische Publikum von dem schwierigen und schwankenden Verlauf der Unterhandlungen! Um das große Werk, das endlich dem Gelingen näher zu kommen schien, zustande zu bringen, trafen sich im Herbst 1909 in Charbin in der Mandschurei der russische Finanzminister Kokowzeff und der leitende japanische Staatsmann Fürst Ito, aber Ito wurde von einem ihm nachgereisten Koreaner ermordet. Ein neuer großer Rückschlag in den russisch-japanischen Unterhandlungen erfolgte, und im Januar dieses Jahres wurden die europäischen Zeitungsleser sogar von der Nachricht überrascht, daß nach

der Ansicht der Russen in Wladiwostok die Erklärung des Krieges durch Japan an Rußland unmittelbar bevorstehe.

Diese Panik in der Küstenprovinz erwies sich als ein blinder Lärm. Man war hier und im übrigen Rußland umso geneigter, jeder Bewegung der japanischen Nation, der man einen tückischen und maßlos ehrgeizigen Charakter vorwarf, zu mißtrauen, als man beispielsweise zu wissen glaubte, daß die Karten in japanischen Schulen Wladiwostok schon längst als japanischen Platz bezeichneten, wie überhaupt die Japaner das ganze Amurland mitsamt dem nördlichen Sachalin für ihr rechtmäßiges Eigentum ansehen sollten.

Andererseits hörte man in Europa Stimmen, welche die Meinung aussprachen, Rußland würde nicht nach dem einen höchst ehrenvoll verlorenen Krieg definitiv auf die eisfreien Häfen am Gelben Meer verzichten. Vielmehr warte man in Petersburg nur auf den Ausbruch des unvermeidlichen Krieges zwischen Japan und Nordamerika, um als Bundesgenosse Amerikas an den Japanern Rache zu nehmen.

In der Tat hat sich der Gegensatz zwischen Japan und den Vereinigten Staaten in der letzten Zeit sehr verschärft. Zwar haben sich die Japaner dazu verstanden, die Auswanderung ihrer Landsleute nach der nordamerikanischen Union, speziell nach Kalifornien, durch Regierungsmaßregeln einzuschränken, aber die Amerikaner sind nicht damit zufrieden, den eigenen Boden von gelben Menschen möglichst rein zu halten, sondern sie machen immer neue Vorstöße in das Gebiet der mongolischen Rasse. In der Union wollen sie keine Gelben dulden, in Ostasien über die Gelben herrschen. Die Philippinen haben sie mit dem Schwert erobert, China wollen sie durch ihre Handelsleute, Techniker und Missionäre wirtschaftlich und geistig amerikanisieren.

Der kühnste Schachzug, den die Vereinigten Staaten auf dem Feld der ostasiatischen Politik bisher gewagt haben, ist der Vorschlag des Staatssekretärs Philander Knox, die Bahnen in der Mandschurei zu neutralisieren. Dieser diplomatische Schritt der Unionsregierung machte jedoch der Möglichkeit eines amerikanisch-russischen Zusammengehens bis auf weiteres ein Ende und trieb die Russen in die Arme Japans.

Denn es ist kein Zweifel daran, daß das endlich zustande gekommene russisch-japanische Einverständnis seine Spitze gegen Amerika richtet. Die Mandschurei ist ungefähr so groß wie Oesterreich-Ungarn. Zwar ist ein bedeutender Teil davon Steppe, aber dem Rest des Landes wird allgemein eine große Zukunft vorausgesagt. Der soeben erschienene Jahrgang 1910 des „Nauticus“ enthält eine sorgfältig gearbeitete und sehr zielbewußte Studie: „Die Mandschurei und ihre wirtschaftliche Bedeutung“. Hier wird uns vor Augen geführt, wie entwickelt bereits das Schienennetz der Mandschurei ist, während eine ganze Anzahl weiterer Eisenbahnstraßen teils im Bau, teils in der Vorbereitung begriffen ist. Die wichtigste mandschurische Bahn ist natürlich nach wie vor die gewaltige, von den Russen

erbaute Linie, die im Anschluß an die sibirische Eisenbahn durch die ganze Mandschurei bis Port Arthur geht, die „Chinesische Ostbahn". Im Frieden von Portsmouth hat Rußland Verwaltung und Betrieb des süd=lichen Stücks, beinahe bis Charbin, den Japanern überlassen müssen. Aber nicht nur dieses großartige Verkehrsunternehmen wollte Herr Philander Knox den Japanern und Russen entziehen und in die Hände der dankbaren Chinesen niederlegen, sondern dasselbe sollte auch mit der Linie Witschu—Mukden eintreten. Witschu liegt an der Mündung des Jalu, also an der Grenze Koreas und der Mandschurei. Die Entfernung von Mukden ist in der Luftlinie ungefähr so groß, wie die von Berlin und Erfurt. Diese Bahn wurde von den Japanern während des Krieges gegen Rußland erbaut und war zunächst schmalspurig. Beim Friedensschluß mit Rußland erpreßte Japan von den Chinesen die Erlaubnis, die Linie Witschu=Mukden für die dauernde Beförderung von Gütern und Personen geeignet zu machen. Die japanische Regierung legte diese Stipulation so aus, daß ihr die Umwand=lung der Linie in eine Vollbahn frei stehe. China protestierte gegen diese Interpretation, zumal das Projekt der Japaner eine zum Teil veränderte Strecke voraussetzte. Im Herbst 1909, ungefähr um die gleiche Zeit, wo Staatssekretär Knox mit dem Neutralisierungsprojekt hervortrat, bewirkten die Japaner durch ein sehr lautes Säbelrasseln, daß China in dem Streit über die Witschu=Mukden=Bahn nachgab.

So baut denn Japan die Linie jetzt vollspurig aus. Im Jahre 1911 soll die Bahn fertig sein, 1912 auch die große Brücke über den Jalu. Auf dem linken Ufer dieses Flusses schließt sich unmittelbar das koreanische Schienen=netz an. So können die Japaner von 1912 an ihre in Korea stehenden Truppen binnen kürzester Frist in das Herz der Provinz Schön=King vor=schicken, jenes schon seit Jahrtausenden von chinesischer Kultur erfüllten Teiles der Mandschurei, der auch wirtschaftlich am weitesten vorgeschritten ist.

Wie im Nordwesten Koreas der Jalu, so bildet im Norden dieses Landes der Fluß Tumen die Grenze gegen die Mandschurei. Hier geht von der Grenzstadt Hoiring eine Eisenbahn ab, die die Chinesen im Begriff sind, durch die Provinz Kirin und über die gleichnamige Haupt=stadt bis nach Kwantschöngsu zu führen, wo die japanische und die russische Strecke der „Chinesischen Ostbahn" zusammenstoßen. Die Chinesen bauen die Strecke Hoiring-Kwantschöngsu, die in der Luftlinie ziemlich ebenso groß ist, wie der Weg von Berlin nach Frankfurt am Main, als chinesische Staatsbahn. Aber Japan hat sich das vertragsmäßige Recht zu verschaffen gewußt, daß japanische Kapitalien und Ingenieure zum Bahnbau mitver=wendet werden. Auch an dieser Stelle sind also den Chinesen drückende Fesseln angelegt, welche Herr Philander Knox durch seinen uneigennützigen Vorschlag zu beseitigen verspricht. Es sei dabei noch bemerkt, daß die Ländereien am Sungari-Fluß, zwischen Kirin und Kwantschöngsu zusammen mit dem den Russen verbliebenen Stück des Sungaritals bis Sanhsing das fruchtbarste Gebiet in der ganzen Mandschurei sind.

Als die Russen in die Mandschurei einrückten, baute man chinesischerseits, um die bedrohte Besitzung fester an das Hauptland zu knüpfen, die nordchinesische Staatsbahn, die Peking mit Tientsin verbindet, über die Grenze der Provinz Tschili hinaus am Strande des Golfes von Liautung weiter und führte sie von Schanhaikwan nach dem mundschurischen Hafen Niutschwang am Liauho. Außerdem bauten die Chinesen damals von Kintschou an, einer Station zwischen Schanhaikwan und Niutschwang, über Hsiememtun eine Eisenbahn nach Mukden. Sie hat in der Luftlinie ungefähr die gleiche Länge, wie die Distanz zwischen Berlin und Nordhausen. Auch über diesen Schienenweg ist es nach dem Frieden von Portsmouth zu Streitigkeiten zwischen China und Japan gekommen. Der Mukdener Bahnhof lag einige Kilometer von der Stadt entfernt. Die Japaner weigerten sich, zu erlauben, daß die Linie Kintschon—Mukden ganz an die Stadt Mukden herangeführt würde und hier den Anschluß an die Station Mukden der „Chinesischen Ostbahn" erlange. Erst im Herbst 1909 gab die japanische Regierung in diesem Punkte nach, nachdem sie den Streit als Pressionsmittel benutzt hatte, um die Konventionen über die Linien Witscho—Mukden und Hoiring—Kirin—Kwantschöngsu den Interessen der Beherrscher Koreas gemäß zustande zu bringen.

Der Herbst 1909 war der Zeitpunkt, wo alle diese wichtigen Entscheidungen über das Schienennetz der Mandschurei fielen. Nach einer ganz vor kurzem erfolgten Verlautbarung der Wiener „Politischen Korrespondenz", die russisch-offiziösen Ursprungs ist, sind die Nordamerikaner mit ihrem Plan der Neutralisierung aller mandschurischen Bahnen gleichfalls schon im November 1909 hervorgetreten. Noch etwas früher, im September, ließ der neuernannte amerikanische Gesandte am chinesischen Hofe, Herr Crane, gegenüber einem Interviewer, der den nach Peking Reisenden in Sankt Franzisko aufsuchte, unvorsichtigerweise durchsickern, daß die Vereinigten Staaten der mandschurischen Eisenbahnpolitik Japans jetzt wirksam entgegenzutreten beabsichtigten. Der undiplomatische Herr Crane wurde durch ein Telegramm des erzürnten Philander Knox von Sankt Franzisko nach Washington zurückberufen und hier seines Postens beraubt, ehe er ihn noch angetreten hatte.

Der eigentliche Inhalt der Knoxschen mandschurischen Projekte ist der Oeffentlichkeit erst erheblich später bekannt geworden; im Februarheft der „Preußischen Jahrbücher" habe ich sie besprochen. Zu ihnen gehörte auch der Vorschlag einer Eisenbahn, die von Kintschou, dem oben erwähnten Ort nahe dem Golf von Liautung, durch die ganze Länge der Mandschurei gelegt werden sollte, über Tsitsikar am Nonni bis nach Aigun am Amur. Dieser Schienenweg würde, wenn er zustande käme, die nördliche Mandschurei aufschließen, die Provinz Holungkiang, und dazu ein Stück der Mongolei, die östliche Gobi. Diese Landschaften sind vielfach kulturfähig, obwohl noch dünn bevölkert; in Holungkiang, das so groß ist wie Preußen, wohnen erst 1—2 Millionen Menschen. Aber trotzdem ist der Aufschwung,

en das letzte Menschenalter der Mandschurei gebracht hat, und der sein nde noch lange nicht erreicht hat, gerade in Holungkiang ganz besonders tlich wahrzunehmen. Wo vor einigen Jahren nichts zu sehen war als e Ebenen mit Gras und Busch und menschenleere Täler, findet der ade jetzt ein chinesisches Dorf neben dem anderen. Wenn auch so nach Norden hinauf der Ackerbau des rauhen Klimas wegen nicht berall möglich ist, kann man das Land doch häufig noch zur Vieh- utzen.

Provinz Schöngking im Süden ist, wie wir gesehen haben, alt- Kulturland. Hier hat in unserer Zeit keine erhebliche chinesische E[illegible]g stattgefunden; die 6—8 Millionen sitzen hier von Alters her. Nach der Provinz Kirin, die sich zwischen Schöngking im Süden und Hol[illegible] Norden ausbreitet, sind seit 1880 verschiedene Millionen Chine[illegible]andert; angeblich sollen hier jetzt 5 Millionen Menschen sein. [illegible] Jahre 1880 setzte die chinesische Regierung in der Stadt Kirin eine Landbehörde ein, die eine Generalvermessung vornahm und alles unbenutzte Land für Staatseigentum erklärte. Parzellen dieses wüsten Landes wurden an Kolonisten verkauft. Wie gierig die Chinesen nach der ihnen neu eröffneten Möglichkeit zur Ansiedlung griffen, zeigt die Tatsache, daß links vom oberen Sungari, wo um 1875 nur einzelne Jäger streiften, im Jahre 1887 die Bevölkerung schon auf eine halbe Million Köpfe geschätzt wurde, fast durchweg Bauern.

Jetzt ist Kirin mit Kolonisten einigermaßen gesättigt, und fängt die Bewegung an, Holungkiang stärker in ihre Kreise zu ziehen. Bei solcher Befähigung der chinesischen Nationalität für die Anlage von Ackerbaukolonien ist kaum ein Zweifel daran, daß eine Eisenbahn Kintschou—Aigun, obwohl sie so lang werden würde wie die Strecke Berlin—Florenz, überall auf ihrem Wege ein kräftiges wirtschaftliches Aufblühen nach sich ziehen dürfte. Die Amerikaner sind so begierig, diese Bahn zu bauen, daß sie die Chinesen zu überreden suchen, trotz des Einspruches der Russen und Japaner, mit dem Bau zu beginnen. Herr Philander Knox hat sich bereit erklärt, wenn nötig, dafür zu sorgen, daß Kapital, Material und Ingenieure ausschließlich von Amerika zur Verfügung gestellt werden.

Der Hof von Peking ist viel zu ängstlich und in der Tat auch viel zu schwach, um jenen Rat zu befolgen. Die Chinesen werden sicher nichts tun, was Russen und Japaner ihnen verbieten. Am liebsten möchten sie einen dem zuletzt erörterten Bahnprojekt verwandten, aber sehr viel bescheideneren verkehrspolitischen Plan ausführen, nämlich einen Schienenstrang von dem oben genannten Hsinmintun über Fakümönne nach dem Sungari legen. Es scheint, daß die Chinesen hoffen, jene Eisenbahn, eine Strecke etwa wie von Berlin nach Nürnberg, vorwiegend mit eigenem Kapital und eigenen Ingenieuren vollenden zu können. Aber in absehbarer Zeit werden sie wohl kaum dazu gelangen, ihre wachsenden kulturellen Kräfte an diesem

Werke zu messen, denn man setzt in Tokio dem Unternehmen ein kategorisches „Nein!“ entgegen.

Als ich in der diesjährigen Februar-Nummer der „Preußischen Jahrbücher“ den amerikanischen Vorschlag, die Bahnen in der Mandschurei zu neutralisieren, einer Erörterung unterzog, sagte ich, am Petersburger Hof würde es wahrscheinlich eine Partei geben, welche ganz gern die „Chinesische Ostbahn“ veräußern möchte, wenn eine bedeutende Summe Geldes dafür zu erlangen wäre. Der Artikel im „Nauticus“ lehrt allerdings, wie wir gesehen haben, daß Holungkiang, zu dessen Beherrschung der Besitz jener Bahn viel beiträgt, eine unermeßliche, in Geld und Geldeswert gar nicht auszudrückende Zukunft hat. Trotzdem dürfte um die Wende der Jahre 1909 und 1910 mancher Russe bereit gewesen sein, die Bahn an Amerikaner und Chinesen zu veräußern, zumal russischerseits jetzt die Amurbahn gebaut wird, die das Amurland und die Küstenprovinz direkt mit dem Herzen des Reichs verbindet. Aber es ist sehr fraglich, ob die Japaner einer solchen grandiosen Schiebung ruhig zugesehen hätten. Vielleicht hängt die Panik, die im Januar 1910 in den russischen Besitzungen am Japanischen Meer plötzlich ausbrach, damit zusammen, daß man in Wladiwostok ein Abkommen zwischen Rußland und Amerika und als selbstverständliche Folge davon den sofortigen Losbruch der Japaner für unmittelbar bevorstehend ansah.

Wie dem auch sein möge — jedenfalls haben die Russen sich entschlossen, nicht mit den Amerikanern, sondern mit den Japanern zu gehen. Es müssen zwischen den Regierungen von St. Petersburg und Tokio ganz genaue Abmachungen darüber getroffen worden sein, wie man die Amerikaner verhindern will, Schöngking, Kirin und Holungkian den Chinesen wieder in die Hände zu spielen. Mehrere hervorragende chinesische Diplomaten haben öffentlich das Wort ergriffen, um der Gereiztheit und Enttäuschung Ausdruck zu geben, die das chinesische Volk angesichts des neuen russisch-japanischen Mandschureivertrages ergriffen haben. Einer von jenen Staatsmännern hat bitter geäußert, der Schwache habe kein Recht, sich zu beklagen, wenn er mit Füßen getreten werde, aber man solle zehn Jahre warten, bis das chinesische Heerwesen reorganisiert sei, dann werde China nicht mehr schwach sein.

Was im einzelnen in den geheimen Artikeln des russisch-japanischen Vertrages bestimmt worden sein mag — sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wäre vollkommen nutzlos. Fest steht jedenfalls, daß Rußland und Japan einig sind, trotz aller Einwendungen der Amerikaner uud Chinesen, die eine vertragschließende Macht in Holungkian, die andere in Kirin und Schöngking bleiben zu wollen. Ziemlich sicher ist ferner, daß Japan, trotz seiner Verständigung mit Rußland, nicht daran denken wird, seine ungeheuren, für das 19. und 20. Jahrhundert wohl beispiellosen Rüstungen zu Wasser und zu Lande einzuschränken. Allerdings hat das drohende Versagen der Steuerkraft und des Kredits die Japaner schon zu einer ge-

…en Selbstbeschränkung gezwungen, aber wie weit sie in den sogenannten unproduktiven Ausgaben noch immer gehen, lernt man zu seinem höchsten Erstaunen aus einem Artikel in der Zeitschrift „World's Work" (zitiert in der „Review of Reviews"). Dort schreibt Herr Adachi Kinnosuke unter der Ueberschrift: „Why Japan is Arming": „Leute in Japan mit 10 000 Pfund (200 000 Mark) jährlichem Einkommen haben die Pflicht, der Regierung 6800 Pfund (136 000 Mark) abzugeben. Ganz erstaunlich, nicht wahr? Noch erstaunlicher ist — sie sagen nichts dazu. Natürlich ist die Steuer degressiv, so daß ein Mann mit 100 Pfund (2000 Mark) Einkommen nur 17 Prozent bezahlt. Durchschnittlich bezahlt das japanische Volk in Steuern von der einen oder anderen Art etwa 30 Prozent seines Reineinkommens, eine Besteuerung, die in Europa oder Amerika binnen 24 Stunden eine Revolution hervorrufen würde."

Die Japaner sind eines der verschlagensten Völker der Erde, und sie brauchen nicht, um die Künste der Steuereinschätzung zu erlernen, bei ehrsamen Pommern oder Westfalen in die Lehre zu gehen. Deshalb wird in dem Artikel des Herrn Adachi Kinnosuke manches nur auf dem Papier stehen, da seine Landsleute bei allem Patriotismus wohl wissen werden, ihrer nationalen Steuerverfassung die schlimmsten Spitzen abzubrechen. Gleichwohl bleibt die Belastung der Japaner mit Abgaben riesenhaft; es ist ein Militärstaat wie Preußen im 18. Jahrhundert.

Die ehrgeizigen Pläne der Japaner werden in Zukunft noch manche Aufregung in der Welt hervorrufen, aber für die Gegenwart können wir die Seite der jüngst geschlossenen japanisch-russischen Uebereinkunft unbeachtet lassen. Momentan ist an dem Abkommen zwischen St. Petersburg und Tokio das wichtigste, daß es Rußland der Sorge um seine Stellung in Ostasien bis auf weiteres enthebt und ihm gestattet, seine ganze Aufmerksamkeit einerseits der inneren Konsolidation andererseits der orientalischen Frage im engeren Sinne dieses Wortes zuzuwenden. Was die Verminderung der Schäden in der russischen Armee betrifft, die sich bei der Kriegsgefahr von 1909 herausgestellt haben, so wird diese Reformtätigkeit wahrscheinlich Fortschritte machen. Günstige Ernteverhältnisse haben viel Geld in die Hände der russischen Regierung gebracht, und die Reichsduma, die bis tief in die Reihen der Kadettenpartei hinein chauvinistisch gesinnt ist, bekämpft die großen Ausgaben für das Landheer im allgemeinen kaum. Dagegen fehlt es der wegen ihres Despotismus verrufenen russischen Monarchie nach wie vor an Stärke. Die Geschichte lehrt, daß die Kaiser die Bahnbrecher des Fortschritts in Rußland gewesen sind. Heute aber muß Nikolaus II. immer neue dem Staat schädliche Maßregeln gegen die Fremdvölker genehmigen, weil er, von links her durch gefährliche Feinde bedroht, der Anlehnung nach rechts hin dringend zu bedürfen glaubt. Auf dem Programm der nationalistischen Partei, die den Hof von sich abhängig gemacht hat, weil sie ihn gegen die Revolutionäre verteidigt, steht der Türkenkrieg. Auch Alexander II. wurde von den Nationalisten gegen

seinen Willen in den Türkenkrieg von 1877 hineingerissen. Ein Zar, der Konstantinopel eroberte, würde soviel Zulauf aus allen Parteien erhalten, daß die russische Krone für lange Zeit aufhören würde, eine drückende Bürde zu sein. Es würde ein Vergnügen werden, die Russen zu regieren.

Schon seit dem Frieden von Portsmouth (1905) hat die russische Politik wieder angefangen, die Spitze ihrer Bestrebungen gegen die Türkei zu richten. Die Wiederaufnahme dieser historischen Eroberungstendenz ist bei den Russen ein wesentliches Motiv für die Freundschaft, welche sie mit ihren japanischen Besiegern zu schließen sich überwunden haben. Zwar fließt der Mund der russischen Diplomaten, mag es sich um den näheren oder den ferneren Orient handeln, über von Beteuerungen, daß Rußland nur den Status quo aufrecht erhalten wolle, aber ebenso wie die Chinesen bringen die Türken den russischen Absichten ein unausrottbares Mißtrauen entgegen. Die vornehmsten jungtürkischen Machthaber machen gegenüber europäischen Besuchern kein Hehl daraus, daß sie in Rußland nach wie vor den Erbfeind sehen. In erster Linie gegen Rußland sind ihre sehr energischen Rüstungen gerichtet. Die englischen Revuen, obwohl sonst den Türken nicht günstig gesinnt, geben zu, daß sich das türkische Heerwesen unter jungtürkischer Verwaltung ganz bedeutend verbessert hat.

Im übrigen freilich verstärken sich die Zweifel an der Lebensfähigkeit der konstitutionellen Türkei. Die Partei der Reformer scheint hier viel schwächer zu sein, als etwa in Japan nach dem Zusammenbruch des Feudalstaats, und es dürften im Islam viel gewaltigere reaktionäre Kräfte gären, als bei den Verfechtern des untergehenden japanischen Mittelalters vorhanden gewesen sind. Für ein sehr verdächtiges Symptom gilt die jüngst erfolgte Ermordung des Chefredakteurs des „Sedai-Millet“, der die Herrschaft der Jungtürken mit großem Erfolg publizistisch bekämpfte. Es glaubten sich die Parteigänger des „Komitees für Einheit und Fortschritt“ schon einmal genötigt, einen gefährlichen publizistischen Opponenten gewaltsam aus dem Wege zu räumen, als sie Hassan Fehmi, den Chefredakteur des „Serbesti“ ermordeten. Diesem Verbrechen folgte die Konterrevolution des 31. März 1909 auf dem Fuß.

Der Verlauf der jungtürkischen Reformtätigkeit scheint den Satz zu bestätigen, daß die Staaten durch die Mittel erhalten werden, durch die sie begründet sind. Die Türken haben während ihrer vielhundertjährigen Geschichte auf keinem Gebiet Großes geleistet, ausgenommen auf dem militärischen. So macht es auch gegenwärtig wieder den Eindruck, als ob die Früchte der Revolution vom Juli 1908 fast allein in einer Verjüngung des Heeres gesucht werden könnten. Allerdings mögen solche pessimistischen Auffassungen nicht ganz richtig sein. Im „Courrier européen“ erörterte vor einiger Zeit ein Perser die Kritik, die im Abendland an der Verwaltung der siegreichen persischen Konstitutionellen geübt wird und beschäftigte sich speziell mit dem Vorwurf, die zur Macht gelangten Revolu-

…näre leisteten nicht mehr als der enttronte Schah. Der Mitarbeiter des „Courrier européen“ bestritt nicht, daß seine Parteigenossen sich bisher unfähig gezeigt hätten, brauchbare moderne Staatseinrichtungen zu schaffen, wenn ihnen dies jedoch auch nicht gelungen wäre, hätten sie wenigstens die Sitten zu humanisieren vermocht. Im Innern des Landes habe ein Gouverneur einer rückfälligen Diebin die Hände abhauen lassen. Diesem Satrapen wäre die Barbarei seiner Verwaltungsjustiz von dem konstitutionellen Klub seiner Residenz so deutlich begreiflich gemacht worden, daß er auf derartige Prozeduren zurückzukommen kaum noch wagen würde. Auch an anderen Orten Persiens wendeten die europäisch gebildeten Idealisten die junge Macht ihrer Organisationen zur Kontrolle des Beamtentums an, und so verschwände in der Stille ein Stück des Mittelalters nach dem andern auf Nimmerwiedersehen.

Die Jungtürken haben ebenso wie die Anhänger des persischen Parlaments mit den Geistern vergangener Zeiten zu kämpfen, die in diesen Ländern noch nicht verblaßt sind. In den Volksmassen ist noch der ganze Aberglaube lebendig, den man sich so große Mühe geben muß, für menschenmöglich zu halten, wenn man sich in die Geschichte des alten Orients ver…ch und ihre treibenden Kräfte ergründen will. Die Stadtverwaltung von Stambul versucht in der konstitutionellen Aera von neuem, was in der …chen schon ohne Erfolg unternommen worden war, nämlich das …ter von wilden Hunden aus den Straßen der Hauptstadt zu entfernen. Was soll aber mit diesen Tieren geschehen? Wie der Aberglaube des Volkes den Koran auslegt, ist es verboten, sie zu töten. Also, so wird in der „Vossischen Zeitung“ berichtet, fängt man sie ein und versetzt sie auf eine Insel im Marmarameer. Ein fürchterlicher Leichengeruch geht von diesem Eiland aus, wo die Hunde, die ohne Nahrung zu lassen nicht …en den Buchstaben der religiösen Satzung ist, in Massen eingehen und verwesen.

Ob Staatskünstler, die in solchem Material arbeiten müssen, einen Bau aufrichten können, der besteht, wenn einmal wieder aus den russischen Steppen die Stürme brausen? Jedenfalls darf man es den christlichen Untertanen der Pforte in der europäischen Türkei nicht verargen, wenn sie sich der Ausdehnung der Militärpflicht auf die Nichtmuhammedaner hartnäckig widerstreben. Wenn der Geist des sogenannten jungtürkischen Staates der nationalen Vergangenheit so treu bleibt wie in den beiden ersten Jahren der konstitutionellen Aera, dürfte aus der Wehrpflicht der Christen, wenn sie überhaupt durchgeführt wird, nichts anderes werden, als eine Erneuerung des Knabenzinses, den die Giaurs in vergangenen Jahrhunderten zu entrichten hatten.

Wer einwendet, zwei Jahre sei eine zu kurze Zeit, um richtig zu beurteilen, ob den Reformatoren in der Türkei staatsbildende Kraft innewohne oder nicht, kann schwer widerlegt werden. Mag sein, daß der Gang der Dinge bei den Türken, die außer im Heerwesen auch in der niederen

Politik, d. h. in der Kunst der Menschenbeherrschung, immer tüchtig gewesen sind, uns Zweifler und Pessimisten ebenso wie im Juli 1908 noch einmal Lügen straft. Wahrscheinlicher aber ist, daß die jungtürkische Richtung, anstatt die fundamentalen Prinzipien des osmanischen Gemeinwesens wirklich ändern zu können, in nicht zu ferner Zeit einem Ansturm der Rückschrittler ausgesetzt sein dürfte, der um so gefährlicher sein wird, als die Einigkeit unter den Neuerern längst verloren gegangen ist.

Auch die englische Publizistik, die über levantinische Verhältnisse im allgemeinen vortrefflich unterrichtet ist, hat das Gefühl, als ob der Boden unter den Füßen der Regenten in Konstantinopel schwanke. Aus der gleichen Empfindung heraus raten sowohl die vier Schutzmächte als auch die Griechen den Kretern, ihre Hoffnung auf die Zukunft zu setzen und die Annexion an das Königreich Griechenland zurzeit nicht allzu hitzig zu betreiben, um die Türken nicht zu reizen. Die Schwäche der Regierung in Konstantinopel ist eine noch weit größere und vor allen Dingen viel aktuellere Kriegsgefahr, als die gleiche Erscheinung in Petersburg. Der Durchschnittstürke möchte zwar gerecht und ehrlich regiert sein, und darum übt das Schlagwort Verfassung nach wie vor seinen Zauber auf ihn aus, aber er hat wenig Sinn für konstruktive innere Politik. Um so reizbarer ist er, wenn die Integrität des seit anderthalb Jahrhunderten immer von neuem verstümmelten Reichs auf dem Spiele steht. Leopold von Ranke schildert einmal mit höchster Meisterschaft den Wechsel, der durch die ungeheuren Gebietsverluste und den fortschreitenden Ruin des Reichs in dem Charakter der türkischen Staatsmänner eingetreten ist. In den Jahrhunderten der blühenden osmanischen Kriegsmacht die gewaltsamsten und herrischsten Politiker der Welt, sprachen sie im neunzehnten mehr als die Leiter irgendwelcher anderer Staaten von Frieden, Mäßigung, Selbstbeherrschung und Versöhnlichkeit.

So möchte die Pforte, der anhaltenden Schwäche des türkischen Staats sich bewußt, heute weiter verfahren, sie mißbilligt den Boykott, den das Komitee für Einheit und Fortschritt in immer neuen Anläufen über Bürger und Schiffe des Königreichs Griechenland zu verhängen nicht müde wird. Aber wenn die Minister sich halten wollen, müssen sie den Demagogen nicht nur freie Bewegung für ihre friedensgefährliche innere Agitation einräumen, sondern sich von ihnen auch zu herausfordernden diplomatischen Schritten drängen lassen. Unter diesem Druck ist die Pforte beispielsweise soweit gegangen, daß sie in Athen den Abschluß eines Vertrages verlangt hat, durch den sich die Landsleute des Rhigas verpflichten sollen, osmanische Untertanen, die „als politische Verbrecher“ aus der Türkei nach Griechenland geflüchtet sind, der türkischen Justiz auszuliefern!

In den großen Städten der Türkei tauchen überall Fanatiker auf, die stark besuchte Volksversammlungen zu dem Rufe entflammen: „Kreta oder der Tod!“ Wenn die Jungtürken im Widerspruch zu ihrer bisherigen Haltung schließlich doch noch gestatten sollten, daß die Zerbröckelung des

Reichs neue Fortschritte macht, könnten sie nur zu leicht eine alttürkische Konterrevolution erleben, die zum zweiten Mal niederzuschlagen ihnen kaum beschieden sein dürfte. Die türkischen Diplomaten sind noch immer gelassene, kluge, verständige, vorsichtige Leute, denen es genügen würde, wenn Kreta, von dem die türkischen Garnisonen längst verschwunden sind, dem Namen nach türkisch bliebe. Ist man doch auf der Pforte seit Generationen gewöhnt, sich zu schicken und zu ducken und von Zeit zu Zeit ein Glied durch Amputation zu verlieren. Am Leben ist man ja immer noch geblieben. Aber diesen lavierenden Tendenzen, deren Vertreter gegen die alttürkischen Eiferer immer einen schweren Stand hatten, ist in den Jungtürken ein neuer, noch viel furchtbarerer Feind entstanden. Die jungtürkischen Wühler wünschen Griechenland zu brüskieren und den Krieg mit dem kleinen Land herauszufordern. Vom europäischen Standpunkt aus gesehen, ist der Gegensatz zwischen Alt- und Jungtürken kein so schroffer mehr, seitdem sich herausgestellt hat, daß die Jungtürken mehr Nationalisten als Liberale sind, während die Alttürken als Oppositionspartei, um die liberalen Inhaber der Staatsgewalt zu überbieten, gleichfalls die Glut des populären Zelotentums schüren. Der für uns Europäer wichtigste Gegensatz ist der zwischen den kühlen berufsmäßigen Staatsmännern, den Erben der Traditionen eines Reschid, Fuad, Ali einerseits und den kriegslustigen Ultras andererseits, mögen sie Champagner trinken und Schweinefleisch essen oder nicht.

Ein Umstand, der es den besonnenen türkischen Staatsmännern erleichtert, inmitten des gewissenlosen, blutigen Parteitreibens den Krieg hintanzuhalten, ist die Ziellosigkeit der griechenfeindlichen Bewegung. Die Türkei hat, wenn sie heute das Königreich Griechenland niederschlägt, ebensowenig zu gewinnen wie auf den thessalischen Schlachtfeldern des Jahres 1897. Angeblich träumen die Jungtürken davon, aus der Sudabai eine türkische Flottenstation zu machen. Wenigstens wird so in der englischen Publizistik behauptet. Aber den Engländern selber werden Absichten auf jenen erstklassigen Hafen an der Südwestküste Kretas nachgesagt. Sie sollen geneigt sein, neben dem Rest von Kreta auch Cypern dem Königreich Griechenland zu überlassen, wie ihm Palmerston früher zu seiner Stärkung die ionischen Inseln abgetreten hat, wenn nur die Sudabai an England fällt. Diese versteckte Tauschabsicht wirft, zur Entrüstung der leitenden Monatsschrift der englischen Liberalen, der ausgezeichnete französische Orientkenner Herr René Pinon den Engländern in einem Artikel in der Wiener „Neuen Freien Presse" vor. Aber auch das offizielle Frankreich verfolgt die kretische Politik seiner englischen Freunde mit Mißtrauen. Der französische Minister des Auswärtigen, Pichon, hat in der Behandlung der kretischen Sache eine gewisse Selbständigkeit für Frankreich in Anspruch genommen, anstatt alles Sir Edward Grey vertrauensvoll zu überlassen. Das genügt, damit „Contemporary Review" Herrn Pichon anklagt, er spalte die kretischen Schutzmächte, anstatt sie zu einigen

Die Schuld daran, daß nicht nur die Türken, sondern auch die Franzosen England Gelüste auf die Sudabai zuschreiben, haben nach der Ansicht der Engländer Deutschland und Oesterreich. Die Julinummern von „Contemporary Review“, „Fortnigthly Review“ und „Review of Rewiews“ greifen, indem sie Aeußerungen Sir Edwards Greys im Unterhaus über die englische Uneigennützigkeit kommentieren, die Kabinette von Wien und Berlin in sehr aufgebrachter Weise an. Wiederum stoßen sich die englischen Monatsschriften an einer Notiz der „Neuen Freien Presse“, einem Blatte, von dem „Contemporary Review“ behauptet, „daß es bekanntermaßen jene Meinungen widerspiegelt, die das deutsche Auswärtige Amt gedruckt und als halboffiziös verbreitet zu sehen wünscht . . . Das direkte Resultat dieser falschen Anschuldigungen ist, daß England in Mißkredit gebracht und gegen es eine Koalition, eine diplomatische Koalition zustande gebracht wird. Und die Leute, die sich bemühen, in dieser unverantwortlichen Art und Weise internationales Unheil zu stiften, sind die Deutschen, die, wenn eine Windstille in der Politik herrscht, bis zur Heiserkeit von ihrer Freundschaft für Großbritannien sprechen . . . .“

Lassen wir dahingestellt, ob die Engländer die Griechen in dem dauernden Besitz der Sudabai dulden werden, wenn diese jemals Kreta bekommen sollten, auf keinen Fall aber wird England den Türken erlauben, dort, vor dem Tor des gärenden Aegypten, eine Kriegsflotte zu stationieren. Vielmehr wird man sich türkischerseits mit der Halbmondfahne begnügen müssen, die auf einer Klippe im Busen von Suda weht, als fast alleiniger Ueberrest der alten türkischen Hoheitsrechte über die Minosinsel. Erleichtert wird den Türken diese Entsagung bis auf weiteres dadurch, daß sie überhaupt keine nennenswerte Flotte besitzen und in absehbarer Zeit schwerlich jemand ihnen das Geld borgen wird, eine zu bauen.

Hoffen wir also, daß sich die Pforte inmitten der religiös-nationalen Aufregung und der Parteileidenschaften stark genug zeigen möge, den Frieden mit Griechenland zu bewahren. In der allerletzten Zeit hörte sich das populare Kriegsgeschrei glücklicherweise etwas gedämpfter an, aber jeder Tag kann irgend einen Zwischenfall bringen, der die Wut und die Kampflust der Muhammedaner neu aufflammen läßt, derer die noch an Allah glauben, wie derjenigen, die auf ihre atheistische Aufgeklärtheit stolz sind. Inzwischen haben sich die Russen, die auf der Balkanhalbinsel und in Anatolien Menschen und Verhältnisse gründlich kennen, durch den Mandschureivertrag die Hände frei gemacht und warten auf Gelegenheiten, die Sprengmittel der diplomatischen Intrigue anzusetzen, sei es in Kreta oder in Mazedonien oder sonst irgendwo in dem weiten zerfallenden Reich, vielleicht gar in Stambul selber, wo die Faktionen innerhalb des osmanischen Herrenvolkes zu heilloser Erschütterung des Ganzen einander zu zerfleischen drohen. Daniels.

...bahnte Linie, die im Anschluß an die sibirische Eisenbahn durch die ganze Mandschurei bis Port Arthur geht, die „Chinesische Ostbahn". Im Frieden von Portsmouth hat Rußland Verwaltung und Betrieb des südlichen Stücks, beinahe bis Charbin, den Japanern überlassen müssen. Aber nicht nur dieses großartige Verkehrsunternehmen wollte Herr Philander Knox den Japanern und Russen entziehen und in die Hände der dankbaren Chinesen ...legen, sondern dasselbe sollte auch mit der Linie Witschu—Mukden ...schehen. Witschu liegt an der Mündung des Jalu, also an der Grenze Koreas und der Mandschurei. Die Entfernung von Mukden ist in der ...linie ungefähr so groß, wie die von Berlin und Erfurt. Diese Bahn wurde von den Japanern während des Krieges gegen Rußland erbaut und war zunächst schmalspurig. Beim Friedensschluß mit Rußland erpreßte Japan von den Chinesen die Erlaubnis, die Linie Witschu-Mukden für die ...ernde Beförderung von Gütern und Personen geeignet zu machen. Die japanische Regierung legte diese Stipulation so aus, daß ihr die Umwandlung der Linie in eine Vollbahn frei stehe. China protestierte gegen diese Interpretation, zumal das Projekt der Japaner eine zum Teil veränderte Trasse voraussetzte. Im Herbst 1909, ungefähr um die gleiche Zeit, wo Staatssekretär Knox mit dem Neutralisierungsprojekt hervortrat, bewirkten die Japaner durch ein sehr lautes Säbelrasseln, daß China in dem Streit über die Witschu-Mukden-Bahn nachgab.

So baut denn Japan die Linie jetzt vollspurig aus. Im Jahre 1911 soll die Bahn fertig sein, 1912 auch die große Brücke über den Jalu. Auf dem ...en Ufer dieses Flusses schließt sich unmittelbar das koreanische Schienennetz an. So können die Japaner von 1912 an ihre in Korea stehenden Truppen binnen kürzester Frist in das Herz der Provinz Schön-King vor...ken, jenes schon seit Jahrtausenden von chinesischer Kultur erfüllten Teiles der Mandschurei, der auch wirtschaftlich am weitesten vorgeschritten ist.

Wie im Nordwesten Koreas der Jalu, so bildet im Norden dieses Landes der Fluß Tumen die Grenze gegen die Mandschurei. Hier geht von der Grenzstadt Hoiring eine Eisenbahn ab, die die Chinesen im Begriff sind, durch die Provinz Kirin und über die gleichnamige Hauptstadt bis nach Kwantschöngsu zu führen, wo die japanische und die russische Strecke der „Chinesischen Ostbahn" zusammenstoßen. Die Chinesen bauen die Strecke Hoiring Kwantschöngsu, die in der Luftlinie ziemlich ebenso ...g ist, wie der Weg von Berlin nach Frankfurt am Main, als chinesische Staatsbahn. Aber Japan hat sich das vertragsmäßige Recht zu verschaffen ...ußt, daß japanische Kapitalien und Ingenieure zum Bahnbau mitverwendet werden. Auch an dieser Stelle sind also den Chinesen drückende ...eln angelegt, welche Herr Philander Knox durch seinen uneigennützigen ...schlag zu beseitigen verspricht. Es sei dabei noch bemerkt, daß die ...strecke am Sungari-Fluß, zwischen Kirin und Kwantschöngsu zusammen ... dem den Russen verbliebenen Stück des Sungaritals bis Sanhsing das ...reichste Gebiet in der ganzen Mandschurei sind.

dadurch sonstige Steuererhöhungen in Preußen überflüssig werden, oder wie sollen sie aussehen? Was hält er von der auch an dieser Stelle mehrfach empfohlenen Dewitzschen Idee einer Erb-Zuwachs-Steuer, sei es für das Reich, sei es für Preußen? (Eben in Nr. 29. des „Grenzboten" von Herrn v. Dewitz von neuem statt der unausführbaren Reichs-Wertzuwachs-Steuer vorgeschlagen und vorzüglich begründet). Was hält Herr Dr. Lentze endlich von der Möglichkeit, die Reichsfinanzen durch die Aufhebung der Brantwein-Liebesgabe zu verbessern? Die Landwirtschaft lebt heute in einer ungemein günstigen Konjunktur; die Uebergangszeit, wo die Liebesgabe tatsächlich berechtigt war, ist längst vorüber; der Zeitpunkt ist so günstig, wie nur möglich. Was denkt der Herr Finanzminister darüber?

Als Etats-Referent im Herrenhause hat Herr Dr. Lentze einmal ein böses Wort über die preußischen Finanzen gesprochen. Er meinte, der niedrige Kurs unserer Anleihen rühre daher, daß infolge der Konversion im Jahre 1897 der Kredit Preußens geschwächt sei. Preußen, dessen Aktiv-Vermögen seine Schulden weit überragt, soll einen ungenügenden Kredit genießen? Und zwar deshalb, weil ihm im Jahre 1897 das Geld so billig angeboten wurde und es von diesem Angebot Gebrauch machte? Dann müßten auch alle Städte, alle Pfandbriefinstitute, alle Industrieunternehmungen, die Obligationen ausgeben, alle Grundbesitzer, die eine Hypothek aufnehmen, heute in Deutschland einen geringeren Kredit haben, als vor 13 Jahren, denn sie müssen allesamt heute ein halbes oder ein ganzes Prozent Zinsen mehr bezahlen, als damals. Der wahre Grund ist natürlich der umgekehrte. Die deutsche Industrie ist so außerordentlich produktiv und zugleich so solide und die Landwirtschaft weiß Kapital mit soviel Vorteil zu verwenden, daß die Kapitalbesitzer mit gutem Grunde ihr Geld diesen Anlagen zugewandt haben und sich der höheren Erträge freuen. Wie kann der Staat verlangen, daß man ihm Geld zu 3 % leiht, wenn zahlreiche große Banken und Industrieanlagen existieren, die mit kaum geringerer Sicherheit 5 % Dividende (nach dem Kurse berechnet) geben? Wenn die Bauunternehmer, die für die 900000 jährlich zuwachsenden Deutschen die Wohnungen herstellen, pupillarisch sichere Hypotheken mit 4 und $4^1/_4$ % anbieten? Für die Steuerzahler und den Finanzminister ist es unbequem, daß jetzt bei neuen Anleihen fast 4 % Zinsen versprochen werden müssen, während es vor nicht sehr langer Zeit nicht viel mehr als 3 % waren, aber klagen dürfen wir über diese Wandlung wahrhaftig nicht, denn die Steigerung des Zinsfußes ist nichts als der Exponent der, trotz einiger Schwankungen, wundervollen wirtschaftlichen Blüte des Landes. Beklagenswert sind in gewisser Beziehung die Besitzer von Konsols, die, als in der Mitte der 90 er Jahre der Zinsfuß so niedrig stand, die vom Staate angebotene Konvertierung akzeptiert haben. Aber vor derartigen wirtschaftlichen Konjunkturschwankungen ist niemand sicher. Da damals die Meinung allgemein herrschte, daß der Zinsfuß dauernd so niedrig bleiben würde, so konnte der Staat unmöglich auf Kosten der Steuerzahler den Konsolsbesitzern den hohen Zinsfuß als Liebesgabe weiter gewähren. Wer an die

Dauer des niedrigen Zinsfußes nicht glaubte, konnte die Konversion ablehnen und sich eine andere Anlage suchen. Es werden auch wieder andere Zeiten kommen, wo ein Rentner seine 3 %igen Konsuls, die er für 83,60 erwarb (im Jahre 1892), für 99,90 (Höchststand im Jahre 1896) verkaufen kann. Der Staatskredit hat sicherlich mit diesen Schwankungen, weder mit dem rapiden Niedergang des Zinsfußes von 1894 bis 1896, noch mit dem schnell darauf folgenden Aufstieg irgend etwas zu tun.

Kehren wir aber von diesem finanz-geschichtlichen Exkurs zu der politischen Bedeutung der Ernennung des neuen Ministers zurück. Sie ist, wie schon ausgesprochen, der Ausdruck des Wunsches des leitenden Staatsmannes, nicht ausschließlich nach der schwarz-blauen Seite hin engagiert zu sein, sondern auch mit dem Liberalismus in guter Fühlung zu bleiben. Wird dieses Tragen auf beiden Schultern Erfolg haben? Prinzipiell, das darf man wohl sagen, kann es keine verständigere und erfreulichere Politik geben. Der Herr Reichskanzler hat Verständnis dafür, daß heute in Deutschland ein Regieren gegen die liberale Weltanschauung unmöglich ist. Er will aber auch die konservativen Grundlagen unseres Staates erhalten und sieht schließlich, daß bei der Verteilung der Machtverhältnisse auch das Zentrum nicht ausschaltbar ist. Also alle drei Pferde, der Rappe, der Blauschimmel, der Rotschimmel müssen nebeneinander gespannt werden, und da der Rappe ziemlich ein Grauschimmel ist, so wird der Anblick nicht so schlecht sein.

Wird sich mit diesem Dreigespann praktisch fahren lassen? Die Anschirrung, das muß man sagen, ist geschickt genug. Die Minister, die die Beziehungen zu den Parteien vermitteln, sind so gewählt, daß sie bei den Parteien keinen Widerspruch erregen können. Herr v. Dallwitz, der ehemalige Kanal-Rebell, hat als Staatsminister von Anhalt selbst bei den Sozialdemokraten den Ruf eines aufgeklärten, humanen und zugleich tatkräftigen Beamten erworben. Herr v. Schorlemer ist Katholik, aber kein Zentrumsmann; zwischen ihm und dem Zentrum gilt wohl so etwas wie der Grundsatz von getrennt marschieren und vereint schlagen. Beide Teile betonen gern, daß sie eigentlich Gegner seien, aber die innere Liebe, die aus der gleichen Weltanschauung entspringt, ist doch noch stärker, als diese Gegnerschaft. Schließlich Herr Lentze muß als liberal genommen werden, nicht weil er zur Partei gehörte, aber weil er ein bürgerlicher Oberbürgermeister war.

Trotz alledem — fürchte ich, es wird nicht gehen. Die Führer würden sich gern vertragen und könnten es auch, denn sachlich ist das Zentrum in allen Fragen des Wirtschaftslebens, der Sozialpolitik und der allgemeinen Aufgaben der Politik so gemäßigt und so verständig, daß ein Nationalliberaler, wenn nicht das Fraktionsinteresse in Frage kommt, ganz gut mit ihm zusammen wirken kann. Schwerer sind heute die Liberalen mit den Konservativen zusammenzubringen; aber schließlich hat sich auch da schon oft ein Kompromiß gefunden. Die Schwierigkeit liegt nicht in den Gegen-

sätzen der Praxis, sondern in den Gegensätzen der Ideen, die [illegible] Wählern instinktiv empfunden und hochgehalten werden. [illegible] sehr die positiven Mängel in den neuen Reichssteuern, als daß die [illegible] vativen sie mit dem Zentrum zusammen zurechtgezimmert haben. Das [illegible] was die liberale Wählerschaft nicht verzeihen will, und [illegible] Bund beginge Selbstmord, wenn er sich nicht jetzt jeder [illegible] die Konservativen widersetzte.

Der symptomatische und charakteristische Vorgang in diesen [illegible] ist der Rücktritt des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg [illegible] Amt als zweiter Vize-Präsident des Reichstags. Als der Block [illegible] gebrochen war, lehnten die Nationalliberalen die Stelle des [illegible] Präsidenten ab, damit auch äußerlich markiert werde, daß jetzt [illegible] im Reichstag regiere. Getreu ihrer Tradition als Vermittlungs[illegible] darauf die Freikonservativen den zweiten Vize-Präsidenten in der [illegible] Prinzen Hohenlohe. Diesem aber war die Würde auf die Dauer [illegible] lich, eben weil sie auf ihn den Schein der [illegible] Roten und damit der Zentrumsfreundschaft warf. In dem [illegible] in dem der Prinz die Niederlegung motivierte, wies er auch [illegible] Borromäus-Enzyklika hin. Was in aller Welt hat die [illegible] dem schwarz-blauen Block zu tun? Nicht nur die Konservativen [illegible] gegen diese Kundgebung der Kurie mit aller Entschiedenheit [illegible] sogar die hervorragendsten Männer des Zentrums haben in einer [illegible] freundlichen Weise, ohne sich in ihrer Stellung als Katholiken etwas [illegible] geben, sich gegen die Enzyklika ausgesprochen. Aber Prinz [illegible] wohl gewußt, was er tat, als er die Enzyklika in sein [illegible] brachte. Er weiß, wie das Volk denkt. Die Annahme des [illegible] nachdem ein Nationalliberaler es abgelehnt hat, bekleidete ihn in [illegible] seiner Wähler, die Niederlegung unter Berufung auf die Enzyklika [illegible] ihm eben diese Wähler [illegible].

[illegible] der Erbprinz von Hohenlohe, der vom Zentrum [illegible] hat die [illegible] beurteilt als der Herr [illegible] mit dem Zentrum Freundschaft zu halten sucht.

Die [illegible] die Konservativen [illegible] erreicht hat, [illegible] in einem großen Teil der [illegible] den [illegible] mit dem [illegible] und mit einem [illegible] hat man in diesen [illegible] mit [illegible] auf den [illegible] und [illegible] der [illegible] an [illegible]

natürlich-menschlichen Beziehungen mit den Volksgenossen, wie sie sich geschichtlich gebildet haben, ablehnt, muß einmal ein Ende haben. Einige Vorspiele zu einer Besserung hat es ja schon früher gegeben und die jüngsten Ereignisse in Karlsruhe sind wieder ein Ruck vorwärts. Von nationalem Standpunkt aus kann man sich nur darüber freuen, aber die politischen Hoffnungen, die man daran knüpft, sind offenbar illusorische. Was eine spätere Zukunft einmal bringen wird — wer will es wissen? Aber für die Politik von heute auf die Sozialdemokraten zu rechnen ist, eine Fata Morgana. In süddeutschen Parlamenten freilich geht es. Aber das besagt leider nichts für die Reichspolitik. Nicht nur ist in Süddeutschland die gesellschaftliche Struktur viel demokratischer als in Norddeutschland und deshalb Annäherung und Ausgleich leichter, sondern vor allem haben die Volksvertretungen in den Einzelstaaten ja ganz andere Aufgaben als die Volksvertretung am Reich. In den Einzelstaaten gibt es Kultur- und Erziehungsaufgaben, wo häufig genug der Natur der Sache nach die Liberalen mit den Sozialdemokraten zusammengehen gegen die Klerikalen. Jüngst ist es in Württemberg auch vorgekommen, daß die Regierung mit Hilfe der Sozialdemokraten eine neue Bauordnung gegen die stark hausagrarische Volkspartei durchgesetzt hat. Im Reichstag gibt es ja ebenfalls sozialpolitische Aufgaben, wo zuweilen die Sozialdemokraten der Regierung den Rücken stärken gegen die Kapitalisten. Aber alle diese Gebiete sind doch immer von verschwindender Bedeutung gegen das eine Entscheidende, die Pflege der nationalen Wehrmacht und die Opfer, die diese erfordert. Hier ist noch auf unabsehbare Zeit auch von den besten Revisionisten unter den Genossen nichts zu erhoffen. Zwar hat ein hervorragender sozialdemokratischer Abgeordneter wohl einmal das Wort in den Mund genommen: „Kanonen gegen Volksrechte". Aber wielange hat es gedauert, bis auch nur die Freisinnigen die Notwendigkeit dieser Sentenz begriffen und sie praktisch anzuwenden versucht haben! Was stand im Wege, daß Eugen Richter nicht den Kompromiß, den die Partei im Jahre 1907 mit dem Fürsten Bülow schloß, schon im Jahre 1893 fand, als Caprivi die zweijährige Dienstzeit anbot? So wenig wie damals die Freisinnigen den weltgeschichtlichen Augenblick verstanden und ergriffen haben, so wenig werden es über zwei Jahre die Sozialdemokraten tun, auch wenn sie sich so weit überwinden könnten, im Reichstag einmal auf den Kaiser ein Hoch auszubringen.

Vom Standpunkt der Wahltaktik ist das Verhalten der badischen Sozi zweifellos ein Meisterstreich. Die Neigung vieler Liberalen, ihnen in den Stichwahlen beizuspringen, wird dadurch sehr verstärkt werden. Aber je stärker der sozialdemokratische Sieg bei den nächsten Reichstagswahlen wird, desto größer wird nachher die Enttäuschung sein und desto stärker dann der Rückschlag.

Die Regierung und die Konservativen geben sich große Mühe, schon jetzt ein Kartell der positiv schaffenden Parteien gegen die Sozialdemokraten zusammen zu bringen. Da auf die Freisinnigen nicht zu rechnen ist, so

sucht man die Nationalliberalen an die konservativ-klerikale Koation heranzuziehen. Ich halte dieses Bestreben im Augenblick für aussichtslos. Zwar sind unter den Großindustriellen des Westens viele, die aus Furcht vor den Sozialdemokraten, ganz gern den Anschluß nach rechts nähmen. Aber die nationalliberale Partei zählt doch auch viele Mitglieder, die das auf keinen Fall mitmachen werden. Diese Taktik würde also zunächst den Erfolg haben, die nationalliberale Partei zu sprengen, und schon ist man an der Arbeit, zu diesem Zweck den Führer der Partei, Herrn Bassermann, der keinen sicheren Wahlkreis hat, aus dem Reichstag zu verdrängen. Ich würde es als ein großes Unglück ansehen, wenn diese Machenschaften Erfolg hätten. Schon für die nächsten Reichstagswahlen einen Zusammenschluß von Liberalen und Zentrum gegen die Sozialdemokraten zu erlangen, ist völlig ausgeschlossen und ist auch zwecklos, denn ein Sieg der Sozi ist vorläufig so oder so unvermeidlich. Ganz anders, wenn wir die Reichstagswahlen erst hinter uns und die Sozialdemokraten dann gezeigt haben, daß sie mit ihren 120 Stimmen oder wieviel es sein mögen, nichts anzufangen wissen. Zu den Tugenden eines Staatsmannes gehört auch die Geduld. Der Zeitpunkt für die Parole der Einigung aller positiv schaffenden Parteien ist noch nicht da. Die Parole verbraucht sich, wenn sie zu früh ausgegeben wird. Die beste Taktik, die die Regierung zur Zeit verfolgen kann, ist, die Dinge und die Parteien bis nach den neuen Wahlen in der Schwebe zu halten. Lasse man den „Hansa-Bund" und den „Bund der Landwirte" zunächst einmal neben- und gegeneinander vorgehen. Sie werden dabei nicht nur nicht weniger, sondern sogar eher mehr leisten gegen die Sozi, als wenn sie sich jetzt gegen ihre Natur koalierten. Nach den Wahlen gibt's eine völlig neue Situation, und dann wird man weiter sehen.

24. 7. 10. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Anschütz, Gerhard. — Die Polizei. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Arnold, Eberhard. — Urchristliches und Antichristliches im Werdegang Friedrich Nietzsches. M. 1.—. Eilenburg, Bruno Beckers Buchhdlg.
Asthal-Jaeckel, Emma. — Die Tochter des Jairus München, R. Piper & Co.
Bachtold, Dr. Hermann. — Der norddeutsche Handel im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert Abhandlungen der mittleren und neuen Geschichte. Heft 21. M. 9— Berlin, Dr. Walther Rotschild.
Bartels-Rheydt, Dr. Gerhard. — Freie Menschen. Briefe an einen Primaner. Geb. M. 1.40. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg.
Bergfeld, E. — Wie die Urmenschen erbliche Rassenfarben erwarben und wie sie ihr Haarkleid verloren. M. 1.50. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Bertholet, D. Alfred. — Das Ende des jüdischen Staatswesens. M. 2—, geb. M. 3.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Biese, Alfred. — Deutsche Literaturgeschichte. I. Band, 3. Auflage. Geb. M. 5.50. München, C. H. Beck.
Bönner, Th. — Chinas Urkundenbuch und Odenbuch. Steglitz-Berlin, Peschkestr. 9, Verlag von Dr. Bömer.
Brunner, Constantin. — Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Wahrheit. Berlin, Verlag Karl Schnabel.

Das Deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. Mit 12 Tafeln in Farbendruck, 66 Doppeltafeln in Holzschnitt und Aetzung, 54 farbigen Kartenbeilagen und 102 Textkarten, Profilen und Diagrammen. 2 Bände, in Leinen gebunden, zu je 15 Mk. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Deutsche Unterrichts-Ausstellung auf der Weltausstellung in Brüssel 1910. I—III. à M. 2.—. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.

Ebner-Eschenbach. — Genrebilder. M. 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.

Eckerts, Dr. Erich. — Nietzsche als Künstler. Geb. M. 3.50. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

El-Correi. — Selig aus Gnade. Roman. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.

Faber, Hermann. — Der dramatische Dichter und unsere Zeit. M. 1.—. Leipzig, Georg Wigand.

Fleischer, Paul. — Die Teilnahme der Frau an den öffentlichen Angelegenheiten 20 Pf. Berlin C., Kaiserstr. 37. Herausgegeben vom Verband der katholischen Arbeiterinnen.

Fleischmann, Otto. — Wie kommen unsere gebildeten jungen Männer wieder zu passenden Hausfrauen? M. 1.50. Leipzig, Alfred Michaelis' Verlagsbuchhdlg.

Foerster, F. W. — Staatsbürgerliche Erziehung. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Goethe und Werther. — Briefe Goethes aus seiner Jugendzeit mit erläuternden Dokumenten. Herausgegeben von A. Kestner. 80 Pf. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlg.

Gorlainow Serge. — Le Bosphore et les Dardanelles. Paris, Librairie Plon.

Gross-Berlins bauliche Zukunft. Vorschläge zur Reform der Bebauungsbestimmungen, verfasst von Dr. Karl Keller und Stadtbau-Inspektor Ph. Nitze. M 1.50. Berlin-Grunewald, Kasper Theyss-Strasse 12, Renaissance-Verlag Robert Federn.

Grünwald, Eugen. — Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums. 2. Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlg.

Friedrich Hebbels Demetrius, vollendet von Otto Harnack. 60 Pfg. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhdlg.

Heymann, Ernst. — Napoleon und die grossen Mächte 1806 Abhandlungen der mittleren und neuen Geschichte. Heft 22. M. 5.—. Berlin-Leipzig, Dr. Walther Rothschild.

Heinemann, Olaf. — Geschichten aus Banausia. Brosch. M. 2. –, geb. M. 3.—. Berlin SW. Lindenstr. 3, Verlag Georg Hering.

Jaeger, Heinrich. — Ideales Wahlrecht. Ein Appell an das denkende Deutschland. 80 Pf. Bonn 1910. Universitäts-Buchdruckerei C. Georgi.

Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1909. 3. Jahrgang. M. 7.50. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhdlg.

Jung, Dr. Rudolf. — Die englische Flüchtlings-Gemeinde in Frankfurt a. M. (1554 bis 1559). M. 2.50. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.

Katalog über die Literatur auf dem Gebiete des Geld-, Bank- und Börsenwesens. Berlin, Alexander Duncker, Sortiment.

Kierkegaard, Sören. — Philosophische Brocken. Abschliessende unwissenschaftliche Nachschrift. I. und II. Teil. M. 5.—, geb. M. 6.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Königliche Opernhaus für Berlin, Das. Von Ludwig Heim und Georg Buss. 1910. Berlin W. 62, Weise & Co.

Kötzschke, Walter. — Die Kirche und die ihr entfremdeten Arbeitermassen. Dresden 1910, Kommissionsverlag von C. Ludwig Ungelenk.

Lange, F. A. — Die Arbeiterfrage. M. 1.—. Leipzig, Verlag Alfred Körner.

Leupolt, Edmund. — Die Erziehung zum deutschen Staatsbürger in der Volksschule. 30 Pf. Leipzig, Julius Klinkhardt.

Lietzmann, Hans. — Handbuch zum neuen Testament. Dritter Band. Die Briefe des Apostels Paulus. I. Die vier Hauptbriefe. Geh. M. 5.30, geb. M. 7.—. Tübingen J. C. B. Mohr.

Lothar, Rudolph. — Kurfürstendamm. Roman. 2. Auflage. Berlin W. 30., Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H.

Lublinski, Samuel. — Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Luise, Königin von Preussen. Ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin Luise und ihrer Zeitgenossen. Zusammengestellt von P. Gärtner und P. Samuleit. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe.

Meissner, Dr. P. — Gesundheits-Brevier. 2. Aufl. Geb. M. 2.—. Berlin, Karl Curtius.

Meyer, Oskar Erich. — Die Lieder des leisen Lebens. Geh. M. 2.—. München, R. Piper & Co.

Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Bonn. Jahrg. IV: Heft 7, 8. 9. Jahrg. V: Heft 1 und 2 à 75 Pf. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.

Morgenstern, Christian. — Einkehr. Gedichte. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50. München, R. Piper & Co.

Müller-Guttenbrunn. — Der kleine Schwab. Kart. M 1.—. Leipzig, L. Staackmann.

Müller, Wilhelm. — Amerikanische Volksbildungswesen. M. 2.50, geb. M. 3.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Neumann, Dr. K. Joh. — Entwicklung und Aufgaben der alten Geschichte. M. 3.—. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz.

Nithack-Stahn, Walter. Zwei Frauen. Roman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Halle a. S., J. Frickers Verlag (J. Nithack-Stahn).

Orestie des Aeschylos, Die. Aus dem Griechischen übertragen von Alexander von Gleichen-Russwurm. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jena, Diederichs Verlag.

Paag, W. A. — Der Kaplan von Liestermonda. Roman aus dem Priesterleben. Geh. M. 3, geb. M. 4.—. Berlin W. 80, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.
Piper, Kurt. — Tellurische Feuer. Neue Gedichte. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—. München, R. Piper & Co.
Plechanow, G. — Die Grundprobleme des Marxismus. Autorisierte Uebersetzung von Dr. M. Nachimson. Kleine Bibliothek No. 7. Stuttgart 1910, Verlag von J. H. W. Dietz Nachfl.
Poniokau, Richard — Gedanken zur Methodik des Kampfes gegen den Alkoholismus der Jugend. Zweite erweiterte Auflage. Dresden, Verlag von O. V. Böhmert.
Preussenbuch, Das. Sammlung von Gedichten zur preussisch-deutschen Geschichte. Herausgegeben von C. Meyer-Frommhold. Originaleinband M. 2,60. Leipzig, Verlag von Jul. Klinkhardt.
Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung. Band I. 1—3 pro Band M. 10.—. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.
Rabbow, Franz. — Der Tragi-Komödie zweiter Teil. Selbstverlag. 40 Pf. Loncz Mühle b. Posen, Franz Rabbow.
—„— Schon wieder eine Ostmarken-Broschüre. Selbstverlag. 50 Pf. Loncz Mühle b. Posen, Franz Rabbow.
Reichel, Hans. — Ueber Forensische Psychologie. M. 1.80. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg.
Rein, A. — Die Teilnahme Sardiniens am Krimkrieg und die öffentliche Meinung in Italien. Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. Elftes Heft. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.
Reitzenstein, R. — Die Hellenistischen Mysterienreligionen. M. 4.—, geb. M. 4.80. Leipzig. B. G. Teubner.
Rodionow, Iwan A. — Unser Verbrechen. Ein Roman aus dem russischen Volksleben. Einzige autorisierte Uebersetzung von Axel Ripker. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Frankfurt a. M., Verlag der Literarischen Anstalt Ritter & Loereig.
Roda Roda und Etzel. — Welthumor. Das lachende Deutschland. Geh. M. 4.—, geb M. 5.—.
Rahland, Gustav Prof. Dr. — Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge. Herausgegeben vom Bund der Landwirte in Berlin. Berlin SW. 11, Kairos-Verlag für aktuelle Wirtschaftspolitik.
Schaefer, Dr. H. — Jesus in psychiatrischer Beleuchtung. M. 2.40, geb. M. 3.20. Berlin, Ernst Hofmann & Co
Schidlof, Auguste. — Knospen. Gedichte eines Kindes. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
Schroeder, Adolf. — Die Flotte als notwendige Ergänzung unserer nationalen Wehrmacht. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, Verlag von J. Klinkhardt.
Schubin, Ossip. — Die Tragödie eines Idealisten. Roman. 2 Bände. M. 8.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Schultheiss' Brauerei. In Vergangenheit und Gegenwart. Berlin 1910.
Schultze-Grossborstel, Dr. Ernst. — Streifzüge durch das Nordamerikanische Wirtschaftleben. M. 5.—. Halle a. S, Buchhandlung des Waisenhauses.
Schwantje, Magnus. — Der Tierschutz im deutschen Strafgesetz. 20 Pf. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandten Bestrebungen. Berlin W. 57. Bülowstr. 95.
Scriptor Latinus. — Annus VIII. Numerus I. Editor Hans Lustenöder Francofurti ad Moenum.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Der Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Was man auch immer über den Wert der Kongresse sagen mag, wird doch der Berliner „Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt" für die Geschichte unseres geistigen Lebens deswegen ein höchst charakteristisches Ereignis bleiben, weil er als Wahrzeichen dastehen kann für den sich leise vollziehenden Umschwung des wissenschaftlichen Geistes. Ob dies sogleich auch für die außerdeutschen Länder gilt, wage ich nach der Natur der hier gehaltenen Vorträge nicht zu entscheiden. Für Deutschland aber gilt es, daß derjenigen Richtung der Theologie nachgerade der Lebensatem auszugehen beginnt, deren Methode ausgesprochenermaßen darauf ausging, die Entfaltung und Gestaltung des religiösen Lebens nicht mehr als ein Offenbarungswerk der göttlichen Vernunft zu begreifen, sondern statt dessen den Nachweis zu liefern, daß auch die christliche Religion, ein historisches Evolutionsprodukt der psychologischen („transzendental psychologischen") Kräfte einerseits und der geschichtlichen Wertbestimmungen andererseits sei. Damit war unter einem prunkvollerem Gewande der Arianismus und Pelagianismus wieder erstanden und hatte sich, genau wie in alter Zeit, vorübergehend auch die Führerrolle des geistigen Lebens anzueignen verstanden. Wer die Identität solcher Strömungen auch in dem ganz neuen Bett, das sie sich gegraben haben, wiederzuerkennen vermag, der konnte dem Rauschen und Murmeln jener Wellen auch auf dem „Weltkongreß" noch genugsam lauschen. Denn nicht wenige der zahlreichen Vorträge waren trotz alles salbungsvollen Gepräges fast ausschließlich auf den Ton des platten Psychologismus und

Historizismus gestimmt. Nicht dies also konnte die symptomatische Bedeutung dieses Kongresses ausmachen, sondern vielmehr umgekehrt die Tatsache, die aus einer anderen Reihe von Vorträgen unverkennbar hervortrat, daß die Füße derer schon vor der Tür stehen, die den geistlosen und geistwidrigen Relativismus der historizistischen Theologie zu Grabe tragen werden.

Sehr eindrucksvoll wurde der Kongreß durch einen Vortrag Adolf Harnacks über „das doppelte Evangelium im Neuen Testament" eröffnet. Seine geistvollen Ausführungen über das Evangelium vom Reiche Gottes und über das Evangelium von der Person Jesu-Christi griffen zwar in die oben gekennzeichnete Kontroverse nicht direkt ein, sie waren aber, ohne es selbst zu wollen, sehr geeignet, die Beiseiteschiebung des agnostischen Historizismus indirekt auf das trefflichste zu beleuchten. Sein Vortrag atmete den Geist echter Historie und war durch sich selbst eine Ablehnung des gedankenlosen Historizismus. Was aber unterscheidet beide? Eine unüberbrückbare Kluft! Die echte Historie ist geleitet von dem Bewußtsein, daß die geschichtliche Entwicklnng in ihrem letzten und tiefsten Grunde nichts anderes ist als die fortschreitende Verwirklichung der göttlichen Vernunft im Menschen und durch ihn in der Welt. Daß es so ist, ahnten bereits die großen Denker unter den Hellenen, aber erst durch das Christentum ist der ganzen Menschheit zum Bewußtsein gekommen, daß und wie das göttliche Wort Fleisch wird. „Der Historizimus dagegen sieht auch in der geschichtlichen Entwicklung prinzipiell ein Produkt der natürlichen Evolution und ihrer natürlichen Kausalität; er vermag auch das Göttliche, wo er sich genötigt sieht, ein solches in Anschlag zu bringen, ebenfalls nur in der Form des Natürlichen und damit in widergeistlicher, widergöttlicher Form zu erfassen. Damit wird auch das Christentum auf eine relative, religionsgeschichtliche Erscheinung der natürlichen Evolution reduziert, und seine historische Theologie zielt wesentlich darauf ab, an die Stelle von der Wissenschaft der religiösen Vernunft die empirisch entwickelnde und vergleichende Religionsgeschichte als Centralwissenschaft zu setzen; die Evolution der göttlichen Vernunft in der Menschheitsgeschichte wird abgetan und alles an den Mechanismus der natürlichen Evolution gefesselt. Die Ablehnung dieser einseitigen Auffassung des Historizismus trat nun auch in den Darlegungen Harnacks zu Tage, besonders an dem Punkte, wo er sagte: „Paulus mußte bei seiner Art, alles auf große Gegensätze zu bringen, nachweisen, daß Jesus durch seinen Tod nicht nur die Forderungen des

Gesetzes erfüllt, sondern gerade durch den Tod das Sündenfleisch überwunden und abgetan und als Auferstandener die Neuschöpfung der Menschheit im Geist bewirkt habe." Dieser Vortrag endete damit, daß die Erhaltung jenes doppelten Evangeliums auch für die Gegenwart als notwendig betont wurde. Es blieb dabei unerörtert, ob beide für das wahre Christentum im Verhältnis der Koordination oder Subordination zu einander stehen. Wäre auch dieser Punkt erledigt worden, so würde noch deutlicher zutage getreten sein, wie unbrauchbar der historizistische Relativismus ist.

Klang die Abweisung dieser modernistischen und monistischen Theologie bei Harnack nur als ein leiser Unterton mit, so wurde die Lossagung von ihr in dem Vortrage von Bousset zum Hauptgegenstande gemacht. Ich stehe nicht an, diese Rede für das bedeutsamste Ereignis des Kongresses zu erklären, weil sie nicht wenig dazu beitragen wird, die Vernunft- und Geistesblindheit jenen „modernen" Theologen zum Bewußtsein zu bringen. Zwar ist die Polemik, die Bousset hier gegen die Unzulänglichkeit der historizistischen Theologie eröffnet hat, keineswegs neu, denn sie ist z. B. in den „Preußischen Jahrbüchern" schon über ein Dezennium lang geführt worden. Auch werden ihm die wahrhaft Frommen und die wahrhaft Denkenden schwerlich folgen, wenn er sie wieder „von allem einseitigen Historismus zum Rationalismus Lessings und Kants" zurückführen will. Denn, wenn es auch wahr ist, daß der Geist unseres Volkes notwendig einmal die Stufe dieses Rationalismus durchmachen mußte, so ist es doch ebenso wahr, daß er sie seitdem längst überschritten hat. Vielmehr ist er auf dieser Entwicklungsbahn längst dazu fortgeschritten, zu erkennen, daß das Christentum gar nichts anderes ist als die geschichtliche Verwirklichung der göttlichen Vernunft, da diese die ideelle Wesensbestimmtheit der menschlichen Persönlichkeit ausmacht und als solche durch den Christenmenschen zu konkreter Gestaltung gelangt. Demnach muß auch dies die eigentliche Aufgabe der Theologie sein, die sich in der Menschheit und durch die Menschheit konkret vergegenwärtigende Gottesvernunft geschichtlich zu begreifen, wie es andererseits der Philosophie zukommt, diese göttliche Vernunft nicht in ihrer geschichtlichen, sondern in ihrer rein begrifflichen Form erkennbar zu machen. Kurz, was uns allein helfen kann, ist der feste Entschluß, uns in der Religion und ihrer Theologie nicht länger mehr auf den Boden des menschlichen Verstandes, sondern der göttlichen Vernunft zu stellen und

von diesem Standpunkt aus Welt und Leben zu erkennen und zu gestalten.

Ohne also mit Bousset in diesen positiven Bestimmungen gleicher Auffassung zu sein, muß ich doch sagen, daß seine Kriegserklärung gegen den theologischen Historizismus und Relativismus deshalb so schwer wiegt, weil er selbst bisher zu den hervorragendsten Vertretern dieser akademischen Schule gehörte und nun die kompetente Erfahrung gemacht hat, daß nicht nur die Kirche und Theologie, sondern auch die Religion auf jenem Wege ihrem Bankerott entgegeneilen würde. Sah es diese Schule solange geradezu als ein Hauptverdienst an, Vernunft und Religion in einen ausschließenden Gegensatz gebracht zu haben, so daß die Theologie nur noch die Wissenschaft von der religiösen Erfahrung, aber nicht mehr diejenige von der religiösen Vernunft sein sollte, so erklärt Bousset nunmehr: „Religion ist etwas dem Menschen Ureigenes, in dessen gesamter Vernunftlage mit Notwendigkeit Begründetes." Hatten ferner die Anhänger jener Schule erklärt, daß der göttliche Charakter der christlichen Religion als eine Erfahrungstatsache hingenommen werden müsse, aber durch keine wissenschaftliche Erkenntnis begreiflich gemacht werden könne (Agnostizismus), so hält Bousset diesem rohen Empirismus jetzt mit allem Nachdruck die Einsicht entgegen: „Jener Behauptung der Zugehörigkeit zur Vernunftanlage des Menschen entspricht die Forderung, daß Religion ein begreifbares, in bestimmt zu formulierenden Ideen umschreibbares Ganze sei. Die religiösen Ideen stehen in sich selbst fest mit selbständiger Gewißheit; sie bedürfen der Autorität der Geschichte nicht, bilden vielmehr den festen Maßstab für die Einzelerscheinungen der Geschichte." Mit welchem Hohn und Spott wurde doch in diesem Kreise die idealistische Erkenntnis überschüttet, daß es die Ideen sind, die den Gang der menschlichen Kultur bestimmen, und nun tritt Bousset aus jener Mitte hervor und ruft seinen eigenen Genossen zu: „Religiöse Ideen bilden für die Erkenntnis den letzten ehernen Bestand in aller Religion." Daß diese religiösen Ideen nicht abstrakte, sondern symbolisierte Ideen sind, und daß sie deshalb als solche auch nicht abstrakt deduziert werden können, dieser Erklärung bedurfte es zwar für den Kundigen nicht erst, aber es ist gut, daß etwaigen Mißverständnissen dadurch ein Riegel vorgeschoben worden ist. Ob nun die bisherigen Weggenossen Boussets diesen Schritt mitmachen werden oder nicht,

darauf kommt es nicht an: denn das werden sie nimmermehr ungeschehen machen können, daß in ihrem eigenen Lager über Nacht die Stimme der Vernunft wieder erwacht ist und ihnen laut und weithin vernehmlich zuruft: wir kommen so nicht weiter und werden die Verwirrung der Gemüter nur noch vermehren, wenn wir nicht wieder zum Bewußtsein bringen, daß die Wahrheit der Religion nicht auf der Relativität der subjektiven und geschichtlichen Erfahrung, sondern auf der Kraft der in dem Menschen sich offenbarenden Gottesvernunft beruht!

War der Vortrag Boussets ein bemerkenswertes Symptom dafür, wie sich ein Umschwung der Geister selbst in den Reihen derer zu vollziehen beginnt, die bisher den falschen Göttern des Psychologismus, Historizismus und Naturalismus nachgejagt waren, so zeigten zwei andere Vorträge durch ihren Gegensatz, wie weit sich die moderne Theologie von dem entfernt hat, was sich der deutsche Geist im Zeitalter der Reformation und im Zeitalter des klassischen Idealismus an ewigen Gütern erarbeitet hat. Es waren die Vorträge von Tröltsch und von Adolf Lasson. Was von Tröltsch gesagt wurde, war von allen Ausführungen, die von deutschen Theologen auf diesem Kongreß gemacht wurden, das Extremste. Und nun war es ein eigentümliches Spiel des Zufalls, daß sich die Darlegungen Lassons wie von selbst zu einer stürmischen Abwehr der temperamentvollen Meinungen des Heidelberger Theologen gestalteten. Beide sprachen von der Freiheit des Christentums, aber Himmel und Erde können nicht weiter von einander entfernt sein, als die Ansichten, die sich hier entgegentraten. Tröltsch erörterte die Frage nach der Möglichkeit eines freien Christentums, und schon in dieser Fragestellung liegt, daß ihm Freiheit und Christentum noch auseinanderfallen. Das ist die Folge davon, daß er seine Augen lediglich gerichtet hat auf das empirisch-geschichtliche Christentum, nicht aber auf die Wahrheit, auf die Idee des Christentums. Lasson dagegen erklärt, das Christentum ist selber die Freiheit, und wenn das empirische Christentum dem nicht entspricht, so liegt das nur daran, daß der empirische Mensch es nicht zur vollen Verwirklichung der christlichen Wahrheit kommen läßt. Tröltsch verkennt also, daß die Gestaltung der christlichen Freiheit nicht ein Akt der empirisch-geschichtlichen Entwicklung, sondern vielmehr umgekehrt nur die Verwirklichung der Idee des wahren Christenmenschen sein kann. Wenn er nun aber vollends behauptete, er verstehe unter freiem Christentum eine vom kirchlichen Dogma und von den kirchlichen Institutionen freie Umbildung der christlichen Idee im Zusammenhang mit der all-

gemeinen Lebensbewegung der Gegenwart, so muß [illegible] wie eine Preisgabe des ganzen Christentums. [illegible] [illegible] wie eine solche Meinung von der Gottheit [illegible] in der Theologie auch nur vorübergehend [illegible] dahinter verbirgt sich der grobe, populäre Irrtum, [illegible] weiter nichts sei als die zu einer bestimmten Zeit [illegible] Lehren der gerade damals geltenden Vorstellung [illegible] Aber weder das Dogma von der Dreieinigkeit, noch [illegible] von den Zweinaturen ist der bloße Ausdruck [illegible] tum geltender Vorstellungen, sie sind nichts [illegible] stellungsleben, sondern sie sind vielmehr der [illegible] konkreter Lebensprozesse und Gemeinde[illegible] [illegible] Verbindung mit der Christuspersönlichkeit [illegible] Ist es aber so, sind jene Dogmen nicht bloß Vor[illegible] sondern die begrifflichen Zusammenfassungen [illegible] gungen, die den Menschen erst zum Christen machten, [illegible] Schätzung auf das, was in diesen Dogmen [illegible] mehr und nicht weniger als [illegible] überhaupt. [illegible] ohne kirchliche Institutionen [illegible]

[illegible]

Beziehung auf Jesus festhalten und behaupten angesichts der geschichtlichen Kritik und der Unermeßlichkeit der geschichtlichen Welt vorwärts und rückwärts", und seine Antwort lautete: Ja! „Denn", sagt er, „erstens sind die religiösen Grundzüge der Predigt und Persönlichkeit Jesu erkennbar, und zweitens ist eine religiöse Selbstbeziehung auf Jesus als Haupt- und Mittelpunkt des von ihm ausstrahlenden Lebens möglich ohne die Uebertragung der universalen und absoluten Prädikate der kirchlichen Christologie auf ihn". Das ist — so klang es aus Lassons Erwiderung heraus — im besten Falle eine Art weltlicher Heroenverehrung, aber kein Christentum mehr: die Annahme der Möglichkeit einer Jesusreligion ohne die Uebertragung der universalen und absoluten Prädikate der kirchlichen Christologie auf ihn drückt das vollendete Mißverständnis der christlichen Universalreligion in der unverkennbarsten Weise aus. Die christliche Kirche hält gewiß auch die äußere geschichtliche Beziehung zu Jesus als dem Haupt- und Mittelpunkt des von ihm ausstrahlenden Lebens fest, aber dies betrifft nur die äußere Vermittlung und nicht das Wesen der christlichen Religion. Machte bloß diese geschichtliche Beziehung zu Jesus die Eigentümlichkeit des Christentums aus, dann wäre es schlechterdings widersinnig, dem Gekreuzigten das Prädikat der Absolutheit beizumessen. So aber steht es nicht! Denn nicht diese äußere geschichtliche Beziehung ist das Wesentliche des Christentums, sondern vielmehr die Offenbarung der allgemeingiltigen Wahrheit, daß in jedem Menschenkinde der Anlage nach eine universelle, absolute, göttliche Persönlichkeit ursprünglich wohnt, daß diese absolute Persönlichkeit (der Logos, der Christ) in Jesus zuerst aus ihrer bloßen Potenzialität in die vollendete Aktualität übergegangen ist, und endlich, daß diese geistige Persönlichkeit nun in der Glaubensvereinigung mit dem Christus Jesu auch in jedem wahrhaften Christen nach dem Maß seiner Glaubenskraft zur Verlebendigung kommt. Wie sagt doch der Apostel Paulus: „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben". Der Verzicht, die universalen und absoluten Prädikate der kirchlichen Christologie auf den Herrn zu übertragen, heißt also in Wahrheit nichts anderes, als gegen das ganze Christentum in Abrede zu stellen, daß in dem Menschen überhaupt die Anlage einer solchen universellen Persönlichkeit gesetzt ist, die zu verwirklichen die wahre, göttliche Bestimmung seines Lebens ausmacht. Von diesem Punkte an

wird die Auseinandersetzung mit dem Glauben [illegible]
von jener mittelalterlichen Kirche [illegible]
Verständigung über die [illegible] Christentum [illegible]
Lösen versucht. Denn auch darauf, ich [illegible]
der theologischen Probleme [illegible]
wie die [illegible] Entstehung eines [illegible]
war sie doch anderseits von der guten [illegible]
kenntnis der Geschichte [illegible]
[illegible] Heiland [illegible] und [illegible]
[illegible] Glauben?

So war denn dieser Mensch [illegible]
[illegible] auf dem Himmel [illegible]
Trennung der [illegible]
zum Bewußtsein gebracht hat [illegible]
es hat, daß man schon im [illegible]
und vernünftigen [illegible]
entstehen haben. Aber auch [illegible]
[illegible]

Kalender-Reform.

Von

A. Rüdiger, München.

Mit Recht wird die gregorianische Kalenderreform als der Fortschritt gepriesen, der unsern Kalender in die erreichbar beste Uebereinstimmung mit der astronomischen Zeitrechnung gebracht hat. Aber andererseits ist nicht zu leugnen, daß auch dieser verbesserte Kalender den Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens nicht in dem wünschenswerten Maße gerecht wird. Man beklagt vor allem die Ungleichheit der Monate hinsichtlich ihrer Dauer, da sie bald 31, bald 30, bald nur 28 oder 29 Tage haben; man beklagt ferner, daß die gleichen Daten der Monate auf die verschiedensten Wochentage fallen und daß nicht einmal die gleichen Tage innerhalb eines Kalenderjahres auf die gleichen Wochentage fallen, sondern jahraus, jahrein ein fortlaufender Wechsel in dem Zusammenfallen von Wochentagen und Jahresdaten stattfindet. Die Folge davon ist, daß zeitraubende und oft umständliche Berechnungen nötig sind, wenn es darauf ankommt zu wissen, auf welchen Tag der Woche ein gegebenes Datum oder auf welches Datum ein bestimmter Tag einer bestimmten Woche fällt.

Hierzu kommt, daß von der Geschäftswelt die Festlegung des beweglichen Osterfestes immer dringender verlangt wird, und daß überhaupt unser hochentwickeltes Verkehrs- und Wirtschaftsleben einen Kalender fordert, der einen internationalen Charakter an sich trägt und für alle Jahre immer der gleiche bleibt.

Zur Lösung dieser Probleme sind in neuerer Zeit zahlreiche Vorschläge gemacht, die nachstehend übersichtlich zusammengefaßt und in Kürze dargestellt werden sollen, zuvor jedoch möge mir gestattet sein zu erwähnen, zu welcher Auffassung mich eigene Ueberlegungen

sätzen der Praxis, sondern in den Gegensätzen der Ideen, die von den Wählern instinktiv empfunden und beobachtet werden. Noch [illegible] sehr die positiven Mängel in den neuen Reichssteuern, als daß die Konservativen sie mit dem Zentrum zusammen zurechtgezimmert haben, das ist es, was die liberale Wählerschaft nicht verzeihen will, und [illegible] der Bund beinahe Selbstmord, wenn er sich nicht jetzt jeder Annäherung an die Konservativen widersetzte.

Der symptomatische und charakteristische Vorgang in dieser [illegible] ist der Rücktritt des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg von seinem Amt als zweiter Vize-Präsident des Reichstags. Als der Block zusammengebrochen war, lehnten die Nationalliberalen die Stelle des ersten Vize-Präsidenten ab, damit auch äußerlich markiert werde, daß jetzt [illegible] im Reichstag regiere. Getreu ihrer Tradition als Vermittlungspartei [illegible] darauf die Freikonservativen den zweiten Vize-Präsidenten in der [illegible] Prinzen Hohenlohe. Diesem aber war die Würde auf die Dauer [illegible]lich, eben weil sie auf ihn den Schein der Zugehörigkeit zu der [illegible] Mehrheit und damit der Zentrumsfreundschaft warf. In dem Schreiben, in dem der Prinz die Niederlegung motivierte, wies er auch auf die Borromäus-Enzyklika hin. Was in aller Welt hat diese Enzyklika mit dem schwarz-blauen Block zu tun? Nicht nur die Konservativen [illegible] gegen diese Kundgebung der Kurie mit aller Entschiedenheit [illegible] sogar die hervorragendsten Männer des Zentrums haben in einer [illegible] gemäßigten Weise, ohne sich in ihrer Stellung als Katholiken etwas zu vergeben, sich gegen die Enzyklika ausgesprochen. Aber Prinz [illegible] wohl gewußt, was er tat, als er die Enzyklika in sein Schreiben [illegible] brachte. Er weiß, wie das Volk denkt. Die Annahme des [illegible] nachdem ein Nationalliberaler es abgelehnt, bedeutete [illegible] keiner [illegible], die Niederlegung unter Berufung auf die Enzyklika [illegible] ihm einen guten Abgang [illegible] antreten.

[illegible] des Erbprinzen von Hohenlohe [illegible] vom Zentrum [illegible] hat die [illegible] Bedeutung als der Herr [illegible] mit dem Zentrum [illegible] zu halten [illegible]

[illegible]

natürlich-menschlichen Beziehungen mit den Volksgenossen, wie sie sich geschichtlich gebildet haben, ablehnt, muß einmal ein Ende haben. Einige Vorspiele zu einer Besserung hat es ja schon früher gegeben und die jüngsten Ereignisse in Karlsruhe sind wieder ein Ruck vorwärts. Von nationalem Standpunkt aus kann man sich nur darüber freuen, aber die politischen Hoffnungen, die man daran knüpft, sind offenbar illusorische. Was eine spätere Zukunft einmal bringen wird — wer will es wissen? Aber für die Politik von heute auf die Sozialdemokraten zu rechnen ist, eine Fata Morgana. In süddeutschen Parlamenten freilich geht es. Aber das besagt leider nichts für die Reichspolitik. Nicht nur ist in Süddeutschland die gesellschaftliche Struktur viel demokratischer als in Norddeutschland und deshalb Annäherung und Ausgleich leichter, sondern vor allem haben die Volksvertretungen in den Einzelstaaten ja ganz andere Aufgaben als die Volksvertretung am Reich. In den Einzelstaaten gibt es Kultur- und Erziehungsaufgaben, wo häufig genug der Natur der Sache nach die Liberalen mit den Sozialdemokraten zusammengehen gegen die Klerikalen. Jüngst ist es in Württemberg auch vorgekommen, daß die Regierung mit Hilfe der Sozialdemokraten eine neue Bauordnung gegen die stark hausagrarische Volkspartei durchgesetzt hat. Im Reichstag gibt es ja ebenfalls sozialpolitische Aufgaben, wo zuweilen die Sozialdemokraten der Regierung den Rücken stärken gegen die Kapitalisten. Aber alle diese Gebiete sind doch immer von verschwindender Bedeutung gegen das eine Entscheidende, die Pflege der nationalen Wehrmacht und die Opfer, die diese erfordert. Hier ist noch auf unabsehbare Zeit auch von den besten Revisionisten unter den Genossen nichts zu erhoffen. Zwar hat ein hervorragender sozialdemokratischer Abgeordneter wohl einmal das Wort in den Mund genommen: „Kanonen gegen Volksrechte". Aber wielange hat es gedauert, bis auch nur die Freisinnigen die Notwendigkeit dieser Sentenz begriffen und sie praktisch anzuwenden versucht haben! Was stand im Wege, daß Eugen Richter nicht den Kompromiß, den die Partei im Jahre 1907 mit dem Fürsten Bülow schloß, schon im Jahre 1893 fand, als Caprivi die zweijährige Dienstzeit anbot? So wenig wie damals die Freisinnigen den weltgeschichtlichen Augenblick verstanden und ergriffen haben, so wenig werden es über zwei Jahre die Sozialdemokraten tun, auch wenn sie sich so weit überwinden könnten, im Reichstag einmal auf den Kaiser ein Hoch auszubringen.

Vom Standpunkt der Wahltaktik ist das Verhalten der badischen Sozi zweifellos ein Meisterstreich. Die Neigung vieler Liberalen, ihnen in den Stichwahlen beizuspringen, wird dadurch sehr verstärkt werden. Aber je größer der sozialdemokratische Sieg bei den nächsten Reichstagswahlen wird, desto größer wird nachher die Enttäuschung sein und desto stärker dann der Rückschlag.

Die Regierung und die Konservativen geben sich große Mühe, schon jetzt ein Kartell der positiv schaffenden Parteien gegen die Sozialdemokraten zusammen zu bringen. Da auf die Freisinnigen nicht zu rechnen ist, so

sucht man die Nationalliberalen an die konservativ-klerikale Rechte [illegible] zuziehen. Ich halte dieses Bestreben im Augenblick für [illegible] sind unter den Großindustriellen des Westens viele, die aus [illegible] den Sozialdemokraten, ganz gern den Anschluß nach rechts [illegible] die nationalliberale Partei zählt doch auch viele Mitglieder, die [illegible] keinen Fall mitmachen werden. Diese Taktik würde also [illegible] folg haben, die nationalliberale Partei zu sprengen, und [illegible] der Arbeit, zu diesem Zweck den Führer der Partei, Herrn [illegible] keinen sicheren Wahlkreis hat, aus dem Reichstag zu [illegible] würde es als ein großes Unglück ansehen, wenn diese [illegible] folg hätten. Schon für die nächsten Reichstagswahlen einen [illegible] schluß von Liberalen und Zentrum gegen die Sozialdemokraten [illegible] ist völlig ausgeschlossen und ist auch zwecklos, denn ein Sieg der [illegible] verbindung so oder so unvermeidlich. Ganz anders, wenn [illegible] tagswahlen erst hinter uns und die Sozialdemokraten dann [illegible] daß sie mit ihren 120 Stimmen oder wieviel es sein mögen [illegible] fangen können. Zu den Tugenden eines Staatsmannes [illegible] Geduld. Der Zeitpunkt für die Parole der Einigung aller [illegible] Parteien ist noch nicht da. Die Parole verbraucht sich, wenn [illegible] ausgegeben wird. Die beste Taktik, die die Regierung [illegible] kann, ist, die Dinge und die Parteien bis nach den [illegible] der Schwebe zu halten. Lasse man den „Hansabund“ und [illegible] der Landwirte“ zunächst einmal neben- und gegeneinander [illegible] werden dabei nicht nur nicht weniger, sondern [illegible] gegen die Sozi, als wenn sie sich jetzt gegen ihre Natur [illegible] den Wahlen ergibt eine völlig neue Situation, und dann [illegible] weiter sehen.

21. 7. 10. [illegible]

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Auerbach, Gerhard. [illegible]

Arnold, Eberhard. [illegible]

Asbach-Jacobi, Emma. [illegible]

Bachhaus, Dr. Hermann. [illegible]

Bartels (Berlin), Dr. Gerhard. [illegible]

Bergfeld, [illegible] [illegible]

Berthold, Dr. Alfred. [illegible]

Bleer, Alfred. [illegible]

Brauer, Th. [illegible]

Brunner, Constantin. [illegible]

Das Deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. Mit 12 Tafeln in Farbendruck, 66 Doppeltafeln in Holzschnitt und Aetzung, 54 farbigen Kartenbeilagen und 102 Textkarten, Profilen und Diagrammen. 2 Bände, in Leinen gebunden, zu je 15 Mk. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Deutsche Unterrichts-Ausstellung auf der Weltausstellung in Brüssel 1910. I—III. à M 2.—. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.

Ebner-Eschenbach. — Genrebilder. M. 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.

Eckertz, Dr. Erich. — Nietzsche als Künstler. Geb. M. 3.50. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

El-Correi. — Selig aus Gnade. Roman. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.

Faber, Hermann. — Der dramatische Dichter und unsere Zeit. M. 1.—. Leipzig, Georg Wiegand.

Fleischer, Paul. — Die Teilnahme der Frau an den öffentlichen Angelegenheiten 20 Pf. Berlin C., Kaiserstr. 37. Herausgegeben vom Verband der katholischen Arbeiterinnen.

Fleischmann, Otto. — Wie kommen unsere gebildeten jungen Männer wieder zu passenden Hausfrauen? M. 1.50. Leipzig, Alfred Michaelis' Verlagsbuchhdlg.

Foerster, F. W. — Staatsbürgerliche Erziehung. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Goethe und Werther. — Briefe Goethes aus seiner Jugendzeit mit erläuternden Dokumenten. Herausgegeben von A. Kestner. 80 Pf. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlg.

Gorjainow Serge. — Le Bosphore et les Dardanelles. Paris, Librairie Plon.

Gross-Berlins bauliche Zukunft. Vorschläge zur Reform der Bebauungsbestimmungen, verfasst von Dr. Karl Keller und Stadtbau-Inspektor Ph. Nitze. M 1.50. Berlin-Grunewald, Kasper Theyss-Strasse 12, Renaissance-Verlag Robert Federn.

Grünwald, Eugen. — Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums. 2. Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlg.

Friedrich Hebbels Demetrius, vollendet von Otto Harnack. 60 Pfg. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhdlg.

Heymann, Ernst. — Napoleon und die grossen Mächte 1806 Abhandlungen der mittleren und neuen Geschichte. Heft 22. M. 5.—. Berlin-Leipzig, Dr. Walther Rothschild

Heiermann, Olaf. — Geschichten aus Banausia. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—. Berlin SW. Lindenstr 3, Verlag Georg Hering.

Jaeger, Heinrich. — Ideales Wahlrecht. Ein Appell an das denkende Deutschland. 60 Pf Bonn 1910. Universitäts-Buchdruckerei C. Georgi.

Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1909. 3. Jahrgang. M. 7 50. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhdlg.

Jung, Dr. Rudolf. — Die englische Flüchtlings-Gemeinde in Frankfurt a. M. (1554 bis 1559. M. 2 50. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.

Katalog über die Literatur auf dem Gebiete des Geld-, Bank- und Börsenwesens. Berlin, Alexander Duncker, Sortiment.

Kierkegaard, Sören. — Philosophische Brocken. Abschliessende unwissenschaftliche Nachschrift. I. und II. Teil. M. 5.—, geb. M. 6.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Königliche Opernhaus für Berlin, Das. Von Ludwig Heim und Georg Buss. 1910. Berlin W 62, Weise & Co.

Kötzschke, Walter. — Die Kirche und die ihr entfremdeten Arbeitermassen. Dresden 90 Pf. Kommissionsverlag von C. Ludwig Ungelenk.

Lange, F. A. — Die Arbeiterfrage. M. 1.—. Leipzig, Verlag Alfred Körner.

Leupolt, Edmund. — Die Erziehung zum deutschen Staatsbürger in der Volksschule. 30 Pf. Leipzig, Julius Klinkhardt.

Lietzmann, Hans. — Handbuch zum neuen Testament. Dritter Band. Die Briefe des Apostels Paulus. I. Die vier Hauptbriefe. Geh. M. 5.30, geb. M. 7.—. Tübingen J. C. B. Mohr.

Lothar, Rudolph. — Kurfürstendamm. Roman. 2. Auflage. Berlin W. 30., Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H.

Lublinski, Samuel. — Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur. M 3.—, geb. M. 4.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Luise, Königin von Preussen. Ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin Luise und ihrer Zeitgenossen. Zusammengestellt von P. Gärtner und P. Samuleit. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe.

Meissner, Dr P. — Gesundheits-Brevier. 2. Auflg. Geb. M. 2.—. Berlin, Karl Curtius.

Meyer, Oskar Erich. — Die Lieder des leisen Lebens. Geh. M. 2.—. München, R. Piper & Co.

Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Bonn. Jahrg. IV: Heft 7, 8. 9. Jahrg. V: Heft 1 und 2 à 75 Pf. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.

Morgenstern, Christian. — Einkehr. Gedichte. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50. München, R. Piper & Co.

Müller-Guttenbrunn. — Der kleine Schwab. Kart. M 1.—. Leipzig, L. Staackmann.

Müller, Wilhelm. — Amerikanische Volksbildungswesen. M. 2.50, geb. M. 3.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Neumann, Dr. K. Joh. — Entwicklung und Aufgaben der alten Geschichte. M. 3.—. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz.

Nithack-Stahn, Walter. Zwei Frauen. Roman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Halle a. S., J. Frickers Verlag (J. Nithack-Stahn).

Orestie des Aeschylos, Die. Aus dem Griechischen übertragen von Alexander von Gleichen-Russwurm. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jena, Diederichs Verlag.

Paeg, W. A. — Der Kaplan von [illegible]. Roman aus dem [illegible] M. [illegible] geb. M. 4 [illegible] Berlin W. [illegible] Verlagsanstalt [illegible]

Piper, Kurt. — [illegible] Neue [illegible] Geb. M. 2 [illegible] geb. M. [illegible] R. Piper & Co.

Plechanow, G. — Die Grundprobleme des Marxismus. Autorisierte [illegible] M. Nachimson. Kleine Bibliothek No. [illegible]. Stuttgart [illegible] Verlag [illegible]

Pontchen, Richard. — Gedanken zur Methodik des Kampfes gegen [illegible]. Zweite erweiterte Auflage. Dresden [illegible]

Preussenbuch, Das. Sammlung [illegible] Herausgegeben von [illegible] Meyer-Frommhold. Originalband M. [illegible] Verlag [illegible] Kirchhardt.

Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung. Band [illegible] pro Band M. [illegible] Heidelberg [illegible]

Rabbow, Franz. — Der Tragikomödie zweiter Teil. Selbstverlag [illegible] Posen. Franz Rabbow.

— [illegible] wieder eine Ostmarken-Broschüre. Selbstverlag [illegible] Franz Rabbow.

Reichel, Hans. — [illegible] Forensische Psychologie. M. [illegible] München. [illegible] Verlagsbuchhandlung.

Rein, A. — Die Teilnahme Sardiniens am Krimkrieg und die [illegible] Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte [illegible] Voigtländers Verlag.

Reitzenstein, R. — Die Hellenistischen Mysterienreligionen. M. 4 [illegible] geb. [illegible] Leipzig. B. G. Teubner.

Rodionow, Iwan A. — Unser Verbrechen. Ein Roman aus dem [illegible] Einzige autorisierte Uebersetzung von Alexander [illegible] M. [illegible] Frankfurt a. M. Verlag der Literarischen Anstalt [illegible]

Roda Roda und Eisel. — Weltkämmer. Das lachende Deutschland. [illegible] M. [illegible]

Rohland, Gustav Prof. Dr. — Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge [illegible] gegeben vom Bund der Landwirte in Berlin. Berlin SW. [illegible] Wirtschaftspolitik.

Schaefer, Dr. H. — [illegible] in psychiatrischer Beobachtung. M. [illegible] geb. M. [illegible] Ernst Hofmann & Co.

Schildorf, Auguste. — [illegible] Gedichte eines [illegible] Berlin W. [illegible] Verlagsanstalt.

Schroeder, Adolf. — Die [illegible] Geh. M. 1 [illegible] geb. M. 1.50. Leipzig. Verlag [illegible]

Schubin, Ossip. — Die Tragödie eines [illegible] Bände. M. [illegible]

Schultheiss' Brauerei. In Vergangenheit und Gegenwart. Berlin [illegible]

Schultze-Grossborstel, Dr. Ernst. — [illegible] M. 5 [illegible]

Schwantje, Magnus. — [illegible] Berlin W. [illegible]

Scriptor Ignotus. — [illegible] Hans [illegible] M. [illegible]

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. [illegible] Berlin W. [illegible]

[illegible]

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. [illegible]
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. [illegible]
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hof-Buchdr., Berlin [illegible]

Der Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Was man auch immer über den Wert der Kongresse sagen mag, [illegible]rd doch der Berliner „Weltkongreß für freies Christentum und [illegible]n Fortschritt“ für die Geschichte unseres geistigen Lebens des- [illegible]n ein höchst charakteristisches Ereignis bleiben, weil er als Wahr- [illegible]n dastehen kann für den sich leise vollziehenden Umschwung [illegible] wissenschaftlichen Geistes. Ob dies sogleich auch für die [illegible]deutschen Länder gilt, wage ich nach der Natur der hier ge- [illegible]nen Vorträge nicht zu entscheiden. Für Deutschland aber gilt [illegible] daß derjenigen Richtung der Theologie nachgerade der Lebens- [illegible]m auszugehen beginnt, deren Methode ausgesprochenermaßen da- [illegible] ausging, die Entfaltung und Gestaltung des religiösen Lebens [illegible] mehr als ein Offenbarungswerk der göttlichen Vernunft zu be- [illegible]n, sondern statt dessen den Nachweis zu liefern, daß auch die [illegible] Religion, ein historisches Evolutionsprodukt der psycholo- [illegible]n („transzendental psychologischen“) Kräfte einerseits und der [illegible]ichen Wertbestimmungen andererseits sei. Damit war unter [illegible]m prunkvollerem Gewande der Arianismus und Pelagianismus [illegible]r erstanden und hatte sich, genau wie in alter Zeit, vorüber- [illegible] auch die Führerrolle des geistigen Lebens anzueignen ver- [illegible]. Wer die Identität solcher Strömungen auch in dem ganz [illegible]n Bett, das sie sich gegraben haben, wiederzuerkennen vermag, [illegible] konnte dem Rauschen und Murmeln jener Wellen auch auf [illegible]n „Weltkongreß“ noch genugsam lauschen. Denn nicht wenige [illegible]reichen Vorträge waren trotz alles salbungsvollen Gepräges [illegible] ausschließlich auf den Ton des platten Psychologismus und

Historismus gestimmt. Nicht das also konnte die [illegible] Bedeutung dieses Kongresses ausmachen, sondern vielmehr [illegible] die Tatsache, die aus einer anderen Reihe von Worten [illegible] erkennbar hervortrat, daß die Füße derer schon vor der Tür [illegible], die den geistlosen und geistwidrigen Relativismus der [illegible] Theologie zu Grabe tragen werden.

Sehr eindrucksvoll wurde der Kongreß durch einen [illegible] Adolf Harnacks über „Das doppelte Evangelium im Neuen Testament" eröffnet. Seine geistvollen Ausführungen über das Evangelium vom Reiche Gottes und über das Evangelium von der Person Jesu Christi griffen zwar in die eben genannte Kontroverse nicht direkt ein, sie waren aber, ohne es [illegible], ihr gewandt, die Weiterschreibung des eigentlichen [illegible] auf das trefflichste zu beleuchten. Sein [illegible] den Geist echter Historie und war durch sich [illegible] des gedankenlosen Historismus. Was aber unterscheidet [illegible]? Eine unüberbrückbare Kluft! Die echte Historie [illegible] Bewußtsein, daß die geschichtliche Entwicklung im [illegible] tiefsten Grunde nichts anderes ist als die [illegible] Entfaltung der göttlichen Vernunft im Menschen und durch [illegible] Welt. Daß es so ist, ahnten bereits die großen Denker der Hellenen, aber erst durch das Christentum ist der [illegible] zum Bewußtsein gekommen, daß und wie die göttliche [illegible] „Der Historismus dagegen sieht auch in der [illegible] Entwicklung prinzipiell ein Produkt der natürlichen [illegible] der natürlichen Menschheit, [illegible]

[illegible]

Gesetzes erfüllt, sondern gerade durch den Tod das Sündenfleisch überwunden und abgetan und als Auferstandener die *Neuschöpfung der Menschheit im Geist* bewirkt habe." Dieser Vortrag endete damit, daß die Erhaltung jenes doppelten Evangeliums auch für die Gegenwart als notwendig betont wurde. Es blieb dabei unerörtert, ob beide für das wahre Christentum im Verhältnis der Koordination oder Subordination zu einander stehen. Wäre auch dieser Punkt erledigt worden, so würde noch deutlicher zutage getreten sein, wie unbrauchbar der historizistische Relativismus ist.

Klang die Abweisung dieser modernistischen und monistischen Theologie bei Harnack nur als ein leiser Unterton mit, so wurde die Lossagung von ihr in dem Vortrage von *Bousset* zum Hauptgegenstande gemacht. Ich stehe nicht an, diese Rede für das bedeutsamste Ereignis des Kongresses zu erklären, weil sie nicht wenig dazu beitragen wird, die Vernunft- und Geistesblindheit jenen „modernen" Theologen zum Bewußtsein zu bringen. Zwar ist die Polemik, die Bousset hier gegen die Unzulänglichkeit der historizistischen Theologie eröffnet hat, keineswegs neu, denn sie ist z. B. in den „Preußischen Jahrbüchern" schon über ein Dezennium lang geführt worden. Auch werden ihm die wahrhaft Frommen und die wahrhaft Denkenden schwerlich folgen, wenn er sie wieder „*von allem einseitigen Historismus zum Rationalismus Lessings und Kants*" zurückführen will. Denn, wenn es auch wahr ist, daß der Geist unseres Volkes notwendig einmal die Stufe dieses Rationalismus durchmachen mußte, so ist es doch ebenso wahr, daß er sie seitdem längst überschritten hat. Vielmehr ist er auf dieser Entwicklungsbahn längst dazu fortgeschritten, zu erkennen, daß das Christentum gar nichts anderes ist als die geschichtliche Verwirklichung der göttlichen Vernunft, da diese die ideelle Wesensbestimmtheit der menschlichen Persönlichkeit ausmacht und als solche durch den Christenmenschen zu konkreter Gestaltung gelangt. Demnach muß auch dies die eigentliche Aufgabe der Theologie sein, die sich in der Menschheit und durch die Menschheit konkret vergegenwärtigende Gottesvernunft geschichtlich zu begreifen, wie es andererseits der Philosophie zukommt, diese göttliche Vernunft nicht in ihrer geschichtlichen, sondern in ihrer rein begrifflichen Form erkennbar zu machen. Kurz, was uns allein helfen kann, ist der feste Entschluß, uns in der Religion und ihrer Theologie nicht länger mehr auf den Boden des endlichen Verstandes, sondern der göttlichen Vernunft zu stellen und

von diesem Standpunkt aus Welt und Leben zu erkennen und zu gestalten.

Ohne also mit Bousset in diesen positiven Bestimmungen gleicher Auffassung zu sein, muß ich doch sagen, daß seine Kriegserklärung gegen den theologischen Historizismus und Relativismus deshalb so schwer wiegt, weil er selbst bisher zu den hervorragendsten Vertretern dieser akademischen Schule gehörte und nun die kompetente Erfahrung gemacht hat, daß nicht nur die Kirche und Theologie, sondern auch die Religion auf jenem Wege ihrem Bankerott entgegeneilen würde. Sah es diese Schule solange geradezu als ein Hauptverdienst an, Vernunft und Religion in einen ausschließenden Gegensatz gebracht zu haben, so daß die Theologie nur noch die Wissenschaft von der religiösen Erfahrung, aber nicht mehr diejenige von der religiösen Vernunft sein sollte, so erklärt Bousset nunmehr: „Religion ist etwas dem Menschen Ureigenes, in dessen gesamter Vernunftlage mit Notwendigkeit Begründetes.“ Hatten ferner die Anhänger jener Schule erklärt, daß der göttliche Charakter der christlichen Religion als eine Erfahrungstatsache hingenommen werden müsse, aber durch keine wissenschaftliche Erkenntnis begreiflich gemacht werden könne (Agnostizismus), so hält Bousset diesem rohen Empirismus jetzt mit allem Nachdruck die Einsicht entgegen: „Jener Behauptung der Zugehörigkeit zur Vernunftanlage des Menschen entspricht die Forderung, daß Religion ein begreifbares, in bestimmt zu formulierenden Ideen umschreibbares Ganze sei. Die religiösen Ideen stehen in sich selbst fest mit selbständiger Gewißheit: sie bedürfen der Autorität der Geschichte nicht, bilden vielmehr den festen Maßstab für die Einzelerscheinungen der Geschichte.“ Mit welchem Hohn und Spott wurde doch in diesem Kreise die idealistische Erkenntnis überschüttet, daß es die Ideen sind, die den Gang der menschlichen Kultur bestimmen, und nun tritt Bousset aus jener Mitte hervor und ruft seinen eigenen Genossen zu: „Religiöse Ideen bilden für die Erkenntnis den letzten ehernen Bestand in aller Religion.“ Daß diese religiösen Ideen nicht abstrakte, sondern symbolisierte Ideen sind, und daß sie deshalb als solche auch nicht abstrakt deduziert werden können, dieser Erklärung bedurfte es zwar für den Kundigen nicht erst, aber es ist gut, daß etwaigen Mißverständnissen dadurch ein Riegel vorgeschoben worden ist. Ob nun die bisherigen Weggenossen Boussets diesen Schritt mitmachen werden oder nicht,

Darauf kommt es nicht an: denn das werden sie nimmermehr ungeschehen machen können, daß in ihrem eigenen Lager über Nacht die Stimme der Vernunft wieder erwacht ist und ihnen laut und weithin vernehmlich zuruft: wir kommen so nicht weiter und werden die Verwirrung der Gemüter nur noch vermehren, wenn wir nicht wieder zum Bewußtsein bringen, daß die Wahrheit der Religion nicht auf der Relativität der subjektiven und geschichtlichen Erfahrung, sondern auf der Kraft der in dem Menschen sich offenbarenden Gottesvernunft beruht!

War der Vortrag Boussets ein bemerkenswertes Symptom dafür, wie sich ein Umschwung der Geister selbst in den Reihen derer zu vollziehen beginnt, die bisher den falschen Göttern des Psychologismus, Historizismus und Naturalismus nachgejagt waren, so zeigten die anderen Vorträge durch ihren Gegensatz, wie weit sich die moderne Theologie von dem entfernt hat, was sich der deutsche Geist im Zeitalter der Reformation und im Zeitalter des klassischen Idealismus an ewigen Werten erarbeitet hat. Es waren die Vorträge von **Tröltsch** und von **Adolf Lasson**. Was von Tröltsch gesagt wurde, war von allen Ausführungen, die von deutschen Theologen auf diesem Kongreß gemacht wurden, das Extremste. Und nun war es ein eigentümliches Spiel des Zufalls, daß sich die Darlegungen Lassons wie von selbst zu einer harmonischen Abwehr der temperamentvollen Meinungen des Heidelberger Theologen gestalteten. Beide sprachen von der Freiheit des Christentums, aber Himmel und Erde können nicht weiter voneinander entfernt sein, als die Ansichten, die sich hier entgegentraten. Tröltsch erörterte die Frage nach der Möglichkeit eines freien Christentums, und schon in dieser Fragestellung liegt, daß ihm Freiheit und Christentum noch auseinanderfallen. Das ist die Folge davon, daß er seine Augen lediglich gerichtet hat auf das empirisch geschichtliche Christentum, nicht aber auf die Wahrheit, auf die Idee des Christentums. Lasson dagegen erklärt, das Christentum ist selber die Freiheit, und wenn das empirische Christentum dem nicht entspricht, so liegt das nur daran, daß der empirische Mensch es nicht zur vollen Verwirklichung der christlichen Wahrheit kommen läßt. Tröltsch verkennt also, daß die Gestaltung der christlichen Freiheit nicht ein Akt der empirisch geschichtlichen Entwicklung, sondern vielmehr umgekehrt nur die Verwirklichung der Idee des wahren Christenmenschen sein kann. Wenn er nun aber weiterhin behauptete, er verstehe unter freiem Christentum eine vom kirchlichen Dogma und von den kirchlichen Institutionen losgelöste Ausbildung der christlichen Idee im Zusammenhang mit der all-

gemeinen Lebensbewegung der Gegenwart, so mußte das Lasson anmuten wie eine Preisgabe des ganzen Christentums. Es war ihm völlig unverständlich, wie eine solche Meinung von der Entbehrlichkeit des Dogmas in der Theologie auch nur vorübergehend Platz greifen könne. Denn dahinter verbirgt sich der grobe, populäre Irrtum, daß das Dogma weiter nichts sei als die zu einer bestimmten Zeit ausgeprägten Lehren der gerade damals geltenden Vorstellung vom Christentum. Aber weder das Dogma von der Dreieinigkeit, noch auch dasjenige von den Zweinaturen ist der bloße Ausdruck gewisser, vom Christentum geltender Vorstellungen; sie sind nichts weniger als solche Vorstellungslehren, sondern sie sind vielmehr der symbolische Ausdruck **konkreter Lebensprozesse** und zwar dessen, was in der Glaubensvereinigung mit der Christuspersönlichkeit tatsächlich verlebendigt wird. Ist es aber so; sind jene Dogmen nicht bloß Vorstellungslehren, sondern die begrifflichen Symbolisierungen derjenigen Lebensvorgänge, die den Menschen erst zum Christen machen, so heißt Verzichtleistung auf das, was in diesen Dogmen ausgedrückt ist, nicht mehr und nicht weniger als Verzichtleistung auf das Christentum überhaupt. Wie es ferner nach Tröltsch ein freies Christentum ohne kirchliche Institutionen geben soll, ist völlig unbegreiflich. Denn gerade das ist ja ein wesentliches Moment der christlichen Freiheit, daß sich diese Religion die Organe der Lebendigerhaltung und geschichtlichen Vermittlung ihrer Heilswahrheiten in der kirchlichen Gemeinschaft selbständig geschaffen und so von aller Gebundenheit an die weltlichen Lebensmächte innerlich völlig frei gemacht hat. Man hebe daher die kirchlichen Institutionen auf, und das Christentum gerät in die Knechtschaft des Staates oder der veränderlichen Modelaunen von Individuen und Parteien. Es ist in der Wissenschaft nicht angängig, daß man von den Mängeln der empirischen Kirche ausgeht, sondern man muß die Idee der wahren Kirche zum Bestimmungsgrunde und Kriterium aller kirchlichen Fragen machen. Die Kirche in ihrer Wahrheit als die Stiftung der universellen Lebensgemeinschaft ist die größte weltgeschichtliche Hervorbringung der christlichen Kultur. Wer daher ein von kirchlichen Institutionen freies Christentnm will, der zerschneidet das ideelle Band der universellen Lebensgemeinschaft wieder und hebt damit das Christentum selber auf. In diesem Sinne trat Lasson für die Notwendigkeit der Erhaltung der Kirche und ihrer unantastbaren Freiheit ein.

Nicht minder groß war die Differenz in der Behandlung des christologischen Problems. Tröltsch fragte: „Läßt sich die religiöse

Beziehung auf Jesus festhalten und behaupten angesichts der geschichtlichen Kritik und der Unermeßlichkeit der geschichtlichen Welt vorwärts und rückwärts", und seine Antwort lautete: Ja! „Denn", sagt er, „erstens sind die religiösen Grundzüge der Predigt und Persönlichkeit Jesu erkennbar, und zweitens ist eine religiöse Selbstbeziehung auf Jesus als Haupt- und Mittelpunkt des von ihm ausstrahlenden Lebens möglich ohne die Uebertragung der universalen und absoluten Prädikate der kirchlichen Christologie auf ihn". Das ist — so klang es aus Lassons Erwiderung heraus — im besten Falle eine Art weltlicher Heroenverehrung, aber kein Christentum mehr; die Annahme der Möglichkeit einer Jesusreligion ohne die Uebertragung der universalen und absoluten Prädikate der kirchlichen Christologie auf ihn drückt das vollendete Mißverständnis der christlichen Universalreligion in der unverkennbarsten Weise aus. Die christliche Kirche hält gewiß auch die äußere geschichtliche Beziehung zu Jesus als dem Haupt- und Mittelpunkt des von ihm ausstrahlenden Lebens fest, aber dies betrifft nur die äußere Vermittlung und nicht das Wesen der christlichen Religion. Machte bloß diese geschichtliche Beziehung zu Jesus die Eigentümlichkeit des Christentums aus, dann wäre es schlechterdings widersinnig, dem Gekreuzigten das Prädikat der Absolutheit beizumessen. So aber steht es nicht! Denn nicht diese äußere geschichtliche Beziehung ist das Wesentliche des Christentums, sondern vielmehr die Offenbarung der allgemeingiltigen Wahrheit, daß in jedem Menschenkinde der Anlage nach eine universelle, absolute, göttliche Persönlichkeit ursprünglich wohnt, daß diese absolute Persönlichkeit (der Logos, der Christ) in Jesus zuerst aus ihrer bloßen Potenzialität in die vollendete Aktualität übergegangen ist, und endlich, daß diese geistige Persönlichkeit nun in der Glaubensvereinigung mit dem Christus Jesu auch in jedem wahrhaften Christen nach dem Maß seiner Glaubenskraft zur Verlebendigung kommt. Wie sagt doch der Apostel Paulus: „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben". Der Verzicht, die universalen und absoluten Prädikate der kirchlichen Christologie auf den Herrn zu übertragen, heißt also in Wahrheit nichts anderes, als gegen das ganze Christentum in Abrede zu stellen, daß in dem Menschen überhaupt die Anlage einer solchen universellen Persönlichkeit gesetzt ist, die zu verwirklichen die wahre, göttliche Bestimmung seines Lebens ausmacht. Von diesem Punkte an

wird die Auseinandersetzung mit dem Gegner völlig unfruchtbar, weil von jener modernistischen Partei die gemeinsame Basis einer möglichen Verständigung über das Christentum grundsätzlich verlassen ist. Lasson verzichtete denn auch darauf, sich auf die innere Erklärung der christologischen Probleme weiter einzulassen. Klang seine Rede wie die grollende Entladung eines fernherziehenden Gewitters, so war sie doch andererseits von der guten Absicht erfüllt, in der Erkenntnis der Gefahr seinen modernistischen Gegnern warnend zuzurufen: Haltet ein! oder ihr stürzt euch und euer Volk in einen unabsehbaren Abgrund!

So war denn dieser Kongreß gerade dadurch so hervorragend, daß er auf dem Hauptgebiet des Lebens die schier unerträglich gewordene Spannung der religiösen Gegensätze in wissenschaftlicher Erörterung zum Bewußtsein gebracht hat. Es trat klar zutage, welche Folgen es hat, daß nun schon mehrere Generationen sich jedes tieferen Denkens und vernünftigen Erkennens in der Theologie bewußt und absichtlich entschlagen haben. Aber zugleich war dies das Tröstende, daß auch ein neues Geschlecht bereits seine Stimme erhob, entschlossen, jene einseitigen Gegensätze zu überwinden und das Geisteserbe der Väter nicht länger nutzlos zu vergraben. Diese neue Generation wird, bereichert durch die sichere Fundamentierung der Einzelwissenschaften, insbesondere der Geschichtswissenschaft, gleichwohl die Vernunftwissenschaft wieder zur Zentralwissenschaft des Lebens machen und wird sich vor allem wieder zu der felsenfesten Ueberzeugung erheben, daß das Christentum von Anfang an die im Menschen und durch den Menschen sich konkret gestaltende Gottesvernunft ist. Schon ist die Zahl derer, die von diesem Geiste ergriffen sind, nicht gering; aber sie sind noch zerstreut. Darum dringt von den Erfahrungen dieses Kongresses aus unüberhörbar der Mahnruf an ihr Ohr: Sammelt euch!

Kalender-Reform.

Von

A. Rüdiger, München.

Mit Recht wird die gregorianische Kalenderreform als der Fortschritt gepriesen, der unsern Kalender in die erreichbar beste Uebereinstimmung mit der astronomischen Zeitrechnung gebracht hat. Aber andererseits ist nicht zu leugnen, daß auch dieser verbesserte Kalender den Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens nicht in dem wünschenswerten Maße gerecht wird. Man beklagt vor allem die Ungleichheit der Monate hinsichtlich ihrer Dauer, da sie bald 31, bald 30, bald nur 28 oder 29 Tage haben; man beklagt ferner, daß die gleichen Daten der Monate auf die verschiedensten Wochentage fallen und daß nicht einmal die gleichen Tage innerhalb eines Kalenderjahres auf die gleichen Wochentage fallen, sondern jahraus, jahrein ein fortlaufender Wechsel in dem Zusammenfallen von Wochentagen und Jahresdaten stattfindet. Die Folge davon ist, daß zeitraubende und oft umständliche Berechnungen nötig sind, wenn es darauf ankommt zu wissen, auf welchen Tag der Woche ein gegebenes Datum oder auf welches Datum ein bestimmter Tag einer bestimmten Woche fällt.

Hierzu kommt, daß von der Geschäftswelt die Festlegung des beweglichen Osterfestes immer dringender verlangt wird, und daß überhaupt unser hochentwickeltes Verkehrs- und Wirtschaftsleben einen Kalender fordert, der einen internationalen Charakter an sich trägt und für alle Jahre immer der gleiche bleibt.

Zur Lösung dieser Probleme sind in neuerer Zeit zahlreiche Vorschläge gemacht, die nachstehend übersichtlich zusammengefaßt und in Kürze dargestellt werden sollen, zuvor jedoch möge mir gestattet sein zu erwähnen, zu welcher Auffassung mich eigene Ueberlegungen

geführt hatten, ehe ich Veranlassung und Gelegenheit hatte, mich mit den von anderer Seite gemachten Versuchen zu beschäftigen.

Als ich anfing, mich mit der Frage zu befassen, ob es möglich wäre, einen wahrhaft „immerwährenden“ Kalender zu konstruieren, kam ich sofort zu der Ueberzeugung, daß die erste Voraussetzung für die Lösung des Problems darin bestehen müsse, daß der Neujahrstag, wie auch der eventuelle Schalttag als Sondertage behandelt und in die Jahreseinteilung nicht einbezogen werden dürfen, damit eine Anzahl von 364 Tagen verbleibt, die genau 52 Wochen bilden und sich in 4 gleiche Vierteljahre zu je 13 Wochen einteilen lassen. Auf diese Weise, aber auch nur auf diese Weise schien eine Einteilung möglich, die für alle Jahre sich gleich bleibt.

Es erschien mir ferner sehr wichtig, die Rechnung nach Wochen möglichst zu erleichtern und zu diesem Zwecke dafür zu sorgen, daß ein Zerschneiden einzelner Wochen durch die Monatseinteilung vermieden werde; ich zerlegte deshalb die 13 Wochen jedes Vierteljahres in 12 + 1, aus den 12 Wochen sollten drei Monate zu je vier Wochen gebildet werden, die 13. Woche aber sollte als besonderer Zeitabschnitt einen besonderen Namen erhalten und nach jedem dritten Monat zur Vervollständigung des Vierteljahres eingereiht werden.

Aus diesen Grundsätzen ergab sich folgendes Schema:

Neujahr	I. Vierteljahr:	Januar	Februar	März	A-Woche	Tage
	Anzahl der Tage:	28	28	28	7	= 91
	II. Vierteljahr:	April	Mai	Juni	B-Woche	
	Anzahl der Tage:	28	28	28	7	= 91
(Schalttag)	III. Vierteljahr:	Juli	August	September	C-Woche	
	Anzahl der Tage:	28	28	28	7	= 91
	IV Vierteljahr:	Oktober	November	Dezember	D-Woche	
	Anzahl der Tage:	28	28	28	7	= 91
1 + (1) +	. . . . . .	. . . . . .	. . . . . .	. . . . . .	. . . . . .	364

Zum ersten Tag der Woche wurde gemäß dem durch den gregorianischen Kalender bestätigten Gebrauche der Sonntag genommen, was zugleich den Vorteil bietet, daß im Kalender für das christliche Kirchenjahr, wie die am Schluß des Artikels befindliche Tabelle ersehen läßt, das Weihnachtsfest, wie auch die speziell

katholischen Feste: Mariä Verkündigung, Mariä Himmelfahrt, Mariä Geburt, Mariä Empfängnis und das Fest Allerheiligen stets auf einen Sonntag fallen.

Wenn nun der 1. Januar ein Sonntag ist, so ist, da jeder Monat genau 4 Wochen hat, jeder erste eines Monats und selbstverständlich auch der erste Tag der nach jedem dritten Monat eingereihten 13. Woche ein Sonntag. Folglich fallen in jedem Monat alle Tage, welche gleiche Daten haben, auf die nämlichen Wochentage; und da ferner der Neujahrstag und der eventuelle Schalttag nicht als Wochentage figurieren, so müssen, solange nicht der Charakter der Woche geändert wird, in jedem Jahre alle Tage mit gleichen Monatsdaten auf die gleichen Wochentage fallen. Wir erhalten auf diese Weise nachstehenden immerwährenden Kalender.

Name der Wochentage	Daten der Monats- und Wochentage			
	I. Woche	II. Woche	III. Woche	IV. Woche
Sonntag	1	8	15	22
Montag	2	9	16	23
Dienstag	3	10	17	24
Mittwoch	4	11	18	25
Donnerstag	5	12	19	26
Freitag	6	13	20	27
Samstag	7	14	21	28

Die neuzeitlichen Reformbestrebungen verdanken ihre Belebung hauptsächlich einem Preisausschreiben, das die von Camille Flammarion zu Paris herausgegebene Revue „L'Astronomie populaire“ im Jahre 1884 erlassen hatte. Infolge dieses Preisausschreibens liefen bei der Redaktion der genannten Zeitschrift mehr als 50 Konkurrenzarbeiten ein, zu deren Prüfung im Jahre 1887 von der damals ins Leben getretenen „Société astronomique de France“ eine Kommission von 7 Mitgliedern

eingesetzt wurde. Der Sekretär der Gesellschaft, Philippe Gérigny*), wurde als Berichterstatter ernannt.

Gérignys Bericht, der von der Kommission genehmigt ist, geht von folgenden allgemeinen Gesichtspunkten aus:

1. Zunächst wird festgestellt, daß es unmöglich ist, das bürgerliche Jahr mit dem tropischen, das in Wirklichkeit 365,2422 Tage umfaßt, in völlige Uebereinstimmung zu bringen, und wird gefolgert, man müsse sich mit jener Lösung begnügen, bei welcher Jahre zu 365 Tagen und Jahre zu 366 Tagen so miteinander kombiniert sind, daß die mittlere Dauer derselben der Zahl 365,2422 so nahe als möglich kommt. — Diese Aufgabe ist bekanntlich durch die von Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 ins Werk gesetzte Kalenderreform in genügend vollkommener Weise gelöst. Hiernach hat das gewöhnliche oder gemeine Jahr 365 Tage; jedes Jahr aber, dessen Ordnungszahl mit 4 teilbar ist, ist ein Schaltjahr zu 366 Tagen, jedoch ist von letzteren jedes mit 100 teilbare Jahr wieder ein gemeines Jahr, und wiederum ist von letzteren jedes 4. Hundertjahr, also die Jahre 400, 800, 1200, 1600, 2000 ꝛc ein Schaltjahr.

Eine andere kürzere Formel lautet: jedes Jahr, dessen Ordnungszahl mit 4 teilbar ist, ist ein Schaltjahr mit Ausnahme derjenigen Jahre, deren Ordnungszahl mit der Zahl 128 teilbar ist.

Unser Problem, das in diesem Punkt nur darin besteht, die Frage zu beantworten, wie zu verfahren sei, wenn das Jahr ein Schaltjahr ist, hat mit der Frage, welche Jahre als Schaltjahre zu gelten haben, nichts zu tun. Denn daß das Schaltjahr-System als solches die unverrückbare Grundlage der Kalenderreform bleiben

*) Der Bericht ist in der „Astronomie populaire“, Jahrgang 1887 S. 212–221, S. 260—268, S. 293—302 und S. 339—346 veröffentlicht. Jeder Abschnitt dieser Veröffentlichungen ist gezeichnet: „Le Rapporteur: Philippe Gérigny“. — Merkwürdig ist nun, daß Camille Flammarion, als er, wie wir später sehen werden, am 5. Juni 1901 einen von ihm selbst erdachten Reformvorschlag in einer Sitzung der „Société astronomique de France“ entwickelte, bei Aufzählung der Mitglieder des Preisgerichts den Namen Gérigny gar nicht erwähnt, dagegen die auffallende Mitteilung macht, er (Flammarion) habe im Jahre 1886 Maurice Fouché ersucht, über die eingelaufenen Konkurrenzarbeiten einen Bericht zu verfassen, und dieser Bericht sei dann in den Juni-, Juli-, August- und September-Heften der „Astronomie“ 1887 veröffentlicht worden. Dieser bedauerliche Irrtum hinsichtlich des Verfassers kann nur dadurch entstanden sein, daß Flammarion am 5. Juni 1901, also 14 Jahre nach 1887, nach dem Gedächtnis referierte und dabei übersah, daß nicht der von ihm 1886 veranlaßte Bericht von M. Fouché, sondern der von der „Société astronomique“ veranlaßte Bericht in den angegebenen Heften der „Astronomie populaire“ zur Veröffentlichung gelangt war.

wird, muß als selbstverständlich betrachtet werden. Jedoch darf nicht unerwähnt bleiben, daß in unsern Tagen zur Erlangung einer einheitlichen Kalender-Reform, namentlich aber um Rußland für dieselbe zu gewinnen, die Bestimmung der Schaltjahre nach der erwähnten kürzeren Formel von vielen gefordert wird.*)

2. Ferner fordert Gérigny, daß der neue Kalender universell sei. Mit Rücksicht hierauf dürfe der Reformkalender nicht darauf ausgehen, den Besonderheiten einer Nation, einer Religion oder eines bestimmten Klimas sich anpassen zu wollen, und dennoch müsse er jedem ermöglichen, nach den Gebräuchen seines Volkes zu leben und seine Beschäftigungen, entsprechend dem Klima, den bürgerlichen Gesetzen und den eigenartigen religiösen Vorschriften zu regeln. Der gregorianische Kalender, fügt Gérigny hinzu, erfreut sich in hohem Grade dieser Eigenschaft der Universalität.

3. Auf die Einteilung des Jahres in Monate und Wochen übergehend meint Gérigny, die Einteilung des Jahres in 12 Monate sei überaus vorteilhaft, weil die Zahl 12 durch 2, 3, 4 und 6 ohne Rest teilbar sei und deshalb verschiedene Unter-Einteilungen zulasse. Daher solle an der 12-Monat-Einteilung nicht gerüttelt werden. Dagegen müsse man den größten Uebelstand des bisherigen Kalenders darin erblicken, daß wir nach demselben 7 Monate zu 31 Tagen, 4 zu 30 Tagen und 1 zu 28 oder 29 Tagen haben. — Der Bericht bezeichnet diese Verteilung der 365 Tage des Jahres auf die einzelnen Monate als absurd.

4. In der Kommission herrschte Uebereinstimmung darüber, daß man, um zu einer Verbesserung in dieser Hinsicht zu gelangen, für die Einteilung des Jahres nur 364 Tage in Ansatz bringen dürfe und dem Neujahrstag wie auch dem eventuellen Schalttag eine Sonderstellung außerhalb der Monatseinteilung geben müsse. Unter dieser Voraussetzung erhält nämlich jedes Vierteljahr 91 Tage, aus denen man 3 Monate zu 30, 30 und 31 Tagen bilden kann, und man braucht darnach nur eine bestimmte Reihenfolge einzuhalten, um eine Gleichmäßigkeit der Vierteljahre eines Jahres und eine regelmäßige Wiederkehr dieser Gleichmäßigkeit für alle Jahre zu sichern. Da nun die 91 Tage eines Vierteljahrs genau einen

*) Näheres bei W. Förster, das neue Jahrhundert und die Unifikation des Kalenders in „Der Lotse", Jahrgang I (1901), Heft 23; L. Günther, ein Beitrag zur Reform des Gregorianischen Kalenders, in „Das Weltall", Jahrgang III (1902-1903), Heft 21 und 22; „Sirius", Jahrgang 1910, Heft 5, über den Vorschlag von Saladilow.

Zeitraum von 13 Wochen zu je 7 Tagen darstellen, so beginnt jedes Vierteljahr mit dem gleichen Wochentag, was zur Folge hat, daß jeder weitere Tag in der Reihenfolge der Vierteljahre immer wieder am gleichen Wochentag wiederkehrt, so daß hinsichtlich des Zusammentreffens von Daten und Wochentagen jedes Vierteljahr im ganzen dem andern gleicht und sich das nämliche Kalenderbild in jedem Vierteljahr wiederholt.

Die wichtigsten der vorliegenden Reformvorschläge nunmehr ins Auge fassend, haben wir vor allem zu erwähnen:

a) den Vorschlag von Gaston Armélin (Paris), der in dem Wettbewerb vom Jahre 1887 den ersten Preis errang.*) Nachstehend folgt ein Abdruck dieses in der „Astronomie populaire“, Jahrgang 1888, S. 348 veröffentlichten Kalenders (s. folg. Seite):

b) Die größte Verwandtschaft mit Armélins Vorschlag hat der mit dem zweiten Preis ausgezeichnete Vorschlag von Hanin (Auxerre). Er teilt gleichfalls das Jahr in 4 Trimestres zu je 3 Monaten, von denen je der erste 31, der zweite 30 und der dritte (mit Ausnahme des Dezember) ebenfalls 30 Tage zählt. Der 1. Januar ist zugleich Neujahrstag und fällt auf einen Sonntag. Um aber den 365. Tag und eventuell den Schalttag unterzubringen, gibt er dem Dezember in gemeinen Jahren 31 und in Schaltjahren 32 Tage, und damit das neue Jahr wieder mit einem Sonntag beginnen kann, gibt er keinem dieser beiden Tage den Namen eines Wochentages, sondern bezeichnet den 31. Dezember mit dem Namen „**compledi**“, den 32. Dezember mit dem Namen „**bissexdi**“.

c) Auf der gleichen Grundlage wie die beiden soeben dargestellten Vorschläge beruht der Vorschlag von Ludwig Günther-Fürstenwalde und der Vorschlag des Mathematikers Saladilow-Petersburg (s. Anm. 2). Letztere unterscheiden sich aber von ersteren — abgesehen von der nebensächlichen Verschiedenheit bezüglich der Stellung des überzähligen 365. Tages und des Schalttages — hauptsächlich dadurch, daß sie nicht dem ersten, sondern dem letzten Monat eines jeden Vierteljahres 31 Tage geben. Jedes Vierteljahr erhält also 3 Monate zu 30, 30 und 31 Tagen, der erste Monat

(Forts. s. S. 400)

*) L. Günther a. a. O. erwähnt, daß die Reform Armélin's in ihren Grundzügen bereits 1835 in einem Buche des Abbé Mastrosini vorgeschlagen worden war.

Neujahrstag.

Januar April Juli Oktober	Februar Mai August November	März Juni September Dezember
1. Montag	1. Donnerstag	1. Samstag
2. Dienstag	2. Freitag	2. Sonntag
3. Mittwoch	3. Samstag	3 Montag
4 Donnerstag	4. Sonntag	4. Dienstag
5. Freitag	5. Montag	5. Mittwoch
6. Samstag	6. Dienstag	6. Donnerstag
7. Sonntag	7. Mittwoch	7. Freitag
8. Montag	8. Donnerstag	8. Samstag
9. Dienstag	9. Freitag	9. Sonntag
10. Mittwoch	10. Samstag	10. Montag
11. Donnerstag	11. Sonntag	11. Dienstag
12. Freitag	12. Montag	12. Mittwoch
13. Samstag	13. Dienstag	13. Donnerstag
14. Sonntag	14. Mittwoch	14 Freitag
15. Montag	15. Donnerstag	15. Samstag
16. Dienstag	16. Freitag	16. Sonntag
17. Mittwoch	17. Samstag	17. Montag
18. Donnerstag	18. Sonntag	18. Dienstag
19. Freitag	19. Montag	19. Mittwoch
20. Samstag	20. Dienstag	20. Donnerstag
21. Sonntag	21. Mittwoch	21. Freitag
22. Montag	22. Donnerstag	22. Samstag
23. Dienstag	23. Freitag	23. Sonntag
24. Mittwoch	24. Samstag	24. Montag
25. Donnerstag	25. Sonntag	25. Dienstag
26. Freitag	26. Montag	26. Mittwoch
27. Samstag	27. Dienstag	27. Donnerstag
28. Sonntag	28. Mittwoch	28. Freitag
29. Montag	29. Donnerstag	29. Samstag
30. Dienstag	30. Freitag	30. Sonntag
31. Mittwoch		ev. Schalttag

Die verbleibenden Ungleichheiten sind durch eine die Sonntage von den Montagen trennende Grenzlinie ——— gekennzeichnet.

jedes Vierteljahres beginnt bei **Günther** mit einem Sonntag, der zweite mit einem Dienstag, der dritte mit einem Donnerstag. Diese Anordnung hat den Vorteil, daß der Anfang jedes zweiten und dritten Monats gleichmäßig um 2 Wochentage (von Sonntag auf Dienstag und Donnerstag) vorrückt, was gegenüber den Vorschlägen von **Armélin** und **Hanin**, bei denen die Monatsanfänge von Montag auf Donnerstag und Samstag vorrücken, als eine Verbesserung sich darstellt.

d) Die nämliche Reihenfolge hinsichtlich der Dauer der Monate (30, 30, 31) finden wir auch in einem Reformprojekt, das der verdienstvolle Herausgeber der „Astronomie populaire", Camille **Flammarion**, der ja auch das Preisausschreiben von 1884 erlassen und in dem Preisgericht von 1887 den Vorsitz geführt hatte, in der Sitzung der „Société astronomique de France" vom 5. Juni 1901 entwickelte. Aber im Gegensatz zu dem von Gérigny aufgestellten Grundsatz der Universalität (Satz 2 der oben eingerückten Grundsätze) will Flammarion, daß der Reform-Kalender den klimatischen Verhältnissen Europas angepaßt werde, weil es ungereimt und lächerlich sei, das Neujahrsfest in der trübseligsten und unangenehmsten Zeit des Jahres zu feiern. Der 20. März würde dann als Neujahrstag zu gelten haben.

Darin, daß nicht, wie bei Armélin und bei Hanin, der erste Monat, sondern der dritte Monat eines jeden Vierteljahres 31 Tage bekomme, erblickt Flammarion noch den besonderen Vorteil, daß, wenn die Anfänge der Vierteljahre auf einen Montag gesetzt werden, alle „jours de paye" auf den dreißigsten Tag des Monats fallen.

Welche einschneidenden Veränderungen diese Vorschläge gegenüber dem bisherigen Kalender hervorbringen würden, zeigt nachstehender Auszug aus der von Flammarion selbst mitgeteilten Gegenüberstellung.

Neuer Kalender: Januar, April, Juli, Oktober	Die entsprechenden Daten des gregorianischen Kalenders:			
1. Montag	21. März	30. Juni	19. September	19. Dezember
12. Freitag	1. April	1 Juli	30. September	30. Dezember
21. Sonntag	10. April	10. Juli	9. Oktober	8. Januar
30. Dienstag	19. April	19. Juli	18. Oktober	17. Januar

Neuer Kalender: Februar, Mai, August, November	Die entsprechenden Daten des gregorianischen Kalenders:			
1. Mittwoch	20. April	20. Juli	19. Oktober	18. Januar
11. Samstag	30. April	30. Juli	29. Oktober	28. Januar
21. Dienstag	10. Mai	9. August	8. November	7. Februar
30. Donnerstag	19. Mai	18. August	17. November	16. Februar
März, Juni, September, Dezember				
1. Freitag	20. Mai	19. August	18. November	17. Februar
11. Montag	30. Mai	29. August	28. November	27. Februar
21. Donnerstag	9. Juni	8. September	8. Dezember	9. März
31. Sonntag	19. Juni	18. September	18. Dezember	19. März

Wir kommen nun zu jenen zwei Vorschlägen, die bei dem Wettbewerb von 1887 mit dem 3. und 4. Preise bedacht wurden. Es sind dies die Vorschläge von Francis de Roucy (Compiègne) und von Barnout (Paris).

Bei Francis de Roucy hat der erste Tag des Jahres nicht den Namen eines Wochentages, aber er zählt für den 1. des ersten Monats; der zweite Tag des ersten Monats ist Montag, das gemeine Jahr schließt mit einem Sonntag. Die Monate haben abwechselnd 30 und 31 Tage, jedoch hat der Dezember in gemeinen Jahren nur 30 Tage. In Schaltjahren steht der 31. Tag des letzten Monats außerhalb der Woche unter dem Namen „bissexdi". — Auch nach diesem Vorschlage wären die Jahre einander gleich; aber die 12 Monate beginnen verschieden an allen möglichen Wochentagen.

Auch bei Barnout ist der erste Tag des Jahres der erste Tag des ersten Monats, steht aber außerhalb der Woche. Der zweite Tag des Jahres ist ein Montag; das gemeine Jahr schließt mit einem Sonntag; im Schaltjahr heißt der 366. Tag „bissexdi". In seinen weiteren Vorschlägen weicht aber Barnout von de Roucy sehr wesentlich ab. Er verlangt nämlich, daß der Anfang des Jahres in die Mitte zwischen Winteranfang und Frühlingsanfang, d. i. auf den Tag verlegt werde, der gegenwärtig als 4. Februar bezeichnet ist. Der Monat März soll zum ersten, der Februar zum letzten Monat des Jahres gemacht werden, so daß der jetzige

4. Februar zum 1. März würde; ferner sollen, damit der Kalender ein Bild des Laufes der Erde um die Sonne sei, die Tage des Jahres in die einzelnen Monate in folgender Weise verteilt werden: März 30 Tage; April 30 Tage; Mai 31 Tage; Juni 30 Tage; Juli 31 Tage; August 31 Tage; September 30 Tage; Oktober 31 Tage; November 30 Tage; Dezember 31 Tage; Januar 30 Tage; Februar 30 Tage. Die Jahre wären auch bei Annahme dieses Vorschlages einander gleich, aber die Einteilung des Jahres wäre mindestens so schlimm wie die gegenwärtig geltende und kann nicht als Verbesserung betrachtet werden.

f) Von besonderer Eigenart sind die Vorschläge von M. Rémy Thouvenin (Nancy) und M. Blot (Clermont, Oise).

Rémy Thouvenin sucht das Jahr aus einer Anzahl ganzer Wochen zusammenzusetzen; das Jahr hat nach ihm entweder 52 Wochen (= 364 Tage) oder 53 Wochen (= 371 Tage). Die Einreihung der übervollen Jahre erfolgt innerhalb des gregorianischen Zyklus von 400 Jahren 71mal. Diese 400 Jahre repräsentieren nämlich eine volle Zahl von Wochen, sie enthalten in Wirklichkeit $365 \times 400 + 97$ Tage oder $364 \times 400 + 497$ Tage. Da nun 364 ein Mehrfaches von 7 ist, so ist dies auch bei 364×400 der Fall; die 497 übrigen Tage bilden genau 71 Wochen. Die Monate haben bald 28, bald 35 Tage. Hierdurch wird die Uebereinstimmung der Wochentage mit den Daten aller Monate herbeigeführt. Das Jahr beginnt mit dem März; das angenommene System ist folgendes:

März	28	= 91 Tage	September	28	= 91 Tage
April	35		Oktober	35	
Mai	28		November	28	
Juni	28	= 91 Tage	Dezember	28	= 91 Tage
Juli	35		Januar	35	
August	28		Februar	28	

In übervollen Jahren hat der Februar als letzter Monat 5 Wochen oder 35 Tage.

Auch Blot setzt das Jahr aus 52 bezw. 53 ganzen Wochen zusammen. Hinsichtlich der Einschaltung der übervollen Jahre weicht sein System ein wenig von dem vorigen ab. Die Einteilung in Monate wird gänzlich unterdrückt; Blot numeriert einfach die Wochen des Jahres von 1 bis 52 bezw. 53; er datiert z. B.: Sonntag (der Woche) 4; Dienstag 21; Freitag 42.

Ueber diese beiden, an sich sehr interessanten Lösungsversuche äußert sich der Bericht Gérignys: „Sie sind mit zu vielen Nachteilen verbunden, als daß sie praktisch durchführbar wären. Man hat schon getadelt, daß das gregorianische Jahr bald 365, bald 366 Tage hat. Was würde man erst sagen, wenn das Jahr bald 364, bald 371 Tage hätte?" . . .

Nach einem andern Vorschlag, welchen Plaßmann*) erwähnt, sollen gleichfalls 4 Monate je 5 Wochen, die andern 8 Monate je 4 Wochen bekommen. „Der überschießende 365. Tag wird nicht à la suite gestellt, sondern man läßt den Fehler 6 Jahre lang auflaufen, worauf er durch Einschaltung einer ganzen Woche zwischen Juni und Juli zum größten Teil beseitigt wird. Zur feineren Ausgleichung wird dann alle 90 Jahre eine zweite Schaltwoche eingesetzt." — Plaßmann nennt dies einen brutalen Eingriff in Handel und Verkehr und bezeichnet diese Reform auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus als durchaus unannehmbar.

g) Endlich seien noch zwei sehr beachtenswerte Vorschläge erwähnt, die, wie es bei Thouvenin geschieht, die 13 Wochen des Vierteljahres derart verteilen, daß 2 Monate je 4 Wochen zu 28 Tagen und 1 Monat 5 Wochen zu 35 Tagen zählt, die aber zugleich im Gegensatz zu Thouvenins Vorschlag die überschüssigen Tage, d. i. den Neujahrstag und in Schaltjahren den Schalttag als Tage behandeln, die keinem Monat und keiner Woche angehören.

Obgleich nun durch die Verwirklichung dieser Vorschläge, deren Verfasser nicht genannt sind, die Wirkung erzielt wäre, daß alle gleichen Daten in allen Monaten auf die gleichen Wochentage fallen und eine völlige Gleichheit des Kalenders für alle Jahre gesichert wäre, glaubte doch das Preisgericht von 1887 mit dem Vorteil, den es in den Vorschlägen der Herren Armélin und Hanin fand, sich begnügen zu können, und gab die prinzipielle Entscheidung: „Das Problem besteht einzig und allein darin, die Tage des Jahres derart zu verteilen, daß die Dauer der verschiedenen Monate möglichst wenig von einander abweicht, und daß die nämlichen Daten des Jahres immer auf die nämlichen Wochentage fallen."

Kritik.

Bei Aufstellung des eben erwähnten, die Reform wesentlich einschränkenden Prinzips scheint nicht beachtet worden zu sein,

*) Plaßmann: Zur Kalenderfrage im Jahrbuch der Naturwissenschaften, Jahrg. 1908—1909.

daß man im bürgerlichen Leben soviel wie gar kein Interesse daran hat, daß die nämlichen Daten des Jahres immer auf die nämlichen Wochentage fallen; anderseits scheint übersehen zu sein, wie groß die Bedeutung ist, die der Woche im bürgerlichen Leben zukommt, und wie wichtig es deshalb ist, für das ganze Jahr eine Wochenverteilung zu finden, welche die größte Uebersicht darbietet und dadurch die Bemessung und Berechnung gegebener Zeitabschnitte — der größten wie der kleinsten — im höchstmöglichen Grade erleichtert. Das bürgerliche Leben verlangt einen Kalender, der vor allem der jeweiligen Gegenwart dient und die beste Möglichkeit gewährt, die Arbeitskraft und die Arbeitsgelegenheit mit den berechenbaren Verhältnissen einer nicht fernen Zukunft in Einklang zu bringen.

Um die Forderung und Notwendigkeit einer übersichtlichen Wochenverteilung zu begreifen, braucht man sich nur daran zu erinnern, wie uralt der Gebrauch der Woche ist, wie dieser Gebrauch, aus dem Bedürfnis des Lebens herausgewachsen, die allgemeinste Verbreitung gefunden hat und wie derselbe mit der Natur des Menschen so innig verbunden ist, daß noch heute das Volk — die offizielle, aber unpraktische Monatseinteilung ignorierend — die Zeit nach Wochen zu messen pflegt. Man sagt zwar: „in 8 Tagen", aber man versteht darunter den Zeitraum einer Woche; der Deutsche sagt: „in 14 Tagen", der Franzose sagt: „in 15 Tagen", und in beiden Fällen ist es der Ausdruck für einen Zeitraum von zwei Wochen; statt: „in 1 Monat" sagt man regelmäßig: „in 4 Wochen"; statt „in $1^1/_2$ Monat" sagt man lieber: „in 6 Wochen"; statt: „in 2 Monaten" sagt man: „in 8 Wochen". Handelt es sich aber um noch größere Zeiträume, so nennt man entweder einen bestimmten Tag oder man sagt: „in der 1., 2., 3., 4. Woche des Monats X, wobei man sich den Monat X wieder als einen Zeitraum von 4 Wochen vorstellt.

Der gelehrte Johannes Colerus bezeichnet in seinem Calendarium perpetuum (Wittenberg 1622) als Zweck des Kalenders, daß „die Leute wissen sollen, wann sich die Welt angefangen hat und wie die Jahre weiter aufeinander gefolgt, zu welchen Zeiten und wie sich Gott den Menschen geoffenbart hat und daß in allen Sachen eine feine Ordnung könne gehalten werden." Dann fährt er weiter: „Die Monate sind eine Zeit des Jahres, die allezeit 4 Wochen in sich halten". . . . „Gott hat die Wochen verordnet, daß sie den Monat messen sollen". — Und dies alles ob-

gleich Colerus gleich nachher die einzelnen Monate des gregorianischen Kalenders mit ihrer verschiedenen Dauer von 28—31 Tagen genau beschreibt.

„Die siebentägige Woche" — sagt Förster*) — „ist mit den Arbeitsgewohnheiten und Arbeitsbedingungen der Menschen höchst innig verwachsen und als das älteste chronologische Gebilde der Menschengeschichte von dauernder Bedeutung."

Und Plaßmann**) erklärt: „Wie der Tag, so ist die Woche seit vielen Jahrtausenden, seit der Urzeit der Menschengeschichte unverändert geblieben. Sie hat bestanden allen praktischen und unpraktischen Kalendern zum Trotz."

Nun ergeben glücklicherweise die nach Ausscheidung des Neujahrstages und des Schalttages verbleibenden 364 Tage des Jahres genau 52 Wochen, die genau in zwei gleiche Hälften von 26 Wochen und in 4 gleiche Vierteljahre von je 13 Wochen ohne Rest sich teilen lassen, so daß wir eine ganz natürliche Einteilung haben, die durch nichts ersetzt werden kann, was vollkommener und ebenso leicht verständlich wäre. Es kann folglich nur noch um die Aufgabe sich handeln, für die 13 Wochen des Viertelsjahres eine so übersichtliche Gliederung zu finden, daß jedermann ohne künstliche Beihilfe und mit derjenigen Raschheit, die das bürgerliche Leben erfordert, eine zuverlässige Zeitberechnung anstellen kann.

Damit aber letzteres möglich wird, ist unbedingt erforderlich, daß mit Nennung eines bestimmten Datums auch der Wochentag erkennbar sei, auf den dieses Datum fällt, wie auch umgekehrt, daß bei Nennung des Wochentages einer bestimmten Woche sofort auch das Datum erkennbar sei, das mit diesem Wochentag zusammenfällt.

Will man also ernstlich etwas Brauchbares schaffen, dann wird man im Gegensatz zu Gérignys Bericht sagen müssen:

> „es genügt nicht, daß Jahr für Jahr die gleichen Jahres-
> „daten auf gleiche Wochentage fallen, es genügt auch nicht,
> „daß in dieser Beziehung das eine Vierteljahr dem andern
> „gleicht, sondern das Problem besteht darin, daß eine
> „Kalendereinteilung geschaffen werde, bei welcher überhaupt
> „alle Tage mit gleichen Daten, d. h. alle gleichen
> „Monats-Daten auf gleiche Wochentage fallen."

---

*) Förster: Kalender und Uhren, S. 29.
**) Plaßmann a. a. O.

Die Berechtigung dieser Forderung ist theoretisch auch von Flammarion, von dem Preisgericht von 1887 und im Bericht von Gérigny anerkannt.

Flammarion berichtet, daß er 1885 mit Abbé Croze und mit Jules Bonjean, docteur en droit, avocat à la cour d'appel, über folgendes Programm einig geworden sei:

> „Le nouveau Calendrier offre les qualités suivantes: 1. con-„cordance perpetuelle des jours de l'année avec les jours „de la semaine; 2. égalité et regularité aussi grandes que „possible des mois; 3. absence de toute singularité in-„justifiable."

Ausführlicher werden die beiden ersten Punkte dieses Programms begründet in dem Bericht Gérignys, wo darüber folgendes gesagt ist:

> „Le manque de concordance entre les jours de la semaine et des dates de l'année est assurément le plus grave défaut du calandrier actuellement en usage. . . . Nos occupations se trouvent ainsi réglées d'après deux supputations differentes: les dates et les jours de la semaine, qui se succèdent indépendamment l'une et l'autre et qui obligent à des recherches chaque fois qu'on a besoin de déterminer leur concordance. Il y a là une source d'ennuis et de mécomptes. . . . Tous ces inconvénients disparaîtraient si l'on pouvait mettre d'accord les jours de la semaine et les dates de l'année, construire en un mot un calendrier, qui serait le même toutes les années et qui serait assez symmétriquement disposé pour qu'il fût facile de l'apprendre par coeur. C'est précisément en cela que doit consister la partie capitale de la reforme projetée. . . ." „Il serait évidemment très désirable que la date du mois se trouvât le même jour de la semaine pour les douze mois de l'année; malheureusement, il est à peu près impossible de réaliser une pareille combinaison sans introduire dans le calendrier des bouleversements inadmissibles."

Neuer Vorschlag.

Daß ein System möglich ist, das die Aufgabe löst: „que la date du mois se trouvât le même jour de la semaine pour les douze mois de l'année" — beweist uns schon der von Thouvenin für die Einteilung des gemeinen Jahres entwickelte Vorschlag

(oben Lit. f) und die beiden in Lit. g erwähnten Vorschläge. Allerdings hat Thouvenin — abgesehen von der Einführung ganzer Schaltwochen — ein „bouleversement inadmissible" dadurch geschaffen, daß er, um die 13. Woche des Vierteljahres unterzubringen, je einen Monat des Vierteljahres um eine ganze Woche länger machte als die übrigen Monate und auf diese Weise die Ungleichheit der Monate hinsichtlich ihrer Dauer noch vergrößerte. Aber wie schon oben in der Einleitung dargetan wurde, kann diesem Uebel unschwer dadurch abgeholfen werden, daß die 13. Woche jedes Vierteljahres zu einem selbständigen Zeitabschnitt gemacht wird. Daraus ergibt sich sodann das nachstehende Bild eines immerwährenden Kalenders:*) (s. Seite 408/409.)

Jedermann wird zugeben müssen, daß vorstehendes Kalenderbild so einfach und übersichtlich ist, daß jedes Kind von 7—8 Jahren imstande sein wird, sich das Verständnis dieses Kalenders in kürzester Zeit anzueignen und darnach eine zuverlässige Zeitberechnung ohne Hilfe eines gedruckten Kalenders zu gewinnen.

Plaßmann**) meint zwar, daß jedem, der 2 Tage des Jahres nicht mitzählt und 365 gleich 364 setzt, nicht bloß das geschichtliche und mathematische, sondern auch das ästhetische Empfinden abzusprechen sei, sagt jedoch nachher: „Aber wenn sich auf diese Reform eine größere Zahl von Stimmen zusammenfindet, warum denn nicht? Wogegen wir aber energisch protestieren, ist die gänzlich überflüssige und schädliche Deklassierung des altehrwürdigen Zeitmessers, den man die Woche nennt." — Mit letzterer Bemerkung können wir uns einverstanden erklären; denn gerade die Woche soll durch unsern Reformvorschlag erst recht zu Ehren gebracht werden, und dabei glauben wir von einem in jeder Beziehung guten Empfinden und praktischem Denken geleitet zu sein.

Ein weiterer Einwand Plaßmanns in seinem Artikel „Zur Kalenderfrage"***) geht dahin: Dadurch, daß man den Neujahrstag
(Forts. s. S. 410)

---

*) Im Bulletin de la Société astronomique de France, Jahrg. 1901, S. 418 wird berichtet, daß Joseph Bartnikowsky de Kola in St. Petersburg einen Vorschlag mitgeteilt habe, nach welchem das Jahr gleichfalls 12 Monate à 28 Tage und jedes Vierteljahr 3 solche Monate und eine Ergänzungswoche haben soll. Es wird hinzugefügt, daß die erste Woche des Jahres aus 8 Tagen und in Schaltjahren die letzte Woche des Jahres ebenfalls aus 8 Tagen bestehen soll. — Eine Veröffentlichung dieses Projektes scheint nicht stattgefunden zu haben.

**) Im „Hochland", Jahrgang 1910, Maiheft.

***) Plaßmann: Zur Kalenderfrage, im Jahrbuch der Naturwissenschaften, Jahrg. 1908—1909.

I. Halbjahr

Neujahrstag	I. Vierteljahr				II. Vierteljahr			
	Jan.	Febr.	März	A-Woche	April	Mai	Juni	B-Woche
Sonntag	1	1	1	1	1	1	1	1
Montag	2	2	2	2	2	2	2	2
Dienstag	3	3	3	3	3	3	3	3
Mittwoch	4	4	4	4	4	4	4	4
Donnerstag	5	5	5	5	5	5	5	5
Freitag	6	6	6	6	6	6	6	6
Samstag	7	7	7	7	7	7	7	7
Sonntag	8	8	8		8	8	8	
Montag	9	9	9		9	9	9	
Dienstag	10	10	10		10	10	10	
Mittwoch	11	11	11		11	11	11	
Donnerstag	12	12	12		12	12	12	
Freitag	13	13	13		13	13	13	
Samstag	14	14	14		14	14	14	
Sonntag	15	15	15		15	15	15	
Montag	16	16	16		16	16	16	
Dienstag	17	17	17		17	17	17	
Mittwoch	18	18	18		18	18	18	
Donnerstag	19	19	19		19	19	19	
Freitag	20	20	20		20	20	20	
Samstag	21	21	21		21	21	21	
Sonntag	22	22	22		22	22	22	
Montag	23	23	23		23	23	23	
Dienstag	24	24	24		24	24	24	
Mittwoch	25	25	25		25	25	25	
Donnerstag	26	26	26		26	26	26	
Freitag	27	27	27		27	27	27	
Samstag	28	28	28		28	28	28	
Woche	1.—4.	5.—8.	9.—12.	13.	14—17	18—21	22—25	26.

II. Halbjahr

ev. Schalttag	III. Vierteljahr Juli	August	Septbr.	C-Woche	IV. Vierteljahr Oktbr.	Nov.	Dezbr.	D-Woche
Sonntag	1	1	1	1	1	1	1	1
Montag	2	2	2	2	2	2	2	2
Dienstag	3	3	3	3	3	3	3	3
Mittwoch	4	4	4	4	4	4	4	4
Donnerstag	5	5	5	5	5	5	5	5
Freitag	6	6	6	6	6	6	6	6
Samstag	7	7	7	7	7	7	7	7
Sonntag	8	8	8		8	8	8	
Montag	9	9	9		9	9	9	
Dienstag	10	10	10		10	10	10	
Mittwoch	11	11	11		11	11	11	
Donnerstag	12	12	12		12	12	12	
Freitag	13	13	13		13	13	13	
Samstag	14	14	14		14	14	14	
Sonntag	15	15	15		15	15	15	
Montag	16	16	16		16	16	16	
Dienstag	17	17	17		17	17	17	
Mittwoch	18	18	18		18	18	18	
Donnerstag	19	19	19		19	19	19	
Freitag	20	20	20		20	20	20	
Samstag	21	21	21		21	21	21	
Sonntag	22	22	22		22	22	22	
Montag	23	23	23		23	23	23	
Dienstag	24	24	24		24	24	24	
Mittwoch	25	25	25		25	25	25	
Donnerstag	26	26	26		26	26	26	
Freitag	27	27	27		27	27	27	
Samstag	28	28	28		28	28	28	
Woche	27—30	31—34	35—38	39.	40—43	44—47	48—51	52.

nicht als Wochentag mitzähle und ihn als Sondertag einem Sonntag vorausgehen oder nachfolgen lasse, werde gleichsam ein Doppel-Sonntag geschaffen, und für solche Reformen würden andere Kulturvölker, wie namentlich die Japaner, sich bedanken. Dagegen ist [illegible] Wie die Japaner und andere Kulturvölker es mit den Feiertagen halten wollen, ob sie den Neujahrstag oder ob sie auch nur unseren Sonntag als Feiertag begehen oder vielleicht gar keine Feiertage haben, spielt bei unserer Kalender-Reform keine Rolle. Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir einen praktischen und einen [illegible] Kalender bekommen, der möglichst einfach und übersichtlich [illegible] im Weltverkehr allgemein verstanden wird.

Endlich beklagt Plaßmann (a. a. O.), daß man die [illegible] und Geschichtsforscher des Vorteils berauben wolle, aus dem [illegible] von Wochentag und Monatstag das Jahr eines [illegible] mutmaßlich festzustellen. Dieses Hilfsmittel fällt [illegible] weg, wenn in jedem Jahr das gleiche Datum stets auf den [illegible] Wochentag fällt. Aber wir meinen: wer sich [illegible] nimmt, interessante Nachrichten zu sammeln, der mag [illegible] Mühe noch zugeben und die Jahreszahl [illegible] es ihm ernstlich darum zu tun ist, eine für die Zukunft [illegible] Arbeit zu leisten. Im übrigen aber wird es immer [illegible] Irrtümer von vornherein auszuschließen und nicht [illegible] deshalb zu konservieren, weil die Chronologie [illegible] mal auch eine gute Seite haben können.

Vergleicht man nun unsern Kalender-Vorschlag mit [illegible] Kamelin, Hanin, Grantham u. a. gemachten Vorschlägen [illegible] strengen 12-Monat-Einteilung beruhen, so [illegible] liegen sofort in die Augen, und man kann sich [illegible] daß dieser Vorteil [illegible] im dem Festhalten an der 12-Monat-Einteilung seinen Grund hat.

Die 12-Monat-Einteilung [illegible] etwas Unnatürliches und Unbequemes an sich. [illegible] Monat 28 oder 29, 30 oder 31 Tage [illegible] Jahres [illegible] und [illegible] Einteilung des Jahres nur 364 Tage in [illegible] 12-Monat-Einteilung [illegible] 364 Tage [illegible]

gemäß umfassen die Monate, je nachdem man ihnen 30 oder 31 Tage gibt, entweder $4^2/_7$ oder $4^3/_7$ Wochen. Diese Zerreißung der Woche ist noch schlimmer als die Ungleichheit der Monate an sich, und die Nachteile, die daraus für die Zeitberechnung erwachsen, werden fortbestehen, solange an der gepriesenen 12 Monat-Einteilung festgehalten wird.

Im Vorübergehen mag noch darauf hingewiesen werden, daß die von Gérigny als Vorteil bezeichnete Möglichkeit der Teilung der 12 durch 3 und 6 in unserm Fall nicht als Vorteil gelten kann, da die Teilung der 12 Monate durch 3 und 6 im bürgerlichen Leben nicht vorkommt.

Nach unserm Vorschlag wird nun der Monat der Sammelname für einen Zeitabschnitt von genau 4 Wochen, ebenso wie die Woche der Sammelname für einen Zeitabschnitt von 7 Tagen ist. Die Monate werden dadurch zu genau bemessenen und leicht meßbaren Zeitabschnitten und ein vorzügliches Hilfsmittel, bestimmte Zeitangaben mit größter Leichtigkeit im Geiste zu bemessen und ohne künstliche Beihilfe eines gedruckten Kalenders rechnerisch festzustellen.

Auch die unter besonderen Namen eingestellten A-, B-, C- und D-Wochen können dabei keine Schwierigkeiten bereiten, weil es ganze Wochen sind und weil jeder einzelne Tag dieser Wochen das nämliche für immer festgelegte Datum hat wie jeder gleiche Tag der ersten Woche eines Monats.

Um einige Beispiele anzuführen, so finden wir durch einfache Kopfrechnung, daß der 25. März der Mittwoch der 12. Woche des Jahres, der 3. Juni der Dienstag der 9. Woche des zweiten Vierteljahres und (durch Zuzählung von 13) der 22. Woche des Jahres, daß der 15. August der Sonntag der 7. Woche des dritten Vierteljahres und (durch Zuzählung von 26) der 33. Woche des Jahres, der 9. November der Montag der 6. Woche des vierten Vierteljahres und (durch Zuzählung von 39) der 45. Woche des Jahres sein muß.

Und wenn man vom 17. Dezember auf 6 Wochen weiter rechnen soll, so weiß man, ohne daß es eines Besinnens bedürfte, daß der letzte Tag dieser Frist auf Dienstag, den 24. Januar, fällt, und wenn man von diesem Tage auf 40 Tage weiter rechnen soll, so kann man schon im nächsten Augenblick sagen, daß der zu bestimmende Tag ein Sonntag sein muß und auf den 8. März fällt.

Wenn man diesen Beispielen mit Interesse nachgeht, wird man leicht erkennen, daß die scharfe Abgrenzung der einzelnen Vierteljahre durch die am Ende eines jeden Vierteljahres eingeschobene 13. Woche das Kalenderbild keineswegs stört, vielmehr seine Uebersichtlichkeit wesentlich erhöht, und bei einem Vergleich mit dem bisherigen Kalender oder mit anderen Reform-Vorschlägen wird man sofort sich überzeugen, daß es keine andere Jahreseinteilung gibt, die in gleichem Maße die zuverlässige Bemessung von Zeitabschnitten erleichtert.

Wie dem aber auch sein mag, sicher wird auch diesem Kalendersystem so wenig wie irgendeinem andern, das den Namen einer Kalenderreform verdienen will, der Vorwurf erspart bleiben, daß es tief eingewurzelte Gewohnheiten und liebgewonnene Gepflogenheiten in ihrem Fortbestande bedrohe. Wollte man jedoch vor solchen Bedenken, die ja meistens nur ein Ausfluß der Trägheit oder der Kurzsichtigkeit sind, Halt machen, so wären einschneidende Reformen niemals durchzuführen. Man denke doch nur an die in alle Verhältnisse des Lebens tief eingreifenden Münz-, Maß- und Gewichts-Reformen, die in alter Zeit wie in neuerer und neuester Zeit bei den Kulturvölkern durchgeführt wurden; an die Umwälzungen, die sie hervorriefen, und daran, wie schnell und leicht sie trotz alledem Eingang fanden, wenn sie einem wirklichen Bedürfnis entsprachen.

Dieses Beispiel möge uns sagen, daß wir auch auf dem Gebiete der Kalenderreform vor den weitgehendsten Aenderungen nicht zurückschrecken dürfen und nur darauf zu achten haben, daß der Zweck des Kalenders im höchstmöglichen Grade erreicht wird. Denn je mehr der Kalender seinen Selbstzweck erfüllt, desto mehr kommt er auch anderen Bedürfnissen des Lebens entgegen und desto leichter werden sich hinwiederum die Gepflogenheiten des Lebens mit ihm in Einklang zu setzen wissen. Diese Annahme beruht auf einer Erfahrung, die tagtäglich im Leben ihre Bestätigung findet*). Darum ist es auch eine durchaus müßige Sorge, wenn M. Armélin darauf besteht, daß das Jahr mit einem Montag an-

*) Jahresgehälter wird man dann wahrscheinlich nicht mehr nach Monatsteilen (m × 12), sondern nach Wochenteilen (w × 52) festsetzen. Und was die 13. Woche eines jeden Vierteljahres anlangt, so käme man vielleicht dazu, diese Wochen für das geschäftliche Leben, wenn auch nicht als eine Zeit völliger Ruhe, so doch als eine Zeit der Sammlung und der ruhigen Arbeit zu gestalten; amtlich könnte man sie wie Gerichtsferien behandeln, was sowohl dem Beamten wie dem Kleinbürger eine Wohltat wäre, und wenn man dafür die bisherigen überlangen Sommergerichtsferien um vier Wochen reduzieren würde, so wäre auch dies ein entschiedener Vorteil.

fangen soll, damit allemal der erste und der fünfzehnte Tag des Monats, die von der Handelswelt als Fälligkeitstage für Wechselzahlungen eingeführt seien, auf einen Werktag fallen. Allerdings ist die Gewohnheit in den meisten Fällen die größte Feindin gesunden Fortschrittes, aber glücklicherweise verliert dieser Tyrann der Menschheit bei denkenden und regsamen Menschen seine Macht; deshalb ist zu erwarten, daß gerade die Handelswelt am schnellsten der Reform sich anpassen wird. Sie wird, wenn einmal Wochentage und Daten in völligen Einklang gebracht sind, bei Regelung der Fälligkeitstage wahrscheinlich zuerst den geeignetsten Wochentag auswählen und es als großen Vorteil begrüßen, zu wissen, daß, wenn sie z. B. auf den 2. oder 16. Tag des Monats datiert, diese Tage stets auf einen Montag, und wenn sie auf den 14. oder den 28. Tag des Monats datiert, diese Tage stets auf einen Samstag fallen.

* * *

Zum Schluß noch eine Bemerkung über Monatsnamen.

Unzweifelhaft sind die im gregorianischen Kalender beibehaltenen Monatsbenennungen längst veraltet; ist es doch geradezu widersinnig, den 9. Monat als 7ber, den 10. Monat als 8ber, den 11. Monat als 9ber und den 12. Monat als 10ber zu bezeichnen. Um dies zu beseitigen, sind verschiedene Vorschläge gemacht. Das scheinbar einfachste Mittel wäre, das Jahr wieder mit dem März anzufangen und mit dem Februar zu schließen. Oder man könnte die Monatsnamen September und Oktober wieder verschwinden lassen und dafür zwischen Dezember und Januar einen „Elfer" (Onzier, Undeci) und „Zwölfer" (Douzier, Dodeci) einschieben.

Unter allen Umständen wird man keinem Volke, dem bisher der julianisch-gregorianische Kalender fremd geblieben ist, zumuten dürfen, die Monatsnamen dieses Kalenders sich anzueignen.

Nun ist es ja im allgemeinen ziemlich gleichgültig, welche Bezeichnungen ein Volk für die verschiedenen Tage, Wochen und Monate wählt; die Hauptsache bleibt doch, daß man sich gegenseitig versteht, und dazu genügt zu wissen, welche unserer Bezeichnungen den fremden Bezeichnungen entsprechen. Aber es wäre doch ein unbestreitbarer Vorteil, wenn man sich auf internationale Monatsnamen einigen könnte; indessen wird es nicht sehr leicht sein, zu einer Verständigung hierüber zu gelangen.

Abstrakte Begriffe, wie „Wahrheit“, „Weisheit“, „[illegible]“ und dergleichen zu wählen, was Flammarion vorgeschlagen hat, ist ein gut gemeinter, aber unpraktischer Vorschlag; er ist unpraktisch, weil nicht zu erwarten ist, daß er von allen [illegible] angenommen werden könnte. So würde es beispielsweise dem Empfinden der Deutschen stets zuwiderlaufen, zu sagen „am 5. Weisheit“ oder „am 17. Wahrheit“. Aber der von [illegible] teilte Grundgedanke, in dieser Beziehung einen [illegible] zu [illegible], ist gut. Es käme nur darauf an, den richtigen Weg zu [illegible]. Der beste Weg wäre vielleicht derjenige, den man in der Zeit der Caesaren Julius und Augustus eingeschlagen hat, als [illegible] 2 Monate nach ihren Namen benannte; selbstverständlich [illegible] die [illegible] eine zeitgemäße sein.

Denkt man daran, daß die Kalender-Reform [illegible] auf dem [illegible] im Haag beschlossen würde, so wären [illegible] nach die Monate wie auch die im Vorschlag gebrachten A., B., C. und D.-Wochen nach 16 Personen oder nach den Geschlechtern [illegible] 16 Personen zu benennen sein, die im Haag [illegible] der Unterzeichnung des Schluß-Protokolls diejenigen Völker regieren, die [illegible] Größe oder wegen ihrer kulturellen Bedeutung im Werke der Kalender-Reform in hervorragender Weise beteiligt sind. Dadurch würde der neue Kalender für alle Zeiten [illegible] interessantes Gepräge und einen ausgesprochen [illegible] Charakter erhalten. Der König von England und der Deutsche Kaiser, der Präsident von Frankreich und den [illegible] von [illegible], die Kaiser von Österreich, Rußland, [illegible] zur Benennung der ersten [illegible] Jahres [illegible] und dadurch [illegible] ein [illegible] Denkmal [illegible].

• • •

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Jahr, von einem Osterfest zum andern gerechnet, schwankt hinsichtlich seiner Dauer zwischen 49 Wochen und 54 Wochen.

Es sind aber, vorab bei den christlichen Kulturvölkern, die kirchlichen Feste zufolge geschichtlicher Entwicklung von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf das bürgerliche und wirtschaftliche Leben, und je mehr der Verkehr und der Kulturzustand der Völker sich entwickelt, um so mehr werden die mit dem kirchlichen Festkalender verbundenen Schwankungen im bürgerlichen und wirtschaftlichen Leben als schädigende Störungen empfunden. Daher trat schon sehr frühzeitig das Verlangen hervor, daß die Schwankungen des Osterfestes möglichst beseitigt würden. R. Handmann*) bezeugt, daß diese Bestrebungen uralt sind und daß schon zur Zeit des hl. Cyrillus von Alexandrien der Vorschlag gemacht wurde, das Osterfest für immer auf den 25. März festzulegen. Auch bei Gelegenheit der gregorianischen Kalenderreform von 1582 haben nach Förster**) ernstliche Erörterungen darüber stattgefunden, ob man die Beziehungen des Osterdatums zum Monde nicht lösen und dadurch auch die Kirche von „allen den Schwierigkeiten, die in der Mondchronologie auch bei den Fachmännern zu entstehen pflegten, vollständig freimachen könne“. Förster zitiert hierzu aus der von Clavius im Jahre 1603 über die Vorgänge bei jener Kalenderreform veröffentlichten amtlichen Schrift den Satz: „Die Osterregel sei nur eine Zeremonialvorschrift. die auch schon außer Kraft gewesen sei.“

Hiernach ist zunächst unzweifelhaft, daß der Festlegung des Osterfestes überhaupt ein kirchliches Hindernis nicht entgegensteht. Es handelt sich also nur noch darum, für die Frage, auf welchen Tag die Osterfeier festgelegt werden soll, eine glückliche Lösung zu finden. Dabei ist vor allem zu erwägen, daß der Tag des Osterfestes von altersher nicht als Jahrestag eines historischen Ereignisses gefeiert wurde, daß es auch völlig gleichgültig ist, ob der Sonntag, an dem es gefeiert wird, ein wirklicher Sonntag im Sinne des alten Kalenders ist oder nicht. Bei näherer Ueberlegung wird man sich dann leicht überzeugen, daß die Hauptsache eigentlich darin besteht, daß der Karfreitag auf einen Tag fällt, der im Kalender den Namen „Freitag“ führt, womit dann von selbst gegeben ist, daß das Osterfest auf einen Tag fällt, der nach dem herrschenden Kalender den Namen und den Charakter eines Sonntags trägt.

*) Handmann R.: Zur neuen Kalenderreform, in „Natur und Offenbarung“, 48. Band, 1902.

**) Förster a. a. O., S. 33.

Bei der Wahl des maßgebenden Freitags ist es gleichsam [illegible] verständlich, daß man, wenn nicht liturgische Bedenken entgegenstehen, denjenigen wählt, der dem historischen Todestag Christi, dem [illegible] 3. April, am nächsten liegt, und das ist nach unserem Kalender [illegible] der 6. April, womit von selbst gegeben ist, daß das Osterfest auf Sonntag, den 8. April fällt.

Dieses Resultat stimmt genau mit der Regel zusammen, die von Förster unter Zustimmung kirchlicher und weltlicher [illegible] Schriftsteller aufgestellt ist. Diese Regel lautet: Der Oster[illegible] der 3. Sonntag nach dem Frühlings-Äquinoktium und kann des[illegible]halb nach dem bisherigen Kalender frühestens auf den [illegible] spätestens auf den 11. April fallen. Mit dieser Lösung wird, was ausdrücklich hervorgehoben zu werden verdient, nach dem [illegible] Bachmanns „alle liturgischen Bedenken, die am Herzen [illegible] Christenheit Rom gelegt werden, beseitigt". Zugleich ist auch der symbolische Charakter des Osterfestes im Sinne Handmanns [illegible] ständig gewahrt.

Um einem etwa auftauchenden Irrtum vorzubeugen, [illegible] bemerkt: Das Frühlings-Äquinoktium fällt nach dem [illegible] Kalender auf den 21. oder auf den 22. März, in unserem [illegible] Kalender aber wird der bisherige 21. März zum 2[illegible] bisherige 22. März zum 24. März; es fällt also auch [illegible] Reform-Kalender, wie aus dem nachstehenden Ergebnis [illegible] des christlichen Kirchenjahrs (Anhang S. 417–420) ersichtlich [illegible] Osterfest, wenn es auf den 8. April festgelegt wird, [illegible] allezeit auf den 3. Sonntag nach dem Frühlings-Äquinoktium.

Ewiger Kalender für das christliche Kirchenjahr.

*)	Januar	*)	Februar	*)	März	*)	Inkarnations-Woche
Jan. 2.	**Neujahr** 1. **Sonntag**	Jan. 30.	1. **Sonntag** 4. n. Epiph	Febr. 27.	1. **Sonntag** Invocavit	März 27.	1. **Mariä Verk.** Judica
3.	2. Montag	31.	2. Montag	28.	2. Montag	28.	2. Montag
4.	3 Dienstag	1. Febr.	3. Dienstag	1. März	3. Dienstag	29.	3. Dienstag
5.	4. Mittwoch	2.	4. **Lichtmeß**	2.	4. Mittwoch	30.	4. Mittwoch
6.	5. **Dreikönig**.	3.	5 Donnerstag	3.	5. Donnerstag	31.	5. Donnerstag
7	6. Freitag	4.	6. Freitag	4.	6. Freitag	1. April	6. Freitag
8.	7. Samstag	5.	7. Samstag	5	7. Samstag	2.	7. Samstag
9.	8. **Sonntag** 1. n. Epiph.	6.	8. **Sonntag** Septuages	6.	8. **Sonntag** Reminiscere		
10.	9. Montag	7.	9. Montag	7.	9. Montag		
11.	10. Dienstag	8.	10. Dienstag	8.	10. Dienstag		
12	11. Mittwoch	9.	11. Mittwoch	9.	11. Mittwoch		
13.	12. Donnerstag	10.	12. Donnerstag	10.	12. Donnerstag		
14.	13. Freitag	11.	13. Freitag	11.	13. Freitag		
15.	14. Samstag	12.	14. Samstag	12.	14. Samstag		
16.	15. **Sonntag** 2. n. Epiph.	13.	15. **Sonntag** Sexagesima.	13.	15. **Sonntag** Oculi		
17.	16. Montag	14.	16. Montag	14.	16. Montag		
18.	17. Dienstag	15.	17. Dienstag	15.	17. Dienstag		
19.	18. Mittwoch	16.	18. Mittwoch	16.	18. Mittwoch		
20.	19. Donnerstag	17.	19. Donnerstag	17	19. Donnerstag		
21.	20. Freitag	18.	20. Freitag	18.	20. Freitag		
22.	21. Samstag	19.	21. Samstag	19.	21. Samstag		
23.	22. **Sonntag** 3. n. Epiph.	20.	22. **Sonntag** Quinquages.	20.	22. **Sonntag** Laetare		
24.	23. Montag	21.	23. Montag	21.	23. Montag		
25.	24. Dienstag	22.	24. **Fastnacht**	22.	24. Dienstag		
26.	25. Mittwoch	23.	25. **Aschermitt**.	23.	25. Mittwoch		
27.	26. Donnerstag	24.	26. Donnerstag	24.	26. Donnerstag		
28.	27. Freitag	25.	27. Freitag	25.	27. Freitag		
29.	28. Samstag	26.	28. Samstag	26.	28. Samstag		

*) Allgemeine Daten des gregorianischen Kalenders.

Ewiger Kalender für das christliche Kirchenjahr.

*)	April	*)	Mai	*)	Juni	*)	Peter Pauls-Woche
April 3.	1. Palmsonntag	Mai 1.	1. Sonntag Jubilate	Mai 29.	1. Pfingstfest	Juni 26.	1. Sonntag 4. n. Pf.
4.	2. Montag	2.	2. Montag	30.	2. Pfingstm.	27.	2. Montag
5.	3. Dienstag	3.	3. Dienstag	31.	3. Dienstag	28.	3. Dienstag
6.	4. Mittwoch	4.	4. Mittwoch	1. Juni	4. Mittwoch	29.	4. Mittwoch
7.	5. Donnerstag	5.	5. Donnerstag	2.	5. Donnerstag	30.	5 Donnerstag
8.	6. Karfreitag	6.	6. Freitag	3.	6. Freitag	1. Juli	6. Freitag
9.	7. Samstag	7.	7. Samstag	4.	7. Samstag	2.	7. Samstag
10.	8. Osterfest	8.	8. Sonntag Cantate	5.	8. Dreifaltig		
11.	9 Ostermont.	9.	9. Montag	6.	9. Montag		
12.	10. Dienstag	10.	10. Dienstag	7.	10. Dienstag		
13.	11. Mittwoch	11.	11. Mittwoch	8.	11. Mittwoch		
14.	12. Donnerstag	12.	12. Donnerstag	9.	12. Fronleichn.		
15.	13. Freitag	13.	13. Freitag	10.	13. Freitag		
16.	14. Samstag	14.	14. Samstag	11.	14 Samstag		
17.	15. Sonntag Quasimod. gen	15.	15. Sonntag Rogate	12.	15. Sonntag 2. n. Pf.		
18.	16. Montag	16.	16. Montag	13.	16. Montag		
19.	17. Dienstag	17.	17. Dienstag	14.	17. Dienstag		
20.	18. Mittwoch	18.	18. Mittwoch	15.	18. Mittwoch		
21.	19. Donnerstag	19.	19. Christi H.	16	19. Donnerstag		
22.	20. Freitag	20.	20. Freitag	17.	20. Freitag		
23.	21. Samstag	21.	21. Samstag	18.	21. Samstag		
24.	22 Sonntag Miseric. Dom	22.	22. Sonntag Exaudi	19.	22. Sonntag 3. n. Pf.		
25.	23. Montag	23.	23. Montag	20.	23. Montag		
26.	24. Dienstag	24.	24. Dienstag	21.	24. Dienstag		
27.	25. Mittwoch	25.	25. Mittwoch	22.	25. Mittwoch		
28.	26. Donnerstag	26.	26. Donnerstag	23.	26. Donnerstag		
29.	27. Freitag	27.	27. Freitag	24.	27. Freitag		
30.	28. Samstag	28.	28. Samstag	25.	28. Samstag		

*) Allgemeine Daten des gregorianischen Kalenders.

Ewiger Kalender für das christliche Kirchenjahr.

*)	Juli	*)	August	*)	September	*)	Michaels-Woche
Juli 3.	1. **Sonntag** 5. n. Pf.	Juli 31.	1. **Sonntag** 9. n. Pf.	August 28.	1. **Sonntag** 13. n. Pf.	Septbr. 25.	1. **Sonntag** 17. n. Pf.
4.	2. Montag	1. Aug.	2. Montag	29.	2. Montag	26.	2. Montag
5.	3. Dienstag	2.	3. Dienstag	30	3. Dienstag	27.	3. Dienstag
6.	4. Mittwoch	3.	4. Mittwoch	31.	4. Mittwoch	28.	4. Mittwoch
7.	5. Donnerstag	4.	5. Donnerstag	1. Sept.	5. Donnerstag	29.	5. Donnerstag
8.	6. Freitag	5.	6. Freitag	2.	6. Freitag	30.	6. Freitag
9.	7. Samstag	6.	7. Samstag	3.	7. Samstag	1. Okt.	7. Samstag
10.	8. **Sonntag** 6. n. Pf	7.	8. **Sonntag** 10. n. Pf.	4.	8. **Mariä Geb.** 14. n. Pf.		
11.	9. Montag	8.	9. Montag	5.	9. Montag		
12.	10. Dienstag	9.	10. Dienstag	6.	10. Dienstag		
13.	11. Mittwoch	10.	11. Mittwoch	7.	11. Mittwoch		
14	12. Donnerstag	11.	12. Donnerstag	8.	12. Donnerstag		
15.	13. Freitag	12.	13. Freitag	9.	13. Freitag		
16.	14. Samstag	13.	14. Samstag	10.	14. Samstag		
17.	15. **Sonntag** 7. n. Pf.	14.	15. **Sonntag** 11. n. Pf.	11.	15. **Sonntag** 15. n. Pf.		
18.	16. Montag	15.	16. Montag	12.	16. Montag		
19.	17. Dienstag	16.	17. Dienstag	13.	17. Dienstag		
20.	18. Mittwoch	17.	18. Mittwoch	14.	18. Mittwoch		
21.	19. Donnerstag	18.	19. Donnerstag	15.	19. Donnerstag		
22.	20. Freitag	19.	20. Freitag	16.	20. Freitag		
23.	21. Samstag	20.	21. Samstag	17.	21. Samstag		
24.	22. **Sonntag** 8. n. Pf.	21.	22. **Sonntag** 12. n. Pf.	18	22. **Sonntag** 16. n. Pf.		
25.	23. Montag	22.	23 Montag	19.	23. Montag		
26.	24. Dienstag	23.	24. Dienstag	20.	24. Dienstag		
27.	25. Mittwoch	24.	25. Mittwoch	21.	25. Mittwoch		
28.	26. Donnerstag	25.	26. Donnerstag	22	26. Donnerstag		
29.	27. Freitag	26.	27. Freitag	23.	27. Freitag		
30.	28. Samstag	27.	28. Samstag	24.	28. Samstag		

*) Allgemeine Daten des gregorianischen Kalenders.

Ewiger Kalender für das christliche Kirchenjahr.

*)	Oktober	*)	November	*)	Dezember	*)	Christwoche
Oktbr. 2.	1 **Sonntag** 18. n. Pf.	Oktbr. 30.	1. **Allerheil** 22. n. Pf.	Nov. 27.	**Advent-** 1. **Sonntag**	Dez. 25.	**Weih-** 1. **nachtsfest**
3.	2. Montag	31.	2. Allerseelen	28.	2. Montag	26.	2. **W.-montg.** (Stephanus
4.	3. Dienstag	1. Nov.	3. Dienstag	29.	3. Dienstag	27.	3. Dienstag
5.	4. Mittwoch	2.	4. Mittwoch	30.	4. Mittwoch	28.	4. Mittwoch
6.	5. Donnerstag	3.	5 Donnerstag	1. Dez.	5. Donnerstag	29.	5. Donnerstag
7.	6. Freitag	4.	6. Freitag	2.	6. Freitag	30.	6. Freitag
8.	7. Samstag	5.	7. Samstag	3.	7. Samstag	31.	7. Samstag
9.	8. **Sonntag** 19. n. Pf.	6.	8. **Sonntag** 23. n. Pf.	4.	8. **MariäEmpf** 2. Advent-Sonnt.		
10.	9. Montag	7.	9. Montag	5.	9. Montag		
11.	10. Dienstag	8.	10. Dienstag	6	10. Dienstag		
12.	11. Mittwoch	9.	11. Mittwoch	7.	11. Mittwoch		
13.	12. Donnerstag	10.	12 Donnerstag	8.	12. Donnerstag		
14.	13. Freitag	11.	13. Freitag	9.	13. Freitag		
15.	14. Samstag	12.	14. Samstag	10.	14. Samstag		
16.	15. **Sonntag** 20. n. Pf.	13.	15. **Sonntag** 24. n. Pf.	11.	15. **Sonntag** 3. Advent-		
17.	16. Montag	14.	16. Montag	12.	16. Montag		
18.	17. Dienstag	15.	17. Dienstag	13.	17. Dienstag		
19.	18. Mittwoch	16.	18. Mittwoch	14.	18. Mittwoch		
20.	19. Donnerstag	17.	19. Donnerstag	15.	19. Donnerstag		
21.	20. Freitag	18.	20. Freitag	16.	20. Freitag		
22.	21. Samstag	19.	21. Samstag	17.	21. Samstag		
23.	22. **Sonntag** 21. n. Pf.	20.	22. **Sonntag** 25. n. Pf.	18.	22. **Sonntag** 4. Advent-		
24.	23. Montag	21.	23. Montag	19.	23. Montag		
25.	24. Dienstag	22.	24. Dienstag	20.	24. Dienstag		
26.	25. Mittwoch	23.	25. Mittwoch	21.	25. Mittwoch		
27.	26. Donnerstag	24.	26. Donnerstag	22.	26. Donnerstag		
28.	27. Freitag	25.	27. Freitag	23.	27. Freitag		
29.	28. Samstag	26.	28. Samstag	24.	28. Samstag		

*) Allgemeine Daten des gregorianischen Kalenders.

Schillers Bürgerlied. (Das Eleusische Fest.)

Von

Dr. Philipp Simon.

Fünfundzwanzig Jahre nach Schillers Tode bezeugt Wilhelm von Humboldt in seiner Skizze über den Dichter und den Gang seiner Geistesentwicklung, daß Schillers Phantasie bei den Anfängen der Zivilisation, dem Uebergang vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem mit der frommen, mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bund vorzugsweise gern verweilte. „Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde fest. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreis, indem er sich in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer ebenso wundervollen als tief ergreifenden Erscheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. Das Eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Plans getreten.“ Das ist die einzige bedeutsame Kunde aus Schillers Kreis von der Entstehungsgeschichte des Gedichts. Aus des Dichters eigenem Munde erfahren wir nur, daß er bei der Ausarbeitung in den ersten Septembertagen des Jahres 1798 einen Schnupfen hatte.

Trotz der spärlichen Nachrichten können wir aber das Ringen Schillers mit diesem Gegenstande über zwanzig Jahre hinaus verfolgen. Als Philosoph, als Historiker, als Dichter suchte er ihm beizukommen und ihn zu bewältigen. Schon auf der Akademie kam nach Minors Nachweis die Lektüre von Adam Fergusons Grundsätzen der Moralphilosophie in Garves Uebersetzung (1772) dieser Neigung des jungen, philosophisch gestimmten Mediziners entgegen. Tatsächlich fand er hier wohl den Rohstoff der späteren Dichtung in möglichst unpoetischer Form zum erstenmal vor. Da

wird bei der Betrachtung der natürlichen Geschichte des Menschen im 6. Abschnitt des 1. Kapitels der Trieb zur Geselligkeit in trockenen Paragraphen erörtert: „Raubtiere sind größtenteils einsam... Der Mensch, ob er gleich ein Raubtier und aus Bedürfnis oder aus Neigung der Jagd und dem Kriege ergeben ist, ist demohnerachtet im höchsten Grade gesellig und zum bürgerlichen Leben geschickt.“ Der systematische Abriß punktiert weiterhin im 9. Abschnitt Künste und Handlung: „Der Ackerbau, wenn er bloß die Hervorbringung der jedesmaligen Erdprodukte zur Absicht hat, kann mit der Wanderung bestehen, wo aber sein Gegenstand die Verbesserung des Bodens und eine beständige Fruchtbarkeit ist, da fordert er einen festen Sitz und die Austeilung des Landes. Da das Landeigentum zu Erfindungen im Ackerbau aufmuntert, so ermuntert es auch zu Erfindungen in anderen Künsten.“ Auf den zweiten Teil, die Theorie von der Seele, legt Minor (Schiller 1, 212) besonderes Gewicht. Hier wird neben dem Gesetz der Selbsterhaltung auch die Geselligkeit in die Formel des Gesetzes gezwängt: „Der Mensch begehrt natürlicherweise die Wohlfahrt seiner Nebengeschöpfe ... Dies kann man das Gesetz der Geselligkeit nennen: und es ist eben dies, welches den einzelnen Menschen geschickt macht, ein Glied der Gesellschaft zu sein.“ Ueber die unmittelbaren Folgen des Gesetzes berichtet dann im 4. Teil der 1. Abschnitt des 5. Kapitels: „Das größte Gut, das der Mensch hat, ist seine Liebe zum Menschen. Die Folgen dieses Gesetzes sind erstens, daß das Beste der Gesellschaft oder des menschlichen Geschlechts zugleich das Beste des einzelnen Menschen sei. Zweitens, daß in den Werken Gottes das Ganze durch dasjenige erhalten werde, was das Beste jedes Teils ausmacht, und daß es keine Glückseligkeit eines einzelnen Teils geben könne, die zugleich dem Ganzen schädlich sei.“ In den ausführlichen Anmerkungen Garves fand dann Schiller mancherlei willkommene Ergänzungen zu dem steifleinenen Text des Buches. Ganz vortrefflich erschien es dem Verfasser der Dissertation „Ueber den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen,“ wie Garve nach und nach aus den tierischen Trieben die vernünftigen bei dem Menschen erwachsen läßt und dies entwickelt bei dem Trieb zur Geselligkeit. Aus dem natürlichen Zug, der durch die bloße Empfindung einer ähnlichen Gestalt und ähnlicher Bewegungen in der ganzen tierischen Schöpfung die lebendigen Wesen einander nähert, wird die aus den Vorteilen der Gesellschaft erwachsende Neigung. Beziehen sich schließlich diese Vorteile auf

die Verbesserung des Menschen, die Ausbildung seiner Kräfte, die Beschäftigung seiner Tätigkeit, dann ist es die Geselligkeit des Geistes. Aus dieser Verfeinerung der Begierden ergibt sich von selbst die erste Grenzscheide zwischen Mensch und Tier. Wie dann weiter die Mittel der Erhaltung für den Menschen durch Errichtung der Gesellschaft reichlicher werden, wie er schließlich bemerkt, daß die Natur ihre Triebe keineswegs in den Menschen gelegt hat, um ihm die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, sondern um einem denkenden Wesen Stoff zur Vorstellung, einem empfindenden Geist Stoff zu Empfindungen, einem wohlwollenden Geist Mittel zur Wohltätigkeit, einem tätigen Geist Gelegenheit zur Beschäftigung zu geben, wie eben der Mensch hierdurch erst zum Menschen wird, alle diese Ausführungen Garves hat Schiller wörtlich dem zehnten Paragraphen seiner Dissertation von 1780 angehängt, weil doch nichts Vortrefflicheres hierüber gesagt werden könne. Hätte er nur noch den folgenden Absatz mitgenommen, so könnten wir hier lesen, wie der Mensch demnach die Mitte einnimmt zwischen Gott und den Tieren, zwischen dem einen, ganz reinen Geist, dem durchaus immer gleich glücklichen Wesen, und den Tieren, die nur den Unterschied der Empfindungen kennen. „Wenn es zwischen diesen beiden ein mittleres oder ein aus beiden zusammengesetztes Wesen gibt, das zwar die Verschiedenheit der sinnlichen Eindrücke von den äußeren Dingen empfindet, das aber doch zuletzt gewahr wird, daß es selbst und seine Handlungen mehr wert seien, als alle die Dinge, die es durch seine Handlungen sucht oder sich verschafft: — dieses Wesen muß einer beständigen und unwandelbaren Glückseligkeit (immer) näher kommen . . . Ein solches Wesen ist der Mensch. Die Vorsehung führt alles, was lebt, auf einem immer gleichen Wege, durch Uebung ihrer Kräfte, zur Vollkommenheit . . . Den Menschen, indem sie ihn zum Ackersmann, Künstler und Regenten macht . . . Arbeite, sagte sie zu ihm, um dein Brot zu gewinnen, dein Vermögen in Sicherheit zu stellen, dein Ansehen zu vermehren, um deinen Freunden, deiner Stadt, deinem Vaterlande alle diese Vorteile zu verschaffen: aber wisse, daß du selbst weit mehr der Endzweck bist als die Erwerbung jener Sachen." Schiller hat diese Stelle nicht herangezogen. In ähnlichem Zusammenhang sucht er aber schon früher, im fünften Paragraphen über die tierischen Empfindungen, nach einer weisen Absicht der Vorsehung, um die Macht der „tierischen Fühlung auf die Empfindungskraft der Seele" zu erklären. Er findet sie in der Nötigung des Geistes, durch sie

wird bei der Betrachtung der natürlichen [illegible] des M[illegible] im [illegible] Abschnitt des 1. Kapitels der [illegible] zur [illegible] trockenen [illegible] erörtert. „Waldbewohner [illegible] Der Mensch, ob er [illegible] Räuber und aus [illegible] Neigung der Jagd und dem Kriege ergeben [illegible] im heißen [illegible] und zum [illegible] Der [illegible] und Handlung. „Der [illegible], wenn er bloß die [illegible] der [illegible] Erdprodukte im [illegible] hat, kann [illegible] Wanderung [illegible], wo aber [illegible] Wesens und [illegible] Fruchtbarkeit [illegible] und die Ausbildung des [illegible] zu Erfindungen im [illegible] Erfindungen [illegible] [illegible] von der [illegible] Meiners [illegible] I, 212 [illegible] Geschichte [illegible] Gesch[illegible] natürlichen [illegible] [illegible]

die Verbesserung des Menschen, die Ausbildung seiner Kräfte, die Beschäftigung seiner Tätigkeit, dann ist es die Geselligkeit des Geistes. Aus dieser Verfeinerung der Begierden ergibt sich von selbst die erste Grenzscheide zwischen Mensch und Tier. Wie dann weiter die Mittel der Erhaltung für den Menschen durch Errichtung der Gesellschaft reichlicher werden, wie er schließlich bemerkt, daß die Natur ihre Triebe keineswegs in den Menschen gelegt hat, um ihm die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, sondern um einem denkenden Wesen Stoff zur Vorstellung, einem empfindenden Geist Stoff zu Empfindungen, einem wohlwollenden Geist Mittel zur Wohltätigkeit, einem tätigen Geist Gelegenheit zur Beschäftigung zu geben, wie eben der Mensch hierdurch erst zum Menschen wird, alle diese Ausführungen Garves hat Schiller wörtlich dem zehnten Paragraphen seiner Dissertation von 1780 angehängt, weil doch nichts Vortrefflicheres hierüber gesagt werden könne. Hätte er nur noch den folgenden Absatz mitgenommen, so könnten wir hier lesen, wie der Mensch demnach die Mitte einnimmt zwischen Gott und den Tieren, zwischen dem einen, ganz reinen Geist, dem durchaus immer gleich glücklichen Wesen, und den Tieren, die nur den Unterschied der Empfindungen kennen. „Wenn es zwischen diesen beiden ein mittleres oder ein aus beiden zusammengesetztes Wesen gibt, das zwar die Verschiedenheit der sinnlichen Eindrücke von den äußeren Dingen empfindet, das aber doch zuletzt gewahr wird, daß es selbst und seine Handlungen mehr wert seien, als alle die Dinge, die es durch seine Handlungen sucht oder sich verschafft: — dieses Wesen muß einer beständigen und unwandelbaren Glückseligkeit (immer) näher kommen . . . Ein solches Wesen ist der Mensch. Die Vorsehung führt alles, was lebt, auf einem immer gleichen Wege, durch Uebung ihrer Kräfte, zur Vollkommenheit . . . Den Menschen, indem sie ihn zum Ackersmann, Künstler und Regenten macht . . . Arbeite, sagte sie zu ihm, um dein Brot zu gewinnen, dein Vermögen in Sicherheit zu stellen, dein Ansehen zu vermehren, um deinen Freunden, deiner Stadt, deinem Vaterlande alle diese Vorteile zu verschaffen: aber wisse, daß du selbst weit mehr der Endzweck bist als die Erwerbung jener Sachen.“ Schiller hat diese Stelle nicht herangezogen. In ähnlichem Zusammenhang sucht er aber schon früher, im fünften Paragraphen über die tierischen Empfindungen, nach einer weisen Absicht der Vorsehung, um die Macht der „tierischen Fühlung auf die Empfindungskraft der Seele“ zu erklären. Er findet sie in der Nötigung des Geistes, durch sie

mit der mütterlichen Erde in Berührung zu bleiben. „Den Philosophen, der die Natur der Gottheit entfaltet und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch seine baufällige Hütte streicht, zurück und lehrt ihn, daß er das unselige Mittelding von Vieh und Engel ist.“ — Das ist ja nun Haller*) und nicht Garve. Für uns ist es aber nur wichtig, zu sehen, wie dieser Gedanke dem jungen Schiller durch sehr bewunderte Lektüre und eigene Arbeit vertraut war. Freilich fand er nirgends die Weite und Tiefe, auch nicht die bestimmte Richtung seiner eigenen späteren Prägung. Wir stehen eben erst im Jahre 1780, und es ist noch manches hinzugekommen.

Schon im elften Paragraphen seiner Dissertation wirft nun Schiller einen ersten, gewagten Blick über die Universalgeschichte des ganzen menschlichen Geschlechts, von seiner Wiege an bis zu seinem männlichen Alter, um auf Garve weiterbauend zu erweisen, daß Sinnlichkeit die erste Stufe zur Vollkommenheit sei: „Hunger und Blöße haben den Menschen zuerst zum Jäger, Fischer, Viehhirten, Ackermann und Baumeister gemacht. Wollust stiftete Familien, und Wehrlosigkeit der einzelnen zog Horden zusammen. Hier schon die ersten Wurzeln der geselligen Pflichten .... Die Kollision der tierischen Triebe stößt Horden wider Horden, schmiedet das rohe Erzt zum Schwert, zeugt Abenteurer, Helden und Despoten. Städte werden befestiget, Staaten errichtet; mit den Staaten entstehen bürgerliche Pflichten und Rechte, Künste, Ziffern, Gesetzbücher, schlaue Priester — und Götter.“ Mehr kommt für die Vorgeschichte des Eleusischen Festes nicht in Betracht, bei einer Besprechung des Spaziergangs würden wir den Paragraphen fast zu Ende anzuführen haben. Die Stelle genügt aber auch, um durch eine Vergleichung dieser frühesten Skizze mit der vollendeten Dichtung zu zeigen, welche Wandlungen der spröde Stoff durchzumachen hatte. Die ganze geschichtsphilosophische Anschauung ist später eine andere geworden; der Ackermann wird hier ohne jeden Nachdruck in der Reihe mit aufgezählt, und gar von einer poetischen Gestaltung

*) Ludwig Hirzel weist in einer Anmerkung zu V. 17 der „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ darauf hin, wie verbreitet die Idee von einer Stufenleiter der Wesen in der damaligen Philosophie war und daß sie schließlich wohl auf Leibniz zurückzuführen sei. Vorberger zieht ja des Aristoteles Politik I, 2 zur Erläuterung der entsprechenden Stelle im Eleusischen Fest heran, ich kann aber eine Bekanntschaft Schillers mit dieser Schrift nicht nachweisen. Der Hauptbegriff des Gedankens, die Freiheit, ist übrigens bei Aristoteles gar nicht vorhanden.

kann überhaupt noch nicht die Rede sein. Besser als achtzehn Jahre später begreifen wir vielleicht schon jetzt, im Jahre 1780, den ärgerlichen Fluch, der Schiller noch sieben Wochen nach der Vollendung des Gedichts entfuhr. „Der Teufel mache etwas Poetisches aus dem unpoetischsten aller Stoffe“, schrieb er am 29. Oktober 1798 an Körner.

Die nächste Gelegenheit zu einer Betrachtung des Urzustandes der Menschheit bot die zweite akademische Vorlesung vom 27. Mai 1789 über den Begriff der Universalgeschichte. „Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg?“ Das ist die erste große Frage, worauf die allgemeine Weltgeschichte Antwort finden soll. Hier bleibt sie naturgemäß noch offen, und dem jungen Dozenten liegt es für diesmal nur ob, die beiden Enden der Entwicklung nebeneinander zu stellen. Und er tut dies in einer Form, die man die Prosafassung einiger Strophen des Eleusischen Festes nennen könnte. Wir wollen den Anfang der Vorlesung hören, die anknüpft an die Entdeckungen der europäischen Seefahrer in fernen Meeren und an entlegenen Küsten. Die dort wohnenden rohen Völkerstämme können uns ein Bild von unserer eigenen Kindheit geben, die eher noch trauriger war, da wir jene doch schon als Völker finden, während der Mensch sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur polischen Gesellschaft erheben mußte. „Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit den wilden Tieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von tierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntnis des Eigentums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung festhalten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges . . . Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetisch und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern malt sich der Mensch. So traf ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben nieder-

beugen, so elend ist er hier durch das andere Extrem gesetzloser Freiheit. Immer zum Angriff und zur Verteidigung gerüstet, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirtlicher Herd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Not zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unseren Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel und Mitleid erregen." — Es erübrigt sich offenbar, neben diese einzelnen Sätze der akademischen Antrittsrede die entsprechenden Stellen aus dem Eleusischen Fest zu setzen. Lehrreicher ist ein Blick rückwärts auf die Dissertation, wo eben dieselben Dinge zu ganz anderem Zweck verwandt wurden. Die Hauptsache ist, daß die Fragestellung der Vorlesung eine wirkliche Schilderung des ersten Zustandes mit all seinen Gegensätzen zur späteren Kultur nötig machte. Die Darstellung ist poetischer geworden; der bereicherten Anschauung des Verfassers scheinen sich neue Quellen erschlossen zu haben. Für unsere Stelle ist Rousseau der wichtigste Anreger. Im Sommer 1788 gehörte Rousseau zu Schillers ergiebigster Lektüre. Seine erste Preisschrift hat hinübergewirkt auf die Künstler, sein Emil auf die Arbeit am versöhnten Menschenfeind und auf — die berühmte Frau, und bei dieser Schilderung des Urzustandes des Menschengeschlechts muß sein Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes aufgeschlagen auf dem Tische gelegen haben. Schiller konnte sich zwar an Rousseaus Anschauungen nur noch wenig erbauen, aber er nahm das Gute, wo er es fand, und bei verschiedener Beleuchtung ließen sich aus denselben Tatsachen die verschiedensten Folgerungen ziehen.

Die Antrittsrede knüpft an die Entdeckungen der Seefahrer an, wie auch Rousseau seine Betrachtungen durch lange Anmerkungen aus dergleichen Quellen stützt. Gleich in der ersten spricht er von den Hottentotten, den Karaiben auf den Antillen, den Bewohnern der Lucayischen Inseln, usw. Sie alle müssen ihm Züge für das Bild seines Naturmenschen liefern. Ohne das Eisen, ohne den Pflug, ohne Feuer fanden die Reisenden nach Schiller die wilden

Völker vor. Viele Jahrhunderte sind nach Rousseau vielleicht verflossen, ehe die Menschen ein anderes Feuer als das des Himmels gesehen hatten. „Und gar der Ackerbau, der soviel Mühe und Umsicht erfordert, der mit soviel anderen Künsten zusammenhängt, der offensichtlich zum mindesten die Anfänge des Gemeinschaftslebens voraussetzt!" Sie hatten nach Schillers Darstellung mit den wilden Tieren um Speise und Wohnung zu ringen, Ehe und Eigentum waren ihnen fremd. Alles konnte er bei Rousseau finden. Dort leben die Urmenschen in den Wäldern zerstreut unter den Tieren, sie müssen Behendigkeit und Schnelligkeit zu erwerben suchen, um den Tieren gleich die Früchte der Bäume zu erreichen oder ihnen diese wieder abjagen zu können. Die erste Erfindung der Sprache hat unsägliche Mühe und unendliche Zeit kosten müssen; sie war ursprünglich nicht viel feiner als die Sprache von Krähenschwärmen und Affenherden. Unartikulierte Laute, viele Gebärden und mancherlei nachahmende Geräusche mußten lange Zeit die allgemeine Umgangssprache bilden; gerade so wie bei den rohen Völkern Schillers, deren Sprache sich noch kaum von tierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben hat. Sie hatten kein Haus und keine Hütte und kein Eigentum irgendwelcher Art; jeder wohnte, wohin ihn der Zufall warf, unter dem nährenden Baum oder in Höhlen,*) oft nur für eine Nacht. Männchen und Weibchen brachte der Zufall, die Gelegenheit, die Begierde zusammen, ohne daß viel Worte nötig gewesen wären als Dolmetscher für die Dinge, die sie sich zu sagen hatten." Sogar bis in die Einzelheiten der Darstellung ist Schiller seiner Vorlage gefolgt. Der scheue Wilde, der immer zum Angriff und zur Verteidigung gerüstet ist, scheint eine Verschmelzung der von Rousseau angeführten Ansichten von Hobbes, Cumberland und Pufendorf zu sein. Hobbes behauptet, der Mensch sei von Natur unerschrocken und suche stets den Angriff und den Kampf; die andern hingegen sind der Meinung, daß nichts so furchtsam sei, als der Mensch im Zustand der Natur, der stets zitternd auf dem Sprunge steht beim leisesten Geräusch, bei der geringsten Bewegung. Sogar das Beispiel der schlaffen Seele des Wilden, der morgens unbekümmert sein Bett verkauft, ist wörtlich entlehnt aus der Vorlage: Son âme, que rien n'agite, se livre

*) Bei Rousseau zweimal. L'antre qui lui servit d'asile und se retirer dans des cavernes. In Schillers Antrittsrede ist gleich in der Hauptfrage der Höhlenbewohner genannt. Die griechische Form, der Troglodyte, war ihm wohl bekannt aus Wielands Neuem Amadis. Dreimal: 7, 14; 10, 13; 10, 25.

au seul sentiment de son existence actuelle sans aucune idée de l'avenir, quelque prochain qu'il puisse être; et ses projets, bornés comme ses vues, s'étendent à peine jusqu' à la fin de la journée. Tel est euncore aujourd'hui le degré de prévoyance du Caraïbe: Il vend le matin son lit de coton, et vient pleurer le soir pour le racheter, faute d'avoir prévu qu'il en aurait besoin pour la nuit prochaine. — Wie augenfällig der enge Anschluß nun auch ist, so geht doch Schiller auch schon in der herangezogenen Stelle seine eigenen Wege, sobald er Folgerungen zieht oder Gegensätze vorbereitet, und gerade diese Wege führen zum Eleusischen Fest. Schon finden wir hier, im Jahre 1789, das rohe Siegesmahl, bei dem das Blut des erschlagenen Feindes den Göttern gespendet wird. Wir können uns das grausenvolle Scheusal vorstellen, das sie Gott nennen und dem auf gräßlichen Altären Menschen geopfert werden, und weiterhin klingen schon die Worte der späteren Dichtung mehrfach vernehmlich an unser Ohr.

So waren wir. — Was sind wir jetzt? ist die zweite Frage des Universalhistorikers. Nur einige Hauptzüge des neuen Gemäldes haben für uns Interesse. Die gegenwärtige Gestalt der Welt ist verändert. „Der menschliche Fleiß hat sie angebaut und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden." So eilt auch hier der Blick noch flüchtig hinweg über die Anfänge der Kultur, um sich an ihren Erfolgen zu weiden. Vor allem aber an dem Anblick des Kulturmenschen. „Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Million, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wiedergewommen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwange des Zufalls und der Not hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet und die Freiheit des Raubtiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten . . . Das Gesetz wacht über sein Eigentum, — und ihm bleibt das unschätzbare Recht, sich selbst seine Pflicht auszulesen." Wie weit sind wir hier schon entfernt von jenem saftlosen Paragraphen der ersten moralphilosophischen Lektüre: Raubtiere sind größtenteils einsam, und wie dicht schon herangerückt zu der befreienden Wahrheit der göttlichen Priesterin vor dem Altar des Zeus! Noch weiter freilich als von Ferguson ist Schiller hier entfernt von der schmählichen Kritik, die Rousseau im Discours an den

selbstsüchtigen Sklaven der neuen Gesellschaft übt. Aus dieser Quelle konnte er nicht weiter schöpfen. Für Rousseau selbst aber war der Discours nur eine Vorarbeit zu seinem acht Jahre später erschienenen, ernsten und abgeklärten Contrat social, und hier entwickelt er an der entsprechenden Stelle (im 8. Kapitel des 1. Buches: „Vom bürgerlichen Zustand") Gedanken, die für den jungen Historiker gewiß maßgebend gewesen sind und später für den poetischen Contrat social des Geschichtsphilosophen, für das Eleusische Fest, eine feste und wohlgefügte Grundlage bieten konnten. Wie Bausteine zu dem Gebäude von Schillers eigener Welt- und Lebensauffassung nehmen sich die Sätze aus, die Rousseau diesem späteren Evangelium der Revolutionsmänner zugrunde legte: „Dieser Uebergang vom Naturzustand zur bürgerlichen Ordnung bewirkt im Menschen eine sehr wichtige Veränderung: sie setzt in seinem Verhalten die Gerechtigkeit an die Stelle des dunklen Naturdrangs, sie gibt seinen Handlungen die Sittlichkeit, die ihnen bis dahin fehlte. Erst jetzt, wo die Stimme der Pflicht nach der Regung der natürlichen Triebe spricht und das Recht nach der Begierde, sieht sich der Mensch, der bisher nur auf sich geachtet hatte, gezwungen, nach anderen Grundsätzen zu handeln und seine Vernunft zu befragen, ehe er auf seine Neigungen hört. Mag er auch in diesem Zustand verschiedene Vorteile einbüßen, die ihm die Natur gewährte, er gewinnt so große dafür wieder, seine Fähigkeiten üben sich und wachsen, sein Gesichtskreis dehnt sich aus, seine Gefühle werden veredelt, seine ganze Seele bekommt einen höheren Schwung: — gewiß, wenn der Mißbrauch dieser neuen Lage ihn nicht häufig noch unter die frühern sinken ließe, hätte er alle Ursache, den glücklichen Augenblick zu segnen, der ihn für immer aus jener befreite und aus einem stumpfen und beschränkten Tier ein einsichtsvolles Wesen, einen Menschen machte.

Wir wollen Gewinn und Verlust auf leicht vergleichbare Punkte bringen. Was der Mensch durch den Gesellschaftsvertrag verliert, ist die natürliche Freiheit und ein zügelloses Recht auf alles, was er begehrt und erreichen kann; was er gewinnt, ist die bürgerliche Freiheit und das Eigentumsrecht auf alles, was er besitzt. Um jeden Irrtum bei dieser Berechnung auszuschließen, müssen wir die natürliche Freiheit, die als Schranke nur die Kräfte des Individuums hat, sehr genau unterscheiden von der bürgerlichen Freiheit, die durch den Willen der Allgemeinheit begrenzt ist; ebenso den Besitz, der nichts ist als die Wirkung der Kraft oder

das Recht des ersten Inhabers, von dem Eigentum, das nur auf einen tatsächlichen Anspruch gegründet werden kann

Nach allem Vorausgehenden könnte man der bürgerlichen Lebensform auch die sittliche Freiheit gutschreiben, die den Menschen erst in Wahrheit zum Herrn seiner selbst macht; denn der Trieb der bloßen Begierde ist Knechtschaft, und die Befolgung des Gesetzes, das man sich vorgeschrieben hat, ist Freiheit. Aber ich habe schon allzuviel über diesen Punkt gesagt, und der philosophische Sinn des Begriffs der Freiheit geht mich hier nichts an."

Das also gab Rousseau dem Historiker zur Gestaltung des Stoffes für seine Vorlesung. Er lieferte ihm reichlichen Stoff zur Schilderung der Anfänge der Kultur, er gab ihm ein Beispiel der antithetischen Darstellung, wie sie Schiller liebte, und führte ihn zu einer Vertiefung des philosophischen Problems, die der Beschäftigung der nächsten Jahre und dem Wesen des Dichters so sehr entsprach. War es doch die Idee der Freiheit, die nach Goethes erschöpfendem Wort durch alle Werke Schillers geht und die hier zum erstenmal mit dem Kulturproblem ausdrücklich in Verbindung gebracht wurde. Bis zur dichterischen Gestaltung hatte es freilich noch gute Wege. Ging doch die Vorlesung über den wirklichen Anfang der Kultur, den dichterisch brauchbaren prägnanten Moment, planmäßig noch flüchtig hinweg, und von der Gestalt der Ceres ist noch gar nicht die Rede. Aber auch hierfür konnte Rousseau dem Dichter Schiller manches bieten. — Im ersten Teil des Discours hatte er das Fehlen jeder Ungleichheit unter den Urmenschen nachzuweisen gesucht, der zweite Teil soll nun in historischer Entwicklung zeigen, wie die Idee des Eigentums das Menschengeschlecht heruntergebracht hat bis zu dem Punkt, wo wir es jetzt sehen. Hier treten nun die Anfänge des Ackerbaus naturgemäß in den Vordergrund. „Der erste, der ein Stück Land umhegte", so lautet der erste, berühmte Satz des zweiten Teils, „und sich einfallen ließ zu sagen: Dies gehört mir! war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft." Aber diese Idee hat viele Vorstufen, und nur allmählich konnte die Menschheit zu dieser Grenze des Naturzustandes gelangen. Die Ausbreitung des Menschengeschlechts, schlechte Jahre, lange Winter und ähnliche Zufälle und Entwicklungen beendeten den ersten Kinderzustand, wo sich der Mensch nährte von der Fülle dessen, was die Natur freiwillig darbot. Jetzt erfand er die einfachsten Waffen, ward Fischer und Jäger und lernte das Feuer kennen und schätzen. Er unterwarf sich das Reich der Tiere.

Mancherlei Bedürfnisse und angestellte Vergleichungen brachten ihn bald in Berührung mit seinesgleichen. Die Wilden schlossen sich zusammen in Horden, in freier Gemeinschaft, die nur solange währte, wie das Bedürfnis, das sie gebildet hatte. Aber die ersten Fortschritte hatten im langen Lauf der Jahrhunderte schnellere im Gefolge. Man wollte nicht mehr unter dem ersten besten Baum oder in einer Höhle schlafen und baute die ersten Hütten aus Zweigen, später aus Ton oder Lehm. Hier liegt der erste Keim der Idee des Eigentums, die bald die ersten Zwistigkeiten, aber auch die erste Form der Ehe und des Staates hervorbrachte. Immerhin scheint dies noch der glücklichste Zustand der Menschheit gewesen zu sein, da jeder sich mit dem begnügte, was er mit eigener Hand schaffen konnte. Ein Schritt weiter führte zur Sklaverei und zum Elend. Eisen und Getreide haben das Menschengeschlecht zugrunde gerichtet. Aus der Bebauung der Felder folgte notwendigerweise ihre Teilung und aus dem einmal anerkannten Eigentum die ersten Rechtsgrundsätze. Als die Alten, so zitiert Rousseau aus Grotius, der Ceres den Beinamen der Gesetzgeberin beilegten und ihr Fest die Thesmophorien nannte, gaben sie damit zu verstehen, daß die Teilung von Grund und Boden einen neuen Rechtszustand geschaffen habe, das Eigentumsrecht, das sehr verschieden ist von dem Recht der Natur . . . Waren die Dinge erst einmal auf diesen Punkt gelangt, fährt Rousseau weiterhin fort, so kann man sich das Uebrige leicht denken. Er will sich nicht aufhalten bei der nun Schlag auf Schlag erfolgenden Erfindung der anderen Künste, dem Fortschritt der Sprachen, der Erprobung und der Ausübung der Talente, der Ungleichheit des Vermögens, dem Gebrauch oder Mißbrauch des Reichtums und bei allen übrigen leicht zu ergänzenden Folgen.

Durch diese Lektüre wurde nun Schiller auf dem Wege zur Dichtung entschieden gefördert, wie ihr ja auch Goethe eine lebensvolle Szene in seinem Prometheus verdankt. Der Anfang einer langen Entwicklung war in einem Augenblick anschaulich festgehalten und in den großen, dichterisch fruchtbaren Zusammenhang der antiken Mythologie eingereiht. Ferner war ein verlockender Ausblick auf die Weiterentwicklung der Kultur gegeben. Daß Rousseaus Anschauungen und Absichten ganz andere waren, ist natürlich völlig gleichgültig, vielleicht sogar anregend für Schiller gewesen, der an Kampf und Gegensatz seiner Natur nach, von jeher Gefallen fand und nach gleichen Anfängen in ganz ähnlicher Weise schon in den Künstlern gegen Rousseaus erste Preisschrift seine Stimme erhoben

hatte. Noch lange freilich hatte er mit dem „unpoetischsten aller Stoffe“ zu ringen, ehe er die Ceres zur Hauptgestalt der Dichtung und, wie Humboldt sagt, zu jener wundervollen und ergreifenden Erscheinung ausgebildet hatte. Der Gedanke mußte in einer typischen Gestalt verkörpert sein, dann erst war der Gegenstand für Schiller dichterisch bewältigt. Wie der Begriff der Vaterlandsliebe in seinem Spaziergang Form gewinnt in der Geschichte von Leonidas und seinem letzten Kampf, wie in der Braut von Messina die stolze Isabella zwischen ihren Söhnen unmerklich die Züge der Niobe annimmt, wie endlich die Trauer um das Los des Schönen auf der Erde ausklingt in der Nänie auf den frühvollendeten Achill, so sollte die Kulturidee schließlich ihre Gestaltung finden in dem göttlichen Geschenk des Ackerbaus und der Gründung der Stadt Athen.

Die nächste, 1790 gedruckte Vorlesung, die „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde“ bringen sollte, hat freilich nach dieser Seite hin nicht gefördert. Die biblischen Erzählungen geben hier den Schilderungen der Urzeit ihr besonderes Gepräge. Aber die philosophische Seite kam unter Kants Einfluß zu abgeklärter Darstellung und wird weit über den Rahmen des Gedichts hinaus zur vollen Kulturaufgabe der Menschheit abgerundet. Was Schiller fünf Jahre später in seinem Distichon „Das Höchste“ vom Menschen verlangte, ist hier schon in vernehmlicher Prosa ausgesprochen: „Er sollte den Stand der Unschuld, den er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch seine Vernunft und als ein freier, vernünftiger Geist dahin zurückkommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, wär' es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntnis und der Freiheit hinaufarbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanzen und die Tiere diesem noch dienen.“ — Den weitausgreifenden Gedanken des Philosophen konnte der Dichter nicht so schnell folgen. Humboldt spricht von epischen Plänen. Die erste Gesittung Attikas sollte der Gegenstand sein. Von diesen ist keiner verwirklicht worden, auch vom Bürgerlied taucht im Jahre 1795 vorerst nur der Name in einer Liste von Gedichten auf, und einige auffallende Anklänge im zweiten Absatz des 26. ästhetischen Briefs deuten hin auf das innerliche Hegen und Pflegen des Gegenstandes. Aber im 10. Stück der Horen stand die „Elegie“, der

große Gang durch die Kultur, für uns ein wichtiger Markstein in der Vorgeschichte des Eleusischen Festes. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt nach Humboldts Wort „Der Spaziergang" in wenigen Bildern. In dieser ersten poetischen Behandlung*) des alten Lieblingsstoffes konnten nach der Anlage des Ganzen die frühesten Anfänge der Kultur nur ein bescheidenes Plätzchen beanspruchen. Vier Verse sind der freundlichen Spenderin der Gesetze gewidmet:

Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.

Etwas später, als die erste der seligen Götter bringt sie den jungen Bürgern den Pflug zum Geschenk.

Nun ruhte der Gegenstand wieder drei Jahre lang und mußte durch mancherlei Anregungen zu neuem Leben erweckt werden. Das Jahr 1796 brachte die Klage der Ceres. Die geängstete Mutter der Proserpina, die schon in den Göttern Griechenlands ihre verlorene Tochter beweint, war wohl vor allem durch Goethes Monodrama im Jahrgang 1778 des Teutschen Merkurs dem Herzen des Dichters nahegebracht worden. Jetzt wird im neuen Gedicht der Charakter der menschlich fühlenden Göttin mit sicheren Strichen gezeichnet. Sie beneidet die sterblichen Mütter und verwünscht ihr göttliches Vorrecht, sie sondert sich ab von den glücklichen Olympiern, die der Erde Weh nicht rühren kann. Ebenso blickt sie im Eleusischen Fest zum Himmel empor mit schmerzlicher Klage:

In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Jetzt ist also Ceres — vorerst die Mutter — die Hauptgestalt geworden in einem Schillerschen Gedicht, dessen ganze Behandlungsart einen Schritt weiter zum Bürgerlied bedeutet. Schon ist die

*) Gleich nach dem großen poetischen Wurf wird das gelehrte Bemühen mit gutem Behagen in den „Weltweisen" verspottet:

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band!"
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder.

Göttin und alles, was im Gedicht geschieht, reines Symbol, bloßes Mittel zu einem ästhetischen Zweck, was man von der farbenprächtigen Wirklichkeit im Spaziergang nicht wird sagen können. Und das entsprach durchaus den fortgeschrittenen Kunstanschauungen des Dichters. Verlangte er doch im Verlauf des Gedankenaustausches mit Goethe über epische und dramatische Dichtung am 25. April 1797, daß bei dem Dramatiker die Handlung der Zweck, beim epischen Dichter bloßes Mittel zu einem absoluten ästhetischen Zwecke sei. Und am 25. Dezember desselben Jahres will er durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung auch im Drama der Kunst Luft und Licht verschaffen. „Und dies, deucht mir, möchte unter andern am besten durch Einführung symbolischer Behelfe geschehen, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört und also nicht dargestellt, sondern bloß bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes verträten. Ich habe mir diesen Begriff vom Symbolischen in der Poesie noch nicht recht entwickeln können, aber es scheint mir viel darin zu liegen. Würde der Gebrauch desselben bestimmt, so müßte die natürliche Folge sein, daß die Poesie sich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zusammenzöge und innerhalb derselben desto wirkungsvoller würde. Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edlen Gestalt sich loswickeln*) sollte. Wie sehr ihn der Gedanke von der symbolischen Bedeutung aller poetischen Wesen noch in den Tagen der Entstehung unseres Gedichts beschäftigte, lehrt ein Brief an Goethe vom 24. August 1798, wo Schiller daran erinnert, daß alle poetische Personen symbolische Wesen sind, daß sie als poetische Gestalten immer das allgemeine der Menschheit auszusprechen haben, und daß der Dichter sowie der Künstler überhaupt auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern soll, daß er's tut. Aber auch dem letzten Satz von der Entstehung des Trauerspiels aus den Chören des alten Bacchusfestes gebührt ein vielleicht nicht unwichtiger Platz in der Geschichte des Bürgerliedes. In den ersten Tagen des Mai hatte Schiller mit großer Befriedigung den Höllenrichter Aristoteles gelesen und im vierten Kapitel der Poetik die Belehrung gefunden, daß die Tragödie auf den Vor-

*) Zum Ausdruck und zur psychologischen Erklärung des Vorgangs vergleiche man das Losringen der Menschenstimme im 4. Satz der neunten Symphonie.

sänger des Dithyrambus zurückgehe, der zwischen den Chören Lieder im trochäischen Tetrameter vortrug.*) Daß man sich anfangs des Tetrameters bediente, weil die tragische Dichtung sich dem Satyrspiel und dem Tanze näherte, fand er gleichfalls im selben Kapitel. Nach des Aristoteles Schema, mit Chören und ohne Akte, sollten dann die Malteser ausgeführt werden, wie es mitten in der Arbeit am Wallenstein am 8. Dezember 1797 heißt. Sie sollten sich also der Urgestalt des griechischen Dramas nach Möglichkeit nähern. Die Form des Eleusischen Festes kann man aber geradezu ansprechen als die Urzelle des Dramas, der heiligen Handlung, wie sie sich Schiller nach seiner Lektüre vorstellen mußte. Und es lag ihm viel daran, gerade diesem trockenen Stoff durch die Form möglichst viel Poesie zu geben; denn wenn der Inhalt sehr poetisch-bedeutend ist, heißt es in dem Brief an Goethe vom 24. November 1797, „so kann eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anstehen, da im Gegenteil ein unpoetischer gemeiner Inhalt, wie er in einem größeren Ganzen oft nötig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält. Dies ist auch meines Erachtens der Fall, wo der Schmuck, den Aristoteles fordert, eintreten muß, denn in einem poetischen Werke soll nichts Gemeines sein". In dem Bürgerlied sind ja nun nach Schillers eigenem Urteil vom 29. Oktober 1798 die mythischen Maschinen das einzig Lebendige. So hat er sich mit Freuden im Augenblick der poetischen Konzeption daran erinnert, wie der unpoetischste aller Stoffe mit dem unsterblichen Mythus in den Thesmophorien verknüpft war, und zugleich den Augenblick festhalten können, wo sich nach seinem Ausdruck die Tragödie aus den Chören loswand.

Das Jahr 1798 brachte die letzten, entscheidenden Anregungen. Am 1. März kam eine Mahnung aus dem Reiche der Toten. Ich

---

*) Unter dem 4. Kapitel der von ihm benutzten Ausgabe von des „Aristoteles Dichtkunst, ins Deutsche übersetzet von Michael Conrad Curtius, der königlichen deutschen Gesellschaft in Göttingen Mitgliede. Hannover (Richter) 1753" fand Schiller folgende Anmerkung: „Ich stelle mir den Fortgang der Tragödie folgender Maßen vor. Zuerst machte der Chor die ganze Tragödie aus, welche damals aus Lobliedern des Bachus bestund. Um dem Chore Zeit zu verschaffen, sich auszuruhen, trat einer auf, der dem Volke eine Fabel erzählete. Nach einer neuen Pause erzählete er ihm etwa eine andere. Das Volk bey desto größerer Aufmerksamkeit zu erhalten, fand man besser, eine einzige zusammenhangende Handlung zu erzählen und dieselbe in unterschiedliche Stücke abzuteilen. Dies war der Ursprung der Acten. Allmählich nahm der Chor mit seinen Gesängen an den Reden der Person Teil und formirte dadurch eine Art einer Scene."

wenigstens möchte die Ueberreichung des Bürgerdiploms der französischen Republik an den Dichter des Bürgerliedes, den Citoyen Gille, in der Vorgeschichte des Gedichts nicht missen. Das Dokument hatte fünf Jahre in Straßburg gelegen und fand den Empfänger, dem es durch Johann Heinrich Campe aus Braunschweig zukam, noch ebenso begeistert für den guten Wahlspruch wie am ersten Tag. „Die Ehre, die mir durch das erteilte französische Bürgerrecht widerfährt", sagt er in seinem Dankesschreiben, „kann ich durch nichts als meine Gesinnung verdienen, welche den Wahlspruch der Franken von Herzen adoptiert; und wenn unsre Mitbürger über dem Rhein diesem Wahlspruch immer gemäß handeln, so weiß ich keinen schöneren Titel, als einer der ihrigen zu sein." Es war immerhin eine Erinnerung an das oft durchdachte und im verschiedensten Sinn behandelte Thema der Kultur. Zugleich aber ist das Wort ein lebendiges Zeugnis aus dem Munde eines der Edlen, an die Goethe im sechsten Gesang von Hermann und Dorothea denkt:

> Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
> Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
> Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
> Als man hörte vom Rechte der Menschen das allen gemein sei,
> Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!

Den unmittelbaren äußeren Anstoß aber gab wie so oft die Forderung des Tages. Der Musenalmanach auf das Jahr 1799 brauchte Stoff. Und um poetischen Stoff war der erfahrungsarme Dichter gar häufig verlegen. Darum hatte er sich schon im Dezember des verflossenen Jahres von Goethe die Fabeln des Hygin schicken lassen. „Mir kommen solche Quellen gar nicht vor, und meine Armut an solchen Stoffen (an sich unscheinbare Geschichten, die für den Poeten ein fruchtbares punctum saliens haben) macht mich wirklich unfruchtbarer im Produzieren, als ichs ohne das sein würde. Mir deucht, ein gewisser Hyginus, ein Grieche, sammelte einmal eine Anzahl tragischer Fabeln entweder aus oder für den Gebrauch der Poeten. Solch einen Freund könnte ich gut brauchen. Ein Reichtum an Stoffen für möglichen Gebrauch vermehrt wirklich den inneren Reichtum, ja er übt eine wichtige Kraft, und es ist schon von großem Nutzen, einen Stoff auch nur in Gedanken zu beleben und sich daran zu versuchen." Das Büchlein des Hyginus, das schon am folgenden Tage, am 16. Dezember, eintraf, erwies sich nun wirklich als ein brauchbarer Freund. In der letzten Augustwoche führte er Schiller gleich bei der ersten Bekanntschaft

den Stoff der Bürgschaft zu. Der erste glückliche Fund schärfte des Dichters Augen und belebte sein Interesse. Es war ihm eine eigene Lust, durch diese Märchengestalten zu wandeln, er fühlte sich auf dem heimischsten Boden und von dem größten Gestaltenreichtum bewegt. Auch die Gestalt der Ceres war darunter. Flüchtig sah er unter denen, die mit Erlaubnis der Parzen wieder aus der Unterwelt zurückgekommen sind, auch die Mutter der Proserpina, die ihre Tochter suchte, sie hatte ferner in der Reihe der berühmten Erfinder ihren Platz als die Erfinderin des Getreides in Sizilien, sie hat auch ihren Pflegesohn Triptolemus die Aussaat des Getreides und die Viehzucht gelehrt. Dem Triptolemus aber war die 147. Fabel ganz gewidmet. Sie erzählt die Geschichte der Ceres und ihres Pfleglings und schließt mit der Prägung des Namens Eleusis und der Einsetzung der Feste zu Ehren der Ceres, die auf griechisch Thesmophorien heißen. Die 154. Fabel erzählt dann die erste Gesittung Attikas durch Minerva, die dort den ersten Oelbaum pflanzte, und die Gründung der Stadt Athen durch dieselbe Göttin. Und dies soll, so schließt Hyginus, die erste Städtegründung auf Erden gewesen sein. — Mancherlei fruchtbare Gedanken wurden in Schiller auch bei diesem Buche, das er rasch hintereinander durchlas, um die ganze Anmut und Fülle der griechischen Phantasie zu empfinden. Er fand die herrlichsten Stoffe für den tragischen Dichter darin, ein Zyklus „Medea" und Tragödien aus dem Kreise des Thyest und der Pelopia schwebten ihm vor, im Argonautenzug sah er die Keime eines epischen Gedichts liegen. Auch für das Bürgerlied war der zündende Tag gekommen. „Es ist mir eingefallen", schreibt er in seinem Glückwunsch zu Goethes Geburtstag, „ob es nicht eine recht verdienstliche Beschäftigung wäre, die Idee, welche Hyginus im rohen und für ein anderes Zeitalter ausgeführt hat, mit Geist und mit Beziehung auf das, was die Einbildung der jetzigen Generation fordert, neu auszuführen und so ein griechisches Fabelbuch zu verfertigen, was den poetischen Sinn wecken und dem Dichter sowohl als dem Leser sehr viel Nutzen bringen könnte."*) — Das Bürgerlied war das erste Stück für ein solches Fabelbuch. Drei Tage später konnte Schiller dem Freunde schon melden, daß das Gedicht, woran er eben sei, zwischen 10 und 12 Seiten bekommen werde, und am 7. September schrieb er in seinen Kalender: Ceres fertig gemacht.

*) Ueber ähnliche Gedanken und Pläne bei Herder vgl. Ad. Jungbauer, Schiller und Herder. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Prachatitz. 1906. S. 13ff.

Abg[illegible] von Humboldts [illegible] Bemerkungen [illegible] aus Schillers Freundeskreis nur einige Äußerungen [illegible] über das kurze Gedicht [illegible] 13. O[illegible] „Das Bürgerlied ist mir und einem kleinen Zirkel [illegible] schätzbar, aber es ist nicht von so allgemeiner Wirkung [illegible] Kostüm benimmt ihm die Popularität." [illegible] Antwort vom 29. Oktober [illegible] aus der Entstehungsgeschichte wohl [illegible] Mangel an Volkstümlichkeit wohl zugeben, [illegible] die mythischen Märchen [illegible] wollte. [illegible] Dichtung mit einem [illegible] Fluch [illegible] und [illegible] seiner Würdigung [illegible] am 27. [illegible] Worten, [illegible] Gemüt [illegible] des [illegible] mit dem [illegible] Zeit [illegible] Art [illegible] Volk [illegible] unter [illegible] Zeit ist nur [illegible] aber nur [illegible] Welt [illegible] Kultur [illegible] zu Leben gemacht ist."

Der Pantheismus in seinem Verhältnis zum Gottesglauben des Christentums.

Von

Lic. theol. Heinrich Scholz,
Privatdozent an der Unviversität Berlin.

Das Evangelium des Pantheismus ist so alt, wie die Philosophie des All-Einheits-Gedankens. Der erste energische Denker desselben, Xenophanes, der Eleat (575—480), ist auch sein erster Prophet gewesen. Er hat das methaphysische Prinzip des All-Einen sofort zum religiösen Prinzip erhoben, und das ἓν καὶ πᾶν seiner Spekulation gegen den naiven Polytheismus des Volksglaubens gerichtet und als das wahrhaft Göttliche gefeiert. Pantheistisch-fromme Empfindungen begleiten den einsamen Weisen von Ephesus, Heraklit, den Undurchdringlichen, bis an den heiligen Herd des Hauses, krönen das nüchterne Lehrgebäude stoischer Welt- und Lebensweisheit, und verdichten sich in der Philosophie des Neuplatonismus zu einem überquellenden Strom, der die Seele des spekulativen Denkers in ihren Lebenstiefen durchflutet.

Neuplatonische All-Einheits-Empfindung ist die chaotische Nebelhülle, in die der Ahnherr der mystischen Theologie, Dionysius Areopagita, die Gotteskräfte des Christentums versenkt hat, um sie nach seinen Empfindungen zu stimmen und auf seine Art zu genießen. Alles Sinnliche ist nur ein Gleichnis, Abdruck und Abbild des Uebersinnlichen, das sich in seiner Erscheinung verbirgt. In die irdische Hierarchie leuchtet die himmlische hinein, ein pünktlich abgestuftes System sinnlich-geistig-magischer Kräfte, hinter denen, unnahbar und doch seltsam gebunden, das Unaussprechlich-Göttliche ruht, dessen überheller Glanz die Sinne des Ungeweihten verwirrt, wie das geweihte Auge in ihm sein eigenes Urlicht aufstrahlen sieht.

Der Strom von Pantheismusgefühlen, den Dionysius entfesselt hat, ist, wie bekannt, im neunten Jahrhundert durch Scotus Eringena ins Abendland geleitet worden und hat sich nach einer langen, unterirdischen Wanderung in der deutschen Mystik des dreizehnten Jahrhunderts plötzlich mit ungeahnter Kraft wie ein Springquell ans Licht des Tages erhoben, um fortan in diesem Lichte, wenn auch vielfach eingedämmt, weiter zu strömen und fortzufließen.

Nimmt man die Spekulationen hinzu, durch die schon Origenes und Augustin, um nur die beiden Größten zu nennen, Elemente des Pantheismus in den Gottesbegriff und die Gottesempfindung der katholischen Christenheit eingeführt haben, so darf man sagen, daß pantheistische Unterströmungen die Dogmatik und Theologie der Kirche durch die Jahrhunderte begleitet und bis zum Moment der Reformation, ja im Katholizismus bis auf den heutigen Tag, mitbestimmt haben und noch bestimmen.

Dennoch hat weder das griechische Altertum, noch die alte und mittelalterliche Kirche, ja auch nicht die Kirche der Reformation, das Problem gekannt, das uns heute bewegt, wenn wir vom Pantheismus reden. Es fehlte die große Antithese gegen den starken Jenseitsglauben, der sich am Evangelium entzündet, es fehlte die grunderschütternde Kritik der Anschauungen und Ideale des kirchlich gebundenen Christentums, es fehlte überhaupt das Moment der Bewußtheit, das bestimmte Gefühl des Anders-sein-Wollens. Das ist erst Folge der Renaissance und der allgemeinen Umstimmung der religiösen Funktion durch die nachrückende Wissenschaft des 16. u. 16. Jahrhunderts: und darum ist auch die pantheistische Frage, in dem Sinne, in dem wir sie heute empfinden, ein spezifisches Problem der neueren Zeit, eingeleitet durch die Philosophie des Spinoza, in ein akutes Stadium gerückt durch die eigentümliche Wiedererweckung des Spinozismus im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.

Es war ein Knoten- und Wendepunkt in der Geschichte unseres Problems, als Lessing in jenem denkwürdigen Gespräch mit Jacobi, in den Julitagen des Jahres 1780, sein philosophisches Glaubensbekenntnis in das pantheistische Credo zusammenfaßte. „Die orthodoxen Begriffe der Gottheit sind nicht mehr für mich: ich kann sie nicht genießen. ἓν καὶ πᾶν! Ich weiß es nicht anders. Es gibt keine andre Philosophie, als die Philosophie des Spinoza".*)

*) Jacobi, Werke IV 1, S. 54 f.

Diese bündige Erklärung, ausgesprochen von einem Manne, dessen transparenter Geist der Stolz und die Freude der Bestgesinnten unter den Sprechern des Zeitalters war, der auf dem Kampfplatz der Theologie selbst als ein Streiter ersten Ranges erschienen war und Stellungen erobert hatte, über deren Probehaltigkeit das Urteil noch heute nicht abgeschlossen ist, wirkte wie eine Revolution. Die ganze führende Geisterwelt wurde in Unruhe und Bewegung versetzt. Die spekulativen Theisten der Aufklärung empfanden die Wendung zum Pantheismus, wie sie in jenem Glaubensbekenntnis unwidersprechlich vollzogen war, als ein Attentat auf den geistigen Bestand ihres Daseins, als eine radikale Erschütterung der Grundlagen, auf denen die Kraft und Arbeit ihres Lebens ruhte. Mendelssohn regte sich so auf, daß er darüber zu Tode kam. Kant, mit überlegener Ruhe, faßte die Frage objektiv, freilich mit dem Resultat der entschiedensten Absage an den Gottesbegriff Spinozas, zugunsten seines eigenen, durch kritische Besonnenheit und ethische Selbstvertiefung gewonnenen theologischen Standpunktes, von dessen personalistischer Höhe er auf die Bestrebungen des Pantheismus, als auf die überwundene Stufe eines unklaren, schwärmerischen Dogmatismus, sieghaft glaubte herabsehen zu dürfen. Der Spinozismus, das ist seine Antwort, spricht von Gedanken, die selber denken, einem unvollziehbaren Begriff, und steigert in der Folge die erregte Phantasie, die er durch ein Trugbild in Spannung hält, zur ziellosen Schwärmerei.*)

*) Was heißt: sich im Denken orientieren? 1786. Ausg. Vorländer (Phil. Bibl. 46b), S. 159 Anm. — Da Kants Kritik immer lehrreich ist, auch da, wo er den Gegenstand nicht aus selbstgewonnener Einsicht, sondern aus fremder und ungenügender Ueberlieferung kennt, so seien die ziemlich zerstreuten Hauptpunkte seiner Spinoza-Kritik hier kurz zusammengestellt. Der unvergleichliche Scharfsinn des großen Kritizisten leuchtet in folgenden Einwendungen auf:

(1) Der Spinozismus begeht den Fehler, daß er Substanz und Kraft verwechselt. Er sagt: die Substanz ist Kraft, anstatt zu sagen: die Substanz hat Kraft. Denn der Begriff der Substanz ist der, Subjekt eines Prädikats zu sein, nicht aber selber Prädikat. Indem der Spinozismus die Kraft aus einem (zu untersuchenden) Attribut der Substanz zum erzeugenden Denkmoment derselben erhebt, zerstört er den logischen Begriff der Substanz, Träger von Accidenzen zu sein, und verwischt in der Folge den wesentlichen Unterschied von Inhärenz und Dependenz, d. i. er macht die Substanz zur Ursache von Wirkungen, während sie, ihrem Begriffe nach, vielmehr Ausdruck der Einheit einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen ist. M. a. W.: Die Substanz ist nicht ursprünglich, sondern erst im abgeleiteten Sinne Kraft; denn „die Kraft ist nicht das, was den Grund der Accidenzen enthält (denn den enthält allein die Substanz), sondern ist der Begriff von dem bloßen Verhältnisse der Substanz zu den letzteren, sofern sie den Grund derselben enthält" (Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik

Von einer anderen Seite her regte sich schärfster Widerspruch bei demselben Jacobi, der jenes Gespräch mit Lessing geführt und der Welt bekannt gemacht hat. Er sprach nicht, wie Kant, von den Unklarheiten in den Grundlagen des Spinozistischen Systems. Er war im Gegenteil überzeugt, daß es nie einen helleren Kopf gegeben habe, als den Philosophen der geometrischen Methode. Ihm stand es fest, daß Spinozas System als Denkleistung unwiderleglich sei. Aber nun sammelte sich in ihm die ganze Energie des Gefühlsphilosophen gegen die tötliche Stoßkraft einer alles deduzieren-

---

der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll. 1790. Ausg. Vorländer, Phil. Bibl. 46 d, S. 46 Anm. — Vgl. die Kritik der Urteilskraft, S. 373 der zweiten Auflage.)

(2) Indem der Spinozismus durch die Kritik seiner Grundvoraussetzung genötigt ist, auf die für die Wirksamkeit auf das Gemüt so wichtige Idee der Dependenz zu verzichten und sich auf die reine Immanenz des Endlichen im Unendlichen zurückzuziehen, wird er zu Konsequenzen gedrängt, die seiner innersten Absicht widersprechen, weil sie die religiöse Grundbeziehung überhaupt zerstören oder vielmehr gar nicht aufkommen lassen. „Ist nur eine einzige Substanz, so muß ich entweder selbst diese Substanz sein, folglich Gott: das widerspricht aber meiner Dependenz; oder ich bin ein Accidens: das widerspricht aber meinem Begriffe von meinem Ich, wodurch ich mich als ein letztes Subjekt denke, das kein Prädikat mehr von einem andern Dinge ist". (Vorlesungen über die philosophische Religionslehre, hrsg. v. Pölitz, 2. Aufl. 1830, S. 105).

(3) Die Spinozistische Gott-Substanz macht nur die Existenzeinheit der Dinge, aber nicht ihren Zweckzusammenhang begreiflich. Denn Zwecke sind überall nur verständlich als Wirkungen einer bewußten Intelligenz. Die akute Eliminierung des Zweckbegriffs und der stolze Verzicht auf die Untersuchung des Zweckproblems, die jeder freie Blick auf das Wirkliche in ihrer Dringlichkeit enthüllt, ist Mangel an philosophischer Tiefe und Kraft. Die Korrektur des Zweckbegriffs durch den ontologischen Vollkommenheitsbegriff ist „kindisches Spielwerk mit Worten statt Begriffen. Denn wenn alle Dinge als Zwecke gebracht werden müssen, also Ding sein und Zweck sein einerlei ist, so gibt es im Grunde nichts, was besonders als Zweck vorgestellt zu werden verdiente." (Kritik der Urteilskraft, S. 326 der 2. Aufl. Vgl. S. 406.)

(4) Der schöne und großgedachte Verzicht auf die Folgen des sittlichen Handelns, wie Spinoza ihn in den Schlußsätzen seiner Ethik kraftvoll und würdig ausgesprochen hat, ist um der objektiven Bedeutung des Sittlichen willen undurchführbar. Denn der objektive Erfolg, die Wirksamkeit der guten Tat, auch in der Beziehung auf das handelnde Subjekt, gehört so genau zur vollendeten Idee der pflichtmäßigen Ausübung des Sittlichen, daß es erlaubt ist von einer Krinzidenz zu sprechen. Sittliches Handeln aus reiner Ehrfurcht vor dem Imperativ der Pflicht stiftet ein Recht auf Beseligung, ja ist mit diesem Recht identisch. In der Sinnenwelt ist der Zusammenhang zwischen beiden, wenn überhaupt, so immer nur zufällig. Er muß aber durchaus als notwendig gedacht werden, notwendig durch ein höchstes Wesen, das die Kraft und den Willen hat, der Moralität ihr Recht zu erwirken: sonst bleibt sie ein leeres Kräftespiel. (Ibid. S. 427 f.)

Das sind die Hauptstücke der Kantischen Kritik, einer Kritik, die, bei manchen Irrungen im einzelnen, im ganzen um so erstaunlicher ist, als sie die wesentlichen Punkte, auf deren Beurteilung alles ankommt, mit souveräner Sicherheit heraushebt, wiewohl Kant den Spinoza niemals gelesen hat. (Vgl. Jacobis Werke IV 3, S. 114.)

den Intelligenz, die eben, weil sie deduziert, den Zweckbegriff aus den Angeln hebt und damit die selbsttätig wirkenden Kräfte in den Strom des Determinismus versenkt, den Nerv des höheren Lebens zerstört. „Spinozismus ist Atheismus.“ In dieses Stichwort faßte er, historisch und prinzipiell, das Ganze seiner Kritik zusammen*)

Er hatte das Zeitalter warnen wollen.

Aber er erreichte das Gegenteil. Die Briefe über die Lehre Spinozas 1785 (zweite Auflage 1789), die die Grenzen des Pantheismus und seine Enge erweisen sollten, wirkten im umgekehrten Sinne. Das neue Geschlecht empfand erwachend, daß diese Art, von Gott und Welt in großen, kraftvollen Linien zu denken, Gott anzuschauen in einer Welt, die überall Geist von seinem Geist und Kraft von seiner Kraft verrät, die würdigste Ausprägung dessen sei, was es selbst für sich erstrebt und eben ins Werk zu setzen begonnen hatte. Goethe fing gerade damals an, sich als entschiedenen Spinozisten zu fühlen, und in der Idee der Gott-Natur die Fülle der Eindrücke zu konzentrieren, die ihm sein scharfes, helles Auge und sein auf das Ganze gerichteter Sinn fortschreitend zugetragen hatte.**) Herder schrieb 1787 seine Apologie des Spinoza, in den

*) WW. IV 1, S. 216. — Als Catechismum Atheismi absolutum hatte schon der niederländische Mystiker Pierre Poiret (1646—1719) das philosophische System Spinozas verdammt, in seinen Cogitationes rationales de deo, anima et malo, zweite Auflage 1685 p. 217. Er meinte, in den Schriften Spinozas die Quintessenz aller höllischen Frevel und Finsternisse in mathematisch geronnener Gestalt zu finden. — Aehnlich der Kieler Theologe Christian Kortholt (1632—1694), der den Philosophen der Gott-Natur mit Herbert und Hobbes zu den drei großen Betrügern der Menschheit rechnet, und unter Berufung auf das Gottesurteil Gen. 3, 17. 18 vorschlug, den Vornamen des tödlich gehaßten Mannes (Spinoza-Dorner) aus Benedictus in Maledictus umzuändern (De tribus impostoribus magnis 1680 p. 139). — Selbst der bis zur Stumpfheit nüchterne Bayle nennt in seinem Wörterbuch Spinoza einen Athée de système et de profession. — Malebranche, der viel von Spinoza gelernt hat, nennt ihn mit jener leidenschaftlichen Verachtung, die nicht einmal den Namen des Gegners auszusprechen gewillt ist, cet impie de nos jours, qui faisait son Dieu de l'univers (Entretiens sur la métaphysique VIII 4. Oeuvres, ed. Simon I 1846 p. 180.)! — Jacobi hat also Vorgänger gehabt, und zwar von der verschiedensten Richtung und Art: einen reformierten Mystiker, einen lutherisch-orthodoxen Kirchenhistoriker, einen passionierten Indifferentisten und einen respektablen Religionsphilosophen, den bedeutendsten französischen Metaphysiker nach Descartes. Was Jacobi von seinen Vorläufern unterscheidet und den Fortschritt der Zeiten dokumentiert, ist der energische und redliche Wille, Person und Sache zu trennen, und die sittliche Größe Spinozas in ihrem ganzen, der Wahrheit entsprechenden Umfange zu bejahen.

**) Goethe an Jacobi, den 9. Juni 1785: Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn ihn andere deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen.

fünf Gesprächen über Gott, die auch schriftstellerisch zu den Vollendesten gehören, was uns von ihm überliefert ist.*) Dann trat, seit der Mitte der neunziger Jahre, die idealistische Schule auf den Plan, die sich an Kant gebildet hatte, um über Kant hinauszukommen, das heißt, um die Entwicklung vorwegzunehmen: neue Stimmungswerte zu schaffen von vorwärtsdrängender, erregender Kraft, und das entsprechende Lebensgefühl in reinen Begriffen auszuprägen. Die Folge dieser Bestrebungen war, da das religiöse Moment sich mehr und mehr in den Vordergrund schob, ein pantheistischer Frühlingsregen von unvergleichlich sättigender Kraft. Die ganze religiös erregte Romantik, Schleiermacher voran, dicht hinter ihm der tiefe Novalis, Schelling in seiner ersten, Fichte in seiner zweiten Periode, und endlich der große Nachläufer Hegel, der trotz seines logischen Allvermögens im Grunde der Seele Romantiker war, haben, mehr oder minder bestimmt, pantheistisch gedacht und empfunden und dem Spinoza Hymnen gedichtet. Das zwischen intuitiver Metaphysik, symbolisierender Naturphilosophie und rein religiöser Weltbetrachtung schwebende Lebensgefühl des All-Einen ist die große Fessel gewesen, die die vielfältig divergierenden Kräfte des spekulativen Idealismus unter sich zusammengefaßt und mit dem geistigen Souverän der Epoche, dem immer mächtiger werdenden Goethe, auf eine eigentümliche Art verbunden hat.**)

Wir haben mit dieser historischen Uebersicht bereits die Grenzen angedeutet, in denen die folgende Untersuchung sich halten wird und halten muß. Nur von jenem dynamischen Pantheismus, der sich auf idealistischer Basis als Stimmung und Lebensgefühl entwickelt hat, der in den Konzeptionen eines Lessing und Goethe, eines Schleiermacher und Fichte, auf die Nachwelt gekommen ist, wird im Folgenden die Rede sein. Und zwar auf einem doppelten Grunde. Erstens, weil diese Männer vor anderen dadurch wichtig geworden sind, weil sie, denkend und handelnd zugleich, neue Kulturwerte geschaffen haben, deren unmittelbare Wirkungen bis in die Gegenwart hinabreichen, und weil, wer sich auf sie beruft, ein Recht

*) Vgl. namentlich das fünfte Gespräch, wo die zehn Glaubenssätze des neuspinozistischen Pantheismus mitgeteilt und entwickelt sind.

**) Die Frage, wie weit sich das Pantheismusgefühl dieses idealistischen Renaissance-Spinozismus von der Stimmung des echten Spinoza entfernt, kann hier nicht aufgerollt, geschweige denn erledigt werden. Es sei nur angedeutet, daß nach Meinung des Verfassers die gangbar gewordene Distanzierung beider Standpunkte vielfach übertrieben ist und auf einer ungenügenden Kenntnis Spinozas beruht.

hat zu sagen, daß er sich auf die ausgezeichnetsten Geister berufe. Zweitens — und das ist der entscheidende Grund — weil jener idealistisch-dynamische Pantheismus allein die innere Kraft und Tiefe hat, die eine prinzipielle Auseinandersetzung rechtfertigt, ja durchaus nötig macht.

Die vorgeschlagene Begrenzung des Themas ist also nicht mehr, als eine zufällige Abstraktion. Sie hat in der Sache selbst ihren Grund. Es wird in der Diskussion der pantheistischen Frage vielfach gleich darin ein Fehler begangen, daß man es unterläßt, sich vorher über den Begriff von Pantheismus zu verständigen, an dem sich Verteidigung oder Kritik, je nachdem, erproben sollen. Zwei überaus nachteilige Folgen gehen aus dieser Unterlassung mit großer Regelmäßigkeit hervor. (1) Es trifft sich häufig, daß ein Vertreter des personalistischen Gottesbegriffs, wie er im Christentum angelegt ist, mit einem Pantheisten zusammenstößt, der alle idealistischen Elemente aus seiner Weltansicht ausgeschieden hat, so daß jeder gemeinsame Boden fehlt, auf dem überhaupt Verständigung möglich wäre. (2) Andererseits findet man, daß Pantheisten von spezifisch idealistischer Denkart und Gesinnung von ungenügend unterrichteten Gegnern auf Konsequenzen gestoßen werden, die sie ein Recht haben abzulehnen, weil sie einer ganz anderen, von ihnen vielleicht bekämpften Form von Pantheismus angehören. So ist es ein gar nicht seltener Fall, daß Gegner des Pantheismus dessen Bekenner ohne vorhergehende Untersuchung einfach auf die Formel Deus sive natura verpflichten, und durch deren Konsequenzen zu widerlegen suchen — ein schwerlich zu rechtfertigendes Verfahren.*) Beide

*) Aber die Formel Deus sive natura ist doch das Hauptstück der Spinozistischen Philosophie? Ist doch so berühmt geworden, daß jeder, der den Spinoza auch nur dem Namen nach kennt, sofort an diese Gleichung denkt? Kann man da noch Anstoß nehmen, wenn in der Diskussion auf jenen Hauptsatz zurückgegriffen wird und aus seinem Inhalt die Konsequenzen gezogen werden? Hierauf ist folgendes zu erwidern:

(1) Es ist prinzipiell verfehlt, ein, bei aller Schärfe und Strenge des Begriffs, in großen Anschauungen verlaufendes System, das die göttlichen und die menschlichen Dinge umspannt, oder doch umspannen will, an einer dürftigen Formel zu messen. Es ist schon deshalb nicht ratsam, so zu verfahren, weil das System sich in diesem Falle schließlich doch mächtiger erweisen wird, als die zu leicht geschürzte Kritik, die es mit einer Handbewegung meint abtun zu können.

(2) Die peinliche Formel Deus sive natura findet sich in den fünf Büchern der Ethik — und die Ethik ist die Philosophie des Spinoza, wenigstens inbezug auf den Pantheismus — im ganzen dreimal; nämlich einmal in der Vorrede zum vierten Buch, wo es heißt: aeternum illud et infinitum ens, quod Deum seu naturam appellamus, eadem, qua existit, necessitate agit (p. 330 der Bruderschen Ausgabe), und

Unterlassungen wirken in dem Sinne, daß die Probleme nicht sachlich erwogen, sondern entweder unsachlich verschärft oder a priori resultatlos verhandelt werden.

Klarheit über den Begriff von Pantheismus, mit dem man operieren will, ist demnach die erste und wichtigste Grundlage jeder produktiven Erörterung, ja sie ist selbst schon der erste Schritt zu einer objektiven Verständigung. Wenn man den Pantheismus beobachtet, wie er sich in der Geschichte gestaltet hat, so ergeben sich folgende Hauptgesichtspunkte.

(1). Der Pantheismus erscheint historisch, wie schon im Eingang hervorgehoben wurde, in engem Zusammenhang mit der Philosophie des Alleinheitsgedankens. Daraus hat sich das Vorurteil entwickelt, daß Pantheismus und Monismus überhaupt identisch seien, was dem objektiven Befunde durchaus widerspricht; denn der Monismus, an und für sich, ist lediglich ein Formalprinzip, das die Einheit des Alls zunächst rein abstrakt, ohne nähere Bestimmung ausspricht *). Der Pantheismus dagegen ist, seinem Wesen und seiner Bedeutung

---

zweimal in der demonstratio des vierten Lehrsatzes desselben Buches (p. 335). Dagegen fehlt sie in dem Grundstock des ganzen Werkes, der Buch 1, 2 und 5 umfaßt, — Buch 3 und 4 sind später hinzugekommen und unterbrechen den stetigen Fortschritt der Gedanken — vollständig. Sie fehlt vor allem in der grundlegenden Definition, am Anfang des ersten Buches, wo Spinoza nicht sagt, wie man durchaus erwarten sollte: per Deum intelligo naturam, sondern ganz anders und sehr viel grandioser: per Deum intelligo substantiam constantem infinitis attributis, quorum unumquodque aeternam et infinitam essentiam exprimit (p. I def. VI).

(3) Es läßt sich nicht nur vermuten, sondern geradezu beweisen, daß Spinozas natura eine ganz andere Kraft und Tiefe hat, als unsere „Natur", daß sie für ihn den Kosmos bedeutet, Sinnen- und Geisterwelt in Einem, das ganze Weltgefüge als Eine große Erscheinung erfaßt. Sonst hätte er nimmermehr schreiben können, daß diejenigen gänzlich im Irrtum begriffen seien (tota errant via), die ihn eine Identität von Gott und Natur behaupten ließen, wobei unter Natur etwas, wie Masse oder körperliche Materie (massa quaedam sive materia corporea) zu denken sei (ep. 21 § 2. Ausgabe Bruder p. 195).

Dazu kommt (4), daß, wo Spinoza die fragliche Gleichung präzisiert, er Gott und Welt, oder Gott und Natur, aber Natur in seinem Sinne, als Grund und Folge, oder, was für ihn dasselbe ist, Kraft und Erscheinung, natura naturans und natura naturata (p. I prop. 29 schol.) unterscheidet, also die Gottheit als Weltgrund denkt, der zwar nur im Weltinhalt erfaßt wird, aber nicht selbst der Weltinhalt ist. „Denn das Verursachte unterscheidet sich von seiner Ursache genau in dem, was es von der Ursache hat" (p. I prop. 17 schol. ed. Bruder p. 203).

*) Welche Modalitäten sich bei dem Versuch einer konkreten Ausfüllung ergeben, kann man aus der Uebersicht lernen, die Arthur Drews dem zweibändigen Werk: Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter, Jena 1908, als Einleitung vorangeschickt hat. Drews kommt bei seinem klassifikatorischen Verfahren dazu, mehr als ein Dutzend von Grundformen des Monismus zu unterscheiden — ein Resultat, das an sich schon genügen sollte, den

nach, vielmehr ein **Materialprinzip**, indem er, wie sein Name sagt, das All-Eine als Gott oder als das Göttliche bestimmt, Wahrnehmung und Gegenwartsempfindung des Göttlichen an jedem Punkt des Universums statuiert. Der Pantheismus, wenn er mehr sein soll, als ein vager, inhaltsleerer Begriff, steht demnach zur Philosophie des Monismus im Verhältnis der **Unterordnung**: er ist eine Teilerscheinung desselben, er ist der **Monismus** in seiner **spezifisch religiösen Determination**. Woraus dann folgt, daß er die Konsequenzen irgendeines beliebigen Monismus durchaus nicht anzunehmen braucht, ja ihnen vielmehr von seinen eigentümlichen Voraussetzungen aus mit Nachdruck entgegenwirken kann.*) Der nackte Monismus, unter dessen Flagge sich einige Religionsstifter

Einsichtigen zu warnen und zu größter Besonnenheit anzuhalten. Die unübertreffliche Farblosigkeit, die den Begriff des Monismus umspielt, die unbegrenzte Elastizität, die ihn so weich und geschmeidig macht, daß jeder seine eigene Verworrenheit darin abdrücken und, wenn er will, verewigen kann, ist zwar durchaus nicht das ganze, aber doch ein wesentliches Stück aus dem Geheimnis seiner Anziehungskraft, und erklärt, wie Monismus die Losung geworden ist für viele, die etwas und doch nichts Bestimmtes denken wollen.

*) Es ist sehr zu bedauern, daß der Erfinder des Namens Pantheist ein philosophischer Dilettant von zweifelhaften Sitten und unzweifelhaftem Mutwillen, kenntnisreich, aufgeweckt, gernegroß, bei entschiedenem Mangel an Wahrheitssinn, ein Geschäftsmann im Literatenmantel gewesen ist. Es ist John **Toland** (1669–1721), der „berühmte" Verfasser der Christianity not mysterious 1696. Er scheint der erste gewesen zu sein, der sich selbst einen Pantheisten genannt hat, in dem Titel der Schrift: Socinianism truly stated: being an example of fair dealing in Theological Controversys. To which is prefix'd Indifference in Disputes: recommended by a **Pantheist** to an Orthodox friend 1705. Wie sehr Toland bei der Erfindung dieses Namens nur an seine eigene Berühmtheit gedacht hat, ergibt sich daraus, daß er sich bereits in den Letters to Serena 1704 als dezidierten Gegner Spinozas aufspielt, dessen mystische Tiefe und Gottbegabtheit dem freidenkenden Aufklärer freilich absurd erscheinen mußte. Vgl. Brief IV: A Letter to a Gentlemen in Holland, showing Spinozas System of Philosophy to be without any Principle or Foundation. — Ebensosehr ist zu bedauern, daß der Erfinder des Sachworts Pantheismus, der Toland-Gegner Jakob Fay, in seiner Replik gegen Tolands Origines Judaicae, der Defensio religionis nec non Mosis et gentis Judaicae, Utrecht 1709, den Pantheismus als certa forma et species Atheismi in die Geschichte eingeführt hat (p. 194). Als der geschäftige Toland dann 1720 sein Pantheisticon herausgab, eine Art von Liturgienbuch für philosophische Geheimklubs im Stil der späteren Freimaurer-Orden, war der neue Name vollends diskreditiert. — Es ist gut zu wissen, daß der erste Pantheist ein Anti-Spinozist und der erste Bestreiter des Pantheismus ein Anti-Deist gewesen ist. Aus dem Umstande, daß man die üblen Entartungen eines leichtfertig gewordenen Deismus, namentlich auch auf sittlichem Gebiete, von Anfang an dem Pantheismus und durch dessen Vermittlung der Philosophie und Person des Spinoza zur Last gelegt hat, erklärt es sich erst vollständig, warum das Stichwort Pantheismus, mit **Schleiermacher** zu reden, ein Schimpf- und Neckname geworden ist.

der Gegenwart versammeln, ist nichts, als die geistlose Anbetung der Methode, die man durch einen erkenntniskritisch unhaltbaren Akt von ihren Gegenständen losgelöst und darauf durch eine nachfolgende metaphysische Erschleichung zur Hypostase erhoben hat. Das Objekt liegt hier so tief unter der Linie nicht nur des Christentums, sondern jeder lebendigen Religion, daß jede Erörterung hinfällig wird, weil es sich nicht um einen Unterschied der Denk-, sondern um einen Gegensatz der Seinsformen handelt, in denen wir existieren wollen.

(2) Der historische Pantheismus ist in zwei großen Formen aufgetreten, als metaphysische Doktrin und als Gesinnungsphilosophie. Diese grundlegende Unterscheidung, von deren Wichtigkeit man sich vielleicht noch nicht genug überzeugt hat, wird auch durch die Erwägung nicht umgestoßen, daß beide Formen in der Erscheinung selten reinlich zu trennen sind, daß vielmehr Doktrin und Gesinnung, Gesinnung und Doktrin, meistens ineinander greifen. Zweifellos ist es so bei Plotin; ebenso bei Giordano Bruno und in der Philosophie des Spinoza. Aber der Punkt, auf den es hier ankommt, ist lediglich die Frage, was das Grundlegende, und was das Abgeleitete ist; und man braucht die Frage nur so zu stellen, um einzusehen, daß die drei genannten Denker ihrer eigenen Absicht nach zuerst und ursprünglich durchaus Theoretiker des Pantheismus sind, und daß sie das Element der Gesinnung als etwas Abgeleitetes empfinden. Wie es umgekehrt eben so sicher feststeht, daß die Dichterphilosophen des deutschen Idealismus in erster Linie Gesinnungs-Pantheisten gewesen sind und die Theorie durchaus als das Nachgebrachte, ja mühsam und kümmerlich, stets nur in asymptotischer Annäherung Nachzubringende empfunden haben. Es versteht sich von selbst, daß für unsere Betrachtung nur der Gesinnungspantheismus in Frage kommt, der sich selbst als Glaube empfindet oder doch bereit ist, sich so zu empfinden, wenn man ihn an seine Grundlagen erinnert. Der doktrinale Pantheismus ist durch den Kritizismus gerichtet und kann als naiver Dogmatismus nur noch von solchen behauptet werden, die sich in überwundenen Denkformen bewegen. Als Versuch einer theoretischen Erklärung des Mannigfaltigen in der Welt aus der Einheit eines göttlichen Prinzips unterliegt er dem Urteil der Wissenschaft. Die religiöse Kritik darf ihn um so eher übergehen, als die stumpfe Objektivität, mit der er den Gottesgedanken behandelt, das Zerrbild lebendiger Frömmigkeit ist, und ein Mensch, der wirklich fromm sein will, solange er geistig klar

und gesund ist, sich nie unter dieses starre System beugen, sondern im Gegenteil ihm mit allen Kräften entgegenstreben wird.

(3) In dem Begriff des Pantheismus überhaupt, und folglich auch in dem des religiösen Gesinnungspantheismus, sind zwei Stichworte enthalten, Gott und das All, die durchaus einer näheren Bestimmung bedürfen. Es ist klar, daß der Pantheismus, seinem Begriffe nach, beide Momente, Gott und das All, so eng als möglich zusammenschließt. Es fragt sich nun, wie die vom Pantheismus statuierte Beziehung zwischen Gott und dem All genauer vorzustellen ist. Hier schließen sich zwei Möglichkeiten auf: entweder das Verhältnis der Identität oder das Verhältnis der Korrelation. Der Pantheismus der Identität sagt geradezu: Gott ist das All, das All ist Gott, und meint damit die volle Einheit beider Momente in ihrer ganzen realistischen Härte, mit allen nachfolgenden Konsequenzen. Der Pantheismus der Korrelation unterscheidet dagegen, in verschiedenen Graden und Abstufungen, beide Momente, Gott und das All, als Weltgrund und Weltinhalt. Er sagt etwa: Gott und das All gehören zusammen, wie Grund und Folge zusammengehören, oder, um ein lebendigeres Bild zu gebrauchen: wie Quelle und Strom oder das Licht und die Farben zusammengehören. Der Weltgrund, Gott oder das Göttliche, ist nicht der Weltinhalt: es erscheint nur im Weltinhalt, freilich mit der Determination, daß es auch nur im Weltinhalt erscheint. Dabei liegt die Voraussetzung zum Grunde, daß die Welt in ihrer ganzen Breite und Tiefe aufgefaßt und verstanden wird, nicht nur in einzelnen bevorzugten, aber auch, was fast noch wichtiger ist, nicht nur in einzelnen untergeordneten, dem Gebiet des Mechanismus angehörigen Teilen. Das notwendige Ergänzungsstück dieser Auffassung liegt dann in dem Satze, daß, wie der Weltgrund im Weltinhalt erscheint, so umgekehrt der Weltinhalt als der Offenbarungskörper, das heißt aber, an und für sich betrachtet, nur als die Außenseite des Göttlichen, nicht als der Vollbegriff desselben zu denken ist.

Wenn wir diese beiden Ausprägungen des konkret entwickelten Pantheismus miteinander vergleichen, so sehen wir (1), daß sie sich gegenseitig ausschließen. Man kann nicht, wenn man klar sein will — und Klarheit und Gesinnung gehören zusammen, wie Unklarheit in Begriffen vielfach auf eine Unfertigkeit im Prozeß der Gesinnungsbildung zurückweist — gleichzeitig Pantheist sein wollen im Sinne der Identität und Pantheist im Sinne der Korrelation. Es gibt hier nur ein Entweder — Oder. Wir sehen (2), daß der

Pantheismus im Sinne der Identität für unsere Betrachtung ausfallen muß, da er mit dem religiösen Affekt, den er mitunter für sich in Anspruch nimmt, offenkundigen Mißbrauch treibt. Denn Religion im weitesten Sinne ist überall nur da vorhanden, wo die Empfindung der Gegenwart Gottes sich als Gefühl der Erhebung über die Welt, in welchem Grade auch immer, entwickelt. Wo dieser Zusammenhang nicht besteht, ist Religion ein leerer Name, durch dessen unrechtmäßigen Gebrauch man sich selbst und andere betrügt.

Der Pantheismus, im Sinne der reinen Identität, ist, wenn er sich selbst nicht aufheben will, unvermögend, dieses Gefühl anders, als durch eine Erschleichung hervorzubringen. Also ist er auch nicht religiös. Folglich scheidet er für uns aus. Die Gottesempfindung dieses Pantheismus ist nichts als ein verklärtes Naturgefühl, mit dem Nachklang der Demut oder vielmehr der Resignation, der freiwillig-abgenötigten Verbeugung vor der großen Weltmaschine und ihrem gezahnten Räderwerk, wie wir sie bei David Friedrich Strauß und vielen Monisten der Gegenwart finden. Es wäre gut, wenn man sich dahin vereinigte, diesen Pantheismus der Identität durch ein treffenderes Stichwort zu umschreiben, das die objektiv-irreligiöse Art desselben — subjektiv kann es wohl anders sein — klar und entschieden zum Ausdruck bringt. Vielleicht empfiehlt es sich, zu sagen: Der Pantheismus der Identität ist der Art nach kosmozentrischer Pantheismus, das heißt: er sucht nicht die Welt, um Gott zu finden, sondern um wieder nur die Welt zu finden, freilich auf einer erhöhten Stufe, aber ohne Artunterschied. Zur religiösen Funktion erhoben, erscheint er dann, um es kurz zu sagen, als Kosmotheismus: als Weltvergötterung und Gottverweltlichung.*) Beide Erscheinungen sind von der Art, daß der Gottesglaube des Christentums auch nichts mit ihnen gemein haben kann, sondern durch eine unüberbrückbare Kluft dauernd von ihnen geschieden ist.

Die Pantheisten der Identität sind, mehr oder weniger klar und bestimmt, jedenfalls im Erfolge durchaus, Weltsucher, und zwar in der Regel trotzige, furchtlos-verwegene Weltsucher, unter der Form der Prometheusstimmung. Anders die Pantheisten der Korre-

*) Da der Ausdruck Kosmotheismus auch in der neuesten Auflage von Eislers Philosophischem Wörterbuch fehlt, so sei hier folgendes bemerkt: er stammt von Malesherbes, dem Minister Ludwigs XVI. und späteren Opfer der Guillotine, und findet sich in dem Kommentar zum zweiten Buche der von ihm und anderen 1750—82 herausgegebenen Naturalis historia des älteren Plinius. — Vgl. Jacobi, WW IV 1, S. 217.

lation. Sie dürfen sich wirklich Gottsucher nennen. Sie streben in die Breite und Tiefe der Welt, um überall Spuren des Göttlichen zu finden, und in der Spur seine Gegenwart ehrfurchtsvoll, in Freude und Kraft, wahrzunehmen und inne zu werden. Der Pantheismus der Korrelation ist, von Gott aus gesehen, **theozentrischer Pantheismus**, das heißt ein im Gottesgedanken gesammeltes und durch den Gottesgedanken erhöhtes, wahrhaftlebendiges Gefühl des All-Einen, unter der Form des Geistes und der Kraft; und er ist, vom Standpunkt der Welt aus gesehen, **Akosmismus** oder **Panentheismus**, Aufhebung der Welt in Gott, Aufhebung ihrer Selbstexistenz, Einfühlung aller endlichen Dinge in die Kräfte des Ewigen.

Der theozentrisch-religiöse Gesinnungs-Pantheismus ist die einzige Form von Pantheismus, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben. Er ist aber auch die einzige Form, die für eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Gottesbegriff des Christentums überhaupt in Frage kommt. Denn es läßt sich beweisen und ist bewiesen worden (1) negativ: daß alle anderen Formen entweder religiös neutral oder geradezu irreligiös sind, also die gemeinsame Basis vermissen lassen, auf der eine Verständigung überhaupt erst erfolgen und eine religiöse Kritik überhaupt erst fruchtbar werden kann; (2) positiv: daß die schließlich ausgesonderte Form wirklich religiöse Kräfte entbindet und der Grundforderung der Religion durch das begleitende Gefühl der Erhebung über die Welt wenigstens im im Prinzip gerecht wird.

Der theozentrisch-religiöse Gesinnungs-Pantheismus ist nur möglich und durchführbar auf der Basis des evolutionistisch-dynamischen Idealismus. Das heißt: indem er die Welt als ein Ganzes denkt, das die Fülle der sichtbaren und der unsichtbaren Dinge in aufwärtsstrebender Bewegung ohne Einschnitt und Selbstzerspaltung umfaßt, muß er sie folgerichtig als Kräfte-Einheit oder als Organismus denken und kann sie nicht als Ding-Einheit oder als Mechanismus vorstellen. Mit andern Worten: er muß das All als eine Potenzen-Reihe setzen, in der sich die beiden großen Doppelingredienzen des Universums, Natur und Geist, zwar nicht als Diagonalen, aber auch nicht als Koordinaten, sondern als wachsenden Exponenten einer aufsteigenden Linie zu einander verhalten: die Natur als das Passivum, der Geist als das Aktivum, beide unter der Form des Seins, das, wie ein galvanischer Strom, nur in der beständigen Wechselwirkung dieser beiden Elemente pulsiert und in der fort-

schreitenden Einbildung des Geistes in die Natur sein immanentes Zweckprinzip verwirklicht. Das Göttliche kann auf dieser Stufe, wenn schon die Ausstrahlung Geist und Kraft ist, selbst nur als Geist- und Kräftequell im höchsten Sinne empfunden werden, als Grund alles Geistes und aller Kraft, der sich zu dem, was wir in uns und in der Welt unter diesem Namen empfinden, wie das Urbild zum Abbild oder die Idee zur Erscheinung verhält.

Es liegt auf der Hand, daß eine Gottes- und Weltansicht von dieser eigentümlich gehobenen Größe freie und universelle Naturen, die mit der Kraft zur Klarheit und Fülle, die Kraft zur Ehrfurcht und Tiefe verbinden, immer wieder anziehen wird. Das Anziehende liegt, wenn wir näher zusehen, in drei Hauptmomenten: (1) in dem Erkenntniswert, (2) in dem Gefühlswert, (3) in den mystischen Konsequenzen dieser Anschauung.

(1) Es ist keinem Zweifel unterliegend, daß der idealistische Pantheismus, wie wir ihn kurz bezeichnen wollen, darum so zahlreiche Anhänger gefunden hat, weil er sich von gewissen gefährlichen Klippen des orthodoxen Systems inbezug auf die Einsprüche des Verstandes glücklich fernzuhalten vermochte. Das gilt zunächst vom Weltbegriff. Die protestantische Scholastik vor und nach Schleiermacher rechnete und rechnet vielleicht noch immer zu sehr mit dem biblischen Weltgebäude. Der Pantheismus in jeder Form rechnet prinzipiell durchaus mit dem Kosmos des Kopernikus, Galilei und Newton, für den die Erde ein Stern unter Sternen und der Mensch der Punkt eines Punktes ist. Die straffere Einheit von Erkenntnis und Glaube an diesem höchst bedeutenden Punkte ist zweifellos ein wesentliches Moment in der Zugkraft des Pantheismus. Man sucht das Göttliche nicht mehr im Wunder, der wissenschaftlich unvollziehbaren Vorstellung eines durchbrochenen Naturzusammenhanges, sondern im Gegenteil in der ergreifenden Gesetzmäßigkeit, die alle Teile des Weltganzen umspannt und sie zu einer mächtigen Einheit verbindet. Die Gottesempfindung ist überhaupt über alles Enge und Kleinmeisterliche, über alles Dürftige und Unangemessene, über alles Anthropomorphe und Anthropopathische, woran der Verstand mit Recht Anstoß nimmt, hinausgehoben, und in großen und würdigen Gedanken erfaßt, in denen das Denken sich selber krönt.

(2) Der Gefühlswert dieser Gott-Welt-Anschauung liegt wohl zuerst und ursprünglich in der Art, wie sie das Quellenhafte in der Religion entbindet und wirken und gelten läßt. In den Schwingungen dieses Pantheismus regen sich, wenn der Ausdruck

erlaubt ist, alle Elementargeister der Religion. Es quillt und strömt aus den Tiefen der Welt und aus den Tiefen der eigenen Seele, und wirkt auf Geist und Gemüt, wie Kraft von Gottes Kraft, selbsttätig, ohne äußere Zurüstungen. Es ist das Gefühl des Eingeborenen, des ursprünglichen, unmittelbaren Habens, das sich hier kraftreich und wirksam erweist. Man fragt nicht nach der Vergangenheit Gottes, man strebt nicht in die Geschichte zurück: Gegenwart, ewige Gegenwart ist die Form, unter der sich das Göttliche erschließt, und beide, die große und die kleine Welt, mit seinem Sonnenglanz durchleuchtet. Dazu kommt der Eindruck der makrokosmischen Dimensionen, in denen diese pantheistische Stimmung verläuft, der große und freie Stil der Empfindung, in dem sie sich ausprägen und auswirken darf, das stets gegenwärtige Gefühl des Erhabenen, und im Zusammenhange damit das Streben, die Lebenseinheit und Lebensfülle des Universums im eigenen Dasein nachzubilden.

(3) Der letzte Schlüssel zum Verständnis der Wirkungen dieses Gesinnungs-Pantheismus sind die mystischen Konsequenzen, zu denen er sich hinaufentwickelt. Gott schauen, das ist ja der Nerv und das Zentrum alles pantheistischen Strebens. Die Sehnsucht der Seele nach der Gegenwart des ewig-göttlich-lebendigen Seins unter der Form des Schauens zu schweigen, das ist die letzte große Gabe, die dieser Pantheismus verspricht. Und wo dieses Ziel erreicht ist oder wenigstens erreicht zu sein scheint, da tritt jene heilige Freude ein, die zugleich heiliger Friede ist — Seelenfriede und Gottesfriede —, wo das Ewige sonnenhaft sich mit dem Grunde der Zeit vermählt, wo die erhöhte Seele ruht, eingetaucht in Gottes Geist, eingesenkt in Gottes Kraft, in den Lebenshöhen der Gottheit über sich selbst hinausgehoben, in den Lebenstiefen derselben freud- und friedevoll geborgen.

Vereinfachung, Vertiefung und Erhöhung der Gottesempfindung gegenüber der verwickelten, auf eine umständliche Heilsgeschichte gegründeten und durch dogmatischen Druck verhärteten Gottesanschauung des überlieferten kirchlichen Systems — das sind die allgemeinsten Momente, durch die dieser Pantheismus sich empfiehlt.

Hierzu ist folgendes bemerken:

(1) Es kommt darauf an, wie diese Selbstempfehlung gemeint ist, ob als Berichtigung oder als Ersatz für den Gottesglauben des Christentums. Wenn an Berichtigung gedacht ist, so ist eine Grundlage geschaffen, auf der sich weiter verhandeln läßt. Wird aber

ein Ersatz darunter verstanden, so ist entschiedenster Protest die einzige Antwort, die wir zu geben haben. Denn es läßt sich leicht zeigen, daß der religiös energische Pantheismus, von dem hier immer nur die Rede ist, bei dieser abgenötigten Trennung selbst am meisten verlieren würde. Es ist geradezu ein Gesetz für die religiöse Erfüllung des Pantheismus, daß er sich an dem festen Stamm einer geschichtlich-lebendigen Glaubensform emporrankt. Wie er sich aus dem Schoß der positiven Religion erhoben hat, um die Hüllen und Schleier, in denen sie ihm das Göttliche bot, teils auszuweiten, teils abzustreifen, so kann er nur lebendig bleiben, solange er an der Basis festhält, von der er ausgegangen ist. Die pantheistische Stimmung, an und für sich, ist keine Substanz, sondern ein Fluidum: sie bedarf eines festen, gegebenen Zentrums, um sich in Kraft und Bewegung zu erhalten. Sonst verfliegt sie entweder, oder sie bildet sich selbst einem Körper an, der sie dann, wie die Erfahrung lehrt, regelmäßig ins Naturalistische verzerrt, und ihr die religiösen Energien entzieht, durch die sie mächtig und wirksam war.

(2) Wenn der Pantheismus, von dem wir hier sprechen, an entscheidenden Punkten religiöser Erhebung eine lebendigere Einheit von Glaube und Wissen für sich in Anspruch nimmt, so hat er darin insofern recht, als er es tatsächlich zu einer freieren religiösen Würdigung der Idee des Naturzusammenhanges bringt, als die kirchliche Theologie. Aber er übersieht und vergißt in der Regel, daß diese Idee, in der Form, in der er von ihr Gebrauch macht, selbst schon religiös bestimmt ist. Die Anschauung der Natur im weitesten Sinne als eines Reiches wirkender Wesen, in denen sich, vielfältig abgestuft, überall Geist und Kraft verbirgt, ist mindestens nicht die exakte Vorstellung der experimentellen Naturwissenschaft, die ja gerade darauf ausgeht, die Qualitäten wegzuschaffen und auf Quantitäten zurückzuführen, das Dynamische in seinem ganzen Umfange aus dem Mechanischen herzuleiten.

(3) Die aus der Erweiterung des Offenbarungsbegriffs entspringende Bereicherung des religiösen Gefühlslebens ist zweifellos eines der wesentlichsten Stücke, durch die sich der Pantheismus als Kraft erweist. Vielleicht ist der Offenbarungsbegriff ein Punkt, wo die Frage ernstlich an uns herantritt, ob wir nicht freier werden müssen in der Gestaltung der Linien und Grenzen, in denen wir diesen Begriff entwickeln. Sollte es nicht möglich sein, ihn so zu entschränken, daß das Große und Produktive, das Kraft-Erhöhende und Sinn-Vertiefende, wie es uns in Geschichte und Gegenwart als

Luft, in der wir atmen, umgibt, in den neu zu formenden Begriff als erzeugendes Element mit aufgenommen wird? Aber eins ist nicht zu übersehen: der Fortschritt zur Idee der All-Offenbarung ist nicht ohne religiöse Verluste vollziehbar. Denn indem er alles und jedes zum Organ des Göttlichen prädestiniert und in seinen Wirkungen anerkennt, wo und wie es auch wirksam werde, nimmt er der Religion den Ernst und die Würde, die den Begriff des Heiligen umgeben: daß es sich wehrt gegen Profanation und gegen eine unheilige Art, die es aus allem herausholen möchte.

(4) Wenn die Entschränkungen des Pantheismus, an der Enge und Sprödigkeit des orthodoxen Systems gemessen, zweifellos einen Fortschritt bedeuten, so fragt es sich doch, ob dasselbe auch gilt im Vergleich mit der Art und Kraft des Gottesglaubens, der im Boden des Evangeliums und seiner reformatorischen Deutung verankert ist. Der Glaube an die ewige Liebe, die in den höheren Naturen wirksam ist, um die geringeren zu sich emporzuziehen, die die leidende und gesunkene Menschheit über das Weltgefüge erhebt, die die irrende Seele auch dann noch findet, wenn sie sich selbst verloren hat, ist groß und befreiend und mächtig genug, um jedem Pantheismus gewachsen zu sein; denn er stiftet einen Zusammenhang mit dem, was wahrhaft über uns ist, der, einmal ergriffen, auch dann nicht zerbricht, wenn die pantheistischen Stimmungen nachlassen oder auch in ihr Gegenteil umschlagen. Es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler, daß die Sprecher des Pantheismus den evangelisch lebendigen Gottesglauben mit dem scholastisch verhärteten Gottesbegriff einer überwundenen Dogmatik kritiklos gleichsetzen, um jenen durch diesen zu widerlegen. Es ist auch sehr häufig, daß sie vergessen, wenn ihr Gefühl sich zur Mystik erhebt, wieviel sie für ihre gehobene Sprache, der Sprache des Evangeliums verdanken, und dem Erwerb an Ausdruckstiefe und Ausdruckskraft, den die großen Sprecher der Christenheit unter dem Einfluß des Evangeliums erarbeitet und der Nachwelt überliefert haben.

Die Berührungspunkte und Unterschiede, die sich bei einer Einzelvergleichung des pantheistischen Gottesbegriffs mit dem Gottesbegriff des Christentums — wir fügen hinzu: des reformatorischen Christentums — ergeben, stellen sich am besten dar, wenn wir sie auf drei Kreise zurückführen: die theologische, die kosmologische und die anthropologisch-ethische Sphäre. Gott, Welt, Mensch gehören, wie Albrecht **Ritschl** unwidersprechlich gezeigt hat, in jeder höheren Religion zusammen. Darum empfiehlt es sich, so zu verfahren,

daß man den Gottesgedanken erst in seiner eigenen Sphäre und dann in seinen Relationen zu Welt und Mensch aufzufassen und zu beurteilen sucht.

1. Wenn man die pantheistische Gottesempfindung mit dem Gottesglauben des Christentums vergleicht, so hebt sich in der theologischen Sprache sofort ein Unterschied hervor, der in der Regel als das Hauptstück empfunden und gegen die Möglichkeit einer Verständigung entscheidend in Ansatz gebracht wird: es ist der Gegensatz des Personalismus und des Impersonalismus. Nun kann kein Zweifel darüber sein, daß der Pantheismus auch auf der Stufe lebendiger Religiosität, auf der wir ihn allein betrachten, gegen die personalistische Fassung des Gottesgedankens mindestens gleichgiltig, in der Regel sogar antipathisch gestimmt ist. Er muß es sein; denn indem er sich getraut, in allem und jedem Spuren des Göttlichen zu finden, kann er es nicht persönlich fassen, ohne sich selber aufzuheben. Das Göttliche ist in seiner Anschauung der mit Geist und Kraft begabte, unerschöpfliche Lebensquell, der, weil er sich nicht nur in Personen erschließt, sondern in allen Erscheinungen regt, selber nicht wohl Person sein kann. Der Gottesglaube des Christentums fordert dagegen so klar als entschieden, daß das höchste Wesen in Einer Linie mit den Erscheinungen gedacht werde, in denen allein uns mitten im Endlichen Kräfte von absolutem Wert begegnen können, das heißt nach Analogie der sittlich-tätigen, sittlich-wirksamen Individualität, nach Analogie der Persönlichkeit. Unser Vater — so spricht nur ein Glaube, der das Heilige in Personen anschaut, der sich zur Allempfindung Gottes mit vollem Bewußtsein nur deshalb erhebt, weil die Gegenwart seiner Kraft ihm in der Erscheinung lebendiger Geister, die die Natur überwunden haben, grundlegend Wahrheit geworden ist.

Der immer wieder hervorbrechende Streit über das Recht und die Grenzen dieser Anschauung kann durch folgende Erwägungen, wenn nicht geschlichtet, so doch einer objektiven Entscheidung näher gebracht werden. Es kommt vor allem darauf an, sich klar zu machen, daß die Idee der Persönlichkeit in einem doppelten Sinne gedacht werden kann: als Existentialbegriff und als Wertbegriff. Wird sie als Existentialbegriff gedacht, so hängt das weitere von der Entscheidung ab, ob man die Ich-Form, mit andern Worten das Merkmal der Endlichkeit und der Selbstbegrenzung, für ein konstitutives Moment der Persönlichkeit hält oder nicht. Der empirischen Persönlichkeit gegenüber hat der Pantheismus zweifellos

recht. Wir können Personen niemals anders, als unter der Form der Individualität, mithin der Begrenztheit **vorstellen**. Individualität ist überall die unumgängliche Basis dessen, was wir Persönlichkeit nennen.

Ein anderes ist es, ob wir die Idee der Persönlichkeit ohne diese Basis **denken** können. Aber indem wir die Frage bejahen und so zum Idealbegriff der Persönlichkeit aufsteigen, haben wir schon das Streitgebiet der Existentialmeinungen verlassen und den Boden der Werterfüllung betreten. Hier ist nun der Pantheismus zweifellos im Unrecht; ja es ist einer seiner größten und folgenschwersten Irrtümer, wenn er fortfährt zu behaupten, daß omnis determinatio negatio sei. Die einfachste Erfahrung des höheren Lebens muß jeden, der sehen will, darauf führen, daß das Gegenteil richtig ist, daß es umgekehrt heißen muß: omnis determinatio affirmatio est. Je determinierter, um so charaktervoller, um so mehr Tiefe, Klarheit, Kraft und Gehalt. Werterfüllung und Determination können auf einer höchsten Stufe geradezu identisch erscheinen. Denn wertvoll ist überall nur das, was sich aus seiner Umgebung heraushebt und in Vergleichung mit ihr als überragend empfunden wird.*)

Wenn aber auf dem Wertbegriff das ganze Gewicht der Betrachtung ruht, wenn wir uns um seinetwillen getrauen, das Merkmal der Personalität allen Ontologisten zum Trotz weiter von Gott zu prädizieren, so sehen wir uns plötzlich an einem grundlegend entscheidenden Punkte den Pantheisten entgegenkommend, und umgekehrt. Denn der Sinn jener Prädikation ist der, daß Gott als **höchster Wert** erfaßt werde. Dasselbe will aber, von seinen Voraussetzungen aus, auch der Pantheismus, wenigstens der religiöse Pantheismus, und zwar ist es ihm sehr ernst damit. Indem er sich entschließt, das Merkmal der Personalität zu opfern, leiten ihn drei Erwägungen, die nicht aus der Brunnenstube der Metaphysik, sondern aus den reinen Quellen ursprünglich-religiöser Empfindung geschöpft sind. Man muß nur in der Negation den positiven Kern entdecken, um die eigentümlich zähe Haltung des ernstlich fromm-

*) Es ist im Gefüge dieser Untersuchung unmöglich, das Persönlichkeitsproblem für sich zu diskutieren und die Konsequenzen der oben vorgetragenen Anschauung über Andeutungen hinauszuführen. Wem die Frage am Herzen liegt, sei auf die schöne Monographie eines katholischen Forschers verwiesen, der das Problem mit Umsicht und Schärfe und bemerkenswerter Objektivität, historisch und prinzipiell, behandelt hat: Fr. **Sawicki**, Das Problem der Persönlichkeit und des Übermenschen 1909.

sein-wollenden Pantheismus an diesem Punkte zu verstehen. (1) Für den frommen Pantheisten — darüber kann kein Zweifel sein — hat die Aufhebung der Personalität zunächst ausschließlich und lediglich den Sinn, anzudeuten, daß das Göttliche einzig ist in seiner Art und über alle Vergleichung hinausgehoben, indem der Begriff der Persönlichkeit anschaulich nur vollzogen werden kann unter Voraussetzung einer Mehrheit gleichgearteter Wesen. (2) Daraus folgt: der Verzicht auf das Merkmal der Personalität geht nicht dahin, den geistigen Gehalt, der unter dieser Idee erfaßt wird, aufzuheben, sondern hat lediglich die Bedeutung, alle Spuren von Endlichkeit aus der Idee des höchsten Wesens zu tilgen. (3) Darum liegt dem Protest gegen den Personalismus nicht etwa das Bestreben zum Grunde, das Göttliche unter die Linie des Persönlichen zu rücken, sondern im Gegenteil der entschiedene Wille, es über dieselbe hinauszuheben, und die Absolutheit des höchsten Wesens gegen jede Abschwächung sicher zu stellen.

Was folgt daraus? Es folgt daraus (1), daß der Gegensatz des Personalismus und Impersonalismus nicht das elementare Gewicht hat, das man ihm beizulegen pflegt. Der leitende Grundbegriff ist vielmehr in beiden Sphären der Absolutheitsgedanke, und die Einstimmigkeit in der Forderung desselben ist wichtiger, als der noch so hoch bewertete Gegensatz in der Ausprägung. Das gilt freilich (2) nur unter der Voraussetzung, daß der Pantheismus sich dessen bewußt werde, wie auch seine Gottesempfindung durch ein Werturteil bestimmt und geleitet sei. Sobald er im Namen des Ontologismus die Rolle des Ueberlegenen spielt, ist seine religiöse Klangfarbe dahin und jede Möglichkeit einer weiteren Verständigung aufgehoben. Diese schreitet dagegen fort, wenn beide Parteien sich (3) darauf besinnen, daß sie in dem entgegengesetzten Stil ihrer Gottesempfindung zwei Grundgefühle zum Ausdruck bringen, die beide der höchsten Entwicklungsstufe echter Frömmigkeit angehören: die absolute Abhängigkeit und das absolute Vertrauen. Wo absolutes Abhängigkeitsgefühl die Substanz der religiösen Erhebung ist, genügt es, wenn die Gottesempfindung das Ewige unter der Form des geistigen Grundes und der unbeschränkten Kraft, ohne weitere Determinationen, enthält. Wo dagegen die Religion unter der Form des absoluten Vertrauens erscheint, da muß sie das höchste Wesen notwendig in der Linie des persönlichen Geistes denken, weil der Akt des Vertrauens überall an der Erscheinung sittlicher Kraft und Größe, folglich an der Erscheinung persönlichen Lebens hängt.

Aber Abhängigkeit und Vertrauen müssen nicht Gegensätze sein, auch dann nicht, wenn sie als Prinzipien erfaßt werden. Das geistige Gefühl der Abhängigkeit — und um dieses handelt es sich allein — wird sich in seiner immanenten Entwicklung mehr oder weniger bestimmt zum Gefühl der Wahlverwandtschaft hinaufbilden, zum Bewußtsein des innigsten Zusammenhanges mit dem, was als das Göttliche über uns thront, und dieser Fortschritt ist bereits, nicht identisch mit dem Akt des Vertrauens, aber der entscheidende Schritt auf dem Wege zu ihm. Und als wirksames Gegengewicht gegen die ehrfurchtslose und zudringliche Art des pietistischen Umganges mit Gott, gegen jedes im Anzug begriffene Streben, die Beziehung der Seele zum lebendigen Gott als ein Verhältnis von Rechnung und Gegenrechnung vorzustellen, ist die Stimmung und Haltung dieses verklärten Pantheismus selbst ein immanentes Stück Christentum.*) Und wenn wir gleich ohne Einschränkung zugeben, daß der personalistische Standpunkt auch darin der vollkommenere ist, daß aus dem absoluten Vertrauen sich leicht und gleichsam von selbst ein hingebendes Gefühl von absoluter Abhängigkeit entwickeln kann, während das Umgekehrte nicht so selbstverständlich ist; wenn wir ferner auch nicht übersehen, daß die elementare Funktion des Gebetes das Verhältnis des Kindes zum Vater voraussetzt, während die pantheistische Gottesempfindung nie über die Stufe der Andacht hinauskommen kann: so finden wir doch, daß der gemeinsame Besitz, die Forderung der Absolutheit und das ihr entsprechende Gefühl der Ehrfurcht vor den ewigen Dingen, so wichtig ist, daß der Unterschied des Personalismus und des Impersonalismus darüber zwar gar nicht verschwindet, aber doch in die zweite Linie rückt und nicht als grundlegend anerkannt werden kann.**) Es fällt über-

*) Der kühnste Ausdruck dieser Stimmung außerhalb des Evangeliums ist wohl die Spinozistische Gottesliebe, die nicht fragt, ob Gott wieder liebt. Goethe hatte recht, sich von ihr ergriffen zu fühlen; denn sie ist selbstvergessene Hingabe, unter der Form der Beseligung, und die kraftreichste Ausprägung des amour désinteressé, den auch Leibniz für die Höhe des Christentums erklärt hat. Man vergleiche darüber die lehrreichen Stellen aus seinem Briefwechsel mit dem Abbé Nicaise, die Victor Cousin mitgeteilt hat, im vierten Bande seiner Fragments philosophiques, 5. Aufl. 1866 p. 166 ff., namentlich p. 169, 170, 176.

**) Von hier aus wird es verständlich werden, wie Schleiermacher sagen konnte, die Frömmigkeit eines Pantheisten könne mit der eines Monotheisten geradezu identisch sein, oder werde sich wenigstens auf ihrer höchsten Stufe von der manches Monotheisten schwer unterscheiden lassen. Der Sinn dieses vielbesprochenen Satzes ist der, daß die Kräfte des Pantheismus inbezug auf die Ausprägung des Gottesbegriffs mächtiger sind, als die mitlaufenden Schranken, und daß die Idee des Allmächtig-Lebendigen der überragende Einheitspunkt ist, in dem sich beide Anschauungen begegnen.

haupt ein schiefes Licht auf die ganze Fragestellung, wenn man die Lebensäußerungen des Pantheismus wesentlich auf den Kampf gegen den Personalismus beschränkt; so dürftig ist allenfalls der naturalistische Pantheismus mit seiner seelenlosen Negativität, aber schwerlich der religiöse, mit dem wir es hier allein zu tun haben.

(2) In der kosmologischen Sphäre wird der Pantheismus zum Evangelium der Immanenz. Wenn auf dem Boden des Christentums das religiöse Grundverhältnis unter der Augustinischen Formel erscheint: Gott und die Seele — die Seele und ihr Gott, so sagt der Pantheismus statt dessen: Gott und die Welt — die Welt und das Göttliche. Es bedarf keiner langen Ueberlegung, um den Fortschritt zu erkennen, der in dieser Erweiterung des religiösen Bewußtseins liegt, zumal wenn die Absicht leitend ist, die Augustinische Formel nicht aufzuheben, sondern über sich selbst hinauszuführen. Der Fortschritt liegt erstens und grundlegend darin, daß das antithetische Komplement jener Augustinischen Empfindung, der mehr oder minder bestimmte Satz, daß das Weltgefüge Gott verbirgt, wirksam überwunden wird, indem im Lichte der Immanenz der Kosmos in seiner ganzen Breite und Tiefe als Ausdruck und Kundgebung der Allmacht und der Allgegenwart des Ewig-Lebendigen erscheint. Das zweite, wodurch der Pantheismus unter der Form der Immanenzreligion die Energie des religiösen Bewußtseins vertieft hat, liegt in der eigentümlichen Kraft, mit der er es vermag, das Hauptstück der neueren Weltwissenschaft, die Idee des Gesetzes und der stetigen Ordnungen, unmittelbar religiös zu würdigen, und dadurch die Arbeit dieser Wissenschaft selbst unter den Schutz und die Weihe der Religion zu stellen.

Als Rettung vor einem stumpfen Deismus, der Gott untätig neben das Weltgebäude stellt, als Korrektur eines überschwenglichen Supranaturalismus, der die Gottheit aus allem entfernen möchte, was wir unter der Form der Natur, das heißt unter der Form des Gesetzes denken, ist und bleibt der Pantheismus ein wesentliches und wünschenswertes Komplement, nicht des christlichen Theismus überhaupt, wohl aber seiner vorherrschenden Ausgestaltung. Auch die Umstimmung des biblischen Schöpfungsgedankens wird man, soweit sie dem Zwecke dient, das Anthropomorphe auszuscheiden, mindestens nicht als einen Rückschritt bezeichnen dürfen. Die Aufhebung des zeitlich-sukzessiven Gestaltens in einen einzigen ewigen Akt, die Aufhebung der Weltsetzung nach freier Wahl in eine dem gereinigten Freiheitsbegriff entsprechende Hervorbringung der Welt

nach einem Gesetz, das selbst nur der reine Ausdruck der Selbstverfassung und Selbstbestimmung des Ewigen ist, kann den Gottesglauben des Christentums um so weniger gefährden, als das gewollte Resultat, die volle Abhängigkeit der Welt von Gott, in beiden Fällen dasselbe ist.

Aber man darf auch nicht übersehen, daß die Fortschritte, die der Pantheismus gerade auf der kosmologischen Stufe gebracht hat, mit unzweifelhaften Verlusten verbunden sind. Der empfindlichste Verlust ist der, daß über der Kräftigkeit des Immanenzgefühls nur zu leicht der Gedanke verloren geht, daß das Göttliche, in welchem Umfange auch immer, über die Welt hinausgehoben ist, daß Gott und Welt vielmehr zuletzt unmerklich ineinanderfließen. Diese Verschmelzung, wo sie akut wird, ist der Tod jeder lebendigen Religion. Denn wir suchen Gott nicht, um das Weltgefüge in seiner Verklärung anzuschauen, sondern um Kraft zu gewinnen zur Ueberwindung der Welt, zur geistigen Erhebung über sie. Wir sagen nicht, daß der Pantheismus an diesem Punkte versagen muß: aber wir behaupten, daß er in diesem Stücke sehr leicht versagen kann, und oft genug auch faktisch versagt. Es kommt hinzu: der Pantheismus, in der kosmologischen Sphäre, ist dezidierter Optimismus. Die Welt ist gut im absoluten Sinne; denn sie ist Gott durch und durch.*) Das Christentum strebt zwar auch zum Optimismus: aber nicht als Voraussetzung, sondern als Ziel. Die Voraussetzung ist vielmehr im Gegenteil die tiefe Empfindung des Nicht-Gott-Seins der Welt und der eigenen Seele, und, auf dem Grunde dieses Gefühls, die Sehnsucht nach Erlösung, nach Befreiung und Erhebung zu Gott. Der Pantheismus hat keine Möglichkeit, diese grundlegenden Vorgänge der Religion in seine Anschauung aufzunehmen; sie müssen ihm fremd und rätselhaft bleiben.

(3) Wenn sich die Positivität der pantheistischen Gottesempfindung trotz mancher unumgänglichen Einschränkungen sowohl auf theologischem, wie auf kosmologischem Gebiet mit guten Gründen behaupten läßt, so ist die anthropologisch-ethische Sphäre das dunkle Negativ auch des edelsten Pantheismus. Wir stoßen hier nämlich sofort auf zwei Beobachtungen folgenschwerster Art: die Zersetzung des Individuums und die Elimination des Bösen. Beide Stücke sind notwendige Erscheinungen

*) Ein Satz, den bekanntlich Schopenhauer dem Pantheismus nie verziehen hat, um dessentwillen ihm sogar der Fortschritt vom Theismus zum Pantheismus als ein „Uebergang vom Unerwiesenen und schwer Denkbaren zum geradezu Absurden" erscheint. (Parerga und Paralipomena II § 69. Reclam S. 113).

im Gefolge des konsequenten Pantheismus. Denn wenn nach der Grundvoraussetzung desselben im eigentlichen Sinne nur Gott ist, so kann das Individuum nur Durchgangspunkt und Durchgangsstufe in der Entwicklung des All-Lebens sein und seine letzte Bestimmung die — wenn man das noch Bestimmung nennen darf —, sich zu dem Quell zurückzufinden, aus dem es hergeflossen ist. Eine Entfaltung im sittlichen Sinne kann es nach dieser Anschauung nicht geben, sondern höchstens nur eine Expansion eingeborener Lebenskräfte.

Ebenso erheblich ist der andere Punkt: die Elimination des Bösen. Sie folgt mit derselben Notwendigkeit aus den Prämissen des Pantheismus. Denn wenn Gott alles in allem ist, Gott und das Böse an und für sich aber kontradiktorische Gegensätze sind, so muß das Böse gebrochen werden, wenn der Obersatz wahr bleiben soll. Das geschieht in der bekannten Art, daß man das Böse neutralisiert: indem man es entweder, im Ethischen bleibend, als die Vorstufe des Guten beschreibt, oder, ins Ontologische zurückstrebend, als einen Mangel an Seinsgehalt, der aber dadurch gerechtfertigt wird, daß zur Idee eines vollkommenen Ganzen die Verwirklichung aller Seinsgrade gehört; oder endlich so, daß mit ästhetischem Affekt Gut und Böse als Komplemente erfaßt werden, die in ihrem Zusammenwirken die Schönheit des Weltgefüges erhöhen, oder als Dissonanzen gesetzt, die bestimmt sind, die Sphärenmusik des Kosmos in unendlicher Modulation zu erhalten.

Wir verbergen uns nicht die Schwierigkeiten, die sich auch für den christlichen Gottesglauben an dem Problem des Bösen erheben; aber die elementarsten Erfahrungen des sittlichen Lebens regen uns dagegen auf, diese Antworten der pantheistischen Dialektik als wirkliche Lösungen anzuerkennen. Es mag sein, daß die untergeordneten Formen des Bösen wirklich durch diese Betrachtung erreicht werden: aber nie das Böse in seinem Element, wo es Prinzip des Handelns wird und sich in dem Haß gegen das Gute entlädt. „Aller Pantheismus muß an den unabweisbaren Forderungen der Ethik, und nächst dem am Uebel und dem Leiden der Welt zuletzt scheitern."*) Hier ist der entschiedene Dualismus des Christentums und der Kantischen Philosophie der einzige Standpunkt, der dem Wirklichkeitsbefunde entspricht; und wir werden, um des Gewissens willen, nicht

*) Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, 4. Buch, 47. Kap. (Reclam S. 694).

aufhören können, auf ihm zu verharren, wenn es auch noch so schwer sein sollte, die Konsequenzen desselben mit der Universalität des Gottesbegriffs und der Gottesempfindung, wie auch das Christentum sie fordert, zu einer geschlossenen Ansicht zu verbinden.

Fassen wir das Resultat dieser Analyse zusammen, so werden wir abschließend sagen dürfen: das Unterchristliche des Pantheismus liegt nicht zuerst da, wo man es gewöhnlich sucht, in der Struktur des Gottesbegriffs, noch weniger in den Bestimmungen über das Verhältnis von Gott und Welt, sondern in seinen ethischen Konsequenzen. Der Pantheismus, an und für sich, ist unvermögend, die sittlichen Kräfte ins Spiel zu setzen und Charaktere heranzubilden, weil er selber die Tiefen des Sittlichen, genauer die Tiefen des Bösen,*) nicht kennt. Wenn wir gleichwohl die kraftreichen Sprecher des Pantheismus, von denen wir im Eingang geredet haben, als Christen und Charaktere erkennen, ja mit Ehrfurcht zu ihnen emporsehen, so geschieht es, weil wir finden, daß sie unabhängig von ihrer Grundposition, ja streng genommen im Widerspruch gegen sie, sittlich groß gewesen sind, weil sie in ihrer Erscheinung mehr dargestellt haben, als sich in ihrem Bekenntnis enthüllt.

Der Gottesglaube des Christentums ist der pantheistischen Gottesempfindung vor allem darin überlegen, daß er die letzten Werte des sittlichen Lebens nicht der Naturbegabung des einzelnen überläßt, sondern sie unter der Form des Unbedingt-Verpflichtenden aus sich herauszusetzen die Kraft hat. Der Gegensatz läßt sich auch so aussprechen: der Pantheismus will große Gedanken und ihnen entsprechende fromme Stimmungen; das Christentum will einen klar gefaßten, in der Richtung auf das Gute bestimmten Willen. Die Ehrfurcht vor dem Großen und die Ehrfurcht vor dem Guten: das ist der letzte Unterschied. Wir werden ihn nicht für gleichgiltig halten. Aber auch nicht für ein Prinzip, das jede Synthese unmöglich macht. Gut sein und groß sein gehören zusammen, müssen letztlich zusammen-

*) Diese Einschränkung ist doch wohl nötig; denn die Höhen des Guten sind dem idealistisch-lebendigen Pantheismus mindestens nicht unbekannt. Wenn Herbart sagt, er vermisse bei Spinoza ebenso das Gute in der Höhe, wie das Böse in der Tiefe, so ist nur die zweite Hälfte dieses Satzes dem objektiven Befunde entsprechend. Unter den Denkern ersten Ranges hat außer Platon und Kant wohl niemand die Souveränetät des Guten und die Freude an seiner Erscheinung so mächtig und sieghaft ausgeprägt, wie gerade Spinoza.

gehören. Wenn uns denn aus der pantheistischen Stimmung Elemente entgegenquellen, die das Merkmal der Größe tragen und die Empfindung der Größe erwecken, so werden wir sie, wenn wir frei genug sind, willig und dankbar ergreifen dürfen. Aber wir werden auch nicht vergessen, daß das Große in der Neutralität gegen das Gute überall schließlich dämonisch wird, daß wir, indem wir das Große erstreben, immer zuletzt das Gute wollen, und daß darum die pantheistische Gottesempfindung immer nur Koeffizient eines Gottesglaubens sein kann, der sich an Jesus Christus entzündet.

Der Pantheismus ist nicht Weg, aber Sonne auf dem Wege zu Gott. Wir suchen beides, den Weg und die Sonne. Wir glauben Gott — das bleibt die Voraussetzung —, weil wir an Jesus Christus glauben, weil wir durch ihn erlöst sind von allem, was rein naturhaft ist in der Religion. Aber dann das Freudevolle, was sich an seiner Erscheinung entzündet: Gott anerkennen überall, wo und wie er sich offenbare, in Andacht, Freude, Kraft und — Geduld, wenn es sich nämlich um Böses handelt, das ist auch für uns die Höhe des Lebens, und, wie wir von Gott ergriffen sind, die wahre Seligkeit auf Erden.

Die deutsche Landwirtschaft.

Ein Epilog zur letzten Landwirtschaftsausstellung in Hamburg.

Von

Kuno Waltemath.

Es war im Jahre 1883, da erließ eine Anzahl von Landwirten und Freunden der Landwirtschaft, an ihrer Spitze Nathusius und Eyth, einen Aufruf zur Bildung einer deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Das englische Beispiel war es wieder einmal, das die Anregung gab. Die technische Stärke der englischen Landwirtschaft und damit die Möglichkeit, daß diese Landwirtschaft auch unter ungünstigen Verhältnissen vorwärtskommen kann, ist in hervorragendem Maße das Verdienst der British Agricultural Society, mit ihren jährlichen Ausstellungen. Von nah und fern kommen alljährlich die Zuschauer, um das Bild eines gedeihlichen steten Fortgangs der heimischen Agrikultur zu betrachten, um Anreiz zu weiterer Arbeit und zur Verbesserung der Betriebs- und Beackerungsweisen zu empfangen.

Solche Exempel mußten notwendig diejenigen Deutschen beeinflussen, die, überzeugt von der grundlegenden Bedeutung des eigenen Ackerbaues, sich darüber klar waren, daß solche Bedeutung nur zu bewahren war, wenn man alle Mittel des technischen und sozialen Fortschrittes anwendete, um in dem unausbleiblich heranrückenden Zeitalter der Industrialisierung Deutschlands der Landwirtschaft den gebührenden Rang unter den vaterländischen Produktionszweigen zu erhalten. Es lag in der Natur der Sache, daß bei weitem nicht alle Freunde der Landwirtschaft damals an die Notwendigkeit der Begründung einer deutschen Landwirtschaftsgesellschaft glaubten, daß sie zum Teil kleinmütigen Herzens der Idee gegenüberstanden. Aber die Persönlichkeit Eyths wußte sie zu gewinnen, wußte sie fortzureißen, so daß wir trotz allen Wider-

strebens und Unverstandes die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft schließlich fest begründet sehen. Vielfach rührte die Abneigung gegen die Errichtung der Gesellschaft davon her, daß die Landwirte „verzweifelten an der selbständigen Arbeitskraft ihres Berufes“, wie Eyth sagte, daß man allein auf die Hilfe des liebevollen Vaters Staat lauerte, der durch die Macht der Gesetzgebung der Landwirtschaft das bescheren sollte, was die Eyth, Nathusius, Rimpau usw. durch Selbsthilfe meinten erringen zu können. Sie erstrebten nach Eyth: „daß es die deutschen Landwirte als ihre Pflicht erkennen, auch größere, weitergehende Aufgaben ihres Berufes aus eigener Kraft zu lösen“. Der erwähnte Volkswirt beschwor die Zaudernden, indem er ihnen zurief: „Man sagt uns vielfach, daß gerade gegenwärtig, in dieser Zeit der allgemeinen Not, derartige Bestrebungen keine Aussicht auf Erfolg haben, ja sogar schaden könnten. Wann, glauben Sie, daß sich die Zeiten ändern werden? Wie lange wollen Sie warten? Wäre die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft mit ihren Grundsätzen und Bestrebungen ein wirkliches Opfer, eine neue Last, die wir der Landwirtschaft aufzubürden suchten, so läge ein Sinn in dieser Bemerkung. Dann aber läge wahrhaftig kein Sinn in der Gründung eines solchen Instituts, ob die Zeiten günstig oder schlecht sein mögen. Nein! es ist schwerer, sich heute an die Arbeit zu machen, aber es ist doppelt nötig! Es sind die Zeiten der Not, nicht die des Wohlergehens, wenn es sich zeigen muß, ob wir noch gesund, noch fähig sind, uns zu helfen, unsere Pflicht zu tun, an uns selbst nicht zu verzweifeln. Es sind die Zeiten der Not und der Schwierigkeiten, in denen sich die Kräfte stählen und neu beleben müssen, wenn wir anders uns nicht dem hoffnungslosen Untergang ohne Kampf ergeben wollen. Von diesem Gesichtspunkte aus gab es keine geeignetere Zeit, uns an die Arbeit zu machen. Gelingt es uns heute, selbst mit Mühe und nur langsam, einige Fortschritte zu machen, so haben wir die schwierigere Hälfte des Weges hinter uns. Die nächste Wendung zum Besseren in den äußeren Verhältnissen der Landwirtschaft muß uns dann spielend ans Ziel bringen.“

Die Hoffnung auf eine solche Wendung hat denn auch nicht getrogen, wie die letzte landwirtschaftliche Ausstellung in Hamburg aufs eindringlichste der Welt bewiesen hat. Wer die verschiedenen Abteilungen der Ausstellung durchwanderte, die Halle der Erzeugnisse, die Halle des Kalisyndikats, wer die Stapel edelster Pferde sah, vorzüglichsten Schlachtviehs, die Baulichkeiten, welche die Molkereiprodukte beherbergen, wer sich dem Studium widmete der fast

unabsehbaren Maschinenanlagen, der heute für den Landmann unentbehrlichen Wunder der Technik, wer dann beschaute die gewaltigen modern-praktischen Scheunen und Aufbewahrungsstätten für ländliche Waren, ferner die Vorführungen des binnenländischen Fischereiwesens, wer die Räume durchzog, die dem Obstbau, dem Weinbau, der Bienenzucht, der Geflügelzucht gewidmet sind, überall empfing ihn der Eindruck eines frisch pulsierenden Lebens. Folgendes war eine besonders erquickende Wahrnehmung: Wissenschaft, Industrie, Landwirtschaft arbeiten einträchtig zusammen, um Deutschland in den Stand zu setzen, alles, was das Volk benötigt, an Brot, Fleisch, Milch, Butter, Zucker, Kartoffeln usw., in guten Qualitäten und großen Quantitäten hervorzubringen. Indem unter dem Horte der Schutzzollpolitik eine gesicherte Preislage der agrikolen Erzeugnisse geschaffen worden, ohne die keine freudige Berufstätigkeit emporsprießen kann, ohne die vielleicht der Ansporn gefehlt hätte, die Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Technik sich anzueignen, ist allen geholfen worden. Es ist geholfen dem ganzen Volke, der Landwirtschaft, der Industrie, die so die Wohltat genießt, neue, früher ungeahnte Verdienstquellen zu haben und für viele vordem als wertlos geschätzte Nebenprodukte und Abfälle gewinnvolle Verwendung zu finden. Und schließlich erzielen Industrie und Handel in der kaufkräftigen Landwirtschaft ein Absatzgebiet, auf das sie sich immer verlassen können, auch in den Zeiten der Krise, die den Auslandmarkt erschüttern.

Wie unsere Agrikultur vorschreitet, gestützt auf die Mittel der modernen Wissenschaft und Technik, dafür mögen folgende Belege zeugen. Vor etwa 30 Jahren wurde das schwefelsaure Ammoniak, ein Stickstoffdung und ein Nebenprodukt der Gas- und Koksweke, zuerst in den Handel gebracht; 1892 verbrauchte man von ihm erst 65 000 Tonnen, 1898 76 000, 1906 aber 240 000, 1907 gar 270 000 und heute über 300 000. Dabei ist der Bedarf an anderen stickstoffhaltigen Dungstoffen gleichfalls mächtiger geworden, beispielsweise an Chilisalpeter, der noch immer als der hauptsächlichste Kunstdünger gilt. Dessen Einfuhr in den Hamburger Hafen hat von 50 000 Tonnen auf über 500 000 Tonnen im Jahre 1905 zugenommen. Ganz bedeutend hat sich auch die Aufnahmefähigkeit für die phosphorsäurehaltigen Düngemittel gehoben, vor allen Dingen für Thomasmehl, dieses früher gänzlich verachtete Nebenerzeugnis der Eisenindustrie. Am meisten ist aber das Kali beliebt geworden, dessen Gebrauch fast fabelhaft sich verstärkt hat von 266 500 dz im

Jahre 1879 auf mehr als zwei Millionen im Jahre 18[illegible] und 3 000 000 im Jahre 1909!

Diese Resultate liegen für uns alle offen ausgebreitet: Die nicht landwirtschafttreibende Bevölkerung hat sich sehr [illegible] die Bodenfläche der Landwirtschaft dagegen ist ziemlich [illegible] geblieben. Die Urbarmachung der Ödländereien, [illegible] Umwandlung in Acker- und Wiesenland bestand, ist zum [illegible] Teile dadurch wettgemacht, daß das rastlose Wachstum der Industrie, der Bergwerke, der Eisenbahn- und Hafenanlagen weite [illegible] ländlichen Flur verschlungen hat. Trotzdem vermag [illegible] Landwirtschaft den gesamten Bedarf an Roggen, Kartoffeln, [illegible] wein, Zucker und Milch zu decken. Das letztere [illegible] zum beliebtesten Nahrungs- und Genußmittel emporge[illegible] Schaden des Alkohols. Außerdem ist der Bedarf an [illegible] befriedigt, wobei der Fleischkonsum nicht kleiner, [illegible] viel größer geworden ist. Den Konsum von Weizen, [illegible] gerste, Erbsen, Butter, Käse kann unsere Landwirtschaft [illegible] großen Teile decken. In Hinsicht auf die [illegible] hat die sehr vermehrte Verwendung von ausländischen [illegible] und Futtergerste, dann von den Resten der [illegible] lichen, und von anderen Kraftmitteln [illegible] wieder bewirkt die Verbreitung des [illegible] deutschen Landwirtschaft.

Bei alledem [illegible] man nicht, [illegible] deutschen [illegible] keiner besonders günstigen Bodenverhältnisse [illegible] Die [illegible] Provinzen nur 1[illegible] Millionen [illegible] und [illegible] 12 Millionen [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] 1879 [illegible] 18[illegible] [illegible]

[illegible]

	1879—1898	1899—1907
für Gerste	902	1 870
Hafer	1038	1 780
Kartoffel	8105	13 190
Wiesenheu	2340	4 170

Noch größere Erträge erzielte man in den beiden letzten Jahren, so daß die Korneinfuhr erheblich sich minderte und damit der Erlös aus den Zöllen, wie auch der deutsche Getreidehandel einen Wandel der Verhältnisse erlebte.

Folgende Erntemengen brachte man in die Scheunen im jährlichen Durchschnitt in der Periode 1879—98:

Roggen . .	4 339 000 t	Gerste . .	1 096 000 t
Weizen . .	1 533 000 „	Kartoffel .	16 355 000 „
Hafer . .	2 776 000 „	Wiesenheu .	7 729 000 „

dagegen in Millionen Tonnen

	1905	1906	1907	1908
Roggen . .	9,6	9,6	9,8	10,7
Weizen . .	3,6	3,9	3,5	3,8
Hafer . .	6,5	8,4	9,1	7,7
Gerste . .	2,9	3,1	3,5	3,1
Kartoffeln .	48,3	42,9	45,5	46,3
Heu . . .	26,2	28,7	24,9	27,0.

Die Viehzucht weist in ihrer Hebung gleichen Schwung auf. Von 1873 an bis 1907 hob sich die Zahl der Schweine um 310 % — von 7 122 084 auf 22 146 532 —, die Zahl des Rindviehes um 31 %, die Zahl der Ziegen um fast 40 %! In den drei Jahren von 1904—07 allein stieg die Zahl der Schweine um 17 %. Der gesamte deutsche Viehstand bewertete sich 1883 auf ungefähr 5500 Millionen Mk., 1900 auf 7698,4 Millionen Mk. und 1907 auf 8423,2 Millionen Mk. Von den verschiedenen Teilen der Viehzucht mehrten sich am meisten die Schweinezucht und die Milchproduktion. Nach den Berechnungen Dr. Wilhelm Beukemanns in Hamburg verbraucht Groß-Berlin jährlich 106 Liter Milch auf den Kopf, Hamburg 137, die übrigen größeren deutschen Städte zwischen 70 und 175 Liter. An diesen Zahlen läßt sich die vergrößerte Arbeitsleistung der deutschen Landwirtschaft so recht ermessen, insofern man die Verdoppelung der Stadtbevölkerung in den letzten zwei Dezennien

in Betracht zieht. Dabei nahm die Butterproduktion sehr zu und zugleich die Verwendung von Milch bei der Aufzucht von Kälbern und Schweinen.

Es heißt nicht, den Ruhm der deutschen Landwirtschaft schmälern, wenn man bemerkt, daß sicherlich noch nicht alles geschehen, was geschehen kann, um ohne ausländische Hilfe Deutschland mit Brot, Fleisch, Kartoffeln und Milch zu versorgen. Dieses Ziel ist zu erreichen, wenn alle Unternehmer in der Landwirtschaft, auch die kleinen und mittleren, die erst langsam sich an die neuen Methoden zu gewöhnen beginnen, das tun, was der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft vorschwebt. Noch liegt, wie gesagt, mancherlei im Argen, beispielsweise der Gebrauch der künstlichen Düngemittel von seiten vieler Bauern, so von seiten vieler Marschbauern, die meinen, keinen künstlichen Dünger gebrauchen zu können. Sodann wird gesündigt in der Benutzung des für schwere und nasse Böden schlechtweg unersetzlichen Stalldungs, mit dem man häufig Raubbau treibt. Schließlich bestehen noch große Mängel im Obstbau, der Hühnerzucht und im Berieselungswesen, das meistens noch in den Kinderschuhen steckt. Aber man vergesse nie: Wir stehen erst am Anfange der industriellen und kommerziellen Entwicklung des Ackerbaugewerbes. Wer sie hat ernsten Sinnes die Ausstellung studieren sehen, die selbstbewußt dreinblickenden deutschen Landwirte, besonders die jüngeren Elemente, der muß sich im Klaren darüber gewesen sein, daß sie die Aufgaben meistern werden, die ihrer harren, nach dem Worte: „Selbst ist der Mann“.

Gleichwohl bedarf der mittlere und kleinere bäuerliche Besitz noch stark der Belehrung. Es sollte schon in den Schulen die Belehrung über die Lebensbedingungen der Pflanzenwelt in den Unterricht eingewoben werden, die Gesetze der zweckmäßigen Ernährung der Pflanzen sollten der dörflichen Jugend ebenso geläufig sein wie der Katechismus. Wer die Erzeugnissehalle der Landwirtschaftsausstellung durchgemustert hat, wird wissen, daß hier noch ein Feld der Arbeit harrt, das, richtig beackert, hundertfältiges Korn einbringen kann. Es ist sonnenklar, daß sich der heutige Kornertrag, der Ertrag der Wiesen, des Kartoffel- und Futtermittelbaues zu verdoppeln vermag. Schon jetzt ist der kleinere und mittlere Landwirt unser vornehmster Milch- und Fleischproduzent. $^5/_6$ des Rindviehbestandes ist Eigentum der Bauernschaft und der kleinen Leute, fast $^7/_8$ der Kühe gehören ihnen — 35 Prozent sämtlicher Kühe sind im Besitze des mittleren Bauern, 25 in demjenigen des größeren —, und $^9/_{1}$ der Schweine werden

von Bauern und kleinen Produzenten gezüchtet. Diese Schichten unseres Volkes zu befähigen, mehr an Futtermitteln aus ihrer Scholle zu gewinnen, sie der Notwendigkeit zu entheben, daß sie einen mehr oder weniger größeren Teil der Futtermittel hinzukaufen müssen, ist ein Ziel, des Schweißes der Edelsten wert. Man schaue sich nur diese Aufstellung an, die einige Angaben über die höchsten Ackerbau-Erträgnisse einiger vorwärtsstrebender Landwirte mitteilt. Diese Landwirte gewannen, wie man auf der Ausstellung erfahren konnte, pro ha an kg:

Auf leichten Böden:

Hafer . .	2940	Gerste . .	3450	
„ . .	2600	„ . .	3540	
„ . .	3500	Steckrüben .	98500	
„ . .	3600	Runkelrüben	102640	Heideboden
„ . .	4720	Kartoffeln .	13090	Heideboden
Weizen .	3960	Heu . . .	5875	
Roggen .	1920	„ . . .	6650	
„ .	3050	Roggen . .	4000	

Auf moorigen Böden:

Heu: 9457, auf urbar gemachtem Moor in Hannover.

Auf schweren Böden:

Weizen . .	3130	Hafer . .	3230
Roggen . .	4030	„ . .	3160
Gerste . .	3000	Kartoffeln .	30400
„ . .	3690	Rüben . .	67500
„ . .	3610	Heu . .	7940
„ . .	3500	„ . .	8440
— . .	—	„ . .	4500

Nun werden manche einwenden, daß all der Glanz der landwirtschaftlichen Ausstellung ein erborgter sei, daß er, wie man mitunter die Beschauer reden hörte, bezahlt würde mit dem Gelde fremder Leute, indem er nur durch die Schutzzollpolitik und durch die Teuerung ermöglicht würde. Es ist die populäre Meinung, daß die deutsche Schutzzollpolitik der Urheber der Teuerung ist, die zweifellos für weite Schichten unseres Volkes eine drückende Last darstellt. Richtig ist nun nach unserer Auffassung, daß die Agrarzollpolitik, wie wir vorher bereits anzudeuten uns erlaubten, eine conditio sine

qua non gewesen ist und auch noch geraume Zeit sein wird [illegible] das Wohlergehen der deutschen Landwirtschaft, für ihre F[illegible] die Resultate der agrarchemischen und agrartechnischen Wissenschaft [illegible] auszunutzen. Das soll nicht heißen, daß zukünftig der [illegible] [illegible]tarif ebenso aufrecht erhalten werden müsse, wie er 1902 [illegible] wurde. Wir halten es wohl für möglich, in Übereinstimmung [illegible] [illegible] Schichten der Bauernschaft, die Einfuhr [illegible] ländischen Fleisches zu erleichtern, wenn man nur gleich[illegible] die Zölle auf Futtermittel beseitigt und so die Aufzucht des Viehes verbilligt mit der Wirkung, daß auch [illegible] niedrigeren Fleischpreisen die Aufzucht [illegible]. Denn der vornehmste Aufzüchter des heimischen Viehes [illegible] mittlere und kleinere Besitz, ist stets auf den Zukauf von Futtermitteln angewiesen, die in eigener Wirtschaft nicht [illegible]. Unberechtigt ist dagegen, wie wir glauben, [illegible] die der deutschen Zollpolitik die allgemeine Schuld [illegible] [illegible] Verteuerung.

Zuerst müssen wir daran erinnern, daß die Teuerung [illegible] allgemeine ist und viele Bestandteile gänzlich unberührt [illegible] und daß, sofern wir unter ihr zu leiden haben, [illegible] [illegible], England sowohl wie Amerika. Die Teuerung [illegible] [illegible]

[illegible]

Wohnungen und verschönerter Einrichtung derselben. Nicht zu vergessen ist, daß der heute alle beherrschende Drang nach feinerem Lebensaufwand naturgemäß die Nachfrage nach allen Dingen des Lebens steigern mußte, steigern über das gewohnte Angebot hinaus. Auch dies hat dazu beigetragen, die Preise mannigfaltig zu erhöhen, und zwar auf dem ganzen Erdenrund.

Man schaue sich, zum Beweise unserer Behauptungen, nur die nachfolgende Tabelle an, angefertigt nach den Preisberechnungen des Hamburger handelsstatistischen Bureaus auf Grund der Handelsdeklarationen bei dem Importe in den Hamburger Hafen. Diese Preisberechnungen, die „frei von Zoll“ zu verstehen sind, können durchschnittlich als Ausdruck der Weltmarktpreise gelten, in Anbetracht der beherrschenden Stellung, welche der Hamburger Handel einnimmt. Es betrug der Wert pro 100 kg in den vornehmlich in Betracht kommenden Jahren:

	1891–95 (im Durchschnitt der Jahre)	96–1900	1906 (den Hauptjahren der Teuerung)	1907	1908
Baumwolle . .	79,49	69,87	78,93	79,42	82,10
Wolle	154,77	147,81	171,78	175,20	168,67
Baumwollengarne	267,00	229,81	324,64	311,89	315,66
Leinengarne . .	363,52	336,18	387,53	370,18	375,37
Wollengarn . .	396,32	373,66	428,66	411,18	394,05
Roggen . . .	12,43	10,38	11,31	13,19	14,47
Weizen	13,45	13,60	13,93	14,73	16,20
Hafer	11,76	11,09	12,66	14,88	12,65
Gerste	9.74	9,37	10,43	12,22	11,75
Heringe . . .	20,85	23,66	32,30	33,86	29,96
Kaffee	160,61	103,56	83,28	77,63	85,63
Reis	15,67	15,27	16,21	17,84	18,20
Tee	173,17	152,53	185,77	182,85	155,77
Kakao	132,65	127,67	111,38	166,89	127,63
Fleisch (frisch) .	69,71	69,73	77,27	74,42	62,65
Häute	84,54	98,21	139,78	145,65	98,00
Rohtabak . . .	122,22	130,31	123,16	124,00	126,01
Steinkohlen . .	1,40	1,38	1,35	1,51	1,49
Roheisen . . .	5,41	6,07	6,93	7,20	7,15
Papier	102,42	115,40	134,94	155,47	123,19
Blei	33,26	37,38	45,84	47,11	41,92
Zinn	162,35	163,80	231,30	245,29	220,29
Ölkuchen . . .	11,86	11,03	13,90	13,35	—

Baumaterialien kosteten

	1891	1892	1893	1906	1907	1908
Zement . . .	4,56	4,55	4,30	3,57	4,85	4,34
Bauholz . .	5,16	5,06	4,97	7,33	6,72	6,49
Mauersteine .	2,43	2,44	2,44	1,32	2,00	2,32

Eine andere belehrende Wahrnehmung macht man bei der Durchsicht der Preisnotierungen des Hamburger Handels insofern, als man erkennt, daß der Getreidezoll nur teilweise in den Preisen des Kornes zum Ausdruck kommt: Der Roggenpreis am Hamburger Markt ist für deutsches Erzeugnis statt um den Zollbetrag von 50 Mk. gewöhnlich nur um 35—40 Mk. teurer, mitunter auch um noch weniger. Nur während des Frühjahrs 1909 ist, unter dem ungeheuren Hochstande des Weizenpreises in Amerika, die mit dem Zollsatz übereinstimmende Spannung Wahrheit geworden. Trotzdem kostete auch damals, wie überhaupt immer, in England Weizenbrot fast ebensoviel wie bei uns. Daß de facto das Volk dort ganz ebenso teures Brot ißt, als wie die Leute hier, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß wir hauptsächlich Roggen verzehren.

Inbezug auf die Fleischpreise ist nicht außer acht zu lassen, daß die Schweinepreise sehr häufig niedrig stehen, so meistenteils in den Jahren 1908 und 1909, daß die Rindviehpreise im letzteren Jahre gleichfalls erheblich gesunken sind, daß aber bei uns die Detailpreise nur dann gemäß den Viehpreisen sich bewegen, wenn diese Neigung zur Steigerung bekunden. Nach amtlichen Aufnahmen stellte sich beispielsweise in Berlin der Aufschlag des Ladenhandels auf den Großhandelspreis für Schweine im Jahre 1901 auf durchschnittlich 30 Pfg. pro kg, 1902 auf 29, 1903 auf 43 (Tiefstand der Schweinepreise!), 1904 auf 35 und 1905 auf 26 Pfg. Im Jahre 1906 betrug im Monat Januar der Aufschlag 31 Pfg., Februar 25, März 33, Juli 30, August 30, September 31, Oktober 34, November 45, Dezember 44. Im Januar 1907 war der Aufschlag 46 Pfg., Februar 47, März 47, April 52 und Mai 54. Aus diesen charakteristischen Ziffern geht hervor, daß, sobald die Viehpreise emporsteigen, wie im Sommer 1906, die Detailpreise gleichfalls zunehmen, fallen aber die Viehpreise, wie von November 1906 ab, so verharren die Ladenpreise in derselben Lage und lassen den Verdienst des Schlachters fast um den gleichen Betrag steigen, um den der Viehpreis sich erniedrigte. Es darf nicht übersehen werden, wenn man den Ursachen der hohen Fleischpreise im

Ladenhandel nachforscht, daß als solche außer der Zollpolitik und der Grenzsperre die verteuernden Einflüsse des Schlachthauszwanges in Betracht kommen, die Beschauung mit ihren hohen Gebühren, das Wachstum der Ladenmieten und der Arbeitslöhne.

Die preissteigenden Wirkungen der Zwischeninstanzen spürt man auch bei den beiden anderen wichtigen landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln der Städter, nämlich bei dem **Brote** und bei der **Milch**. Trotzdem im Mai dieses Jahres an dem Berliner Getreidemarkte der Roggenpreis sich bedeutend gemindert hat gegenüber dem vom Mai des vorigen Jahres, indem er sank von 187 auf 149 Mk., trotzdem in derselben Spanne Zeit der Mehlpreis besonders in Berlin sich ermäßigte, aber auch an den übrigen Getreidemärkten — er wich nämlich von 23,90 (bezw. 26) Mk. für den Doppelzentner auf 18,25 bezw. 22) Mk. —, hat sich der Brotpreis nur wenig geändert. Derselbe Berichterstatter, dem wir diese Zahlen verdanken, teilt hierüber mit: „Der Durchschnittspreis von 50 deutschen Städten für 1 kg Graubrot stellt sich in diesem Jahre auf 31 Pfg., während er im Vorjahre 32 betragen hatte. Die Ermäßigung stellt sich auf noch nicht drei Prozent. Es gibt sogar noch eine Reihe von Städten, in denen das Brot teurer als im Vorjahre bezahlt werden muß . . ." Was die Milch anlangt, so besitzen wir über deren Preisentwicklung vom Produzenten zum Zwischenhändler Zahlen, die Hamburger Verhältnisse betreffen. Wie Dr. Voigt in einer kleiner Schrift: „Geschichtliches über die Versorgung Hamburgs mit Milch" (erschienen 1902) ermittelte, bezahlte ein Milchhändler der Altstadt Hamburg das Liter mit

1872 . .	12,65 Pfg.	1892 . .	14,37 Pfg.
1877 . .	16,40 „	1897 . .	12,50 „
1882 . .	12,18 „	1902 . .	13,75 „
1887 . .	12,18 „		

Von 1902 ab hat sich zeitweilig der Milchpreis etwas gehoben, um jetzt teilweise unter dem Punkt von 1902 zu stehen. In den Fällen, in denen die Milch aus entfernter gelegenen Produktionsgebieten stammt, macht sich dies Sinken sogar in starkem Maße bemerkbar. Der Verkaufspreis der Milch hingegen hat sich gesteigert um 10—25 Prozent und einen Stand erreicht, wie wir ihn vorher niemals gesehen.

Die kräftige Betonung eines Faktors vermißten wir bislang in den wissenschaftlichen Betrachtungen über die Ursache der hohen

Preise, nämlich des Wachstums der Löhne. Dieses Wachstum ist es doch zum großen Teile, wodurch unser Leben so kostspielig geworden, ein Wachstum, das weit über dasjenige der Lebensmittelpreise hinausgeht, also keineswegs als die Folge der Zollpolitik anzusehen ist. Wir wollen unsere Behauptungen nur rechtfertigen mit dem, was Calver berechnet hat, nämlich daß die für den Volkshaushalt bedeutsamsten Lebensmittel um 27—28 Prozent durchschnittlich sich verteuert haben, daß aber die Löhne sich in einem größeren Verhältnis gehoben haben, so daß die Arbeiter mehr als früher zur Bestreitung erhöhten Lebenskomforts ausgeben können. Ein weiterer Beweis liegt in dem sozialdemokratischen Werkchen „Arbeitszeit und Löhne in der Holzindustrie, Ergebnisse einer Statistik des deutschen Holzarbeiterverbandes vom November 1906, herausgegeben vom Holzarbeiterverbandsvorstand.“ Hier heißt es: „Der durchschnittliche Wochenverdienst stellt sich wie folgt: 1893: 18,69 Mk., 1897: 19,96 Mk., 1902: 21,79 Mk., 1906: 25,18 Mk. Das ist gegen 1902 eine Steigerung um 3,39 Mk. und, wie die Vergleichszahlen zeigen, bedeutet das eine Erhöhung, wie sie in früheren Perioden auch nicht annähernd erreicht wurde.“ Zugleich ging in dem Zeitraum von 1893 bis 1908 die wöchentliche Arbeitszeit der organisierten Holzarbeiter von 61,5 auf 57 Stunden im Reichsdurchschnitt zurück. Dasselbe Bild gewährt die Tatsache, welche ein dritter sozialdemokratischer Zeuge feststellt, nämlich das „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“, wo zu lesen ist, daß der Durchschnittslohn der organisierten Maurer von 1895 bis 1908 von 34,3 auf 50,5 Pfennige stündlich sich gehoben hat, bei einer gleichzeitigen Verkleinerung der Arbeitszeit an den Sommertagen um eine Stunde. Das bedeutet eine durchschnittliche Erhöhung des Verdienstes in normalen Arbeitszeiten um ungefähr 35—40 Prozent!

Die Verteuerung der Arbeitskraft ist nur teilweise durch größere Intensität der Arbeit wettgemacht worden, so daß der Anteil der Arbeitslöhne an dem Preise von Fleisch oder von Bekleidung oder an den Wohnungsmieten ein weit größerer geworden ist als früher. Ein Maßstab für jenen Mehraufwand läßt sich am besten gewinnen aus der Betrachtung eines so einfachen Erzeugnisses, wie die Zigarre ist. Ihre Preisentwicklung ist nicht von so vielen schwierig zu berechnenden Verhältnissen abhängig, wie die der Wohnungen und des Fleisches! Die Zigarre fabriziert man meistenteils in der Heimindustrie, ihr Preis wird also noch nicht von den Arbeiterorgani-

sationen durch Lohnsteigerungen in die Höhe getrieben. Nichtsdestoweniger beläuft sich der Anteil des Arbeitslohnes am Verkaufswerte auf 45 Prozent! Daß in der unverhältnismäßigen Erhöhung der Arbeitslöhne eine wichtige Ursache für die Verteuerung vieler Bedarfsartikel liegt, wird in allen Handels- und Gewerbeberichten hervorgehoben. Die Behauptung tritt uns nicht etwa nur in Veröffentlichungen entgegen, die von Arbeitgeberverbänden ausgehen oder von Arbeitgebern beeinflußt sein könnten, nein, auch ganz unparteiische Organisationen betonen aufs Kräftigste dieselben Fakta. So spricht der preußische Beamtenverein in Breslau in seinem Jahresberichte davon, daß als eine Ursache der Preissteigerung von Waren das ungemein starke und rasche Anwachsen der Arbeitslöhne in allen Betrieben und Geschäftszweigen ins Gewicht falle. Nicht nur indirekt werden die Beamten von dieser Erscheinung betroffen, sondern auch direkt, indem z. B. bei Dienstboten die Entlöhnung in Breslau um 25 % gestiegen ist, bei den Aufwartefrauen um 33 %, bei den Waschfrauen um 33 1/3—60 %. In Berlin und im Westen beträgt diese Art von Lohnerhöhungen noch mehr.

Alles in allem genommen: Wir dürfen stolz sein auf unsere Landwirtschaft und auf die Kraft der Selbsthilfe, die sich in ihr Bahn bricht.

Gelbe Gewerkschaften.

Von

Dr. Richard Fellinger.

In den Betrieben des Siemens-Konzerns bestehen zwei „gelbe" Arbeiterverbände, ein kleinerer von etwa 1200 Mitgliedern im Nürnberger Werk, ein größerer in den Berliner Betrieben, der mit seinen mehr als 10 000 Mitgliedern gleichzeitig den größten aller zurzeit in Deutschland bestehenden gelben Verbände darstellt.

Wenn ich in meiner Eigenschaft als Referent für die sozialen Angelegenheiten des Siemens-Konzerns irgend jemand, der sich für diese Fragen interessiert, ein Bild über dessen Arbeiterverhältnisse gebe, pflegt fast jedesmal eine auffallende Veränderung im ganzen Wesen des Zuhörers einzutreten, sobald ich das Bestehen dieser gelben Verbände erwähne. Es ist, als ob plötzlich eine Mauer zwischen dem Zuhörer und dem Redner emporstiege. Der Ausdruck sichtlichen Wohlwollens, der bei dem bisherigen Bericht über Löhne, Arbeitszeitverhältnisse, Wohlfahrts- und sonstige Einrichtungen in den Zügen des Zuhörers sich eingestellt hatte, verschwindet mit einem Mal und an seine Stelle tritt ein solcher offenkundigsten Mißtrauens.

Es ist zwar vorgekommen, daß schon das Wort „Wohlfahrtseinrichtungen" eine ähnliche Wirkung auslöste, besonders dann, wenn ich es mit angehenden Fachleuten, zum Beispiel jugendlichen Hörern bestimmter Hochschulseminare zu tun hatte. Aber nicht nur solche, sondern durchaus liberale Beurteiler dieser Fragen zeigen das Phänomen: sobald das Wort „gelb" ertönt, da wendet sich der Gast mit Grausen.

Zuweilen gelingt es, vorausgesetzt, daß die nötige Zeit dazu vorhanden ist, den Zuhörer durch überzeugende Gründe hinter seiner Schutzwehr von Abscheu wieder hervorzuholen und zu einer anderen

Anschauung zu bekehren. In den meisten Fällen bleibt er jenseits der trennenden Mauer und sein Verhältnis zu dem Berichterstatter bleibt feindselig und sein Benehmen dementsprechend gemessen.

Ein Gewerkschaftsführer, mit dem ich Jahre lang zu tun gehabt, erklärte mir sogar, „er habe mich früher für einen rechtlich denkenden und intelligenten Mann gehalten, seit aber bei Siemens die Gelben eingeführt seien, woran ich beteiligt sei —"

Daß dieser so urteilte, ist begreiflich, denn die Organisation, die er vertritt, ist gerade die allerschärfste Konkurrentin der „gelben" Verbände. Daß aber vollständig uninteressierte, ja der Sozialpolitik gänzlich fernstehende Kreise als so leidenschaftliche Gegner auftreten, hat einen tieferen Grund. Ein Blick in unsere Tagesblätter, namentlich aber in die sozialpolitischen und sozialreformerischen Zeitschriften belehrt darüber. Ganz besonders die letzteren, die sich bemühen, unparteiisch zu sein und dafür gelten wollen, haben geholfen, dieses Urteil zu verbreiten. Ja, man kann sagen, es gibt zurzeit kaum etwas auf sozialpolitischem Gebiet, worüber so viel und so leidenschaftlich geschimpft wird, wie über die gelben Gewerkschaften; und obgleich diese Gebilde in Deutschland erst seit etwa 5 Jahren bestehen, daher über die ersten Anfangsgründe kaum hinaus sind, scheint das Urteil über sie und ihre Zukunft bereits fix und fertig zu sein.

In der „Sozialen Praxis" zum Beispiel schreibt W. Z. (Jahrg. 1908/09, Sp. 428): „Die „Gelben" in Deutschland hoffen, während der wirtschaftlichen Niedergangszeit uud der Uebersetzung des Arbeitsmarkts im Trüben fischen zu können", und faßt weiter unten sein Urteil dahin zusammen: „In Wahrheit aber ist die gelbe Arbeiterorganisation heute, soweit nicht parteipolitische Motive sie beherrschen, eine Kombination von Arbeitgeberinteressen mit der Geschäftsmache von Leuten, die bei dieser neuesten Modespekulation auf die kurzsichtige Unsolidarität der Arbeiter für ihre ehrenwerte Person möglichst viel herausschlagen wollen."

Schon früher heißt es ebenda (Jahrg. 1906/07, Sp. 879): „Bei dem bedenklichen Umsichgreifen gelber Gewerkschaftsgründungen, die zersetzend auf die ohnehin schon genügend zersplitterte deutsche Arbeiterbewegung wirken, verlohnt es, sich die Struktur derartiger künstlicher Bildungen innerhalb der Arbeiterschaft zu vergegenwärtigen . . ." Und weiter im selben Zusammenhang: „Dafür verzichten die Arbeiter auf ihr Koalitionsrecht."

Die „Hilfe", gleichfalls eine heftige Gegnerin der Gelben, schreibt: „Die Gelben tragen lediglich zur Zersplitterung und damit zur Entkräftung der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung bei." (Jahrg. 1910, Nr. 29, S. 462.)

Ebenda (Jahrg. 1909, S. 312): „Es ist ja nur allzusehr bekannt, daß die gelben Vereine dem Unternehmereinfluß ihr Leben verdanken. Für kraftvolle Vertretung der Arbeiterforderungen sind sie deshalb von vornherein ungeeignet . . ."

(Jahrg. 1908, S. 724): „Die Gelben entfalten unter dem Druck der gegenwärtigen Krisis eine besonders rührige Agitation. Sie ist ihnen ja so überaus günstig, macht sie doch aus allen nicht ganz charakterstarken Arbeitern in dieser Zeit willenlose Werkzeuge des Scharfmachertums, so wie sie von den gelben Organisationen als Mitglieder gesucht und gebraucht werden."

(Jahrg. 1908, S. 404): „Die gelben Arbeitnehmerorganisationen scheinen nicht gerade auf Rosen gebettet zu sein. Abgesehen davon, daß sie unter der Verachtung aller selbständigen freiheitlich denkenden Arbeiterkollegen leiden, haben sie merkwürdigerweise auch finanzielle Schwierigkeiten."

(Jahrg. 1908, S. 120): „. . . die gelben Gewerkschaften, die sich in letzter Zeit immer unverschämter breitmachen . . ."

Als Einleitung zu der Mitteilung, daß in einem gelben Verein, der noch dazu einer der kleinsten ist, der Unternehmer seine weitere Unterstützung von der Streichung eines die Möglichkeit eines Streiks erwähnenden Punktes der Statuten abhängig gemacht habe, schreibt die „Hilfe": „Ultragelb. Seither hatten die gelben Gewerkschaftsverbände in ihrem Statut wenigstens noch einen kümmerlichen Rest von Anerkennung des Streiks als letzter Arbeiterwaffe. Wenn sie auch in Wirklichkeit nicht daran dachten, zu streiken, so konnten sie doch ihren Mitgliedern an der Hand des Statuts nachweisen, daß sie nicht auf jede Kampfesmöglichkeit gegenüber dem Unternehmertum von vornherein und grundsätzlich Verzicht leisteten. Jetzt wird nun auch diese letzte kleine Konzession an die übrige deutsche Gewerkschaftsbewegung beseitigt. Aus den Statuten wird jede Bezugnahme auf die Möglichkeit eines Streiks herausgestrichen."

Diese willkürliche Ausdehnung eines einzelnen Vorkommnisses auf alle gelben Verbände ist ein typisches Beispiel für die Art und Weise, wie von seiten mancher Sozialreformer bei der Fassung ihrer Urteile vorgegangen wird. Dem Beispiel der Parteigegner folgend, tragen sie alle Uebelstände, die jemals aus irgend einem

gelben Verein, ob mit Recht oder Unrecht, berichtet worden sind, als charakteristische Merkmale sämtlicher als gelb bezeichneten Verbände zusammen und vereinigen diese dann zu einem höchst schaudervollen Charakterbilde.

Michael Gasteiger, Sekretär der katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands, hat ein Buch über die gelben Verbände geschrieben und obwohl er die Verhältnisse von seinem Parteistandpunkt sieht und darum einseitig beurteilt, berührt doch gerade den vorerwähnten, angeblich unparteiischen Urteilen gegenüber höchst sympathisch die Mäßigung des Tones, in der seine Untersuchungen und Urteile gehalten sind. Gleichwohl verfällt er, wie alle andern Beurteiler in den Fehler, das grundverschiedene Wesen der einzelnen seiner Untersuchungen zugrunde gelegten Gebilde zu übersehen und die aus einzelnen von ihnen bekannt gewordenen Uebelstände, deren er eine ganze Reihe aufdeckt, als grundlegende Eigenschaften der gelben Verbände in ihrer Gesamtheit darzustellen und diese danach natürlich samt und sonders zu verurteilen. Er sagt (S. 160): „Die gelben Vereine begeben sich des Rechts im eigenen Hause, sie werden von ihren Gönnern beherrscht.“ „Unternehmer **begründen** die gelben Gewerkschaften, Unternehmer **unterstützen** die gelben Gewerkschaften und infolgedessen **beherrschen** sie auch die von ihnen gegründeten und unterstützten Vereine. Daß solches Verhältnis auf die Dauer unhaltbar ist, bedarf keiner weiteren Erörterungen.“

Die „Hilfe“ schließt eine Besprechung des vorerwähnten Buches mit den Worten: „Deutlich erbringt Gasteiger den Beweis, bis zu welchem Grade die gelben Verbände Gründungen und Organe der Arbeitgeber sind, und sein gerechter Zorn wendet sich gegen die sozial-ethisch verdammenswerten Versuche derer, die dabei Gehilfen sind, den Industiearbeiter in eine neue Hörigkeit hineinzuführen.“ (Jahrg. 1910 Nr. 8 S. 122.)

Daß die Tagespresse und damit alle Fernerstehenden durch solche Angaben in ihrem Urteil in entscheidender Weise beeinflußt werden müssen, versteht sich von selbst.

Selbst die „Zentralstelle für Volkswohlfahrt“, die im Gegensatz zu anderen Richtungen bemüht ist, in der Beurteilung sozialer Fragen Unternehmer wie Arbeiter zu ihrem Recht kommen zu lassen, hat im Vorbericht zu ihrer kürzlich in Braunschweig abgehaltenen IV. Konferenz den gelben Verbänden eine ziemlich glatte Absage erteilt. Diese Konferenz behandelte in ihrem ersten Teil die Aufgaben und die Organisation der Fabrikwohlfahrtseinrichtungen und verfolgte dabei

ausdrücklich den Zweck, gegenüber der unbegreiflich einseitigen Kritik, die an den Wohlfahrtseinrichtungen in ihrer Gesamtheit geübt worden, deren Notwendigkeit und Nützlichkeit festzustellen, und gleichzeitig über die Verhütung und Abstellung etwaiger Mißbräuche zu beraten. Als der Referent über die Organisation der Fabrikwohlfahrtseinrichtungen, Dr. Dilloo, mit einem Wort für die gelben Verbände eingetreten war, gaben fast sämtliche Diskussionsredner ihrer Meinung dahin Ausdruck, daß die gelben Verbände abzulehnen seien, indem sie hervorhoben, Wohlfahrtseinrichtungen dürften nicht so organisiert sein, daß durch sie die Selbsthilfebestrebungen der Arbeiter beeinträchtigt werden; eine solche Beeinträchtigung aber sei das Ziel der gelben Verbände.

Ich mußte unwillkürlich an das Wort Gottfried Kellers denken: „So ist unser Leben aus Wirrsal gewebt, daß wir dem Nächsten kaum einen Tadel zuwenden, den wir nicht, noch eh' er ihn vernommen, auf uns selbst beziehen können."

Alle diese Redner, die so verständnisvoll gegen die Einseitigkeit in der Beurteilung der Wohlfahrtseinrichtungen kämpften, verfielen, so will es mir scheinen, in ihrer Ablehnung der gelben Verbände in Bausch und Bogen selbst in den gleichen Fehler höchst einseitiger Beurteilung.

Vielleicht liegt der Tag nicht allzuferne, an dem die „Zentralstelle für Volkswohlfahrt", wie sie in dankenswerter Weise soeben eine Konferenz zur Ehrenrettung der Fabrikwohlfahrtseinrichtungen abgehalten hat, eine solche zur Ehrenrettung der gelben Verbände einberufen wird.

Denn wie wir sehen werden, beruht die grundsätzliche Stellungnahme gegen die gelben Verbände nicht auf wirklicher Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse.

Man möchte freilich annehmen, daß Beurteiler, wie die in den Redaktionen der genannten Zeitschriften tätigen Sozialreformer, die wissen, daß ihre Urteile auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung entscheidenden Einfluß haben, so allgemein gehaltene Verdikte gegen eine unter ihren Augen ins Leben getretene gewerkschaftliche Bewegung nur auf Grund eingehender tatsächlicher Feststellungen abgegeben haben können. Man möchte annehmen, daß sie sich bemüht haben werden, die zu ihren Urteilen erforderlichen Unterlagen durch Umfragen bei den bestehenden gelben Verbänden zu gewinnen. Und diese eigentlich selbstverständliche Annahme läßt die Haltung der nicht fachmännischen Presse und der sonstigen fernerstehenden Kreise

verstehen. Ich muß aber leider feststellen, daß von allen denen, die seit der Gründung des mir genau bekannten gelben Verbandes in den Berliner Siemens-Werken über die gelbe Bewegung absprechende Urteile abgegeben haben, nicht ein einziger auch nur den Versuch gemacht hat, sich an Ort und Stelle über diesen größten aller bestehenden gelben Verbände zu unterrichten. Weder beim Verband selbst noch bei den Firmen des Siemens-Konzerns ist eine schriftliche oder mündliche Anfrage von dieser Seite eingegangen. Ob bei anderen Verbänden Informationen eingefordert wurden, weiß ich nicht. Das kommt hier auch nicht in Betracht, denn die Urteile lauten ja nicht etwa, daß der oder jener oder die oder jene bestimmt bezeichneten Verbände wegen dieser oder jener Uebelstände abzulehnen seien, sondern es wird frischweg bei jeder Gelegenheit jeder erhobene Vorwurf, und dementsprechend das durch ihn begründete Anathema auf die gesamten gelben Verbände ausgedehnt.

Das läßt die Vermutung als berechtigt erscheinen, daß die erwähnten Urteile, deren Grundlosigkeit für die Siemensschen gelben Vereine ich nachweisen werde, auch in bezug auf manche, vielleicht auf die Mehrzahl der übrigen gelben Verbände nicht auf Kenntnis der wirklichen Verhältnisse dieser Verbände beruhen. Ich vermute, daß man, wie schon oft, wie zum Beispiel früher in bezug auf die Frage der Wohlfahrtseinrichtungen, auch hier wieder die aus begreiflichen Gründen aufgestellten, zu agitatorischen Zwecken bestimmten gehässigen Uebertreibungen und Verallgemeinerungen von sozialdemokratischen und sonstigen Partei- und Gewerkschaftsblättern in treuherziger Arglosigkeit als auf Wahrheit beruhende authentische Berichte angenommen und das eigene Urteil darauf gebaut hat. In der Tat unterscheiden sich mindestens ihrem Inhalt nach, vielfach aber auch sogar im Ton, die in den genannten und andern Zeitschriften erhobenen Angriffe auf die gelben Verbände kaum wesentlich von denen der Partei- und Gewerkschaftsblätter, der selbstverständlichen Feinde der gelben Bewegung.

Es liegt mir natürlich fern, behaupten zu wollen, daß die aus einer ganzen Reihe von „gelben Verbänden" berichteten Vorkommnisse, die eine Unterlage für die allgemeine Verurteilung der ganzen Bewegung abgegeben haben, etwa alle erfunden wären. Mag manches davon auch in den Berichten der Gegner tendenziös gefärbt und übertrieben sein, so bleibt doch genug zurück, um zu zeigen, daß in den mannigfaltigen Gebilden, die mit der Bezeichnung „gelbe Verbände" zusammengefaßt werden, auch manche recht bedenklichen

Keime vorhanden sind. Der grundlegende Gegensatz meiner Auffassung zu jener der zitierten Beurteilungen liegt aber darin, daß ich die mitgeteilten Uebelstände nicht wie jene als charakteristische Merkmale der gelben Bewegung überhaupt, sondern als Auswüchse ansehe, wie sie bei andern Gewerkschaften auch vorgekommen sind, die natürlich mit aller Entschiedenheit bekämpft werden müssen. In ihre Verurteilung stimme ich, soweit sie auf Tatsachen beruhen, vollinhaltlich mit ein.

Ich habe jedoch von der gelben Bewegung und daher auch von ihrer zu erwartenden Entwicklung eine vollständig andere Auffassung gewonnen, und glaube, von ihr unter bestimmten Voraussetzungen nicht eine Schädigung, sondern im Gegenteil eine wertvolle Förderung des Gewerkschaftsgedankens erwarten zu können.

Da diese meine Auffassung auf den Erfahrungen beruht, welche ich mit den in den Siemens-Werken bestehenden gelben Verbänden gemacht habe, deren Entstehung und Entwicklung ich mit eigenen Augen angesehen habe, halte ich es für nützlich, zu versuchen, im Folgenden ein Bild von dem Werdegang dieser Verbände zu geben. Denn, kann hierdurch nachgewiesen werden, daß die übliche Charakteristik der gelben Verbände in ihrer Allgemeinheit falsch ist, so werden sich für den, der dies erkannt hat, Gesichtspunkte für die Beurteilung der ganzen Frage ergeben, die zu anderen Schlüssen führen müssen, als sie aus den bisherigen Urteilen gezogen wurden. Ich würde es für bedenklich halten, wenn weiterhin die ohne genügende Sachkenntnis gefällten absprechenden Urteile auf Arbeiter, Unternehmer und sonst an der Leitung der Geschicke der Arbeiter Beteiligte einwirken und die Bewegung, die nach meiner Ueberzeugung Förderung verdient, in ihrer Entwicklung stören würden. Andererseits hoffe ich durch meine Hinweise an der Gesundung derjenigen unter den gelben Verbänden vielleicht mitarbeiten zu können, die dessen bedürftig sind.

Ich weiß wohl, daß mir, als einem Beamten des Siemens-Konzerns, also einem „Soldschreiber des Unternehmertums", von einem Teil meiner Leser von vornherein mit dem größten Mißtrauen begegnet werden wird, wie denn viele, die mit blauäugiger Gläubigkeit jedes gut erfundene Schlagwort eines sozialdemokratischen Berichterstatters harmlos für bare Münze nehmen, jede Behauptung aus Unternehmerkreisen mit wahrhaft leidenschaftlichem Mißtrauen aufnehmen. Ich gehe also an meine Arbeit im vollen Bewußtsein meiner Verdächtigkeit, möchte aber nicht verfehlen zu betonen, daß

jedem, der ein Interesse an der Sache nachweisen kann, gern gestattet sein soll, an Ort und Stelle meine Worte auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Findet sich sein Mißtrauen berechtigt, so mag er mit seinen Gegenargumenten hervortreten.

Die beiden im Siemens-Konzern bestehenden als gelbe Verbände bezeichneten und sich selbst als solche bezeichnenden Arbeitervereine sind kurz nach einander im Jahre 1906 zur Gegenwehr gegen die von einem großen Teil der Arbeiterschaft als nachteilig empfundenen Maßnahmen des Deutschen Metallarbeiterverbandes gegründet worden.

Die Siemens-Werke hatten die Organisation der Arbeiterschaft nie zu verhindern gesucht. Trotzdem hat es lange Zeit gebraucht, bis die Gewerkschaften eine erhebliche Anzahl von Mitgliedern in ihren Betrieben zu gewinnen vermochten. Die Arbeiter der Siemens-Werke galten von jeher als Aristokratie der Arbeiterschaft. Sie waren mit ihren Lohn- und Arbeitsverhältnissen zufrieden und fanden bei etwaigen Wünschen Entgegenkommen. Die Wohlfahrtseinrichtungen der Firma ergänzten die Löhne für die Fälle, in denen der Arbeiter-Haushalt erfahrungsgemäß leicht aus dem Gleichgewicht kommt, zum Beispiel durch Zuschüsse zum Krankengeld, vor allem aber durch die im Jahre 1872 gegründete Pensions-, Witwen- und Waisenkasse, zu welcher die Arbeiterschaft weder mittelbar noch unmittelbar irgendwelche Zahlungen leistet.

Diese Verhältnisse, die bei den Arbeitern das Gefühl eines Bedürfnisses nach wesentlichen Verbesserungen ihrer Lage nur sehr schwer aufkommen ließen, bildeten für die Gewerkschaften, die das selbstverständliche Bestreben haben, möglichst alle Arbeiter in sich aufzunehmen, ein großes Hindernis ihrer Agitation. Denn diese beruht vor allem darauf, den Arbeitern zu zeigen, daß ihre Verhältnisse verbesserungsbedürftig sind, und nur die Zugehörigkeit zur Organisation den Weg bahnt, diese Verbesserungen zu erringen. Rings um die Siemenswerke tobte denn auch schon viele Jahre der gewerkschaftliche Kampf, ohne daß dort jemals die geringste Unruhe zu verzeichnen war. Als die Fabriken des Konzerns sich aber zu Riesenbetrieben erweiterten und in kurzer Zeit ihren Arbeiterstand um viele Tausende vermehrten, kamen naturgemäß auch immer mehr den Gewerkschaften bereits angehörige Arbeiter in die Betriebe hinein. Es dürften übrigens damals auch in der Zeit der stärksten Organisation kaum mehr als 30 bis 40% der Arbeiter organisiert gewesen sein. Weitaus der größte Teil der organisierten Arbeiter gehörte dem sozialdemokratischen „Deutschen Metallarbeiterverband“ an. Im

starken Abstand dazu stand die Zahl der Hirsch-Dunckerschen und der christlichen Gewerkschafter. Der Deutsche Metallarbeiterverband, namentlich seine Berliner Sektion, konnte nun nicht zu den idealen gewerkschaftlichen Arbeitervertretungen gezählt werden, obwohl er seiner Mitgliederzahl nach in Deutschland die größte ist. Es scheint, als ob namentlich den Berliner Verbandsfunktionären zu der Zeit, als die Riesenbetriebe sich entwickelten, ihr Aufgaben weit über den Kopf gewachsen waren. Obwohl einzelne von ihnen selbst aus Großbetrieben hervorgegangen sind, machte es doch den Eindruck, als ob sie ganz und gar nicht in der Lage wären, deren Arbeiterverhältnisse zu übersehen und namentlich die Machtverhältnisse des Verbandes und die der Großindustrie gegeneinander abzuwägen. Sie hätten sonst in ihrem Vorgehen sicher schon früher die Vorsicht geübt, die sie nachher unter schweren Schädigungen ihres Verbandes und der von ihnen geführten Arbeiterschaft erst lernen mußten. Das von den Gewerkschaftsführern allzu unbedenklich der Arbeiterschaft gepredigte Evangelium von dem starken Arm, dessen Wille alle Räder zum Stillstehen bringe, hat, wie man weiß, gerade in den Großbetrieben der Arbeiterschaft vielfach bittre Enttäuschung gebracht, und die Arbeiterschaft hat schwere Tage durchmachen müssen, um zu lernen, daß dieses Stillstehen aller Räder für sie nur unter ganz besonderen Verhältnissen glückbringend ist. Da das Vorgehen der Siemens-Firmen gegenüber ihrer Arbeiterschaft kein solches war, das die Arbeiter zum Zusammenschluß trieb, hätten sich die Führer des Metallarbeiterverbandes vernünftigerweise gedulden müssen, bis die Arbeiterschaft durch allgemeine Aufklärung zu der Ueberzeugung kommen würde, daß ihr Zusammenschluß in Gewerkschaften unter allen Umständen mit Rücksicht auf die Gesamtarbeiterschaft notwendig ist, auch wenn der einzelne sich bei der Firma, in der er beschäftigt ist, zufrieden fühlt. Und hätten sich im übrigen mit dem nicht geringen Einfluß begnügen müssen, den die von den Gewerkschaften eingeführten Unterstützungen für Fälle von Erwerbsunfähigkeit wegen Krankheit oder Arbeitslosigkeit ausüben, die zahlreiche Arbeiter, namentlich Familienväter veranlassen, Mitglieder von Gewerkschaften zu werden, auch wenn sie mit deren sonstigen Zielen nicht übereinstimmen.

Diese Geduld besaßen die Arbeiterführer nicht. Sie griffen vielmehr zu dem bedenklichen Mittel, die nicht vorhandene Unzufriedenheit der Arbeiter ihnen künstlich einzuimpfen durch den Tatsachen nicht entsprechende Behauptungen in Blättern und Versamm-

lungen und durch glänzende Versprechungen der Vorteile und Verbesserungen, die der Verband in Arbeitskämpfen den Firmen abzuringen die Macht besitze. Solche Behauptungen wurden dann schließlich auch in den von der Firma eingeführten Arbeiter-Ausschüssen laut und entsprechende Forderungen gestellt. Die Arbeiter-Ausschüsse gingen aus einfachen Majoritätswahlen hervor, zu denen der Verband durch seine in jeder Werkstatt ernannten Vertrauensleute eine lebhafte Agitation entfaltete, gegen welche es eine Gegenagitation nicht geben konnte, da die übrigen Arbeiter ja nicht organisiert waren. Als Kandidaten aufgestellt wurden nur vom Metallarbeiterverband bestimmt bezeichnete Vertreter, für die dann alle Verbandsmitglieder und, da andere Kandidaten nicht vorhanden waren und auch keine Aussicht auf Erfolg gehabt hätten, auch diejenigen übrigen Arbeiter stimmten, die sich sonst noch an den Wahlen beteiligten. So waren die Arbeiter-Ausschüsse keine wirkliche Vertretung der in der Arbeiterschaft bestehenden Anschauungen, sondern nicht viel mehr als Sprachrohre des Metallarbeiterverbandes. Die Firma hat lange Zeit die an sie herangetretenen Forderungen erfüllt, soweit es irgend möglich war, bis sie erkannte, daß diese nicht aus der Arbeiterschaft selbst hervorgegangen, sondern von außen kommandiert waren, auch ihre Erfüllung nicht ihr Zweck, sondern nur ein vom Metallarbeiterverband gebrauchtes Mittel dazu war, der Arbeiterschaft den Einfluß des Verbandes zu zeigen, Unfrieden zu erregen und die Arbeiter zum Eintritt in den Verband zu zwingen, damit sie bei einem ausbrechenden Kampf der Streikunterstützung teilhaft wurden. An Stelle jeder erfüllten Forderung traten daher immer neue, und als darunter bald auch solche waren, deren Erfüllung unmöglich erschien und die deshalb abgelehnt wurden, erfolgten Streikdrohungen, die schließlich auch ausgeführt wurden. Streiklustige gibt es in jeder, auch der mit den besten Verhältnissen ausgestatteten Fabrik. Einmal sind es die ganz jungen Arbeiter, die, kaum daß sie aus der Lehre sind, ohne große Mühe einen guten Verdienst erzielen können, für niemand zu sorgen haben und einen Streik von einigen Wochen als angenehme Unterbrechung der Arbeit, als Ferienzeit, betrachten, die mit allen ihren besonderen Erlebnissen und möglichen Sensationen, Versammlungen, Streikpostenstehen usw. für sie den Reiz eines Sports in sich schließt. Dann aber können auch immer wiederholte Versicherungen, wie schlecht es der Arbeiter habe, mit immer erneuten Vorspiegelungen der goldenen Berge, zu denen er mit Hilfe des Verbandes gelangen könne, auf

starken Abstand. Dazu stand die Zahl der Hirsch-Dunckerschen und [illegible] der christlichen Gewerkschaften. Der Deutsche Metallarbeiterverband, [illegible] namentlich seine Berliner Zentren, konnte nun nicht zu den [illegible] gewerkschaftlichen Arbeitervertretungen gezählt werden. [illegible] seiner Mitgliederzahl nach in Deutschland die größte ist, [illegible] als ob namentlich den Berliner Verbandsinstanzen [illegible] als die Riesenbetriebe sich entwickelten, ihr Aufgaben [illegible] Kopf gewachsen waren. Obwohl einzelne von ihnen [illegible] Großbetrieben hervorgegangen sind, machte es doch den [illegible] als ob sie ganz und gar nicht in der Lage waren, den [illegible] verhältnisse zu übersehen und namentlich die Macht [illegible] Verbandes und die der Großindustrie gegen [illegible] Sie hätten sonst in ihrem Vorgehen sicher [illegible] gezeigt, die sie nachher unter [illegible] und der von ihnen geführten Arbeiterschaft [illegible] Das von den Gewerkschaftsführern allzu [illegible] [illegible] Evangelium von dem [illegible] [illegible] zum Scheitern [illegible] Großbetrieben der Arbeiterschaft [illegible]

[illegible] und durch glänzende Versprechungen der Vorteile und Ver-[illegible]ungen, die der Verband in Arbeitskämpfen den Firmen [illegible] die Macht besitze. Solche Behauptungen wurden dann [illegible] auch in den von der Firma eingeführten Arbeiter[illegible] und entsprechende Forderungen gestellt. [illegible] aus einfachen Majoritätswahlen [illegible] durch seine in jeder Werkstatt ernannten [illegible] lebhafte Agitation entfaltete, gegen welche [illegible] nicht geben konnte, da die vorher [illegible] waren. Als Kandidaten aufgestellt [illegible]verband bestimmt bezeichnet[illegible]mitglieder und, da andere [illegible] auch keine Aussicht auf Er[illegible] Arbeiter stimmten, [illegible] So waren die Arbeiter[illegible] der Arbeiterschaft beständig[illegible] mehr als Sprachrohre des Ve[illegible] lange Zeit die an sie heran[illegible] es irgend möglich war, [illegible] Arbeiterschaft selbst hervor[illegible] waren, auch ihre Erf[illegible] dem Metallarbeiterverband [illegible]schaft den Einfluß des [illegible] und die Arbeiter zum Ein[illegible] bei einem ausbrechenden [illegible] wurden. An Stelle jeder er[illegible] neue, und als darunter bald [illegible] unmöglich erschien und die [illegible] Streikdrohungen, die schließlich [illegible] Streitlustige gibt es in jeder, auch der [illegible] ausgestatteten Fabrik. Einmal sind es [illegible] kaum daß sie aus der Lehre sind, [illegible] Verdienst erzielen können, für niemand [illegible] Streik von einigen Wochen als angenehme [illegible] Arbeit, als Ferienzeit, betrachten, die n[illegible]lebnissen und möglichen Sensationen, Versammlungen, besonderen [illegible] stehen usw. für sie den Reiz eines Sports in sich schließt. Streikposten [illegible] aber können auch immer wiederholte Versicherungen, wie schlecht [illegible] der Arbeiter habe, mit immer erneuten Vorspiegelungen der gold[illegible] Berge, zu denen er mit Hilfe des Verbandes gelangen könn[illegible]

starken Widerstand. Dazu stand die Zahl der Hirsch-Dunckerschen und der christlichen Gewerkschaften. Der Deutsche Metallarbeiterverband, namentlich seine Berliner Sektion, konnte nun nicht zu den [illegible] gewerkschaftlichen Arbeitervertretungen gezählt werden. [illegible] seiner Mitgliederzahl nach in Deutschland die größte [illegible] als ob namentlich den Berliner Verbandsfunktionären [illegible] als die Riesenbetriebe sich entwickelten, ihr Aufgaben [illegible] Kopf gewachsen waren. Obwohl einzelne von ihnen [illegible] Großbetrieben hervorgegangen sind, machte es doch den Eindruck, als ob sie ganz und gar nicht in der Lage waren, [illegible] verhältnisse zu übersehen und namentlich die Macht [illegible] Verbandes und die der Großindustrie gegeneinander [illegible] Sie hatten sonst in ihrem Vorgehen sicher schon früher [illegible] geirrt, die sie nachher unter schweren Schädigungen [illegible] und der von ihnen geführten Arbeiterschaft erst lernen [illegible] Die von den Gewerkschaftsführern allzu unbedenklich [illegible] schrift gepredigte Evangelium von dem starken Arm, der [illegible] Räder zum Stillstehen bringt, hat, wie man [illegible] Gewerkschaften der Arbeiterschaft vielfach bittere [illegible] bracht, und die Arbeiterschaft hat schwere [illegible] men zu lernen, [illegible]

lungen und durch glänzende Versprechungen der Vorteile und Verbesserungen, die der Verband in Arbeitskämpfen den Firmen abzuringen die Macht besitze. Solche Behauptungen wurden dann schließlich auch in den von der Firma eingeführten Arbeiter-Ausschüssen laut und entsprechende Forderungen gestellt. Die Arbeiter-Ausschüsse gingen aus einfachen Majoritätswahlen hervor, zu denen der Verband durch seine in jeder Werkstatt ernannten Vertrauensleute eine lebhafte Agitation entfaltete, gegen welche es eine Gegenagitation nicht geben konnte, da die übrigen Arbeiter ja nicht organisiert waren. Als Kandidaten aufgestellt wurden nur vom Metallarbeiterverband bestimmt bezeichnete Vertreter, für die dann alle Verbandsmitglieder und, da andere Kandidaten nicht vorhanden waren und auch keine Aussicht auf Erfolg gehabt hätten, auch diejenigen übrigen Arbeiter stimmten, die sich sonst noch an den Wahlen beteiligten. So waren die Arbeiter-Ausschüsse keine wirkliche Vertretung der in der Arbeiterschaft bestehenden Anschauungen, sondern nicht viel mehr als Sprachrohre des Metallarbeiterverbandes. Die Firma hat lange Zeit die an sie herangetretenen Forderungen erfüllt, soweit es irgend möglich war, bis sie erkannte, daß diese nicht aus der Arbeiterschaft selbst hervorgegangen, sondern von außen kommandiert waren, auch ihre Erfüllung nicht ihr Zweck, sondern nur ein vom Metallarbeiterverband gebrauchtes Mittel dazu war, der Arbeiterschaft den Einfluß des Verbandes zu zeigen, Unfrieden zu erregen und die Arbeiter zum Eintritt in den Verband zu zwingen, damit sie bei einem ausbrechenden Kampf der Streikunterstützung teilhaft wurden. An Stelle jeder erfüllten Forderung traten daher immer neue, und als darunter bald auch solche waren, deren Erfüllung unmöglich erschien und die deshalb abgelehnt wurden, erfolgten Streikdrohungen, die schließlich auch ausgeführt wurden. Streiklustige gibt es in jeder, auch der mit den besten Verhältnissen ausgestatteten Fabrik. Einmal sind es die ganz jungen Arbeiter, die, kaum daß sie aus der Lehre sind, ohne große Mühe einen guten Verdienst erzielen können, für niemand zu sorgen haben und einen Streik von einigen Wochen als angenehme Unterbrechung der Arbeit, als Ferienzeit, betrachten, die mit allen ihren besonderen Erlebnissen und möglichen Sensationen, Versammlungen, Streikpostenstehen usw. für sie den Reiz eines Sports in sich schließt. Dann aber können auch immer wiederholte Versicherungen, wie schlecht es der Arbeiter habe, mit immer erneuten Vorspiegelungen der goldenen Berge, zu denen er mit Hilfe des Verbandes gelangen könne, auf

die Dauer nicht ohne Wirkung bleiben. Auch in den Siemens-Werken hatte sich natürlich ein Teil der Arbeiterschaft durch die Rodomontaden der Verbandsführer allmählich blenden lassen und wollte nun die Probe aufs Exempel machen.

Diese immer wieder mißlungene und immer wieder aufs neue verlangte Probe aufs Exempel wurde aber das Verderben der Alleinherrschaft des Metallarbeiterverbandes in den Siemens-Werken.

Der Groll der durch immer wiederkehrende Arbeitsniederlegungen in ihrem Verdienst gestörten Arbeiter wuchs immer mehr, aber es blieb beim Grollen, solange den Gewerkschaften eben nur die nichtorganisierten Einzelnen gegenüberstanden, die als Nichtorganisierte, wenn auch ihre Zahl ein Mehrfaches der Organisierten betrug, eben machtlos waren. Denn obgleich die Zahl der Organisierten weitaus nicht die Hälfte der Arbeiterschaft betrug, gelang es dem Metallarbeiterverband durch sein herrisches Auftreten und dadurch, daß seine Agitatoren die einzigen waren, die agitierten, sich den Anschein zu geben, als gehöre ihm die überwiegende Mehrzahl der Siemens-Arbeiter an. Die wiederkehrende Störung des Betriebes wurde aber auch für die Firma unerträglich, da ein planmäßiges Disponieren, ja, eine zuverlässige Angabe von Lieferfristen immer mehr in Frage gestellt wurde. Als nach vielfachen fruchtlosen Mahnungen und Warnungen wieder einmal für die ganze Fabrikation äußerst wichtige Abteilungen aus nichtigen Gründen die Arbeit niederlegten, beschloß die Firma, einmal den Beweis zu liefern, daß der Metallarbeiterverband die von ihm vorgespiegelte Macht tatsächlich nicht besitze, und sperrte gleichzeitig mit der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, bei der eine ganz ähnliche Bewegung eingetreten war, den größten Teil ihrer Arbeiterschaft solange aus, bis die Streikenden die Arbeit, ohne irgendwelchen Vorteil erzielt zu haben, bedingungslos wieder aufnahmen. Diese mehrwöchentliche Aussperrung, die den Betroffenen nur Schaden gebracht hatte, rief einen gewaltigen Umschwung in der Haltung der gesamten Arbeiterschaft der Siemens-Werke hervor. Eine allgemeine Unsicherheit hatte sich namentlich der Tausende von Familienvätern bemächtigt, die keinen Augenblick wußten, wann sie durch einen vom Metallarbeiterverband kommandierten Streik, oder aber, wenn sie an einem solchen nicht teilnahmen, durch eine auf den Streik folgende Aussperrung auf ungewisse Zeit brotlos werden würden. Eine große Erbitterung trat ein gegenüber der Leitung des Metallarbeiterverbandes und gleichzeitig das

Verlangen danach, wieder wie früher unter den bestehenden Lohn- und Arbeitsverhältnissen ohne Störung arbeiten zu können.

Zu gleicher Zeit wurde unter der Berliner Arbeiterschaft bekannt, daß im Nürnberger Werk der Firma ein Teil der Arbeiter sich zur Abwehr gegen die Gewaltherrschaft des Metallarbeiterverbandes zusammengetan habe. Die im dortigen Werk beschäftigten Angehörigen des Metallarbeiterverbandes hatten den Beschluß gefaßt, eine Unterstützungskasse für die dortigen Siemens-Arbeiter zu gründen, zu dieser aber nur Mitglieder der sozialdemokratischen Gewerkschaften zuzulassen, alle diesen Verbänden nicht angehörenden aber in Zukunft von allen gemeinsamen Sammlungen und anderen an Kollegen zu gewährenden Unterstützungen auszuschließen. Dies Vorgehen rief die nicht organisierten Arbeiter zum Widerstand auf, und sie beschlossen, mit den Hirsch-Dunckerschen und den christlichen Gewerkschaften gemeinsam, nunmehr ihrerseits eine Unterstützungskasse ins Leben zu rufen.

Da diese Kasse wegen der notwendigen Ansammlung eines Fonds erst nach längerer Zeit in die Lage gekommen wäre, ausgiebige Unterstützungen zu bezahlen und daher gegenüber den von dem großen Metallarbeiterverband gegründeten Kassen sehr im Nachteil war, stellten die Arbeiter an die Direktion der Firma das Ersuchen um Gewährung einer Geldsumme als Grundstock für die neue Kasse. Die Firma hielt es für ein Gebot der Gerechtigkeit, den durch das unkollegialische Vorgehen des Metallarbeiterverbandes geschädigten Arbeitern zu Hilfe zu kommen, und schenkte der Kasse die Summe von 10 000 Mark. Mit diesem Vermögen trat die neue Vereinigung als „Unterstützungsverein für Sterbe-, Krankheits- und Notfälle Siemens-Schuckertscher Arbeiter und Arbeiterinnen" in der Form eines Versicherungsvereins auf Gegenseitigkeit ins Leben.

Die Zusammensetzung des neuen Vereins erfuhr bald eine Aenderung, als sich zeigte, daß die Hirsch-Dunckerschen und die christlichen Mitglieder des Vereins die andern in ihre Organisationen zu ziehen bemüht waren, was zu Streitigkeiten führte. Um dem abzuhelfen, wurden die Statuten dahin geändert, daß Mitglieder anderer gewerkschaftlicher Organisationen dem Verbande nicht mehr angehören dürfen, wie dies ja alle anderen Gewerkschaften aus selbstverständlichen Motiven der Selbsterhaltung zu handhaben pflegen. Der Verein entwickelte sich naturgemäß zu einer Abwehrorganisation gegen die Uebergriffe der andern Gewerkschaften überhaupt und erhielt als solche, wohl zuerst durch seine Gegner, die Bezeichnung

„gelber“ Verband, welcher Name damals durch die Gründung der Augsburger Werkvereine und im Anschluß daran durch Zeitungsaufsätze über die französischen Gelben und ihre angeblichen Nachahmungen in Deutschland für alle Verbände aufgekommen war, die im Gegensatz zu bestehenden Gewerkschaften unter Mitwirkung und Unterstützung der Unternehmer gegründet wurden.

Das Beispiel der Nürnberger Kollegen veranlaßte denjenigen Teil der Berliner Arbeiterschaft, der mit dem Metallarbeiterverband dieselben schlechten Erfahrungen gemacht hatte, zur Nachahmung. Eine Anzahl von Arbeitern, die schon längere Zeit auf Abhilfe gesonnen hatten, faßten den Beschluß, einen gleichartigen Schutzverband zu begründen und fragten bei der Firma an, ob sie auch in Berlin ihre Unterstützung leihen würde zur Gründung eines Verbandes, in dem diejenigen Arbeiter, die mit dem Vorgehen der andern Gewerkschaften nicht einverstanden waren, sich zusammenschließen wollten.

In der Leitung der Firma hatte sich auf Grund der bei der Aussperrung gemachten Erfahrungen die Ueberzeugung gebildet, daß bei künftigen Lohnbewegungen, wenn es wieder zu der Notwendigkeit einer Aussperrung kommen würde, nach Möglichkeit diejenigen Arbeiter geschützt werden müßten, die nur durch Zwang in die Bewegung mithineingerissen werden. Diese Arbeiter von den übrigen zu scheiden, war aber nur möglich, wenn sie sich als solche zu erkennen gaben. Dabei bestand auch jetzt durchaus nicht die Absicht, die bestehenden Gewerkschaften in ihrem Bestande anzugreifen. Die Firma hielt sich aber für berechtigt und verpflichtet, in ihrem eigenen, wie im Interesse des nur gezwungen den Befehlen der Gewerkschaften folgenden, der Zahl nach weit überwiegenden Teils ihrer Arbeiterschaft dieser durch den Mangel an Organisation der organisierten Minderheit gegenüber bisher machtlosen Mehrheit nunmehr zu dem ihr gebührenden Einfluß zu verhelfen.

Nach dem Muster des Nürnberger Unterstützungsvereins gründete die Arbeiterschaft der Berliner Werke, nachdem sich zunächst 800 Mitglieder zusammengetan hatten, ihren Verband, den „Unterstützungsverein der Siemenswerke“ zu Berlin.

Die Form einer Unterstützungskasse ergab sich auch für Berlin aus der Notwendigkeit, den Mitgliedern, die aus den freien Gewerkschaften herübergezogen werden wollten, an Stelle der dort gewährten Krankenunterstützung gleichwertige Leistungen zu bieten.

Diese hätten, wenn die Arbeiter sie von Anfang an vollständig aus eigenen Mitteln hätten aufbringen müssen, aus versicherungs-

technischen Gründen erst nach einer langen Karenzzeit eintreten können. Aus diesem Grunde schenkte die Firma dem neuen Verbande zuerst eine Summe von 10 000 Mark, die, als der Verband nach einigen Monaten bereits 2000, dann 3000 Mitglieder zählte, um weitere 13 000 Mark erhöht wurden. Die Unterstützung wurde zwei Jahre später in derselben Höhe noch einmal wiederholt, als infolge der großen Arbeitslosigkeit, wie die meisten Krankenkassen, auch dieser Unterstützungsverein in finanzielle Bedrängnis geriet. Seither haben sich dessen Mittel derartig vergrößert, daß er nun wohl für immer auf eigenen Füßen stehen kann.

Der Verband nahm sehr rasch an Mitgliedern zu, was natürlich die andern Gewerkschaften in Bestürzung versetzte und veranlaßte, die nächste Gelegenheit vom Zaune zu brechen, um zu versuchen, die Arbeiterschaft in einen großen Streik zu ziehen und wenn dieser gewonnen war, die Auflösung des neuen „gelben Vereins" zu erzwingen. Die Absicht mißlang, die Arbeiterschaft schloß sich nur zu einem ganz geringen Teil dem Metallarbeiterverbande an, und sowohl die Unorganisierten wie auch die Mitglieder der Hirsch-Dunckerschen und der christlichen Gewerkschaften verließen die Arbeit nicht. Bald nach dem Streik, der für den Metallarbeiterverband eine vollständige Niederlage gebracht hatte, erreichte der gelbe Verband eine Mitgliederzahl von 6000, dann 8000, zurzeit beträgt sie über 10 000 und damit die überwiegende Mehrzahl der Berliner Arbeiterschaft der Firma. Der Unterstützungsverein der Siemenswerke ist damit zugleich die größte der in Deutschland bestehenden sogenannten gelben Gewerkschaften geworden.

Das Wesentliche aus den Satzungen des Verbandes ist: Es durfen nur Arbeiter der Siemens-Betriebe Mitglieder werden. Der Verband ist also in seiner ursprünglichen Form ein sogenannter Werkverein. Diese anfängliche Form ist durch die Umstände, unter denen er gegründet wurde, erklärt. Den nicht mehr zum Metallarbeiterverband gehörigen Arbeitern des Werkes mußte ein Ersatz für die ihnen bisher zustehenden Unterstützungen gegeben werden. Ein weiterer Grund liegt in der Gewährung des Vermögensgrundstocks durch die Firma, welche ein solches Geschenk naturgemäß nur den bei ihr beschäftigten Arbeiter zukommen lassen wollte. Der Verband gewährt seinen Mitgliedern einen Zuschuß zum Krankengeld in Höhe von wöchentlich 6 Mk. für männliche erwachsene und von 3 Mk. für weibliche und im Lehrlingsverhältnis stehende, sowie Mitglieder unter 16 Jahren, sowie ein Sterbegeld, seit neuerer Zeit

auch besondere Unterstützungen bei Geburts- und Todesfällen in der Familie. Die Mitgliederbeiträge betragen für männliche Mitglieder 25 Pf., für weibliche und im Lehrlingsverhältnis stehende, sowie Mitglieder unter 16 Jahren 15 Pf. Bedingung ist Nichtzugehörigkeit zu einer anderen Arbeiterorganisation, jedoch nicht etwa Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu irgendwelchen politischen Parteien. Hierin spricht sich der Grundsatz der Mitglieder aus, daß sie eine gewerkschaftliche Vereinigung nur als wirtschaftliche Interessenvertretung wollen, unter Ausschluß aller politischen oder religiösen oder wie immer gearteten sonstigen Motive.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß die Firma zurzeit auch den gelben Verband noch dadurch unterstützt, daß sie zu den besonderen Hilfeleistungen bei Geburts- und Sterbefällen in den Familien der Arbeiter einen geringen Zuschuß leistet, wenn die hierfür vom Verband erhobenen Extrabeiträge nicht ausreichen. Die Summe beträgt wenige 1000 Mk. jährlich.

Seit dem Ende des Jahres 1906 besteht in Berlin ferner die gelbe Arbeiterzeitung „Der Bund", die auch von dem gelben Verein der Siemens-Werke zu seinem Verbandsorgan bestimmt worden ist. Um dessen Mitgliedern den Bezug zu erleichtern, trägt die Firma vorläufig noch einen Teil der Abonnementskosten.

Im Jahre 1908 hat der gelbe Verein der Siemens-Werke sich mit einer Anzahl anderer inzwischen in Berlin ins Leben gerufener gelber Verbände zum „gelben Arbeitsbund" vereinigt.

Um den Mitgliedern der einzelnen gelben Verbände eine gewisse Freizügigkeit zu verschaffen, ihnen also zu ermöglichen, daß sie, wenn sie aus einem Werk austreten, wieder in ein Werk gelangen, in dem ebenfalls ein gelber Verband besteht, hat der gelbe Arbeitsbund einen Arbeitsnachweis gegründet, dessen Kosten anfangs ebenfalls vom Siemens-Konzern getragen wurden, seit einigen Monaten aber durch einen besonderen Beitrag von den Mitgliedern der gelben Verbände allein aufgebracht werden.

Soviel mir bekannt, ist der Verband bestrebt, allmählich auch die sonstigen erwähnten, verhältnismäßig sehr geringen Unterstützungen, die zurzeit von der Firma getragen werden, immer mehr auf seine eigenen Schultern zu nehmen. Auch die Schaffung einer Arbeitslosenunterstützung oder -Versicherung ist im gelben Arbeitsbund bereits ins Auge gefaßt und mit den Vorarbeiten begonnen.

Ueber das Verhältnis der Firma zu den Mitgliedern des gelben Verbandes ist zu sagen, daß eine Bevorzugung dieser gegenüber den

Angehörigen anderer Verbände, insbesondere des Metallarbeiterverbandes, zwar allerdings insofern geübt wird, daß aus sehr begreiflichen Gründen bei gleicher Tüchtigkeit lieber ein gelber als ein roter Arbeiter eingestellt, und bei Entlassungen eher ein roter als ein gelber Arbeiter entlassen wird. Diese „Parteilichkeit" wird kein billig Denkender der Firma zum Vorwurf machen, da der gelbe Verband wie die Leitung der Firma das Wohl sowohl der Arbeiter wie der Industrie selbst in einem auf sachgemäße Vereinbarungen gestützten, auf gegenseitige Achtung und gegenseitiges Vertrauen gegründeten Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sieht, die sozialdemokratischen Verbände dagegen ihren Mitgliedern die Anschauung einprägen, daß der Gewinn des Unternehmers ein Raub am Arbeiter, der Unternehmer der natürliche Feind des Arbeiters sei und daher jede Schädigung des Arbeitgebers einen Vorteil für den Arbeiter bedeute.

Im übrigen aber werden die Arbeiter der Siemens-Betriebe vollständig gleich behandelt, welcher Organisation sie auch angehören mögen. Sämtliche von der Firma getroffenen Wohlfahrtseinrichtungen kommen der gesamten Arbeiterschaft durchaus gleichmäßig zugute. Und diese betragen ein Vielfaches von dem, was nach obigen Angaben dem gelben Verband besonders gewährt wird. Die Beiträge der Firma zur Pensionskasse, zu der sämtliche Arbeiter gehören, betragen im Jahre allein 450 000 Mark. Auch der erst im vorigen Jahre, also drei Jahre nach Gründung des gelben Verbandes eingeführte Urlaub von einer Woche an alle Arbeiter von mindestens 35 Lebens- und 10 Dienstjahren und an alle Arbeiterinnen von mindestens 25 Lebens- und 5 Dienstjahren unter Fortzahlung des durchschnittlichen Verdienstes wird sämtlichen Arbeitern gewährt.

Es trifft demnach auch die Behauptung, daß die gelben Verbände auf Wohlfahrtseinrichtungen aufgebaut seien, auf den in den Siemens-Betrieben bestehenden Verband nicht zu. Auch sie ist also in der Verallgemeinerung, in der sie vorgebracht wird, unrichtig.

Seit dem Jahre 1906 ist an Stelle der früheren einfachen Mehrheitswahl für alle Arbeiterwahlen, also für die zu den Arbeiter-Ausschüssen, zur Betriebskrankenkasse, zu den Konsumvereinen, das Verhältniswahlsystem mit gebundenen Listen eingeführt. Auf Grund dieser Einrichtung ist es möglich, daß in den Arbeitervertretungen der Firma nunmehr alle in der Arbeiterschaft vorhandenen Parteien nach Maßgabe der Zahl der für sie aufgebrachten Stimmen Vertretung finden. Dieses Verhältniswahlsystem hat die Firma beibe-

halten, obgleich sie, seitdem der gelbe Verband die absolute Mehrheit unter der Arbeiterschaft hat, mit der einfachen Mehrheitswahl in allen Arbeitervertretungen ausschließlich dem gelben Verband angehörige Arbeiter haben könnte. Daß die Firma das Verhältniswahlsystem trotzdem beibehält und sogar bei der erst 1908 ins Leben getretenen Betriebskrankenkasse neu eingeführt hat zu einer Zeit, da die absolute „gelbe“ Mehrheit bereits bestand, ist ein Beweis dafür, daß in den Siemenswerken durchaus nicht die Absicht besteht, Arbeiter irgendwelcher politischen oder gewerkschaftlichen Richtung in der Geltendmachung ihrer Interessen zu beschränken.*)

Die Firma hat von der Gründung des Vereins an jede Einmischung in die Leitung des Verbandes in irgend einer Form grundsätzlich vermieden. Bei keiner einzigen Vorstandssitzung, bei keiner einzigen Beratung, bei keiner Generalversammlung hat ein Beamter der Firma teilgenommen; was in den Sitzungen und Versammlungen vorgeht, erfährt die Firma nur dann, wenn der Unterstützungsverein aus irgend einem Grunde den Wunsch hat, dies mitzuteilen.

Es ist nun festzustellen, ob dieser gelbe Verband, der in seiner Mitgliederzahl 8% der gesamten Berliner Metallarbeiterschaft in sich vereinigt, dessen Mitgliederzahl gleich 15% der Mitgliederzahl des Berliner Metallarbeiterverbandes ist, als ein Nutzen oder ein Schaden anzusehen ist, zunächst einmal für die Arbeiterschaft der Firma, bei welcher er besteht, sodann aber, was wichtiger ist, für die gesamte Arbeiterschaft und deren Entwicklung überhaupt, und zwar materiell wie moralisch.

Wenn zunächst erörtert wird, ob die Arbeiter der Firma durch den gelben Verband gefördert oder geschädigt sind, so ist zu fragen, wie die Verhältnisse der dortigen Arbeiterschaft sich seit der Gründung des gelben Verbandes verändert haben und wie sie sich verändert hätten, wenn der gelbe Verband dort nicht ins Leben getreten wäre.

Solange die sogenannten freien Gewerkschaften unter der Arbeiterschaft der Firma das große oder vielmehr das einzige Wort redeten, war die Arbeiterschaft immer wieder durch Streiks in ihrer Verdienstmöglichkeit eingeschränkt worden, und zwar immer durch erfolglose Streiks. Diese haben vorläufig aufgehört.

Dagegen haben sich die Lohn- und Akkordverdienste seither dauernd erhöht, und dies, obwohl, wie bekannt, die letzten Jahre

*) Unter den 91 derzeitigen Mitgliedern der Arbeiter-Ausschüsse befinden sich 59 Gelbe, 29 Rote, 2 Gewerkvereinsmitglieder (Hirsch-Duncker), 1 Mitglied einer katholischen Arbeiterverbindung.

eine fühlbare Krise in der Industrie gebracht haben. Erwachsene Arbeiter der Firma verdienten im Jahre 1906 durchschnittlich 58,5 Pf. pro Stunde, heute verdienen sie 64,6 Pf. pro Stunde. Der durchschnittliche Jahresverdienst betrug damals 1652 M., jetzt beträgt er 1792 M. Für die Arbeiterinnen stellt sich das Verhältnis der durchschnittlichen Stundenverdienste auf 33,2 Pf. damals gegen 34,7 Pf. jetzt, der Jahresdurchschnittsverdienste auf 888 M. gegen 913 M. heute.

Die niedrigsten Löhne, zu welchen ungelernte, mindestens 20 Jahre alte Arbeiter eingestellt wurden, betrugen damals 38 Pf., heute betragen sie 43 Pf. Die Löhne für gelernte Arbeiter haben sich im selben Verhältnis erhöht.

Durch diese Lohnerhöhung hat die gesamte Arbeiterschaft der Firma, nicht etwa bloß die Gelben, eine sehr erhebliche Förderung zu einer Zeit erfahren, in welcher bei andern Firmen Lohnerhöhungen überhaupt wohl kaum vorgekommen sind.

Und auch die früher erwähnte Urlaubserteilung kommt sowohl den dem gelben Verband angehörigen, wie sämtlichen übrigen Arbeitern der Firma zugute.

Diese Vorteile werden selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Arbeiter anderer Firmen bleiben, bei denen es keine gelben Verbände gibt, sie berufen sich bereits auf die wesentlich höheren Löhne und die Wohlfahrtseinrichtungen der durch den gelben Verband „geschädigten“ Arbeiterschaft der Siemenswerke und stellen auf Grund dieser besseren Verhältnisse ihre Forderungen.

Nun aber wird eingewandt: Mag dies auch alles richtig sein, mag auch die Arbeiterschaft der Siemens-Firmen in der Tat nicht nur jetzt, sondern auch dauernd dadurch, daß der gelbe Verband ruhiges Arbeiten ermöglicht, sich nach jeder Richtung hin besser befinden, als wenn dieser gelbe Verband nicht bestünde, und mögen auch wirklich die günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse der Siemens-Firmen in dem Sinne wirken, daß das gesamte wirtschaftliche Niveau der Berliner Arbeiterschaft dadurch gehoben wird, so wiege all dies immer noch nicht den Schaden auf, den die Arbeiterbewegung, damit also die Arbeiterschaft, in sozialer Hinsicht dadurch erleide, daß in den Siemens-Werken durch die Beteiligung der Firma an der Interessenvertretung der Arbeiter in der Arbeiterschaft der Glaube erweckt werde, ihr Interesse sei da, wo der Unternehmer es mit der Arbeiterschaft gut meine, bei dem Unternehmer selbst am besten verwahrt, es sei also für die Arbeiter wünschenswert, „sich in eine freiwillige Abhängigkeit vom Unternehmer“ zu begeben.

Solche Bedenken hegen auch viele von denen, die über den Unsinn von der unbedingten Gegensätzlichkeit der Interessen von Unternehmern und Arbeitern längst hinausgekommen und überzeugt sind, daß in sehr vielen Dingen diese Interessen durchaus gleichgerichtet sind. Sie sagen mit Recht, der Grund, der es als notwendig erscheinen lasse, daß die Arbeiter sich zu Verbänden zusammenschließen, liege eben zu einem wesentlichen Teil gerade in denjenigen Interessen, in denen eine Gegensätzlichkeit leicht eintreten kann, in den Bestrebungen der Arbeiter nach Verbesserung ihrer Lohn- und sonstigen Arbeitsverhältnisse. Und wenn auch ein kluger Unternehmer in seinen Entschließungen der Ueberzeugung folge, daß eine in guten Verhältnissen lebende Arbeiterschaft für die Industrie die vorteilhafteste ist, bestehe eben doch die Möglichkeit, daß es auch zwischen ihm und seinen Arbeitern zu Meinungsverschiedenheiten über die Frage komme, wo die Ansprüche der Arbeiter gerade zur Zeit ihre Grenze finden müssen. Und da sei es ein Widerspruch, wenn die Arbeiter sich bei ihren Koalitionsbestrebungen, die doch Schutzwehren für Fälle gerade von solchen Konflikten mit dem Unternehmer bilden sollen, von eben diesem Unternehmer beraten und unterstützen lassen.

Soweit es sich um die Mitwirkung des Unternehmers bei der Gründung handelt, ergiebt sich, daß dieser Widerspruch ein nur scheinbarer ist, sobald man die Umstände ins Auge faßt, unter denen solche gelben Gewerkschaften, wie die im Siemens-Konzern gegründeten, zustande kommen, nämlich als Gegenorganisation gegen eine bestehende andere Gewerkschaft, deren Vorgehen vom Unternehmer wie von den Arbeitern gleich unzweckmäßig empfunden wird.

Hier liegt — und das wird geflissentlich übersehen — ein Punkt, in dem eben gerade auch auf dem Gebiet der Koalitionsbestrebungen selbst die Interessen von Unternehmer und Arbeiter sich decken. Die Arbeiter wollen sich von dem Druck einer Gewerkschaft befreien, durch deren klassenkämpferische oder sonstige nicht auf rein gewerkschaftlichem Gebiet liegende Bestrebungen sie sich geschädigt, statt gefördert sehen, der Unternehmer hat in gleicher Weise das Interesse, daß gerade auch diesem Teil seiner Arbeiterschaft die Möglichkeit, sich zu koalieren, gewährt werde, der nicht auf dem Standpunkt der ihn grundsätzlich bekämpfenden Gewerkschaften steht, sondern in für das wirtschaftliche Leben weniger störenden Formen seine Verhältnisse zu verbessern trachtet. Das Interesse an der Gründung einer Gegenorganisation ist also in der Tat beiden Teilen gemeinsam.

Eine Arbeiterkoalition ist eben nicht ausschließlich eine Schutzwehr gegen den Unternehmer, sondern vielfach und, wie wir im vorliegenden Falle sehen, unter gewissen Voraussetzungen vornehmlich, eine solche auch gegen andere Arbeiterkoalitionen. In dem Zeitpunkt, zu welchem die Arbeiter mit den bestehenden Organisationen nicht zufrieden sind und sich eine andere gründen wollen, in diesem Zeitpunkt ist die Front ihrer Schutzvereinigung weniger gegen den Unternehmer gerichtet, als gegen die Verbände, von deren Herrschaft sie sich befreien wollen. Da ist denn nach dem oben Gesehenen der Unternehmer der nächste dazu, die Gründung einer solchen, seinen eigenen wie den Intentionen der danach verlangenden Arbeiterschaft entsprechenden neuen Gewerkschaft durch seine moralische Unterstützung wie auch durch Gewährung von Geldmitteln zu ermöglichen. Es ist nicht einzusehen, weshalb die Arbeiter sich das Vorhandensein solcher gemeinsamen Intentionen nicht zunutze machen sollen. Wer sollte ihnen das nötige Geld gewähren? Aus sozialreformerischen Kreisen hätten sie ganz gewiß nichts erhalten, denn diese glauben der Gewerkschaftspresse aufs Wort, daß in den bestehenden Gewerkschaften das Ideal der Arbeiterorganisation verkörpert ist.

Dennoch macht man diesen Arbeitern den Vorwurf, daß sie durch Annahme einer solchen Unterstützung sich eines Verrats an ihren Mitarbeitern schuldig machen oder aber Heuchler seien. Und dem Unternehmer wirft man vor, daß er seine Arbeiter dadurch zu Heuchlern erziehe.

Ein Verrat an den andern Arbeitern würde vorliegen, wenn die Mitglieder der gelben Verbände das Versprechen geben würden, daß sie niemals mehr mit Forderungen an den Unternehmer herantreten würden, eine Heuchelei, wenn sie sich nur den Anschein gäben, als sei dies ihre Absicht. Ich weiß nicht, ob irgendwo von Vertretern eines gelben Verbandes ein derartiges Versprechen gegeben oder gefordert worden ist. Für den gelben Verein in den Siemens-Werken kann ich jedenfalls für das Gegenteil einstehen. Trotzdem werden die Worte „Heuchler" und „Verräter" auf die Angehörigen der sämtlichen gelben Vereine ganz allgemein angewandt.

Diejenigen, die den Arbeitern diesen Vorwurf nicht machen, sondern ihnen den guten Glauben zusprechen, beklagen sie um so mehr als arme „Getäuschte", die man unter falschen Vorspiegelungen um ihr Koalitionsrecht gebracht habe. Der Unternehmer, sagt man, befördere und unterstütze die gelben Verbände lediglich zu dem Zweck,

die Koalitionsbestrebungen seiner Arbeiter zu vereiteln. Er wolle sie mit den bestehenden Gewerkschaften verfeinden und so eine „Zersplitterung" der Arbeiterbewegung herbeiführen. Darum würden die gelben Verbände als „Werkvereine" gegründet, denen nur Arbeiter eines Betriebes angehören dürfen, weil sie dadurch von allen andern Arbeitskollegen abgeschlossen und damit auf Gnade und Ungnade dem Unternehmer überantwortet seien.

Daß die Unternehmer mit solcher Arglist die Koalitionsbestrebungen ihrer Arbeiter zu vereiteln suchen, um die Lohn- und sonstigen Verhältnisse der auf diese Weise machtlos gemachten Arbeiterschaft verschlechtern zu können, wird nur in den selteneren Fällen behauptet, dagegen wird, namentlich in dem Gasteigerschen Buche mit aller Bestimmtheit erklärt, die Beteiligung der Unternehmer an der Gründung der gelben Verbände verfolge die Absicht, an Stelle des von den Arbeitern angestrebten modernen Vertragsverhältnisses einen längst nicht mehr zeitgemäßen patriarchalischen Zustand wieder einzuführen, bei dem der Unternehmer der gute Vater sei, der für seine Kinder sorge, die Arbeiter aber die gehorsamen Kinder, die dankbar annehmen, was ihnen gegeben wird, im übrigen aber nichts zu sagen haben, nicht kritisieren und vor allem nicht fordern dürfen.

Daß es solche Fälle gibt, wird nicht geleugnet werden können. Die Verallgemeinerung aber ist auch hier wieder durchaus unberechtigt. Sie ist geradezu lächerlich im Hinblick auf Betriebe, wie die der Siemens-Firmen. Wer glaubt, daß in den leitenden Kreisen solcher Gesellschaften noch jemand derartigen Träumen aus der Kindheit der Industrie nachhängt und an die Möglichkeit einer Wiederkehr von patriarchalischen Zuständen glaubt, wie sie übrigens in den Siemens-Fabriken nie geherrscht haben, der muß den tatsächlichen Verhältnissen solcher Unternehmungen wirklich recht fernstehen.

Man kann entgegnen und hat auch entgegnet: Ob eine solche Absicht beim Unternehmer vorhanden sei, könne dahingestellt bleiben, darauf komme es gar nicht so sehr an. Denn einerlei, ob der Unternehmer die Unfreiheit seiner „Gelben" wolle oder nicht, sie trete eben ein als notwendige Folge der Art und Weise, wie gelbe Verbände entstehen und organisiert seien. Durch ihre materielle Abhängigkeit vom Unternehmer einerseits, ihre Isolierung von den übrigen Gewerkschaften andererseits seien sie tatsächlich auf den guten Willen des Unternehmers angewiesen. Niemals wären sie

imstande, einen Wunsch in anderer als bittender Form vorzubringen, denn eine Forderung zu stellen, hätte für sie gar keinen Sinn, da sie nicht die Macht besäßen, durch die allein eine Forderung Gewicht erhält, die Macht, ihren Willen dem des Unternehmers entgegenzustellen. Wenn daher in den Statuten der gelben Verbände das Streikrecht nicht verboten, vielfach sogar ausdrücklich gewahrt werde, so sei das eine reine Redensart, denn die gelben Vereine würden, wenn sie auch wollten, einen Streik niemals führen können, weil ihnen einfach die Mittel dazu fehlen.

Hier sind wir beim Angelpunkt der ganzen Frage angelangt: Ist es den gelben Verbänden möglich, äußerstenfalls einen Streik zu unternehmen oder nicht? An der Beantwortung dieser Frage hängt die Entscheidung darüber, ob die gelben Verbände als Gewerkschaften, als vollwertige Koalitionen anzusehen sind. Denn der Zusammenschluß der Arbeiter hat den Zweck, eine Schutzwehr zu schaffen zur Verteidigung der Interessen der Arbeiter gegen jedermann, der ein entgegengesetztes Interesse geltend machen kann. Eine Schutzwehr muß wehrhaft sein, wenn sie schützen soll. Sind die gelben Gewerkschaften, sie mögen so friedlich gesinnt sein, wie sie wollen, nicht in der Lage, äußerstenfalls ihrem Willen auch durch Widerstand Nachdruck zu verleihen — und einen anderen Widerstand als Arbeitsverweigerung hat der Arbeiter nicht —, so sind sie zwar nicht rechtlos, aber in der Wirklichkeit nicht viel besser daran, als wenn sie es wären, denn ein Recht, das man nicht verteidigen und nötigenfalls erzwingen kann, hat nur solange Wert, als es freiwillig anerkannt wird.

Die Koalition aber verfolgt gerade das Ziel, dem Arbeiter die Macht zu verschaffen, das, was er für sein Recht hält, auch dann geltend zu machen, wenn es angegriffen wird. Soweit die gelben Verbände dies imstande sind, so weit und nur so weit kann man sie mit den andern Gewerkschaften auf eine Stufe stellen.

Es muß ohne weiteres zugestanden werden, daß die Fähigkeit, auch gegen den Unternehmer ihren Willen durchsetzen, für die gelben Gewerkschaften während der ersten Zeit des Bestehens in gewisser Beziehung beschränkt ist. Sie haben sich von den andern Gewerkschaften losgelöst, also keinen Anspruch auf deren Unterstützung, einen eigenen Streikfonds besitzen sie nicht, denn ihr Vermögen ist für seinen statutenmäßigen Verwendungszweck festgelegt. Es ist ihnen daher in der Tat erschwert, einen etwaigen Kampf mit dem Unternehmer aufzunehmen.

Auch die Mitglieder des gelben Vereins in den Siemens-Werken waren in diesem Sinne während der ersten Jahre des Bestehens des gelben Verbandes scheinbar waffenlos insofern, als sie die Brücken zu den übrigen Gewerkschaften abgebrochen hatten, auch kein anderes als das ihnen vom Unternehmer geschenkte Vermögen in ihrer Verbandskasse hatten. In dieser Zeit waren sie tatsächlich von ihrem Unternehmer abhängiger, als die Angehörigen der übrigen Gewerkschaften. Es steht damit allerdings nicht ganz so schlimm, wie es aussieht, denn wäre es zu einem Streik gekommen, und hätten die Gelben sich geschädigt gefühlt, so wären sie, wenn es gegen den Unternehmer gegangen wäre, von den übrigen Gewerkschaften mit offenen Armen wieder aufgenommen worden. Das haben diese „den armen Verirrten" mehr als einmal nachdrücklichst angeboten. Nun muß ich aber doch fragen: Bei welcher neugegründeten Gewerkschaft ist das jemals anders gewesen? Hätte man aus solchen Gründen den bestehenden großen Gewerkschaften die Lebenskraft absprechen wollen, so gäbe es heute überhaupt keine Gewerkschaften. Sie alle haben sich aus kleinen Anfängen heraus erst allmählich zu selbständigen und kampffähigen Arbeiterverbänden entwickelt. Ihre anfängliche Unselbständigkeit ist eine ganze selbstverständliche Uebergangserscheinung, sozusagen eine Kinderkrankheit gewesen. Wodurch ist nun aber bewiesen, daß es bei den gelben Gewerkschaften anders sein werde? Dies übersehen zu haben, ist der Fehler so ziemlich sämtlicher Beurteiler der gelben Bewegung. Sie alle haben in dieser Abhängigkeit nicht eine unvermeidliche vorübergehende Erscheinung, sondern eine organische und dauernde Eigenschaft erblickt. Die ältesten der in Frage kommenden gelben Vereine sind gerade 5 Jahre alt. Der Verein in den Siemens-Werken besteht knapp 4 Jahre. Aber schon bei seinem Entstehen waren die Akten der Sozialreformer über das Werden, das Wesen und die Zukunft der gelben Gewerkschaften samt und sonders geschlossen.

Es ist erstaunlich, mit wie wenig Vorsicht diese Urteile ausgesprochen worden sind, und noch erstaunlicher, daß sie bis heute nicht revidiert und korrigiert worden sind, obwohl ein aufmerksamer Beobachter hätte erkennen müssen, daß die Entwicklung der gelben Bewegung in ihren bedeutendsten Vertretern schon längst ganz andere Wege eingeschlagen hat, als man ihr vorgezeichnet hatte.

Wir haben bei dem in den Siemens-Werken bestehenden Verband gesehen, wie ein allmähliches Loslösen von der durch die Ver-

hältnisse der Gründungszeit unvermeidlich gewesenen Unselbständigkeit vor sich geht. Der Verband, der zuerst ein reiner Werkverein war, hat sich bereits vor zwei Jahren mit andern gelben Verbänden zu dem gelben Arbeitsbund zusammengeschlossen und damit diese Fessel, die seine Freiheit einschränkte, abgestreift. Die Unterhaltung des von diesem gelben Arbeitsbund gegründeten Arbeitsnachweises, die zuerst durch die Firma geschah, haben die Arbeiter selbst übernommen. Die Gründung einer Zentralzuschußkasse ist in die Wege geleitet, die Einführung einer Arbeitslosenunterstützung in Vorbereitung. Daß unter solchen Voraussetzungen eine gelbe Gewerkschaft zu dauernder Machtlosigkeit verurteilt sein solle, kann unmöglich behauptet werden. Die anfänglich vorhandene Unselbständigkeit kann eben nur mit der Zeit überwunden werden, genau wie das bei den übrigen Gewerkschaften auch der Fall war. Auch die gelben Verbände werden mit der Zeit die Kraft gewinnen, ihrem Willen gegenüber dem des Unternehmers dadurch Nachdruck zu verleihen, daß sie um seine Durchsetzung auch kämpfen können, wenn sie wollen. Daß ihnen dazu dauernd die Mittel fehlen werden, dafür ist kein Schatten eines Beweises erbracht. Nichts hindert die gelben Arbeiterverbände — ein einziger entgegengesetzt liegender Fall ist berichtet worden —, neben ihren satzungsmäßigen Beiträgen, deren Verwendungszweck festgelegt ist, besondere Beiträge zu sammeln, zu welchen Zwecken immer sie wollen.

Die Lage in bezug auf die Streikmöglichkeit ist also eine ganz andere, als allgemein angenommen wird: Die Arbeiter brauchen nicht mehr, wie früher, zu streiken, wenn sie von außerhalb kommandiert werden. Wenn sie aber streiken wollen, so kann der Arbeitgeber sie so wenig daran hindern, wie früher.

Der grundlegende Unterschied, der zwischen einem solchen und den früheren Arbeitskämpfen bestehen würde, läge aber darin, daß die Mitglieder des gelben Verbandes nur dann es auf einen Kampf ankommen lassen würden, wenn wirklich die Forderungen der Arbeiterschaft zu dem, was der Unternehmer gewähren will, in einem so starken Gegensatz stünden, wenn also wirklich die Arbeiterschaft der Betriebe selbst in so hohem Maße unzufrieden wäre, daß zur Herbeiführung eines Ausgleichs ein gelinderes Mittel nicht mehr zu finden wäre, als der Kampf. Denn in einem Verbande, der infolge des Widerspruchs seiner Mitglieder gegen den Streikterrorismus anderer Gewerkschaften ins Leben gerufen ist, wird eine Mehrheit für einen Ausstand kaum gewonnen werden, wenn nicht wirklich die

ernste Notwendigkeit dazu auch von den ruhig Ueberlegenden als vorhanden angesehen wird.

Inwiefern unter solchen Voraussetzungen die gelben Verbände eine Schädigung der Arbeiter und ihre Mitglieder Verräter an der Arbeitersache sein sollen, ist nicht einzusehen. Diese Verbände stellen genau wie die andern Gewerkschaften, wenn man über die Uebergangszeit ihres Entwicklungsstadiums wegsieht, Vereinigungen von Arbeitern dar, die den Zweck haben, in einer ihren Mitgliedern genehmen Form an der Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter zu arbeiten, ohne sich dabei irgend einer Freiheit, irgendwelcher Rechte, die den Angehörigen anderer Koalitionen zustehen, noch auch der Möglichkeit, sie geltend zu machen, zu begeben.

Die allseitigen Verdammungsurteile, mit denen der gelben Bewegung zu Leibe gerückt worden ist, waren also vorschnell und ungerechtfertigt.

Es ist ein großes Uebel, daß in unserer Zeit des billigen Papiers und der vielen Zeitschriften, deren Spalten jede Woche gefüllt sein wollen, kaum einem Ereignis mehr Zeit bleibt, zur Welt zu kommen, bevor sein nachmaliger Lebenslauf von eifrigen Federn beschrieben, gedruckt und der Oeffentlichkeit preisgegeben wird. Gerade auf sozialem Gebiet kann man diese Beobachtung anstellen: Keine neue Erscheinung tritt ins Leben, auf die nicht schon Freunde wie Feinde, Parteiische wie Unparteiische warten, um sie zu beurteilen, zu fördern oder zu verwerfen, vor allem aber einzuregistrieren, so daß sie nicht Raum noch Zeit hat zu natürlicher Entwicklung, vielmehr in dauernder Gefahr schwebt, in dem Haufen von bedrucktem Papier, der um sie aufgehäuft wird, zu ersticken.

An Beispielen ist kein Mangel: Da glaubt man erkannt zu haben, daß in einer Anzahl von Handwerksbetrieben die Zahl der Arbeitskämpfe vermindert und ihre Heftigkeit verringert werden kann durch den Abschluß von Tarifverträgen. Alsbald ruft man die Tarifverträge als das Allheilmittel für das gesamte wirtschaftliche Leben aus, will sie augenblicklich auf alle Gewerbe ausgedehnt sehen, schreit Zeter und Mordio und ruft die Gesetzgebung gegen die Großindustrie an, die sich nicht über denselben Leisten schlagen lassen will, wie das Handwerk, das auf ganz andern Voraussetzungen beruht.

Vor 20 Jahren sind die Gewerbegerichte ins Leben getreten. Die bei ihnen eingesetzten Ausschüsse zur Erteilung von Gutachten

und zur Vorberatung von Anträgen bei gesetzgebenden Behörden haben schon viel geleistet, aber sie sind noch längst nicht voll ausgenutzt. Sie könnten auch an den größten Orten noch viel mehr Arbeit tun, als ihnen bisher möglich war. Aber schon ist man dabei, ohne Rücksicht hierauf mit unendlichem Kostenaufwand „Arbeitskammern“ einzuführen, die mit nur unwesentlichen Erweiterungen genau dieselben Aufgaben erfüllen sollen, wie die Ausschüsse der Gewerbegerichte.

Man plant kommunale und staatliche Arbeitslosenversicherungen. Da wäre es nun zweckmäßig, vorausgesetzt, daß das Gros der Arbeiterschaft in Gewerkschaften organisiert wäre, sich an die von diesen Gewerkschaften eingeführten Arbeitslosenunterstützungen anzuschließen. Alsbald preist man dieses System als das einzig richtige und will überall solche Arbeitslosenunterstützungen einführen, ohne Rücksicht darauf, daß zurzeit wenig mehr als ein Fünftel der Arbeiterschaft Organisationen angehört.

Es hat sich herausgestellt, daß in einzelnen Betrieben einzelne Wohlfahrtseinrichtungen durch die Art ihrer Organisation oder auch bei mißbräuchlicher Anwendung Nachteile für einzelne Arbeiter im Gefolge gehabt haben. Alsbald schrie man: „Weg mit allen Wohlfahrtseinrichtungen!“, ohne sich darum zu kümmern, daß die bestehenden Schäden oder Mißbräuche in gar keinem Verhältnis zu dem gewaltigen Segen stehen, den die Wohlfahrtseinrichtungen an anderen Orten, meist sogar in demselben Betriebe für die Arbeiterschaft bedeuten.

Und so steht es denn auch mit dem allgemeinen Verdammungsurteil gegen die gelben Verbände. Man hat richtig erkannt, daß sie in ihrem Gründungsstadium wehrhafte Gewerkschaften noch nicht sind. Aber man sieht diese Eigenschaften, die bloß die Eierschalen des eben ausgeschlüpften Vogels sind, als dessen wichtigste Organe an und zieht alsbald aus, ihn umzubringen, von dem vergnügten Kampfgeschrei aller Konkurrenzgewerkschaften begleitet, denen natürlich kein lieberer Wunsch erfüllt werden konnte. Und wie schon öfter besorgen die Sozialreformer wieder einmal, ohne es zu ahnen, lediglich die Geschäfte der Sozialdemokraten, denn gerade denen kann kein größerer Dienst geschehen, als wenn das Aufkommen von Organisationen verhindert wird, die beweisen würden, daß Unternehmer und Arbeiter nicht unter allen Umständen und in allen wichtigen Punkten geschworene Feinde sind.

Diese Seite der Frage hätte unserer Ansicht nach [illegible] socialen Verhältnisse nicht entgehen dürfen. Es ist [illegible] wünschen, daß unsere Socialreformer zu ihrem rechten Willen [illegible] der lauteren Absicht, zu nützen, noch mehr als es bis jetzt [illegible] zu bemerken ist, das Bestreben hinzufügen, die Erscheinungen der Praxis vorurtheilsfrei aus eigener Anschauung kennen zu lernen, bevor sie in autoritativer Form ihr Urtheil darüber abgeben.

Es könnte sonst leicht der Fall eintreten, daß, wenn im allgemeinen das Tüchtige und Gesunde trotz aller [illegible] sich durchzuarbeiten pflegt, doch einmal bei allzu rauher Behandlung an sich lebensfähige Keime erstickt werden, und dann wäre es Schade, wenn man genöthigt wäre, unsere Socialreformer als [illegible] zu bezeichnen, die zwar unter allen Umständen das Gute [illegible], aber in doctrinärem Uebereifer manchmal das Böse [illegible].

Uebrigens scheint es in der Beurtheilung der [illegible] nachträglich [illegible] zu wollen. Es erheben sich in [illegible] Stimmen, welche ihre allgemeine Ablehnung [illegible] Dr. Hugo Böttger in seinem kürzlich erschienenen [illegible] Industrie und der Staat" über die [illegible] [illegible] an der doctrinären Art mancher unserer [illegible] ihrem unberechtigten [illegible] von der [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] von Fällen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] kann nicht als [illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible]

natürlich nicht ausbleiben. Die Arbeiter werden merken, was man mit ihnen beabsichtigt, und werden früher oder später den Verein auflösen und den anderen Organisationen wieder zuströmen, von denen sie selbstverständlich mit offenen Armen aufgenommen werden, und diese Arbeiter werden heftigere Feinde ihres Arbeitgebers werden, als sie es je zuvor gewesen sind, nun aber nicht mehr so grundlos wie ehedem. Ich glaube aber, daß ein solcher Unternehmer, wie der geschilderte, kaum mehr zu finden sein dürfte.

Eher schon dürfte es eine Anzahl von Unternehmern geben, die einen gelben Verband in ihren Betrieben pflegen, in der bewußten Absicht oder dem unklaren Wunsch, das Streben der Arbeiterschaft nach selbständiger Vertretung ihrer Interessen wieder abzuschaffen und statt dessen ein patriarchalisches System, sei es aufrecht zu erhalten oder gar erst neu einzuführen. Auch sie dürften ihres Irrtums gewahr werden. Der Begriff des Vertragsverhältnisses zwischen Unternehmer und Arbeiter mit gegenseitigen Rechten und Pflichten ist der Arbeiterschaft so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ein Arbeitsverhältnis, bei dem die Entscheidung der Arbeiterinteressen auch da, wo letzten Endes nur ein Machtkampf sie herbeiführen könnte, ausschließlich beim Arbeitgeber liegt, auf die Dauer als unerträglich empfunden werden muß. Der Arbeiter will seine Angelegenheiten selbst vertreten: eine solche Vertretung ist nur möglich, wenn man dafür kämpfen kann. In einem Verbande nun, in dem der Arbeitgeber auf die Dauer das entscheidende Wort spricht, werden sich die Arbeiter nur allzu leicht benachteiligt glauben, auch wenn sie es nicht sind, lediglich deshalb, weil sie wissen, daß sie sich nicht wehren könnten, wenn sie benachteiligt würden. Früher oder später werden sie eine solche Vereinigung als Gewerkschaft nicht mehr anerkennen wollen, der Wunsch nach einem andern Zusammenschluß wird erwachen, bei dem sie unter sich sind, und sie werden allmählich entweder offen oder heimlich sich andern Koalitionen anschließen. Der gelbe Verband aber wird sich mit der Zeit auflösen oder ein Schattendasein führen.

Es bleiben die Verbände, an deren Gründung der Unternehmer sich lediglich in der Absicht beteiligt, denjenigen unter den Arbeitern seines Betriebes, die sich bisher nur gezwungen den Maßnahmen der andern Gewerkschaften gefügt haben, die Möglichkeit einer Vereinigung zu geben, in der sie in einer beiden Teilen geeignet erscheinenden Weise ihre Interessen vertreten können.

Es ist nicht einzusehen, daß ein solcher Arbeiterverband, der aus dem Wunsch der Arbeiterschaft selbst hervorgegangen ist, wenn er die Größe und die Kraft gewinnt, für seine Zwecke einzutreten und nötigenfalls auch zu kämpfen, nur aus dem Grunde keine Lebensfähigkeit besitzen soll, weil der Unternehmer, der die Nützlichkeit einer solchen Art von Arbeitervertretung eingesehen hat, die Gründung begünstigt und durch Geldunterstützungen ermöglicht hat.

Ein solcher Verband wird natürlich noch mehr als die unter andern Umständen und mit andern Absichten begründeten von den übrigen Gewerkschaften bekämpft werden. Er wird diesen Gewerkschaften um so gefährlicher werden, je deutlicher im Verlauf seiner Entwicklung sich zeigt, daß durch sein Bestehen die Verhältnisse der Arbeiterschaft nicht verschlechtert, sondern im Gegenteil dauernd verbessert werden, und zwar ohne daß, um geringe Verbesserungen zu erzielen, erst ausgedehnte Arbeitskämpfe stattfinden müssen, die, wenn sie ergebnislos verlaufen, der Arbeiterschaft viel mehr schaden, als sie Nutzen bringen, wenn sie Erfolg haben. Es ist dann nicht unmöglich, daß immer mehr Arbeiter zu der Ueberzeugung gelangen werden, daß gelbe Gewerkschaften die geeignetste Form der Koalition für sie bilden. Die andern Gewerkschaften werden also damit rechnen müssen, daß sie mit der Zeit für immer größere Teile der Arbeiterschaft die Anziehungskraft verlieren werden, wenn sie nicht sich entschließen, die Taktik zu ändern, die sie der Arbeiterschaft entfremdet. Tragen sie diesem Umstande nicht rechtzeitig und ausreichend Rechnung, so werden immer größere Teile von ihnen abspringen und sie werden schließlich einen radikalen linken Flügel bilden, der immer mehr an Mitgliedern und damit an Macht verliert, je radikaler er sich geberdet.

Ob nun die Entwicklung gerade eine solche sein wird oder nicht, in jedem Fall werden die gelben Gewerkschaften, soweit die erörterten Voraussetzungen auf sie zutreffen, zu ihrem Teil an der Erziehung der Arbeiterschaft zum gewerkschaftlichen Leben mitarbeiten.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist das Ziel auch der gelben Gewerkschaften, wenn auch einzelne der bestehenden andern Koalitionen durch Mitgliederverlust unter ihnen leiden, nicht eine Zersplitterung der Koalitionen, sondern im Gegenteil, da sie zahlreichen bisher der Organisation fernstehenden Teilen der Arbeiterschaft eine ihnen zusagende Organisationsform schaffen, die Fortbildung, die weitere Vervollkommnung der Arbeiterorganisation.

Auch die gelben Gewerkschaften werden kaum die letzte Gewerkschaftsform darstellen, die wir erleben werden. Es ist absurd, wenn man wie manche Sozialreformer tun, die in der Entwicklung begriffene Gewerkschaftsbewegung bereits als in ihren Formen vollendet ansehen möchte. In unserer Arbeiterschaft sind so grundverschiedene Elemente vertreten, daß man heute noch gar nicht absehen kann, in welchen Formen die 80 % bisher unorganisierte Arbeiter ihren Zusammenschluß vollziehen werden, den jeder Einsichtsvolle als notwendig anerkennen wird.

Neue Formen werden folgen. Wer bei ihrer Gründung tätig sein, wer das erste Geld dazu beisteuern wird, von wem sie während ihrer ersten Lebenszeit abhängig sein werden, ist völlig gleichgültig. Was aus ihnen wird, darauf kommt es an.

Welche von allen diesen möglichen bestehenden und künftigen Organisationsformen dann dauernd oder für eine erhebliche Zeit Bestand haben werden, wieviel verschiedenartige Organisationen weiterhin nebeneinander bestehen werden, ob es immer mehrere sein werden, oder ob schließlich aus allen eine einheitliche Gewerkschaftsform für die Gesamt-Arbeiterschaft sich herausbilden wird, darüber kann man natürlich verschiedener Meinung sein. Manchem wird im Interesse des Aufhörens der Reibungen zwischen den mit einander konkurrierenden Gewerkschaften die Herausbildung einer einzigen großen Gewerkschaft sympathisch erscheinen, andere werden es mit Rücksicht auf Erfahrungen auf anderem Gebiet für wünschenswert halten, daß dauernd verschiedene Organisationsformen bestehen und mit einander um den Vorrang ringen, weil diese Notwendigkeit, zu kämpfen, eine Organisation lebensfrisch erhalte und sowohl Selbstüberhebung wie Stagnation verhindere. In dem einen wie im andern Fall muß jeder Einsichtige wünschen, daß, bevor es zu einer Entscheidung hierüber kommt, alle möglichen Erscheinungsformen ins Leben treten, damit aus ihnen die tüchtigen und gesunden Elemente zu den dauernden Formen sich entwickeln können.

Das Problem der inneren Wanderungen in den österreichischen Sudetenländern und seine Bedeutung für die nationale Politik.

Von

Prof. Dr. Hugo Herz, Brünn

I.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Im Zeichen dieser Anpassungskämpfe stehen in der gegenwärtigen Phase ihrer Entwicklung die österreichischen Sudetenländer: Böhmen, Mähren und Schlesien; Länder, in denen seit unvordenklichen Zeiten Deutsche und Slaven (Tschechen, Polen) teils in gemeinschaftlich bewohnten Länderstrichen und Städten, teils durch scharfe Sprachgrenzen gesondert in ihren geschlossenen Siedlungsgebieten wohnen.

Trotz der numerischen Schwäche der Deutschen — beträgt doch ihre Volkszahl etwa ein Dritteil der Gesamtbevölkerung der Sudetenländer — vermochten sie kraft ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Machtentfaltung in diesen Ländern eine Vorhandstellung zu behaupten. Vollends die deutschen Städte als vornehmliche Träger des Handels und des Gewerbefleißes dehnten ihren wirtschaftlichen Einfluß und ihre Machtsphäre über weite Strecken fremder Zunge aus.

Seit der Schlacht am Weißen Berge waren auch die Inhaber der landwirtschaftlichen Produktion, die großen Grundbesitzer, ins deutsche Lager übergegangen, wodurch auch die Massen landarbeitenden Volkes in höriger Abhängigkeit gehalten wurden. In den Perioden wirtschaftlichen Stillstandes und sozialer Verknöcherung, in denen Abzugsbeschränkungen die ländliche Bevölkerung an den Grundherrn gefesselt hielten und Niederlassungserschwerungen die städtische Bevölkerung in ihren ererbten Sitzen festhielten, veränderten sich die Siedlungsgebiete beider Völkerschaften nicht.

Aus dieser Erstarrung wurden sie erst mit dem Uebergange zur neuen Wirtschaftsordnung befreit. Jetzt erst wird die Tatsache, daß die Inhaber der Produktionsmittel Deutsche waren, allmählich durchbrochen.

Der befreite Bauernstand schuf neben dem deutschen Großgrundbesitze eine selbständige Klasse tschechischer Bauern.

Die frei gewordenen gewerblichen und industriellen Betätigungen ziehen die Massen landlosen tschechischen Proletariates in die Städte und Industriezentren, in denen sich alsbald ein tschechischer Arbeiterstand und ein tschechisches Kleinbürgertum entwickelt. So wirkt die Freizügigkeit auf die nationalen Siedlungsverhältnisse zurück und gestaltet diese im Verein mit den wirtschaftlichen Verhältnissen um.

Die neuere statistische Forschung ermöglicht die Veränderungen, wie sie durch die Wanderbewegung geschaffen werden, zu erfassen und jene Zahlenverhältnisse festzustellen, wie sie in den Bevölkerungs-

gruppen innerhalb eines gewissen Zeitraumes durch diese Umschichtungen sich ergeben.

Vorerst jedoch soll eine allgemeine Uebersicht über die numerischen Verschiebungen beider Nationen in den Sudetenländern zeigen, wie sich im populationistischen Wettbewerbe Slaven und Deutsche behaupten.*)

Demnach waren von je 100 Personen

	in Böhmen		in Mähren			in Schlesien		
	Deutsche	Tschechen	Deutsche	Tschechen	Polen	Deutsche	Tschechen	Polen
1880	37,17	62,79	29,38	70,41	0,62	48,91	22,95	28,13
1890	37,20	62,79	29,37	70,34	0,65	47,76	22,02	30,22
1900	37,27	62,67	27,91	71,35	0,64	44,68	22,04	33,22

Während in Böhmen die deutsche Sprachzugehörigkeit zunimmt, zeigen sich in Mähren, besonders aber in Schlesien, empfindliche Verluste; im ersteren Lande zugunsten der Tschechen, in letzterem zugunsten der Polen.

Dazu kommt noch, daß die nationale Stellung der Deutschen in Mähren durch besonders ungünstige Siedlungsverhältnisse leidet. Während im Königreiche Böhmen 92,5 % der Deutschen in unangefochtener Position im rein deutschen Sprachgebiete wohnen, erfreuen sich in Mähren bloß 72 % dieser glücklichen Lage. Nahezu ein Dritteil, darunter die wirtschaftlich kräftigsten Elemente, wohnen unter Slaven, in sehr exponierten Städten und Sprachinseln allseits von Slaven eingeengt. Etwas günstiger sind für die Deutschen die Verhältnisse in Schlesien; denn dort wohnen 85,6 % in rein deutschen Bezirken, während etwa 12 % allerdings zwei nationalen Gegnern, Tschechen und Polen, gegenüberstehen. Die Wucht des slavischen Vorstoßes in Mähren und Schlesien ist heftiger, das Problem der Erhaltung des nationalen Besitzstandes schwieriger.

Da aber nächst der natürlichen Vermehrung die Wanderungen am meisten das Wachstum der Bevölkerung beeinflussen und Siedlungsverhältnisse verschieben, kann dieses Problem nicht einheitlich in seinen Wirkungen beurteilt werden.

Das Endergebnis einer Wanderung für die Volkszahl eines Gebietes ergibt sich aus der Vergleichung des Zu- und Wegzuges. Aber nicht nur die Gestaltung der Bevölkerungsziffer, sondern auch die Richtung der Wanderungen läßt sich daraus erkennen.

---

*) Rauchberg: Der nationale Besitzstand in Böhmen. Leipzig 1905.

Ueberwiegt der Zuzug den Wegzug, dann ist die Wanderbilanz aktiv (+), im entgegengesetzten Falle passiv (—).

Diese Rohbilanz der Wanderbewegung für die drei Sudetenländer gibt folgende Ziffern:

	Böhmen		Mähren*)	
	absolute Zahlen	Prozente	absolute Zahlen	Prozente
rein deutsche Bezirke	+ 44 336	+ 2,54	— 19 427	— 8,7
gemischte Bezirke mit deutscher Mehrheit	+ 40 074	+ 9,95	+ 21 144	+ 5,9
gemischte Bezirke mit tschech. Mehrheit .	— 101 065	— 14,76	— 12 745	— 2,7
rein tschech. Bezirke	— 299 288	— 8,72	— 159 728	— 11,6
	— 333 106	— 5,32	— 165 756	— 6,8

Schlesien*)

	absolute Zahlen	Prozente
deutsche Bezirke	— 5 273	— 2,3
gemischte Bezirke mit tschechischer Mehrheit	— 13 026	— 11,4
gemischte Bezirke mit polnischer Mehrheit .	+ 28 564	+ 10,6
polnische Bezirke	— 7 080	— 9,3
	+ 3 185	+ 0,5

Es ergibt sich somit für das gesamte deutsche Sprachgebiet der Sudetenländer eine aktive Wanderbilanz von 105 554 bzw. 3,8 %, für die slavischen Gebietsteile eine passive Wanderbilanz von 593 932 bzw. 9,9 % der Bevölkerung. Diese Bilanzziffern zeigen auch gleichzeitig schon die Richtung der Wanderungen an. In Böhmen sind die stärksten Zuwanderungsgebiete im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, in Mähren und Schlesien in den Bezirken mit deutscher Mehrheit oder Minderheit zu suchen, Gebiete die infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges die ländlichen Bevölkerungskreise in den Bereich des städtischen Lebens und der industriellen Entwicklung ziehen. Das rein deutsche Sprachgebiet der beiden letztgenannten Kronländer bilanziert passiv — ein trauriges Zeichen ökonomischer Stagnation, in dem sich seit dem Untergang des einstmals in diesen Gegenden so mächtigen Webergewerbes weite, ausschließlich von Deutschen bewohnte Landstriche befinden. Die bloße bilanzmäßige Erkenntnis der Wanderbewegung erschöpft das Problem wohl keineswegs; denn eine

*) Herz: Der nationale Besitzstand und die nationalen Siedlungsverhältnisse in Mähren und Schlesien. Zeitschr. für die ges. Staatsw. Jahrgang 65, Heft 4.

gruppen innerhalb eines gewissen Zeitraumes durch diese Umschichtungen sich ergeben.

Vorerst jedoch soll eine allgemeine Uebersicht über die numerischen Verschiebungen beider Nationen in den Sudetenländern zeigen, wie sich im populationistischen Wettbewerbe Slaven und Deutsche behaupten.*)

Demnach waren von je 100 Personen

	in Böhmen		in Mähren			in Schlesien		
	Deutsche	Tschechen	Deutsche	Tschechen	Polen	Deutsche	Tschechen	Polen
1880	37,17	62,79	29,38	70,41	0,62	48,91	22,95	28,13
1890	37,20	62,79	29,37	70,34	0,65	47,76	22,02	30,22
1900	37,27	62,67	**27,91**	71,35	0,64	**44,68**	22,04	33,22

Während in Böhmen die deutsche Sprachzugehörigkeit zunimmt, zeigen sich in Mähren, besonders aber in Schlesien, empfindliche Verluste; im ersteren Lande zugunsten der Tschechen, in letzterem zugunsten der Polen.

Dazu kommt noch, daß die nationale Stellung der Deutschen in Mähren durch besonders ungünstige Siedlungsverhältnisse leidet. Während im Königreiche Böhmen 92,5 % der Deutschen in unangefochtener Position im rein deutschen Sprachgebiete wohnen, erfreuen sich in Mähren bloß 72 % dieser glücklichen Lage. Nahezu ein Dritteil, darunter die wirtschaftlich kräftigsten Elemente, wohnen unter Slaven, in sehr exponierten Städten und Sprachinseln allseits von Slaven eingeengt. Etwas günstiger sind für die Deutschen die Verhältnisse in Schlesien; denn dort wohnen 85,6 % in rein deutschen Bezirken, während etwa 12 % allerdings zwei nationalen Gegnern, Tschechen und Polen, gegenüberstehen. Die Wucht des slavischen Vorstoßes in Mähren und Schlesien ist heftiger, das Problem der Erhaltung des nationalen Besitzstandes schwieriger.

Da aber nächst der natürlichen Vermehrung die Wanderungen am meisten das Wachstum der Bevölkerung beeinflussen und Siedlungsverhältnisse verschieben, kann dieses Problem nicht einheitlich in seinen Wirkungen beurteilt werden.

Das Endergebnis einer Wanderung für die Volkszahl eines Gebietes ergibt sich aus der Vergleichung des Zu- und Wegzuges. Aber nicht nur die Gestaltung der Bevölkerungsziffer, sondern auch die Richtung der Wanderungen läßt sich daraus erkennen.

*) Rauchberg: Der nationale Besitzstand in Böhmen. Leipzig 1905.

Ueberwiegt der Zuzug den Wegzug, dann ist die Wanderbilanz aktiv (+), im entgegengesetzten Falle passiv (—).

Diese Rohbilanz der Wanderbewegung für die drei Sudetenländer gibt folgende Ziffern:

	Böhmen		Mähren*)	
	absolute Zahlen	Prozente	absolute Zahlen	Prozente
rein deutsche Bezirke	+ 44 336	+ 2,54	— 19 427	— 8,7
gemischte Bezirke mit deutscher Mehrheit	+ 40 074	+ 9,95	+ 21 144	+ 5,9
gemischte Bezirke mit tschech. Mehrheit .	— 101 065	— 14,76	— 12 745	— 2,7
rein tschech. Bezirke	— 299 288	— 8,72	— 159 728	— 11,6
	— 333 106	— 5,32	— 165 756	— 6,8

Schlesien*)

	absolute Zahlen	Prozente
deutsche Bezirke	— 5 273	— 2,3
gemischte Bezirke mit tschechischer Mehrheit	— 13 026	— 11,4
gemischte Bezirke mit polnischer Mehrheit .	+ 28 564	+ 10,6
polnische Bezirke	— 7 080	— 9,3
	+ 3 185	+ 0,5

Es ergibt sich somit für das gesamte deutsche Sprachgebiet der Sudetenländer eine aktive Wanderbilanz von 105 554 bzw. 3,8 %, für die slavischen Gebietsteile eine passive Wanderbilanz von 593 932 bzw. 9,9 % der Bevölkerung. Diese Bilanzziffern zeigen auch gleichzeitig schon die Richtung der Wanderungen an. In Böhmen sind die stärksten Zuwanderungsgebiete im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, in Mähren und Schlesien in den Bezirken mit deutscher Mehrheit oder Minderheit zu suchen, Gebiete die infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges die ländlichen Bevölkerungskreise in den Bereich des städtischen Lebens und der industriellen Entwicklung ziehen. Das rein deutsche Sprachgebiet der beiden letztgenannten Kronländer bilanziert passiv — ein trauriges Zeichen ökonomischer Stagnation, in dem sich seit dem Untergang des einstmals in diesen Gegenden so mächtigen Webergewerbes weite, ausschließlich von Deutschen bewohnte Landstriche befinden. Die bloße bilanzmäßige Erkenntnis der Wanderbewegung erschöpft das Problem wohl keineswegs; denn eine

*) Herz: Der nationale Besitzstand und die nationalen Siedlungsverhältnisse in Mähren und Schlesien. Zeitschr. für die ges. Staatsw. Jahrgang 65, Heft 4.

Auskunft über die Größe der Wanderbewegung, über die Herkunft des Zuzuges und über die Wanderziele des Wegzuges gibt sie nicht.

Gerade der Umfang der Bewegung aber ist es, der für diesen Länderkomplex so charakteristisch ist; denn gegenüber dem fatalistischen Stillstande der Karpathenländer, dem konservativen Beharren der Alpenländer bei überkommenen Formen der Wirtschaft und der Siedlung geben die ständig vom Lande sich loslösenden Bevölkerungsmassen, die Mobilisierung breiter Schichten und ihr Uebergang zu neuen Wirtschaftsformen dem Charakter dieser Länder etwas Unruhiges, in steter Wandlung Begriffenes. Mehr als 835 000 Menschen — so lehrt das Ergebnis der letzten Volkszählung — haben in den Sudetenländern die heimatliche Scholle verlassen und sind in fremde Bezirke des deutschen Sprachgebietes eingewandert, und 1 502 000 wurden in den slavischen Bezirken der Sudetenländer als bezirksfremd gezählt; nahezu ein Drittel der Bevölkerung in den deutschen und ein Viertel in den slavischen Gebieten der Sudetenländer ist bezirksfremd. Analysiert man den Zuzug in die einzelnen Sprachgebiete nach seiner nationalen Provenienz aus den Sudetenländern, so erhält man folgendes Bild*):

	Im deutschen Sprachgebiete dieser Länder sind anwesend Heimatsangehörige des tschechischen Sprachgebietes	Von 100 ortsanwesenden Personen d. deutsch. Sprachgebietes sind Heimatsangehörige des tschech. Sprachgebietes
in Böhmen	333 676	15,0
in Mähren	179 840	21,7
in Schlesien		7,3
	513 516	15,1

	Im tschechischen Sprachgebiete dieser Länder sind anwesend Heimatsangehörige des deutschen Sprachgebietes	Von 100 ortsanwesenden Personen sind Heimatsangehörige des deutschen Sprachgebietes
in Böhmen	88 649	2,2
in Mähren	66 940	2,5
in Schlesien		1,5
	155 589	2,1

In das deutsche Sprachgebiet der Sudetenländer wandern also rund eine halbe Million Tschechen ein, während die deutsche Einwanderung in die tschechischen Landesteile etwa 156 000 Personen

*) Rauchberg: Der nationale Besitzstand a. a. O. Herz: Der nationale Besitzstand und die Bevölkerungsbewegung in Mähren und Schlesien. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. XXIX, Heft 2.

ausmacht. Unter den 6 Millionen Slaven verschwinden die 2,1 % deutscher Einwanderung, während unter den drei Millionen Bewohnern des deutschen Sprachgebietes jenes Fünfteil Tschechen empfindlich fühlbar wird.

Die Slaven entschließen sich leicht zur Ansiedlung im anderssprachigen Gebiete, selbst dann, wenn in diesen Gebieten sich nicht die geringsten konnationalen Minoritäten vorfinden. Die Deutschen — abgesehen von einigen deutschsprechenden Juden — sind seßhafter als die Slaven; möglich, weil ihre Kultur die ältere war und alte Kultur zur Seßhaftigkeit neigt. Nur ungern treten sie den Wanderzug in fremdsprachige Gebiete an. Die Konkurrenz mit dem wirtschaftlich so regsamen nationalen Gegner, wie es die Slaven geworden sind, perhorresziert ein großer Teil der deutschen Bewohnerschaft Mährens und Schlesiens selbst auf die Gefahr hin, in der Heimat wirtschaftlich zugrunde zu gehen.

Dieser mächtige Strom slavischer Volksmassen, der sich somit ohne nennenswerte Gegenbewegung jahraus, jahrein in deutsche Landesteile ergibt, hat jene gewissen nationalen Verschiebungen zur Folge, die man kurzweg als Slavisierung bezeichnet. Für das Tempo dieser Bewegung ist es nicht gleichgültig, ob der fremdbürtige Zuzug im Wege des Grenz- und Nachbarverkehres zureist, oder aber, ob es sich um einen Fernverkehr handelt, der die fremden Zuzüglinge zwingt, weite Strecken Landes zu durchmessen, ehe sie das Ziel ihrer Wanderungen erreichen können. In den deutschen Bezirken Böhmens, in den Industrieorten dieses Landes bringt der Nahverkehr zunächst national-homogene Bevölkerungskreise in die Zuwanderungszentren, und erst der Fernverkehr zieht die slavisch-agrarischen Massen aus dem Innern des Landes herbei. Anders in Mähren und Schlesien. Die großen Industrieorte (Brünn-Olmütz, Mähr. Ostrau, Göding, Teschen, Bielitz u. a. m.) sind zumeist deutsche Sprachinseln, vor deren Toren schon ein geschlossenes tschechisches Sprachgebiet sich ausbreitet. Daher sind diese Orte in ihrem nationalen Charakter weit stärker durch Zuwanderung bedroht als die nordböhmischen Industriegebiete (Reichenberg, Leipa, Warnsdorf, Rumburg, Gablonz 2c.); denn gerade die ersterwähnten Gebiete haben nicht nur einem Fernzuzuge standzuhalten, der meist mit der Größe der Entfernung auch an Intensität einbüßt, der je nach der industriellen Konjunktur an- und abschwillt, sondern auch einem ununterbrochenen Zuzuge aus den

Wechselorten, einem allmählichen Hineinwachsen der [illegible] ländlichen Umgebung in die Städte.

Nun ist die Wanderbewegung keineswegs eine einseitige [illegible], sondern eine gegenseitige. Jedes Land und jeder Bezirk [illegible] nicht nur als Wanderziel von Zuzüglingen, sondern auch als [illegible] von Weggezogenen in Betracht.

Die bereits [illegible] Wanderbilanz der [illegible] uns deutlich vor Augen, welch große [illegible] [illegible] Landesteilen der Sudetenländer [illegible] in Mähren und Schlesien auch noch eine starke, ja [illegible] viel stärkere Abwanderung deutscher Volksgenossen aus [illegible] Landesteilen.

Es weilten in den einzelnen Kronländern [illegible] außerhalb des Heimatsbezirks in Prozenten der [illegible]

	Böhmens	Mährens	Schlesiens
in den deutschen Bezirken	31,1	[illegible]	[illegible]
in den tschechischen Bezirken	40,1	31,9	[illegible]

Im ganzen haben in den deutschen Sudetenländern [illegible] Personen oder [illegible] in den tschechischen Gebieten [illegible] 27 [illegible] ihre Heimatsgemeinde verlassen, naturgemäß [illegible] lauter Auswanderer, die aus dem Bezirk oder [illegible] [illegible], sondern erhebliche Bruchteile der Abwanderer [illegible] [illegible], um in den Nachbarbezirken [illegible] [illegible] [illegible] während der größere Teil [illegible] [illegible]*

[illegible] Städten der Sudetenländer sind [illegible] [illegible] und landwirtschaftlich [illegible] [illegible]

[illegible]

* [illegible]

goldenen Boden verloren. Ein Rückzug auf das flache Land ist ausgeschlossen, weil die slavische Landbevölkerung eine Ansiedlung deutschen Handwerks nicht toleriert.

Aehnliche Krisen sind auch im Kleinhandel vorzunehmen. Die zunehmende nationale Boykottbewegung erzwingt die Nationalisierung des Absatzes, vernichtet die Existenz vieler deutscher und jüdischer Händler auf dem flachen Lande und nötigt diese Berufstätigen zur Auswanderung.

Da noch dazu ein großer Teil der modernen Textilindustrie aus seinen ursprünglichen Sitzen im deutschen Sprachgebiete Mährens in die mit günstigeren Produktionsbedingungen ausgerüsteten slavischen Landesteile übersiedelte, stagniert die gewerbliche Entfaltung der deutschen Gegenden und vermag dem gewerblichen Proletariate keine Arbeit zu bieten. Den Wanderzug ins slavische Land machte jedoch die deutsche Arbeitslosigkeit nicht mit.

Die deutsche Auswanderung geht daher am weitesten über den Heimatsbezirk hinaus; vorzugsweise ist es das benachbarte Deutsche Reich oder die deutschösterreichischen Alpenländer, denen sich die deutschen Emigranten der Sudetengebiete zuwenden. Auch die tschechischen Wanderungen aus dem slavischen Sprachgebiete sind Fernwanderungen zumal in Böhmen, bedingt durch die Standorte der Industrien an den Rändern des Landes, weit ab von dem agrarischen Innern. Dagegen sind in Mähren unter den Slaven-Nahwanderungen häufiger dazu bestimmt, den Arbeitsbedarf der Nachbarorte zu befriedigen; ebenso in Schlesien, wo der mächtige Karviner Montan-Distrikt rings von polnischen Bevölkerungsteilen umschlossen ist.

Für den nationalen Besitzstand eines Volkes im Kronlande kann es gewiß nicht gleichgültig sein, ob die Abwanderer Fern- oder Nahwanderer sind; denn der Strom der Wanderer, der das Heimatland verläßt, um in anderen Reichsteilen sein Fortkommen zu suchen, geht meist unwiederbringlich verloren. Bleibt er aber im Lande, dann kann er den nationalen Charakter des Gebietes verändern. Aus einsprachigen Orten werden dann gemischtsprachige, und die Gemischtsprachigkeit ist bisweilen nur die Vorstufe vollständiger nationaler Eroberung.

Oder aber es gelingt der seßhaften einheimischen Bevölkerung, die großen Massen vollständig oder mindestens teilweise zu assimilieren und so den nationalen Charakter des Zuzugsgebietes zu erhalten.

Daß dies trotz heftigster Gegenbewegung und trotz der mächtigen slavischen nationalen Organisation in den Sudetenländern noch immer möglich, beweisen die Ziffern der letzten Volkszählung. Wenn wir einerseits bereits gezeigt haben, daß nach genauesten Berechnungen 513 516 Personen im deutschen Sprachgebiete aus tschechischen Bezirken kommen und andrerseits nach der Volkszählung im deutschen Sprachgebiete nur 298 557 die tschechische Umgangssprache angegeben haben, so geht daraus hervor, daß mehr als ein Dritteil der Zugewanderten sich dem deutschen Volksstamme angepaßt hat, oder kurz gesagt, germanisiert wurde.*)

Am sinnfälligsten vollzieht sich dieser Prozeß im geschlossenen deutschen Sprachgebiete Böhmens.

Von 151 370 aus den tschechischen Landesteilen stammenden Personen, die sich bei der letzten Zählung in den deutschen Bezirken dieses Landes befanden, haben 94 889 d. i. 63 % die deutsche Sprache als Umgangssprache angegeben, 56 489 also nur 37 % sind bei der tschechischen Sprache verblieben. Der Grund dieses günstigen Assimilierungsresultates liegt einfach darin, daß die tschechischen Einwanderer in diesen Gebieten zumeist der industriellen Arbeit sich zuwenden und daher gezwungen sind, in Sprache, Sitte und Lebensgewohnheiten sich an den einheimischen deutschen Arbeiterstand anzupassen.

Unvergleichlich schwieriger geht die Anpassung in national gemischten Gegenden vor sich, wo die Einwanderer bereits auf einen konnationalen Arbeiterstand stoßen, der es an Anstrengungen nicht fehlen läßt, den Zuzug vor dem Verluste seiner Nationalität zu bewahren.

So fehlt es heute in den Industriebezirken Mährens und Schlesiens an jenen deutschen Arbeitergruppen in gemischtsprachigen Gebieten, die in der Lage wären, den Amalgamierungsprozeß des slavischen Zuzuges zu leiten. Die soziale Kluft, die den deutschen Produktionsleiter (Unternehmer oder Angestellten) vom tschechischen Arbeiter trennt, macht ersteren für diese nationale Aufgabe völlig ungeeignet.

Der frühere nationale Einfluß wirtschaftlicher Machtverhältnisse dürfte durch die Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechtes arg zurückgegangen sein.

*) Rauchberg a. a. O.

Daß jedoch durch die ökonomische Ueberlegenheit selbst schwierige nationale Positionen zu halten waren und zu halten sind, beweist das Beispiel vieler gewerblich hoch entwickelter deutscher Städte Mährens und Schlesiens (Brünn, M. Ostrau, Göding ꝛc.). Nach Brünn, welches nach der letzten Volkszählung 109 346 Bewohner zählte, sind zugewandert aus den slavischen Sudetengebieten 54 104 Tschechen, während 12 400 einheimische Tschechen daselbst sich befinden, sohin 66 504 gegen 42 842 Deutsche. Nach der Umgangssprache gezählt hat Brünn etwa 68 702 Deutsche und 38 365 Tschechen, so daß rund 25 000 Tschechen in Brünn sich aus Opportunitätsrücksichten zur deutschen Umgangssprache bekennen.*) (36 %.)

Wenn auch die Verhältnisse viel schwieriger als in den geschlossenen Sprachgebieten liegen, so sind diese Leistungen, die sich in einer Reihe von kleineren Städten wiederholen, immerhin sehr respektable; denn man darf nicht vergessen, daß all diese Orte ihre Arbeiterbevölkerung aus der nicht national-homogenen Umgebung beziehen und daß nur die industriellen und gewerblichen Schichten, Verkehr und Handel und zum großen Teile auch die Beamten deutsch sind und waren. Diesen ökonomisch starken Gruppen hat sich ohne Zwang das Gros der slavischen Bevölkerung angeschlossen. Veränderungen in diesen Oberschichten, besonders die gewerblichen Krisen, die erhebliche Teile des deutschen Mittelstandes vernichteten, die Slavisierung der öffentlichen Beamtenkörper u. a. m., bedingte es, daß in manchen Orten mit dem Verluste der deutschen Oberschichten fast über Nacht die Bevölkerung wieder zu ihrer heimischen Mundart zurückkehrte und slavisch wurde (Ung. Hradisch, Kremsier, Proßnitz).

Allein nicht nur in die deutschen Gebiete der Sudetenländer ergießt sich der Strom slavischer Auswanderer und wird in diesen Ländern ohne bedeutende Schwierigkeiten assimiliert.

Es sind ausgewandert in die übrigen österreichischen Kronländer aus den

	Böhmens	Mährens	Schlesiens	Deutsche überh.
vorwiegend deutschen Bezirken	114 939	99 817	36 442	251 238
a. d. tschech. Bez.	386 003	208 297	15 029	609 329

*) Herz: Der nationale Besitzstand und die Siedlungsverhältnisse in Mähren und Schlesien a. a. O.

Die Gegenbewegung der Deutsch-Oesterreicher in die Sudetenländer ist so schwach, daß ihr keine Bedeutung zukommt (48 000). Als das stärkste Attraktionszentrum erweist sich die Reichshauptstadt Wien, wohin 106 474 Personen aus vorwiegend deutschen und 304 563 aus vorwiegend tschechischen Bezirken zugewandert sind. Von den letzteren haben nur 78 455, also 25,8 %, die tschechische Umgangssprache angegeben, während die große Masse der übrigen zuziehenden Slaven sich freiwillig der deutschen Sprachgemeinschaft anschließt.

Von jener Million Slaven, die durch innere Wanderungen aus ihren Heimatsorten teils in die deutschen Sudetenländer, teils in die Alpenländer Oesterreichs abwandert, wird zumindest die Hälfte der deutschen Sprachgemeinschaft in Oesterreich gewonnen.*)

Allerdings darf man nicht außer acht lassen, daß sich diese Bewegungen zu einer Zeit vollzogen, da in Oesterreich selbst noch die Deutschen die politische und wirtschaftliche Vormacht hatten. Wird im Rahmen des zukünftigen Oesterreich mit seiner slavischen parlamentarischen Mehrheit, mit dem gewachsenen slavischen Nationalbewußtsein und der erstarkten Wirtschaftsmacht der slavischen Völker die Assimilierung all dem Zeitungslärme, all den sinnlosen Demonstrationen und chauvinistischen Politiken zu Trotze sich so durchzusetzen vermögen wie bisher?

II.

Das Assimilierungsproblem ist durchaus nicht neu; es ist eine Begleiterscheinung jeder Wanderbewegung seit undenklichen Zeiten gewesen. Geändert haben sich nur den Zeitverhältnissen entsprechend die Mittel, deren sich die Seßhaften bedienen, um jenen fremden Personenkreis rückhaltlos in den Bereich ihrer Kultur und ihres sozialen Lebens zu ziehen. Verschiedenartig muß auch die Intensität ihrer Verwendung sein, je nach der Stärke der Wanderung und je nach der Intensität des Angriffes.**)

Die früheren Darlegungen haben gezeigt, daß die nationale Abwehrbewegung gegen das Eindringen fremdsprachigen Zuzuges sich weitab von den Sprachgrenzen abspielt und sich weitmehr jenen Distrikten zuwendet, wo bereits vorhandene seßhafte tschechische Minoritäten anwachsen und das Deutschtum eingeengt wird. Die

*) Rauchberg, a. a. O.

**) Bauer: Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1907. Derj. Nationale und soziale Probleme der Deutschen in Mähren. Brünn 1909.

Sprachgrenze selbst, durch bäuerlich vererblichen Besitz auf beiden Seiten gebildet, verrückt sich nicht. Anders in den Städten, wo die eingewanderten Elemente am zahlreichsten sind, wo sich zwischen ihnen und den Eingeborenen ein sozialer Kampf entspinnt, der, unter nationaler Flagge geführt, die Erringung der günstigsten Erwerbsbedingungen zum Ziel hat, und der mit der Anpassung des einen oder des anderen Teiles, vielleicht auch mit der schließlichen Ueberwindung der ökonomischen Depossedierung des einen oder des anderen Teiles endet.

Jene Einschränkungen, wie sie das Mittelalter zum Schutze einheimischer Arbeit erfand, Erschwerung der Niederlassungen und des Zuzuges zum Gewerbebetrieb, konnten in einem Zeitpunkt des heranwachsenden Industrialismus kaum Aussicht auf Erfolg haben. Auch komplizieren sich Maßregeln zur Erschwerung der Niederlassung dort, wo es sich um Wanderungen im Staate selbst handelt und die Einschränkung der Freizügigkeit der Bevölkerung einzelner Teile des Staates unmöglich ist, solange die Einheit des Staates besteht und alle gleiche Pflichten tragen. Daher mußte man andere Mittel ersinnen, um des unbequemen Zuzuges Herr zu werden. Der Versuch, die Fremden an den Zielpunkten der Wanderungen für die heimische Sitte und Mundart zu gewinnen, wurde in der Blütezeit des Liberalismus — also in einem Zeitpunkte, da das politische Schwergewicht Oesterreichs in den Händen der deutschen Intelligenz und Bureaukratie ruhte — durch Schule und Amt versucht.*) Solange die Zuzugsbewegung sich in engen Grenzen hielt, die wirtschaftliche Macht des Zuzuges unbedeutend, sein Nationalgefühl durch keinerlei Organisation geweckt war, und solange schließlich Adel und Bürgertum durch ein System politischer Privilegien die Macht in Händen hatte, vermochte diese Politik wirkliche oder Scheinerfolge zu erzielen. Allein, inzwischen hat sich das Blatt gewendet. Die slavische zugewanderte Besitzlosigkeit hat wirtschaftliche Positionen in den Einwanderungsgebieten erobert; die zentralisierende Macht der Industrie hat das slavische Proletariat organisiert. Das slavische Mutterland ist wirtschaftlich und politisch erstarkt und mächtig geworden und vermag mit seiner ökonomischen Kraft exponierte slavische Kolonien zu stützen und zu halten. Dieser Mutualismus, vereint mit einer grandiosen Organisation verschiedenster slavischer

*) Vergl. Hainisch: Einige neue Zahlen zur Statistik der Deutsch-Oesterreicher. Wien 1909.

Berufsinteressenten, beginnt die nationale Verteidigungspolitik in eine neue Phase der Entwicklung hinüberzuleiten.

Die Schutzpolitik, welche die Eingeborenen und Seßhaften vor dem wirtschaftlichen Uebergewicht der Zuwanderer, vor dem politischen Einfluß des geschlossenen slavischen Sprachgebietes bewahren soll, steht im Zeichen der nationalen Autonomiebewegung. Der Begriff der nationalen Autonomie, der im politischen Leben der Deutschen Oesterreichs als Schlagwort eine immer größere Bedeutung gewinnt, ist ungemein vieldeutig. Der wesentlichste Inhalt ist reinliche nationale Scheidung von den Slaven und nationale Selbstverwaltung.*) Im weiteren Sinne kommt hierzu noch die Deckung nationaler Verwaltungsaufgaben vornehmlich Kulturaufgaben durch nationale Steuerleistung.

Damit erschöpft sich der nationale Autonomiegedanke jedoch noch keineswegs. In seiner weitesten Ausdehnung beinhaltet er auch die vollständige wirtschaftliche Verselbständigung der nationalen Gruppe unter dem leitenden Gedanken der Deckung der nationalen Bedürfnisse durch nationale Produktion (Schaffung nationaler Industrien: Svuj k svému, Kauft nur bei Deutschen!)

Die konkrete Durchführung dieser nationalen Auseinandersetzung wird von den deutsch-bürgerlichen Parteien auf Basis des Territorialprinzipes, von den Sozialdemokraten auf Basis des Personalitätsprinzipes gedacht. Die Tschechen aller Parteien sind naturgemäß Gegner des Autonomiegedankens, der sie in ihrer Freizügigkeit behindern soll und der ihre nationale Eroberungen wenigstens für eine Zeit einschränken müßte.

Die Konstituierung der Nationalität als Gebietskörperschaft, wie es das Territorialitätsprinzip vorsieht, erfordert die Vernachlässigung der nationalen Minderheiten im anderen Sprachgebiete. Die Siedlungsgebiete der Nationalitäten sollen dauernd gegen einander abgegrenzt werden. Gibt jede der Nationalitäten ihre Minderheit im anderen Sprachgebiete preis, so müssen in den Sudetenländern die Deutschen sowohl der Volkszahl nach als auch der ökonomischen Bedeutung nach größere Verluste erleiden als die Tschechen.**)

*) Schlesinger: Die Nationalitätsverhältnisse Böhmens, Stuttgart 1886; Bauer: Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie a. a. O.; Herbst: Das deutsche Sprachgebiet in Böhmen, Prag 1887; Fischel: Materialien zur Sprachenfrage, Brünn 1910.

**) v. Meinzingen: Die binnenländische Wanderung und ihre Rückwirkung auf die Umgangssprache, Stat. Monatschrift, Wien 1902. Bauer a. a. O.

Sicher ist, daß an vielen Orten nationale Abgrenzung möglich ist, ohne das irgendwelche Interessen der deutschen Bevölkerung zu Schaden kommen könnten. Am geringsten ist die zahlenmäßige Bedeutung der deutschen Minoritäten in den slavischen Bezirken Böhmens: denn in diesem Kronlande wohnen 92,5 % der Deutschen in völlig ungefährdeter Position im deutschen Sprachgebiete, wogegen 21,5 % der Tschechen im deutschen Mehrheitsgebiete ansässig sind. Allein schon in Mähren und Schlesien zeigt sich die gegenteilige Erscheinung: denn hier wohnen mehr als 27 % der Deutschen in arg gefährdeten Positionen im slavischen Mehrheitsgebiet, wogegen etwa 7,5 % Tschechen im deutschen Sprachgebiet seßhaft erscheinen. Auch in Schlesien sind 11 % der Deutschen in slavischen Ortsgemeinden zu Hause, gegen 5,3 % Slaven in deutschen. In diesen letzten beiden Kronländern riskieren im Falle einer scharfen nationalen Abgrenzung die Slaven nur geringfügige Volksbestandteile, die zumeist wirtschaftlich schwache Elemente (unqualifizierte Arbeiter) darstellen, während die Deutschen wichtige wirtschaftliche Faktoren, die Leiter der Produktion, des Handels, des Verkehrs, kurz die gesamten Grundlagen ihrer wirtschaftlichen Superiorität und ihrer Steuerkraft zu verlieren haben.

Die Anschauung, daß eine einmal in Szene gesetzte Abgrenzungspolitik sich auf Böhmen beschränken könnte, ist kaum anzunehmen. Sie würde sich alsbald auf sämtliche Sudetenländer, ja auf das ganze Reich übertragen und alle deutschen Minderheiten in den Sprachgebieten der anderen Nationen beseitigen. Diese Minderheiten sind überwiegend städtisch: Beamte, Offiziere, Kapitalisten ꝛc. Vor allem aber würde die slavische Solidarität in den Sudetenländern die Kronlandsgrenzen überbrücken. Im Herzen des Reichs würde, allerdings auf allen Seiten von deutschen Minderheiten umschlossen, ein mehr als Millionen fassendes tschechisches Reich vor den Toren Wiens entstehen, in dem es mit Leichtigkeit gelänge, die wenigen deutschen Sprachinseln und kapitalistischen Enklaven (Brünn, Olmütz, Iglau, Ostrau u. a. m.) in seiner Mitte zu beseitigen, auch wenn dieselben von Reichs wegen als gemischtsprachige Verwaltungsgebiete geschützt werden sollten, denn die ganze Kraft des slavischen Vorstoßes könnte sich ungehemmt auf diese wenigen Ueberreste des Deutschtums konzentrieren.

Der ungeheure Vorsprung, den die Deutschen heute noch in tschechischen Sprachgebieten haben, ist, daß sie, wie ein Pfeil im Fleische sitzend, jeden slavischen Zusammenschluß verhindern. Der

Gebrauch der deutschen Sprache kann bei allen Behörden und staatlichen Körperschaften selbst in jenen Bezirken erzwungen werden, in denen die Tschechen 100 % der Bevölkerung ausmachen; ihr Geltungsgebiet in den Sudetenländern ist unbeschränkt und unbeschränkbar, wogegen allerdings auch die Deutschen in ihren geschlossenen Sprachgebieten die tschechische Sprache als landesüblich ansehen müssen; ein Standpunkt, der nur von den Deutschböhmen nicht anerkannt wird.

Die Konstituierung einer slavischen Gebietskörperschaft von über 6 Millionen Bevölkerung würde der deutschen Sprache im Amte, Verkehr, öffentlichen Leben und vielleicht auch im Heere einen argen Stoß versetzen, nicht nur in den Sudetenländern, sondern im Reiche überhaupt. Das Verschwinden der deutschen Sprache aus einem der wirtschaftlich wichtigsten und entwicklungsfähigsten Teile des Reiches, das Herabdrängen der deutschen Sprache in den Sudetenländern von der Reichsvermittlungssprache oder Landessprache zur einfachen Bezirkssprache bedeutet für das Deutschtum eine retrograde Entwicklung, eine Zurückziehung in ein Ausgedinge, einen Verzicht auf eine Herrschaftsstellung, die weder der wirtschaftlichen Stellung noch auch den bisherigen Assimilationserfolgen dieses Stammes in Oesterreich entspricht. Eine engherzige Beamtenpolitik, die in ihrer Kurzsichtigkeit die große Mission des deutschen Stammes in Oesterreich übersieht.

Noch wesentlichere Nachteile volkswirtschaftlicher Natur würden im Gefolge eines innigen Zusammenschlusses des gesamten tschechischen Sudetengebietes liegen. Schon im gegenwärtigen Zeitpunkte gewinnt jene Form des nationalen Kampfes immer mehr an Boden, die nationale Absatz- und nationale Bannrechte anstrebt, die das andersnationale Produkt boykottiert und seinen Konsum einzuschränken sucht (svůj k svému). Daß diese Bewegung im tschechischen Sprachgebiete bei einer nationalen Lostrennung ungehemmter fortschreiten würde, daß das Bestreben der Tschechen, sich eine nationale Großindustrie zu schaffen, noch mächtiger zutage treten würde, ist wohl über jeden Zweifel erhaben. Man darf nicht außer acht lassen, daß im tschechischen Volke sehr viel industrielle Begabung schlummert, weit mehr als in den nach industrieller Ver-

selbständigung strebenden Magyaren, und daß im letzten Jahrzehnte die Kapitalskraft bei den Tschechen derartig gewachsen ist, daß für eine Entwicklung in dieser Richtung die Bahn frei bleibt. Aber selbst jene Zweige der industriellen Betätigung, die vorläufig noch aus irgendwelchen Gründen den Tschechen versagt bleiben dürften, müssen ihnen in absehbarer Zeit zufallen, weil ein großer Teil, ja in Mähren und Schlesien zwei Dritteile, der deutschen Großunternehmungen die Standorte ihrer Betriebe in tschechischen Gegenden haben, die von der tschechischen Mehrheit gezwungen würden, den nationalen Charakter ihrer Unternehmungen zu ändern.

Die Vorteile jeder nationalen Abgrenzung müssen bei dem gründlich geänderten Charakter unserer Wirtschaftsformen geringe sein.

Die Grenzen der nationalen Siedlung sind geschichtlich überliefert aus einer Zeit, deren Wirtschaftsverfassung von der gegenwärtigen völlig verschieden war.

Gerade aus dem früher produzierten Ziffernmateriale konnte ersehen werden, wie schnell der moderne Kapitalismus in geschlossenen Sprachgebieten neue Sprachinseln erzeugt oder den nationalen Charakter bereits bestehender Inseln zu verändern vermag. Wie gedenkt man in einem Länderkomplexe, in dem mehr als eine Million Menschen unaufhaltsam in Bewegung sind, den sprachlichen Charakter eines Gebietes zu wahren, oder für welche Zeitdauer sollte die Abgrenzung eines Gebietes erfolgen? Man vermag durch Schaffung einsprachiger nationaler Verwaltungskörper nur eine bureaukratische Absperrungsmaßregel zu schaffen und Expansionsbestrebungen fremdsprachiger Beamten, Lehrer, aufzuhalten, niemals aber die aus wirtschaftlichen Motiven entspringenden Invasionsbewegungen der großen Massen. Diese aber sind es, welche in Zukunft den nationalen Charakter eines Gebietes bestimmen werden.

Da aber das Territorialitätsprinzip mit wechselndem nationalen Zuzuge zu rechnen haben wird, ist es fraglich, wie weit hierdurch der nationale Frieden hergestellt werden kann, zumal man sich klar sein muß, daß die Behandlung der nationalen Minderheiten im geschlossenen Sprachgebiete durchaus kein einfaches Problem ist.

Der Versuch, Tausende der fremden Nation im deutschen Sprachgebiete gewaltsam an sich heranzuziehen, wird das Bestreben zeitigen, die deutschen Minderheiten im slavischen Gebiete zu vernichten. Die schwachen Minoritäten können jedoch stets auf den Schutz der im geschlossenen Sprachgebiete des Kronlandes wohnhaften Volksgenossen rechnen, eventuell auch auf den Schutz der

Volks- und Stammesgenossen im Reiche. Nun neigt sich seit Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechtes in Oesterreich das Schwergewicht der Verwaltung bedenklich der slavischen Seite zu, so daß die tschechischen Minderheiten zweifelsohne stärker geschützt würden als die deutschen.

Aber auch die zurückgesetzten slavischen Minoritäten, die numerisch doch ziemlich stark wären, würden im deutschen Sprachgebiete, aufgepeitscht von dem Gefühle legalisierter Unterdrückung, sich noch stärker organisieren wie bisher. Immer ungeheurere Prozentsätze slavischer Volksbestandteile, die sich, wie früher gezeigt wurde, unbewußt und automatisch der deutschen Kulturgemeinschaft, die ihnen wirtschaftliche und soziale Vorteile bietet, anschließen, werden sich durch das Gefühl, im deutschen Sprachgebiete als nicht vollberechtigte Staatsbürger behandelt zu werden, oder durch das Gefühl sich assimilieren zu müssen, sicherlich eine dem Deutschtume weniger vorteilhafte Haltung einnehmen als bisher.

Schließlich muß man sich auch noch fragen, ob es vom deutschen Standpunkte taktisch klug ist, selbst auf Minderheiten im slavischen Gebiete leichten Herzens zu verzichten. Gerade diese unzähligen eingesprengten Bruchteile des deutschen Volkes, die kleinen Sprachinseln, die Unternehmungen ragen als mächtige Festungen in gegnerisches Land hinein. Sie muß der nationale Gegner schrittweise erobern, ehe er sich mit voller Kraft auf das geschlossene Sprachgebiet stürzen kann. An ihnen zersplittert er seine Kraft, verliert Zeit und Geld, ja riskiert bisweilen auch ganz zurückgeworfen zu werden. Sind aber einmal diese Orte von den Deutschen preisgegeben, dann geht der slavische Vormarsch ungehindert auf jene Orte los, an deren Besitz den Slaven so unendlich viel liegt (Brünn, Olmütz) und die vermöge ihres gemischtsprachigen Charakters keiner der beiden Nationen definitiv zugesprochen werden können.

Gegenüber dem Territorialitätsprinzip konstituiert das Personalitätsprinzip die Nationalität als einen Personenverband. Innerhalb des Staates soll nicht den Deutschen in diesem, den Tschechen in jenem Territorium die Macht zugeteilt werden, sondern es sollen Nationen, wo immer sie leben mögen, zu einer Körperschaft zusammengeschlossen werden, die ihre Angelegenheiten selbst verwalten (z. B. nach Muster der in Oesterreich konstituierten Kultusgemeinden, die ihre religiösen Angelegenheiten selbst verwalten).*)

*) Springer, Der Kampf der österreichischen Nationalitäten um den Senat. Wien, 1902.

Diese Scheidung der Bevölkerung nach Nationalitäten ohne Rücksicht auf lokale Verhältnisse versuchte bereits die neue Landesordnung für Mähren. (Gesetz v. 27. XI. 1905. L.G.B. 2 ex 1906.) Sie stellt sich als ein verunglückter Versuch der Lösung der Wahlrechtsfrage dar, indem zur Beseitigung von Wahlrechtskämpfen jeder Volksstamm unabhängig von dem anderen nach national getrennten, behördlich geführten Katastern eine gesetzlich festgelegte Zahl von Abgeordneten wählt, so daß die kleinste Minorität im anderssprachigen Gebiete das Recht hat, einen konnationalen Abgeordneten zu wählen.

Diese Vernachlässigung lokaler wirtschaftlicher Zusammenhänge mag dort, wo es sich um Sicherung von Mandaten und Ausschaltung von Wahlrechtskämpfen handelt, immerhin am Platze sein; doch darf nicht übersehen werden, daß der Endzweck, die Sicherung kleiner nationaler Minderheiten, auf diesem Wege sicher Schiffbruch leiden muß.

In Gebieten, in denen die Deutschen die Mehrheit und gleichzeitig die wirtschaftliche Macht innehaben, kann die Assimilation der slavischen zuwandernden Massen nicht verhindert werden. Sie vollzieht sich innerhalb jener ziffermäßigen Grenzen, die bereits früher dargestellt wurden; denn die Frage der Anpassung des wirtschaftlich Schwachen an die seßhaften wirtschaftlich Starken vollzieht sich mit Naturnotwendigkeit und kann durch keinerlei künstliche Schranken behindert werden.

Dagegen aber werden die Deutschen in Orten, wo sie eine kleine, durch ihre wirtschaftliche Position aber immerhin wesentliche Minderheit bildeten, gezwungen, sich in den slavischen Katastern einzutragen. Gerade die in den tschechischen Orten verstreuten Industriellen, Kaufleute, Händler, Gewerbetreibende, die bisher, ohne offen ihre Nationalität bekennen zu müssen, sich den Deutschen angeschlossen hatten, werden durch wirtschaftliche Zwangsmittel (Androhung des Boykotts) genötigt, sich zur Nationalität ihrer Konsumenten und Abnehmer zu bekennen und die Reihen der Slaven durch Volkszahl und Steuerkraft zu verstärken. Sicherlich verlieren die Slaven durch diese Art von nationaler „Autonomie" einen wesentlichen Bruchteil der unqualifizierten Arbeiter, die ins geschlossene deutsche Gebiet eingewandert sind. Die Deutschen aber verlieren ihre wichtigen ökonomischen Stützen im slavischen Landesteile.

Der Versuch, Gesetze zu erlassen, welche die Freiheit der Nationalitätserklärung schützen sollen, wird kaum nennenswerte Er-

folge zeigen. Denn selten wird auf den Einzelnen [illegible] Zwang ausgeübt werden, selten wird der Vorgang ein [illegible]liche sein, meist wird der [illegible] aus [illegible] bevorstehenden wirtschaftlichen Konflikte zuvorkommen und [illegible] sein nationales Bekenntnis ändern. Der Schaden [illegible] Deutschtum durch die Volkszählung in Mähren er[illegible] durch Änderung des nationalen Bekenntnisses, [illegible] durch [illegible] der Deutschen aus den bedrohten Gebieten [illegible] warnendes Beispiel für die Ueberschätzung des nationalen [illegible] durch künstlich zusammengefügte [illegible] [illegible]

Auch die Kämpfe im letzten [illegible] nationale [illegible] nicht zur Ruhe gebracht. [illegible] in den mächtigsten Staaten der [illegible] politische [illegible] Macht, denn die niemals zur Ruhe gelangende [illegible] Kräfteüberwindung der wirtschaftlich schwachen [illegible] hat naturgemäß die Verdrängung der [illegible] Folge. Der Gedanke, daß zwei Kreise von [illegible] Nationalität ruhig nebeneinander wohnen, [illegible] anderen zu verwalten vermöchten, ist doch nur [illegible]

[illegible]

vermag nur wirtschaftliches Uebergewicht und wirtschaftliche Macht endgültig nationale Rechte zu begründen.

Vom Verwaltungsstandpunkte stellen diese also konstruierten Personenverbände in einem so polyglotten Staatswesen, wie dies Oesterreich ist, den Staat vor ganz unmögliche Aufgaben. Die konnationale Verwaltung jeder Nation und jedes Splitters einer Nation erfordert entweder eine Ausscheidung der abseits vom geschlossenen Sprachgebiete gelegenen Sprachinseln und Volksbestandteile und Unterstellung dieser unter die Verwaltung der oft räumlich meilenweit entfernt liegenden geschlossenen Sprachgebiete. Oder aber wäre eine zweckwidrige kostspielige Doppelverwaltung durch Unterstellung jeder Nation unter gleichsprachige Beamte nötig, eine Komplizierung des Verwaltungsapparates, die in den gar nicht seltenen Fällen, in denen in Oesterreich drei Nationen in einzelnen Bezirken beisammen wohnen, dazu führen würde, Beamtenposten, die heute von einem einzigen entsprechend sprachlich qualifizierten Beamten versehen werden, dreifach zu besetzen (im östl. Mähren, östl. Schlesien, Dalmatien, Istrien, Küstenland u. a. m.).

Auch die Forderung, daß jede Nationalität ihre Kulturaufgaben, wie z. B. Schulen, aus eigenen Steuermitteln zu decken hätte, ist in gemischtsprachigen Kreisen praktisch nicht so leicht durchführbar, als dies auf den ersten Blick erscheint. Kann z. B. der deutsche Großgrundbesitzer, der deutsche Industrielle in tschechischen Gegenden, der nahezu ausschließlich tschechische Arbeiter beschäftigt, diesen Personengruppen, an deren sozialem und geistigem Wohlergehen er im höchsten Grade interessiert ist, die Beitragsleistungen für Schulzwecke verweigern unter Hinweis darauf, daß er zur Erhaltung von Schulen im deutschen Sprachgebiete beitragen müsse, also zu Gegenden und Personenkreisen, die völlig außerhalb seines persönlichen Interesses liegen, weil sie meilenweit vom Standorte seines Betriebes liegen?

Der Schutz nationaler Minoritäten, wie er in ideeller Weise durch das Personalitätsprinzip gedacht wäre, müßte jede Möglichkeit einer Assimilierung und Amalgamierung der Wandernden an die Einheimischen ausschließen. Man muß es dahingestellt sein lassen, ob es vorteilhafter ist, für diese einwandernden Nationssplitter, die durch das Verlassen ihrer Erbsitze ihre angestammte Kultur aufgeben — vorausgesetzt, daß sie überhaupt schon eine haben — die wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge zu ihrer Heimat verlieren, sich um jeden Preis ihre Sprache zu erhalten, oder ob es nicht viel-

[illegible] Sprache und Kultur [illegible] durch [illegible]

Der [illegible] auf dem [illegible] als [illegible] und [illegible] durch [illegible] und [illegible] der [illegible] und [illegible] nicht [illegible] durch [illegible] durch [illegible]

[illegible] und [illegible] und in den [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Lenz-Festschrift. Studien und Versuche zur neueren Geschichte. Max Lenz zum 60. Geburtstag gewidmet von Freunden und Schülern. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) 1910. 480 Seiten.

Max Lenz ist den Fachgenossen durch zahlreiche Einzeluntersuchungen, Editionen und methodologische Verteidigung der strengen Wissenschaft gegen Charlatanerie — dem großen Publikum wesentlich durch seine beiden vorzüglichen Kleinbiographien von Luther und Napoleon bekannt. Die Berliner Universität hat ihm zu ihrem Jubiläum die Ausarbeitung ihrer Geschichte übertragen. Zu seinem eigenen 60. Geburtstag (13. Juni 1910) haben ihm Freunde und Schüler eine Festschrift gewidmet, deren wertvolle Beiträge die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen.

Der Theologe Theodor Brieger in Leipzig hat in den 95 Thesen Luthers, die auf den ersten Anblick ziemlich willkürlich aneinander geheftet erscheinen, eine systematische Gliederung aufgezeigt.

Professor Rachfahl in Kiel handelt über „die holländische See- und Handelsmacht vor und nach dem Ausbruch des Niederländischen Aufstandes" und weist nach, wie sehr die Blüte der Handelsschiffahrt von der kriegerischen Seegewalt abhängig ist und wie die Holländer vom Meere aus die Freiheit ihres Landes erkämpft und erobert haben.

Privatdozent Paul Haake zeigt an dem Lebensbild des Feldmarschalls Hans Adam v. Schöning, wie sehr noch zur Zeit des Großen Kurfürsten der bloße dynastische, noch nicht der Staatsgedanke die Geister leitete und beherrschte.

Privatdozent Wilhelm Stolze vergleicht die beiden westfälischen Oberpräsidenten v. Borcke (unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich d. Gr.) und v. Stein.

Archivar Hermann v. Cämmerer weist nach, wie sich die Auffassung der Weltgeschichte, die seit Ranke die Wissenschaft beherrscht, im 18. Jahrhundert allmählich vorbereitet hat. Wir bezeichnen heute gern

das 18. Jahrhundert als das naturwissenschaftliche Zeitalter, dem das historische Verständnis so sehr fehlte, daß es eine Revolution und vollständigen Neubau von Staat und Gesellschaft für einen ganz simplen Akt hielt; diese Auffassung, meint Cämmerer, sei aber doch nur richtig eben vom Standpunkt der gewonnenen Erkenntnis des 19. Jahrhunderts aus — verglichen mit den vorhergehenden Zeiten bedeute auch in historischer Beziehung das 18. Jahrhundert einen wesentlichen Fortschritt. Selbst Ancillon, von dem man sonst mit wenig Respekt zu sprechen pflegt, hatte einen guten Anteil daran. Der Fortschritt in der Erkenntnis vollzog sich parallel dem Gang der Ereignisse, der großen Politik. Die Revolution und der Kampf der Völker um ihre nationale Freiheit erschloß den Gelehrten das Verständnis für den nationalen Staat überhaupt.

„Für Ancillon, heißt es bei Cämmerer, ist ein Volk noch nichts anderes, als die Anzahl von Menschen, die dieselbe Obrigkeit anerkennen; zum Schutze ihrer Freiheit und ihrer Rechte schließen sie sich zusammen. Heeren, dem doch in den Jahren der Fremdherrschaft eine Ahnung aufgestiegen war von dem Wesen der Nationalität, bezeichnet auch später noch die Sicherheit des Eigentums, wenngleich nicht als den alleinigen, so doch als den ersten Zweck des Staates. Ranke sieht die Staaten erfüllt von „besonderen, ihnen eigenen Tendenzen. Es würde lächerlich sein, sie für ebensoviele Sicherheitsanstalten für die Individuen, die sich zusammengetan, etwa für ihr Privateigentum zu erklären“. Statt der „flüchtigen Konglomerate“, die sich aus der Lehre vom Vertrag „erheben wie Wolkengebilde“, erblickt er geistige Wesenheiten, Individualitäten, „in aufhaltsamer Entwicklung begriffen, mitten in den Verwirrungen der Welt durch inneren Trieb nach dem Ideal fortschreitend, eine jede auf ihre Weise.“ Um sich in dieser ihrer Eigenart zu behaupten oder auszudehnen, kämpfen die Staaten untereinander.

Ich selber habe als Beitrag zu der Festschrift eine Untersuchung über die Verhandlungen in Tilsit geliefert. Merkwürdig genug gibt es darüber keinen direkten sicheren Bericht, und noch neuere Forscher gehen soweit auseinander, daß die Einen meinen, es sei wesentlich über Preußen, die Anderen es sei wesentlich über den Orient zwischen den beiden Kaisern verhandelt worden. Das Ergebnis ist, daß die Ersteren im Recht gewesen sind. Einige neuerdings zutage gekommene Briefe und Aufzeichnungen lassen keinen Zweifel, daß Napoleons Absicht gewesen ist, Preußen vollständig zu zerstören, Friedrich Wilhelm etwa auf Altpreußen zu beschränken und seinen Bruder Jerome als König nach Berlin zu setzen — als Preis dafür wollte er den Zaren zum König von Polen machen und ihm alle alten polnischen Landesteile, auch Westpreußen geben. Sein Hintergedanke dabei war, daß, sobald die russischen und preußischen polnischen Landschaften einmal vereinigt seien, es nicht schwer sein werde, das Ganze von Rußland wieder loszulösen. Das hat er selber später einem bayerischen Gesandten, Bray, offen ausgesprochen. Der Zar aber war klug genug, die

Falle zu merken, lehnte die polnische Krone ab und berief sich auf seine Freundschaft mit dem König von Preußen, die es ihm verbiete, diesen zu berauben. Seitdem man dies weiß, wird man besser verstehen, weshalb Friedrich Wilhelm und Luise trotz des Bündnisses zwischen Alexander und Napoleon doch die russische Freundschaft unentwegt hochgehalten haben. Man erkennt aber auch an der Tatsache, wie nahe Preußen damals dem völligen Untergang war und wie es gerettet wurde, in wie hohem Maße die Staaten und ihre Geschicke neben der eigenen Kraft und dem eigenen Charakter durch die internationale Politik bestimmt werden.

Professor Brandenburg in Leipzig behandelt den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund und stellt dabei fest, wie sehr der höfische Einfluß in München und Stuttgart die Wege der Diplomaten gekreuzt und bestimmt und wie sehr die Hoffnung auf Landerwerb die beiden Höfe lange Zeit vorwärts getrieben. In München hoffte man auf die badische Pfalz im Austausch gegen ein Stück Elsaß, in Stuttgart auf die hohenzollernschen Lande.

Von allen Beiträgen wohl der aktuell wichtigste ist der letzte von Professor Oncken in Heidelberg über den amerikanischen Imperialismus. Der Verfasser war, wie das jetzt Sitte ist, einige Semester als Professor in Chicago tätig und hat da wertvolles Material für seine Aufgabe gesammelt. Als die Vereinigten Staaten sich, nicht etwa bloß durch eigene Kraft, sondern vermöge der internationalen Konstellation, die ihnen die Hilfe Frankreichs und Spaniens verschaffte, von England losrissen, da empfahl ihnen Washington, friedlich für sich zu leben und so wenig politische Beziehungen wie möglich zu anderen Mächten zu haben, und Franklin beantragte, statt des bösartigen Raubvogels, des Adlers, den nützlichen Truthahn als Wappentier des neuen Gemeinwesens anzunehmen. Bis jetzt hat es bedeutende Gelehrte gegeben, wie James Bryce, die in der Tat den Charakter der Republik in diesen Eigenschaften haben darstellen wollen. Aber schon in der vortrefflichen übersichtlichen Geschichte der Vereinigten Staaten von Darmstädter*) tritt deutlich zutage, wie stark von Anfang an der kriegerische, expansive Charakter des Bundes ausgeprägt war, und Oncken hat sich jetzt zur Aufgabe gesetzt, im einzelnen nachzuweisen, wie sehr auch hier in diesem fast isolierten Staatswesen die auswärtige Politik stets auf die innere gewirkt und wie schließlich mit dem völligen Obsiegen der imperialistischen Tendenz in unseren Tagen nur eine angeborene Anlage zum völligen Durchbruch gelangt ist. Der stärkste Vertreter dieser militärisch-imperialistischen Richtung ist Roosevelt. Unermüdlich hat er seit dem Jahre 1882 publizistisch und literarisch für sie gekämpft und ist schließlich in ihrem Namen an die Spitze des Staates gelangt. Mit köstlicher Ironie legt Oncken dar, wie unsere Friedensfreunde auf den Friedens-cant, der nun einmal zu einem amerikanischen Politiker gehört, hereingefallen

*) Darmstädter, „Die Vereinigten Staaten von Amerika". Ihre politische, wirtschaftliche und soziale Entwickelung. Leipzig 1909 bei Quelle & Meyer.

sind und dem Mann, der den Krieg gepriesen hat in Worten, die an Moltke und Treitschke erinnern, der sogar den Bürgerkrieg wegen der ethischen Werte, die er erzeugte, gelobt hat, den Friedenspreis der Nobel-Stiftung zuerkannt haben. Dieser amerikanische Imperialismus, seit er nun gar angefangen hat, die Grenzen des eigenen Weltteiles zu überschreiten, wird uns anderen Nationen noch viel, sei es zu schaffen machen, sei es helfen.

Was die Persönlichkeit von Roosevelt betrifft, so weise ich bei dieser Gelegenheit auf ein hübsches Buch hin: Theodore Roosevelt, Staats- und Lebenskunst. Aus seinen Reden und Botschaften ausgewählt von Dr. Max Kullnick. 2. Auflage. (Verlag von Karl Curtius, Berlin.) Ich habe diese Zusammenstellung mit großem Vergnügen und Gewinn gelesen. Delbrück.

Sagenkunde.

Dähnhardt, O. Natursagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. III. Bd. Tiersagen. Erster Teil. XVI und 558 S. Teubner 1910.

Von Dähnhardts großangelegtem Sammelwerke liegt nun, seinen beiden Vorläufern in kurzem Abstande folgend, bereits der dritte Band vor; auf die Sagensammlungen zum alten und neuen Testament sind die Tiersagen gefolgt, an Reichhaltigkeit hinter jenen wahrlich nicht zurückstehend. Eine erschöpfende Sammlung und Verwertung des gesamten einschlägigen Materials bietet der vorliegende Band nicht, kann er auch gar nicht geben, ist doch der im Laufe der Zeit bei den einzelnen Völkern entstandene und doch nur spärlich und mühsam zutage tretende Stoff so riesengroß, daß er trotz so mancher trefflicher Hilfsmittel und Vorarbeiten die Kräfte des ausgezeichnetsten Forschers noch auf lange Zeit hinaus übersteigen wird. Welche Summe von Arbeit nötig war, des weitverstreuten Stoffes Herr zu werden und ihn zur rasch orientierenden Uebersicht in bestimmte Gruppen zu zwingen, läßt ein Blick in das umfangreiche Quellenverzeichnis und der Hinweis auf die vielen Fundorte und Literaturangaben zur Genüge erraten. Der Völkerphantasie fast aller Länder und Erdteile gehören die hier mitgeteilten Sagen an, und es darf als ein besonderer Vorzug in der Anlage dieser Tiersagensammlung hervorgehoben werden, daß sie in verständiger Ausbeutung und Heranziehung des uns zunächst liegenden und leicht zugänglichen Materials in ausreichendem Maße fremde, und zwar namentlich außereuropäische Völker zu Wort kommen läßt. So finden sich neben zentral- und hauptsächlich nordeuropäischen (finnischen) Sagen in ausgiebigem Maße solche aus Asien (namentlich China und Hinterasien sind reichlich vertreten), Afrika (die vielen Negermärchen und Sagen) und Amerika (Indianer- und nordamerikanische Negersagen), nur für Australien und die umliegende Inselwelt fließen die Quellen spärlicher; nicht als ob die hier ansässigen Naturvölker dem Vogel in der Luft oder dem Tier auf

der Erde oder im Wasser nicht ebensogut wunderbare Eigenschaften und Fähigkeiten beilegten und die den sie umgebenden Lebewesen wirklich zukommenden ebenso gut „vermenschlicht", wenn man sich so ausdrücken darf, erklärten als der Eskimo im hohen Norden und der Brasilier im Dickicht des tropischen Urwalds. Für die den jüngsten Weltteil bewohnenden Völker liegen uns eben ausgedehnte Sammlungen noch nicht vor, so wenigstens, daß wissenschaftlich-kritische Untersuchung durch sie Aufhellung und Erkenntnis erfahren könnte. Sind wir einmal so weit gediehen, so wird sich zeigen, daß die Fäden, die sich durch die Naturauffassung und Naturerklärung völlig getrennter und verschiedenartiger Völker und ganzer Rassen hinziehen und die man an der Hand des vorliegenden Bandes so schön und bequem verfolgen kann, sei es in der oder jener Form, auch zu diesen Völkern hinüberreichen und das große Netzgewebe vervollständigen helfen. Denn das gerade ist eine der Hauptaufgaben des Buches, zu zeigen, wie bei allen Völkern gleiche und ähnliche Motive mit den gleichen Mitteln erklärt werden, wie dieselben Dinge und Erscheinungen den Bewohnern aller Zonen und Länder Rätsel aufgeben und von ihnen Lösung verlangen und wie diese Lösung dann verschieden und oft dem besonders stark ausgeprägten Volkscharakter entsprechend ausfällt. Denn daß der Stammcharakter eines Volkes für sein ganzes Fühlen und Denken auch in diesen Dingen in erster Reihe bestimmend ist, bleibt unbestritten. Wie diese Analogien und Parallelen jedoch gegenseitig in Beziehung stehen und beeinflußt sind, wird Dähnhardt in einem zusammenfassenden und abschließenden Bande seines Werkes bringen, wir möchten darum hier nicht vorgreifen.

„Wer in und mit der Natur lebt, dem gilt jedes einzelne unter ihnen (den Tieren) als vollwichtiges Glied der Schöpfung; auch das kleinste, das unscheinbare ist ihm des Nachsinnens wert. Und da alle an Gestalt und Aussehen wie an Lebensart und Eigenwesen leicht miteinander zu vergleichen sind, so entstehen Tiersagen, die alle anderen Natursagen an Zahl und an Reichtum des Inhalts übertreffen", sagt der Verfasser in seiner Einleitung. An Reichhaltigkeit des Inhalts fehlt es denn in den mitgeteilten Sagen nicht. Die 18 Hauptabschnitte, in die das Ganze geteilt ist, bringen des Interessanten und Abwechslungsreichen übergenug. Mannigfach sind die Sagen, die sich mit der Erklärung der Gestalt und körperlichen Eigenart mancher Tiere, mit ihrer Körperzeichnung und Färbung befassen.

Der Naturmensch ist durch seine innige Beziehung zur Natur geradezu gezwungen, genau zu achten auf die Größe und Fähigkeit des einzelnen Tieres, auf seine besonderen Körperbeschaffenheiten und instinktiven Anlagen: er muß das Tier überlisten. Daher finden sich auch gerade bei den Naturvölkern die meisten und verschiedenartigsten Erklärungsversuche, die sich auf das Aeußere des Tieres beziehen. Sie verglichen die einzelnen Tiere miteinander und kamen auf den Gedanken, daß sie alle einst groß gewesen

sein müßten; und ganz einfach erklärten sie sich kleine Körperbeschaffenheit durch Zusammendrücken, große durch Zerdehnen. Schwieriger war schon die Erklärung der sonstigen Beschaffenheit des Körpers und seiner einzelnen Teile (namentlich Schnabel und Maul, Hörner und Zähne, des eingeknickten Leibes der Insekten, Beine und Schwanz); für sie ergab sich eine Menge von Deutungsversuchen, ähnlich wie für den Ursprung der verschiedenfarbigen Körperzeichnung. Und in alle diese Erklärungen trug der Mensch gern eigene Lebenserfahrung und -gewohnheit hinein. Wie die elementare Gewalt von Feuer und Wasser auf ihn einwirkte, so dachte er sich auch deren Wirkung als Ursache für das verschiedenartige Aussehen seiner tierischen Umgebung. So kommt es z. B., daß bei vielen Naturvölkern die Gewinnung des Feuers, ja die Gewinnung der Sonne überhaupt auf gewisse Vögel übertragen wird. Eigene Lebensgewohnheit war es, wenn der Naturmensch Tausch und Handel, ohne die er ja nicht bestehen konnte, auf die Tierwelt übertrug und wenn er zugleich alle Unvollkommenheiten menschlicher Handlungsweise (wie Lug und Betrug) sich mit diesem Tauschhandel vollziehen ließ. Der klagende Ruf so manchen Tieres deutet ihm an, daß dieses bei dem vollzogenen Handel der unterlegene Teil war. Und ganz ähnlich steht es auch um die mannigfachen Variationen der Tierwetten um Wettflug, Wettlauf, Wettschwimmen, Wettwachen und schließlich auch die ergötzlichen Gefräßigkeitsproben, bei denen das stärkere Tier (in Afrika ist es meist der Elefant) überraschenderweise von einem viel kleineren Vegetarier besiegt wird. Die folgenden Abschnitte bei Dähnhardt beschäftigen sich mit dem weitverbreiteten Glauben an die Entstehung des Ungeziefers aus dem (verbrannten, zerschnittenen oder geborstenen) Leibe eines Unholds oder einer Schlange, mit der Wohnstätte und dem Aufenthalt der Tiere und mit ihren besonderen Eigenarten und Gewohnheiten. Eine Summe eingehendster Naturbeobachtung und überraschend phantasievoller Deutung tritt in diesen Sagen zutage. Und verhält es sich nicht genau so mit den naturalistischen Deutungsversuchen der Namen und verschiedenartig ausgeprägten Eigenschaften einzelner Tiere, ihrer Lebensbedingungen, ihrer Freundschaften und Feindschaften? Nur inniges Zusammenleben mit der Natur konnte sie ihnen ablauschen, nur die ungetrübt produktive Phantasie des Naturmenschen konnte sie hervorbringen. Die Schlußkapitel berichten über Verwandlungssagen, die sich bei allen Völkern in Menge nachweisen lassen, Verwandlungen von Menschen und Tieren in Tiere unter Verwendung der verschiedenartigsten Motive, die sich zugleich als interessante Märchenvarianten erweisen, endlich über die sogenannten Seelenvögel, die sich der Naturmensch als Träger der menschlichen Seele nach dem Tode (Verzauberung) dachte. — Mit einer stattlichen Anzahl von Nachträgen und einem ausgiebigem Sachregister schließt dieser erste Band der Tiersagen. Die Anordnung des weitschichtigen Stoffes, der in dem vorliegenden Bande verarbeitet ist, konnte natürlich nur nach Motiven geschehen, und zwar, da eine und dieselbe Sage oft deren mehrere aufwies,

nur nach Hauptmotiven. So kommt es, daß manches Zusammengehörige auseinandergerissen erscheint. Diesem unvermeidlichen Mangel derartiger Sammelwerke, wie ihn dieser Band der Natursagen darstellt, konnte nur durch ein brauchbares Register abgeholfen werden. Denn als Sammelwerk ist der Band in erster Reihe gedacht; darum hat es sich der Verfasser in ihm auch nicht wie in den vorausgehenden Bänden zur Aufgabe gemacht, „auch dem Ursprung und den Wanderwegen naturdeutender Ueberlieferungen nachzuforschen". All dies soll einem der kommenden Bände vorbehalten sein. So gibt die knappe Einführung gewissermaßen nur Fingerzeige für die Benutzung des Buches und doch kurzen Aufschluß. Die Hauptmasse der mitgeteilten Sagen ist „dem Nachweise bestimmt, daß die Gleichheit menschlichen Denkens bei Natur- und Kulturvölkern gleichartige Erzeugnisse hervorruft, deren Uebereinstimmungen bei aller Verschiedenheit im einzelnen die Bastianische Lehre vom Völkerglauben bestätigen. Mit schwierigen, weltweit verzweigten Wanderstoffen, besonders mit solchen, deren Entwicklungsgeschichte auf literarischen, z. B. indischen oder griechischen Ursprung zurückweist, wird sich der zweite Teil der Tiersagen im vierten Bande beschäftigen". Er wird als Fortsetzung dieser Völkerpsychologie willkommen sein.

Dr. H. Gürtler.

Theologie.

George Tyrrell, zwischen Szylla und Charybdis oder die alte und die neue Theologie. Aus dem Englischen von Emil Wolf. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1909.

Giuseppe Prezzolini, Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus. Uebertragen von Otto Ekkehard. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1909.

Seit 1907 bemüht sich der Diederichssche Verlag, durch Herausgabe von Uebersetzungen reformkatholischer Schriften, die Oeffentlichkeit auf die Bedeutung des Modernismus für das heutige Geistesleben hinzuweisen. Nachdem zuerst das „Programm der italienischen Modernisten" und die „Antwort der französischen Katholiken an den Papst" erschienen sind, schließen sich nunmehr zwei größere Werke an, die, grundverschieden in Ton und Haltung, sich zugleich merkwürdig ergänzen.

Mit dem ersten der beiden Bücher wird die nach der menschlichen Seite hin anziehendste Persönlichkeit unter den modernistischen Führern, der frühere Jesuit George Tyrrell (✝ 1909), dem deutschen Leserkreis vorgeführt. Vielleicht war es nicht ganz glücklich, unter seinen verschiedenen Schriften gerade „zwischen Szylla und Charybdis" für die Uebersetzung herauszugreifen. Wohl kommen auch hier die hohen Gaben des Mannes, seine tiefe Ergriffenheit von der Sache, das seltene Anempfindungsvermögen

und die wunderbare Sprachgewalt, zum Vorschein, aber man sieht ihn nicht mehr im freien, selbstgewissen Vorwärtsstreben, sondern in einem Augenblick des Stillestehens und Erwägens. Die amtliche Mißbilligung seiner Anschauungen ist nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Es ist ihm zum Bewußtsein gekommen, daß die Auffassung von Entwicklung innerhalb der katholischen Kirche, die er früher in wesentlicher Uebereinstimmung mit Newman und Loisy vertrug, den katholischen Grundbegriff der Ueberlieferung zersprengt. Aber er will doch nicht darauf verzichten, an einen Fortschritt zu glauben und für ihn einzutreten. So sucht er jetzt einen Mittelweg. Er möchte hindurchsteuern „zwischen der Szylla eines lähmenden, keine Verbesserung zulassenden Dogmatismus und der Charybdis einer alles verschlingenden Skepsis und Verneinung, zwischen einer Autorität, die die Persönlichkeit vernichtet und einem Individualismus, der die Gesellschaft zerstört."

Tyrrell beginnt sein Buch mit einem Abschnitt „Gedanken über die katholische Religion". Er hält eine Lobrede auf den Katholizismus. Der Katholizismus ist eine natürliche Religion, er ist gewachsen, nicht künstlich gemacht. Er ist eine Religion des ganzen Menschen, denn er weiß auch das Unbewußte, ja selbst das Mechanische zu verwerten und mit Suggestion so gut zu arbeiten, wie mit bewußter Gedankenübertragung. Er ist die universale Religion, in der die Religionsgeschichte der ganzen Menschheit mündet. Er ist eine Religion für alle Stufen geistiger Entwicklung, er bietet jedem etwas und läßt keinen dem andern seine Art aufzwingen. Er sichert einen gesunden, stetigen Fortschritt in der Religion, sofern er das Individuum dem Gesamtverstand sich fügen heißt. „Wir kennen kein System, das soviele Bedürfnisse der religiösen Natur des Menschen befriedigte." Was Draußenstehende dem Katholizismus vorzuwerfen pflegen, erweist sich bei näherer Ueberlegung als Vorzug oder wenigstens als Begleiterscheinung eines Vorzuges. Ein gewisser Mangel an innerer Geschlossenheit, der unstreitig vorliegt, hängt zusammen mit der natürlich wachstümlichen Art des Katholizismus. Die Aufnahme so vieler heidnischer Elemente zeugt nur für seine Anpassungsfähigkeit. Und gerade in diesen Ueberlebseln steckt eine verborgene Kraft. Durch sie fühlt sich der Katholik verbunden mit der religiösen Entwicklung ferner Länder und Zeiten, er erlebt in ihnen seinen Zusammenhang mit der ganzen Menschheit: so steigern sie nur das reine Menschlichkeitsgefühl. Selbst den moralischen und geistlichen Verderbnissen im Katholizismus läßt sich eine gute Seite abgewinnen, auch dann, wenn sie bei den berufenen Leitern der Kirche auftreten. Sie erhalten dem Katholiken das klare Bewußtsein des Unterschieds der unsichtbaren und geistlichen Hierarchie von der sichtbaren, kirchlichen und bewahren ihn vor Menschenverehrung. Die Pedanterie einer reinen Verstandesreligion, wie sie dem Protestantismus als Ziel vorschwebt, schafft Stillstand und Tod. Die breit sich entfaltende Natürlichkeit des Katholizismus ist der Beweis für seine Wahrheit, für seine Göttlichkeit.

Man begreift es nach diesem Hochgesang, daß Tyrrell sich an die katholische Kirche klammerte, auch als sie ihn verstieß. Man sieht auch, daß die Anhänglichkeit an sie bei ihm anders begründet war als bei der Mehrzahl seiner Genossen. Ihn hielt nicht sowohl das Autoritätsbedürfnis fest, als vielmehr eine dichterisch geartete Sehnsucht, die nur innerhalb einer großen, alten, formenreichen Gemeinschaft ihre Befriedigung fand. Aber rätselhaft erscheint, wie aus solcher Stimmung ein Wille, an der Kirche zu bessern und die Dinge vorwärts zu treiben, entspringen konnte. Tatsächlich ist beides bei Tyrrell auch nicht mit einander vermittelt. Er kehrt nur eine andere Seite seines Wesens heraus, wenn er nun dazu übergeht, dem Fortschritt in der Kirche das Wort zu reden. Hart nebeneinander wohnten in ihm das Verlangen nach Anschluß und ein starkes persönliches Verantwortlichkeitsgefühl. Aber Tyrrell ist jetzt vorsichtiger in der Geltendmachung dieser zweiten Empfindung. Er ist strenger darauf bedacht, sie mit seiner katholischen Grundanschauung auszugleichen.

Früher hatte er das Recht und die Notwendigkeit einer Weiterentwicklung der christlichen Religion daraus abgeleitet, daß der Gehalt der christlichen Offenbarung sich in der irdischen Wirksamkeit Jesu nicht ganz zu entfalten vermochte. Die Besonderheit des geschichtlichen Augenblicks, die Eigenart des jüdischen Volkes, die Fassungskraft der ersten Jünger stellten die Verkündigung Jesu unter bestimmte einengende Bedingungen. Aber als Erhöhter setzt er sein Werk fort. Der Geist Christi, der in seiner Gemeinschaft lebendig ist, treibt stetig neue Formen und Gedanken hervor, durch die die ursprüngliche Offenbarung geschützt, angepaßt, verdeutlicht und bereichert wird. Auch bereichert. Einzelnen Gottbegnadeten erschließen sich unter neuen geschichtlichen Bedingungen immer ouch neue Seiten der christlichen Wahrheit. Freilich — und damit suchte Tyrrell den katholischen Standpunkt zu wahren — gilt es dabei immer noch eine Probe. Erst dann, wenn der „Gesamtgeist“ die neue Entdeckung anerkennt, ist sie für echt und wahrhaft christlich zu halten. Denn nur die Gesamtheit, nicht das Individuum besitzt den untrüglichen Instinkt dafür, was wirklich aus dem Geist Christi geschöpft ist und was nicht. Aber, erinnert Tyrrell auch wieder, die Gesamtheit ist nicht so viel wie der Pöbel und nicht so viel wie die sichtbare Hierarchie. Es kann vorkommen, daß die amtlichen Vertreter sich irren und der Einzelne sich gewissenshalber gegen ihre Entscheidung behaupten muß.

Diese Sätze sind nun in dem vorliegenden Buch stark eingeschränkt. Sie wurden, so erklärt Tyrrell jetzt, auf die Anschauung hinauslaufen, daß die Urzeit im Vergleich mit der heutigen arm und unvollkommen gewesen wäre. Und das erscheint ihm als ein unmöglicher Gedanke. Den Grundirrtum der früher auch von ihm vertretenen Meinung erkennt er in der Annahme, „daß die Realitäten und Erfahrungen, die den Inhalt der apostolischen Offenbarung gebildet haben, unserer Erfahrung immer noch zugänglich seien und als Maßstab für unsere Formulierung der Dogmen

dienen könnten.“ Aber in Wirklichkeit sind „die Tore des himmlischen Heiligtums, die sich den Aposteln öffneten, nicht für immer offen geblieben. Die Apostel übermittelten ihren Nachfolgern nur die Erinnerung an das Geschaute, nicht die Gabe unmittelbaren Schauens.“ Die apostolische Lehre ist nicht das erste Glied in einer Kette aufeinanderfolgender theologischer Versuche, sondern sie ist selbst Gegenstand der Theologie, weil sie die einzige Brücke darstellt, die für die Späteren in das Reich des Uebersinnlichen hinüberführt. Damit kehrt Tyrrell entschlossen zu der katholischen Lehre von der „Hinterlage des Glaubens“, von einer ein für allemal und vollständig den Aposteln überlieferten Wahrheit zurück. Eine Weiterentwicklung des Inhalts der Offenbarung gilt ihm jetzt als ausgeschlossen.

Aber um so kräftiger betont er, daß nach Seiten der Form ein Spielraum für geschichtlichen Fortschritt bleibt. Die Predigt Jesu war eine prophetische Vision vom Reiche Gottes, vorgetragen in Bildern und Gleichnissen, angepaßt an das Verständnis der Einfältigen und Unmündigen. Diese Form ist das Vergängliche an ihr. Ausdrucksmittel, die einer gewissen Zeit natürlich und notwendig sind, sind für eine spätere nichtssagend, ja hinderlich. Die Kirche muß, gerade wenn sie den Inhalt der Predigt Jesu lebendig halten will, die Form ständig erneuern. Nur gilt es immer sorgfältig darauf zu achten, daß bei dieser Umgießung nichts von dem kostbaren Gut verloren geht. Das ist das Amt des in der Kirche waltenden Geistes. Der Geist muß den Geist, der in der Offenbarung gesprochen hat, ausdeuten, um ihn restlos überzuführen. Aber da es immer zunächst Einzelne oder Wenige sind, in denen das Gefühl für die Forderung der Zeit erwacht, so entwickeln sich daraus auch immer Spannungen zwischen der sichtbaren Kirche und den Propheten der Zukunft. An dieser Stelle nimmt nun Tyrrell seine Gedanken vom Recht und der Pflicht des persönlichen Gewissens wieder auf und hier weicht er keinen Schritt zurück. Nach wie vor erblickt er in „Theologismus“ und „Sacerdotalismus“ seine eigentlichen Feinde, d. h. in einer Denkweise, der eine bestimmte theologische Form, die scholastische, als unveräußerlich gilt und die zugleich auf die sichtbare Kirche und ihre Organisation die Autorität der unsichtbaren überträgt. Die äußere Hierarchie ist ihm auch jetzt noch nur ein Symbol für die Autorität, die der in der Gesamtheit lebende Geist Christi beanspruchen darf.

Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, wieviel Tyrrell auch bei dieser neuen Fassung seiner Gedanken protestantischen Theologen verdankt. Selbst den Abschnitt über die katholische Religion hätte er nicht schreiben können, wenn ihm nicht Protestanten vorangegangen wären. Menschlich begreiflich ist es darum, daß Tyrrell jetzt noch mehr wie früher darauf ausgeht, sich scharf nach dieser Seite hin abzugrenzen. Immerhin berührt sein Verfahren nicht selten peinlich. Bei einem vornehmen Menschen wie Tyrrell empfindet man es schmerzlich, wenn man etwa zuerst hört, daß der Protestantismus als reine Verstandesreligion für das Symbolische, für das Geheimnis in der Religion, keinen Sinn habe, und nachher findet,

daß der Abschnitt „Mysterien eine Lebensnotwendigkeit“ in der Hauptsache auf Grund von Duhms berühmtem Vortrag über das Geheimnis in der Religion gearbeitet ist. Leider ist Tyrrell später hierin noch weiter gegangen. Sein letztes Buch (Christianity at the Cross-Roads) ist dadurch gekennzeichnet, daß Tyrrell Gedanken der liberalen protestantischen Theologie übernimmt, um dann denselben Liberalismus der Verkennung dieser Gedanken und der Verständnislosigkeit für das Wesen der Religion zu beschuldigen.

Doch das ist ein Nebenpunkt gegenüber der Hauptfrage, ob es Tyrrell wirklich gelungen ist, zwischen Szylla und Charybdis hindurchzusteuern, anders gesagt, ob er seine Anschauung von der Lebendigkeit der religiösen Wahrheit und der Bedeutung des Gewissens für ihre Erfassung mit den katholischen Vordersätzen in Einklang zu bringen vermocht hat. Man kann darauf auch jetzt nur mit Nein antworten. Die beiden Bestandteile seines Denkens bleiben spröde gegen einander

Wenn Tyrrell jetzt die Einzigartigkeit und Ausschließlichkeit der den Aposteln zuteil gewordenen Offenbarung hervorhebt, so müßte er folgerichtig auch den sie aufnehmenden Glauben streng als Autoritätsglauben fassen. Allein dazu kann er sich nicht entschließen. Er macht die Anerkennung „der göttlichen Autorität des Christentums“ immer noch abhängig „von einer persönlichen und unmittelbaren Erfahrung, die Gott der Seele gewährt.“ Und es hilft nichts, wenn er fortfährt, „daß der letzte Beweggrund des Glaubens nicht diese Erleuchtung als bloßer psychischer Vorgang betrachtet sei, sondern ihre göttliche Autorität als einer Rede Gottes, wodurch Gott das zu seinem eigenen Wort macht, was sonst (als bloße Ueberlieferung) nur Menschenwort wäre.“ Denn daß das etwas anderes ist, als was die katholische Kirche unter Autoritätsglauben versteht und verstehen muß, liegt am Tage. — Ebensowenig begreift man, wie Tyrrell seine Auffassung des Katholizismus als der „natürlichen“ Religion mit seiner Schätzung der „Hinterlage des Glaubens“ zusammenreimen kann. Wenn der Katholizismus seiner Gattung nach als Religion älter ist als Christus, so alt ist wie die Menschheit selbst, wenn dann weiter die besondere Art des Katholizismus „aus der Vereinigung zweier Ströme religiöser Ueberlieferung, der vorchristlichen jüdischen und der griechisch-römischen Reichsreligion“, sich ergeben soll, so kann Christus wohl die Bedeutung eines Reformators des Judentums haben, vielleicht die eines Reformators der Religion überhaupt, aber niemals die eines Bringers unerhörter, übernatürlicher Offenbarung.

Ein ganz anderer Geist weht in Prezzolinis Geschichte des Modernismus. Prezzolini gehört nicht zu den Modernisten, aber noch viel weniger fühlt er sich innerlich an die katholische Kirche gebunden. Er steht jenseits des Bodens, auf dem die ganze Frage spielt. Die katholische Kirche wertet er als das Institut, „das einen Ausgleich schafft zwischen dem inneren Leben einer Minderheit und dem äußerlichen, materialistischen

Streben der Masse, um die ersteren auf Kosten der letzteren zu retten." Das Christentum in seiner Reinheit kann nur in einzelnen Individuen leben. Denn es ist bis zum Aeußersten individualistisch. Es ist Feind alles dessen, was irdischen Wert besitzt und dem sozialen Leben Bestand verleiht. Allgemein durchgeführt würde es die Gesellschaft zerstören. Der Sinn des katholischen Systems ist nun, „das Christentum unschädlich und die Gesellschaft immun gegen dasselbe zu machen." Es will „einigen Wenigen Gelegenheit geben, ein Leben der Zurückgezogenheit in sich selbst, ernster, tiefer Religion zu führen und zugleich die Mehrheit vor den Gefahren dieser Religiosität bewahren." Eine eigenartige Abwandlung des Nietzschewortes vom Volk als dem Umschweif der Natur, um zu fünf, sechs großen Männern zu gelangen.

So spielt Prezzolini dem Streit gegenüber die Rolle des unbeteiligten Zuschauers. Aber er sieht scharf und macht aus seinem Herzen nirgends eine Mördergrube (S. 37 Mariano, der größte Konfusionsrat Italiens"). Allerdings ist seine Sachkenntnis nicht gleichmäßig. Am meisten hat ihn offenbar die philosophische Bewegung in Frankreich gefesselt. Was er hier bietet, ist wirklich lehrreich. Auch Loisy in seinem Gegensatz zu Tyrell hat er sicher erfaßt. Aber schon Tyrell selbst ist ihm naturgemäß fremder, und was er über Amerika und gelegentlich über Deutschland bemerkt, zeigt den nicht genügend mit den Dingen Vertrauten.

Die deutsche Uebersetzung ist nicht überall verständlich, und Torheiten wie die auf S. 250, „auch Loisys Gegner, Harnack, wurde auf einen ruhigeren Posten versetzt, wo er die jungen Theologen nicht mehr in dem Maße beeinflussen kann" (ebenso S. 296), hätte ein deutscher Uebersetzer nicht unberichtigt durchgehen lassen dürfen.

Berlin. Karl Holl.

K. Sell, Christentum und Weltgeschichte bis zur Reformation: Die Entstehung des Christentums und seine Entwicklung als Kirche. (297. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig 1910. Verlag: B. G. Teubner. Preis: geb. Mk. 1,25. 118 S.

Der Verfasser dieses sehr lesenswerten Bändchens meint, daß er, wo sein Beruf als Kirchenhistoriker ihn zu täglicher Beschäftigung mit der Einzelforschung treibt, es sich einmal gestatten darf, „auf eine Höhe zu steigen, von der aus er sozusagen über den Wolken die Gipfel des Gebirges erblicke." Es mag hinzugefügt werden, daß er es nicht nur darf, sondern auch, wie wenige andere, kann, eben weil er sich so lange und mit so gründlicher Beobachtung „in den Falten des Gebirges bewegt" hat. Nach einigen Wendungen der Einleitung könnte man befürchten, daß dem

Leser zugemutet wird, den Luftgebilden einer abstrakten Geschichtsbetrachtung zuzuschweben. Allein das ist durchaus nicht der Fall. Ueberall wird man, um das Bild des Verfassers fortzusetzen, auf den festen Boden wirklicher Einzelheiten geführt, um von diesem Standpunkt aus Ausschau über lange Entwicklungsreihen zu halten.

Der Verfasser selbst scheint bei seiner Darstellung der Entstehung des Christentums und seiner Entwicklung bis zur Reformation (die nicht mit eingeschlossen wird) den größten Wert auf den Nachweis zu legen, wie die verschiedenen religiösen Erscheinungen, welche das Christentum nacheinander hervorgebracht hat, durch die allgemeinen Kulturverhältnisse bedingt sind und wie sie andererseits auf den Gang der Weltgeschichte zurückgewirkt haben. Dieser Plan wird auch zumeist mit Glück durchgeführt. Aber am eigenartigsten gegenüber der landläufigen Auffassung, nach welcher das Christentum im Grunde alle Jahrhunderte hindurch dasselbe geblieben ist und sich nur zeitweilig Verdunklung einzelner Seiten und Ueberwucherung durch fremdartige Gebilde hat gefallen lassen müssen, ist in Sells Schrift die Zuspitzung, in welcher die Gegensätze zwischen den religiösen Grundstimmungen der verschiedenen christlichen Zeitalter und der sie bestimmenden religiösen Persönlichkeiten aufgezeigt werden.

Gerade in dieser scharfen Charakterisierung der durch Personen und Zeitalter vertretenen Gegensätze innerhalb des Christentums zeigt sich der das Einzelne überblickende und sich über das Einzelne erhebende Meister. Das gilt z. B., obwohl Sell hier mit den meisten neueren Forschern zusammentrifft, für die Schilderung und Beurteilung des früher geringgeschätzten 14. und 15. Jahrhunderts.

Daß ich trotz dieser Anerkennung manches mit Fragezeichen versehen möchte, wird den Verfasser nicht wundernehmen. Nur bei der Kürze der ganzen Darstellung wird er so uneingeschränkt Sätze wie die folgenden hingestellt haben: „Jesus empfängt von Johannes die Taufe und tritt nun selbständig als Herold derselben (?) Botschaft auf (S. 12); „Auch Petrus ist in Rom gestorben" (S. 41); „Paulus hat den ihm persönlich nicht bekannten (?) historischen Jesus in die Glorie des himmlischen Christus erhoben" (S. 42); besonders aber ist mir am Schluß (S. 117—118) die Zusammenstellung der kirchlichen Reformation des 16. Jahrhunderts und der „Tat" des Kopernikus aufgefallen, als ob jene von der durch Kopernikus angebahnten Erkenntnis einer „nicht von Gottes Gnaden" bestehenden Wirklichkeit der Welt ihren Ursprung genommen habe.

Der mit der Kirchengeschichte ein wenig vertraute Leser — denn bei aller Kunst einer von Fachgelehrsamkeit absehenden Darstellung hat der Verfasser doch nicht für Neulinge geschrieben — wird an diesen Stellen Probleme erkennen, die nur in diesem Rahmen keine ausführliche Erörterung zuließen, wird aber reich entschädigt werden durch überraschende Beleuchtung, in die vieles ihm längst Bekanntes tritt. Nicht unerwähnt soll auch sein, daß diese schon Juni 1909 abgeschlossene Arbeit in ihrem

ersten Teil bedeutsame Beiträge zur Beurteilung der von A. Drews in das große Publikum geschleuderten Frage nach der Geschichtlichkeit der Person Jesu bietet.

E. Vischer, **Der Apostel Paulus und sein Werk.** Leipzig. 1910. Verlag: B. G. Teubner (309. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"). Preis: geb. Mk. 1,25. 143 S.

Wer sich in der Kürze über des großen Apostels Paulus Persönlichkeit, Lehre und Lebenswerk unterrichten will und dazu einige Kenntnis der Apostelgeschichte und der paulinischen Briefe mitbringt, sei auf diese klare von Vischer dargebotene Darstellung hingewiesen. Sie läßt gründliche Forschung zwischen den Zeilen erkennen, läßt aber alles gelehrte Beiwerk beiseite und vermeidet sogar durch ein nachahmenswertes Verfahren — in einem Anhang werden die Zitate mit den entsprechenden Seitenzahlen des Buches nachgebracht — eine Häufung biblischer Zitate. Der Charakter der Briefe des Paulus, welche durchaus als wirkliche Briefe anerkannt werden, wird, was wohl gegen Deißmann gemünzt ist, treffend als ein „halböffentlicher" (S. 107) bezeichnet.

Einige Bemerkungen mögen aber doch nicht überflüssig sein. Trotz aller berechtigten Besonnenheit des Urteils wäre gerade bei dem vom Verfasser gedachten Leserkreis zuweilen größere Entschiedenheit am Platze. Das Erlebnis des Paulus vor Damaskus kann doch nur entweder eine Vision gewesen sein, wie es auch auf S. 140 genannt wird, oder es hat ihm „etwas Objektives zugrunde gelegen" (S. 27) Hier trennen sich zwei entgegengesetzte Weltanschauungen; darum hätte einer Entscheidung nicht ausgewichen werden sollen. Ebenso wenig ist es angängig, die Frage nach einer doppelten Gefangenschaft in Rom dahingestellt sein zu lassen (S. 55) und doch die Echtheit der Pastoralbriefe zu behaupten (S. 54), die sich nur vermittelst der Annahme einer zweiten Gefangenschaft einreihen lassen. Ferner läßt die häufige Betonung des Fremdartigen in der Anschauungsweise des Apostels zu selten merken, was er uns noch ist; eine Zusammenfassung des bleibend Wertvollen würde zugleich klarstellen, wie sich das „Evangelium" des Paulus zu dem Jesu verhält, also einen Vergleich wirklich ziehen lassen, der eigentlich nur in der Vorbemerkung versprochen wird. Endlich hätten in Teil V, 2, unter den Denken und Sprache des Paulus beeinflussenden Bildungselementen auch wohl die hellenistischen Mysterienkulte aufgeführt werden können.

R. Reitzenstein, **Die hellenistischen Mysterienreligionen. Ihre Gedanken und Wirkungen.** Leipzig und Berlin, 1910. Verlag: B. G. Teubner. Preis: geh. Mk. 4,—, geb. Mk 4,80. 222 S.

Dem im vorliegenden Buch abgedruckten Vortrag, welchen der Verfasser am 11. November v. J. in dem wissenschaftlichen Predigerverein für

Elsaß-Lothringen gehalten hat, werden recht wertvolle (beachte vor allem S. 160—204, S. 209—212) Exkurse und Anmerkungen beigegeben, welche ihn an Umfang überbieten.

Der Titel des Vortrages und seine erste größere Hälfte läßt den Leser etwas im Dunkeln darüber tappen, worauf der Verfasser eigentlich hinaus will. Erst spät merkt man, daß es für ihn doch nicht Selbstzweck war, die Grundgedanken der hellenistischen Mysterienreligionen und ihre allgemeinen Wirkungen darzustellen, sondern, daß er als Philologe und Kenner des Hellenismus einen Beitrag liefern will zur Erklärung der Terminologie und Theologie des Apostels Paulus.

Daß Paulus „den Hellenen ein Hellene" auch dadurch geworden ist, daß er manche Worte und Begriffe aus der hellenistischen Mysteriensprache übernommen hat, kann seit Dieterichs und Anrichs Nachweisungen nicht mehr ernsthaft bestritten werden, und die Ausleger der paulinischen Briefe, z. B. Hans Lietzmann, haben von dieser neuen Erkenntnis bereits mehr oder weniger ausgibigen Gebrauch gemacht. Gerade auf so schwierige Wendungen wie „in den dritten Himmel entrückt werden", „durch die Taufe in den Tod begraben werden", auf den Gegensatz zwischen Pneumatikern und Psychikern fällt von da aus neues Licht, und für an sich verständliche Ausdrücke wie „vernünftiger Gottesdienst" (Röm. 12, V. 1) wird so erst der volle Inhalt erschlossen. Diese nicht gerade zuerst von Reitzenstein nachgewiesenen Beispiele sollen nur verdeutlichen, in welcher Richtung sich seine Untersuchungen bewegen; diese selbst bieten aber auch viele neue und beachtenswerte Einzelheiten und gipfeln in der wohl die Kritik der Theologen herausfordernden Aufstellung, daß Paulus „dem Hellenismus den Glauben an sein Apostolat und seine Freiheit (nämlich von der Tradition) verdankt" und daß „hierin die größte und für die Weltgeschichte bedeutsamste Wirkung der antiken Mysterienreligionen liegt."

Neu ist, soweit mir bekannt, und sehr lehrreich, weil er auf ähnliche Wechselwirkung zwischen der neueren Mission und der Mutterkirche aufmerksam macht, der Hinweis, daß die alten orientalischen Religionen der Isis, des Osiris, des Attis usw. sich erst durch die im Auslande entfaltete Propaganda und durch das Bedürfnis, sie Nichtvolksgenossen nahe zu bringen, zu der den Mysterienreligionen eigenen Vertiefung und Verinnerlichung gestaltet haben. Bemerkt darf vielleicht noch werden, daß häufigere chronologische Angaben zu wünschen gewesen wären: auch manchen theologisch geschulten Lesern dürfte es z. B. nicht gegenwärtig sein, daß Apulejus, der zur Entwerfung eines Gesamtbildes der Mysterienreligion stark herangezogen wird, 1¼ Jahrhunderte später gelebt hat als Paulus.

W. Nowack, Amos und Hosea. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, II. Reihe, 9. Heft.) Tübingen, 1908. Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: geh. 70 Pfg., geb. Mk. 1,— . 48 S.

Um die sogenannten kleinen Propheten pflegt sich die große Masse

der der Religionsgeschichte zugewendeten Gebildeten, froh, nur den Zusammenhang zu begreifen, der zwischen den gewaltigen Propheten Jesaias und Jeremias und dem Christentum besteht, wenig zu kümmern. Und doch sehr mit Unrecht, wie bald merken wird, wer sich an diese kleine, die beiden ältesten Schriftpropheten Amos und Hosea nach ihrer Wirksamkeit und Gotteserkenntnis schildernde Schrift des Straßburger Theologen Nowack heranmacht. Amos ist der allerälteste, aber auch, wie Duhm bemerkt, der allerverständlichste der Propheten und ist ein Vertreter der altisraelitischen Auffassung von Jahwe als dem unbedingt Gerechten. Hosea dagegen, der seine Bildersprache von dem ehelichen Erlebnis mit der ungetreuen Gattin Gomer hernimmt, sieht in Jahwes Wesen bereits die Liebe als die ihn bestimmende und selbst seine Strafgerichte bedingende Macht an und betrachtet den zwischen Jahwe und Israel bestehenden Bund als eine sittliche Liebesgemeinschaft, so daß hier die Fäden zutage liegen, welche die prophetische und die neutestamentliche Religion verknüpfen.

Bei der Beschaffenheit des an vielen Stellen überarbeiteten Textes des Hosea waren gelehrte Untersuchungen nicht ganz entbehrlich; aber textkritische Erörterungen hätten in Rücksicht auf den Leserkreis dieser Volksbücher besser in Anmerkungen verwiesen oder durch kleineren Druck gekennzeichnet werden sollen.

B. Duhm, Die Zwölf Propheten, in den Versmaßen der Urschrift übersetzt. Tübingen, 1910. Verlag: J. C. B Mohr. Preis: brosch. Mk. 1,60, geb. Mk. 2,40. 143 S.

Es trifft sich gut, daß im Anschluß an die Anzeige des Nowackschen Buches gleich aufmerksam gemacht werden kann auf eine neue Uebersetzung der zwölf, d. h. der kleinen Propheten, welche dem bekannten Alttestamentler Duhm verdankt wird. Hier findet, wer nicht die Kautzschsche Gesamtübersetzung des Alten Testaments zur Hand nehmen kann, unter den andern kleinen Propheten auch eine nach Inhalt und Form genaue und dabei recht ansprechende Uebersetzung des Amos, wie des Hosea, bei welchem Echtes und für unecht Gehaltenes durch den Druck recht deutlich unterschieden wird. Der Uebersetzung ist eine Einleitung vorausgeschickt, welche zunächst von dem Prophetentum im allgemeinen handelt und dann das Wissenswerteste über die einzelnen Propheten mitteilt.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Pädagogik

H. Wolgast, Ganze Menschen! Ein sozialpädagogischer Versuch. Berlin-Schöneberg 1910. Verlag der „Hilfe“. Preis: kart. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50. 139 S.

Diese kleine Schrift ist neben zwei andern mit einem Preise von tausend Mark ausgezeichnet worden. Das Urteil des Preisgerichtes, in

dem Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath den Vorsitz führte, ist auch wohl zu verstehen. Denn der Verfasser verfügt entschieden über eine gute Darstellungsgabe, ist ernstlich bemüht, die Schulfrage im Zusammenhang mit der gesamten sozialen Lage zu erfassen und entwickelt Ideen, welche einen nicht mehr zu übersehenden Teil der Volksschullehrerschaft in Hamburg und auch außerhalb Hamburgs gewonnen haben. Das Buch ist daher allen denen zu empfehlen, die sich mit dem Volksschulwesen befassen oder sich darüber unterrichten wollen, was auf dem Gebiete des Volksschulwesens gegenwärtig vor sich geht.

Was vom Verfasser gefordert wird, ist Pflege des Heimatsinnes, Pflege des Kunstsinnes und vor allem, um dem jugendlichen Tätigkeitstrieb entgegenzukommen und die Ausbildung der Hand und des Auges zu fördern, Ueberführung der jetzigen Lernschule in eine Arbeitsschule, worin vielerwärts schon jetzt die Mädchenschule durch Haushaltungsunterricht etwas geleistet hat, worin aber auch die Knabenschule in München durch das Verdienst Kerschensteiners, den Wolgast befremdlicherweise nur bei Gelegenheit der Fortbildungsschule nennt, seit Herbst 1907, also vor der Abfassung dieser Schrift, einen bemerkenswerten Anfang gemacht hat. Ob diese hoffnungsvollen Anfänge des Handwerksunterrichtes sich weiter verfolgen lassen und dabei doch den Volksschülern die vom Leben gebieterisch geforderten sonstigen Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt werden können, darnach mögen sich die berufenen Vertreter der Volksschule umsehen.

Ich selbst will nur die allgemeine Bemerkung machen, zu der wohl jeder Schulmann sich das Recht herausnehmen darf, daß nach meinem Dafürhalten in Wolgasts Schulideal Religion und Vaterlandsliebe viel zu kurz wegkommen. Es wird allerdings von ihm anerkannt (S. 91), daß die Pflege religiösen Geistes notwendig zur Erziehung gehört; allein der Wert dieses Zugeständnisses wird sehr dadurch abgeschwächt, daß er von dem Lehrer nur eine objektiv referierende Darstellung fordert und dem Kinde überlassen will, den religiösen Gehalt von Bildern, Dichtungen und musikalischen Darbietungen auf sich wirken zu lassen (S. 98 und 99). Ein von Wärme für seinen Stoff durchdrungener Lehrer — nur solche Lehrer wird ja Wolgast auch für andere Gebiete wünschen — kann gar nicht anders, als den nach seiner Schätzung überragenden Wert der Religion im Unterricht zur Geltung zu bringen und seine eigene Weltanschauung an das Kind heranzutragen. Wenn dabei das Bestimmungsrecht der Eltern über das Kind beeinträchtigt werden soll, so ist das nur einer der unvermeidlichen Konflikte, die dadurch entstehen, daß im modernen Staate sich Eltern und Schule in die Erziehung des Kindes teilen. Ebensowenig möchte ich einen von entschiedener Vaterlandsliebe getragenen Geschichtsunterricht aus der Schule deswegen verbannt wissen, weil Patriotismus in Chauvinismus übergehen kann (S. 99 und 100); mit demselben Rechte müßte man dann in der Heimatsliebe des Verfassers eine Gefahr sehen, weil sie auch zu Lokalfanatismus ausarten kann. Sogar das Wort Vaterlandsliebe wage ich

dabei aufrechtzuerhalten, weil das heutzutage bevorzugte Wort „staatsbürgerliche Gesinnung“ vergessen lassen könnte, daß jeder es zuerst und vor allem mit dem eigenen Staat zu tun hat.

Also wenn man „ganze Menschen“ haben will, so sei man auch darauf bedacht, religiöse und vaterlandsliebende (auch nicht bloß heimatliebende) Menschen durch die Schule heranzubilden.

Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen: Drei Vorträge von H. Kornelius, C. Reisinger, G. Kerschensteiner. München 1910. Verlag: Süddeutsche Monatshefte. 65 S.

Zur Frage der Arbeitsschule gehört auch diese Veröffentlichung eines aus namhaften Münchener Professoren und Schulfreunden gebildeten Ausschusses, welcher für die Reform der höheren Schulen (in Bayern Mittelschulen genannt) sehr beachtenswerte Vorschläge macht. Alle drei von dem Ausschuß gestellten Redner, deren Begründung der Reformvorschläge abgedruckt wird, sind Anhänger der Arbeitsschule. Jedoch ist der eifrigste und erfolgreichste Verfechter der Arbeitsschule, Schulrat Kerschensteiner, der für die produktive gemeinsame Arbeit und die dadurch geförderte soziale Erziehung an den Oberrealschulen und in vermindertem Umfange auch an den Gymnasien, ein Feld gewinnen will durch naturwissenschaftliche Laboratorien, einsichtsvoll genug, um einzuräumen (S. 50), daß „Sprache und Geschichte unweigerlich durch Ueberlieferung in Wort und Schrift betrieben werden müssen“. In der Tat wird, zugegeben, daß auch in diesen Fächern die Schüler mehr als bisher zu produktiver Arbeit herangezogen werden können, im ganzen hier rezeptives Verhalten überwiegen. Man vergegenwärtige sich einmal eine Horazstunde in der Prima! Wieviel grammatisches, lexikalisches, mythologisches, von alten und neueren Erklärern zusammengetragenes Material, das nur rezeptiv angeeignet werden kann, muß vorausgesetzt werden, ehe nur einmal selbsttätig bei der Uebersetzung eine treffende Wendung gefunden oder der Gedankengang des Dichters reproduziert und an moderner Weltanschauung gemessen, endlich gar nach eigenem Urteil das Gedicht gewürdigt werden kann, was dazu nur die Leistung befähigterer Schüler bleibt, während welcher die übrigen sich wieder nur rezeptiv verhalten. Da ist doch wirklich die Bezeichnung „Arbeitsschule“ nur ein stolzes Wort!

Aber die schwerwiegenden Reformpläne der Münchener Professoren fallen nicht etwa mit der Arbeitsschule. Ihre andern für sich schon völlig ausreichenden Ausgangspunkte sind die Einsicht, daß „Eines recht wissen und ausüben, höhere Bildung gibt als Halbheit im Hundertfältigen“ (S. 48), die tatsächlich unsere höhere Schulen schädigende Zersplitterung durch die Ueberfülle der Fächer und der Mangel an Befriedigung mit dem Erreichten, der Schülern, Lehrern und Hochschullehrern, die sich mit so vorgebildeten Schülern abfinden sollen, gemeinsam ist. Mit größtem Nachdruck erheben daher die Münchener die Forderung, daß jede Schulgattung ein einzelnes

Fach mit Entschiedenheit in den Vordergrund stellt, in dem dann auch größere Vertiefung erreicht werden soll; daran sollen sich einzelne ergänzende Pflichtfächer und eine Mehrzahl von wahlfreien Fächern anschließen. Wie soll sich das nun für die einzelnen Schulgattungen gestalten? Die Oberrealschule, deren Grundpfeiler die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer bilden, sollen nur eine moderne Sprache von allen Schülern verlangen. Das mag noch hingehen. Ebenso ergibt sich für das humanistische Gymnasium leicht, daß seine Aufgabe eindringende Kenntnis der Antike ist; nur erregt das Programm, wenn es keine der modernen Sprachen unter die Pflichtfächer aufnimmt, das Bedenken, ob so einseitig geschulte junge Leute jemals zum Verständnis fremder noch bestehender Kulturen gelangen können. Noch fraglicher ist die Umgestaltung des Realgymnasiums, das als neusprachliches Gymnasium hingestellt wird. Das Programm fordert, daß diese allerdings der Konzentration bedürftigste Schulgattung neben Berücksichtigung des Lateinischen und Ergänzung durch mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht sich als Ziel die gründliche Erfassung der Kultur der Engländer oder der Franzosen setzt. Aber schon der Vortragende selbst, Dr. Reisinger, weicht von diesem Programm ab, indem er (S. 45) nach wie vor die Beherrschung beider modernen Sprachen für unentbehrlich hält. Endlich würde der vertiefte Betrieb des Unterrichts wissenschaftlich gründlicher durchgebildete Lehrer erheischen. Es wird daher für die Oberlehrer eine Verlängerung des Universitätsstudiums auf fünf Jahre vorgesehen, wogegen aber wichtige allgemeine Gründe sprechen, wofern nicht etwa gleichzeitig die Probezeit wieder auf ein Jahr verkürzt wird.

Schwierigkeiten ergeben sich also in Fülle bei der Ausführung. Aber die Grundgedanken sind solche, daß man sich ihrer Richtigkeit und Heilsamkeit nicht leicht verschließen kann. Darum sollte man sich auch in Norddeutschland ernsthaft mit dem Münchener Programm beschäftigen, freilich ohne es unbesehens zu übernehmen!

G. Kerschensteiner, Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung. Leipzig und Berlin, 1910. Verlag B. G. Teubner. Preis geh. M. 1,—, geb. M. 1,40. 62 S.

Zur Darlegung des von ihm in der Arbeitsschule angestrebten Erziehungszweckes nimmt in der hier abgedruckten Rede, welche er am 22. Oktober v. J., von der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge dazu aufgefordert, zu Berlin im Reichstagsgebäude gehalten hat, Kerschensteiner selbst das Wort. Man sieht daraus, daß für ihn doch nicht der Trieb der Jugend zu produktiver Arbeit, nicht die Sorge für frühzeitige technische Ausbildung ausschlaggebend ist, sondern der Zweck der staatsbürgerlichen Erziehung. Was ist staatsbürgerliche Erziehung? Was Kerschensteiner will, begreift man am raschesten, wenn man für den Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung den naheliegenden der sozialen Erziehung ein-

setzt. Darauf zielen doch wirklich alle charakteristischen, von ihm geförderten Schöpfungen ab, als da sind: Schülerwerkstätten, Schullaboratorien, Schulküchen und Schulgärten; sie sollen eine Schule darstellen, welche ein Spiegelbild des späteren Arbeitslebens des Staatsbürgers ist, und in gemeinsamer Arbeit willige Einfügung in einen erkennbaren Arbeitsplan, gegenseitige Rücksichtnahme zum Gelingen einer gemeinsamen Aufgabe und Verantwortlichkeitsgefühl, kurz ausgedrückt die sittliche Tugend der Selbstverneinung üben.

Wenn aber der Redner nach längerer scharfer Erörterung des Begriffes doch die Identifizierung mit sozialer Erziehung ablehnt, so begründet er es (S. 21 und 22) damit, daß man bei dieser an einen unmittelbaren Dienst in der Gemeinschaft denken würde, während sein Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung auch denjenigen Dienst einschließen soll, den der Einzelne mittelbar durch Steigerung des eigenen Kulturwertes der Gesamtheit leistet. Der tiefere, nicht ausgesprochene Grund scheint mir zu sein, daß sich nicht bei allen Fächern, wie den sprachlich-historischen, welche wohl den Schein einer Arbeitsgemeinschaft, aber die Verwirklichung einer solchen nur sehr stückweise zulassen, das Prinzip der sozialen Erziehung durchgeführt werden kann. Hier ermöglicht es der umfassendere Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung, auch die möglichst individueller Begabung folgende Ausbildung der Persönlichkeit, sofern sie nur der Gesamtheit zugute zu kommen verspricht, als bewußten Erziehungszweck gelten zu lassen und doch eine Doppelheit des Prinzipes zu vermeiden. Nur hat der Ausdruck „staatsbürgerliche Erziehung" den Uebelstand, daß er leicht trotz der von Kerschensteiner eingelegten Verwahrung (S. 11) zu dem Mißverständnis verführt, als handele es sich nur um staatsbürgerliche Belehrung, welche er auch zu ihrem Rechte kommen lassen will, aber durchaus nicht überschätzt.

Sei dem wie ihm wolle, der glänzende Vortrag, als dessen Höhepunkt ich die Seiten 28--32 hinstellen möchte, müßte jeder einmal gelesen haben, dem die Schule, ganz abgesehen von der besonderen Schulgattung, am Herzen liegt, und aus ihr eine Jugend hervorgehen sehen möchte, der das Berufsleben mehr als Tummelplatz eines rücksichtslosen Egoismus ist.

F. W. Foerster, Staatsbürgerliche Erziehung. Vorträge der Gehe-Stiftung, 2. Bd. 1910. Leipzig und Dresden. Verlag B. G. Teubner. 60 S.

Mit Kerschensteiner stimmt der auch in dieser Zeitschrift viel genannte Züricher Pädagoge F. W. Foerster darin völlig überein, daß es ihm mit staatsbürgerlicher Belehrung nicht genug getan ist, weil sie nach seinem Urteil (S. 26) auch zur „staatsbürgerlichen Anödung" der Jugend führen kann. Auch Kerschensteiners Lieblingsgedanken einer sozialen Organisation der Arbeit in der Schule billigt er durchaus. Aber er ergänzt den im vorstehenden Vortrag des Münchener Reformers enthaltenen Gedankengang nach mehreren Seiten sehr glücklich.

Vor allem dringt er darauf, wie man von dem Verfasser der „Jugendlehre“ und der „Lebensführung“ nicht anders erwarten kann, daß zu der äußeren Gewöhnung an Unterordnung und Treue beim Zusammenarbeiten zu gemeinsamem Zweck auch bewußte Charakterbildung hinzukommt, welche eine durch Wort und Beispiel das Gewissen packende Berufsethik pflegen soll. Wie meisterhaft Foerster selbst es versteht in dieser Richtung auf die Jugend einzuwirken, beweisen seine früheren Schriften und deren Verbreitung; eine Fülle von Kernworten, zum Nachdenken anregender Beispiele und Verweisungen auf amerikanische und englische Vorbilder bietet auch wieder dieser Vortrag auf den Seiten 15—35, so daß man wirklich Mut gewinnen kann, auf diese Weise zu versuchen an den Kern der jugendlichen Persönlichkeit heranzukommen. Zugleich ist damit der Weg gezeigt, wie auch diejenigen Schulgattungen ihrer staatsbürgerlichen Aufgabe gerecht werden können, welche gar nicht oder nur zum geringen Teil zur Arbeitsschule entwickelt werden können.

Ferner verspricht sich Foerster für die staatsbürgerliche Erziehung viel von vorsichtiger Einführung einer selbst bis auf die Schuljustiz auszudehnenden Selbstregierung nach dem amerikanischen school city system, ein Ratschlag, mit dessen Befolgung es sich gewiß lohnen würde in Deutschland ernsthaftere Versuche zu machen als bisher geschehen ist.

Endlich bringt Foerster, was bei Kerschensteiner und Wolgast vermißt wird, zu unzweideutigem Ausdruck, daß „staatsbürgerliche Erziehung ohne die Weihe und das Fundament einer religiösen Kultur in der Luft steht und . . . ein Traum ist ohne gestaltende politische Kraft“ (S. 58). Man weiß, einen wie zurückhaltenden Gebrauch Foerster, der mit Kreisen gemischter Konfessionalität zu rechnen hat, von seiner religiösen Weltanschauung macht; aber an irgend einer Stelle kommt bei ihm doch immer die Ueberzeugung zum Vorschein, daß die christliche Religion allein einer Lebenskunde zu der Kraft verhelfen kann, die antisoziale Eigenliebe und die antisozialen Leidenschaften des Menschen auch wirklich zu brechen.

Dieser Wink Foersters war die wertvollste Ergänzung zu der oben besprochenen Literatur, die sich mit der gleichen Frage der staatsbürgerlichen Erziehung beschäftigt. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Literatur.

Das goldene Bett. Roman von Olga Wohlbrück. 3. Auflage. Berlin W. 30. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H.

Auch dieser Roman will ein Kulturgemälde der Gegenwart sein und der Mitwelt ein Bild aus dem heutigen Berliner Leben zeigen. Wer nur irgendwie schwimmen kann, stürzt sich in den Strom der Zeit, seine Kraft zu erproben, und führt uns Menschenschicksale vor, die sich nur in einer der heutigen Millionenstädte abspielen können. Wenn das Zeitbild, das

wir erblicken sollen, nur immer ein der Wahrheit entsprechendes Spiegelbild und nicht allzu oft ein Zerrbild wäre! Olga Wohlbrück besitzt zweifellos die Gabe, Charaktere durch Zustände und Zustände durch Charaktere zu erklären und die fieberhaft vibrierende Unruhe einer rastlosen Arbeit zu schildern, deren Ziel nicht Förderung des Allgemeinwohls, nicht eigene ethische Vertiefung ist, sondern die Erwerbung von Mitteln zu Wohlleben und Luxus; aber ihre Gestaltungskraft vermag nicht Schritt zu halten mit ihrer Beobachtungsgabe, und ihre Phantasie ist nicht stark genug, Menschen vor uns hinzustellen, die mehr sind als bloße Träger einer bestimmten Zeitrichtung, und deren Wohl und Wehe uns mit herzlicher Teilnahme erfüllt. Es fehlt ihr an Anmut und an Innigkeit des Gefühls, und wie man einst von Fanny Lewald gesagt hat, sie schriebe mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen, so könnte man das auch von ihr sagen. Im Vordergrund des Bildes steht der gefeierte Dramatiker Frank Nehls, der von Erfolg zu Erfolg schreitet, weil sich die elegante Berliner Gesellschaft mit ihrer Lebensführung, ihrem Empfinden und ihrer Unrast in seinen Stücken wiederfindet. Sie jubelt ihm zu, so lange diese so oberflächlich sind, wie sie selbst ist; als er anfängt, höhere künstlerische Ziele zu verfolgen, beginnt sein Stern zu erblassen, und es geht unaufhaltsam mit ihm abwärts. Ihm gegenüber steht der millionenschwere Direktor der „Deutschen Handelsbank in der Behrenstraße", der eiserne Nerven hat und Schritt für Schritt mit unbeirrbarer Selbstbeherrschung das Ziel erreicht, das er sich gesteckt hat, in der haute finance der Reichshauptstadt die maßgebende Persönlichkeit zu werden. Um diese beiden gruppiert sich eine Anzahl von Männern und Frauen, hochgeborene und emporgekommene, von denen manche gewiß typische Gestalten des modernen Berlins sind, denen aber ein gewisses Etwas fehlt, das nur aus einer unlöslichen Verbindung der Phantasie und des Gedankens ihres Schöpfers hervorgehen kann. — Der Roman ist bereits in dritter Auflage erschienen, ein Beweis, daß er dem Geschmack einer großen Anzahl von Lesern entspricht und einen starken Widerhall gefunden hat.

Iwan A. Rodionow. Unser Verbrechen. Erlebtes nicht Erdachtes. Ein Roman aus dem russischen Volksleben. Einzige autorisierte deutsche Uebertragung von Axel Ripke. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten und Loening. Frankfurt a. M. 1910.

Ein Roman soll ein Kunstwerk sein, das für sich selbst spricht; er bedarf keines Vorworts, in dem der Verfasser erklärt, was er damit beabsichtigt hat. Der gebildete Leser, der ihn zur Hand nimmt, will darin keine Photographie der Wirklichkeit erblicken, sondern ein Gebilde der schöpferischen Phantasie, das ihm einen künstlerischen Genuß verschafft. Ein Titel wie „Unser Verbrechen. Erlebtes nicht Erdachtes" macht ihn von vornherein mißtrauisch, ob ihm in dem Buche mehr geboten wird, als was die Polizeiberichte seiner Zeitung bringen, die er aus Rücksicht für seine Nerven

meist überschlägt. Daß der Verfasser des vorliegenden Werkes, wie er im Vorworte sagt, die gebildete russische Gesellschaft, die an den darin geschilderten Greueln schuld ist, weil sie, ohne die Hand zu rühren, das arme Volk hilflos und unwissend dahinleben und sich ins Elend trinken läßt, mobil machen will gegen den Alkoholismus, ist durchaus lobenswert, aber wäre es nicht richtiger gewesen, sie in flammenden Zeitungsartikeln, in denen er die Greuel geschildert hätte, die sich Tag für Tag in den Dörfern zutragen, zum schonungslosen Kampf gegen den Branntweinteufel aufzurufen? Daß alles, was er erzählt, nach seiner eigenen Aussage, dem Leben entnommen ist, daß er nirgends die Phantasie hat walten lassen und die Farben weder verstärkt noch gemildert hat, ist eben der Grund, daß sein Buch als Roman verfehlt ist. Aber wenn es auch kein Kunstwerk ist, so ist es doch ein Kulturdokument, und wer es trotz Tolstoi und anderer russischer Dichter noch nicht weiß, wie groß die Macht der Finsternis im Zarenreiche noch ist, und was für Verbrechen dort auf dem Lande an der Tagesordnung sind, der lese es und schaudere.

M. Fuhrmann.

Politische Korrespondenz.

Englands Großmachtstellung und das Seekriegsrecht.

Das August-Heft von „Fortnightly Review“ enthält einen sehr beachtenswerten Artikel von Norman Bentwich, betitelt „The declaration of London“. In außergewöhnlich klarer und präziser Weise setzt der Verfasser die Reformen auseinander, die in dem internationalen Seerecht bewirkt sein werden, wenn die Mächte die Haager Konvention von 1907 und die Londoner Deklaration von 1909 ratifizieren. Nach den getroffenen Abmachungen müssen sich die Regierungen noch in diesem Jahre entscheiden, ob sie die Verträge über die Einsetzung eines Welt-Prisengerichts und die Schaffung eines internationalen Kaper-Rechts ratifizieren wollen oder nicht. Nach der Ansicht des Herrn Bentwich werden die Ratifikationen nicht ausbleiben. Wenn diese Hoffnung in Erfüllung geht, wird das Völkerrecht einen bedeutenden Fortschritt gemacht haben. Es lohnt sich, an der Hand des Herrn Bentwich diese Dinge im einzelnen zu betrachten.

Die Haager Friedenskonferenz von 1907 brachte als wichtigstes ihrer Resultate die Begründung eines Welt-Prisengerichts zustande, indem zwei Vorschläge, ein englischer und ein deutscher, miteinander verschmolzen wurden. Seit Jahrhunderten war es für die Neutralen ein schwerer Stein des Anstoßes gewesen, daß sie von den Prisengerichten der kriegführenden Staaten Recht nehmen mußten. Da vom Ende des 17. Jahrhunderts an die Engländer mehr oder weniger das Weltmeer beherrschten, so hatte sich speziell gegen die Jurisdiktion der englischen Admiralität ein ungeheures Kapital von Groll und Mißtrauen angesammelt. Trotzdem hielten es die Briten bis zum Jahre 1907 weder für klug noch für gerecht, der Unterordnung ihrer nationalen Prisengerichte unter eine internationale oberste Instanz zuzustimmen.

Auf der zweiten Haager Friedenskonferenz aber warfen sie plötzlich diese Traditionen über Bord und erklärten sich bereit, das Welt-Prisengericht anzunehmen. Die Bekehrung der Engländer war herbeigeführt worden durch die Urteile, die russische Prisengerichte während des russisch-japanischen Krieges (1904–1905) über englische Fahrzeuge ausgesprochen

hatten. Herr Bentwich ist nichts weniger als ein krasser Humanitarier. Die Ueberlieferungen seines Vaterlandes auf seerechtlichem Gebiet sind ihm ehrwürdig, er glaubt sowohl, daß sie in ihrem Kern gute Jurisprudenz enthalten, als auch daß sie nützlich für England gewesen sind. Wenn er durch seinen Artikel die öffentliche Meinung Englands der Ratifikation der internationalen seerechtlichen Verträge günstig zu stimmen sucht, so verfolgt Herr Bentwich eingestandenermaßen dabei nur zum Teil philanthropische Tendenzen, in der Hauptsache verteidigt unser Autor die seerechtlichen Reformen, weil England heute andere Interessen hat als im 18. und 19. Jahrhundert und ein wohlgeordnetes Kaperrecht für die Meereskönigin gegenwärtig vorteilhafter ist als piratenmäßige Willkür.

Es erhebt sich die Frage, warum kamen die Engländer 1905 als Neutrale zu der Erkenntnis, daß die Rechtlosigkeit der Neutralen im Seekriege ihnen schädlich sei, während sie Jahrhunderte hindurch nicht vermocht hatten, diese anscheinend so einfache Lektion zu begreifen? Herr Bentwich wirft diese Frage nicht auf. Die Antwort lautet, daß England ein volles viertel Jahrtausend hindurch, von 1652 bis 1905, niemals, wenn sich ein großer Krieg auf dem Ozean abspielte, die Rolle einer neutralen Seemacht gespielt hat. Als Ausnahme könnte man wohl nur den russisch-türkischen Seekrieg von 1770 nennen, der in dem Siege der russischen Flotte bei Tschesme gipfelte. Der japanisch-chinesische Krieg von 1894 und der spanisch-amerikanische von 1898, die beide ohne große Belästigung des englischen Seehandels verliefen, liegen zeitlich dem russisch-japanischen von 1905 zu nahe, um in diesem Zusammenhang in Betracht zu kommen. Jedenfalls waren die Engländer von Cromwell bis Palmerston in allen bedeutenden Seekriegen immer dabei, und zwar stets als Angreifer, etwa den Krieg ausgenommen, den ihnen 1779 der König Karl III. von Spanien erklärte, um in einem günstigen Moment wegen früherer Ueberfälle und Beraubungen Rache zu nehmen. Eben weil sie selber niemals neutral gewesen sind, haben die Engländer bis zum Jahre 1905 keinen Sinn für die Rechte und Interessen der Neutralen gehabt.

Der russisch-japanische Krieg war seit 1652 der erste von zwei wahrhaften Großmächten geführte große Seekrieg, an dem England keinen Anteil genommen hat. Dieses Abweichen der englischen Politik von einer 250jährigen Praxis ist nicht auf zufällige Veranlassungen zurückzuführen. Vielmehr liegt die tiefste Ursache für die Zurückhaltung, die die Engländer nach dem blutigen Vorfall an der Dogger Bank beobachtet haben, in dem durchgreifenden Wandel der objektiven Weltverhältnisse. Wenn die englische Flotte 1905 die russische angegriffen hätte, würde vielleicht gegen England eine Koalition zustande gekommen sein, zu Lande und zu Wasser so mächtig, wie sie weder Cromwell noch William III. noch die Pitts, noch Canning oder Palmerston jemals hatten zu fürchten brauchen. Als die amerikanischen Kolonien von England abfielen, stürzte sich dieses noch obendrein in einen Krieg mit Frankreich, Spanien und

Holland, den einzigen größeren Seemächten des Festlandes [illegible] mittleren Seemächte sämtlich dem Bunde der bewaffneten Neutralität [illegible] um unter Rußlands Führung die bedrohten Rechte der Neutralen [illegible] zu behaupten. So im Frieden und Streit mit aller Welt kam man [illegible] wenn auch mit Mühe, damals zurecht; es durfte sich [illegible] großen Schaden aber doch ohne Gewinn der Zerstückelung [illegible] erhalten, alle seine Kolonien. Heute ist es nicht einmal [illegible] Gegenteil stärker geworden, aber die anderen Mächte sind [illegible] erstarkt, und neue an Hilfsquellen sehr reiche Weltmächte [illegible] dem Plan erschienen. Namentlich die diplomatische Gruppierung [illegible] können ausgenommen als möglich, die für England nachteilig [illegible] tatsächlich im Gefolge haben können, als die Verteidigung der [illegible] reichen Kolonien und der ungeheure Wert [illegible] geworden sind.

Bei dieser veränderten Verteilung der Macht [illegible] Staaten und das Schicksal der Welt bestimmen [illegible] Macht noch offen entschlossen müssen [illegible] Völker mit verschiedenen Namen [illegible] nicht [illegible] wurde im 20. Jahrhundert die Welt oder [illegible] daß sie durch eine Koalition von gleichen [illegible] gebracht werden. Es gibt jetzt neben [illegible] bestimmender Gewalten in der Welt. Wenn [illegible] mehr wollte, würde er sich [illegible] immer [illegible] werden.

[illegible]

3. Auch unter der feindlichen Flagge sind neutrale Güter nicht konfiszierbar, immer Kriegskonterbande ausgenommen.
4. Blockaden müssen, um die Neutralen zu binden, effektiv sein, d. h. sie müssen aufrechterhalten werden durch eine Macht, die hinreicht, um den Zugang zu der feindlichen Küste zu versperren.

Wenn die Pariser Deklaration schon 50 Jahre früher, zur Zeit der Kontinentalsperre, in Kraft gewesen wäre und die Engländer sie ehrlich beobachtet hätten, würden sie gegen die Handelspolitik Napoleons I. waffenlos gewesen sein. Unter der neutralen Flagge der Amerikaner würden die Kolonialwaren ungefährdet nach dem europäischen Kontinent gekommen sein, um dort von den neutralen Mittelsmännern gegen kontinentale Exportware ausgetauscht zu werden.

Aber erstens ist ja Napoleons Kontinentalsperre nur als Retorsionsmaßregel gegen die Prätentionen des englischen Seerechts zustande gekommen, und zweitens wies das Netzwerk der Pariser Deklaration von 1856 noch weite Maschen auf, durch die die englischen Admiralitätsrichter im Kriegsfalle entschlüpfen und auf die alten Traditionen des englischen Prisenrechts zurückkommen konnten. Die Haager Friedenskonferenz von 1907 und die Londoner Deklaration von 1909 haben nun die Maschen des Netzes wesentlich verengert. Wenn diese Verträge ratifiziert werden, erhebt sich fortan über den nationalen Admiralitätsgerichten ein Welt-Areopag, von dem ungerecht vergewaltigte neutrale Kauffahrer ein objektives Urteil und reichliche materielle Genugtuung erhoffen dürfen.

Die Beschränkungen, die die Pariser Deklaration den kriegführenden Parteien in bezug auf neutrale Schiffe und Waren auferlegte, entbehrten in vielen Punkten der Klarheit und Bestimmtheit. Auch waren seit 1856 auf dem Gebiet des Seekriegsrechts eine Menge neuer Probleme aufgetaucht, die einer allgemein anerkannten Lösung dringend bedurften. Deshalb bemühte sich die Haager Konferenz von 1907 mit außerordentlichem Eifer, verbesserte und erweiterte Grundlagen für ein Weltrecht des Seekrieges zu schaffen. Das groß gedachte Unternehmen scheiterte jedoch an der Uneinigkeit der im Haag vertretenen Staaten. Die Konvention über die Schaffung des internationalen Prisengerichtshofs füllte die Lücke kümmerlich genug aus, indem sie bestimmte, das Welt-Prisengericht solle bei seiner Rechtsprechung die Regeln des Völkerrechts zugrunde legen. Wo keine allgemein anerkannte Regel existiere, solle das Gericht: „sein Urteil im Einklang mit den allgemeinen Prinzipien der Gerechtigkeit und Billigkeit fällen".

Wenn es hierbei geblieben wäre, würde die unreife Autorität des jungen universalen Gerichtshofs wohl jeder Hoffnung beraubt gewesen sein, tiefere Wurzeln zu schlagen. Aber der erste Schritt zog weitere mit Notwendigkeit nach sich. Nachdem sie einmal ein Stück ihrer jurisdiktionellen Souveränität einer internationalen Behörde delegiert hatten, konnten die Mächte nun und nimmermehr wünschen, daß jene noch obendrein nach

einem chaotischen Recht ihre Entscheidungen fälle. So traten denn im vorigen Jahre diplomatische, militärische und juristische Vertreter der acht Großmächte, Spaniens und Hollands an der Themse zusammen und nahmen das Werk noch einmal in Angriff. Jetzt glückte es. Unter der Führung Englands wurde ein System von rechtlichen Vorschriften zustande gebracht, das die Beziehungen der kriegführenden Seemächte zu den neutralen durchgreifend regelte. Dieses positive Resultat wurde nach Herrn Bentwich nur dadurch möglich gemacht, daß man die kleineren Regierungen von der Londoner Konferenz ausgeschlossen hatte, denn gerade sie waren im Haag die Hauptgegner des seerechtlichen Fortschritts gewesen: „Was die großen Mächte dieses Jahr ratifizieren," sagt unser Autor, „wird der Rest der Welt, wie kaum bezweifelt werden kann, in der nächsten Zeit auch annehmen, so daß die Entscheidungen dieser Konferenz keine geringere Autorität haben werden, als wenn sie von allen Nationen beschlossen worden wären."

Acht große seekriegsrechtliche Streitfragen waren es, die die englische Regierung den Bevollmächtigten der übrigen in London vertretenen Seemächte als Objekte des zu schließenden Einvernehmens zur Diskussion unterbreitete. 1. Was ist Konterbande? 2. Was Blockade? 3. Wie steht es mit der Lehre von der weitergehenden Fahrt in bezug auf Konterbande sowohl als auf Blockade? 4. Ist die Zerstörung aufgebrachter neutraler Schiffe erlaubt, bevor ein Prisengericht sie verurteilt hat? 5. Welches sind die Dienste, die neutrale Schiffe in neutralitätswidriger Weise einer kriegführenden Partei leisten, und welche Strafen sind dafür zulässig? 6. Ist es gestattet, einen Kauffahrer auf hoher See in einen Kreuzer zu verwandeln? 7. Welche Vorschriften gelten, wenn inmitten von Feindseligkeiten oder in Erwartung von solchen Handelsschiffe von einer kriegführenden auf eine neutrale Flagge übertragen werden? 8. Soll die Nationalität oder das Domizil des Eigentümers als der entscheidende Faktor gelten, wenn darüber befunden wird, ob eine Ware feindliches Gut ist?"

Ueber die letzte Streitfrage sowie über die Verwandlung von Kauffahrteischiffen in Kaper auf hoher See hat die Konferenz kein Einvernehmen zu erzielen vermocht, die anderen sechs Punkte aber sind in der Londoner Deklaration glücklich geregelt. Wenn wir zunächst die beiden Probleme des Kriegsrechts betrachten, die zu bewältigen nicht gelungen ist, so muß als besonders charakteristisch hervorgehoben werden, daß die siegreiche Opposition gegen eine Schlichtung der Meinungsverschiedenheiten in liberalem Sinne nicht von England ausgegangen ist, das früher in der Sphäre des maritimen Kriegsrechts als der Vater aller Hindernisse des Fortschritts gegolten hat. Im Gegenteil — die Engländer würden erfreut gewesen sein, wenn die Londoner Deklaration verboten hätte, Kauffahrer auf hoher See in Kriegsfahrzeuge zu verwandeln. Seit uralten Zeiten sind Politik und Seeraub so mit ein-

ander verschmolzen gewesen, daß man sie oft schwer von einander unterscheiden konnte. Das phönizische Handelsschiff, das achäische Mädchen von Strand und Feld entführte, war von der legitimen Obrigkeit für sein Gewerbe ausgerüstet. Den algerischen Korsaren Chaireddin Barbarossa, auf dessen Namen die Jungtürken das eine der von Deutschland gekauften Linienschiffe umgetauft haben, ernannte Kaiser Soliman II. zum Beglerbeg des Meeres. Der französische Korsar Jan Bart hat sich im Zeitalter Ludwigs XIV. einen unsterblichen Namen gemacht. Der ganzen finsteren Romantik des privilegierten Seeräubertums schien die Pariser Deklaration von 1856 für ewige Zeiten ein Ende gemacht zu haben. Verbot sie doch das Ausstellen von Kaperbriefen an Private strictissime. Aber dreitausendjährige Kriegsgebräuche der Menschheit ändern sich durch Konferenzbeschlüsse nicht so leicht. Das Korsarentum, tot und begraben, wie es war, feierte in zeitgemäßen Formen eine fröhliche Auferstehung, als Rußland im Schwarzen Meer seine berühmte freiwillige Hilfsflotte errichtete und England, Deutschland, Amerika mit ihren großen Schiffahrtsgesellschaften Verträge schlossen, denen zufolge sich die mächtigen Dampfer der kommerziellen Linien im Kriegsfall in Hilfskreuzer und Kaperschiffe verwandeln sollen. Allerdings ist es schon der Haager Konferenz von 1907 zu einem erheblichen Teil gelungen, dem Wiederaufkommen seeräuberischer Traditionen bei der Bemannung jener Hilfskreuzer vorzubeugen. Es wurde im Haag durch eine internationale Konvention festgesetzt, daß jedes umgewandelte Schiff stehen müsse: „unter der direkten Autorität, unmittelbaren Kontrolle und Verantwortlichkeit der Macht, deren Flagge es führt", daß sein Kommandant ein Marineoffizier sein müsse, und daß sein neuer Charakter so bald wie möglich in der Flotten-Liste bekannt zu machen sei.

Aber den Kern der Sache trafen diese Vorschriften nicht, ebensowenig wie die Deklaration von London ihn berührt. Die Schwierigkeit liegt darin, **wo** die Umwandlung vorgenommen werden darf. Während des russisch-japanischen Krieges fuhren die „Smolensk" und die „St. Petersburg" als friedliche Kauffahrteischiffe durch die Straße von Konstantinopel und die Dardanellen, die den Kriegsschiffen aller Nationen verschlossen sind. Ebenso passierten sie unter der russischen Handelsflagge den Suez-Kanal. Aber im Roten Meer zogen die russischen Dampfer an Stelle der Handelsflagge die Kriegsflagge ihres Landes auf und verwandelten sich in Kaperschiffe. Sie kaperten das englische Schiff „Malacca" wegen angeblichen Führens von Konterbande. Auf den Protest der britischen Regierung gab die von Schwierigkeiten und Gefahren umringte russische Regierung das Versprechen, daß in diesem Kriege ihre Kauffahrer nicht mehr als Kaper auftreten sollten; auch wurde die „Malacca" schließlich freigegeben. Aber nach dem Frieden von Portsmouth kamen die Russen, als die Unterhandlungen über die Reform des Seekriegsrechts begannen, auf ihre alten Ansprüche zurück, und Deutschland und Frankreich unterstützten das Kabinett von St. Petersburg gegen die Reformvorschläge Englands.

Hierbei ist aber immer im Auge zu behalten, daß die Engländer so wenig wie die anderen darauf verzichten wollen, im Kriegsfall Kauffahrer als Kaper zu verwenden. Nur fordern sie, daß die Umwandlung auf hoher See verboten wird. Daß dieselbe nicht in einem neutralen Hafen vorgenommen werden darf, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Mithin ist die Konsequenz der englischen seekriegsrechtlichen Auffassung, daß jede Macht Kauffahrer in Kaper nur in ihren eigenen Häfen umwandeln darf.

Nun besitzt das britische Weltreich aber Häfen auf der ganzen Erde. Also wenn England Krieg führt, kann es ungeachtet seiner Zustimmung zu der Pariser Deklaration von 1856 den modernisierten Korsarenkrieg betreiben, ohne daß seine Korsaren die hohe See brauchen, um ihr Antlitz zu enthüllen. Ein friedlicher Post-Dampfer der Cunard-Line läuft in Hongkong ein, wandelt sich hier um und läuft als mit Kanonen gespickter Korsar wieder aus, um die deutschen Handelsschiffe im Stillen Ozean aufzubringen.

So steht England da, wenn es, auf seine 250jährigen 1905 zum erstenmal unterbrochenen Traditionen zurückkommend, Krieg führt. Aber als neutrale Macht befindet es sich in einer umso ungünstigeren Lage. Seine Handelsflotte ist als die größte der Welt auch die verwundbarste. Für kein Volk ist der Seehandel so wichtig wie für das englische. Unendlich aufreizend muß es auf die öffentliche Meinung eines solchen Landes, das sich während eines Seekrieges neutral hält, wirken, wenn es hört, daß Kauffahrer unter der Handelsflagge einer kriegführenden Partei in einen Hafen eines anderen neutralen Staates eingelaufen sind, dort wie andere Handelsschiffe Kohlen sowie sonstige notwendige Vorräte an Bord genommen haben, auch den erforderlichen Reparaturen unterworfen worden sind, daß sie dann — immer noch unter der Handelsflagge — die hohe See gewonnen haben, um hier die Kriegsflagge zu hissen und ohne vorhergehende Warnung neutrale Schiffe anzuhalten, zu durchsuchen und zu kapern.

Bei dieser Art von Kriegführung kann es vorkommen, daß ein armierter Kauffahrer mit einer Prise im Schlepptau, wenn er von einem richtigen feindlichen Kreuzer verfolgt wird, erst die Prise in den Grund bohrt, dann die Handelsflagge hißt und als friedlicher Handelsdampfer Schutz und Gastfreundschaft in einem neutralen Hafen sucht.

Die Umwandlungen auf hoher See sind eine Art von Franktireur-Krieg. Der Bauer, der sich hinter den Busch legt, um aus dem Versteck ahnungslos ihres Weges ziehende Soldaten niederzuknallen, steht am anderen Tage in seinem Dorfe vor der Türe seines Hauses, die Pfeife im Munde und die Hände in den Hosentaschen, als ob ihn der ganze Krieg nichts anginge. Ebenso tückisch wechselt der moderne Korsar Gestalt und Charakter.

England machte auf der Londoner Konferenz den Kompromißvorschlag, das Recht der Umwandlung auf hoher See solle nur Schiffen zustehen, die vorher bestimmt und öffentlich als Bestandteile der freiwilligen Hilfsflotte bezeichnet worden wären. Wie die englischen Bevollmächtigten in

London zu verstehen gaben, würde der Hauptvorteil eines derartigen Arrangements für Großbritannien darin liegen, daß so gekennzeichnete Fahrzeuge in neutralen Häfen unter keinen Umständen als Handels- sondern immer als Kriegsschiffe angesehen werden würden. Allerdings ist dem so. Neutrale Hafenbehörden, wenn sie sich der Pflichten ihres neutralen Status bewußt sind, werden einem Kauffahrer, den sie als potentiellen Kaper kennen, niemals erlauben, zu militärischen Zwecken seine Vorräte zu ergänzen und Reparaturen vornehmen zu lassen. Zum Ueberfluß wollten die Engländer auch noch eine hierauf bezügliche Bestimmung in die Londoner Deklaration gesetzt wissen.

Jedoch der englische Kompromißantrag fand keine Annahme. Würde er doch die armierten Handelsdampfer der anderen Nationen der Stützpunkte beraubt, den englischen aber die ihrigen gelassen haben. Der moderne Korsarenkrieg kann eben nur geführt werden, wenn man in der Welt nicht so genau weiß, welche Handelsdampfer der kriegführenden Parteien reine Kauffahrteischiffe sind, und in dem Bauch welcher Kauffahrer der Kriegsgott schlummert.

In einem Punkte wollte die Londoner Konferenz dem Volke, dessen Gastfreundschaft sie genoß, entgegenkommen. Die Umwandlung eines Kauffahrers in ein Kriegsschiff auf hoher See sollte zwar nach wie vor gestattet bleiben, dagegen umgekehrt die Rückverwandlung eines Kapers in ein Handelsschiff untersagt werden. „Aber", sagt Herr Bentwich: „da eine Einigung über die Hauptfrage nicht erreicht werden konnte, wurde der ganze Gegenstand schließlich offen gelassen*). Die Nationen des Kontinents sind naturgemäß ebenso eifrig wie England darauf bedacht, sich ihre sämtlichen Kriegsrechte unverkürzt zu erhalten, aber vielleicht werden später einmal bittere Erfahrungen, die sie in der Eigenschaft von Neutralen machen, ihnen Neigung zur Annahme des von England angebotenen Kompromisses einflößen . . . . Bis dahin werden die englischen Kommandanten und Prisen-Gerichtshöfe verfahren, wie sie es für richtig halten."

Auch unter der feindlichen Flagge sind neutrale Güter nicht konfiszierbar, hatte die Pariser Deklaration als völkerrechtlichen Grundsatz verkündet. Aber was ist neutrales, was feindliches Gut? Ueber diese Frage wurde in London lange gestritten, jedoch man hat sich hinsichtlich ihrer schließlich so wenig zu einigen vermocht, wie über die Umwandlung von Handelsdampfern in Kaper auf hoher See. Von alters her war es das Prinzip englischer Prisengerichte, daß das Domizil einer Person über ihren Status entscheidet. Eine in Hamburg etablierte französische Firma gilt

*) Bei F. v. Liszt: „Das Völkerrecht" 6te Auflage 1910, heißt es S. 311, wo dieser Punct der Londoner Konferenz erörtert wird: „Es ist jedoch daran festzuhalten, daß sie nicht abwechselnd die Handels- und die Kriegsflagge führen also vielleicht als Handelsschiffe ausfahren dürfen, um dann die Kriegsflagge zu hissen." Wohlgemerkt, ist dies nur ein Postulat des gelehrten Verfassers, eine positive rechtliche Vorschrift hat die Deklaration von London nicht zu Stande gebracht.

vor englischen Prisengerichten als deutsch. Wenn also in einem englisch-deutschen Kriege ein britisches Kaperschiff einen Hamburger Kauffahrer aufbringen würde und dieses deutsche Fahrzeug enthielte Ware jener französischen Firma in Hamburg, so wäre das bezeichnete Kaufmannsgut nach englischer Rechtsauffassung gute Prise. Wie Herr Bentwich andeutet, war es Konnivenz gegen „die lateinischen Rassen", also wohl speziell gegen Frankreich, die die Engländer veranlaßte, der Londoner Konferenz die Aufhebung jenes altenglischen Rechtsgrundsatzes vorzuschlagen. Es sollte in die Deklaration eine Bestimmung aufgenommen werden, daß das Schicksal der Waren auf einem gekaperten Schiff nicht von dem Domizil, sondern nur von der Nationalität des Eigentümers abhängig gemacht werden dürfe. Indessen gelang es auf der Konferenz nicht, für die Annahme des von England angebotenen Opfers die erforderliche Einstimmigkeit zu erzielen. Vielmehr blieben verschiedene Mächte, die das Prinzip des Domizils verfochten, hartnäckig. Charakteristisch an diesen fruchtlosen Verhandlungen ist, daß Großbritannien, früher im Krieg die illiberalste aller Seemächte, jetzt bereit war, sich auch in dieser Streitfrage den liberalen seekriegsrechtlichen Bestrebungen anzupassen.

Wir kommen jetzt zu den Punkten, deren Regelung der Konferenz gelungen ist. Ein namhafter völkerrechtlicher Fortschritt liegt in den präzisen Bestimmungen der Deklaration über Konterbande. Ueber nichts ist in der Vergangenheit mehr gestritten worden. Die Londoner Deklaration unterscheidet zwei Arten Konterbande, absolute und relative. Absolute Konterbande ist alles ausschließlich militärischen Zwecken dienende Material. Hierzu werden gerechnet Waffen jeder Gattung, Bekleidungs- und Equipierungsgegenstände militärischen Charakters, Kriegsschiffe und dergleichen. Relative Konterbande sind Nahrungsmittel, Zivilkleidung, Fuhrwerke, Schiffe und ihre Teile, Eisenbahnmaterial, Ballons und Flugmaschinen, Feuerung und ähnliche Dinge, die für den Krieg oder von Streitkräften gebraucht werden können.

Was die Londoner Deklaration weder für absolute noch für relative Konterbande erklärt, darf überhaupt nicht als Konterbande behandelt werden. In diese Kategorie gehören nicht bloß Haushaltungsgegenstände und Naturprodukte, sondern auch die Rohmaterialien der großen Industrien.

Absolute Konterbande darf gekapert werden: „wenn sie erwiesenermaßen bestimmt ist für ein Gebiet, das dem Feind gehört oder durch ihn besetzt gehalten wird oder für die bewaffnete Macht des Feindes. Es ist unerheblich, ob der Transport der Güter direkt ist, oder ob er Umladung auf ein anderes Schiff oder eine nachfolgende Landbeförderung involviert". Der Sinn des letzteren Satzes ist, daß in bezug auf absolute Konterbande die „Lehre von der weitergehenden Fahrt" zur internationalen Sanktion gebracht werden soll. Diese Doktrin erklärt absolute Konterbande führende neutrale Schiffe für gute Prise, wenn die Schiffsladungen

auch nur indirekt für das feindliche Land bestimmt sind. Die einzige Prise, welche während des Burenkrieges zur gerichtlichen Aburteilung gelangte, die „Maschona“, wurde verurteilt, weil sie Kriegsmaterial nach dem portugiesischen Hafen Lorenzo Marques befördert hatte, von wo die Sachen per Eisenbahn nach Transvaal weitergehen sollten.

Ganz besonders wichtig sind die Stipulationen, die über relative Konterbande zustande gekommen sind, sowie über die Frage, welche Gegenstände niemals zur Konterbande gerechnet werden dürfen. Relative Konterbande ist nach den Festsetzungen der Londoner Deklaration nur konfiszierbar, wenn sie an Bord eines Schiffes gefunden wird, das auf dem Feinde gehöriges oder von ihm okkupiertes Territorium gefrachtet hat. Mit anderen Worten: Die Lehre von der weitergehenden Fahrt gilt für relative Konterbande nicht. Eine Ausnahme macht relative Konterbande für feindliche Staaten ohne Küste wie Transvaal im Kriege von 1899. Derartige relative Konterbande kann der Doktrin von der weitergehenden Fahrt unterworfen und weggenommen werden. Wir erinnern uns, daß relative Konterbande besteht aus Nahrungsmitteln, Zivilkleidung, Fuhrwerken, Schiffen und Schiffsteilen, Eisenbahnmaterial, Ballons und Flugmaschinen, Feuerung usw.“ Daß alle diese Waren im Allgemeinen nicht mehr gekapert werden dürfen, wenn sie nicht dem feindlichen Land auf direktem Wege zugeführt werden, ist gewiß sehr liberal. Aber niemand, der weiß, wie unerhört rücksichtslos die Engländer in den Zeiten ihrer Seeherrschaft mit den Rechten der Neutralen umgesprungen sind, wird Herrn Bentwich beistimmen, wenn er behauptet, England erleide keine Schmälerung seiner Kriegsrechte dadurch, daß es die Lehre von der weitergehenden Fahrt in bezug auf relative Konterbande im Wesentlichen fallen lasse. In Wahrheit ist der Liberalismus, den England hier betätigt, der beste Beweis für den vollständigen Umschwung in seiner seekriegsrechtlichen Praxis. Daß dieser erfreuliche Wandel in den Gesinnungen der britischen Regierung mit den veränderten Interessen des Landes zusammenhängt, gesteht Herr Bentwich auch ehrlich ein, indem er äußert: „In Anbetracht seiner ungeheuren Nahrungsmittelzufuhr über See ist es Englands Interesse, soviel wie möglich Eingriffe in diesen Handelszweig auszuschließen.“ Nur würde Herr Bentwich besser getan haben, die Behauptung zu meiden, daß England mit jener Konzession an die Neutralen und die etwa mit Großbritannien in Krieg verwickelte Partei lediglich bei seinem alten Kriegsrecht bleibe. Während der Kämpfe gegen Napoleon statuierte England für sich selber ein Stapelrecht bezüglich aller Kolonialwaren, mochten sie produziert sein, wo sie wollten. Entsprechend würden heutzutage ein Cromwell, Chatham, Pitt, Canning in Hinsicht auf Nahrungsmittel handeln, wenn sich nicht glücklicherweise die maritimen Machtverhältnisse geändert hätten.

Immerhin muß man den Engländern Anerkennung dafür zollen, daß sie die Zeichen der Zeit richtig zu deuten verstehen, nicht starrsinnig

an Gebräuchen festhalten, die sich überlebt haben, sondern vielmehr voller geistiger Beweglichkeit die Maximen ihrer Staatskunst zeitgemäß fortbilden. Deshalb haben sie ferner in die Londoner Deklaration die Vorschrift aufnehmen lassen, daß auch direkt nach dem feindlichen Land verfrachtete relative Konterbande nur dann gekapert werden darf, wenn sie bewiesenermaßen für den Gebrauch der bewaffneten Macht oder einer Regierungsbehörde des feindlichen Staates bestimmt ist. Diese Bestimmung aber ist nur in dem Fall anzunehmen: „daß die Güter an feindliche Behörden konsigniert sind oder an einen Händler in dem feindlichen Lande, der den Feind notorisch mit Artikeln jener Gattung versieht."

Im englischen Hause der Gemeinen ist der Staatssekretär des Auswärtigen, Sir Edward Grey, gefragt worden, was in dem zitierten Passus der Deklaration das Wort Feind bedeute. Mitglieder des Unterhauses haben die Auslegung für möglich erklärt, daß es auf das feindliche Volk im allgemeinen bezogen werden könnte. Wenn diese Interpretation wirklich denkbar wäre, würde jede Ladung Lebensmittel konfisziert werden können, die einem in Krieg verwickelten England von irgendeinem neutralen Schiffe zugeführt würde. Aber Sir Edward hat in seiner Erwiderung dem Haus der Gemeinen keinen Zweifel daran gelassen, daß Großbritannien die Deklaration nur ratifizieren würde, wenn alle beteiligten Mächte übereinkämen, die Tragweite des Wortes Feind auf den feindlichen Staat zu beschränken.

Wenn es zur Ratifikation der Abmachungen von London kommt, wird also der Begriff der relativen Konterbande fortan in die engsten Grenzen eingeschlossen sein. Indirekte Transporte fallen überhaupt nicht mehr unter diesen Begriff, wenigstens nicht für feindliche Länder mit Küstenbesitz, daß direkte unter ihn fallen, kann durch die Form der Konsignation in den meisten Fällen leicht vermieden werden. Abermals sind es die Engländer, die auf die Liberalisierung des Völkerrechts in diesem wichtigen Punkte gedrungen haben. Was den Engländern die Augen öffnete über die Identität, die der Gang der Ereignisse zwischen philanthropischen Postulaten und britischen Interessen herbeigeführt hatte, war wiederum der russisch-japanische Krieg. Rußland verbot damals den Neutralen die Beförderung von Lebensmitteln, Kohle und Eisenbahnmaterial nach Japan, und seine Kreuzer versenkten verschiedene in derartigen Transporten begriffene englische Schiffe.

Die Handlungsweise Rußlands in diesem Krieg hat das Kabinett von St. James auch veranlaßt, auf der Konferenz in London mit größtem Eifer darauf zu dringen, daß Baumwolle auf die Liste der niemals für Konterbande zu erklärenden Artikel gesetzt würde. Cobden hatte die Verteidiger der englischen Kornzölle einmal darauf hingewiesen, daß ein Stocken der Einfuhr von Baumwolle nach Lancashire beinahe ebenso verderblich für das englische Volk sein würde, wie eine Hungersnot. Die Probe auf die Wahrheit dieser Behauptung wurde durch den nordamerikanischen Sezessions-

krieg gemacht. Derselbe rief in dem Produktionsgebiet der Baumwolle und infolgedessen auch auf dem Markte zu Liverpool eine solche Knappheit des Rohprodukts hervor, daß in den Industriebezirken Englands die Webstühle still stehen mußten und Massenelend entstand. Hierdurch wurde bei den Engländern eine solche Erbitterung erzeugt, daß sie sich beinahe, den Schatzkanzler Gladstone voran, in einen Krieg mit der Union gestürzt hätten. Nur die Furcht vor Napoleon III., speziell vor der mexikanischen Politik dieses Fürsten, hielt Gladstones Amtsgenossen davon zurück, den kriegerischen Leidenschaften der Nation die Zügel schießen zu lassen.*)

An den fürchterlichen Jammer, der im Winter 1861 auf 62 über die nordenglischen Arbeiter kam, mußten die britischen Staatsmänner denken, als Rußland 1904 Baumwolle für absolute Konterbande erklärte. Wie nun, wenn eines Tages England widerfuhr, was jetzt Japan geschah? Die ununterbrochene Versorgung Liverpools mit Baumwolle durch Gewalt sichern zu können — darauf darf sich England, das heute auf den Meeren nicht mehr Herrscher, sondern nur noch primus inter pares ist, nicht mehr absolut verlassen. Deshalb dehnten die britischen Staatsmänner ihre neuerworbenen liberalen Ueberzeugungen über Konterbande auch auf die Baumwolle aus und verschafften king cotton einen Platz auf der Freiliste.

Franz v. Liszt sagt in seinem „Völkerrecht“ (S. 338) über die Waren, die nach der Londoner Deklaration niemals für Konterbande erklärt werden durfen: „Artikel 29 stellt zunächst eine freie Liste (liste libre) dieser Gegenstände auf, deren harmloser Charakter wie bei Modeartikeln, Taschenuhren usw. unverkennbar ist.“ Sieht man jedoch das Schlußprotokoll der Konferenz näher an, so findet man, daß keineswegs bloß Sachen wie Modeartikel und Taschenuhren auf der Freiliste stehen sondern (nach Artikel 28 des Schlußprotokolls) außer Rohbaumwolle auch andere schwer oder gar nicht entbehrliche Objekte wie Rohwolle, Rohseide, rohe Jute, roher Flachs, roher Hanf, Garne, Kautschuk, Hopfen, rohe Felle, natürlicher und künstlicher Dünger, Erze, Kalk, Steine, Ziegelsteine, Schiefer, Porzellan- und Glaswaren, Papier, Seife, Farbe, Maschinen für Landwirtschaft, Bergbau, Textilindustrie und Buchdruckerei, sowie viele andere Rohprodukte und Fabrikate mehr.

Die Besorgnis der Briten, daß man ihnen im Fall des Krieges Lebensmittel und Rohstoffe abschneiden könne, hat sie auf der Haager Konferenz von 1907 zu dem außerordentlich weittragenden Vorschlage bewogen, die Konfiskation aller und jeder Konterbande zu verbieten. Schon der preußisch-amerikanische Vertrag vom Jahre 1828, in den später das Deutsche Reich eingetreten ist, hatte die Einziehung aller Konterbande untersagt. Im Haag aber widersprachen die Vereinigten Staaten und Deutschland jenem Antrage der Engländer und brachten ihn in Verbindung mit Rußland und Frankreich zu Fall.**) So wandelbar sind die völkerrechtlichen

*) Vgl. meinen „Gladstone“, Pr. Jahrb. Band 118, Heft 1, S. 43.
**) Vgl. Liszt „Völkerrecht“, S. 338.

Bestrebungen der Kabinette und so abhängig von der jeweiligen politischen Konvenienz.

In der Vergangenheit standen englische Admiralitätsgerichte bei den Schiffskapitänen und Kaufleuten der ganzen Welt in dem Ruf, daß sie alles für gute Prise erklärten, was sich auch nur mit dem Schein des Rechts als solche auffassen ließ. Die britische Jurisdiktion im Seekrieg galt für wenig besser als legalisierter Seeraub. Die Konferenz aber, die auf die Initiative des Kabinetts von St. James hin an der Themse zusammengetreten ist, hat — eben unter der Führung dieser Regierung — Beschlüsse gefaßt, die, wenn sie zur Durchführung gelangen, der Wiederkehr jener Gewaltsamkeiten einen Riegel vorschieben und eine ganz bedeutende Milderung des maritimen Zukunftskrieges repräsentieren. Die Strafe für Konterbande nämlich, die festzusetzen bisher der Willkür der kriegführenden Parteien überlassen war, soll jetzt international in der folgenden Weise geregelt werden. Konfisziert werden bloß die schuldigen Güter und nicht das Schiff, es sei denn, daß jene mehr als die Hälfte der Ladung ausmachen. In letzterem Fall kann auch das Schiff verurteilt werden. Wenn von dem kapernden Offizier nur ein die Hälfte nicht übersteigender Teil der Ladung für schuldig erklärt wird, und der Führer des Handelsschiffs ist bereit, die inkriminierten Güter dem Kriegsschiff auszuhändigen, darf der Kauffahrer seine Reise fortsetzen, anstatt wie früher von dem Kaper zur Aburteilung weggeführt oder gar in den Grund gebohrt zu werden.

„Dies ist eine neue Bestimmung", muß selbst Herr Bentwich zugeben, der sich sonst bemüht, zu beweisen, daß die Beschlüsse der Londoner-Deklaration gar kein neues Kriegsrecht einführten, sondern im Gegenteil der altnationalen Jurisdiktion britischer Admiralitätsgerichte auch auf dem Kontinent Geltung verschafften. Einen weiteren Verzicht auf historische völkerrechtliche Grundsätze hat die englische Marineverwaltung, wie unser Autor selber urteilt, dadurch ausgesprochen, daß sie dem Recht der Durchsuchung konvoyierter neutraler Schiffe entsagt hat: „Wenn der Kommandant des kriegführenden Kriegsschiffs", heißt es in der Deklaration von London, „Grund zu dem Verdacht hat, daß die konvoyierten Schiffe nicht unschuldig sind, teilt er seine Verdachtsgründe dem Kommandanten des Konvois mit, der allein die Sache untersuchen wird. Sind die Verdachtsgründe berechtigt, so wird er den schuldigen Schiffen seinen Schutz entziehen."

Niemals haben Altenglands Marineoffiziere gestattet, daß Marineoffiziere einer neutralen Macht sich zwischen die Handelsschiffe ihrer Flagge und englische Kreuzer einschieben durften. Ueber nichts haben in früheren Zeiten zur See minder mächtige Nationen lebhaftere Klage geführt als über die Handhabung des Durchsuchungsrechts durch die bewaffneten Agenten der britischen Meereskönigin. Whigs und Tories waren einig in der Ueberzeugung, daß das Recht oder vielmehr das Unrecht der schrankenlosen und willkürlichen Durchsuchung eine der wertvollsten Bürgschaften für die

maritime Suprematie Englands bilde. Lord Brougham ging so weit, zu sagen: „Die Anwesenheit eines konvoyierenden Schiffs ist nicht nur kein Beweis von Unschuld, sondern eher ein Verdacht begründender Umstand.“ Lord Brougham war hervorragender Jurist, Philantrop, einer der Führer der Whigs bei der Parlamentsreform von 1832 und so liberal, daß er im Jahre 1848 nach der Pariser Februarrevolution an den französischen Justizminister Crémieux die Anfrage richtete, ob er nicht auf Grund seines Landbesitzes in Südfrankreich Bürger der jungen Republik werden könne. Aber wie fortgeschritten sie auch sonst in ihren politischen Ansichten sein mochten, von Rechten der Neutralen im Seekrieg wollten die englischen Liberalen damals noch nichts wissen.

Die Vorschriften der Londoner Deklaration über neutralitätswidrige Transporte der Neutralen können wir übergehen. Dagegen verdienen unsere Aufmerksamkeit die Bestimmungen über das Versenken aufgebrachter aber noch nicht verurteilter neutraler Schiffe. Die Kohlenknappheit von Dampfern in Kriegszeiten kann für Kaper einen Anreiz bilden, aufgebrachte neutrale Schiffe, anstatt sie wegzuschleppen und vor ein Prisengericht zu stellen, kurzer Hand in den Grund zu bohren. Auch die Besorgnis, von einem schnellen feindlichen Kreuzer überrascht zu werden, kann einen Kaper anreizen, auf jene Art und Weise mit einem neutralen Fahrzeug kurzen Prozeß zu machen. Wiederum haben sich die Russen das Verdienst erworben, der ersten Seemacht der Erde die Heilsamkeit fester völkerrechtlicher Normen für das Kaperwesen begreiflich zu machen. Sie bohrten 1904 und 1905 die britischen Kauffahrer „Knight Commander“, „St. Kilda“, „Hipsang“ und „Allanton“ in den Grund und ließen sie später durch ihre Gerichte verurteilen. Die Erregung in der englischen Kaufmanns- und Seemannswelt war bedeutend, aber die Wirkung der nachdrücklichen Vorstellungen, die der britische Botschafter in St. Petersburg bei der dortigen Regierung erhob, wurde durch die lückenhafte Beschaffenheit des Völkerrechts wesentlich abgeschwächt. Diese Lücke hat die Konferenz von London so gründlich ausgefüllt, daß Heer Bentwich voller Freude ausruft: „Das Recht des Versenkens, verkürzt, beschränkt und eingeschnürt, wie es jetzt durch abschreckende Strafbestimmungen ist, wird wahrscheinlich in Zukunft nicht allzu oft gegen die neutrale Schiffahrt angewendet werden. Hier hat die Konferenz in wirksamer Weise an Stelle der Willkür das Gesetz zur Geltung gebracht.“

Die Londoner Deklaration bestimmt, daß ausnahmsweise ein aufgebrachtes neutrales Schiff zerstört werden darf, aber nur wenn mehr als die Hälfte der Ladung Konterbande ist oder das Schiff offenbar in neutralitätswidriger Tätigkeit begriffen ist, und wenn die Prise nicht in den Hafen gebracht werden kann ohne Gefahr für die Sicherheit des Kapers oder den Erfolg der maritimen Operationen. Es wird ferner angeordnet. 1. Im Fall der Zerstörung fällt die Last des Beweises, daß er sich in besonderer Notlage befunden hat, dem Kaper zu. Kann er den Beweis nicht führen, wird die Prise, mochte das Fahrzeug geladen haben, was es

wollte, unter allen Umständen für unrechtmäßig erklärt, und hat der Eigentümer Anspruch auf Entschädigung. 2. Wenn die Zerstörung für entschuldbar erklärt wird, aber die Prise für unrechtmäßig, tritt gleichfalls Entschädigungspflicht ein. 3. Wenn neutrale Güter, die der Verurteilung nicht ausgesetzt waren, mit dem Schiff zerstört worden sind, muß ihrem Eigentümer Entschädigung gezahlt werden, auch wenn die Zerstörung des Fahrzeugs rechtmäßig geschah.

Es ist in der Presse oft die Vermutung geäußert worden, daß die englischen Rheder beim Ausbruch eines Krieges zwischen England und anderen Großmächten durch Scheinverkäufe einen namhaften Teil ihrer Schiffe auf Konkurrenten neutraler Nationalität übertragen würden. Das Gleiche haben die Zeitungen bezüglich der Absichten geäußert, mit denen die Besitzer der deutschen Handelsflotte sich für den Kriegsfall tragen sollen. Die in London versammelten Delegierten der großen Seemächte sind übereingekommen, derartigen Plänen, wenn sie irgendwo ernsthaft gehegt wurden, einen Riegel vorzuschieben. Mit vollem Recht, denn der Handel der Neutralen läßt sich durch Konferenzbeschlüsse nur schützen, wenn zugleich der Mißbrauch der neutralen Flagge verhindert wird. Deshalb statuiert die Londoner Deklaration bezüglich der Uebertragung von Kauffahrern von einer kriegführenden Flagge auf eine neutrale folgendes: Wenn die Uebertragung mehr als dreißig Tage vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten geschehen ist, und wenn sie bedingungslos, vollständig und juristisch korrekt ist, wenn sie ferner erkennen läßt, daß ein bona fide vollzogener Uebergang des Interesses von der einen auf die andere Seite stattgefunden hat, dann soll damit die absolute Annahme ihrer Gültigkeit gegeben sein. Andererseits findet die widerlegbare Annahme der Ungültigkeit statt, wenn die Verkaufsurkunde sich nicht an Bord eines Schiffes befindet, das weniger als 60 Tage vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten seine kriegführende Nationalität verloren hat: „Die Rheder werden jetzt genau wissen, woran sie sind,“ bemerkt Herr Bentwich über jene Bestimmungen der Londoner Deklaration.

Es gibt in England Politiker und Seeleute, die den Abmachungen von London eine erbitterte Opposition bereiten und die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen suchen, daß die Deklaration britischerseits nicht ratifiziert wird. Diese Männer sagen, es sei Verrat an Englands Lebensinteressen, daß Nahrungsmittel als relative Konterbande anerkannt werden. Unter keinen Umständen dürften Lebensmittel konfisziert werden. So reden heute diejenigen, welche sich als die unbeugsamen Verfechter der nationalen kriegsrechtlichen Ueberlieferungen aus dem Zeitalter Nelsons hinstellen. Aber damals schrieb Schiller unter dem Eindruck der Praxis englischer Admiralitätsgerichte in der „Braut von Messina“: „Auf den Wellen ist alles Welle, auf dem Meer ist kein Eigentum.“ Und in „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“: „Seine Handelsflotten streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus und das Reich der freien Amphitrite will er schließen

wie sein eigenes Haus." Und nicht allein das private Eigentum ließen die Engländer auf dem Ozean nicht gelten, sondern sogar die Souveränitätsrechte der neutralen Staaten traten sie auf dem flüssigen Element mit Füßen. Die Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden, zahlloser Proteste ungeachtet, von englischen Kriegsschiffen nach Deserteuren der britischen Kriegsmarine durchsucht. Gegenwärtig sind alle solche gewalttätigen Prätentionen aufgegeben, und gerade die Jingos fordern ultraliberale internationale Stipulationen über Konterbande!

Der Verfasser des Artikels in „Fortnightly Review", auf dessen ausgezeichnete Darlegungen ich mich gestützt habe, wenn ich ihm auch nicht immer zustimmen konnte, ist weder Jingo noch Pazifist. Sein Standpunkt ist der eines maßvollen, vernünftigen, gegen das Ausland loyalen Patrioten. Als solcher wirft er einen Rückblick auf die Pariser Deklaration von 1856 und konstatiert, daß England in Paris auf eines seiner furchtbarsten angestammten Machtmittel verzichtet habe, indem es dem Grundsatz beigetreten sei, daß die Flagge die Ware decke. Im gegenwärtigen Moment, so fährt Heer Bentwich fort, wäre es klug, von englischer Seite in Erwägung zu ziehen, ob man nicht, natürlich Gegenseitigkeit vorausgesetzt, feindlichen Handelsschiffen dieselben Rechte beilegen solle wie neutralen:

„Deutschland ist heute Englands großer maritimer Rival", so begründet Heer Bentwich seine bedeutungsvolle Anregung, „seine Handelsmarine kommt gleich nach der unsrigen. Da es nur eine einzige schmale Küstenlinie hat, ist die für den Schutz seines Handels erforderliche Ausgabe per Schiffstonne ganz bedeutend größer als bei uns. Deshalb schwillt unter den obwaltenden (seekriegsrechtlichen) Verhältnissen mit dem Anwachsen der Handelsflotte Deutschlands auch sein Marine-Etat naturnotwendigerweise an. Dieser Umstand erzwingt wieder eine Erhöhung unseres Budgets. Nun sollen die Juristen und die Regierung Deutschlands gewillt sein, eine Aenderung des Rechts in Erwägung zu ziehen. Das könnte die Grundlage für eine Reduktion der Rüstungen bilden. Schließlich — wir geben zwar eine mächtige Waffe aus der Hand, aber wir haben auch durch die Aenderung am meisten für unseren Handel zu gewinnen. In Anbetracht aller dieser Dinge ist es erfreulich, daß der erste Lord der Admiralität die Bereitwilligkeit Englands erklärt hat, Anträge auf Reform einer Prüfung zu unterziehen. Ohne daß Großbritannien seine gegenwärtigen Grundsätze im allgemeinen preisgibt, kann es mit bestimmten fremden Nationen Verträge schließen und den Handelsschiffen derselben im Kriegsfall die gleichen Rechte einräumen wie neutralen Fahrzeugen."

Man muß Herrn Bentwich zugestehen, daß er seinen Vorschlag mit Nüchternheit, common sense und ohne eine Spur von humanitärer Schwärmerei motiviert. Aber ehe sich Deutschland und England über eine Gleichstellung der feindlichen mit der neutralen Handelsflagge im Kriegsfalle verständigen, dürfte noch viel Wasser die Themse und die Spree herunterlaufen. Ein wesentliches Hindernis der Einigung liegt offenbar in

dem geltenden Blockaderecht. Die Londoner Konferenz hat dasselbe in der Hauptsache so gelassen, wie es die Pariser Deklaration gestaltet hatte. Blockaden müssen also, um Gültigkeit zu haben, effektiv sein; die monströsen „Papierblockaden" der Engländer aus der napoleonischen Zeit sind nicht mehr erlaubt. Aber noch immer besteht das alte Recht, daß Blockaden nicht auf Seefestungen und dergleichen beschränkt zu sein brauchen, sondern daß man, wofern man nur die nötigen Kräfte hat, auch Handelshäfen und ganze Küstenstrecken blockieren darf. Die blockierende Macht ist berechtigt, den Neutralen an der effektiv blockierten Küste den ganzen Handel zu verbieten, auch den in relativer Konterbande und in Nicht-Konterbande, ferner überhaupt jedweden Verkehr durch Personen, Briefe usw.*)

Welchen Nutzen würde es also für Deutschland haben, wenn seine Kauffahrer wirklich im Kriegsfall den neutralen gleichgestellt würden? Die Mündungen der Elbe und Weser würden eben für beide Kategorien von Handelsschiffen absolut gesperrt werden. Da wir nur die „einzige schmale Küstenlinie" besitzen, bildet das trotz der Londoner Deklaration nach wie vor ziemlich schrankenlose Recht der Blockade eine überaus schneidige Waffe für England, wenn es mit dem Deutschen Reich in Feindseligkeiten verwickelt ist:

„Großbritannien", so schließt Herr Bentwich seinen Aufsatz, „ist bei dem internationalen Fordern und Bieten (auf der Londoner Konferenz) sehr gut weggekommen. Es hatte bei der früheren Unsicherheit am meisten zu verlieren. Es hat durch die Einigung am meisten gewonnen. In Paris, im Jahre 1856, gab England eines seiner wichtigsten Kriegsrechte auf — das Recht, feindliches Eigentum auf neutralen Schiffen zu kapern. Jetzt in London hat England nicht ein einziges anerkanntes Recht von Bedeutung aufgegeben, denn seine einzige Konzession bezieht sich auf die Konvoi-Frage, bei der mehr Schein als Wirklichkeit ist. Andererseits hat Großbritannien eine Anzahl von Garantien für seinen neutralen Handel gewonnen sowie auch eine Reihe von Beschränkungen durchgesetzt in bezug auf die angeblichen Kriegsrechte anderer Mächte. . . . . . England wird (durch die Londoner Deklaration) für einen großen Teil seines Handels Sicherheit schaffen, sowohl wenn es Krieg führt als auch wenn es neutral bleibt. Außerdem wird unter ethischen Gesichtspunkten der Initiative und Diplomatie Englands das Verdienst daran beigemessen werden, daß in die Wege geleitet und begründet wurde der erste internationale Gerichtshof, der das erste internationale Neutralen-Recht auslegt. Es ist in der Ordnung, daß die Grundrechte für den Handel in Kriegszeiten von dem größten kommerziellen Gemeinwesen der Erde ausgehen, und daß England, dessen

*) Vgl. Franz v. Holtzendorff „Handbuch des Völkerrechts". 1889 IV § 161 (verfaßt von Geffken) „Die Blockade, Begriff und Geschichte" S. 738, § 165 (verfaßt von demselben) „Natur und Tatbestand der Blockade" S. 752.

maritime Suprematie ein Jahrhundert lang eine der großen Bürgschaften für den Weltfrieden gebildet hat, eine Milderung der Härten des Seekriegs für Neutrale durchsetzt. So beweist Großbritannien der Welt, daß das Anwachsen seiner Marine keine Drohung für den Handel anderer Nationen bedeutet. Die Deklaration von London repräsentiert nicht nur einen Markstein in der Geschichte des Rechts der Neutralen, sondern ist ein Schritt zur Verbrüderung der Welt."

Was ist an dieser volltönenden peroratio wahr, was falsch? Zutreffend ist, daß England kein anerkanntes Kriegsrecht aufgegeben hat, aus dem einfachen Grunde, weil das englische Kriegsrecht von keiner anderen Nation jemals anerkannt worden ist. Denn britische Admiralitätsgerichte sind bis 1815 immer nach dem Grundsatz verfahren: „Right or wrong my country!" Das war ihr ganzes corpus juris. Wenn die Engländer damals Krieg führten, erstickten die parteiischen Urteilssprüche der britischen Prisengerichte den Handel der Neutralen, soweit er den Interessen Englands irgend nachteilig war.

Ganz richtig ist auch, wenn Herr Bentwich behauptet, daß das Kabinett von St. James durch die Londoner Deklaration auf positive Rechtssätze von namhaftem Gewicht nicht verzichtet habe. Dagegen ist die Dialektik unseres Autors umso anfechtbarer, wenn er von der Londoner Deklaration behauptet: „Sie hat eine Reform der existierenden Gebräuche weniger durch Neuerungen vollführt als dadurch, daß sie gleichförmig und bestimmt gestaltete, was bis dahin widerspruchsvoll und dunkel gewesen war." In Wirklichkeit repräsentieren die Artikel der Londoner Deklaration, die die relative Konterbande gegen rücksichtslos um sich greifende Konfiskationen zu sichern bestrebt sind und auch den Bereich der Nichtkonterbande sehr weit ausgedehnt haben, weit mehr als eine bloße Kodifikation. Das Gleiche gilt von den Artikeln, welche die Strafe für Konterbande mildern und die Zerstörung aufgebrachter Schiffe in bestimmte Grenzen einschließen.

Im übrigen kommt es weniger darauf an, was in den einzelnen Artikeln des „Schlußprotokolls der Londoner Konferenz für Seekriegsrecht" steht als auf den Geist, der die ganze unter den Auspizien Englands zustande gekommene Urkunde durchweht. Und da muß man sagen: Die großen britischen Staatsmänner und Parlamentsredner aus der Zeit der Happy Constitution würden mit der Faust auf den Tisch geschlagen haben, wenn sie die Gründe gehört hätten, mit denen Herr Bentwich seinen Landsleuten die Ratifikation der Konferenzbeschlüsse anempfiehlt. Verkehrt jedoch wäre es, ein Sinken Englands deshalb anzunehmen, weil sein Wille auf dem Meer nicht mehr allmächtig ist. Das Emporkommen anderer Völker ist auch wieder eine notwendige Vorbedingung für Englands heutige materielle Blüte; alles ist Ein Zug der Dinge. Und was die politische Machtstellung Großbritanniens in der Gegenwart betrifft, so habe ich ihre Größe und Gediegenheit an dieser Stelle oft genug geschildert und werde noch manchmal Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Das egoistisch

nationale Zeitungsrecht Materialien aber ist so unsicher [illegible] die Verwaltungsakte, und ebenso wie sie angefochten und bestritten [illegible] mag die Deklaration von London allerdings ratifiziert werden oder nicht [illegible] wieder aufgehoben. [illegible]

Die Kaiserreden und die innere Lage

Die Dinge entwickeln sich im Deutschen Reiche so langsam, daß [illegible] eigentlich glaubte, während meiner Ferienreise die Politik ruhen lassen zu können und erst im nächsten Monat, nachdem auch der sozialdemokratische [illegible] sich geäußert, wieder darüber zu schreiben. Auch die [illegible] schienen mir noch nicht zu einer Behandlung zu drängen. [illegible] der Kaiser dort gehalten, war so vorsichtig gefaßt, daß es [illegible] schien, erst den Kommentar abzuwarten, den die Praxis der [illegible] markenpolitik dazu geben würde. Die letzte Kaiserrede in [illegible] treibt mich doch noch, im letzten Augenblick einige Worte zu [illegible] öffentliche Meinung ist in hohem Grade erregt darüber, daß [illegible] fall stattgefunden hätte in jene Kundgebungen persönlicher Politik [illegible] 1908 so oft Unruhe und Unzufriedenheit erregt haben. [illegible] Auffassung nicht beizustimmen. Der Kaiser hat einmal [illegible] Energie die Prinzipien der Monarchie zum Ausdruck gebracht [illegible] uns historisch gebildet und staatsrechtlich in Geltung sind. [illegible] der etwas überschwenglichen, etwas mystisch angehauchten [illegible] seiner Denkweise eigentümlich, wohl heutzutage vielfach [illegible] auch in weiteren Kreisen des Volkes anerkannt und [illegible] ich die formelle Veranlassung, sich darüber zu erregen. [illegible] von sozialdemokratischer, sondern auch von liberaler Seite [illegible] mal schallt mit lauter Stimme der parlamentarische [illegible] Zustand gefordert worden ist, so ist es nur recht und [illegible] [illegible] auf den Grundsatz der erblichen monarchischen [illegible] aufrecht erhalten wird. Irgend eine Minderung der [illegible] des [illegible] liegt darin nicht. So muß [illegible] des parlamentarischen Regiments glauben, [illegible] nicht [illegible] zu [illegible] der Monarchie [illegible] [illegible]

[illegible]

die sich beeinflussen lassen. So gut wie sich der Kaiser in seiner Regierung und seinen Entschlüssen durch den Bundesrat und Reichstag mitbestimmen lassen muß, so gut läßt sich, wie die Erfahrung immer wieder gelehrt hat, auch der Reichstag vielfach durch den Kaiser bestimmen. Hätten wir etwa eine Kolonialpolitik und eine Flotte bekommen, wenn der Reichstag immer nur seinen eigenen innersten Antrieben gefolgt wäre? Wenn auch die große Masse gewohnt ist, sich den Tagesmeinungen anzuschließen und ihnen zu folgen, so gibt es doch in Deutschland glücklicherweise immer noch eine Anzahl Menschen, die es in Anspruch nehmen, ihren Weg zu gehen, entgegen der öffentlichen Meinung, und oft genug haben sie schließlich doch noch diese öffentliche Meinung hinter sich hergezogen. Wer will sich herausnehmen, dem Kaiser dieses Recht streitig zu machen? Die Frage kann immer nur sein, wo die Grenzen für das persönliche Regiment liegen und dafür gibt es keine prinzipielle Antwort, sondern nur eine Erwägung von Fall zu Fall. Wir wollen weder absolutistisch und willkürlich regiert werden, noch wollen wir die kaiserlich-königliche Monarchie zu einer bloßen Dekoration degradieren lassen. Auch die kaiserlichen Kundgebungen unterliegen deshalb der Kritik, und wenn Fehler gemacht sind, so antworten darauf solche Kundgebungen und Bindungen, wie im November 1908.

Auch an dieser jüngsten kaiserlichen Kundgebung in Königsberg habe ich meinerseits etwas auszusetzen, womit ich nicht zurückhalten will. Der Augenblick scheint mir nicht günstig für sie gewählt. Sie ist verfrüht. Wie die Stimmung heute einmal in Deutschland ist, sind die bürgerlichen Parteien zu einem Zusammenwirken noch nicht wieder zu bringen, und die Sozialdemokratie wird noch viele Siege erringen und ihren Haupttriumph bei den nächsten allgemeinen Reichstagswahlen feiern. Dagegen ist nichts zu machen, und man läßt am besten die Dinge vorläufig ihren Gang gehen. Bald genug wird dann der Moment für den Gegenschlag kommen. Wenn die Sozialdemokratie ihre eigene Unfähigkeit zu praktischer Politik genügend dokumentiert hat und die öffentliche Meinung sich vor Zorn über den revolutionären Phrasenunfug nicht mehr zu halten vermag, und alle Welt lechzt, daß die Fahne, um die die Patrioten sich sammeln können, entfaltet werde, dann wird es Zeit sein, wieder die Lehre vom Königtum von Gottes Gnaden zu verkündigen, und nicht ohne Krisen und Kämpfe, aber schließlich doch siegreich, wird diese Fahne zum Ziel getragen werden.

Von der Leidenschaft und dem Pathos der Königsberger Rede kehren wir noch einmal zurück zu der so überaus vorsichtig abgetönten Rede in Posen. Auf der einen Seite wurde Posen deklariert als eine Pflanzstätte deutscher Kultur, auf der anderen wurden ausdrücklich alle Einwohner der Provinz, also auch die Polen, aufgefordert, zum Gedeihen des Landes zusammen- und mitzuarbeiten. Jede Bezugnahme auf den Hakatismus wurde vermieden. Die Ostmarken-Politik steht auf dem Punkte, daß sie entweder vorwärts oder zurück muß. Selbst die Ausführung des jetzt bestehenden Enteignungsgesetzes hätte keine Bedeutung, da das Maximum für die Ent-

eignung viel zu gering ist. Man würde, wie Professor Bernhard in der zweiten Auflage seines Buches einleuchtend darlegt, nur die Gehässigkeit der Enteignung auf sich nehmen, ohne etwas wesentliches zu erreichen, wenn man dieses Gesetz ausführte. Man muß entweder die Kolonisation allmählich einschlafen lassen oder auf Grund eines neuen Gesetzes in ganz kolossalem Umfange expropriieren. Stünde dergleichen in Aussicht, so hätte offenbar die Kaiserrede auf einen ganz anderen Ton gestimmt sein müssen. Eben der Vergleich mit der Königsberger Rede zeigt, daß die Kriegsstimmung jetzt keineswegs nach dieser Seite gewandt ist. Ist diese meine Auslegung richtig, so darf man hoffen, daß die so lange ersehnte Abkehr vom Hakatismus endlich mit einer leichten Wendung eingesetzt hat.

27. 8. 10. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Alt, Karl. — Goethes Faust. In sämtlichen Fassungen mit den Bruchstücken und Entwürfen des Nachlasses. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Beckenkamp, Dr. Otto. — Die Kriegskonterbande in der Behandlung des Instituts für internationales Recht und nach der Londoner Erklärung über das Seekriegsrecht M. 4.—. Breslau, M. & H. Marcus.

Bernhard, Ludwig. — Die Polenfrage. Zweite Auflage. M. 6.—, geb. M. 7.40. Leipzig, Duncker & Humblot.

Cathrein, Victor. — Der Sozialismus. Zehnte bedeutend umgearbeitete und vermehrte Auflage. M. 4.50, geb. in Leinwand M. 5.20. Freiburg 1910, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Chajjam, Omar. — Rubaiyat. Nach Edward Fritz Geralds englischer Bearbeitung des persischen Originals verdeutscht von Arthur Altschul. Dresden, in Kommission bei Alexander Köhler.

Deutsche Auslandspolitik und ihre Verleumder im Lichte historischer Tatsachen von einem aktiven Diplomaten. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhdlg.

Deutsche Japan-Post. Wochenzeitung für deutsche Interessen in Japan. 9. Jahrgang. G. Schweitzer & E. Busch, Berlin SW. 68, Lindenstr. 26.

Das Deutschtum im Ausland. Vierteljahrshefte des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Heft 4. Juni. Im Buchhandel 50 Pf. Berlin W. 9, Verlag Hermann Hillger.

Duhm. — Die zwölf Propheten. Brosch M. 1.60, geb. M. 2.40. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Fiodoroff, E. — Die Vorbereitung der finnländischen Revolution 1889—1905. St. Petersburg, Buchdruckerei Russo-Française, Offizierstr. 6.

Geld, Bank und Börsenwesen. Zusammengestellt und zu beziehen von der Kgl. Hofbuchhdlg. Alexander Duncker. Sortiment Berlin W. 8.

v. Gleichen-Russwurm, A. — Die Orestie des Aeschylos. Jena 1910, verlegt bei Eugen Diederichs.

Goldschmidt, Hans. — Die Grundbesitzverteilung in der Mark Brandenburg und in Hinterpommern von Bginn des dreissigjährigen Krieges bis zur Gegenwart. M. 5.—. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Goldschmidt, Karl. — Ein Schulfall sozialdemokratischer Verhetzung. Halle a. S., Verlag von Wilhelm Knapp.

Habermann, Wilhelm. — Der Stolypinsche Gesetzentwurf. I. Die vorbereitenden Verhandlungen. M. 1.60. Leipzig, Duncker & Humblot.

Harnack, Ad. — Verfassung und Recht der alten Kirche. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

Haugwitz, Graf Eberhard. — Die Geschichte der Familie von Haugwitz. 2 Bände. M. 16.—, geb. M. 20.—. Leipzig. Duncker & Humblot.

Hauptmann, Carl. — Aus meinem Tagebuch. M. 5.—. München, D. W. Callwey.

Hauri, Johannes. — Goethes Faust. Fünfzehn Vorträge. M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin-Zehlendorf (Wannseebahn), Verlag von C. Skopnik.

v. Heidenstam, Werner. — Die Erben von Bjälbo. Erzählung aus dem Mittelalter. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Emilie Stein. München, Verlag von Albert Langen.

v. Hoensbroech, Graf Paul. — 14 Jahre Jesuit. II. Teil: Das Ordensleben. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

Jaeger, Heinrich. — Ideales Wahlrecht. Ein Appell an das denkende Deutschland. 80 Pf. Bonn 1910, Verlag Carl Georgi.
Jahresbericht der Handelskammer zu Chemnitz 1909. II. Teil. Chemnitz, in Kommission bei E. Fockes Buchhdlg.
Japanische Lyrik. Die Fruchtschale. 17. Band. Deutsch von Dr. Julius Koch. München, R. Piper & Co.
Köstler, Rudolf. — Huldentzug als Strafe. Kirchenrechtliche Abhandlungen. Heft 62. M. 4.80. Stuttgart, Ferdinand Encke.
Krieck, Ernst. — Persönlichkeit und Kultur. M. 6.60, geb. M. 8.—. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.
Lenz. — Festschrift. Studien und Versuche zur neueren Geschichte. M. 12.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Lessing, Curt. — Rehberg und die französische Revolution. M. 3.50, geb. M. 4.—. Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag.
Loewe, Dr. Victor. — Bücherkunde der deutschen Geschichte. M. 2.40, geb. M. 3.—. Altenburg, Johannes Rade.
Lotz, W. — Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800-1900. Band 15: Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.
Mainzer Volks- und Jugendbücher. Band IX. Mainz, Jos. Scholz.
Martin, Rudolf. — Deutsche Machthaber. Berlin-Leipzig, verlegt bei Schuster & Loeffler.
Meurer, Christian. — Das Gehaltsrecht der Pfarrer in Preussen nach der Gesetzgebung vom 26. Mai 1909. M. 3.—. Stuttgart, Ferdinand Encke.
Mitscherlich, Waldemar. — Der Einfluss der wirtschaftlichen Entwicklung auf den ostmärkischen Nationalitätenkampf. M. 1.50. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld
Neurath, O. — Antike Wirtschaftsgeschichte. Band 258: Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.
Odeleben, Otto. — Mit Napoleon im Felde 1813. Eine treue Skizze des französischen Kaisers und seiner Umgebung. Geb. M. 3.—. Leipzig, Verlag von Georg Wigand·
Parvus. — Der Staat, die Industrie und der Sozialismus. M. 3.—. Dresden, Kaden & Co.
Piper, Reinhard. — Das Tier in der Kunst. Mit 130 Bildern. München, Verlag von R. Piper & Co.
Preuss, Hugo. — Zur Preussischen Verwaltungsgeschichte Leipzig-Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner.
Radlauer, Dr. Ernst. — Finanzielle Selbstverwaltung und Kommunalverwaltung der Schutzgebiete. M. 8.—. Breslau, M. & H. Marcus.
Rauchberg, Dr. Heinrich. — Die Pensionsversicherung der Privatangestellten als Massnahme der Mittelstandspolitik. Wien 1910, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhdlg.
Rhenanus, Clericus. — Der hl. Karl Borromäus und das Rundschreiben Pius X. vom 26. Mai 1910. Zur Aufklärung des katholischen Volkes. Mainz, Verlag von Kirchheim & Co.
Rothkegel, Walter. Die Kaufpreise für ländliche Besitzungen im Königreich Preussen von 1895—1906. Leipzig, Duncker & Humblot.
Suvoroff, P. — Zur Frage der Gleichberechtigung. Die Lage der Russen in Finnland und der Finnländer im Reich. St. Petersburg, Buchdruckerei J. Ehrlich, Malaja Dworjanskaja 19.
Swart, F. — Zur friesischen Agrargeschichte. M. 10.—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Schoepp, Meta. — Mein Junge und ich. M. 2.—, geb. M. 3.— Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt
Schulte, Aloys. — Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter. Kirchenrechtliche Abhandlungen. Heft 63—64. M. 16.40. Stuttgart, Ferdinand Encke.
Schultz, Wolfgang. — Dokumente der Gnosis. M. 8.—, geb. M. 9,50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Schwantje, Magnus. — Der Tierschutz im Deutschen Strafgesetz. 20 Pf. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen, Berlin W.57, Bülowstr. 85.
Steinbach, O. — Der Giroverband Sächsischer Gemeinden. M. 1.—. Nossen 1910, W. H. Mölters Verlag.
Strauss, M. — Zivilprozessrecht. Band 315. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.
Stutz, Dr. Ulrich. — Der Erzbischof von Mainz und die deutsche Königswahl. M. 4.—. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.
Valiszewsky, K. — Zur finnischen Frage. Strauss und Sperling. St. Petersburg, Buchdruckerei J. Ehrlich, Malaja Dworjanskaja 19.
Vetter, Arno. — Bevölkerungsverhältnisse Mühlhausens i. Th. im 15. und 16. Jahrhundert. M. 3.25. Leipzig, Quelle & Meyer.
Vischer, C. — Der Apostel Paulus. Band 309. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.
Volbach, F. — Das moderne Orchester in seiner Entwicklung. Band 308. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig. Verlag von B. G. Teubner.
Weiss und Grützmacher. — Die Geschichtlichkeit Jesu. Zwei Reden, gehalten auf dem Evangel. Gemeindeabend am 24. April 1910 zu Mannheim. 20 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Welschinger, Henri. — La Guerre de 1870 Causes et Responsabilites. 2. Bd. Fr. 15.—. Paris, Plon-Nourrit & Cie.
Westfälisches Magazin. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Heft 5. Dem Andenken an Freiligrath gewidmet. M. 2.—. Dortmund, herausgegeben von Bibliotheksdirektor Dr. E. Schulz.

Wilhelm, Richard. — Kung Tutse. M. 5.—, geb. M. 6.20. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Wörterbuch des deutschen Staats- und Verwaltungsrechts. Geh. M. 2.—. Tübingen J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
v. Wolzogen, Hans. — Richard Wagner und die Tierwelt. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen. Für den Buchhandel Schuster & Loeffler, Berlin W.
Ziemssen, Otto. — Gottesgedanken und Menschengedanken in der Geschichte. M. 2.50. Gotha 1910, C. F. Thiemann.

Spranger, Eduard. — Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens. M. 8.—. Berlin, Reuther & Reichard.
Tartufari, Clarice. — Der brennende Busch. Roman. Alleinige autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Katharina Breming. Berlin, Verlag Dr. Wedekind & Co, G. m. b. H.
Tovote, Heinz. Lockvögelchen. Novellen. M. 2.50. Berlin 1910, F. Fontane & Co.
Trost. — Die Ritter und Verdienstorden. Geb. M. 20.—, K. 24.—. Wien, Wilhelm Braumüller.
Verhandlungen, Die, des einundzwanzigsten Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Chemnitz. Die Jahrgänge 6—18 der Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses werden bis auf weiteres zu ermässigten Preisen von 14 M. (statt 23.40 M.) geliefert. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Volkmann. — Zeitschrift für Bewegungslehre. Heft 6. Charlottenburg. Friedrich Huths' Verlag.
Warschauer, Erich. — Luftrecht. Eine rechtsphilosophische Studie. M. 1.—. Kattowitz, Gebr. Böhm.
Wassow, Paol. — An Gonda. M. 2.—. Leipzig, Seiler & Co.
Weber, Heinrich. — Wider die Barromäus-Enzyklika. Rede, gehalten in der Versammlung des Evangelischen Bundes in Posen, 16. Juni 1910. Posen 1910, Verlag des Evangel. Bundes.
Wegener, Hans. — Geschlechtsleben und Gesellschaft. Hagen i. W., Verlag von Otto Rippel.
Weise, Johannes. — Jesus von Nazareth. Mythus oder Geschichte? M. 2.—, geb. M. 3.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Weyermann, M. — Zur Geschichte des Immobiliarkreditwesens in Preussen, mit besonderer Nutzanwendung auf die Theorien der Bodenverschuldung. Geh. M. 4.—. Karlsruhe i. B., C. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag.
Wohlbrück, Olga. — Das goldene Bett. Roman. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—. Berlin W. 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H.
Zitelmann, Ernst. — Die Vorbildung der Juristen. M. 1.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertzweiundvierzigster Band.

Oktober bis Dezember 1910.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1910.

Inhaltsverzeichnis

des

142. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

		Seite
Bonus, A., Besprechung von D. Schönfeld, An nordischen Königshöfen	.	331
„ P. Herrmann, Island in Vergangenheit und Gegenwart	. . . .	331
—„— W. Niemann, Das Nordlandbuch	. . . .	332
Broicher, Ch., Anglikanische Kirche und deutsche Philosophie I, II	. 205	457
Conrad, H., Theater-Korrespondenz. Shakspeares Othello im Rose-Theater		159
—„— Theater-Korrespondenz. Shakspeares Komödie der Irrungen in den Kammerspielen des Deutschen Theaters	. . . .	355
—„— Theater-Korrespondenz. König Oedipus von Sophokles (im Zirkus Schumann). Gesellschaft des deutschen Theaters	. . . .	527
Corßen, P., Der Wohnsitz der mittelbaren Staatsbeamten und die Gemeinden		315
Daniels, E., Besprechung von E. Rosen, In der Fremdenlegion	. . .	127
„— F. Gropengießer, Gesammelte Blätter aus einem Tornister	. . .	131
Delbrück, H., Besprechung von Fr. Steudel, Wir Gelehrten vom Fach	.	132
—„— Das Berliner Universitäts-Jubiläum	. . . .	193
—„— Nachwort zu „Zum Kursstand unserer Anleihen" von Mahlberg	.	256
—„— In Wehr und Waffen	. . . .	266
—„— Besprechung von Das Reichsversicherungsamt und die deutsche Arbeiterversicherung. Festschrift	. . . .	317
v. Dewitz, Reform der Schule und der Schulaufsicht	. . . .	445
Diether, O., Leopold von Ranke und Johann Gustav Droysen	. . . .	1
—„— Besprechung von Paul Goldschmidt, Berlin in Geschichte und Gegenwart	. . . .	515
Treßler, M., Die Sorge des greisen Faust	. . . .	234
Trenhaus, H., Niebuhr und Goethe	. . . .	433
Eichenbach, Deutschlands Stellung in der Luft- und Flugschiffahrt	. .	110
Fuhrmann, M., Besprechung von P. Gibbon, Was Vrouw Grobelaar erzählt		156
„— A. Meerkatz, Blumensträuße	. . . .	157
—„— El Correï, Selig aus Gnade	. . . .	339
—„— Lothar, R., Kurfürstendamm	. . . .	340
„— Huch, R., Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri	. . . .	341
—„— Mozarts Briefe	. . . .	343
—„— A. Schidlof, Knospen	. . . .	344
—„— J. Bab, Bernhard Shaw	. . . .	518
—„— O. Schubin, Die Tragödie eines Idealisten	. . . .	520
—„— Japanische Lyrik, nach den Originalen übertragen von J. Kurth	.	522
—„— Rubaiyat von Omar Chajjam, verdeutscht von A. Altschul	. . .	524
„— A. Achleitner, Der Leibeigene von Krawarsko	. . . .	525
—„— C. Doyle, Die Abenteuer des Brigadiers Girard	. . . .	525

Inhaltsverzeichnis

des

142. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Seite

Bonus, A., Besprechung von D. Schönfeld, An nordischen Königshöfen . 331
—„— P. Herrmann, Island in Vergangenheit und Gegenwart 331
—„— W. Niemann, Das Nordlandbuch 332
Broicher, Ch., Anglikanische Kirche und deutsche Philosophie I, II . 205 457
Conrad, H., Theater-Korrespondenz. Shakspeares Othello im Rose-Theater 159
—„— Theater-Korrespondenz. Shakspeares Komödie der Irrungen in den Kammerspielen des Deutschen Theaters 355
—„— Theater-Korrespondenz. König Oedipus von Sophokles (im Zirkus Schumann). Gesellschaft des deutschen Theaters 527
Corßen, P., Der Wohnsitz der mittelbaren Staatsbeamten und die Gemeinden 315
Daniels, E., Besprechung von E. Rosen, In der Fremdenlegion . . . 127
—„— F. Gropengießer, Gesammelte Blätter aus einem Tornister . . . 131
Delbrück, H., Besprechung von Fr. Steudel, Wir Gelehrten vom Fach . 132
—„— Das Berliner Universitäts-Jubiläum 193
—„— Nachwort zu „Zum Kursstand unserer Anleihen" von Mahlberg . 256
—„— In Wehr und Waffen 266
—„— Besprechung von Das Reichsversicherungsamt und die deutsche Arbeiterversicherung. Festschrift 347
v. Dewitz, Reform der Schule und der Schulaufsicht 445
Diether, O., Leopold von Ranke und Johann Gustav Droysen 1
—„— Besprechung von Paul Goldschmidt, Berlin in Geschichte und Gegenwart 515
Dreßler, M., Die Sorge des greisen Faust 234
Dreyhaus, H., Niebuhr und Goethe 433
Eichenbach, Deutschlands Stellung in der Luft- und Flugschiffahrt . . 110
Fuhrmann, M., Besprechung von P. Gibbon, Was Vrouw Grobelaar erzählt 156
—„— A. Meerkatz, Blumensträuße 157
—„— El-Correï, Selig aus Gnade 339
—„— Lothar, R., Kurfürstendamm 340
—„— Huch, R., Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri 341
—„— Mozarts Briefe 343
—„— A. Schidlof, Knospen 344
—„— J. Bab Bernhard Shaw 518
—„— O. Schubin, Die Tragödie eines Idealisten 520
—„— Japanische Lyrik, nach den Originalen übertragen von J. Kurth . 522
—„— Rubaiyat von Omar Chajjam, verdeutscht von A. Altschul . . . 524
—„— A. Achleitner, Der Leibeigene von Krawarsko 525
—„— C. Doyle, Die Abenteuer des Brigadiers Girard 525

Seite

Gjellerup, K., Die buddhistische Erlösungslehre und die Geschichte der Philosophie . . . 21
Herkner, H., Marxismus und Sozialdemokratie . . . 406
Kind, Aug., Mission und Kolonialpolitik in den Deutschen Schutzgebieten 48
Korwan, A., Besprechung von R. William, Kungfutse . . . 126
—„— Reinkes Grundzüge der Biologie . . . 385
Lenz, Friedr., Besprechung von M. Weyermann, Zur Geschichte des Immobiliarkreditwesens in Preußen . . . 143
—„— H. Goldschmidt, Die Grundbesitzverteilung in der Mark Brandenburg und in Hinterpommern . . . 143
—„— H. Sohnrey, Archiv für Innere Kolonisation . . . 143
Mahlberg, W., Zum Kursstand unserer Anleihen . . . 241
Matthaei, Ad., Besprechung von E. Keller, Das Stammbuch des Andreas Chemnitius . . . 132
—„— Joh. Weiß, Jesus von Nazareth . . . 134
—„— S. Lublinski, Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos . . . 135
—„— H Schaefer, Jesus in psychiatrischer Beleuchtung . . . 137
—„— E. Leupolt, Die Erziehung zum deutschen Staatsbürger in der Volksschule . . . 139
—„— Ad. Schröder, Erziehung zum Staatsbürger an den Lebensfragen der Nation . . . 139
—„— W. Müller, Amerikanisches Volksbildungswesen . . . 140
—„— Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. XXXVIII, XLIV und XLV Unterrichtswesen der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz . . . 141
—„— H. v. Arnim, Die politischen Theorien des Altertums . . . 327
—„— E. Spranger, Wilh. v Humboldt und die Reform des Bildungswesens 347
—„— P. Schwartz, Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium 1787—1806 und das Abiturientenexamen . . . 349
—„— R. Schmölder, Zum Frieden unter den Konfessionen . . . 350
—„— C. Arnold, Urchristliches und Antichristliches im Werdegang Friedrich Nietzsches . . . 350
—„— Kirchlicher Liberalismus von heute . . . 514
Meißner, R., Zur Geschichte des Grimmschen Wörterbuches . . . 62
—„— Berichtigung . . . 526
Prellwitz, G., Besprechung von F. Külpe, Der Schmerzenssohn . . . 154
—„— H. Christaller, Ruth's Ehe . . . 154
—„— N Jünger, Pastor Ritgerodts Reich . . . 155
—„— H. Heiberg, Streifzüge ins Leben . . . 156
—„— Theater-Korrespondenz, Die vertauschten Seelen von W. v. Scholz, Münchener Schauspielhaus . . . 536
Raissow, Besprechung von Groß-Berlins baulicher Zukunft . . . 141
Rohrbach, P., Besprechung von Dr. H. Meyer, Das deutsche Kolonialreich 329
„— Türkische Eisenbahn- und Kultivierungspläne . . . 499
Roloff, G., Besprechung von Freiherr v. Mittnacht, Rückblicke . . . 326
—„— A. v. Suckow, Rückschau . . . 328
Schnell, Lic. Dr., Die preußische Mittelschule und ihre Bedeutung . . 99
Scholz, H., Zur ältesten Begriffsgeschichte von Deismus und Pantheismus (ein Nachtrag) . . . 318
Tiedje, Joh., Nord-Schleswig . . . 147
v. W, Die Einstellung „Vorbestrafter“ in die französische Armee . . . 328
Wachler, P., Die Kaliindustrie unter dem Gesetz vom 25. Mai 1910 . . 81
Weil, R., Eine Aufgabe für die deutsche Geschichtswissenschaft . . . 351
Zeller, G., Ueber künstlerisches Sein und Werden . . . 259
Zimmermann, R., Besprechung von Th Mann, Die Buddenbrooks . . 345
—„— Ida Boy-Ed, Ein königlicher Kaufmann . . . 345

Seite

Besprochene Werke.

Achleitner, A., Der Leibeigene von Kramarsko 525
Adler, Max, Der Sozialismus und die Intellektuellen 425
Arnim, H. v., Die politischen Theorien des Altertums 327
Arnold, C., Urchristliches und Antichristliches im Werdegang Friedrich Nietzsches 350
Bab. J., Bernhard Shaw 518
Boy=Ed, J., Ein königlicher Kaufmann 345
Chajjam O., Rubaiyat verdeutscht von A. Altschul 524
Christaller, H., Ruths Ehe 154
Correï=El, Selig aus Gnade 339
Deussen, P, Die buddhistische Erlösungslehre und die Geschichte der Philosophie 21
Doyle, C. Die Abenteuer des Brigadiers Girand 525
—„— Festschrift des Reichsversicherungsamts und die deutsche Arbeiterversicherung 347
Gibbon, P., Was Brouw Grobelaar erzählt 156
Goldschmidt, H, Die Grundbesitzverteilung in der Mark Brandenburg und in Hinterpommern 143
Goldschmidt, P., Berlin in Geschichte und Gegenwart 515
Gropengießer, F, Gesammelte Blätter aus einem Tornister 131
Heiberg, H., Streifzüge ins Leben 156
Herrmann, P., Island in Vergangenheit und Gegenwart 331
Huch, R., Das Leben des Grafen Federigo Cansalonieri 341
Japanische Lyrik, nach den Originalen übertragen von J. Kurth . . 522
Jünger, N. Pastor Ritgerodts Reich 155
Kautsky, Vermehrung und Entwicklung in Natnr und Gesellschaft . . . 406
Keller, E., Das Stammbuch des Andreas Chemnitius 132
Keller und Nitze, Groß=Berlins bauliche Zukunft 141
Kirchlicher Liberalismus von heute, herausgegeben von J. R. v. Loewenfeld 514
Külpe, F., Der Schmerzenssohn 154
Lange, F. A., Die Arbeiterfrage, herausgegeben von Dr. Grabowski . . 428
Lansburgh, A., Der landesübliche Zins und die Staatsanleihen . . . 253
Lenz, Max, Geschichte der Königlichen Friedrich Wilhelm Universität zu Berlin 191
Leupolt, E, Die Erziehung zum deutschen Staatsbürger in der Volksschule 139
Lothar, R., Kurfürstendamm 340
Lublinski, S, Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos 135
Mahlberg, W. Der Reichsbankausweis 254
Mann, Th., Die Buddenbrooks 345
Mayer, Gustav, Johann Baptist Schweitzer und die Sozialdemokratie . 429
Meerkatz, A., Blumensträuße 157
Meyer, H., Das deutsche Kolonialreich 329
Mirbt, K., Mission und Kolonialpolitik 50
v. Mittnacht, Rückblicke 326
Monumenta Germaniae Paedagogica, Unterrichtswesen der Großherzogtümer Mecklenburg=Schwerin und =Strelitz 141
Mozarts Briefe 343
Müller, W., Amerikanisches Volksbildungswesen 140
Niemann, W., Nordlandbuch 332
Parvus, Der Staat, Die Industrie und der Sozialismus 421
Plechanow, Die Grundprobleme des Marxismus, autorisierte Uebersetzung von Dr. M. Nachimsen 417
Reinke's Grundzüge der Biologie 385
Rosen, E., In der Fremdenlegion 127
Schaefer, H., Jesus in psychiatrischer Beleuchtung 137
Schidloff, A., Knospen 344
Schmölder, R., Zum Frieden unter den Konfessionen 350

Seite
Schönfeld, D, An nordischen Königshöfen 331
Scholz, W. v., Die vertauschten Seelen 536
Schröder, Ad., Erziehung zum Staatsbürger an den Lebensfragen der Nation 139
Schubin, O. Die Tragödie eines Idealisten 520
Schulz, Arthur, Oekonomische und politische Entwicklungstendenz in Deutschland 426
Schwartz, P., Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium 1787—1806 und das Abiturientenexamen 349
Sohnrey, H., Archiv für innere Kolonisation 143
Spranger, E., Wilh von Humboldt und die Reform des Bildungswesens 347
—„— Sohnrey, H., Archiv für Innere Kolonisation 143
Steudel, Fr., Wir Gelehrten vom Fach 132
Stiller, P., Das Uebermaß der öffentlichen Lasten der Industrie in
Suckow, A. v., Rückschau 326
Deutschland 539
Weiß, Joh., Jesus von Nazareth 131
Weyermann, M., Zur Geschichte des Immobiliarkreditwesens in Preußen 143
William, R., Kungfutse 126

Politische Korrespondenz.

Korodi, L, Der Völkerstreit im Habsburger Staat. — Ungarn und die Gesamtmonarchie 163
D.: Die zukünftige Wahlparole. Die Fleischnot. Der sozialdemokratische Parteitag 167
Daniels, E., Türken, Dreibund und Franzosen. — Indian Unrest . . 177
Rohrbach, P., Zur Diamantenfrage in Südwestafrika 363
Daniels, E, Die portugiesische Revolution. Der Streik der französischen Eisenbahner. Die Spanier in Marokko. Teilung Persiens? Das Huldigungstelegramm an den Deutschen Kaiser. Englische Stimmungen 368
Herkner, H, Die öffentlichen Lasten der deutschen Industrie 539
v. Throta Thilo. Die persische Eisenbahnfrage 543
Korodi, L, Die deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen — Der österreichische Bismarck und seine Aufgabe. Strömungen und Gegenströmungen in der ungarischen Politik 548
Ballad, Bringen die militärischen Rüstungen uns an den Bettelstab? . 555
Daniels, E., Der Verfassungskampf in England 560
D., Die Moabiter Krawalle 572
D., Der Reichstag. — Abgeordneter v. Zedlitz 575

Leopold von Ranke und Johann Gustav Droysen.

Eine Parallele.

Von

Otto Diether.

Mit einer besonders charakteristischen Begründung lehnte es Leopold von Ranke im Jahre 1876 ab, seine „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg“ über den Beginn der Freiheitskriege hinaus bis in das folgende Jahrzehnt weiterzuführen. Neben dem Mangel an ausreichendem Material, heißt es am Schlusse der Vorrede zum Hardenberg, habe ihn vor allem der Umstand dazu bewogen, mit dem Jahre 1813 abzubrechen, daß sich mit dem Falle Napoleons „der Horizont der Welt“ veränderte: „Eine neue Epoche wurde damit inauguriert, die der Restauration und der konstitutionellen Bestrebungen, in denen sich die folgenden Ereignisse bewegt und entwickelt haben. Sie erwecken ein Interesse, das vielleicht noch mehr politisch als historisch ist.“

Als Ranke diese Worte niederschrieb, stand er am Abend eines langen, der reinsten Forschung gewidmeten Lebens, während dessen er die nicht selten bittere Erfahrung hatte machen müssen, daß das leidenschaftliche politische Zeitinteresse seiner, der absoluten Erkenntnis dienenden Historie keineswegs immer förderlich, sondern im Gegenteil oft recht schädlich geworden war. Er hatte sich daher in seinen Werken meist gescheut, die Schwelle des politisch heiß umstrittenen 19. Jahrhunderts zu überschreiten, und wo er diesen für seine Eigenart bedenklichen Schritt dennoch gewagt hatte, wie z. B. in seinen Arbeiten über Friedrich Wilhelm IV., da war er lebhafter politischer Anfeindung und Mißdeutung ausgesetzt gewesen. Aus allem, aus dem Schicksale seiner eigenen praktisch-politischen Versuche und der in der Regel ungünstigen Aufnahme, welche politisch erregte Zeiten seinen historischen Werken bereitet hatten, war ihm die Ueberzeugung

gekommen, daß Historie und Politik sich am besten gegenseitig aus dem Wege gingen, daß eine Ueberschreitung der beiderseitigen Grenzen keinem von beiden Elementen dienlich sei. „Der Historiker kann niemals zugleich praktischer Politiker sein“, schrieb er eben damals, im Februar 1877, dem Fürsten Bismarck, welcher ihm zu seinem sechzigjährigen Doktorjubiläum gratuliert und dabei das Thema vom gegenseitigen Verhältnis des Historikers zum Politiker berührt hatte*).

In diesen siebziger Jahren hatte nun aber das ewig rollende Rad der Geschichte bereits eine neue Umdrehung vollendet: jene vielbewegte Epoche deutscher und europäischer Entwicklung, welche mit den inneren und äußeren Stürmen der Freiheitskriege begonnen hatte, war ja mit den großen Ereignissen von 1866 bis 1871 im wesentlichen zum Abschluß gelangt; im neuen Deutschen Reiche war endlich nach langjährigem, oft blutigem Ringen die Lösung der deutschen Frage, der dauerhafte Ausgleich zwischen den rivalen deutschen Gewalten des 19. Jahrhunderts gelungen, welchen der leidenschaftsscheue Historiker Ranke während der heftigen politischen Krisen und Konflikte der vorangehenden Jahrzehnte so oft dringend herbeigesehnt hatte. Damit hatte sich auch seiner rein historischen Denkweise eine neue große Perspektive eröffnet. In der Rede, welche er eine Reihe von Jahren später bei der Feier seines neunzigsten Geburtstages hielt, gab er dieser zuversichtlicheren Stimmung Ausdruck. In den großen Ereignissen der Reichsgründung, heißt es darin, lasse sich „vor allem eine Niederlage der revolutionären Kräfte“ erkennen, deren Sieg eine unparteiische Anschauung der Geschichte unmöglich gemacht haben würde; erst diese entscheidende Wendung, so betonte der greise Forscher, habe ihm den Mut zu dem großartigen Unternehmen seiner „Weltgeschichte“ eingeflößt**).

In diesen Worten ist nun auch die tiefere Ursache der Wandlungen angedeutet, welche die deutsche Geschichtsschreibung im neuen Reiche durchgemacht hat. Der Zusammenstoß mit dem offensiven Bismarckischen Preußen in den sechziger Jahren, der Sieg dieses Preußen im Hegemoniekampfe um Deutschland, die Aufregung der nationalen Leidenschaften im großen Kriege mit Frankreich, wodurch der deutschen Demokratie ihr internationaler Rückhalt zerbrach, — alles das ist in der Tat der revolutionären Macht des eigentlichen deutschen 19. Jahrhunderts, den vom aufstrebenden Bürgertum ge-

*) Deutsche Revue, Dezemberheft 1905, S. 310; Bismarck-Jahrbuch II, Berlin 1895. S. 256.

**) Leopold v. Rankes sämtliche Werke, Band 51/52, S. 597 f.

führten liberalen und nationalen Massenkräften recht verhängnisvoll geworden. Denn wenn auch das große Jahrfünft der Reichsgründung einen wesentlichen Teil der nationalen und liberalen Sehnsucht erfüllte, so wurde es doch entscheidend, daß in den Mittelpunkt der neuen Einheit nicht eine demokratisch-unitarische Zentralgewalt im Stile der alten Paulskirche, sondern der konservative Territorialstaat Preußen trat. Damit wurde die revolutionäre Energie des alten deutschen Liberalismus in ihrem Kern gebrochen; seine Vorkämpfer fingen an, an ihren Idealen irre zu werden, und das liberale Bürgertum verfiel seitdem wachsender innerer und äußerer Zersetzung. Auch die deutsche Geschichtsschreibung aber, deren Vertreter ja meist diesem Bürgertum entstammen, kehrte jetzt von den politischen, nationalen und liberalen Aspirationen der Dahlmann, Gervinus, Droysen, Sybel, Treitschke immer reuiger zu den reinen Erkenntniszielen Rankes zurück.

Mit dieser Wendung ist nun auch jene Strecke deutscher Entwickelung, welche durch die Jahre 1813/15 und 1866/71 begrenzt wird, für die deutsche Geschichtsforschung in eine neue Beleuchtung gerückt. Rankes Muse hatte sich noch gescheut, diesen politisch heißen Boden zu betreten; umgekehrt hatte die politische Historiographie jener leidenschaftlichen Kämpfer für die Einheit und Freiheit der Nation ihn mit Vorliebe aufgesucht, aber nur, weil sich an den Personen und Ereignissen dieser jüngsten Vergangenheit die Richtigkeit der eigenen politischen, meist nationalliberalen Ueberzeugung am eindrucksvollsten vordemonstrieren ließ. Heute wissen wir wieder, daß die historische Erkenntnis in erster Linie Selbstzweck sein muß, wenn sie wirklich das Rätsel der Geschichte lösen will; wir fühlen uns auch durch einen hinreichenden zeitlichen Abstand von den politischen Hoffnungen und Enttäuschungen dieser vorbereitenden Epoche getrennt, um ihnen wieder ein vorwiegend objektives Interesse widmen zu können. Anderseits haben diese fünfzig Jahre neudeutscher Geschichte auch für uns noch nicht allen politischen Reiz eingebüßt; gerade die politische Entwicklung der letzten Zeit hat uns ja mit steigender Deutlichkeit gezeigt, daß in der durch Bismarck geschaffenen Struktur unseres Reiches noch immer jene Gegensätze und Probleme verborgen liegen, mit welchen sich diese ältere Generation deutscher Politiker abmühen mußte. Aber diese unleugbare politische Teilnahme läßt uns doch nicht das Rankesche Gebot nach strengster Objektivität der Betrachtung vergessen; sie hat vielmehr gerade unser Auge für das gegensätzliche Ringen jener Jahrzehnte

geschärft. Man kann daher beobachten, wie die moderne deutsche Geschichtsschreibung sich mit besonders lebendigem Eifer der reizvollen Aufgabe widmet, das komplizierte Spiel der deutschen Kräfte in den Ereignissen jener Periode und in den Seelen ihrer handelnden Persönlichkeiten zu entwirren. Jedes Jahr bringt uns neue, wertvolle Publikationen aus den Briefen und Schriften der führenden Männer in diesem deutschen Kampfe; eine stetig wachsende Zahl feinsinniger Biographien und geistvoller Studien sucht uns das Verständnis für diese historisch-politischen Probleme mehr und mehr zu erschließen.

Vom Standpunkte dieser modernen Forschungen aus ist es daher freudig zu begrüßen, wenn ein ausführliches biographisches Werk es unternimmt, uns einen der feinsten Köpfe und zugleich leidenschaftlichsten Kämpfer aus diesem Geschlechte politisierender Historiker oder noch besser vielleicht Geschichte schreibender Politiker vorzuführen: Johann Gustav Droysen, über den wir bisher außer einigen kleineren Artikeln und Nekrologen nur eine gehaltvolle biographische Skizze aus der Feder O. Hintzes besaßen*). Der kürzlich verstorbene Sohn Droysens, der Hallesche Geschichtsprofessor Gustav Droysen, hatte sich schon gleich nach dem Tode des Vaters dieser naheliegenden Aufgabe gewidmet; in jahrelanger Arbeit ist ihm freilich die Biographie nur bis zum vorliegenden ersten Bande gediehen, welcher gerade vor der wichtigen Frankfurter Tätigkeit Droysens im April 1848 abbricht**).

Für den Sohn eines bedeutenden Mannes bleibt es allerdings immer ein schwieriges Unternehmen, dem Vater ein, allen Anforderungen der Wissenschaft gerecht werdendes biographisches Denkmal zu errichten. Die Pflicht der Pietät, der begreifliche Familienstolz auf den „großen Mann", der lebendige Eindruck der innig verehrten und überlegenen Persönlichkeit: alles ist der objektiven Betrachtung recht hinderlich und verstärkt den natürlichen Hang jedes Biographen, seinen Helden in einseitiger Bewunderung zu überschätzen. Man wird leider nicht behaupten können, daß der Verfasser der vorliegenden Biographie dieser Gefahr entgangen ist. Er sieht Personen und Ereignisse wesentlich unter dem Gesichtswinkel der politisch-wissenschaftlichen Bestrebungen seines Vaters an; je nachdem sie diesen

*) In Band 48 der Allgemeinen Deutschen Biographie. Wiederabgedruckt in: Historische und politische Aufsätze von Otto Hintze. Band 100/101 der „Deutschen Bücherei", S. 87 ff.

**) G. Droysen: Johann Gustav Droysen. Erster Teil. Bis zum Beginn der Frankfurter Tätigkeit. Verlag B. G. Teubner. Leipzig und Berlin. 1910. Preis geh. 10 Mk., geb. 12 Mk., 372 S., VI.

gleichlaufend oder entgegengesetzt waren, erfahren sie Lob oder Tadel; kurz, sein Horizont erhebt sich wenig oder gar nicht über den nationalliberalen des leidenschaftlichen Vorkämpfers für Deutschlands Einheit.

Immerhin wird man dem Buche deswegen nicht allzu gram sein: der Verfasser ist Historiker genug, um wenigstens brauchbare und ansprechende geschichtliche Erläuterungen zu den einzelnen Schicksalen und Aktionen seines Helden zu liefern*), liebenswürdige, wenn auch bisweilen etwas breit ausgesponnene Schilderungen führen uns die wechselnden Milieus vor, in denen sich Droysens Leben bewegte; der Sohn hat sich mit solcher Wärme und Begeisterung in die Schriften des Vaters vertieft, daß er anschauliche und eindrucksvolle Skizzen von ihnen zu entwerfen vermag; der Stil ist vornehm und lesbar. Wenn wir also auch keine von modernen wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus geschriebene Biographie bekommen haben, so ist die Lektüre dieses Bandes doch recht belehrend, zumal in den Text zahlreiche Brieffragmente und Auszüge aus den Schriften und Vorträgen Droysens eingeflochten sind, welche uns das Wesen seiner Persönlichkeit und seiner Bestrebungen noch unmittelbarer vor Augen führen, als es die Kommentare seines Sohnes vermögen.

Gerade die Figur Johann Gustav Droysens erweckt nun vom Standpunkte der modernen Forschung aus ein ganz besonderes Interesse; dieser Politiker und Historiker war ja doch der Mann, der in den stürmischen Frühjahrsmonaten des Jahres 1848 das preußisch-deutsche Problem mit „spitzen Fingern“ anfaßte, es auf seine verschiedenen Möglichkeiten hin untersuchte und als Ergebnis die große Alternative aufstellte: Wird Preußen völlig in Deutschland aufgehen, was den Verzicht auf eigene konstitutionelle Abschließung nach sich zieht, oder wird es sich in seiner Individualität behaupten und nur das Kernland eines zukünftigen Deutschen Reiches bilden, in welchem Falle es sich gerade aufs schärfste konstitutionell absondern muß? Man weiß, daß dieses geistvolle Entweder-Oder den Gedankengang des zweiten Buches von Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat“ beherrscht; man ist daher begierig, den Mann näher kennen zu lernen, der diese schicksalsschwere Alternative zu stellen vermochte, und an der Hand seiner Briefe und Schriften die knappe Skizze

*) Zwei kleinere Ungenauigkeiten, die Ref. auffielen, seien hier erwähnt. Der Begründer der vergleichenden Sprachforschung hieß bekanntlich nicht „Friedrich“, sondern „Franz“ Bopp (S. 42). Ranke trat seine Reise nach Wien und Italien nicht Anfang 1828, sondern schon im Herbst 1827 an (S. 48). Wohl ein Grund mehr, weshalb Droysen nur wenig bei Ranke hörte.

auf ihre Aehnlichkeit zu prüfen, welche Meinecke von seiner Eigenart entwirft: „Seine geistreiche, an Hegel geschulte Dialektik stellt die Dinge gern auf die Kante und berechnet die Entweder-Oder der Entwicklungen haarscharf; aber auch Herz und Leidenschaft sind dabei mit im Spiele und verfolgen den Gang der Dinge mit fast atemloser Spannung. Das Aufgehen Preußens in Deutschland ist ihm, man möchte sagen, zugleich ein logischer Prozeß und ein Seelenroman."*)

Nichts scheint nun geeigneter, in das Verständnis der Droysenschen Eigenart einzuführen, als eine Vergleichung seines Werdens und Wollens mit der Entwicklung und dem Streben unseres größten Historikers, eben Leopolds von Ranke, dessen wir am Eingange gedachten. Beide Gestalten sind typisch für zwei große Richtungen in der deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts.

* * *

Auf den ersten Blick zeigen die Persönlichkeiten und Lebensschicksale Rankes und Droysens eine ganze Reihe von Analogien. Hochbegabt, lebhaften und beweglichen Sinnes, nehmen beide Männer in unermüdlicher Arbeit eine Fülle von Eindrücken aus der Zeit in sich auf und verarbeiten diese mannigfachen Ingredienzien zu einem durchaus individuellen Ganzen. Der ursprüngliche Boden, in dem beide wurzeln, ist der des norddeutschen Protestantismus; beider Jugendjahre sind von dem kräftigen, reinen Hauche des protestantischen Pfarrhauses durchweht. Dieser Geist aufgeklärter, aber gottgläubiger Frömmigkeit, gepaart mit ernster moralischer Energie, spricht aus den Tagebuchaufzeichnungen und dem schweren Lebensringen von Droysens Vater, dem Feldprediger und späteren Superintendenten Johann Christoph Droysen; er ist nicht minder bezeichnend für Rankes Familie und Elternhaus. Denn wenn auch Rankes Vater als Jurist der Gottesgelehrtheit abtrünnig geworden ist, so haftet ihm doch zeitlebens ein starker, von den Vorfahren ererbter theologischer Zug an. Beide Knaben erhalten so einen reichen Schatz von religiösen Gefühlswerten mit auf den Lebensweg, der für ihre Charakterbildung außerordentlich fruchtbar wird; gleichzeitig zwingen freilich die damit verbundenen intellektuellen Anschauungen über Gott, Freiheit, Unsterblichkeit zu einer inneren Auseinandersetzung und Verschmelzung mit den wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnissen.

*) Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 346.

Dieser Weg zum Tempel der Erkenntnis führt beide zunächst über den vielbetretenen Pfad der Philologie; im praktischen Lehrerberufe haben beide einige Jahre lang ihr pädagogisches Talent geübt und vor allem auch ihren Zöglingen Geschichte vorgetragen; beide aber drängt ein wachsender Ehrgeiz zu der freieren und geachteteren Stellung des Hochschullehrers hin. Noch bezeichnender ist freilich, wie beide sich auch innerlich von der Philologie emanzipieren. Weder Ranke noch Droysen beruhigen sich bei dem vielgeschäftigen, gelehrten Alexandrinertum, der unteren, subalternen Stufe in der Hierarchie des wissenschaftlichen Denkens, sondern streben von dieser Basis aus nach höheren und höchsten Graden der Erkenntnis. Sie bleiben aber auch nicht bei der bedingungslosen, ästhetisierenden Bewunderung der klassischen Antike stehen, wie sie einen Winckelmann und so viele glänzende Koryphäen ihrer Wissenschaft erfüllte. Indem sie von der Antike aus in weniger bekannte und mißachtete Regionen der Geschichte vordringen, erwacht in ihnen das Gefühl für die Totalität und Kontinuität des historischen Prozesses, für den eigentümlichen Wert jeder geschichtlichen Erscheinung und für den kausalen Zusammenhang des Ganzen. Beiden drängt sich das charakteristische Bild vom „Strom der Weltgeschichte" auf.*) Damit ist der innerliche Uebergang von der Philologie zur Historie vollzogen.

Das Bedürfnis, dieses neue Seelenelement mit jenen religiösen Geisteswerten zu einer möglichst geschlossenen Weltanschauung zu verschmelzen, führt beide zur Beschäftigung mit der idealistischen deutschen Zeitphilosophie, welche dem Pfortenser Ranke mehr in der älteren Fichteschen Gestalt, dem Berliner Studenten Droysen mehr in ihrer jüngeren Hegelschen Ausbildung entgegentritt. Beide sind von diesen philosophischen Richtungen unleugbar beeinflußt worden, beide befreien sich aber auch von hemmenden Fesseln, welche diese Systeme ihrem Historikerempirismus auflegen wollen; sowohl Ranke wie Droysen verwerfen schließlich das tragende Grundaxiom des philosophischen Idealismus: die Identität von Erkennen und Sein im Ich, in der Vernunft. Sie stellen so gleichsam das verloren gegangene „Ding an sich" wieder her: der weltgeschichtliche Prozeß ist ihnen nicht ein stufenweiser Bewußtseinsvorgang im Fichteschen Weltich oder die dialektische Selbstverwirklichung des Hegelschen Weltgeistes, er hat vielmehr objektive Existenz und ist überdies erkennbar. So haftet Rankes und Droysens philosophischen Anschauungen zwar ein ge-

*) Ranke, Sämtliche Werke, Bd. 53/54, S. 169; Droysen, a. a. O., S. 213 f.

wisses Fichtesches und Hegelisches Kolorit an, aber es besteht doch eine entscheidende erkenntnistheoretische Differenz zwischen ihnen und diesen idealistischen Denkern: auch stehen sich ihre philosophischen Gedankenwelten inhaltlich ganz nahe. Zwar liebt es Droysen, seine Ideen über Gottheit und Kausalität, über Freiheit und Notwendigkeit in der Geschichte schärfer und konsequenter zu formulieren als der in solchen heiklen Fragen gern einer schwebenden Unbestimmtheit des Ausdrucks huldigende Ranke — er polemisiert einmal in Briefen an Friedrich Perthes scharf gegen die philosophisch-religiöse Halbheit Rankes und der Rankianer*) —; wer aber diese Expostulationen des hitzigen Droysen und seine sich anschließende Verwerfung Hegels mit der philosophischen Meinung des milden Ranke in seinen Jugendbriefen und vor allem mit den Ausführungen in seinen Berchtesgadener Vorträgen für König Max vergleicht, der wird sich leicht davon überzeugen können, daß ihre Ansichten trotz aller Verschiedenheit der Nuancen, doch in wesentlichen Punkten übereinstimmen.

Und noch weiter, bis in die Einzelheiten ihrer Geschichtsauffassungen hinein, läßt sich diese Analogie verfolgen. Man weiß, daß Ranke die weltgeschichtliche Bewegung am liebsten vom Gipfel des Staates aus überschaute, daß die Lehre vom Spiel der „großen Mächte" eine Hauptsignatur seiner Geschichtsschreibung bildet. Ganz ähnliche Anschauungen bekundet Droysen, wenn er einmal die Politik definiert als „die Wissenschaft von den Machtmitteln und Machtstörungen, von den Machtverhältnissen und Machtverwicklungen der Staaten", als „den Pragmatismus einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Wechselwirkungen, deren Verlauf die Geschichte ist."**) Auch für ihn ist die Beziehung auf den Staat charakteristisch.

Für beide Historiker sind ferner die Staaten trotz aller Autonomie ihrer Prinzipien doch zugleich Träger dessen, was Ranke wohl die „leitenden Ideen", die „führenden Tendenzen" eines Zeitalters nennt. Indem die weltgeschichtlichen Staatsgebilde ihre expansiven Machtzwecke verfolgen, dienen sie gleichzeitig den nationalen Entwicklungen, erfüllen sie kulturelle Weltmissionen. Man kennt ja die genialische Auffassung von der Bedeutung Philipps und Alexanders, von der Leistung der Diadochen und Epigonen, welche Droysen in seinen Schriften darüber vertreten hat. Die beiden großen maze-

*) a. a. O., SS. 166 f., 169.
**) a. a. O., S. 239.

donischen Herrscher sind ihm die Bezwinger des rückständigen griechischen Partikularismus, welche die bis dahin zersplitterten und gelähmten Kräfte der griechischen Nation zu einer gewaltigen Einheit zusammenschweißen; mit unwiderstehlicher Stoßkraft wirft die so geschaffene Weltmacht den bis dahin ebenbürtigen oder gar politisch überlegenen Orient nieder und erzeugt im Hellenismus ein aus griechischem und orientalischem Wesen gemischtes, neues Kulturelement von größter Weltbedeutung. Das ist im Grunde auch Rankes Meinung, wenn er in seiner „Weltgeschichte" die militärisch-nationalen Notwendigkeiten als wesentliches Moment für die Bildung der mazedonisch-griechischen Weltmacht hervorhebt, wenn ihm Alexanders Siege zugleich als „Fortschritte der allgemeinen Kultur", als das Mittel erscheinen, um dem griechischen Genius den Orient zu eröffnen.*) Man sieht an diesem Beispiel deutlich, wie ähnlich beide Forscher das Verhältnis von Staat und Nation, von Staat und Kultur auffassen.

Diese gemeinsame scharfe Betonung der sozialen, vor allem der staatlichen Werte stellt endlich beide Historiker in einen deutlichen Gegensatz zu Richtungen ästhetisch-literarischer und politischer Natur, welche, vom Individuum ausgehend, einseitig dessen Bedürfnisse und Rechte auf Kosten der Gemeinschaft in den Vordergrund stellen. Erst in der Hingabe an ein größeres Ganze entfalten sich für beide die wahren Kräfte des einzelnen. „Von der Wahrheit des Anteils, den man . . . . an dem Fortgange der öffentlichen Wohlfahrt, an dem gemeinen Wesen nimmt, hängt die Entwicklung auch der persönlichen Eigenschaften ab", schreibt Ranke in seinem Aufsatze „Politisches Gespräch" und gesteht nur dem Staate ein gesundes Dasein zu, dessen Bürger ganz von politischem Gemeingefühl, von moralischer Staatsenergie erfüllt seien.**) Ganz ähnlich heißt es bei Droysen: „Jeder einzelne muß sich bewußt sein, daß er verkrüppelt und verstümmelt ist, solange er sich nicht als einen lebendigen Pulsschlag in dem großen Leben des wiedergeeinten Volkes weiß";***) er verlangt vom modernen Staate, daß er sich auf die freiwillige Hingabe seiner Bürger stütze, die Idee des Staatsbürgertums realisiere, so wie die Reformation einst das allgemeine Priestertum aller Christenmenschen begründet habe.†) Darin liegt eine

*) Weltgeschichte. Textausgabe. Band 1, SS. 259, 307.
**) Sämtliche Werke, Band 49/50, S. 334.
***) a. a. O., S. 259.
†) a. a. O., S. 269

deutliche Abkehr vom individualistischen Geiste des Berliner Aesthetizismus und Schöngeistertums, dem beide Männer sonst vielfache Anregungen und Förderungen namentlich nach der formalen Seite hin verdanken; aus solchen Anschauungen heraus haben beide die anarchistischen, staatsfeindlichen Tendenzen des doktrinären Liberalismus scharf verurteilt.

Damit sind wir bei den politischen Meinungen und Bestrebungen Rankes und Droysens angelangt; selbst auf diesem Gebiete läßt sich aber manches Gemeinsame erkennen.

Wie es bei ihrem ausgeprägten Gefühl für die Kontinuität, für den unendlich fließenden Strom des kausalen historischen Geschehens nicht anders sein kann, haben beide in der politischen Gegenwart immer das Gesamtprodukt und die Fortsetzung der geschichtlichen Vergangenheit gesehen. Droysen faßt diesen Gedanken einmal kurz und bündig in den Satz zusammen: „In der Gegenwort liegt das ganze lebendige Resultat der Geschichte mit allen Aktivis und Passivis"*), und Ranke schreibt in der Einleitung zu seiner historisch-politischen Zeitschrift: In der Geschichte liegt „eine unerschöpfliche Belehrung, jeder wichtige Moment hat unfehlbar einen Bezug zu uns: man könnte sagen, daß er niemals ganz vorüber sei, immerfort wirkt er nach**)." Dementsprechend haben sie denn auch bei ihren eigenen politischen und publizistischen Versuchen stets das Recht der Vergangenheit betont und sie als Kronzeugin für ihre politischen Bestrebungen angerufen. „Will die Publizistik nicht ins bodenlose Radotieren verfallen, so muß sie historisch werden; sie muß die Notwendigkeit des Gegebenen und Bedingenden begreifen und anerkennen lernen, die das, was geworden ist, so werden ließ", heißt es in Droysens „Politischen Fragmenten"***). Rankes Zeitschrift ist ja aber im Grunde nichts anderes als der geistvolle Versuch, die politische Theorie und Leidenschaft durch Geschichte unschädlich zu machen; sie stellt eine Art historia militans dar.

Aber nicht nur in dieser bezeichnenden Vorliebe für geschichtlich begründete Politik ähneln sich beide Männer: auch die politischen Inhalte sind ihren Ueberzeugungen vielfach gemeinsam. Beide haben für die im preußischen Staate liegenden Fülle von moralischer Energie und politisch-militärischer Leistungsfähigkeit hohe Achtung empfunden; sie haben mit warmer Liebe an diesem Staatswesen, dem Vaterlande

*) a. a. O. S. 243.
**) Sämtliche Werke. Bd. 49/50, S. 7.
***) a. a. O. S. 265 f.

des einen, der Adoptivheimat des anderen, gehangen; beide haben aber auch ein lebhaftes Gefühl für die neuen national-unitarischen Bestrebungen des Jahrhunderts gehabt. So tragen beide die zwei großen politischen Empfindungspole jener fünf Jahrzehnte, den preußischen wie den deutschen, in sich und suchen einen Ausgleich zwischen diesen mächtigsten politischen Agentien des deutschen 19. Jahrhunderts herzustellen. Sowohl Ranke wie Droysen haben die deutsche Mission Preußens erkannt und politisch verfochten. Wer die Denkschriften Rankes aus den Jahren 1848 bis 1851 studiert, wird daraus mit Staunen ersehen, wie zäh dieser angeblich stockpreußische Reaktionär bis zum bitteren Ende von Olmütz und Dresden hin an den preußisch-deutschen Notwendigkeiten festgehalten hat, die er in den beiden großen Denkschriften vom Herbst 1848 und März 1849 zuerst entwickelt. Daß Droysen endlich den deutschen Beruf Preußens mit jedem Atemzuge auf das leidenschaftlichste verkündet hat, weiß jeder, der sich mit seinem Lebenswerke auch nur oberflächlich beschäftigt hat.

Wie kam es nun, daß beide Männer trotz so mancher Gemeinsamkeiten in ihrem Werden, ihren Ideen, ihrem Wollen, doch nie in ein innerlich harmonisches Verhältnis zu einander traten? Daß aus den Aeußerungen Droysens über Ranke, welche im vorliegenden Bande mitgeteilt werden*), eine unverhohlene Antipathie gegen den berühmten Kollegen spricht? Daß auch Ranke Droysens Art unzweideutig abgelehnt und z. B. den „ghibellinischen Gedanken" der „Geschichte der preußischen Politik" mit scharfer Ironie verworfen hat?**) Es beruht das letzten Endes nicht einmal so sehr auf ihren verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen oder der noch zu erwähnenden Differenz in ihren politischen Meinungen; es ist etwas Tieferes, was sie trennt: ein mächtiges, gestaltgebendes Seelenelement, welches der eine als seiner Eigenart feindlich empfand und von sich abwehrte, welches dem anderen dagegen alle Sinne erfüllte und sein Tun und Lassen entscheidend bestimmte.

* * *

Ihrer äußeren Erscheinung nach waren sowohl Ranke wie Droysen kleine, lebhafte und bewegliche Persönlichkeiten: sie haben beide an anregendem, geistreichem Verkehr stets großes Gefallen ge-

*) a. a. O. SS. 284, 320. „Der berühmteste Historiker Deutschlands", gegen den er in seinen Vorlesungen über die jüngste Vergangenheit polemisiert (S. 235), ist augenscheinlich Ranke.

**) Deutsche Revue, Aprilheft 1904, S. 63 f.

funden und die Reize der verschiedenartigsten Individualitäten und Stimmungen mit Genuß durchgekostet. Aber diese eindrucksfähige Beweglichkeit bleibt bei Ranke stets an die Oberfläche seines Wesens gebannt; in der Tiefe strömt sein mächtiger Geist mit breiter, ruhiger Stetigkeit unaufhaltsam dem einen großen Ziele seines Daseins, der reinen Erkenntnis, zu. Jene äußeren Kräuselungen und Wirbel dürfen ihm nie den innerlichen Fluß seiner heiligen Historie stören, und wehen die Winde draußen einmal zu stürmisch und bedrohlich, so sucht er sein Bett zwischen geschützten Talwänden, wo sie ihm nichts anhaben können. Ganz anders Droysen. Ihm ist der Sturm, die Wallung, innerliches Bedürfnis; die Wogen der Erregung wühlen die Tiefen seines Wesens auf, und heftig schäumt sein Geist wider Hemmnisse, die sich ihm entgegenstellen. Es fehlt ihm die klassische, reine Ruhe des Rankeschen Temperamentes. Selbst dem fanatischsten modernen Jäger nach pathologischen Eigentümlichkeiten großer Männer dürfte es schwer werden, an Ranke solche Züge aufzufinden; bei Droysen ist das wesentlich leichter: schon mit 31 Jahren hat er eine Nervenkrisis, die ihn zeitweilig zwingt, die Arbeit auszusetzen; die leidenschaftliche Heftigkeit mancher im vorliegenden Bande mitgeteilter Aeußerungen, namentlich solcher aus den vierziger Jahren, scheint zum Teil auch auf sein überreiztes Nervensystem zurückzuführen zu sein.

Diese grundverschiedene Art des Empfindens färbt denn auch deutlich auf die Geschichtsschreibung beider Historiker ab. Wer Droysens Alexander oder seinen Yorck gelesen hat, dem werden diese scharfumrissenen, mit heißer innerer Anteilnahme gezeichneten Gestalten unauslöschlich im Gedächtnis haften bleiben; schwerlich wird aber der Durchschnittsleser einen ähnlichen Eindruck von den vornehmen, feinsinnigen, aber oft etwas bläßlich wirkenden Figuren Rankes empfangen. Gerade die milde Größe, die abgeklärte Ruhe des Rankeschen Geistes setzt ihm doch wiederum Grenzen der Erkenntnis: es fehlt ihm das rechte Organ für die Ecken und Kanten des Individuums. Rankes Kritiker haben ihm das bekanntlich oft genug vorgeworfen; er hat einmal einen äußerst bezeichnenden Streit über diese Dinge mit dem leidenschaftlichen und verbissenen Heinrich Leo gehabt: über Machiavellis principe, den Ranke mit versöhnender Großartigkeit als die nicht unehrenwerte Tat eines an allen gewöhnlichen Mitteln verzweifelnden italienischen Patrioten aufgefaßt wissen wollte, während Leo demgegenüber — und wohl nicht mit Unrecht — scharf die diabolische Härte und Selbstsucht des Renaissance-

menschen betonte. Es ist interessant, daß Droysen einmal eine ganz ähnliche Kontroverse über Aristophanes mit dem preußischen Ministerialdirektor Süvern gehabt hat, welcher dem attischen Spötter in seinen „Vögeln" moralisch-politische Tendenzen, ganz nach Rankescher Art, untergelegt hatte. Droysen hat mit einem deutlichen Unterton von Ironie über diese gelehrte Bravheit des Empfindens die übermütige Tollheit, die geniale Spottlust dieses antiken Heinrich Heine verteidigt, dessen Werke er mit so sprühender Laune ins Deutsche übertragen hatte*). Man sieht, Leo und Droysen, obwohl sie politisch Gegenpole bilden, sind doch nach der ganzen Art ihres Empfindens näher mit einander verwandt als mit Ranke: sie besitzen beide jene leidenschaftliche Energie und Erregungsfähigkeit, welche den reinen Intellektualisten Ranke instinktiv abstößt, welche sie aber recht eigentlich zu Menschen des 19. Jahrhunderts stempelt.

Denn obwohl knapp zwölfeinhalb Jahre zwischen den Geburtsdaten Rankes und Droysens liegen, so gehören sie doch wesentlich verschiedenen Generationen an; eben der Zeitraum der Revolutionskriege, welcher sie trennt, bringt eine gewaltige Umwälzung im geistigen Habitus der Deutschen hervor: er verwandelt sie aus einem Volke autonomer Denker und Dichter in eine politisch wollende und handelnde Nation. Ein neues Wesen zieht in das bis dahin ruhende oder rein intellektuell und ästhetisch beschäftigte deutsche Bewußtsein ein, ein Element politischen Willens, politischer Leidenschaft, welches sich mit den älteren Geisteswerten literarischer und wissenschaftlicher Art zu politisch doktrinären und romantischen Formen verbindet, welches zahlreiche politische Verirrungen und blutige Ausschreitungen hervorruft, welches aber als Ganzes doch von ungeheurer Bedeutung für die deutsche Welt geworden ist. Von ihm vornehmlich gehen jene Impulse aus, welche nach langjährigem Ringen endlich zur Neubegründung des Reiches in den Jahren 1866—71 geführt haben.

Der alten, vornehmen Denker- und Dichterhöhe freilich wurde diese neue, die dumpfen Instinkte der Massen aufpeitschende, die Ruhe des Erkennens störende Kraft vielfach verhängnisvoll. Der wachsende Gegensatz zu ihr hat auch recht eigentlich Rankes politische Sympathien und Antipathien bestimmt. Ursprünglich stand er, wie man weiß, den nationalen und liberalen Regungen des Jahrhunderts näher, als den reaktionären Mächten. Je mehr aber seine Historie

*) a. a. O. S. 146 ff.

in ihm wuchs und zum Mittelpunkte seines Daseins wurde, desto deutlicher kam ihm die Gefahr zum Bewußtsein, welche ihr von diesen steigenden Massenleidenschaften und ihren unduldsamen Theorien drohte, desto enger schloß er sich an seinen Mäcen Preußen an, dessen ruhige Stärke und quietistische Haltung ihm verständnisvollen Schutz versprach und gewährte. Man kann seine ganze Politik als einen Abwehrkampf gegen dieses neue Zeitelement, gegen die politische Leidenschaft auffassen, deren Gluthauch ihm den reinen Spiegel der Erkenntnis zu trüben drohte. Gegen sie richtet sich im Grunde seine Zeitschrift; gegen sie hat er seinen treuesten Beschützer Preußen in den Denkschriften des kritischen Jahres 1848 verteidigt und hauptsächlich, um ihr ihre schärfste Waffe zu entwinden, den Staat Friedrichs des Großen dann auf seinen deutschen Beruf hingewiesen. Es ist bezeichnend, daß er ein gewisses Gefühl der Antipathie gegen Bismarck nie ganz hat überwinden können, weil ihm aus dessen dämonischer Natur dieses unheimliche Element versengend entgegenloderte. So nahe sich beide Männer ihrem Ideenschatze nach standen, was ja oft genug hervorgehoben worden ist, so trennte sie doch eine letzte, unübersteigliche Schranke von einander, eine ganz verschiedene Art des Empfindens, welche sie verschiedenen Generationen zuweist. Wir sahen schon, daß Ranke dann die Reichsgründung vor allem deshalb freudig begrüßte, weil er in ihr eine schwere Niederlage der revolutionären, im weiteren Sinne der politischen Massenleidenschaften überhaupt erkannte, deren Sieg ihm ein fruchtbares Schaffen unmöglich gemacht haben würde.

Eben die Leidenschaft, die Feindin des Rankeschen Wesens, bildet nun aber ein konstitutives Element des Droysenschen Geistes. Wir berührten schon ihre Bedeutung für die Unterschiede in der Geschichtsschreibung beider Männer; auch in jener größeren dialektischen Schärfe, welche Droysens Denken vor dem Rankeschen auszeichnet, macht sich ihr Einfluß bemerkbar, denn der Leidenschaft widerstehen Unklarheiten und Unbestimmtheiten; sie empfindet solche Halbheiten als intellektuelle Lähmungen ihres Wesens. Großenteils wegen ihrer imperatorischen Sicherheit ist wohl auch die Hegelsche Philosophie, der Droysen so manches verdankt, zu einer so mächtigen politischen Energiequelle im 19. Jahrhundert geworden, deren Wirkung im Wesen eines Arnold Ruge, eines Marx und Lassalle, eines Konstantin Rößler und Max Duncker deutlich zutage tritt.

Innere Leidenschaftlichkeit des Empfindens ist es auch, welche Droysen dazu treibt, in der Geschichte den vorwärts drängenden

Kräften der Bewegung seine Liebe zu schenken, die ruhenden, hemmenden Gewalten aber mit geringschätziger Ungeduld abzutun. „Sie wissen schon, daß ich ein Verehrer der Bewegung und des Vorwärts bin: Cäsar nicht Cato, Alexander nicht Demosthenes, ist meine Passion; alle Tugend und Moralität der Privatvortrefflichkeit gebe ich gern den Männern der Hemmung hin, die Gedanken der Zeit aber sind nicht bei ihnen, ... und der Historiker, meine ich, hat die Pflicht, diese Gedanken der Zeit als Gesichtspunkt zu wählen, um von dort aus alles — denn es gipfelt sich dahin — zu überschauen", schreibt er einmal an Friedrich Gottlieb Welcker.*) Man vergleiche damit, was Ranke in seinem Erstlingswerke bei der Unterjochung Italiens durch Karl VIII. von Frankreich empfindet: „Uns aber wird nicht wohl zu Mut. Wir beklagen es, wenn das eigentümliche Leben, wenn die Kreatur Gottes zugrunde geht."**) Sein Herz schlägt eben für den Unterliegenden so gut wie für den Sieger; denn ihm ist dieses unendliche Werden und Vergehen ein gewaltiges, heiliges Schauspiel, dessen einzelne Szenen und Akte er mit genießender Andacht und gelegentlich mit tragischer Rührung vor seinem Geiste vorüberziehen läßt, nicht aber mit der heftigen, vorwärts drängenden Ungeduld eines Droysen.

Es entspricht somit einer ganz folgerichtigen inneren Entwicklung, wenn sich Droysen schließlich aus der Fülle des historischen Geschehens diejenigen Erscheinungen auswählt, welche für ihn die letzte und höchste Entwicklungsstufe bilden: die Ereignisse der Gegenwart, die modernsten Produkte des weltgeschichtlichen Prozesses. Schon über seine Aeschylus- und Aristophanesübersetzungen, seinen Alexander, seine Diadochen, spielen lebhafte politische Streiflichter; aus dem Bearbeiter und Former antiker Stoffe wird schließlich der Geschichtsschreiber der nationalen Mission Preußens, aus dem Historiker der Publizist. Ranke ist im Grunde immer der Zuschauer geblieben, auch wo er sich als praktischer Politiker versuchte; Droysens ungeduldige Leidenschaft aber treibt ihn, aufzuspringen vom Sitzplatze im Parkett und mitzuwirken, mitzutaten auf der Bühne der Politik.

Jene Forderung, sich mit moralischer Staatsenergie zu erfüllen, welche beide Historiker an die Zeitgenossen richten, hat denn auch in beider Munde ganz verschiedenen Klang. Ranke leitet aus ihr gerade die Pflicht ab, auf eigene praktische Mitwirkung bei der Re-

*) a. a. O., S. 150.
**) Sämtliche Werke, Band 33—34, S. 143.

gierung des Staates zu verzichten, weil diese nur den Besten und Einsichtigsten gezieme. Sie dient ihm also zur Beschränkung und Zähmung des unheimlichen neuen Zeitelementes, welches in den konstitutionellen Bewegungen einen seiner mächtigsten Ausdrücke fand. Droysen dagegen will ihm, durchaus im Sinne des Jahrhunderts, zum aktiven Durchbruch verhelfen und es damit gleichzeitig in eine höhere und wirksamere Form überführen, er verlangt eine Verfassung zur Ueberwindung des doktrinären Liberalismus, zur Durchdringung des gesamten Staatskörpers mit kräftig pulsierendem, vorwärts drängendem Massenwollen. Eben weil er in einer Konstitution eine gewaltige staatliche Triebkraft sieht, möchte er Preußen dieses Lebenselixier vorenthalten, als er sich entschlossen hat, den Staat der Hohenzollern der nationalen Demokratie zu opfern.

Denn unter den Zeitmächten, in deren Kampf er sich stürzt, sind es wieder die offensiven, treibenden Gewalten, die ihn unwiderstehlich reizen und anziehen. Wäre der Eroberergeist Friedrichs des Großen oder Bismarcks in dem Preußen von damals lebendig gewesen: Droysen hätte sich ihm vielleicht mit heißer Glut angeschlossen, denn er trug ein starkes, lebhaftes Gefühl für diesen seinen Heimatstaat im Herzen.*)

Aber das Preußen Friedrich Wilhelms III. hielt sich zäh und unerschütterlich in seiner Ruhelage, und als es dann unter dem Romantiker Friedrich Wilhelm IV. tastende Schritte nach vorwärts tat, da widerfuhr ihm das Schicksal aller unklaren und unentschlossenen Halbheit: große Erwartungen zu erregen und zu enttäuschen und schließlich Freund und Feind gegen sich aufzubringen. Dieses Preußen konnte den Droysenschen Drang nicht befriedigen. So wandte er sich denn mit der ganzen Leidenschaft seines Wesens der nationalen Bewegung zu, der vom neuen Massenwollen des Jahrhunderts getragenen, revolutionären Macht der deutschen Welt. Daß sie ihn nicht in ihrer extrem-doktrinären, kraß-liberalen Form ergriff, dafür sorgte sein an Hegel und der Geschichte geschulter Geist, sorgte vor allem auch sein gleichwohl vorhandenes, starkes preußisches Empfinden. Aber was er an diesem Preußen liebte und schätzte, waren die in ihm liegenden Bewegungsmöglichkeiten, nicht die Elemente der Ruhe, welche den Rankeschen Geist ursprüng-

*) Vgl. die Briefstellen a. a. O. SS. 94, 272, 280, 288, 332. In dem letzterwähnten Briefe an Joh. Schulze vom 15. Dezember 1846 beklagt er Preußens Haltung in der Schleswig-Holsteinischen Frage und fährt fort: „Und doch hängt mein ganzes Herz an diesem Preußen, und ich bin stolz darauf, es mit Schmerz zu empfinden warum ich daran hänge."

lich angezogen hatten und welche lange Jahrzehnte hindurch die Politik des Staates beherrschten. Eben jene wertvollen Qualitäten Preußens gedachte er für die nationale Einheit zu benutzen, seinem partikularen Dasein aber ein Ende zu machen. Den Gedanken der auf sich selbst beruhenden, europäischen Großmacht Preußen, den Ranke in seinen „Neun Büchern preußischer Geschichte“ so stark betonte, hat er auf das heftigste bekämpft.*) Auch Ranke kam dann im Laufe des Jahres 1848 dazu, diesen Gedanken aufzugeben, die nationale Mission Preußens anzuerkennen, aber nur, weil die Not der Selbsterhaltung den autonomen Staat Friedrichs des Großen nunmehr dazu zwang, sich der deutschen Zukunft anzunehmen.**) Für Ranke bedeutete diese Neugestaltung Deutschlands vor allem ein Mittel, um dem Territorialstaate Preußen gegenüber dem stürmischen Drängen der Zeit seine Fortexistenz zu sichern; deshalb akzeptierte er auch den ihm unsympathischen Konstitutionalismus. Eben das Dasein Preußens aber wollte ja Droysen der revolutionären Paulskirche opfern, indem er ihm die konstitutionelle Abschließung versagte. Für den einen war also nur die zweite Möglichkeit jener Droysenschen Alternative diskutierbar; der andere gedachte vor allem die erste zu verwirklichen.

Man sieht, wie charakteristisch verschieden beide Männer das große preußisch-deutsche Problem angreifen. Bei Droysen ist die Leidenschaft das Treibende, Herrschende; sein scharfer Intellekt ist nur der treue Minister dieser mächtigen Seelenkönigin. Weil nun auf der nationalen Seite seine Leidenschaftlichkeit am meisten Befriedigung findet, gehört ihr seine erste und stärkste Liebe, danach erst kommt Preußen, und sein Verstand formuliert diese Reihenfolge deutlich in jener scharfsinnigen Alternative. Der tatsächliche Verlauf der preußisch-deutschen Entwicklung bedeutet zunächst für ihn eine gewisse Enttäuschung und Resignation, wenn er sich auch nachher in die zweite Möglichkeit findet. In Rankes Seele hingegen herrscht unbedingt die Historie, die Leidenschaft des Erkennens, vor; das politische Wollen ist bei ihm nur das Derivat dieses mächtigen Geisteselementes. Eben darum schließt er sich an das starke, konservative und ruhige Preußen an und bewahrt den unruhestiftenden und leidenschaftlichen, nationalen und liberalen Kräften nur eine mäßige Zuneigung. Diese Stimmung kommt in der Politik seiner

*) a. a. O., S. 276 f.

**) Vgl. die Begründung der nationalen Mission in der „Ende Oktober 1848“ überschriebenen Denkschrift. Sämtliche Werke 49/50 S. 592 ff.

Denkschriften deutlich zum Ausdruck, und die Gründung des preußisch-deutschen Reiches bringt ihm dann im wesentlichen die Erfüllung seiner Wünsche.

Der ganze Gegensatz zwischen beiden Männern spiegelt sich in einer Szene wider, welche O. Hintze in seiner Biographie erzählt.*) Als die Kaiserdeputation Anfang April 1849 in Berlin eintraf, um König Friedrich Wilhelm IV. die Frankfurter Krone anzubieten, war Droysen, wenngleich ohne offiziellen Auftrag, mit nach der preußischen Hauptstadt geeilt und besuchte bei der Gelegenheit Ranke. Sie stritten miteinander über Annahme oder Ablehnung des Angebots der Paulskirche: Ranke verwarf es, Droysen verteidigte es lebhaft. „Sie verstehen die Geschichte nicht!" rief der Freund Friedrich Wilhelms IV. dem Anwalt der nationalen Einheit zu, und Droysen erwiderte: „Die Geschichte wird einst zeigen, wer sie besser verstand, wir oder Sie!"

Es war der preußische Staat, um dessen Dasein es sich damals handelte. Droysen glaubte noch, ihn zugunsten der einheitlichen Zentralgewalt auflösen, durch das Gold der deutschen Kaiserkrone gleichsam homöopathisch abtöten zu können; Ranke dagegen hielt unerschütterlich am Dasein dieses starken Staatswesens fest, wenngleich er ihm kurz vorher in seiner großen Denkschrift von Ende März 1849**) die führende, einigende Rolle im außerösterreichischen Deutschland zugewiesen und damit die Grundzüge der folgenden Unionspolitik entwickelt hatte. So vertraten beide Historiker in jener Szene die beiden Möglichkeiten der großen Alternative, welche Droysen ein Jahr zuvor aufgestellt hatte. Die Geschichte hat seitdem gesprochen: sie hat ganz unzweideutig für Ranke entschieden.

Zugleich zeigt diese Anekdote klar die gegensätzliche Geschichtsauffassung beider Männer. Der eine sieht die Vergangenheit unter dem Gesichtswinkel der treibenden, vorwärtsdrängenden Kräfte der Gegenwart an, die ihm Herz und Sinn erfüllen. Dadurch geschieht es, daß ihm die historischen Anfänge dieser Gegenwartsmächte unwillkürlich in Ueberlebensgröße, in unnatürlicher Verzerrung erscheinen und daß seine aus diesem Geschichtsbilde abgeleiteten politischen Forderungen nur zu leicht das historische Recht der entgegenstehenden, hemmenden Gewalten vergessen. Ranke hat dieses Recht hingegen klar und scharf betont; sein von politischer Leidenschaft ungetrübter Blick vermag die Stärke der miteinander ringenden Zeitmächte viel

*) Deutsche Bücherei, Band 100/101 S. 114.
**) Sämtliche Werke 49/50 S. 599 ff.

treffender und wahrheitsgetreuer abzuschätzen und so zu prophetischen Zukunftsbildern zu kombinieren.

Und doch ist Droysen Ranke als Politiker unzweifelhaft überlegen; denn den Politiker machen nicht allein Verstand und Einsicht, sondern vor allem Wille und Leidenschaft. Rankes Publizistik ist an ihrem politischen Quietismus zugrunde gegangen, ein zentraler Mangel, über den alle intellektuellen Vorzüge nicht hinwegtäuschen dürfen. Droysens Flugschriften und Reden haben dagegen der Zeit ans Herz gegriffen und die Entwicklung der vierziger Jahre erheblich gefördert. Ranke ist bezeichnenderweise vor der Blut- und Eisenlösung des deutschen Problems zunächst erschreckt zurückgewichen; Droysen hat Bismarcks Beginnen von vornherein freudig begrüßt.

Beide haben so in ihrer Art Großes geleistet, aber freilich nach verschiedenen Richtungen hin. Der eine hat das autonome Denken und Dichten des deutschen 18. Jahrhunderts zur Historie fortgebildet und ist damit der Vater der modernen Geschichtswissenschaft geworden; der andere hat dieses reine Erkenntniselement mit politischen Willenswerten durchsetzt und vielfach getrübt, damit aber eine geistige Waffe geschmiedet, welche der deutschen Nation in ihrem Uebergang vom absoluten Denken und Dichten zum politischen Wollen und Handeln von größtem Nutzen geworden ist.

* * *

Wollen wir zum Schlusse noch kurz auf jene Meineckesche Skizze von Droysens Eigenart zurückkommen, so werden wir anerkennen, daß sie die Elemente des Droysenschen Wesens scharf wiedergibt, aber vielleicht eine Umstellung in Meineckes Anordnung vornehmen und der Leidenschaft und atemlosen Spannung den Vorrang vor der dialektischen Bestimmtheit und logischen Klarheit zuweisen. Verglichen mit einem Ranke liegt in der politischen Leidenschaft jedenfalls das Unterscheidende, Neue bei Droysen; ihr Fehlen bei dem einen, ihr Dominieren bei dem andern weist beiden Historikern vor allem ihre Stellungen in der Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zu.

Ein zweiter Band der Biographie steht nach der Vorrede demnächst zu erwarten; er soll sich im wesentlichen auf Mitteilungen aus Droysens Briefwechsel und sonstigem schriftlichem Nachlaß beschränken. Es wird von großem Interesse sein, aus ihm die Einzelheiten der Frankfurter Tätigkeit und der späteren Jahre des Ge-

[illegible] der preußischen Politik kennen zu lernen. Wir wissen, daß dieses große Werk ihm schließlich immer mehr [illegible] Werke [illegible], daß die Einzelforschung ihn immer mehr [illegible], daß er der Vater unserer großen Aktenpublikationen zur preußischen Geschichte geworden ist. Der jugendliche Stürmer und [illegible] der [illegible] philologischen [illegible], den wir im [illegible] Bande kennen lernten, ist also im neuen Reich [illegible] Förderer der [illegible] Detailforschung geworden, [illegible] rühmt, die [illegible] an Intensität des [illegible] übertreffen. Auch ein merkwürdiger Gegensatz zu [illegible] Urkundenschrift und Miniaturmalerei [illegible] den die neugewonnene Sicherheit und Ruhe [illegible] der Idee nach geschaffen und zusammengestellt [illegible] Weltgeschichte, [illegible]! Es scheint, als ob das [illegible] politischen Stimmungswechsels der [illegible] auf [illegible] schreibung dieser Männer eine gewisse [illegible] gehabt habe. Auch das muß bemerkt werden, [illegible] deutung für [illegible] an den [illegible] politische Wirksamkeit gewesen ist.

[illegible]

Die buddhistische Erlösungslehre und die Geschichte der Philosophie.

(Unter besonderer Berücksichtigung der Darstellung von Prof. Paul Deussen.)

Von

Karl Gjellerup, Dresden.

Als vor zehn Jahren der erste Band von Prof. Deussens Geschichte der Philosophie vorlag, fiel es auf mein Los, in dieser Zeitschrift die hochbedeutsame und originelle Arbeit zu begrüßen, die ihrem Geiste und ihrer ganzen Anlage nach mit Recht den bisweilen gemißbrauchten Titel „allgemeine Geschichte der Philosophie" auf der Stirn trug, indem nicht nur die Religionen — die verschiedenen Formen der Volksmetaphysik — weit mehr als sonst berücksichtigt wurden, sondern auch besonders die ostasiatische Philosophie — vornehmlich die weitaus bedeutendste indische — einer ausführlichen Darstellung gewürdigt wurde. Gerade diese, für ein solches Werk in unseren Tagen unerläßliche Aufgabe hatte aber in Prof. Deussen einen Mann gefunden, der wie kaum ein zweiter der heutigen Gelehrtenwelt zu ihrer Bewältigung in allen Richtungen — theologisch, philosophisch und philologisch — ausgerüstet ist.

So kann es uns denn auch nicht wundernehmen, wenn dieser Teil der Arbeit breiter ausgefallen ist, als es vielleicht an und für berechtigt ist, oder als wozu Berechtigung vorläge, wenn es sich nicht gerade um einen bis jetzt vernachlässigten Teil der Geschichte der Philosophie handelte. Daß das Versäumte hier gründlich nachgeholt werden würde, zeigte uns schon der erste Band, der mit seinen 700 Seiten nur die Philosophie des Veda umfaßte. Obwohl somit von wirklich Neuem und zugleich Bedeutendem eigentlich nur

der Buddhismus übrig blieb, sollten doch zehn Jahre hingehen, bevor der zweite Band erschien. Der Verfasser glaubte nämlich für den ersten Abschnitt dieses zweiten Bandes eine ebenso solide Grundlage legen zu müssen, wie er es für den letzten schon vor mehr als zwanzig Jahren durch seine Uebersetzung der Sutras des Vedanta, für die letzte Hälfte des ersten Bandes aber durch seine zehn Jahre später erschienene klassische Upanishad-Uebersetzung gelegt hatte. Er tat dies durch ein neues kolossales Uebersetzungswerk: „Die philosophischen Texte des Mahabharatam".*) In der Tat, Ehrfurcht und Erstaunen ergreift einen, wenn man die Arbeit übersieht, die hier geleistet worden ist, und den Blick von dort hinausschweifen läßt über das weite Feld, das der tiefgründige Forscher noch zu durchschreiten hat, bis das Lebenswerk, das er unternommen hat, vollendet sein wird.

Wie schon angedeutet, war es in diesem neuen Band (nach der etwas umständlichen und unanschaulichen Bezeichnung, die 3. Abteilung des 1. Bandes), der die nachvedische indische Philosophie behandelt, vor allem die Darstellung des Buddhismus, auf die man gespannt sein mußte. Ganz abgesehen von seiner eminenten geistigen Bedeutung, die von allem Indischen, ja man kann sagen von allen geistigen Phänomenen des ostasiatischen Altertums, eigentlich allein noch aktuell ist, war der Buddhismus schon deshalb das interessanteste Thema, weil die Auffassung des Verfassers von den beiden anderen Hauptphänomenen, dem Vedanta und dem Sankhyam, schon aus dem ersten Teile dem Leser bekannt war. Sind sie doch beide nur Durchführungen verschiedener Seiten der Upanishadphilosophie, und gar dem ersten hatte Deussen längst eine ausführliche Untersuchung gewidmet („System des Vedanta", Brockhaus 1883.) Neues Gebiet bot aber der Buddhismus.

Es ist bekannt, daß Professor Deussen durch Kant und Schopenhauer, und besonders an der Hand des letzteren, nach Indien gekommen ist. Schon sein Jugendfreund Nietzsche meinte, als Deussen ihm seine Absicht, sich der indischen Philosophie zu widmen, mitteilte: sein Leben „verspreche in seltenem Grade den Charakter des Vernünftigen und Gemeinnützlichen anzunehmen", und er habe eine

*) Alle in Brockhaus' Verlag erschienen. Dieser Verleger hat auch unter dem Titel „Geheimlehre des Veda" die schönsten Texte der Upanishad-Uebersetzung mit den wichtigsten Hymnen (aus d. 1. Teil der Gesch. d. Ph.) als Einleitung in überaus reizvoller Ausstattung erscheinen lassen — ein wahres *Vade-mecum* für jeden Liebhaber des indischen Geisteslebens.

schöne Art entdeckt, seinen Lehrmeistern Dankbarkeit zu beweisen, indem er die indische Philosophie erschloß, in die ohne Kant und Schopenhauer ein tieferes Eindringen unmöglich sei. Man wird im ganzen diesem Schlußsatze beipflichten müssen — die unleugbar bestehende Gefahr, etwas zuviel Kant in die Upanishads hineinzulesen, der unser Autor, wie mir wenigstens scheint, nicht ganz entgangen ist (z. B. bei Brihadar. 3, 8), nimmt man dafür gern mit in den Kauf. Nun ist die Schopenhauersche Philosophie zwar ganz wesentlich buddhistischen Charakters, zeigt aber gewisse Vedanta-Züge, so daß eine Möglichkeit gegeben ist, sie in dieser Richtung weiter zu reformieren. In seinen „Elementen der Metaphysik“ hat Professor Deussen dies schon 1877 und noch mehr in der dritten Ausgabe 1902 getan und sich auch sonst in Büchern und Aufsätzen immer mehr der Vedanta-Philosophie angeschlossen.

Dieser Standpunkt konnte — trotz dem Schopenhauerschen Ursprung seines Philosophierens — einem Verständnis des Buddhismus keineswegs günstig sein. Meinte doch der von ihm so übermäßig geschätzte Çankara, der Buddha habe seine Lehre „aus Haß gegen das Menschengeschlecht“ aufgestellt! Pr. Deußen ist nun zwar weit davon entfernt, seinem indischen Meister hierin zu folgen; immerhin kann er doch nur dadurch dem Buddhismus wohlwollend entgegenkommen, daß er ihn in allen Punkten als durchaus von dem Veda abhängig auffaßt und ihn überhaupt möglichst vedantisch versteht; so daß er sich sogar zu der Behauptung aufschwingt, das eigentlich Neue liege vielmehr in den unbeabsichtigten sozial-reformatorischen Wirkungen als in der Lehre — eine geradezu ungeheuerliche Behauptung einem religiösen Denker gegenüber, dessen Gedankengang sich so eigenartig von allen andern Geistesrichtungen abhebt, daß man mit vollem Recht sagen kann, er schlage eine allen anderen entgegengesetzte Richtung ein, um erst nach dreiundzwanzig Jahrhunderten in Schopenhauer einem gleichwandelnden Selbstdenker zu begegnen, von dem es allerdings fraglich erscheint, ob er nicht, wenigstens indirekt, von ihm beeinflußt ist.

Um die Deussensche Behandlung dieses Kardinal-Phänomens kritisch zu verstehen, müssen wir diese Eigenart des buddhistischen Gedankenwegs aufs schärfste beleuchten.

Wir finden im Abschnitte über die Philosophie der epischen Zeit die richtige Bemerkung, daß der Gedanke der Erlösung nirgendwo reiner als in der indischen Philosophie erscheine; hinzuzufügen ist, daß er sich hier wiederum am reinsten im Buddhismus findet;

genauer: nur dort findet er sich in vollkommener Reinheit. — Bei allen anderen (etwa den späteren ganz durchgebildeten Sankhyam ausgenommen, wo aber wiederum alle Intensität fehlt) schlägt nämlich das Hinaus-wollen (aus dem Vergänglichen, Leidvollen), das genau betrachtet den alleinigen rechtmäßigen Inhalt des Begriffes ausmacht, sofort und von selber, wie selbstverständlich, in ein Hinüber-wollen ins Göttliche um. Buddha allein hielt mit eiserner Energie das ursprüngliche Hinauswollen fest, und erlaubte nicht, daß ein solches *quid pro quo* stattfände. Der auffallendste Charakterzug seiner Erlösungslehre, der atheistische (das *a* in strenger privativer Bedeutung genommen), war damit gegeben. Es gibt einen Ausweg aus dem Vergänglichen, Leidvollen, und er ist erreichbar. Das genügt. Wem das nicht genügt, dem ist es nicht hinlänglich bitterer Ernst mit dem Hinauswollen. Damit ist nun auch die rein negative Bestimmung des erst im Buddhismus zu seinem vollen Recht kommenden Nirvana-Begriffes gegeben; — als Gegenstand des Gedankens, wohl zu verstehen. Denn das religiöse Gefühl konnte sich dessen bemächtigen und ihn positiver färben — und hat das ja auch, zumal in der Poesie, getan. Die Bedeutung dieser negativen Fassung konnte einem Deussen nicht verborgen bleiben. In praktischer Hinsicht rühmt er dem Verbot des Buddha, nach dem Nirvana zu forschen, nach, daß es einen großen sittlichen Takt bekunde. „Denn in dem Maße, in welchem man das Jenseits als einen Zustand positiver Seligkeit vorstellt, läuft es Gefahr, ebenso wie alle irdischen Güter ein Ziel des Strebens für den Egoismus zu werden, dessen völlige Aufhebung gerade das ist, was jede Religion anstrebt oder anstreben sollte." An diese beherzigenswerten Worte schließt sich würdig die schöne Anerkennung des negativen Nirvanabegriffes in dem trefflichen Kapitel „Die Erlösung": „In den letzten Worten begegnen wir einem Begriffe, der durch den Buddhismus weiterhin eine große Bedeutung gewonnen hat, dem Begriffe des *Nirvanam*, welches Wort „Erlöschen" und zugleich „Seligkeit" bedeutet und wie kein anderes geeignet ist, um einen Zustand zu bezeichnen, welcher seinem Wesen nach positiver als die ganze Welt mit ihrem Inhalte ist und doch, wegen der seine Erfassung ausschließenden Organisation unseres Erkenntnisvermögens, nur negativ bezeichnet werden kann und darf". Hier fehlt uns nur die Bemerkung, daß der Nirvana-Begriff keineswegs bloß eine „große Bedeutung" durch den Buddhismus gewonnen habe, sondern von ihm allererst in seiner vollen Schärfe und Reinheit gefaßt worden

sei, ja daß er überhaupt nur auf dem Boden des buddhistischen Anatta-Gedankens (von welchem wir bald handeln werden) in „Reinkultur" gezüchtet werden könne.

Dies also ist der erste und auffälligste Charakterzug des Buddhismus: die rein negative Fassung des Erlösungsbegriffes und damit (was nur eine andere Seite derselben Sache ist) die absolut untheologische Haltung der ganzen Lehre. Dadurch unterscheidet er sich von allen irgendwie verwandten Bewegungen, von allen, die mit ihm den Erlösungsgedanken gemeinsam haben, mit Ausnahme von Sankhyam und Schopenhauer, und von diesen ist wenigstens der erstere von ihm direkt beeinflußt. Denn der Sankhyam des Mahabharatam*) ist noch theistisch. Während alle anderen Erlösungssucher aufwärts kletterten und Flügel begehrten, gebrauchte der Buddha die Füße, und stieg abwärts, um aus derselben Schicht — der des Vergänglichen — hinauszukommen. Er schlug also die entgegengesetzte Richtung ein.

Und dies führt uns zum zweiten Charakterzug. Alle Andern — und hier ist Schopenhauer die einzige Ausnahme — dessen Lehre auch nur die leiseste religiöse Färbung hatte, nahmen als *ens realissimum* ein Absolutum an, das sie als Geist, als Erkennen auffaßten. Buddha fand die letzte Realität (freilich kein Absolutum) in einem metaphysischen (weil über den Tod hinausreichenden) Prinzip, das er als Trieb und Wille bezeichnete, und das sich am unmittelbarsten im Geschlechtstrieb als dasjenige entpuppt, was das Leben perpetuiert. Grade dieser mehr auf der Seite des Philosophischen liegende Zug müßte in einer Geschichte der Philosophie, zumal in einer von einem Schopenhauerianer geschriebenen, als ein unvergleichliches Verdienst ins hellste Licht gesetzt werden. Anstatt dessen lesen wir mit Verwunderung, dies sei „keineswegs ein neuer Gedanke", denn an einer einzigen Stelle in den Upanishas (Briha-

*) Daß das Mahabharatam — in der uns bekannten Form und besonders die philosophischen Teile der Riesendichtung — jünger ist als der Buddhismus, ist allgemein anerkannt. Nach Ad. Holzmann ist das Gedicht überhaupt erst am Hofe zu Pataliputra entstanden. Ein sehr beredtes Zeugnis für das größere Alter des Buddhismus ist dies, daß die Götter des Epos, Çiva und Vischnu, dem alten buddhistischen Kanon noch ziemlich unbekannt sind, während wir immer wieder den vedischen Göttern, Brahmâ, Indra und Agni (im Feuerkultus) begegnen. Ein anderes sind die zahlreichen Entlehnungen im Mahab. aus dem buddhist. Kanon: z. B. Vers 8625 ff. (13785) (der Strom der Natur und das Fährschiff); 8929 (Sariputtas Spruch, Theragatha 1003); Anugita 441 (aus den vier Wahrheiten); 8932 (die Elefantenspur, Majjim 28); 13801 (u. 966) („das Rad der Lehre ins Rollen setzen").

daranyakam Up. 4, 4, 5) heiße es: „Der Mensch ist ganz und gar gebildet aus Begierde (*kâma*)". Nun ist diese Stelle selbst einer Beeinflussung seitens des Buddhismus sehr verdächtig. Die Worte sind aus Çatapatha-Brahmanam zitiert, und zwar falsch. Dort heißt es nicht *kâma* (Begierde), sondern *kratus*: (nach Deussens eigener Uebersetzung)*) „Einsicht": „der Mensch ist aus Einsicht gebildet" (wie es auch richtig in der Parallelstelle Chandogya Up. 3, 14 heißt). Also ein ganz anderer Gedanke. Wenn wir nun bedenken, daß in derselben Upanishad (2, 3, 13) eine neue Lehre sehr geheimtuerisch eingeführt wird und zwar eine, die mit der gesamten Umgebung im schreiendsten Widerspruch steht und nichts anderes ist als die buddhistische Karmalehre, wonach beim Tode keine wandernde Seele, sondern nur die moralischen Wirkungen übrig bleiben — eine Lehre, die sich sonst nirgends findet: so wird man eher geneigt sein, die Abhängigkeit auf der Seite der Brihadaranyakam zu suchen, einer Upanishad, die nur — nach Rhys Davids („Dialogues &c. p. 214) — „im großen und ganzen vorbuddhistisch ist".

Indessen, sehen wir von diesem kritischen Einwand ganz weg. Lassen wir ruhig auch diese Stelle als vorbuddhistisch gelten. Wollte man dann daran erinnern, daß man — was Prof. Deussen gewiß aufs höchste mißbilligt — Schopenhauer Originalität in seiner Hauptlehre deshalb abgesprochen hat, weil Schelling gesagt hat: „Wollen ist Ursein", so wäre das ein sehr schwacher Vergleich. Denn es ist sicher, daß Schopenhauer diese Worte gekannt hat. Daß aber der Buddha diesen vereinzelten Satz gekannt habe, der in dem ganzen Gedankenkreis der Upanishads kein Echo findet, ein verlorenes Wort, das, woher es auch stammen mag, nicht mit den anderen entscheidenden Upanishadworten in Einklang zu bringen ist und günstigsten Falls zu jenen „vereinzelten präludierenden Ausdrücken" gehört, von denen Schopenhauer sagt, daß sie gewöhnlich einem großen neuen Gedanken vorausgehen: eine solche Annahme ist, um das Geringste zu sagen, höchst unwahrscheinlich. Man konnte damals nicht in Benares in eine Buchhandlung gehen und die Upanishads kaufen. Niemand weiß dies besser als unsere Indologen; und doch will es mir scheinen, als ob sie bei solchen Fragen, wie dieser, oft diese Tatsache aus den Augen verlören. Ja, man könnte sogar mit einigem Rechte fragen: woher sollte er es kennen, da die Upanishads

---

*) In der Upanishad-Uebersetzung (1897); im 1. Teil der Gesch. d. Phil. (1894) p. 261 u. 336 hatte er freilich *kratu* als „Wille" übersetzt.

Geheimlehre der betreffenden Schulen waren? Die beiden geistlichen Lehrer des jungen Asketen Gautama gehörten aber der Yogapraxis an, welche sie, wie Prof. Deussen selbst richtig bemerkt, ohne tieferes Verstehen betrieben: sie werden ihm also das Brihadaranyakam nicht erschlossen haben. Schon aus diesem Grunde wäre die Vermutung unseres Verfassers, daß die vier heiligen Wahrheiten auf einer „unbewußten Reminiscenz“ von Stellen wie Brih. 4, 4, 6 (Gegenüberstellung des Verlangenden und des Nichtverlangenden als des Unerlösten und des Erlösten) beruhen, auch dann nicht aufrecht zu erhalten, wenn eine nähere Verwandtschaft zwischen diesen Sätzen stattfände, als es wirklich der Fall ist, und wenn nicht das ganze Raisonnement, welches erst Schopenhauer wieder aufnimmt, in einem solchen Grade den Stempel der Ursprünglichkeit trüge, wie dies nur den seltensten Genius-Gedanken eignet. Einen zwar indirekten aber starken Beweis dafür, daß nicht nur der Buddha, sondern sein ganzer Kreis — größtenteils Brahmanen — die Hauptlehren der Upanishads nicht gekannt haben kann, ist daraus zu entnehmen, daß der Grundbegriff der Upanishads „das Brâhman“ den Buddha-Reden gänzlich fremd ist.

Drei eigentümliche, nur ihr eigene Charakterzüge kennzeichnen die buddhistische Erlösungslehre. Die zwei haben wir betrachtet: den Nichttheismus und die Willenslehre. Der dritte ist die Leugnung einer Seelensubstanz, der berühmte Anattagedanke. Diesem die Originalität abzusprechen war unmöglich, und auf keine Weise ließ er sich aus dem Vedanta ableiten. Dafür glaubt Prof. Deussen ihn, wohlwollenderweise — denn er ist ihm besonders unsympathisch —, dem Buddha selbst absprechen zu müssen, und zwar mit der Begründung, daß der Meister allen metaphysischen Erörterungen prinzipiell aus dem Wege ginge.

Dies ist oft behauptet worden, unter etwas einseitiger Hinweisung auf Çulamalunkyasuttam (Majjim. 53). Es hat mich oft gewundert, daß niemand auf die ganz andere Haltung im Aggivacchagottasuttam (ib. 72) energisch hingewiesen hat, ja daß dieser vielfach sogar in demselben Atemzug mit dem ersteren genannt wird, als ob der Inhalt wesentlich derselbe wäre. Er ist in der Tat von jenem total verschieden — freilich nicht so, daß ein Widerspruch entstände. Man spricht nicht dasselbe zu allen.

Im Gespräche mit dem Malunkyasohn kommt dieser, ein Jünger des Buddha, zum Meister und verlangt, in ziemlich mürrischem Ton, Aufschluß über gewisse, in Asketenkreisen geläufige Streitfragen:

„Ist die Welt ewig oder zeitlich begrenzt? Ist sie unendlich oder endlich? Ist der Leib identisch mit dem Leben oder davon verschieden? Existiert der Erlöste nach dem Tode oder nicht?" Wenn der Erhabene das weiß, dann möge er das doch sagen; weiß er es aber nicht, dann soll er dies ganz offen und ehrlich bekennen. Hierauf antwortet der Buddha mit der Gegenfrage, ob er, als er Malunkyaputto zum Asketenleben rief, ihm versprochen habe, derartige Fragen zu lösen, oder ob Malunkyaputto verlangt habe, die Lösung solcher Fragen zu erlangen. Als der Jünger beides verneinen muß, zeigt er ihm durch einige prachtvolle Gleichnisse, daß der Schüler etwas ganz anderes zu tun habe, als über solche Fragen zu grübeln, die nicht für ein vollkommenes Asketentum nötig sind. Gewiß ein durchaus angemessenes Verhalten.

Ganz anders im Vacchagotto-Gespräch. Diesmal ist der Frager (der genau dieselben Fragen stellt) kein mürrischer Schüler, sondern ein ehrwürdiger Pilger, den der Buddha bei einer früheren Gelegenheit selber aufgesucht hat, und der sich über diese Ehre hoch erfreut zeigte. „Lange schon hat der Erhabene hoffen lassen, mich hier zu besuchen!" Mit einem solchen Mann läßt man sich ein. Das tut denn der Buddha auch, und er beantwortet diesmal dieselben Fragen, die er in jenem Dialog abwies, auf eine Weise, die lebhaft an Kants Antinomien erinnert, zumal die beiden ersten Vacchagotto-Fragen wörtlich identisch sind mit den zwei ersten, mathematischen Antinomien. Auch fehlt nicht eine Lösung, die zwar nicht in Worten, wohl aber dem Sinne nach mit der Kantischen übereinstimmt. „Wenn zwei einander entgegengesetzte Urteile eine unstatthafte Bedingung voraussetzen", sagt Kant, „so fallen sie, unerachtet des Widerstreits, alle beide weg, weil die Bedingung wegfällt, unter der allein jeder dieser Sätze gelten sollte." Diese falsche Voraussetzung ist nach Kant bekanntlich die, daß die Welt ein Ding an sich sei. Als nun Vacchagotto fragt, wie der Buddha beide Ansichten abweisen könne, antwortet dieser mit einem Hinweis auf das fortwährende Entstehen und Sichauflösen der Formen und des gesamten Bewußtseinsinhaltes — also eben auf die Phänomenalität der Welt — und zuletzt als abschließendes Beispiel auf das Feuer, von dem man auch nicht (so wenig wie vom Erlösten) sagen kann, wo es hingegangen sei, sondern nur, daß das Brennmaterial, als die Bedingung seines Erscheinens, nicht mehr vorhanden sei.*)

*) Um bei diesem wichtigen Punkt ganz genau zu sein, bemerke ich, daß die erste Hälfte dieses Gesprächs allerdings eine andere Deutung zulasse und

Wir haben hier also unzweifelhaft eine metaphysische Erörterung, die freilich nicht dogmatischer, sondern **kritischer** Natur ist (übrigens finden sich auch metaphysische Aussprüche in dogmatischer Form, die auf den Meister zurückgeführt werden müssen, vor allem das Wort von den zwei Unentstandenen, Unvergänglichen: dem Raum und dem Nirvana). Der Grund, aus welchem Prof. Deussen meint, dem Buddha die Analta-Lehre absprechen zu dürfen, ist somit hinfällig, um so mehr, als diese Lehre in demselben kritischen Geiste vorgeführt wird. Es wird nicht prophetisch verkündet, daß es keinen Atman (Selbst, Seele als Substanz) gebe, sondern das ganze Gebiet äußerer und innerer Erfahrung wird Stück für Stück betrachtet, und es wird konstatiert: hier ist ein solches unveränder-

wohl auch immer bei uns stillschweigend gefunden habe: die Voraussetzung, deren Nichtstatthaftigkeit jene beiderseitige Verneinung scheinbar kontradiktorischer Gegensätze rechtfertigt, könnte nämlich hier die sein, daß der Buddha über kosmologische Fragen überhaupt eine Ansicht hege; und hiermit wäre der erste Abschnitt seiner Begründung, in welchem er solche Ansichten als ein Verwirrung stiftendes „Garn der Ansichten“ verwirft, in guter Uebereinstimmung. Aber schon der zweite Abschnitt („Der Vollendete hat es gesehen: so ist die Form, so entsteht sie, so löst sie sich auf rc.“) führt hierüber hinaus, und vollends auf die Schlußfrage Vacchagottos „Wo ersteht der Erlöste auf?“ heißt es klipp und klar: „auferstehen, das trifft nicht zu — Nichtauferstehen, das trifft nicht zu“, wo jene Auffassung gänzlich ausgeschlossen ist. (Allerdings ist diese Antwort unvereinbar mit Potthapado-Sutta des Digha-N.) Diese unbegreifliche Antwort versetzt den Pilger in Verwirrung, so daß er erklärt, daß die früher erworbene Zuversicht zum Buddha nun wieder erschüttert werde, worauf der Buddha ihm antwortet, daß diese Lehre gar tief und schwierig sei, und nun durch jenes Feuerbeispiel den Pilger völlig davon überzeugt, daß die beiderseitige Verneinung zu Recht besteht. In Samyutta-N. findet sich ein Gespräch mit diesem Vacchagotto über eine ähnliche Frage, gerade die uns oben beschäftigende: Vaccho sagt: „Ist die Seele? — ist die Seele nicht?“ Buddha antwortet nicht, und auf Anandas Frage, nach dem Fortgange Vacchos, warum er keine Antwort gegeben, entwickelt der Buddha, daß er sowohl durch Bejahung wie durch Verneinung falsche Vorstellungen bei dem Pilger erweckt haben würde, also — wie dem Malunkyasohne gegenüber — aus pädagogischer Rücksicht geschwiegen habe. Das klingt als ein verworrenes Echo, eine mißverstandene Variation unseres großen Vaccho-Gespräches, eines der bedeutendsten des ganzen Kanons. Sollte auch jenes Samyutta-Gespräch stattgefunden haben, müßte es wenigstens einer Zeit vor jenem Besuch bei Vesali (Majj. 71) angehören. Es ist wohl kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß Vaccho eine wirklich existierende Person war. Da er nach unserem Gespräch zu Savatthi (seinem Geburtsort) sich als Anhänger des Buddha erklärte und später zu Rajagaham in die Jüngerschaft eintrat, zu dessen Spitzen er bald gehörte, so sind die Bedingungen für eine getreue Mönchstradition über die Hauptgespräche (besonders die mit seinem Eintritt verknüpften) vorhanden. Theragatha legt ihm eine übrigens unbedeutende Strophe in den Mund (112); in Anguttara-N. XIV, 1, wo die „Spitzen der Jüngerschaft“ aufgerechnet und kurz charakterisiert werden, finden wir „Vaccho der Pilinder“ (brahmanische Familie) an der Spitze derer, „die den himmlischen Geistern lieb und teuer sind“, was aufs schönste mit dem Schluß der 73. Rede (3. Vaccho-Rede) des Majj. übereinstimmt (freilich auch darin seinen Ursprung haben kann).

liches Ding nicht zu finden (Majj. 22 letzter Teil, das Modell für alle solche Stellen „das bin ich nicht — das gehört mir nicht"). Auch dort nämlich fand er das Selbst nicht, wo der verstiegenste Vedanta es gefunden zu haben meinte: im Bewußtsein, als das Erkennende in uns. Mit besonderer Energie wird das durchaus Bedingte des Bewußtseins nachgewiesen (Majj. 38. Rede, die durch die Bezugnahme auf das herrliche Floß-Gleichnis in engster Beziehung zur 22. steht).

Wir können hier die Erörterung Prof. Wallesers („Die philos. Grundlage des Buddhismus") über die Kardinalfrage: ob der Buddha ein transzendentales Selbst geleugnet habe, nicht unberücksichtigt lassen. Prof. Walleser erblickt den Beweis dafür, daß der Buddha es getan hat, in einer Stelle des Maha-Nidana-Sutta (Digha-Nikaya). Hier werden drei mögliche Ansichten über den Atman (das Selbst) untersucht. Die erste identifiziert das Selbst mit dem Gefühl (vedana); für die zweite ist das Selbst ohne Gefühl (nach dem Kommentar: Identifikation des Selbstes mit dem Körperlichen); nach der dritten ist das Selbst nicht identisch mit dem Gefühl, auch nicht ohne Beziehung zu demselben; sondern es ist ein Etwas, das Gefühl *hat*, die Fähigkeit des Fühlens besitzt. Auch diese letzte Ansicht verwirft der Buddha mit der Begründung, daß man nach dem Aufhören allen Empfindens nicht sagen kann: „Das bin ich! (hier ist das Selbst)". Prof. W. findet nun diese Auffassung anfechtbar; er weist darauf hin, daß „schon die Spekulation der Upanishads bei dem Begriff eines unbewußten Absoluten angelangt war." Dazu ist jedoch zu bemerken, daß gerade die drei altertümlichsten Upanishads, die nach Prof. Wallesers eigener Meinung (gestützt auf Tevijja-Sutta in Digha-Nikaya) zu Buddhas Zeit so bekannt waren, daß sie „einen Einfluß auf die Weltanschauung weiterer Kreise gewinnen oder doch eine Stellungnahme zu den brahmanischen Spekulationen provozieren konnten" — gerade Aitareya, Taittiriya und Chandogya kein unbewußtes Absolutum kennen; nur Chand. 8 zeigt eine Tendenz in dieser Richtung, scheut aber davor zurück und erreicht keine Lösung; für Tait. ist das Brahman Erkenntnis und Wonne, und Ait. schließt geradezu mit der kategorischen Erklärung, daß das Brahman das Bewußtsein sei. Wenn nun demnach in dieser dritten Ansicht keine Stellungnahme zu jenem (immer nur sehr schwankenden) bewußtlosen Absoluten der späteren Upanishads stattfinden kann, so liegt überhaupt kein Grund vor, hier ein Uebertreten ins metaphysische Gebiet — zwecks Leugnung eines tran-

szendentalen Subjekts — zu erblicken. Nachdem die Forderung des Geistes und des Körperlichen auf Substantialität abgewiesen waren, muß man vielmehr annehmen, daß hier das vegetative System, als Grundlage der animalischen Funktionen, in seiner Substanzlosigkeit aufgedeckt werde;*) daß also auch diese Erörterung wie alle anderen sich auf dem Gebiete der Erscheinungen halte und immanent bleibe, die Frage nach einem transzendentalen Subjekt in strengem Sinne demnach gar nicht berührt werde. Eben deshalb bestand auch die Möglichkeit, daß, bei völliger Anerkennung der Pali-Suttas, der Atman-Lehre der späteren Upanishads sich unter den Anatta-Gedanken einschieben konnte; was denn auch in der Mahayana-Philosophie, zumal der japanischen, wirklich geschah. Allerdings ist das unbuddhistisch; aber nicht insofern als man etwas ponierte, was der ursprüngliche Buddhismus ausdrücklich negiert hätte; sondern weil man etwas ponierte, wo jener wohlweislich keine Position genommen hatte. Durch diese Unterschiebung der Atman-Lehre wird auch das Nirvana positiv ausgestaltet, und zwar begrifflich. So unbuddhistisch dies nun auch an sich ist, so ist es doch von hohem Interesse zu sehen, wie der ursprüngliche buddhistische Geist sich auch hier bewährt, nämlich in seinem Individualismus — denn der Einzelne ist nicht, wie Kierkegaard meinte, die Kategorie des Christentums wohl aber die des Buddhismus. Anstatt der absolut abstrakten, undifferenzierten Einheit des Brahma-Nirvana ist das buddhistische Nirvana der japanischen Religionsphilosophie ein einheitliches System von Monaden. Und nichts zeigt deutlicher, wie wenig die Individualität „wie der Tropfen im Meer" zerflossen ist, als die Lehre, der ins Nirvana Eingegangene könne noch immer wieder ins Dasein treten, natürlich nur im Dienste der Religion, da andere Motive ausgeschlossen sind. (Siehe Lafcadio Hearn „Glints of Buddhist fields" „Nirvana" — deutsche Uebers. „Buddha" p. 213 ff. [Frankfurt, 1910]).

An diese Stelle knüpft nun Prof. Walleser eine Bemerkung,

---

*) Vorausgesetzt nämlich, daß der Kommentator in seiner Interpretation der zweiten Ansicht recht hat — was Prof. W. annimmt Dies ist aber sehr zweifelhaft, da der Ausdruck zur Bezeichnung einer materialistischen Ansicht sehr schlecht gewählt wäre, um so mehr als der direkte Ausdruck „das Selbst ist identisch mit dem Körper" *(tam jîvam tam sarîram)* als *terminus technicus* den Suttas geläufig genug ist (z B. Mahali-S. in Digha N.). Irrt aber der Kommentator, dann wird auch der konkrete Sinn der dritten Ansicht so unsicher, daß man aus deren Abweisung erst recht nicht den Schluß ziehen darf, der Buddha sei hier auf transzendentales Gebiet übergetreten und leugne ein transzendentales Subjekt.

die recht wichtig ist, weil sie einen sehr häufig vorkommenden Irrtum in der Auffassung des Buddhismus zum Ausdruck bringt, obwohl sie zunächst vom Standpunkte der Hartmannschen Metaphysik gemacht wird. „Die an dritter Stelle angeführte Lehre über das Atman ist also diejenige, welche Buddha uns nicht ausreichend widerlegt zu haben scheint, und welche zugleich den wunden Punkt seiner metaphysiklosen Weltanschauung erkennen läßt. Denn der Mangel eines Absoluten bedeutet für eine Philosophie zugleich auch den Mangel einer Metaphysik."

Der letzte Satz klingt plausibel genug, ist aber radikal falsch. Kant hat kein Absolutum — denn das Ding an sich („die Dinge an sich") ist beileibe nicht das Absolutum —, wohl aber hat er eine Metaphysik*), und vor allem hat er überall „das Metaphysische", ist seine Weltanschauung alles andere denn „metaphysiklos". Daß Schopenhauer zu den Metaphysikern gehört, hat wohl niemand bezweifelt; aber auch er hat kein Absolutum. Zwar drückt er sich auf diesem wie auf so vielen Punkten oft recht unvorsichtig aus; aber die drollig drastische Abwehr Frauenstädt gegenüber (Brief vom 21. VIII. 1852) ist in dieser Frage authentisch entscheidend. Und wer wäre wohl als der Vater der abendländischen Metaphysik zu nennen, wenn nicht Plato? und er hat kein Absolutum; das kommt erst mit Plotin in die platonische Philosophie hinein. Daß nun eine Erlösungslehre, welche verkündet: „Es gibt ein Unentstandenes, Ungewordenes, Ungestaltetes; ohne ein solches gäbe es kein Entrinnen aus der Welt des Entstandenen, Gewordenen, Gestalteten" nicht als „eine metaphysiklose Weltanschauung" bezeichnet werden kann, liegt auf der Hand. Aber wir brauchen nicht auf einzelne Worte hinzuweisen. Das Metaphysische ist eine Voraussetzung, ohne welche Buddhas ganzes religiöses Problem in Wegfall kommt. Leugnet man das Metaphysische, ist die Erscheinungswelt alles, dann gibt es selbstverständlich kein moralisches Weltgesetz, dann ist die Erlösung unabhängig von Taten und Charakter, gleichmäßig für den Guten und den Bösen: der Tod. Es ist recht sonderbar, wie oft man die beiden Sachen verwechselt: das Voraussetzen des Metaphysischen und die Behandlung aller Probleme in Abhängigkeit von dieser Voraussetzung einerseits: und andererseits das Aufstellen positiver metaphysischer Behauptungen, das Herumwaten bis zu den Knieen im metaphysischen Nebel.

*) Ich verweise auf die lichtvolle Darstellung des ausgezeichneten Kantkenners, Dr. Heinr. Romundt: „Kant und Wundt über Metaphysik", Archiv für systematische Philosophie, XVI. Band, 1 Heft 1910.

Von dem letzteren Verfahren hielt sich der Buddha ferner als sonst irgend ein Erlösungs-Lehrer, ja als die meisten rein weltlichen Philosophen. Seine Erörterungen halten sich durchaus auf dem Gebiete des Werdenden, der Erscheinungen. So auch in der Seelenfrage. Und hier fand er kein solches Ding wie „ein Selbst" (**atman, atta**), zu dessen Begriff die Bestimmung des Unveränderlichen, der Substantialität gehört. Daß er es aber hier nicht fand, das genügte dem Buddha, denn das war ja das Gebiet, aus welchem ein Ausweg gesucht wurde. Und hier sehen wir nun, warum die äußerlich — nächst der vier Wahrheiten — vielleicht am besten bezeugte Anatta-Lehre aus inneren Gründen sogar ursprünglich sein muß: — weil nämlich der buddhistische Erlösungsbegriff, in seiner schon flüchtig von uns beleuchteten chemischen Reinheit sich ohne sie nicht durchführen läßt.

An keinem Punkte zeigt es sich so drastisch, wie im Buddhismus „umgekehrt ein Schuh daraus wird" — was sage ich: ein Schuh? ein Siebenmeilenstiefel „zum Entrinnen tauglich" — und der Weg ist weit; mit gewöhnlichem Schuhwerk legt ihn keiner so leicht zurück. Was sucht denn der Vedantist in diesem Atma, dem Göttlichen, Absoluten, der das innerste Selbst der Welt wie des Menschen, „der Erkenner" in ihm sein soll? Er suchte eine feste, unverrückbare Verankerung in diesem Strom des Werdens, für den auch er einen offenen Blick hatte, und der alles mit sich riß, nur dies Eine nicht, wenn es in diesem Strom zu entdecken wäre. Aber dem Buddha mit seinem intransigenten Erlösungsbedürfnis — was sollte ihm eine Verankerung in diesem Strom, den er durchkreuzen wollte? Was wäre ihm ein Einswerden mit der Gottheit — die Zuflucht zu einem Begriff, der für einen Geist wie den seinen mit dem peinlichsten aller Widersprüche behaftet sein mußte: ein Begriff, der sich für die Verneinung dieser Welt ausgab, dabei aber doch die konzentrierteste Bejahung derselben enthielt. Im eigentlichsten Sinne: diese Gottheit, das Absolutum, das Brahman-Atman, war sie doch das Zentrum der Welt, diese ihre Ausbreitung. Aus dem Kreise in das Zentrum sich zurückzuziehen, wo alles das *virtualiter* sein mußte, was sich im Kreise vorfand — andere mochten das „Erlösung" nennen, nicht er. Sein dem Endlichen, dem Vergänglichen, dem Leben in sublimiertester Form gegenüber unversöhnliches Streben wollte aus dem Kreis heraus. Nicht einwärts nach dem Radius; auswärts nach der Tangente. An diesem Punkte sehen wir, wie der Nicht-Theismus und der Nichtpsychismus integrierende Elemente

dieser Gedankenreihe sind, und wie sie untereinander zusammenhängen. Wir verstehen, wie diesem gewaltigsten aller Ewigkeitsringer, dem nichts genügte, was noch den leisesten Geruch nach dem Zeitlichen hatte — wie ihm gerade das verheißungsvoll sein mußte, was für alle anderen die Zertrümmerung ihres religiösen Strebens wäre: dies nämlich, daß er im ganzen Bereich der äußeren und inneren Erfahrung keinen Atma, kein Selbst fand — vor allem in unserer Seele nichts Substantielles entdecken konnte, nur ein fortwährend neu sich bildendes und auflösendes Bündel von Sensationen, Gefühlen, Volitionen und Gedanken — lauter Elemente, die aus Ursachen entstanden und deshalb auch auflösbar waren. Als Grundbedingung dieses Prozesses war der Lebensdurst aufgedeckt; durch dessen Aufhebung kamen alle weiteren Wirkungen in Wegfall. Wollte man aber hier eine logische Einwendung erheben, und dem Buddha etwa kommen, wie Frauenstädt dem Schopenhauer kam, indem man sagte: wenn der Lebenstrieb Kern des Lebensphänomens ist und über den Tod hinausreicht, so kann er auch vom Leben aus nicht aufgehoben werden, so würde der Buddha für eine solche Gedankenklause wohl nur ein Lächeln gehabt haben. Diese Lehre ist ja ein Wissen, das — wie es ausdrücklich heißt — „nicht durch bloße Vernunftschlüsse gewonnen werden kann". „Er kann aufgehoben werden", so würde er antworten, „denn in mir ist er aufgehoben. Diesen Weg bin ich gegangen, um das zu erreichen: wollt Ihr dasselbe erreichen, so geht denselben Weg!" Dies der Sinn des in den Suttas immer wiederkehrenden Ausrufes: „Im Erlösten ist die Erlösung."

Nun meint freilich Prof. Deussen, durch die Leugnung der Seele (die Anatta-Lehre, die er also irrtümlicherweise dem Buddha selber abspricht) habe der Buddhismus sich in „unlösbare Schwierigkeiten verstrickt", da ja doch der Trishna (Lebensdurst) von einem Leben zum andern führt, und die Karmalehre Vergeltung der guten und bösen Taten in einem zukünftigen Leben aufstellt. Der gelehrte Indologe und tiefsinnige Philosoph macht dadurch eine Einwendung zu der seinigen, die so allgemein erhoben wird, daß es sich wohl rechtfertigt, etwas gründlich den ihm zugrunde liegenden Irrtum zu beleuchten, zumal die Frage vom allgemeinsten Interesse ist. Denn sie kann auch so gefaßt werden: schließt die moderne Psychologie (wie sie schon durch Hume, in unserer Zeit etwa durch E. Mach vertreten ist, und in allem wesentlichen mit der buddhistischen zusammenfällt) notwendigerweise die Annahme einer morali-

schen **Weltordnung** aus? Bevor wir jedoch zur Beantwortung dieser Frage in buddhistischer Form übergehen, müssen wir aber darüber klar sein, daß zwei Fragen, die immer kritiklos durcheinander geworfen werden, ganz radikal zu trennen sind. Ist der buddhistische Gedankengang, ganz objektiv betrachtet, widerspruchslos durchführbar? das ist die erste Frage, und zwar diejenige, die uns beschäftigen soll. Die andere — die uns hier **nicht** angeht — ist die: befriedigt dieser Gedankengang mich und dich, diesen und jenen mit diesen und jenen intellektuellen und moralischen Erziehungsvoraussetzungen von wesentlich okzidentalischer, näher bestimmt: jüdisch-platonisch-christlicher Natur. Diese Voraussetzungen mögen ja die allervortrefflichsten sein; sie mögen richtiger, daß heißt tiefer in das Wesen der Dinge eindringend sein als alle anderen (was man ja gewöhnlich als selbstverständlich annimmt), insbesondere als die Voraussetzungen, auf welchen die uns beschäftigende buddhistische Erlösungsphilosophie sich aufbaut: das berührt nicht im geringsten die vorliegende, oben bezeichnete rein objektive Aufgabe.

In Kants „Kritik der reinen Vernunft" findet sich (Kritik des 3. Paralogism der transzendentalen Psychologie) eine Stelle, die wie keine zweite in der gesamten Weltlitteratur geeignet ist, den buddhistischen Gedankengang in diesem Hauptpunkt (keine „Seele", die aus dem einen Körper in den nächsten, aus dem einen Leben ins folgende, hinüberwandert, und doch Fortsetzung des Lebens) uns klar zu machen. Dieser *summus philosophus* zeigt uns hier, daß aus der persönlichen Identität, die in unserem eigenen Bewußtsein anzutreffen ist, nicht auf die objektive Beharrlichkeit meines Selbstes geschlossen werden darf, und braucht dabei folgendes unübertreffliches Bild. „Eine elastische Kugel, die auf eine gleiche in gerader Richtung stößt, teilt dieser ihre ganze Bewegung, mithin ihren ganzen Zustand (wenn man bloß auf die Stellung im Raume sieht) mit. Nehmet nun nach der Analogie mit dergleichen Körpern, Substanzen an, deren die eine der anderen Vorstellungen, samt deren Bewußtsein einflößte, so wird sich eine ganze Reihe derselben denken lassen, deren die erste ihren ganzen Zustand, sammt dessen Bewußtsein, der zweiten, diese ihren eigenen Zustand, samt dem der vorigen Substanz, der dritten und diese ebenso die Zustände aller vorigen samt ihrem eigenen und deren Bewußtsein mitteilte. Die letzte Substanz würde also aller Zustände der vor ihr veränderten Substanzen sich als ihrer eigenen bewußt sein, weil jene zusamt dem Bewußtsein in sie übertragen worden, und dem unerachtet würde

sie doch nicht eben dieselbe Person in allen diesen Zuständen gewesen sein."

In diesem Gleichnisse nun bedeuten die elastischen Kugeln A, B, C die einzelnen Bewußtseinszustände mit ihren gesamten Inhalten. Setzt man dafür die einzelnen Leben einer zusammengehörenden Karmareihe ein, so hat man genau die buddhistische Vorstellung. Ja das ist nicht einmal die Einsetzung einer anderen, etwa nur ähnlichen Größe. Für die Buddhisten gibt es keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Leben einer moralisch zusammenhängenden Karmareihe und den verschiedenen Bewußtseinszuständen eines einzelnen individuellen Lebens. „Genau genommen ist das Dasein eines Wesens außerordentlich kurz und währt nur für den Zeitraum eines einzigen Gedankens. Sobald der Gedanke endet, endet auch das Wesen. (Visuddi-Maggo.)" Es ist klar, daß für eine solche Anschauung die so viel und immer erörterte Frage von der Identität der verschiedenen „Wiedergeburten" angehörenden Individuen keine andere Rolle spielen kann, als die Frage von der Identität eines einzelnen Individuums. Wenn der Buddhist sagt, „ich werde wiedergeboren werden" oder „ich muß in meinem vorhergegangenen Leben mich versündigt haben", so sagt er das genau mit demselben Recht und in demselben Sinne, in welchem ein Hume etwa gesagt hat: „Ich werde morgen eine Reise antreten", oder: „Ich muß wohl gestern ein Glas zu viel getrunken haben". Würde man nun aber einwenden, im einzelnen Leben sei die Identität durch die Erinnerung, wenn nicht gewährleistet (denn Kants Beispiel zeigt uns, daß dies nicht der Fall ist), so doch wenigstens gleichsam repräsentiert; so würde ein solcher Einwand nur zeigen, daß man den Buddhismus nicht kennt oder nicht verstehen will. Denn im Buddhismus ist diese Erinnerung auch für die Reihe vorhanden. Sie erwacht bei dem Heiligen, ist aber in jedem latent vorhanden, und an den Ufern des Irawaddi wird noch heute, wie vor vierundzwanzig Jahrhunderten an denen des Ganges, von buddhistischen Mönchen diese Fähigkeit methodisch durch jahrelange Uebungen geweckt, wie die interessanten Mitteilungen von Metteya (Mac Gregor) „Im Schatten von Shwe Dagon" (letztes Kapitel) uns ausführlich berichten. Wenn wir diese unzweifelhafte Tatsache anders interpretieren (etwa als unbewußte Dichtung der immer in dieser Richtung getriebenen Phantasie), so ist das unsere Sache und berührt gar nicht die Frage, die uns hier beschäftigt und lediglich den inneren Zusammenhang des buddhistischen Gedankenganges betrifft. Wir konstatieren also,

daß auch dieser Zug nicht fehlt: daß der Zusammenhang innerhalb einer Reihe von Leben genau derselbe ist, wie innerhalb eines einzigen Lebens. Es beruht demnach auf einem völligen Mißverständnis, wenn Professor Deussen schreibt: „Soll der Begriff der Vergeltung nicht ganz illusorisch werden, so muß eine Identität bestehen zwischen dem, der das Werk begangen hat, und dem, an welchem das Werk vergolten wird" — was angeblich hier nicht der Fall sein soll. Diese Worte zeigen recht grell, wie wenig der Verfasser in den Gedankengang des Buddhismus eingedrungen ist. Er schiebt diesem unwillkürlich seine eigene Vorstellung unter: von einem, der das Werk begeht, und einem anderen, an dem es vergolten wird — gerade die Vorstellung, die der Buddhismus ablehnt. Nicht sowohl Identität zwischen zwei Individuen A und B, sondern Einheit in der ganzen Reihe A—B, innerhalb welcher die Bewegung des Werden-Prozesses — der Theorie nach — nie unterbrochen wurde; das ist es, was der Buddhismus lehrt. Und diese Einheit ist — um es zu wiederholen — dieselbe für eine lange Reihe von Individualleben und für eine lange Reihe von Bewußtseinszuständen eines einzelnen Lebens. Wenn es einem heute katzenjämmerlich zumute ist, weil er gestern zu stark zechte, so ist er auch in den Augen des entschiedensten Machianers, der so wenig wie der Buddhist eine Seelensubstanz kennt, „der mit Recht bestrafte Wüstling", wie es auf den alten Theaterzetteln von Don Juan so ergötzlich heißt.

Charakteristisch genug fügt Kant in der angeführten Stelle folgende Worte hinzu: „Wenn gleich der Satz einiger alten Schulen: daß alles fließend und nichts in der Welt beharrlich und bleibend sei, nicht stattfinden kann, sobald man Substanzen annimmt, so ist er doch nicht durch die Einheit des Selbstbewußtseins widerlegt." Der Buddhismus — von dessen Lehren Kant nichts wußte — war eine jener „alten Schulen", und zwar die einzige noch lebendige. Stellen wir uns nun vor, daß jemand sich auf eine ganze Reihe nacheinander folgender Leben besinnen könnte mit je ihren eigentümlichen Einzelheiten, und zwar so, daß er sich seiner Identität überall vollkommen bewußt wäre: so würde dies doch — nach der Ausführung unseres Philosophen — nicht den geringsten Beweis dafür liefern, daß eine einheitliche Seele aus dem einen Leben ins nächste hinübergegangen sei, so wie die naiv volkstümliche „Seelenwanderungslehre" sich die Sache vorstellt. In Digha-Nik., 1. Rede § 31, ist gerade dieser natürliche Fehlschluß der nicht kritisch geschulten Vernunft als solcher aufgedeckt. Ohne es zu ahnen, hat

somit Kant an dieser Stelle auch jene landläufige Einwendung gegen die buddhistische Lehre von der karmischen Wiedergeburt vollständig beseitigt.

Was ist es nun also, das vorgeht, wenn ein buddhistischer Mönch den höchsten Pfad betritt, um „dem Leiden ein Ende zu machen", um sich zu erlösen — er, der kein „sich" anerkennt, das erlöst werden könnte? Auch von dieser Seite müssen wir die Sache betrachten, um die glatte Durchführung des Gedankenganges bis zum Schluß zu beobachten. Nun, genau ausgedrückt ist es folgendes: Der Mönch sagt sich: „Unzählige Reihen von moralischen Ursachen und Wirkungen sind seit unvordenklichen Zeiten im Gange. Die eine von diesen Reihen mündet in mir, d. h. dies Ich, dessen illusorische Beschaffenheit ich durchschaut habe, ist eine stets sich neu bildende Begleiterscheinung, gleichsam ein Phosphoriszieren der Wellenbewegung. Ueber die anderen Reihen habe ich keine Macht, oder ich kann nur auf wenige einen kleinen Einfluß, durch Lehre und Beispiel, ausüben. Diese eine aber habe ich in meiner Gewalt, so zwar, daß ich sie zum Aufhören bringen kann. Wohlan — das soll geschehen! Ich will bewirken, daß die Bewegung zum Stillstehen kommt, daß sich in dieser Richtung weiter nie mehr ein solches mit Leiden behaftetes Schein-Ich bilden kann."

Hierin ist nicht der kleinste Widerspruch zu finden.

„Was kann's dir denn verschlagen, daß sich in der Zukunft solche Iche bilden, die dich doch nichts angehen?" fragt unausbleiblich der Europäer. Und der Buddhismus, der von jeher ein feiner Ironiker war, antwortet vielleicht: „Mein Lieber! wenn du mir vorwirfst, daß ich zu wenig egoistisch sei, um dir überhaupt verständlich zu sein, so mag das mich einigermaßen darüber trösten, daß wiederum andere, wie der verehrungswürdige Meister Deussen, mir vorwerfen, ich mache den Egoismus zur alleinigen Triebfeder der Religion. Vielleicht können die beiden entgegengesetzten Beschuldigungen sich gegenseitig die Wage halten, und schließlich werde ich doch noch vom strengen Richterstuhl des Westens freigesprochen."

„Und das wäre alles — dies Aufhören-Lassen einer individuellen Kausalitätsreihe?" Ja, das ist alles — alles, insofern es sich um Gedankengang, um begrifflich Fixierbares handelt. Daß freilich dies Werk des „Endigers" nicht ein gleichgültiger Prozeß ist, sondern von einer bis zum seligsten Seelenfrieden sich steigernden Freude und Heiterkeit begleitet wird; daß der Untergang des Gewordenen *eo ipso* das Schauen des Ungewordenen ist („Dhammap." V. 383;

daß dieselben Bewußtseinsmomente, welche die Träger der Auflösung alles Vergänglichen und Leidvollen sind, in genau demselben Grade, wie sie dies sind, auch die Träger des Unvergänglichen und Leidlosen sind; daß der Augenblick des Verschwindens aller Zeitlichkeit selbst das *Nunc stans* der Ewigkeit ist: dies und ähnliches, schwer in Worte zu Fassendes, noch schwerer aus Worten zu Entnehmendes, ist für den Heiligen ein seliges inneres Erlebnis (das wir etwa in Reihe mit dem Einswerden eines Plotin, der Vergottung eines Meister Eckehart setzen würden); für die andern aber ist es eine Glaubenssache, welche auch über die ersten Stadien des Heilpfades durch unwillkürliches Vorwegnehmen den Glanz und die religiöse Weihe jenes Endzieles wirft. Derjenige, der diese positive Seite des Buddhismus unberücksichtigt ließe, würde aber bestenfalls nur eine verstandesgemäß-trockene Karikatur desselben geben.

Bei der eminenten, ja ausschlaggebenden Bedeutung, die im Buddhismus die praktische, ethische Seite hat, können wir den Anatta-Gedanken nicht verlassen, ohne einen Blick in diese Richtung zu werfen. Auch für Professor Deussen ist — wie wir sahen — das Brechen des natürlichen Egoismus die erste und schwierigste Aufgabe jeder echten Religion. Die Anatta-Lehre als Werkzeug zu dieser Operation scheint ihm aber nicht in den Sinn gekommen zu sein, wogegen Professor Walleser zugibt, daß nichts geeigneter sei, „die Anhänglichkeit an das eigene liebe Ich radikal zu zerstören, als die innere Ueberzeugung, daß das Ich nur eine Fiktion, ein imaginäres Gebilde ist." Freilich fügt er hinzu, daß es „ein gewaltiger Unterschied ist, ob man dem Ich jede transzendentale Bedeutung abspricht, wie es Buddha tut, oder ob man die individuelle Selbständigkeit des Einzel-Ich als unhaltbar nachweist, ohne die Existenz eines transzendentalen Subjekts anzutasten". Daß aber jenes Einschiebsel „wie es Buddha tut" auf einem Irrtum beruht, haben wir schon gesehen. Noch schwerer als diese Gelehrten-Anerkennung fällt ins Gewicht, was ein Europäer sagt, der nicht nur jahrelang in einem buddhistischen Lande gelebt hat, wo dieser Gedanke ins Blut des Volkes übergegangen ist, sondern auch sich dort geistig akklimatisiert hat: Lafcadio Hearn schreibt („Glints of Buddhist fields", deutsch „Buddha" p. 192): „Die Lehre der Unbeständigkeit des bewußten Ego ist nicht nur die bedeutungsvollste in der buddhistischen Philosophie, sie ist auch moralisch eine der wichtigsten. Vielleicht ist der ethische Wert dieser Lehre noch nie von einem abendländischen Denker voll ermessen worden."

Aber nicht nur diese „bedeutungsvollste Lehre“ der buddhistischen Philosophie will Prof. Deussen dem Buddha selber absprechen: er tut dasselbe mit der Nidana-Reihe, dem „Entstehen aus Ursachen“. Hier handelt es sich nicht wie dort um einen Grundgedanken, sondern um die Fassung desselben in eine festgeprägte Formel, welche uns die buddhistische Weltanschauung leicht überschaulich darstellt. Die Nidanas sind die vollständige Reihe der Existential-Kategorien der Buddhawelt, nicht „Seins-Gattungen“, wie die Kategorien Plotins, sondern festgehaltene Hauptpunkte im Fließen des Werdens. Wie die bildlichen Darstellungen dieser zwölf Kategorien tierkreisartig die Weltkarte des Buddhismus umfassen — die Darstellung der fünf verschiedenen Stätten, wo Geburt stattfinden kann: — so bilden sie auch selbst die Stationen, welche die Lebenssonne in ihrem stets erneuertem Kreise durchmißt. Ihre Bezeichnungen sind: Unwissenheit; Gestaltungen (charakterbildende Eigenschafts-Gruppen); Bewußtsein; Erscheinungswelt; Sechs-Sinnensitz (Auge, Ohr ꝛc. bis Verstand); Berührung (zwischen diesen Sinnengebieten und den ihnen korrespondierenden Außengebieten, „Form, Ton“ ꝛc. bis „Ding“; denn wie den einzelnen Sinnesorganen die Eigenschaften des Dinges, so steht dies selbst dem Verstande gegenüber als sein Objekt, eine Anschauung, die von hoher erkenntnistheoretischer Besonnenheit zeugt); Eindruck; Durst (tanha, Sanskrit: trishna); Sichanklammern (an „die Dinge dieser Welt“ als Objekte des Genusses); Werden; Geburt; Alter-Krankheit-Tod. Diese Glieder werden in eine Art Kausalverhältnis zu einander gesetzt, wobei wir freilich unseren Kausalitätsbegriff zur Seite setzen müssen: wenn das Eine besteht, entsteht das Folgende, durch die Aufhebung des Einen wird die Entstehung des Folgenden verhindert; z. B. wo die Unwissenheit von der wahren Beschaffenheit dieser Welt durch das Wissen von der Flüchtigkeit, Leidenvollheit und Wesenlosigkeit aller Erscheinungen völlig aufgehoben ist, bildet sich keine neue Individualität (keine „Gestaltungen“) und die ganze Reihe kommt somit in Wegfall. Ein wirklich befriedigendes Verständnis der Nidana-Formel können wir freilich nicht hoffen zu erreichen, so lange noch die Hälfte der Glieder von verschiedenen Gelehrten verschieden gedeutet werden — von mehreren sind drei verschiedene Deutungen da. Der Versuch, das Nacheinander durchzuführen, hat besonders beim zehnten und elften Gliede großes Kopfzerbrechen verursacht, da hier „Werden“ und „Geburt“ auftaucht, nachdem man durch die Sinnestätigkeit doch schon mitten ins Leben versetzt

schien. Die von L. A. Waddel gegebene thibetische Erklärung (The Budhism of Thibet p. 117) hebt diese Schwierigkeit. Danach handelt es sich beim 11. Glied von der Geburt eines Erben, als Kulmination des normalen Lebens. Wenn auch dieser, durch altertümliche Bilder einigermaßen gestützten, Erklärung schwere Bedenken gegenüberstehen, so ist sie doch nicht unmöglich, man denkt an Buddhas eigenen Ausruf bei der Geburt Rahulos: „Eine Fessel ist mir geworden" Ebenso große Bedenken erheben sich gegenüber der ceylonischen Erklärung (Dahlke, „Aufsätze rc.", II, 60), nach welcher es sich um die Geburt eines Lebewesens im Sinne jenes Visuddhi-Maggo-Wortes, also eines einzelnen Bewußtseinzustandes handelt. Immerhin zeigen solche Deutungen die vielen Möglichkeiten. Am besten versteht man wohl diese Gruppe ganz allgemein: es findet Geburt statt, im Strom des Werdens, der dem *tanha* entfließt, welcher durch die Sinneseindrücke gespeist wird rc. Sehr mit Unrecht vermißt Prof. Deussen das Karma in dieser Reihe, und stützt darauf die sonderbare Hypothese, die Karmalehre und die Nidanalehre bezeichnen zwei verschiedene Richtungen im Buddhismus. Prof. Oldenberg, der sich um das Verständnis der Nidanareihe so verdient gemacht hat, erblickt mit Recht das Karma im zweiten Gliede („Gestaltungen"); und in der Tat wird dies Glied in den Fresken des Ajunta-Felsentempels als ein Töpfer an seiner Arbeit dargestellt, ein Bild des Schicksals, das wir bekanntlich auch bei Paulus und nicht weniger bei Omar Khayyám finden.

Wie zweifelhaft nun immerhin einige dieser Kategorien und der Zusammenhang ganzer Gruppen derselben sein mag: wir können die Nidanareihe im Großen und Ganzen hinlänglich verstehen, um zu sehen, daß sie einen der eigenartigsten Gedankengänge darstellt, in welchem jemals eine Weltanschauung kompendienartig fixiert worden ist. Sie findet sich in den ältesten Teilen des buddhistischen Kanon und wird dort auf den Buddha selbst zurückgeführt, bei dem sie aufgestiegen sein soll, unmittelbar nachdem die Einsicht in die vier Leidenswahrheiten ihm die Buddhaschaft erworben hatte: wobei wenigstens das richtige Verhältnis zwischen diesen beiden Hauptlehren — erst Intuition, dann analysierende Reflexion — sehr hübsch illustriert wird. Nun geben aber gerade die neuesten Forscher den ältesten Teilen dieses Kanon ein sehr hohes Alter: nach Walleser („Die philos. Grundlage des ält. Buddh.", erste Abteilung) lag der jüngste Teil, „des Abhidamma" zur Zeit des Açoka-Konzils (ca. 230 Jahre nach Buddhas Tod) vor; die Entstehung der Texte sei

aber bedeutend älter, ja er hat kein Bedenken gegen die Tradition, daß sie zur Zeit des zweiten Konzils, 100 Jahre nach Buddhas Tod bestanden. Wie nahe man dann mit den ältesten Suttas und den ältesten Teilen des Vinaya an das Leben des Buddha selber herankommt, liegt auf der Hand (vgl. Rhys Davids: *„Dialogues of the Buddha“*, p. XIX, und Dutoit: „Das Leben des Buddha“ XI f und XXI f.). Wenn wir nun bedenken, daß Buddha nicht ein Jahr, wie Jesus, sondern mehr als vierzig Jahre lang lehrend umhergewandelt ist; daß seine Schüler nicht ungelehrte Fischer, sondern weitaus zum größten Teil Brahmanen waren, gewöhnt theoretische Fragen zu erörtern und in der Mnemotechnik wohl geübt (zu einer Zeit, wo das Schreiben zwar längst bekannt war, aber zur Fixierung heiliger Texte nicht verwendet wurde); und endlich, daß ein Mönchsorden bestand, zu dessen Hauptaufgaben das Bewahren der Meisterworte gehörte, — so muß man wohl zu der Einsicht kommen, daß überwältigend starke innere Gründe vorhanden sein müssen, um ein solches Hauptstück der Lehre, wie die Nidanareihe, die sich gerade auch in den ältesten Teilen des Kanon findet*), für ein „späteres Dogma der Schule“ zu erklären; ja man könnte fragen, ob dieser Begriff überhaupt zulässig ist auf einem Gebiete, wo es sich doch nur um wenige Jahrzehnte handeln kann.

Einen vermeintlichen inneren Grund führt nun Prof. Deussen auch an; er ist aber keineswegs zwingend. Die Nidanareihe soll mit den vier Wahrheiten nicht im Einklange stehen. In diesen ist der *tanha* (*trishna)*, der Lebensdurst, der letzte Grund des Daseins: in den Nidanas erscheint aber tanha mitten in der Kette, und diese wird bis zu „Unwissenheit“ (*avijja)* hinaufgeführt. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß wenn hier ein wirklicher Widerspruch vorläge, so müßten die zwölf Nidanas vor den vier Wahrheiten zurücktreten. Es scheint mir aber nicht der Fall zu sein. Die vierte Wahrheit deckt den Weg auf, der zur Aufhebung des *tanha* führt, und der erste Schritt auf diesem Weg ist „rechte Erkenntnis“ nämlich der Vergänglichkeit, Leidvollheit und Wesenlosigkeit alles Gewordenen, aller äußeren und inneren Erscheinungen, also gerade die Aufhebung von *avijja*, in bester Uebereinstimmung mit der Nidanareihe: wenn avijja aufgehoben ist, kommen die *sankharas* nicht

) In Sutta-Nipata („certanily one of the very oldest of our documents“* Rh. Davids) wird, V. 502, auf die Nidanas als bekannte Lehre hingedeutet. Der jedenfalls sehr altertümliche Mahavagga (aus Vinaya) fängt sogar mit diesem Lehrstück an.

zustande usw. Auf diesen Zusammenhang der Nidanas mit den zwei mittleren Wahrheiten ist man öfters aufmerksam geworden, ja an einer Stelle des Kanon sind die zweite und dritte Leidenswahrheit durch die Nidanas ersetzt (Rhys. Dav. Vinaya Texts I 75).

Nun meint freilich Prof. Deussen, daß die Art, wie *tanha* auf *avijja* zurückgeführt wird, ganz besonders gegen die vier Wahrheiten streite. „Während von 12. Leiden durch die Zwischenstufen von Geburt und Werden auf 8. Trishna als deren metaphysisches Substrat zurückgegangen wurde, wird dann weiter Trishna (**tanha**) durch die Stufen von Gefühl, Berührung und Sinnesorganen aus 4. **namarupam**, d. h. der Sinnenwelt, abgeleitet und grobphysisch als die innerhalb des empirischen Daseins in die Erscheinung tretende Begierde verstanden . . . ., worin eine kolossale μετάβασις εἰς ἄλλο γένος liegt."

Bei der Weitherzigkeit des Ursachbegriffes in dem indischen „*paccaya*": „abhängig von, bedingt durch" ist nun aber der Sinn offenbar der, daß ohne die Berührung zwischen den Sinnesorganen und den Dingen und das dadurch entstehende Gefühl der **tanha** nicht ins Spiel kommen kann. Die ungenaue Abgrenzung der Begriffssphären kann man mit Recht tadeln, sollte doch aber dabei billig bedenken, daß wir es hier mit dem Anfange des wissenschaftlichen Denkens zu tun haben, und uns vergegenwärtigen, wie weit es davon entfernt ist, daß um das Jahr 500 in der griechischen Philosophie eine bewußte Trennung zwischen dem Metaphysischen und dem Physischen stattgefunden hätte. In den Upanishads, zumal den älteren, kann natürlich noch weniger die Rede davon sein.

Mit dem Gedankengang, der sich in den Nidanas und in damit verwandten Stellen der Suttas findet (z. B. Sutta-Nipato 168 f., Digha-Nik. I, 1, 11 Schl.*); Samyutta-Nik. I p. 62; ib. II, XII, 44, ib. IV p. 15 u. p. 67)**) stehen wir in der Tat vor dem ersten uns bekannten Anfang eines eigentlich philosophischen Denkens, nicht nur in Indien, sondern überhaupt. Und obwohl das Denken ganz und gar nicht von einem wissenschaftlichen, theoretischen Interesse ausgeht, vielmehr gänzlich als Mittel zum Zweck der Erlösung betrieben wird (da eben nur mittels der Richtigstellung des Intellekts dem Willen beizukommen ist), mußte es doch Vielen auffallen, wie sehr dieser erste Versuch sich mit denen der so un-

*) Rh. Davids Dialogues 2c. 283 f. (das berühmte Kevaddha-Sutta).
**) K. E. Neumann: Buddh. Anthol. p. 90, 161; Uebersetz von Sutta-N. 321 f. (Anm.)

endlich geschulteren Philosophie moderner Zeit berührt. Von dem Anatta-Gedanken ist das, wie schon erwähnt, allgemein bemerkt worden; aber auch von der Nidana-Formel sagt Waddel, er scheine mit den Methoden und den Spekulationen moderner Philosophie mehr gemeinsam zu haben, als man gewöhnlich ahnte. „Es ist in der Tat kaum zu viel gesagt, daß in einer Zeit vor Alexander dem Großen ein indischer Anachoret im Gangestale durch eigenes Studium und Meditation ein ontologisches System entwickelt habe, welches Vieles gemeinsam hat mit Platos und Kants Philosophie und mit den tiefsten und berühmtesten Spekulationen moderner Zeit, wie Berkeleys, Schopenhauers und Hartmanns". Zu beanstanden ist vielleicht das Wort „System" — das ja aber auch bei den Genannten (mit Ausnahme von Hartmann) nicht anwendbar ist, denn selbst Schopenhauer hat seinen „einzigen Gedanken" nicht eigentlich systematisch entwickelt.

Auch Prof. Walleser (angef. W.) sieht in diesen Texten „einen Wendepunkt in der Entwicklung der indischen Spekulation", der bezeichnet wird „durch die Besinnung auf die Bewußtseinsimmanenz der empirischen Realität" — eine Besinnung, die „das entscheidendste Ereignis in den Geisteskämpfen jener bewegten Zeit war", von dem wir aber — wie wir hier hinzufügen müssen — durch Prof. Deussens Darstellung freilich nicht die leiseste Ahnung erhalten; und das obwohl „die Stellungsnahme zum erkenntnistheoretischen Grundproblem im Buddhismus immer mehr als entscheidend für die Lebensauffassung anerkannt wurde" (Wall. p. 57). Wenn wir nun bedenken, daß eine Stellungnahme zu diesem Problem gerade dasjenige ist, was wir in der gesamten Philosophie des klassischen Altertums und des Mittelalters so schmerzlich vermissen, ja daß das Aufwerfen dieses Problems den Anfang der modernen Philosophie bezeichnet, die um so moderner ist, je bewußter die Stellungnahme ausfällt: dann sollte man fast glauben, daß in einem Werke über indische Philosophie auf jenes „entscheidendste Ereignis" einige wenige von den 1400 Seiten hätten verwendet werden können. Wir finden aber kaum ein paar Zeilen darüber. Denn in der Zurückführung der Sinnenwelt auf das Bewußtsein vermag Prof. Deussen nur „den alten Vedantagedanken, daß die ganze materielle Welt vom Bewußtsein getragen, ein bloßes Bewußtseinphänomen ist", zu sehen. Aber erstens ist die hier gemeinte Lehre von der „Nichtrealität der Welt" in den älteren Upanishads sparsam und nur *in nuce* vertreten (siehe hierüber G. Thibaut, „Vedanta-Suttras, Introduktion CXVI—CXXVI)

— wenn wir uns nämlich hüten, sie durch die Brille Gaudapadas und Çankaras zu lesen; und zweitens ist der darin liegende Idealismus doch von der allerabstraktesten Art und außerdem rein dogmatischer Natur und somit gänzlich verschieden von der echt philosophischen, kritischen Besinnung, die in den einschlägigen buddhistischen Sutta-Stellen zum Ausdruck kommt.

Vor allem zeigt sich diese Besonnenheit in der zehngliedrigen Form der Nidana-Reihe. Nachdem nämlich hier Name-Form (Erscheinungswelt) als durch das Bewußtsein bedingt aufgezeigt worden ist, wird nun umgekehrt das Bewußtsein von Name-Form abhängig gemacht: die beiden Kategorien stützen einander wie zwei Rohrbündel. Wer nun hier die Achsel zucken will über einen primitiven Versuch des Denkens, der sich in einen *circulus vitiosus* verstrickt, dem bleibt ja das unbenommen. Es ist aber nur billig zu bemerken, daß es unseren eigenen vorzüglichsten Köpfen nicht so sehr viel anders gegangen ist: an diesem Punkt, oder in der Nähe desselben, geraten gerade die ehrlichsten in den Zirkel. Laut genug ist es Kant von seinen Bekrittlern vorgeworfen worden, daß er, während er nachdrücklich erklärt, die Erscheinungen seien als solche lediglich unsere Vorstellungen, doch andererseits dieselbe uns affizieren und Vorstellungen in uns erregen läßt, (z. B. das Zinnober die Vorstellung des Roten, Prol. § 13 Anm. 2). Bei Schopenhauer ist diese Bewegung im Großen zu beobachten in dem berühmten § 21 seiner Disputation — dem Ausgangspunkt für die gesamte Erkenntnistheorie des vorigen Jahrhunderts; im kleinsten Format ist der Zirkel vorhanden in seinem Satze, der Raum sei eine Funktion des (räumlichen) Gehirns. So sollte man vielleicht den indischen Asketen, der zum erstenmal dies Problem berührte, vielmehr loben, weil er die Besonnenheit hatte, beide Seiten desselben zu sehen und sich bei der Betrachtung zu bescheiden: „Zurücklaufend hängt das Bewußtsein wiederum von der Erscheinungswelt ab — weiter geht es nicht." Und diesen doppelseitigen Blick treffen wir überall im alten Kanon, wie denn überhaupt „die Betrachtung beider Seiten des Schildes" ein Charakteristikum des Buddhismus ist. Idealismus in dem Sinne, daß die Welt von Subjektiven abhängig ist; nicht aber in dem Sinne, daß das Objektive auf Fichtesche Art aus dem Subjektiven extrahiert wird. Die Welt ist ein fortwährendes Ineinander vom Objektiven (Bewußtsein-Transcendenten) und Subjektiven. $W = O \times S$; wenn in dieser Gleichung S eliminiert wird, kommt auch W in Wegfall; das übrigbleibende O — das Objektive, die

Elemente — dieser Rest ist nicht etwa Schweigen, welches auch ein Verstummen in Ehrfurcht dem Unsagbaren gegenüber sein könnte; nein, einfach Gleichgültigkeit. Und muß es sein. Die buddhistische Philosophie ist Erlösungslehre und muß folgerichtig Halt machen, wo mit der Welt das Leiden aufgehoben ist.

Während wir nur einen flüchtigen Blick auf die Lehre vom Primat des Willens, vom Willen als Kern aller Lebensäußerungen, ja des Daseins überhaupt, warfen, haben wir so ausführlich, wie der Rahmen eines Zeitschrift-Aufsatzes es erlaubte, die beiden anderen philosophischen Charakterzüge des Buddhismus beleuchtet. Der Anatta-Gedanke, die Lehre vom ständigen Fluß aller — inneren wie äußeren — Erscheinungen ohne Ausnahme, entstand bekanntlich gleichzeitig in Griechenland mit Heraklit; wurde aber vom Buddha, zumal auf dem Gebiete des Seelenlebens in einem anderen, kritischeren Geiste durchgeführt, der — wie schon sehr oft hervorgehoben — merkwürdig an unsere „Psychologie ohne Psyche" erinnert. Nicht weniger steht die im Buddhismus immer entschiedener hervortretende Stellungnahme zum erkenntnistheoretischen Problem als Grundlage einer Weltanschauung in Beziehung zur ganzen modernen Philosophie. Wie ursprünglich und originell alle drei Züge sind, zeigt sich vielleicht am greifbarsten in einem Umstand, den eine oberflächliche Betrachtungsweise versucht sein könnte zu ihren Ungunsten zu deuten: nämlich in ihrer Wirkungslosigkeit. Die bleibenden Spuren des praktischen Einflusses, den der Buddhismus in seinem Heimatlande ausgeübt hat, waren so tiefgehend, daß einer der besten Kenner Indiens, Sir William Hunter, schreiben konnte: „Der Buddhismus hat nicht nur den Hinduismus mit seinem edlen Barmherzigkeit-Geiste inspiriert, sondern ihm auch viele von seinen Institutionen vermacht." Hingegen standen diese drei Hauptlehrstücke des Buddhismus allen maßgebenden indischen Gedankengängen zu fern, als daß sie auf diese hätten einwirken können, zumal sie sich nicht biegen und akkomodieren ließen. Als sie aber nach dreiundzwanzig Jahrhunderten endlich unsere Breite- und Längegrade erreichten, waren hier dieselben Gedanken schon von selber entsprossen. Höchstens könnte man fragen, ob die Tanha-Lehre nicht von entscheidender Einwirkung auf Schopenhauer und damit auch auf die ganze Willensmetaphysik und -Psychologie unserer Zeit gewesen ist; eine Frage, die wohl eine sorgfältige Untersuchung verdiente. In diesem — wie mir scheint allerdings nicht wahrscheinlichen Fall — würde der Buddhismus noch in der elften Stunde tätig in die Geschichte der

Philosophie eingegriffen haben. Sonst aber muß er sich mit dem stolzen Worte Lord Byrons trösten (der auch oft wie ein unbewußter Buddhist sprach): „*I stood and stand alone, — remember'd or forgot.*"

Nun, vergessen wird er nicht mehr werden, dafür ist gesorgt. Aber völlig verstanden und zumal in Zusammenhang mit verwandten Strömungen im gesamten Gebiete der Philosophie allseitig beleuchtet und gewürdigt — das kann er erst dann werden, wenn ein Meister, der ebenso vollkommen für seinen Zweck ausgerüstet ist, wie Prof. Deussen für den seinen, sich in ihn mit derselben Andacht und Treue vertieft, welche dieser treffliche Forscher schon vor einem Menschenalter der Philosophie des Veda gewidmet hat, um die Darstellung derselben nunmehr in dem vorliegenden Werke auf wahrhaft glänzende Weise zu Ende zu führen.

Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten.

Von

D. Aug. Kind, Berlin.

Mission ist ein Wort, das lange Zeit für weite Kreise in Deutschland einen fremden Klang hatte. Man hielt sie für überflüssige Betätigung frommen Eifers, meinte jedenfalls, sich um sie nicht kümmern zu brauchen. Seitdem wir deutsche Schutzgebiete besitzen, ging es aber nicht mehr an, sie zu ignorieren. Denn in unsern Kolonien arbeitete die Mission oder setzte nach ihrer Besitzergreifung ein. In ihnen sind auf evangelischer Seite 20 Missionsgesellschaften, auf katholischer Seite 10 Männerkongregationen und 12 Gruppen weiblicher Genossenschaften tätig. Die Zahl der ordinierten christlichen Missionare beträgt 986, — eine stattliche Zahl. Die Mission beider Konfessionen entfaltet eine rege und erfolgreiche Wirksamkeit. So bedeutet sie einen Faktor, mit dem gerechnet werden muß.

Seitdem wir selbst Kolonialpolitik treiben, ist denn auch die Mission Gegenstand lebhafter Erörterungen in Schriften und in der Tagespresse gewesen. Gegen die Mission sind oft Anklagen laut geworden und Vorwürfe erhoben worden. Die Mission hat gewiß allerlei Fehler gemacht, sowohl in ihrer Methode, sowie in der Auswahl der ausgesandten Persönlichkeiten, aber sie ist, wenigstens die evangelische, bereit und bemüht zu lernen und hat auch begonnen, engherzig dogmatisches Wesen abzustreifen und sich in religiöser Beziehung auf die Mitteilung der entscheidenden christlichen Wahrheiten und Grundsätze zu beschränken. Andererseits haben sich, wie beim Hereroaufstande, die Angriffe auf die Mission oft als unbegründet erwiesen, und viele Bemängelungen ihrer Tätigkeit stellten sich als auf oberflächlicher Kenntnis oder einseitigem Urteil beruhend heraus.

In unseren eigentlichen Kolonialkreisen bringt man auch der Mission wachsendes Interesse entgegen und kommt mehr und mehr zu einer unbefangenen Würdigung ihres Wirkens. Auf den Kolonialkongressen erfreute sich gerade die 4. Sektion, welche sich mit den religiösen und kulturellen Verhältnissen der Kolonien und überseeischen Interessengebieten beschäftigte, bei ihren Verhandlungen lebhafter Teilnahme, und die Vorträge von missionarischer Seite in den Plenarversammlungen wurden mit großer Aufmerksamkeit angehört. Und die Stimmen, die ein Wort der Anerkennung haben für die selbstlose und hingebungsvolle Arbeit der Mission, mehren sich, selbst aus sozialdemokratischem Lager ist eine solche laut geworden.

Wie über die Mission geklagt worden ist, hat sich aber auch diese beschwert, wie ihre Wirksamkeit unnötigerweise gehemmt werde. Es handelt sich dabei weniger um Maßnahmen der Kolonialregierung, als um die in den Kolonien lebenden Weißen. Wenn diese sich dort über die in der Heimat gültigen sittlichen Anschauungen hinwegsetzen zu können glauben und besonders ihren sinnlichen Neigungen die Zügel ungescheut schießen lassen, so wird die erzieherische Tätigkeit der Mission an den Eingeborenen dadurch allerdings sehr erschwert. Es ist Ehrensache für unsern deutschen und für unsern christlichen Namen, daß hier Wandel geschieht. Es ist zu hoffen, daß eine Besserung sich allmählich vollzieht.

Die deutsche Kolonialregierung hat von Anfang an sich freundlich zur Mission gestellt. Damit folgt sie nur älteren Kolonialreichen. Selbst Frankreich, obwohl nichts weniger als kirchenfreundlich, unterstützt die Mission, wenigstens die katholische. Kolonialpolitik und Mission haben viele Berührungen miteinander und ein Hand-in-Hand-Gehen liegt im Interesse beider. Beide müssen sich nur über die Eigenart der Aufgaben, die jede hat, klar sein und gegenseitig die besonderen Ziele und Mittel achten. Das ist nun in dieser Allgemeinheit leicht gesagt, in Wirklichkeit handelt es sich dabei um eine ganze Reihe von zum Teil recht verwickelten Fragen. Ueber die Kolonialpolitik und Mission und ihre Beziehungen zueinander sollte nicht so obenhin geurteilt werden, wie es oft geschieht. Es bedarf dazu eines gründlichen Studiums, vieler Kenntnisse, ernsten Nachdenkens. Wer sich orientieren will, sei hingewiesen auf das ausgezeichnete, umfassendes Wissen mit besonnenem Urteile verbindende, in diesem Jahr erschienene Buch von Prof. D. Karl

Werbt: „Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten“.*

Die deutsche Kolonialpolitik betrachtet [illegible] als [illegible] wirtschaftliche Erschließung und Nutzbarmachung der Schutzgebiete. Das ist eine durchaus berechtigte Auffassung, wie auch von [illegible] der Mission anerkannt werden muß. Selbst die [illegible] überseeischer Gebiete läßt sich vom christlichen Standpunkt [illegible] rechtfertigen. Denn kein Land und kein Volk darf sich auf die Dauer von der Weltkultur und dem Weltverkehr [illegible]. Die Mission verfolgt, wie überall, so auch in den Kolonien [illegible] die Bevölkerung zu christianisieren, vor allem, [illegible] dem christlichen Geiste zu durchdringen. Nur [illegible] tumsfeindschaft kann ihr das wehren wollen. Der [illegible] modernen Religionsfreiheit bringt es auch mit sich, daß [illegible] in den Kolonien unsern Glauben ausbreiten darf, und [illegible] zeugung von dem einzigartigen Werte des Christentums [illegible] selbst dazu, seine Heilskräfte denen zuzuwenden, zu deren [illegible] herren wir uns gemacht haben. In den Kolonien [illegible] unter denen ein Teil unseres Schutzgebietes [illegible] von der Errichtung von Missionen ausdrücklich [illegible] die Kolonien wirtschaftlich leistungsfähig zu machen, [illegible] politik vor allem auf die Erziehung der Eingeborenen [illegible] damit sie an ihnen [illegible] wenn wir fremde Land in Besitz nehmen, [illegible] sittliche Pflicht, ihm etwas zu bieten, [illegible] [illegible]

[illegible]

* [illegible]

und wert zu machen." Hier ist am Schlusse bereits Bezug genommen auf die Mithilfe der Mission. Und gewiß ist hier ein Gebiet, auf dem die Bestrebungen der Mission mit denen der Kolonialpolitik zusammentreffen. Denn jeder ernstlichen und verständigen Mission kann doch nicht daran liegen, die Eingeborenen zur Anerkennung einiger Glaubensformeln und zur Beteiligung an einigen gottesdienstlichen Bräuchen zu bringen, sondern eine innere Umwandlung allmählich herbeizuführen, das heißt: erziehlich zu wirken. Der Erfolg dieser Tätigkeit wird aber mit davon abhängen, daß die Eingeborenen in geordnete Verhältnisse kommen und durch genügenden Verdienst erhöhte Lebensfreudigkeit und weiteres Streben erhalten. Auch an der materiellen Hebung der Lebenslage der Eingeborenen hat also die Mission ein Interesse.

Eine Schwierigkeit für das Verhältnis der Kolonialpolitik zu den Missionen liegt darin, daß diese verschiedenen Nationen und Konfessionen angehören. Es hätte etwas für sich, wenn in unseren Schutzgebieten nur deutsche Missionsgesellschaften arbeiteten. Aber es fehlt jede rechtliche Handhabe, nichtdeutsche Mission auszuschließen, auch ist nicht leicht, den Begriff der nichtdeutschen Missionen, besonders soweit es sich um katholische handelt, zu bestimmen. Besondere Schwierigkeiten haben sich übrigens aus der Tätigkeit ausländischer Missionen nicht ergeben, auch ist ihre Zahl zurückgegangen. Bedenklicher erscheint das Nebeneinander evangelischer und katholischer Missionare in denselben Schutzgebieten. Man hat ins Auge gefaßt, daß den beiden Konfessionen bestimmte Landesteile zugewiesen werden sollen. Aber Rom läßt sich auf solche Abmachungen nicht ein, hat im Gegenteil Neigung, wie anderwärts, auch in deutschen Schutzgebieten, dort sich niederzulassen, wo eine geeignete evangelische Mission besteht. So in Südwestafrika, wo die Rheinische Mission lange vor der deutschen Besitzergreifung mit Erfolg gearbeitet hatte. Aber auch die evangelische Mission trägt Bedenken, sich in bezug auf die Auswahl der Missionsfelder zu binden, und will sich die Freiheit der Verkündigung des Evangeliums vorbehalten. Aus der gleichzeitigen Arbeit evangelischer und katholischer Mission in denselben Schutzgebieten können sich Uebelstände ergeben und haben sich Uebelstände ergeben. Denn das Nebeneinander wird leicht zu einem Gegeneinander, während die evangelischen Missionen auf einander Rücksicht nehmen und miteinander Fühlung halten. Die Kolonialleitung kann diese Konkurrenz beklagen, hat aber nicht Mittel und Wege, Wandel zu schaffen. Rom

würde jedenfalls gegen eine Abgrenzung der Missionsfelder Einspruch erheben und sich daran nicht kehren. So muß die deutsche Kolonialregierung diesen Uebelstand mit in den Kauf nehmen. In dem Verhalten gegen die beiden Konfessionen befleißigt sich das Kolonialamt wie auch das Reichsmarineamt für das Kiautschougebiet peinlich der Parität.

Für die Kolonialpolitik wie für die Mission kommen in erster Linie die Eingeborenen als Objekte ihrer Tätigkeit in Betracht. Die Bevölkerung der Schutzgebiete ist deren wertvollster Besitz. Meiner Erinnerung nach hat vor vielen Jahren bereits Pechuel-Lösche das für Afrika betont. Diese Erkenntnis ist allmählich in immer weiteren Kreisen durchgedrungen. Im Kongostaat hat man das freilich nicht beachtet, sondern in ebenso brutaler wie kurzsichtiger Weise die schwarze Bevölkerung dezimiert. Die Erhaltung der Eingeborenen bleibt eine Hauptaufgabe einer gesunden Kolonialpolitik. Daraus ergibt sich die Pflicht der rechten Behandlung der einheimischen Bevölkerung. Die Mission sieht auch in den Angehörigen der farbigen Rasse Menschen nach Gottes Bilde, hält es für ihre Pflicht, auch ihnen das Heil der Seele zu bringen, sie zu höheren, besseren Wesen umzugestalten und ihnen die Not des Lebens zu mildern. Diese religiös-menschenfreundliche Auffassung der Mission kann nun leicht einen Gegensatz herbeiführen gegen die nüchternen Erwägungen der Kolonialpolitik. Es handelt sich dabei vor allem um die Stellung zur Rassenfrage und um einen etwaigen Zwang zur Arbeit.

Ueber die Rassenfrage wird besonders seit dem Erscheinen von Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts vielfach verhandelt. In unseren Kolonien kommt dabei wesentlich die schwarze Rasse in Betracht. Die gelbe Rasse, mit der wir im Kiautschougebiete zu tun haben, bildet eine Frage für sich. Die Minderwertigkeit der schwarzen Rasse wird von vielen behauptet. Dr. Rohrbach hat das in der letzten Zeit wieder mit Nachdruck getan. Vom christlichen Standpunkt aus scheint das bedenklich, weil im Widerspruch mit der allgemeinen Gleichheit der Menschen. Aber die Gleichheit gewisser elementarer Anlagen und bestimmter Menschheitsansprüche schließt noch nicht die Gleichartigkeit geistiger Ausstattung in sich. Die Theorie von der allgemeinen Gleichheit aller Menschen im Sinne einer Gleichwertigkeit trägt weder in der Heimat der Wirklichkeit Rechnung, noch wird sie den tatsächlichen Verschiedenheiten der Rassen gerecht. Natürlich läßt sich über die Entwicklungsfähig-

keit einer Rasse unter bestimmten, etwa christlichen Einflüssen nichts Bestimmtes voraussagen, aber viele Beobachtungen legen doch den Schluß nahe, daß die moralische und intellektuelle Begabung der schwarzen Rasse ihre bestimmten Schranken hat. Daran ändert auch nicht, wenn einzelne Persönlichkeiten in ihr sich unserer Kulturstufe nähern. Lord Selborne urteilt von den Bantus, die er genau kennt, daß der Bantu niemals den Europäer erreichen wird, weder an Intelligenz noch an Charakterstärke, und daß die weiße Rasse als solche eine weit höhere geistige Ausrüstung erhalten hat.*) Dies gilt für die schwarze Rasse überhaupt. Daraus ergibt sich für die Kolonialpolitik Recht und Pflicht der Bevormundung, aber auch der Erziehung. Stellt sich die Kolonialregierung auf diesen Standpunkt, so hat die Mission keine Veranlassung, sich dagegen zu wehren. Inwieweit sie selbst eine Minderwertigkeit der schwarzen Rasse annehmen will, und welche Folgerungen sie daraus für ihre Arbeit zieht, bleibt ihr überlassen. Doch fehlt es nicht an Missionaren, die von einer großen Verschiedenheit der beiden Rassen überzeugt sind und die dafür eintreten, daß den Schwarzen in unseren Schutzgebieten mehr Gesetz wie Evangelium eingeprägt werden müsse.

Die Kolonialpolitik sieht darauf, daß die Bevölkerung der Schutzgebiete arbeiten lernt und arbeitet. Denn sie braucht, wenn die Kolonien ertragsfähig werden sollen, eingeborene Arbeitskräfte. Auch die Mission wünscht, daß die Eingeborenen den Müßiggang aufgeben, an regelmäßige Tätigkeit sich gewöhnen, hält sie dazu an und sucht sie dazu zu erziehen. Allerdings nicht aus wirtschaftlichen Erwägungen, sondern weil Arbeit für die Menschen ein Segen ist und an sich eine erziehliche Wirkung ausübt. Aber wenn auch aus verschiedenen Beweggründen, verfolgen Kolonialpolitik und Mission hier dasselbe Ziel. Nun entsteht die Frage, ob und inwieweit ein Zwang auf die Schwarzen ausgeübt werden darf und soll, daß sie die von den Weißen gewünschten Arbeiten verrichten. Das würde für die Weißen bequem sein, den Schwarzen aber schwerlich Arbeitslust beibringen, also ohne erziehliche Bedeutung sein, und jede Form der Sklaverei widerspricht nicht nur den christlichen, sondern auch den humanen Anschauungen der Gegenwart. Damit ist nicht gesagt, daß die Eingeborenen nicht zwangsweise zu bestimmten öffentlichen Leistungen, wie Straßenbauten herangezogen

*) cf. Mirbt a. a. O. S. 236 f.

werden können. Bestehen doch auch bei uns in der Heimat allgemeine Verpflichtungen, denen sich niemand entziehen darf, wie die allgemeine Wehrpflicht. Der Herrnhuter Missionsdirektor Buchner erklärte daher auf dem 2. deutschen Kolonialkongreß: „Einem Zwange, der nicht dahin zielt, die Eingeborenen in eine der Sklaverei ähnliche Abhängigkeit, sondern in eine ihrem, wie unserem eigenen Interesse entsprechende Stellung zu bringen, wird die Mission keinen Widerstand entgegensetzen können und wollen.“

Gegen eine gewissenlose Ausbeutung der Eingeborenen aufzutreten und für ihre gerechte Behandlung zu sorgen, hat sowohl die Kolonialpolitik wie die Mission Veranlassung. Die Eingeborenen, die an sich schon die Fremdherrschaft als unangenehm empfinden, werden sonst schwer gereizt, und blutige Aufstände, deren Niederwerfung mindestens sehr kostspielig werden kann, sind die Folge. Und dem Missionar macht es sein Beruf schon selbst zur Pflicht, die Eingeborenen vor Vergewaltigung zu schützen. Das ist unter Umständen eine heikle Aufgabe. Darum, wenn man den Missionar auch als den geborenen Anwalt der Eingeborenen ansehen darf, spricht doch viel dagegen, ihm amtlich eine solche Stellung zu übertragen. In einer Reihe Bezirke von Ost-Afrika sind besondere staatliche Kommissare eingesetzt worden, um die Behandlung und Versorgung der eingeborenen Arbeiter zu überwachen und nötigenfalls als Schiedsrichter zu fungieren. Das ist ein besserer Ausweg, als den Missionar mit einer solchen Aufgabe zu betrauen.

Die Erziehung und geistige Hebung der eingeborenen Bevölkerung ist von großer Bedeutung für die Entwicklung unserer Kolonien. Hier hat die Schule eine verantwortungsvolle Aufgabe. Das Schulwesen liegt im wesentlichen auf den Schultern der Mission. Abgesehen von den 16 Schulen für Europäerkinder, in denen der Unterricht fast ausschließlich in den Händen der Regierung sich befindet, gibt es für die Eingeborenen 2379 Schulen mit 108 475 Schülern, davon sind 2289 Missionsschulen mit 103 646 Schülern. Die evangelische Mission ist dabei wesentlich stärker vertreten als die katholische. Eine allgemeine Schulpflicht besteht nicht und wird vorerst auch nicht durchgeführt werden können. Der freiwillige Schulbesuch stößt begreiflicherweise auf mancherlei Schwierigkeiten. Nur allmählich lernen die Eltern den Segen der Schule einsehen und gewöhnen sich die Kinder an deren regelmäßigen Besuch. Ausgeschlossen sollte sein, daß Weiße Kinder von Eingeborenen von der Schule fernhalten, um sie zu Dienstleistungen zu verwenden. Lehr-

plan und Schulbetrieb ist in den verschiedenen Kolonien und auch bei den Missionsgesellschaften verschieden. Das ist natürlich. In Kiautschou, bei einem alten Kulturvolk, versteht es sich von selbst, daß es Schulen geben muß, in denen unsere höhere Bildung zugänglich gemacht wird. Auch unter den Naturvölkern darf man sich nicht auf Elementarschulen beschränken, da aus der Bevölkerung Beamte, Prediger, Lehrer gewonnen werden sollen und der Zugang zu einer höheren Bildungsstufe niemand verwehrt werden darf. Aber die Gefahr der Halbbildung soll auch nicht außer acht gelassen werden. Mancher Neger ist geneigt, sich ein bestimmtes Wissen anzueignen, um dann nicht mehr wirklich arbeiten zu brauchen. Daher ist vor allem Elementarunterricht zu pflegen, und die weltlichen Fächer dürfen auch in den Missionsschulen nicht zu kurz kommen. Kolonialkreise haben öfters den Wunsch geäußert, daß den Kindern der Eingeborenen nicht nur theoretisches Wissen beigebracht wird, sondern daß sie auch für ein Handwerk vorgebildet werden. Da sie dann später leichter ihr Fortkommen finden, handelt die Mission im Interesse ihrer Schüler und in ihrem eigenen Interesse, wenn sie diesem Wunsche in noch weitgehenderem Maße als bisher Rechnung trägt. Ob das Deutsche Unterrichtsgegenstand sein soll, ist eine Frage, die nicht vom patriotischen, sondern vom politischen und pädagogischen Standpunkte aus zu beantworten ist. In unseren chinesischen Schutzgebieten empfiehlt es sich ohne weiteres, daß die Schüler auch im Deutschen unterrichtet werden, bei den Naturvölkern hat man aber das Bedenken nicht ohne Grund geltend gemacht, daß, wenn sie Deutsch können, der Weiße dadurch von seinem Nimbus und damit von seiner Autorität verliert, und daß dann die Eingeborenen sich leichter über Vorgänge unterrichten können, die sie besser nicht erfahren. In Missions- und Kolonialkreisen gehen daher die Ansichten auseinander, ob Deutsch in den Schulen gelehrt werden soll. Religion bildet in den Missionsschulen einen wichtigen Unterrichtsgegenstand. Das liegt im Wesen der Mission. Wenn die Regierungsschulen nicht selbst christlichen Religionsunterricht erteilen, so erklärt sich das aus dem Grundsatz der Parität. Es ist aber gut, wenn sie den Missionen Gelegenheit bieten, die Schüler in die christlichen Lehren einzuführen. Sonst greift eine verhängnisvolle Religionslosigkeit um sich, da die Schule unwillkürlich ihre Besucher dem Glauben der Väter entfremdet, die überkommenen religiösen Vorstellungen entwurzelt. Die Regierung läßt im allgemeinen den Missionsschulen freie Hand. Bei den werdenden Verhältnissen

gewiß das Beste. Gelegentlich gewährt sie Unterstützungen. Dadurch kann in den Augen der Eingeborenen der Wert der Schule erhöht werden, andererseits kann die Missionsschule in ihrer Bewegungsfreiheit dadurch beeinträchtigt werden, da mit staatlicher Subvention auch eine gewisse staatliche Aufsicht verbunden ist. Kolonialpolitik und Mission haben gleichmäßig Interesse daran zu fragen, was in den Schulen geleistet wird, welche Erfolge erzielt werden. Ueber die Besucher der Missionsschulen ist oft geklagt worden, ebenso über die der Regierungsschulen. Diese Klagen werden in vielen Fällen berechtigt sein. Aber wenn die Schule bei uns in der Heimat nicht Wunder tun kann, so müssen wir erst recht mit den Schulen in den Schutzgebieten, die unter viel schwierigeren Verhältnissen und oft mit recht unvollkommenen Mitteln arbeiten müssen, Geduld haben. Jedenfalls wird viel anerkennenswerte Arbeit geleistet, und der Gedanke der Ausbreitung einer Volksbildung auf christlicher Grundlage ist ein durchaus gesunder.

Ein weites Gebiet bildet für Kolonialpolitik, wie für die Mission die Wohlfahrtspflege, die Bekämpfung äußerer Notstände. Hier kommt vor allem die Gesundheitspflege und Fürsorge bei Krankheiten in Betracht. Die eindringende Kultur kann für Naturvölker leicht schädliche Folgen haben, wenn Laster, die ihnen fremd waren, bei ihnen eingebürgert werden. Das geschieht aber z. B., wenn der Alkoholgenuß bei ihnen einreißt. Er vertiert sie bei ihrem Mangel an sittlicher Widerstandsfähigkeit sehr leicht und verführt sie zur Zuchtlosigkeit. Die Mission hat längst gegen die Verführung durch ungeschmälerte Alkoholeinfuhr gekämpft, die öffentliche Meinung ist allmählich mehr und mehr auf ihre Seite getreten, und die deutsche Kolonialregierung ist nach den von ihr abgegebenen Erklärungen ernstlich bestrebt, dem Uebel zu steuern. Wie in den meisten Heidenländern, herrscht auch in unseren Schutzgebieten, selbst in unserm chinesischen, eine unglaubliche Unwissenheit in medizinischen Dingen, ist die Behandlung von Kranken meist die denkbar verkehrteste, und man hat keine Ahnung von den einfachsten Forderungen der Hygiene. Die Kolonialregierung bemüht sich, Wandel zu schaffen, stellt Aerzte an und errichtet Hospitäler, sucht den Ursprung von Krankheiten zu erforschen und Maßregeln gegen das Entstehen verheerender Seuchen zu treffen. Neben die Regierung tritt die christliche Liebestätigkeit. Im wesentlichen wird sie von der Mission getragen. Zu deren Wesen gehört sie auch. Der christliche Charakter verpflichtet sie, sich der Heiden auch in ihren äußeren Nöten anzunehmen. Der jüngste

Zweig der evangelischen Mission ist eine besondere ärztliche Mission. Medizinisch durchgebildete Aerzte werden ausgesandt, und wenigstens in Deutschland bricht sich der Gedanke Bahn, daß der Missionsarzt nicht Missionar, sondern lediglich Arzt den Eingeborenen sein soll. Seine Aufgabe ist, Kranke zu behandeln und zu heilen. Dabei hat er Gelegenheit, viele wissenschaftliche Erfahrungen zu sammeln und allerlei Aberglauben entgegenzutreten. In Hospitälern werden die Kranken sachgemäß verpflegt und in Aussätzigenasylen wird den von dieser Krankheit befallenen Unglücklichen ihr Leiden möglichst gelindert. Die katholische Mission unterhält auch Hospitäler in den Schutzgebieten, stellt aber keine eigentlichen Missionsärzte ein, hat dafür ein reiches weibliches Pflegepersonal durch die Orden zur Verfügung. In Sachen der Wohlfahrtspflege tritt also die Mission der Kolonialregierung ergänzend zur Seite und kann als Beraterin wertvolle Dienste leisten. Den vernünftigsten und wohlgemeintesten Maßnahmen in der Gesundheitspflege und Krankenbehandlung setzen die Eingeborenen oft hartnäckigen Widerstand entgegen, weil sie im Banne von Aberglauben stehen oder in der Gewalt ihrer Zauberer sich befinden. Die religiös aufklärende Tätigkeit der Mission kann am ehesten diesen Widerstand brechen.

Bei Notständen, die durch elementare Ereignisse hervorgerufen werden, fühlen sich Kolonialregierung wie Mission berufen einzugreifen; haben sich durch Aufstände schwere Schäden für die Eingeborenen ergeben, so liegt es in erster Linie der Mission ob, sie zu mildern: ebenso nimmt sie sich der von Natur Hilfsbedürftigen an, errichtet und unterhält z. B. Waisenhäuser. Einen dunklen Punkt bildet die Mischlingsfrage. Das Vorhandensein von Mischlingen stellt an sich der weißen Bevölkerung kein schönes Zeugnis aus und ist auch vom kolonialpolitischen Gesichtspunkt aus bedauerlich. Die Hauptschwierigkeit bieten aber nicht so sehr die dauernden Ehen von Weißen mit eingeborenen Frauen, sondern die Mischlingskinder, die aus ungeregeltem Geschlechtsverkehr hervorgegangen sind und um die ihre Erzeuger sich nicht kümmern. Auch diesen hat die Mission ihre Fürsorge zugewandt. Es wäre aber Sache der Kolonialregierung, diese Sache in die Hand zu nehmen.

Sklaverei und Polygamie bedeuten verhängnisvolle Uebelstände. Wo sich die erstere in unseren Schutzgebieten findet, kann sie nicht mit einem Male abgeschafft werden. Denn ihre Aufhebung ist ein Eingriff in wirtschaftliche Verhältnisse und außerdem sind für plötz-

liche Freiheit bisherige Sklaven gewöhnlich nicht reif. So arbeitet die Regierung auf allmähliches Aufhören des menschenunwürdigen Zustandes hin, und die Mission läßt sichs angelegen sein, die Pflichten gegen die Sklaven ihren Herren zum Bewußtsein zu bringen und die Sklaven geistig und sittlich zu beeinflussen, daß sie später auf eigenen Füßen stehen können. Auch bei der Polygamie, so sehr ihre Abschaffung vom kolonialpolitischen und missionarischen Standpunkt aus zu wünschen ist, muß vorsichtig vorgegangen werden. Denn auch hier spielen wirtschaftliche Interessen mit, und es widerspricht auch der Billigkeit, wenn jemand alle Frauen außer einer entließe und diese sowie ihre Kinder alle bisherigen Rechte mit einem Male verlören. Staatliche Maßnahmen gegen die Polygamie müssen darauf Rücksicht nehmen, und auch die Mission muß sich bewußt sein, daß hier mit einem Uebergangsstadium gerechnet werden muß. Gerade die Mission kann aber durch Belehrung und Seelsorge auf diesem Gebiete etwas erreichen und der Staat kann durch bestimmte Einrichtungen ihr die Arbeit erleichern, z. B. indem er, wie es schon geschieht, die von Missionaren eingesegneten christlichen Ehen von Eingeborenen im Standesamtsregister eintragen läßt.

Die Mission arbeitet auf die Verbreitung christlichen Glaubens, auf die Erziehung zu christlichen Gesinnung, auf die Einführung christlicher Sitten in unseren Kolonien hin. Der Staat ist gebunden an den Grundsatz der Religionsfreiheit. Das braucht ihn freilich nicht zu hindern, den Missionsbestrebungen Wohlwollen und Förderung zuteil werden zu lassen. Auch der Gedanke der Religionsfreiheit an sich unterliegt in unseren Schutzgebieten bestimmten Beschränkungen. Heidnischer Aberglaube und heidnische Gräuel, wie etwa der Kannibalismus und Menschenopfer, dürfen nicht unter staatlichem Schutz stehen. Schwierig ist die Frage, wie sich die Kolonialpolitik dem Islam gegenüber stellen soll. Er hat in unseren afrikanischen Kolonien einen großen Teil der Bevölkerung zu sich herüber gezogen und dringt immer weiter vor. Merkwürdig, daß gerade die Beseitigung der Sklavenjagden ihm zu diesem Erfolge verhelfen mußte. Denn vorher wollten die Eingeborenen Afrikas von dem Glauben ihrer muhamedanischen Bedränger nichts wissen. Jetzt hat der Schrecken vor ihnen aufgehört und ist man ihrer Lehre zugänglich, die keine hohen Ansprüche macht und die soziale Stellung der Uebertretenden hebt. Das Vordringen des Islam in unseren Kolonien wird von vielen, nicht bloß von Missionsfreunden

als eine große Gefahr angesehen. Der Islam ist eine politisierende Religion, hat einen fanatischen Zug, und gerade Neubekehrte unterliegen leicht aufreizenden Agitationen, wie sie der Muhamedanismus oft betreibt. Die erziehliche Bedeutung des Islam für Naturvölker wird verschieden beurteilt, dürfte doch aber, weil nur äußerlich, gering einzuschätzen sein. Besonders durch seine Begünstigung der Vielweiberei ist er geradezu ein Hindernis für eine wirkliche Gesittung. Zum mindesten bringt er eine fremdartige Kultur in unsere Schutzgebiete. Unsere Kolonialpolitik will aber deutsche Kultur, die mit dem Christentum unzertrennlich verbunden ist, in ihnen einführen und verbreiten. So hat sie alle Ursache, dem Umsichgreifen des Islam Beachtung zu schenken. Natürlich ist sie nicht in der Lage, ihn zu bekämpfen und zu unterdrücken. Aber sie hat auch keine Veranlassung, ihn zu begünstigen und soll auch den Schein meiden, als ob sie das tue. Subventionierung von Koranschulen würde daher ein großer Fehler sein. Der Ausbreitung des Islam kann nur dadurch begegnet werden, daß die Eingeborenen der muhamedanischen Propaganda entzogen werden durch Uebertritt zum Christentum. Der Mission ist daher schon geraten worden, nicht zu ängstlich mit der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft zu sein und auch vor Massenübertritten nach kürzerer Belehrung nicht zurückzuschrecken. Jedenfalls ist der christlichen Mission um ihrer selbst willen und im Interesse unserer Kolonialpolitik Erfolg ihrer Arbeit im Wettstreit mit dem Islam zu wünschen.

Ehe die Besitzergreifung der deutschen Kolonien erfolgte, bestand christliche Mission bereits in Deutsch-Ost-Afrika, Südwestafrika, Kamerun, Togo, Bismarckarchipel, Karolinen und Samoa. Jetzt ist sie in allen unseren Schutzgebieten vertreten. Gerade nach der Proklamierung der deutschen Schutzherrschaft haben eine ganze Reihe evangelischer und katholischer Missionen mit ihrer Arbeit in den Kolonien eingesetzt, und die meisten Missionsunternehmungen haben gute, ja sehr ansehnliche Fortschritte gemacht. Die deutsche Kolonialpolitik hat demnach auf die Entwicklung der Mission einen günstigen Einfluß ausgeübt. Aber nicht nur die Besitzergreifung an sich, sondern auch die Verwaltung der Kolonien hat für die Mission Vorteile gebracht. Es darf hingewiesen werden auf die Steuer- und Zollvergünstigungen, die der Mission bewilligt werden. Es sei hervorgehoben, wie durch Einrichtung des Postwesens, Wegebauten, Eisenbahnen auch die Arbeit der Mission erleichtert wird. Aufstände, die gegen die Fremdherrschaft sich erheben, haben freilich der

Mission schweren Schaden zugefügt und die Erleichterung des Verkehrs und die Schaffung von Erwerbsmöglichkeiten führt die Eingeborenen leicht in die Ferne und entzieht sie dem Arbeitsfeld der Mission, so daß diese neue Wege einschlagen muß, um Einfluß auf sie zu gewinnen und zu behalten. Aber durch die Kolonialverwaltung, die den unaufhörlichen Stammesfehden ein Ende macht, werden geordnete Zustände herbeigeführt, so daß die Mission in größerer Ruhe und Sicherheit wirken kann, und nicht nur die Mission, sondern auch die zum Christentum Uebertretenden stehen unter staatlichem Schutze und brauchen keine Verfolgungen von seiten der übrigen Bevölkerung zu fürchten. Die Kolonialpolitik schafft, indem sie verschiedene Berufe erschließt, Gelegenheit, die in den Missionsschulen erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten zu verwerten, und vor allem arbeitet sie mit an der Beseitigung heidnischer Unsitten und begünstigt die humanen und kulturellen Bestrebungen der Mission. Andererseits ist die Mission für die Kolonialpolitik eine bedeutsame Hilfe. Die Missionare, die ihr Beruf, wie kein anderer, in vielseitige und innige Beziehung zu dem Leben der Eingeborenen bringt, sind auf Grund ihrer Kenntnis der Sprachen, der Sitten, Rechtsanschauungen und religiösen Vorstellungen in der Lage, der Kolonialregierung mit ihrem Rate ausgezeichnete Dienste zu leisten. Wie die Erfahrung lehrt, ist der Einfluß der Mission auch imstande, Aufstandsgelüste zurückzuhalten oder doch einzudämmen, und wenn dennoch die entfesselte Leidenschaft zum Kampfe führt, sind sie dann die geborenen Friedensvermittler. Der Mission kostet ihre Arbeit in den Kolonien ansehnliche Summen, und diese werden zu einem guten Teil auf den Missionsfeldern selbst verausgabt. Zu diesem volkswirtschaftlichen Faktor treten nun aber die idealen Momente. Die Mission treibt eine ausgedehnte gemeinnützige Tätigkeit und will mithelfen, die materielle Lage und das geistige Wohl der Eingeborenen zu fördern. Das große Problem der Erziehung kann am besten von ihr gelöst werden. Denn Gesinnung und neuer Geist lassen sich nicht ankommandieren und durch staatliche Maßregeln erzwingen, sondern nur durch mühsame Geduldsarbeit, und zwar am sichersten auf religiöser Grundlage, erzielen, und der schlimmste Feind allen Fortschritts unter den Eingeborenen, der Aberglaube, kann nur durch einen besseren, durch den wahren, den christlichen Glauben verdrängt und überwunden werden.

Eine Zeitlang herrschte in unserm Volke eine Kolonialmüdigkeit. Neuerdings ist das anders geworden. Es ist zu hoffen, daß der

dritte deutsche Kolonialkongreß neues Interesse an unseren Kolonien wecken und die Freudigkeit, an ihnen und in ihnen zu arbeiten, mehren wird. Möge auch der Mission sich erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden und freundliches Wohlwollen zuteil werden! Kolonialpolitik und Mission sind aufeinander angewiesen. Beide müssen ihre Selbständigkeit wahren, aber beide sind berufen, in Verbindung miteinander zu bleiben und sich zu ergänzen in der Lösung der Aufgaben, die unsere Kolonien an unser Volk stellen.

Zur Geschichte des Grimmschen Wörterbuches.

Von

Prof. Dr. Rudolf Meißner, Königsberg i. Pr.

Reinhold Hofmann hat in Band 136 S. 472 die Geschichte des DWB. von 1838 bis 1863, vom ersten Auftreten des lexikographischen Planes bis zum Tode J. Grimms behandelt. Ich möchte kurz über die weiteren Schicksale des Wörterbuches berichten und dann auf die gegenwärtige, neugeordnete Arbeitsweise eingehen, die eine Vollendung des Wörterbuches in absehbarer Zeit verbürgen soll. Reinhold Hofmann hat wohl recht zu sagen, daß das DWB., einst dem ganzen Volke dargeboten, den Gebildeten unserer Tage ein bloßer Name sei. Aber man soll nicht vergessen, daß das deutsche Publikum sich seit 1850 in viel stärkerem Maße umgewandelt hat als das Wörterbuch. Schon J. Grimm beklagt sich bitter darüber, daß das Interesse des Publikums immer mehr nachlasse: „ich arbeite ein Heft nach dem andern aus, und kein Hahn kräht danach. — ich dringe in die Heimlichkeit unserer Wörter ein so weit ich kann, fast alles ist von frischem angesetzt, und wo nicht alles (was unmöglich), so trifft doch vieles, aber wer liest es ordentlich? ich glaube außer Hildebrand, der es corrigiert, und Weigand, der von mir eingenommen ist, niemand. In fünfzig oder hundert Jahren wird man mich nachlesen, wie man jetzt den Frisch aufschlägt." (An Pfeiffer, Germ. 11, 252.) — Es ist ungerecht, den Fortsetzern des Grimmschen Wörterbuches die Schuld dafür aufzubürden, daß die hochfliegenden Träume der Vorrede zum 1. Bande sich nicht erfüllt haben.

Auf eine Stelle des Hofmannschen Aufsatzes möchte ich noch eingehen (S. 478). Harnack hat in seiner Geschichte der preußischen Akademie (I, 98 Anm.) bei Erwähnung des von Leibniz geplanten deutschen Wörterbuchs behauptet: „dieses Programm hat die Aka-

demie 140 Jahre später durch die Gebrüder Grimm ausgeführt". Diese sehr leicht mißzuverstehende Bemerkung hat Friedrich Kluge zu einer erregten Ausführung (Zeitschrift für deutsche Wortforschung 7, 342) Veranlassung gegeben, deren Animosität sich auch auf den Hofmannschen Aufsatz übertragen hat. Es steht zweifellos fest, daß die Akademie an dem Plan des Wörterbuchs gänzlich unbeteiligt ist und die Arbeit zu Lebzeiten der Brüder Grimm niemals direkt gefördert hat. — Aber Kluge — und Hofmann folgt ihm hierin — verbindet eine Stelle aus einem Briefe Friedrich Wilhelms IV. (2. 12. 1840), in dem dieser hofft, „daß durch akademische oder ähnliche Fonds Mittel zur Unterstützung der Herausgabe ihres herrlichen Werkes (des DWB.) gefunden werden würden", mit mit einem Satze der Vorrede zum 1. Bande, der es beklagt, daß die deutschen Akademien niemals Interesse für deutsche Lexikographie gezeigt hätten, und diese Verbindung wird zu dem Schlusse benutzt, daß J. Grimm in seinen Hoffnungen durch die preußische Akademie getäuscht worden sei. Auch Hofmann spricht von „Enttäuschungen", aus denen sich die „bitteren" Worte der Vorrede erklären sollen. „In Harnacks großem Werke sucht man vergebens nach Worten der Erklärung, nach Beschlüssen und Förderungen, wie sie J. Grimm wohl erwartet hat" (Kluge a. a. O. 343). Dem gegenüber ist doch darauf hinzuweisen, daß W. Grimm im Einverständnis mit seinem Bruder im Jahre 1839 eine in Aussicht gestellte Unterstützung durch die Akademie ablehnte (W. Grimm an Bettine, 11. Juni 1839. Briefwechsel mit Meusebach 286). Savigny hatte sich eine Darlegung des Wörterbuchplanes erbeten und beabsichtigte bei der Akademie, die ja für wissenschaftliche Unternehmungen Fonds besitze, für die Brüder etwas zu erwirken. W. Grimm lehnt die Unterstützung aus zwei Gründen ab: einmal, weil die Bewilligung durch dieselbe Regierung genehmigt werden müßte, die die Göttinger Sieben im Erlaß des Ministers von Rochow vom 15. Januar 1838 als strafbar hingestellt habe, und zweitens, weil die Akademie ihre Mittel nur für Unternehmungen verwenden könne, deren Erfolg über allem Zweifel stehe: „wenn sie (die eigentliche Arbeit) beginne, so dürfen wir eine Unterstützung der Akademie annehmen, eher nicht. Sollen wir das Brot essen, von dem wir noch nicht wissen, ob wir es verdienen werden? darf in der Geschichte der Akademie erzählt werden, die Brüder Grimm haben aus dem Fond Summen empfangen, aber das Werk ist nicht zustande gekommen?" Wie man sieht, handelt es sich hier lediglich um einen Ersatz der

hannöverschen Gehälter bis zu der Zeit einer Wiederberufung. Nachdem die Brüder in Berlin wieder angestellt waren, konnte von einer persönlichen Unterstützung durch die Akademie nicht mehr die Rede sein. Es heißt das Wesen dieser Männer völlig mißverstehen, wenn man ihnen solche Erwartungen unterschiebt. Worin sollen nun eigentlich die getäuschten Erwartungen bestehen? Wofür hätte die Akademie Geldmittel aufbringen sollen? Für die Anwerbung neuer Mitarbeiter? J. Grimm hätte sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt (s. unten). Für die Verbesserung des Zettelmaterials? Das lehnt ja W. Grimm ausdrücklich ab. Erst nach längerer Zeit konnte sich die Unzulänglichkeit der Belege als der Grundschaden des Wb. herausstellen. Die Brüder Grimm haben zwar nicht mit ihrem Tadel gespart, im großen und ganzen aber das Material für ausreichend gehalten. — In dem Aufruf der „Leipziger Allg. Zeitung" vom 28. August 1838, der das Wb. ankündigt, wird es als ein Ruhmestitel des Werkes bezeichnet, daß es ohne öffentliche Unterstützung zustande kommen soll: „was in den meisten übrigen Ländern lange schon mit großem Aufwande von Mitteln unter dem reichen Schutze königlicher Akademien zustande gekommen ist, versuchen in Deutschland unbegünstigte Privatgelehrte unter der bloßen Beihilfe befreundeter Mitarbeiter." Soviel ich weiß, haben die Brüder Grimm niemals dem Wunsch Ausdruck gegeben, daß eine Akademie das DWB. in Schutz nehmen und Geldmittel für die Förderung der Arbeit bewilligen solle. Sie haben nichts erwartet und konnten nicht enttäuscht werden. Die von Kluge angeführte Stelle der Vorrede (Sp. VIII) steht im Zusammenhange einer historischen Betrachtung („von Dasypodius und Pictorius an bis auf Adelung und Campe herunter sind alle unsere Wörterbücher überhaupt ohne irgend eine öffentliche Anregung oder Beisteuer gedruckt worden"). Daß ein großes Wb. von einer Akademie herausgegeben wird, hält J. Grimm durchaus nicht an sich für vorteilhaft: nur dann, wenn sie sich auf die Darreichung der Geldmittel beschränkt, ohne in die Arbeit einzugreifen. In dem ganzen Abschnitt ist mit keinem Wort davon die Rede, daß J. Grimm etwa eine Unterstützung des DWB. durch deutsche Akademien erwartet hat und ihre Teilnahmlosigkeit bedauert. Es gehört eine starke Phantasie dazu (Kluge a. a. O. 342), zu behaupten, daß J. Grimm diese Stelle „mit blutendem Herzen" geschrieben habe. — Kluge war durchaus im Recht, gegen den oben angeführten Satz Harnacks zu protestieren: die preußische Akademie hat

weder bei dem Plan des DWB. mitgewirkt, noch die Wörterbuchsarbeit in irgend einer Weise unterstützt. Aber unbewiesen und ganz unwahrscheinlich ist es, daß in der Vorrede zum 1. Bande eine Anklage gegen die preußische Akademie erhoben und einer bitteren Enttäuschung Ausdruck gegeben wird.

* * *

Am 4. Januar 1852 hatte J. Grimm den ersten Korrekturbogen erhalten, bei seinem Tode (20. September 1863) lagen drei Bände vollendet vor.

Der Anteil W. Grimms ist verhältnismäßig gering. Man kann nur immer wieder staunen über die gewaltige Arbeitsleistung Jacobs, die er in seiner reinen Treue einem Werke zuwandte, das er ohne Neigung übernommen hatte und das ihm den Abendfrieden eines so unendlich reichen Lebens vernichtete. „Bin ich dem Wörterbuch denn so verfallen, daß ich die Feder nicht anderswo ansetzen darf, ohne in seine Bahn zurückgedrängt zu werden? hat es einem Mülrad gleich beständig umzulaufen? und haben nicht auch andere Dinge Gewalt über mich? ich stehe in den Jahren, wo andere meines gleichen nichts mehr thun, sondern die Hände in den Schoß legen und mit den Fingern spielen; wäre dies vorgerückte Alter nicht vielmehr zu schonen als zu treiben." (An Hirzel 18. Februar 1863. Anz. für d. Alt. 16, 259.) — Dabei legte er aber doch auf das Wörterbuch mit der Eifersucht des Greisenalters als sein persönliches Eigentum Beschlag; der Gedanke, daß etwa schon zu seinen Lebzeiten ein anderer neben ihm am Werke stehen sollte, war ihm unerträglich: „menschlichem Ansehen nach", schreibt er am 5. April 1857 an Hirzel (Anz. f. d. Alt. 16, 243), „werde ich die Vollendung des Ganzen nicht erleben, ich stehe jetzt schon ein Jahr über Adelungs Ziel hinaus, der als 72ger ins Gras beißen mußte. Gleichwol schmerzt es mich, wenn Sie nur noch E und F von mir begehren und für das weitere jüngere Kräfte zu werben gedenken. Leicht möglich, daß diese, was ich mir für zahllose Artikel des ganzen Alphabets vorausbedacht habe, niemals ahnen und dem Werk einen Schweif ansetzen, wider den ich mich sträuben würde. Wer kann die letzten Vorsätze des Menschenlebens eitel nennen? sie sind es zu jeder Zeit mitten im Leben." — Ja, der 78jährige weist unwillig den Vorschlag zurück, daß er sich außer F nur noch G vorbehalten solle, lieber will er gleich abtreten; dann aber sei es ihm unmöglich, „zur fremden Fortsetzung noch einen Lappen zu geben" (an S. Hirzel 18. Februar

1863. Anz. f. d. Alt. 16, 262). An den Gedanken, daß Hildebrand K übernimmt, hat er sich gewöhnt, aber wenn es soweit kommt, will er, daß ihm Hildebrands „Entwürfe zur Genehmigung, Abänderung, Vermehrung“ vorgelegt werden sollen. Doch keiner soll bei seinen Lebzeiten als selbständiger Mitarbeiter neben ihm stehen: „aus keiner Art Stolz oder Hochmut, die mir fern sind, sage ich das, sondern aus Besorgnis, daß meiner Eigenheit dadurch Abbruch geschehen könne. Was ich gern litt von Wilhelm, möchte ich von einem dritten nicht leiden.“

Die zweite Periode des DWB. kann man vom Tode Jacob Grimms bis zum Tode M. Heynes rechnen (1. März 1906).*) Die verhängnisvolle Erbschaft übernahmen zunächst K. Weigand und R. Hildebrand. K. Weigand, Professor in Gießen, hatte von Anfang an sein lebhaftes Interesse für das Wörterbuch, besonders als eifriger Sammler bezeugt (vgl. Briefe an hess. Freunde 315 ff.). Weigands deutsches Wörterbuch (Gießen 1857—1860, 2 Bde.) wird von J. Grimm anerkannt, obgleich ihm das Erscheinen des Buches unerwünscht war: „wie ganz anders ist Ihre grundehrliche aus genaustem Forschen hervorgegangene Arbeit gegenüber diesen beiden Gesellen!“ (d. h. Wurm und Sanders). — J. Grimm an Weigand, 16. Dezember 1860, a. a. O. 371.

Beim Tode M. Heynes lagen, abgesehen von Bd. I—III, folgende Abschnitte des Wörterbuches gedruckt vor: Bd. IV, 1, 1. Forschel bis Gefolgsmann. Bearbeitet von J. Grimm, K. Weigand und R. Hildebrand (und Kant, s. Vorrede). 1878; Bd. IV, 1, 2. Gefoppe bis Getreibs. Bearbeitet von R. Hildebrand (und Kant, s. Vorrede) und H. Wunderlich. 1897; Bd. IV, 1, 3. Lief. 1–5. Getreide bis Gewehr. Bearbeitet von H. Wunderlich. 1898 bis 1904; Bd. IV, 2. H—J. Bearbeitet von M. Heyne. 1877; Bd. V. K. Bearbeitet von R. Hildebrand. 1873; Bd. VI. L. M. Bearbeitet von M. Heyne. 1885; Bd. VII. N—Q. Bearbeitet von M. von Lexer. 1889; Bd. VIII. R bis Schiefe. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne. 1893; Bd. IX. Schiefeln bis Seele. Bearbeitet von M. Heyne im Vereine mit R. Meißner, H. Seedorf und H. Meyer. 1899; Bd. X, 1. Seeleben bis Sprechen. Bearbeitet von M. Heyne im Vereine mit R. Meißner, H. Seedorf, H. Meyer und B. Crome. 1905; Bd. X, 2. 3 Lie-

*) S. Hirzel, der trotz aller bittern Erfahrungen dem Wörterbuch bis zuletzt ein ganz persönliches Interesse bewahrte, starb am 8. Februar 1877 im Alter von 73 Jahren.

ferungen. Sprecher bis Spruchdichtung. Bearbeitet von M. Heyne im Vereine mit H. Seedorf, H. Meyer und B. Crome. 1905—1906; Bd. XI. 3 Lieferungen. T bis Todestag. Bearbeitet von M. von Lexer. 1890—1891; Bd. XII. 7 Lieferungen. V bis Versitzen. Bearbeitet von E. Wülcker und R. Meißner. 1886—1905; Bd. XIII. W bis Wahrnehmen. Bearbeitet von K. von Bahder. 1901—1906. Vgl. Götze, Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm (Wiss. Beihefte zur Zeitschr. des allg. d. Sprachvereins. 4. Reihe, Heft 23/24).

Unter den hier genannten treten zwei Männer bedeutsam hervor, zwei Lexikographen von sehr verschiedener Art und Begabung, jeder ein Gelehrter von ganz eigenem Gepräge.

Als der Druck des Wörterbuchs begann, stand Rudolf Hildebrand, damals Gymnasiallehrer in Leipzig, schon im Dienste des großen Werkes, -- als Korrektor. In bescheidener Scheu wagte er es zunächst kaum, mehr zu sein. „Da wäre denn“, schreibt S. Hirzel am 3. Januar 1852 an J. Grimm, „der erste halbe Bogen zur zweiten Correctur. Dr. Hildebrand, wie des Correctors Name ist, besteht darauf, daß Ihnen dieses erste Mal das Ms. mitgeschickt werde, da Sie sich erst überzeugen müßten, ob er nichts übersehen habe . . . . derselbe Dr. Hildebrand hat auch ein Blättchen beigelegt: er hat gewiß zehnmal gefragt ob er auch wohl dürfe.“ (Anz. f. d. Alt. 16, 221). Schon in der Vorrede zum 1. Bde. erkennt J. Grimm Hildebrands treue und sachverständige Hilfe dankbar an, im zweiten wird er schon als der berufene Nachfolger bezeichnet: „über Excerpt und Beitrag hinaus reicht die von Hildebrand fortwährend und vorzüglich dem Buchstaben D erwiesene, auf volle Befähigung zur Mitarbeit schließen lassende Hülfe.“ Am 9. Oktober 1859 berichtet Hildebrand in seinem Tagebuch von seinem ersten Zusammentreffen mit J. Grimm: „heut früh hab ich hohen Besuch gehabt. Jacob Grimm war bei mir . . . . da fiel denn auch das entscheidende Wort aus Jacob Grimms Munde: Sie werden also das Wörterbuch von K an fortsetzen! — Es ist mir wie ein Traum, indem ich dies schreibe.“ — Immer ist Hildebrand darauf stolz gewesen, daß er die Aufgabe von „Jacob Grimm selbst mündlich“ überkommen habe. Er empfand das wie eine heiligende Handauflegung, denn er fühlte sich durchaus als ein priesterlicher Verkünder gegenüber dem ganzen Volke, völlig im Sinne der Vorrede zum 1. Bande. — Die erste Lieferung des 5. Bandes erhielt eine Anerkennung ohnegleichen, indem die Germanisten der deutschen

und österreichischen Universitäten im März 1865 ein Gesuch an den Rat der Stadt Leipzig richteten, R. Hildebrand von einem Teile seiner Dienststunden an der Thomasschule zu befreien. R. Hildebrand hat bis zu seinem Tode (28. Oktober 1894) am Wörterbuch gearbeitet, in der idealen Auffassung seiner Aufgabe*) ganz im Sinne J. Grimms; die Ausführung hätte gewiß in einer Beziehung bei dem Altmeister Bedenken erregt. J. Grimm war schon unwillig über die bescheidene Ausführlichkeit, die sein Bruder für notwendig hielt, was würde er zu Hildebrands berühmtem Artikel „Geist“ gesagt haben, der den Umfang eines Buches von etwa 250 Seiten in Anspruch nimmt, also selbst wieder für sich einen Index gut vertragen könnte! Hildebrand ließ die dem Wörterbuch nach seinem ursprünglichen Plane gezogenen Grenzen völlig außer Acht, er arbeitete ohne jede Rücksicht auf die Möglichkeit einer Vollendung des ganzen Werkes, dafür aber stellte er mit dem Bande K als erster in der ganzen Welt ein Muster wissenschaftlicher Lexikographie größten Stils auf. Ein Mann von wahrhaft heiligem Eifer, resignierte er nicht vor dem unzulänglichen Zettelmaterial, sondern unbekümmert um den Zeitverbrauch spürte er dem, was er suchte, bis in die entlegensten Wildnisse nach. Der gewaltige Sprachreichtum in den von ihm bearbeiteten Abschnitten ist zum großen Teil von ihm selbst zusammengetragen; und mit welcher Feinfühligkeit und nie nachlassender Liebe zur deutschen Sprache bearbeitet! — Es ist wahr, es hat Zeiten gegeben, wo der Fortgang des Wörterbuchs durch seine Schuld fast in Frage gestellt war, aber seine Arbeit — und das ist mehr wert — bedeutet einen gewaltigen Fortschritt der deutschen Lexikographie über das DWB. hinaus.

M. Heyne hat von 1867 bis 1906 im Dienst des Grimmschen Wörterbuchs gestanden und, legt man den äußern Maßstab an, das meiste von allen geleistet: H bis J, L und M hat er allein bearbeitet, von R ab und besonders für das unermeßliche S traten ihm Assistenten zur Seite. M. Heyne hat von Anfang an erklärt, daß er an dem „volkstümlichen“ Charakter des Wörterbuchs festhalten wolle (Vorrede zu Band IV, 2): „im ganzen bin ich bestrebt gewesen, mich von jenem Umfang der Arbeit nicht zu weit zu entfernen, den die Brüder Grimm seit dem zweiten Bande des Wörterbuchs selbst festgesetzt haben, und nicht zu vergessen, daß dasselbe

---

*) R. Hildebrand, Ueber Grimms Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung. Lpz. 1869.

nach Jacob Grimms Worten auch ein Familienbuch sein soll." Er war nicht der Mann der unermüdlichen Kleinarbeit, der philologischen Sauberkeit, aber von beispielloser Energie, immer sich und seine Mitarbeiter vorwärtsdrängend auf der dem Wörterbuch gewiesenen Straße; für die unendlichen Umwege, die Hildebrand geduldig seitab machte, um einem Worte nachzugehen, hatte M. Heyne keine Zeit. Zimmermannsarbeit, so pflegte er zu sagen, wolle er an dem erstehenden Hause des Wörterbuchs leisten, das Schnitzen und Schnitzeln einem kommenden Geschlecht überlassen. Seine lebhafte Phantasie befähigte ihn oft, ohne feste Stellung über alle Hindernisse hinweg das Richtige zu treffen: merkte er, daß er sein Ziel verfehlt hatte, so machte das seiner leichten Natur wenig Kummer. — Von der reinen Textphilologie war er ausgegangen, die mittelalterliche Sammlung in Basel, um die er sich große Verdienste erworben hat, gab ihm die erste Anregung zur Altertumskunde, die ihn später immer mehr in Anspruch nahm. Der Tod verhinderte ihn, sein mit unbekümmerter Kühnheit entworfenes Werk „Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer" zu vollenden. Auch in den von ihm bearbeiteten Teilen des Wörterbuchs merkt man, wie ihm allmählich das Interesse an der Wortgeschichte entschwindet, während er liebevoll bei allem verweilt, was in irgend einer Beziehung zur Kulturgeschichte steht.

Als M. Heyne am 1. März 1906 nach kurzer Krankheit unerwartet starb, fügte die Zeitschrift für deutsche Philologie (38, 288) der Todesnachricht folgende Worte hinzu: „ein schwererer Schlag konnte das Schmerzens- und Sorgenkind unserer Wissenschaft, das Grimmsche Wörterbuch, nicht treffen!" Und in der Tat, die von Heyne in Göttingen geschaffene, vielfach angefeindete Organisation hatte für einen Teil des Wörterbuches einen stätigen und verhältnismäßig raschen Fortgang verbürgt. Eine leicht anzustellende Berechnung der noch auszufüllenden Lücken zeigte besonders bei G, welche gewaltige Arbeit noch zu leisten war — und ist Der Tod des letzten der alten Mitarbeiter führte zur Frage, ob nicht jetzt durch eine gänzlich veränderte Arbeitsordnung ein Abschluß des Wörterbuchs in absehbarer Zeit in Aussicht gestellt werden könnte. Bei diesen Erwägungen war neben dem Verleger und den Mitarbeitern auch die Reichsregierung beteiligt, die seit dem Bestehen des Reichs, wie vorher schon der norddeutsche Bund, Zuschüsse geleistet hatte. Der Gedanke, das Grimmsche Wörterbuch jetzt als ein ansehnliches Fragment abzuschließen, um für den riesenhaften Plan

eines **Thesaurus linguae Germanicae** freie Bahn zu schaffen, tauchte nur auf, um von allen verworfen zu werden. Das Werk S. Hirzels und der Brüder Grimm sollte nicht trübselig zu Grunde gehen.

Wir hoffen, daß das Wörterbuch in der dritten Periode zum glücklichen, nicht allzu fernen Ende gelangen wird. Die Ursachen der langen Leidensgeschichte hatte man längst erkannt, besonders den Mitarbeitern konnten sie nicht verborgen bleiben. Diese Schäden, in den Anfängen des Wörterbuchs begründet, traten nach einem halben Jahrhundert gewaltigen wissenschaftlichen Fortschrittes immer greller hervor — faßte man die Vollendung des Ganzen ins Auge, so mußte man sich zur Zeit von Heynes Tod sagen, daß es nicht mehr anging, auf die ungewisse Zukunft hin sich nach der alten Weise der unermüdlichen, selbstlosen Arbeit einzelner anzuvertrauen und es ihnen zu überlassen, sich die Grundlagen lexikographischer Tätigkeit in unendlicher Mühsal selbst zu verschaffen, man erkannte, daß es noch nicht zu spät sei, für den sehr beträchtlichen Rest des Wörterbuchs noch einmal ganz von vorn und anders, den veränderten Zeiten entsprechend, anzufangen. —

Weder die Verleger, noch ihre Berater, auch die Brüder Grimm nicht, hatten eine klare Vorstellung von der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens. In dem oben erwähnten Artikel der Lpz. Allg. Ztg. von 1838 schätzt J. Grimm den Umfang des Wb. auf 6 bis 7 starke Bände (vgl. Hofmann a. a. O. S. 487). Es ist fast unbegreiflich, wie lange J. Grimm und Hirzel in der Täuschung befangen blieben, daß das Wb. diesen Umfang nicht wesentlich überschreiten werde. Verlangte doch J. Grimm im Jahre 1853 von Hirzel (Anz. für d. Alt. 16, 227), daß die Spalten durch das ganze Wb. durchgezählt würden. Im Dezember 1853 schickte Hirzel in der Freude über die Vollendung des ersten Bandes an J. Grimm eine mit Süßigkeiten gefüllte Buchattrappe, die mit einem für sich gedruckten Wörterbuchsumschlag bezogen war; darauf standen die Zahlen 1853 und 1863, ferner: sechzigste Lieferung. Wunsch bis Zwang. Zwang statt etwa zwölf ist sinnvoll wegen der Verbindung mit Wunsch gewählt, wie ja auch dies Wort nicht am Beginn der letzten Lieferung stehen konnte. Hirzel glaubte also, daß das Wörterbuch 6 bis 8 Bände umfassen und 1863 vollendet sein würde. Das war das Jahr, in dem J. Grimm bei dem Worte Frucht die Feder niederlegte. Im Jahre 1838 hatte auch J. Grimm die Arbeitszeit auf höchstens zehn Jahre angeschlagen, er schreibt an

Bettine (11. Aug. 1838, Briefw. Meusebach-Grimm 285): „erleben wir der schweren Arbeit Vollendung (nach 6, 8, 10 Jahren)“. In dem von R. Hofmann mehrfach zitierten Brief an Dahlmann vom 14. April 1858 berechnet Jacob den Umfang des ganzen Wörterbuchs auf etwa 16000 Spalten — bis heute sind über 35000 Spalten gedruckt und ein großer Teil der Arbeit liegt noch vor uns. — Grimms Berechnung war ungefähr richtig, wenn man die beiden fertig vorliegenden ersten Bände mit den entsprechenden Abschnitten bei Adelung und Campe verglich. Der ungeheure Abstand der beiden angeführten Zahlen liegt aber nicht bloß daran, daß das Wörterbuch nach Grimms Tode immer mehr ins Breite ging. Wäre J. Grimm bis zu G gekommen, das der 78jährige sich nicht wollte entreißen lassen, so hätte auch ihm sich dieser Buchstabe wegen der Zusammensetzungen mit ge- in ungeahnter Weise ausdehnen müssen, und der gleiche Zwang mußte sich nach der Anlage des Wörterbuchs an anderen Stellen einstellen. Weil S. Hirzel auf eine rasche Vollendung des Wörterbuchs rechnete, dachte er von Anfang daran, daß für eine Neuauflage gesorgt werden müsse, und griff zum Stereotypdruck, der freilich nur geringe Verbesserungen zuließ. Auch J. Grimm spricht in seinen Briefen an Hirzel von der „ersten Ausgabe“ des Wörterbuchs. Freilich meint er, daß gerade durch die Stereotypierung eine zweite Ausgabe verhindert werde, indessen kann er es nicht lassen, Nachträge zu sammeln: „und kaum ist ein Tag vergangen, an dem ich nicht Zusätze in A und B eingetragen hätte, mit der Liebe, wie sie eine Mutter hat für ihr Kind. Werden diese Nachträge auch nie gedruckt, ich habe stets gearbeitet aus innerer Lust, ohne Rücksicht darauf, ob es andern zu Gesicht und zu gut kommen würde“ (5. April 1857. Anz. für d. Alt. 16, 244). — „Ich kann nicht anders. Wol weiß ich, daß es zu einer zweiten Ausgabe nicht kommen wird, sie ist durch die übelausgedachte Stereotypierung (von jeher mein Herzeleid) unabsehbar weit gerückt. Doch kein erster Arbeiter wird von seines Werkes Besserung abstehen, weil er sie doch nicht vorlegen kann, er vollbringt sie im Stillen, mag zukünftig daraus werden was da wolle“ (18. Febr. 1863, a. a. O. 260).

J. Grimm hatte seinen Bruder mit einem leisen Unbehagen neben sich geduldet und noch zu Beginn seines Todesjahres den von Hirzel vorsichtig geäußerten Gedanken, selbständige Mitarbeiter heranzuziehen, unwillig zurückgewiesen. Der Vorstellung, daß nach seinem Tode Andere Hand auf sein Werk legen sollten, wich er gern

aus; er wollte so arbeiten, daß ihm das ganze Gebiet des Wörterbuchs als sein Eigentum vor Augen blieb. Die Verweisungen auf spätere Teile des Werkes machte er für sich, ohne den Fortsetzern Anweisungen zu hinterlassen; ja selbst für die nächsten Teile war nicht vorgesorgt; im Juni 1861 schreibt er an Hirzel: „Sie bemerken verschiedentlich, daß Wörter auf die verwiesen wird, in dem bereits gedruckten Teile des Wb. nicht stehen. Leider fehlt vieles darin, weil es unmöglich war, bei einer ersten Ausgabe schon alles zu geben. Ich habe aber das Recht, auf alle Wörter zu verweisen, die in der Sprache sind, gleichviel, ob sie unser Buch schon ergriffen hat, oder nicht“ (Anz. für d. Alt. 16, 258). —

Nach dem Tode J. Grimms ist bis auf die neueste Zeit als oberster Grundsatz festgehalten worden, daß zwischen den Mitarbeitern die gleiche Neutralität bestehe wie zwischen den beiden Brüdern*), keiner sollte sich um den andern kümmern: jeder bekam die Arbeit des andern erst im fertigen Satz zu Gesicht. Mit der Ausführlichkeit in Darstellung und in Belegen, der Heranziehung der Mundarten, der Auswahl der zitierten Ausgaben, der Benutzung

*) Jacob enthielt sich jeder Einwirkung auf die Arbeit seines Bruders; selbst in den Aeußerlichkeiten, die freilich in einem Wörterbuch nicht unwichtig sind, ließ er ihn völlig frei gewähren, auch wo er Wilhelms Weise geradezu verwarf (vgl. die Vorrede zum zweiten Bande). Er las erst die fertig gedruckten Bogen: „ich habe mich nun mit Wilhelm offen und ausführlich beraten, wir sind unter uns darüber zum Schluß gekommen, an dem sich nichts abändern lassen wird. Ich empfinde bei mir selbst den größten Widerwillen davor, Wilhelms Ausarbeitung vorher durchzusehen, in sie einzugreifen. Es wäre mir, als sei er gestorben und ich bekäme seine Papiere in Hand, vor Rührung würde ich keinen Buchstaben daran anders machen können. Er hat ein ähnliches Gefühl und gab zu verstehen, lieber wolle er sich ganz vom Wb. lossagen und seine mühevolle Arbeit zu freiem Gebrauch ausliefern.“ (An S. Hirzel 3. März 1855. Anz. für d. Alt. 16, 232). „zwischen mir und Wilhelm war es ausgemacht, daß keiner des andern Artikel vorher lesen, geschweige beurteilen soll.“ (an S. Hirzel 18. Febr. 1863; a. a. O. 260). Wilhelms Arbeit fand bei manchen mehr Beifall als die Jacobs: „Ehrlich gesagt, Wilhelms Arbeit ist so unverhältnismäßig mehr praktisch und verständig, daß ich auf Jacobs Eigensinn recht böse geworden bin. Er hätte dem Unternehmen viele Freunde gewonnen und mehrere Gegner erspart, wenn er sich vorher über die Methode mehr besprochen und dessen Ansicht adoptiert hätte“. G. Freytag an S. Hirzel 25. Juni 1855. — G. Freytag hatte die Anfänge des DWB. mit Freuden begrüßt, auch selbst mitgesammelt — von ihm stammen, wenn ich nicht irre, die alten Belege aus Ayrer. Sehr bald beurteilte er das Wörterbuch lediglich vom Standpunkte des Verlegers aus und gab seiner Ansicht gelegentlich gröblichen Ausdruck: „Ueber die Grimms ärgern Sie sich nur nicht. Je eher Sie mit ihnen sich gründlich auseinandersetzen, desto besser (12. Sept. 1857).“ Für Hildebrands Art hatte er gar kein Verständnis: „Hildebrand wird immer erstaunlicher, er wird wohl noch 10 Hefte brauchen, um zu Gott zu kommen, dann Gott 2 Hefte und Gurke ein halbes, das G wird ein eigenes Wörterbuch für Höchstbemittelte.“ 25. Dez. 1884.

der mittelalterlichen Literatur oder der Literatur nach Goethe, von Aeußerlichkeiten nicht zu reden — hielt es jeder wie er wollte. Man erweiterte allmählich den Plan des Wörterbuchs, aber ohne jede Gemeinsamkeit, so daß das Wörterbuch einen wunderlich chaotischen Charakter annehmen mußte. Auch das Recht, das J. Grimm für sich in Anspruch nahm, auf alle Wörter zu verweisen, die in der Sprache sind, wurde festgehalten; so irrt bisweilen der unglückliche Leser von einem Band in den andern, um dann doch vor dem Nichts zu stehen. Ja, die schöne Selbständigkeit steigerte sich bis zur Feindseligkeit, wovon die Vorrede zum siebenten Bande ein bedauerliches Zeugnis ablegt.

Indem man das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern sich zum Vorbild nahm, hat man meiner Meinung nach durchaus nicht im Sinne J. Grimms gehandelt: er ließ dieses eigentümliche Nebeneinander zu, weil sonst Wilhelm zurückgetreten wäre und er selbst seinem Bruder nicht als eine Art höherer Instanz gegenübertreten wollte. Wir haben aber gesehen, daß er selbst von einem Hildebrand Unterordnung verlangt hätte. Gerade im Hinblick auf die Mitarbeit seines Bruders schrieb er an Dahlmann: „ein solches Werk muß, wenn es gedeihen soll, in einer Hand liegen."

J. Grimm wollte ein Wb. schreiben, das man liest, nicht etwa nachschlägt. Das leidenschaftliche Begehren des deutschen Volkes nach Einheit, Freiheit und Größe sollte sich stärken an der Herrlichkeit und dem Reichtum der deutschen Sprache, besonders nach dem Zusammenbruch der Hoffnungen von 1848. Ein Buch für jedermann sollte es sein, zugleich aber ein Buch wissenschaftlicher Forschung. „auch ist gar keine Noth, daß allen alles verständlich, daß jedem jedes Wort erklärt sei; er gehe an dem unverstandenen vorüber und wird es das nächste Mal vielleicht fassen . . . . Leser jedes Standes und Alters sollen auf den unabsehbaren Strecken der Sprache nach Bienenweise nur in die Kräuter und Blumen sich niederlassen, zu denen ihr Hang sie führt und die ihnen behagen . . . . fünde bei den Leuten die einfache Kost der heimischen Sprache Eingang, so könnte das Wb. zum Hausbedarf, und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden. Warum sollte nicht der Vater ein Paar Wörter ausheben und sie Abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigene auffrischen? die Mutter würde gern zuhören. Frauen mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtnis gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten und Kasten

zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lautere Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andere und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem. Man darf nur nicht die fesselnde Gewalt eines nachhaltigen Füllhorns, wie man das Wb. zu nennen pflegt, und den Dienst, den es tut, vergleichen mit dem ärmlichen eines dürren Handlexikons, das ein paarmal im Jahr aus dem Staub unter der Bank hervorgelangt wird, um den Streit zu schlichten, welche von zwei schlechten Schreibungen den Vorzug verdiene oder die steife Verdeutschung eines geläufigen fremden Ausdrucks aufzutreiben." Vorrede zum ersten Bande, Sp. XII. — J. Grimms Meinung, vielfach mißverstanden, ist keineswegs, daß das Wörterbuch um dieses volkstümlichen Zweckes willen auch nur um Haares Breite von der Linie der Wissenschaftlichkeit abweichen solle, er sagt ausdrücklich (Sp. XIV): „einem Uhrwerke gleich läßt sich das Wörterbuch für den Gebrauch des gemeinen Mannes nur mit derselben Genauigkeit einrichten, die auch der Astronom begehrt, und wenn es überhaupt nutzen soll, gibt es kein anderes als ein wissenschaftliches."

In dem ursprünglichen Plane war das Wörterbuch der Crusca als Vorbild aufgestellt worden: das führt in eine Gedankenrichtung, die man bei den Betrachtungen über das Grimmsche Wörterbuch nicht außer Acht lassen darf. — Das Wörterbuch sollte eine Grundlage für die künstlerische Verwendung der Sprache bilden. Das neuhochdeutsche, begrenzt durch Luther und Goethe, wurde als Einheit gefaßt, der Sprachschatz in seinem Reichtum ausgebreitet, nicht nur zu historischer Erkenntnis, sondern für den Gebrauch in Dichtung und edler Rede, damit alles Lebensfähige aus dem älteren neuhochdeutschen der Gegenwart gerettet werde; es sollten „reiche Anführungen alle einzelnen Wörter beleben und bestätigen". (J. Grimm, Kl. Schriften 1, 177.) „alle edlen Schriftsteller", so heißt es in der ersten Ankündigung, „sollen vollständig eingetragen werden". — Also nicht nur Belehrung über die Sprache für jedermann, sondern vor allem Bereicherung des Sprachvermögens, Stärkung des Sprachgefühls! „Das Wörterbuch soll die deutsche Sprache auf eine höhere Stufe ihrer Entwicklung emporheben; es soll nicht im Staub stehen bleiben, sondern ihn abschütteln und in reine Luft dringen wollen." Kl. Schriften 7, 220 (daher sei auch eine radikale Besserung der Orthographie erforderlich).

Hätte uns das Schicksal die Vollendung des Wörterbuchs durch J. Grimm gegönnt, der Adel, der kühne Geist, die kindliche Treu-

herzigkeit, die Naivität dieses einzigen Mannes hätte ein Werk von eigentümlichem, wundersamem Zauber geschaffen. Nach seinem Tode mußte natürlich die innere Einheit des Werkes verloren gehen, ein zwiespältiges Wesen trat allmählich hervor, das dem Wörterbuch zugleich die Anerkennung der Wissenschaft und die Gunst des größeren Leserkreises raubte. Die Kritik wurde immer schärfer und anspruchsvoller, bis man dem Wörterbuch überhaupt den wissenschaftlichen Wert absprach: nur vor den gewaltigen Leistungen Hildebrands pflegte man sich zu neigen. Das „Familienbuch" schwoll immer beängstigender an und wanderte aus dem Haus des Bürgers in die Studierstuben und Bibliotheken aus.

Im großen Zusammenhang der Lexikographie wird der Wert eines Wörterbuchs im wesentlichen durch seine Belege bestimmt, durch die Belege aus der Literatur und dem Sprachgebrauch des Wörterbuchschreibers. Wandelbar sind die Begriffe der lexikographischen Technik, auch die wissenschaftliche Behandlung des Sprachmaterials veraltet — die festen Umrisse und Farben, die durch die Belege gegeben werden, bleiben bestehen. J. Grimm hat wohl erkannt, was die Reichlichkeit der Belege bedeute: „es kam darauf an selbst gleiche oder ganz ähnliche Beispiele zu häufen" (Kl. Schriften 1, 177). In dem von ihm abgegrenzten Sprachgebiet war der Plan ursprünglich auf eine Vollständigkeit gerichtet, die später nicht mehr angestrebt wurde („alle edlen Schriftsteller sollen vollständig eingetragen werden"). Die Brüder Grimm haben sich über den Mißerfolg der Vorarbeiten, die von meist ungeschulten Leuten geleistet worden waren, nicht getäuscht.*) Ihre Briefe sind der Klage voll, s. oben die von R. Hofmann angeführten Briefstellen (S. 480). Daher haben schon die Brüder Grimm während der Ausarbeitung immer selbst sammeln müssen. Wer hat nicht die vergilbten Zettel, die kühnen Hieroglyphen Jacobs und die feinen Schriftzüge W. Grimms mit Rührung betrachtet!

Im Jahre 1852 forderten die Brüder zu neuer Sammelarbeit auf (J. Grimm, Kl. Schriften 7, 603); dabei machten sie einen uns seltsam klingenden Vorschlag, der deutlich zeigt, daß den Brüdern jedes Verständnis für systematische Sammelarbeit fehlte: „wir glauben etwas practisches und dem Augenblick angemessenes vorzuschlagen, wenn hiermit wir unbekannte wie bekannte ersuchen, ihren Blick ab-

*) Damit steht nicht in Widerspruch, daß die Excerpierungsarbeit gelegentlich gegen Angriffe verteitigt wird (W. Grimm an Weigand 11. Mai 1858. Briefe an hess. Freunde 349).

wendend von dem jähen Abgrunde des ganzen Werks, an den wir unser Auge gewöhnt haben, immer nur den Buchstab, der zunächst erscheinen muß, ins Gesicht zu fassen, auffallende, bedeutsame Wörter daraus zu sammeln, und nach unserer Weise ausgezogen . . . . allmälig und mit dem ganzen Wörterbuch vorschreitend an uns gelangen zu lassen" (J. Grimm, Kleine Schriften 7, 604). An eine systematische Nachsammlung ist auch späterhin niemals gedacht worden, wenn auch das Zettelmaterial im Lauf der Zeit in mannigfacher Weise vermehrt wurde.

Die Brüder Grimm hat es besonders geschmerzt, daß sie bei ihren Fachgenossen nicht die erwartete Unterstützung fanden: „wir haben, außer den bestellten und bezahlten Excerpten, die mit mehr oder weniger Geschick ausgeführt wurden, von Freunden und mitarbeitenden Kennern nie nennenswerthes beigetragen erhalten, von Lachmann,*) Wackernagel, Haupt kein Sterbenswörtchen, da ihnen doch bei ihren Studien auf allen Schritten Material vorkam" (J. Grimm an Müllenhoff, 22. April 1852. Anz. f. d. Alt. 11, 245). M. Haupt hatte sich erboten, den H. Sachs auszuziehen, aber bis zum Beginn der Ausarbeitung des Wörterbuches nichts als „flüchtige Auszüge" aus dem 5. Bde. der Folioausgabe geliefert. Die Hoffnung, Lachmann für Lessing zu gewinnen, war fehlgeschlagen.

Bis zum Ueberdruß ist in neuerer Zeit hervorgehoben worden, daß das DWB. ein Haus ohne Fundament sei, schon ruinenhaft, ehe man daran denken könne, das Dach aufzusetzen. Auch die Bearbeiter haben oft und nachdrücklich Klage erhoben, vergleiche Lexers Rede „Zur Geschichte der neuhochdeutschen Lexikographie" (Würzburg, 1890) und Heynes Vorwort zum sechsten Bande (1885): „dieser Zettelapparat . . . ist so lückenhaft, und zum Teil auch so unzuverlässig, daß die Forscher des Grimmschen Wörterbuches überwiegend (unter 100 Fällen durchschnittlich 80 mal) darauf angewiesen sind, sich die Belegstellen selbst herbeizuschaffen. . . . wir sind nicht nur Baumeister, sondern auch unsere eigenen Handlanger

*) „es freut mich, daß Sie als ein Kenner und einer der wenigen, die dem WB. genau nachgehn, damit zufrieden sind, d. h. über dem, was es in der That leistet, alle seine Gebrechen zu Gute halten. Meinen Sie, daß Haupt, Wackernagel mir eine Silbe über das Ganze oder über einzelne Artikel äußerten"? J. Grimm an Weigand 3. Febr. 1855 (Briefe an hessische Freunde 338). „Lachmann that nicht das mindeste und scheint gering von dem Erfolg des Werks gedacht zu haben, was auch auf Haupt, der ganz von ihm abhängig wurde, Einfluß geäußert haben mag. Meusebach spottete heimlich über die Arbeit" (an S. Hirzel 18. Febr. 1863. Anz. für d. Alt. 16, 262).

und Steinbrecher." — Ferner: „im großen ganzen war aber auch ich darauf angewiesen, ein leider sehr lückenhaftes Material von Fall zu Fall und auf Grund von zusammengerafften Lesefrüchten zu ergänzen. Welche aufreibende Arbeit es ist, auf so unsicherer Grundlage Entscheidungen zu treffen und allgemeinere Zusammenhänge zu kombinieren, das kann wohl nur jemand ermessen, der sich dieser Mühe selbst unterzogen hat" (Wunderlich im Vorwort zu Band IV, 1, 2).

Man darf wohl behaupten, daß die Zettelsammlung, die schon 1850 unzulänglich war, nach fünfzig Jahren fast jeden Wert eingebüßt hatte — eine unmittelbare Grundlage für die Ausarbeitung war sie nie gewesen. In diesen fünfzig Jahren hatte die deutsche Philologie ein gewaltiges Quellenmaterial für die deutsche Lexikographie bereitgestellt, das von den einzelnen Fortsetzern des Wörterbuchs nicht neben ihrer eigentlichen Tätigkeit durchgearbeitet werden konnte.

Die Organisation der Wörterbuchsarbeit war allmählich unsinnig und unwürdig geworden. Im allgemeinen beschränkte man sich auf eine Kritik der Leistungen. Das war leicht, aber grausam gegen die Fortsetzer, die ihr Leben an eine undankbare, ja unmögliche Aufgabe setzten.

Die Errichtung der deutschen Kommission bei der preußischen Akademie veranlaßte Fr. Kluge zu einem Aufsatz (s. jetzt „Unser Deutsch" S. 140), in dem er ein Reichsamt für deutsche Sprache verlangte. Er nahm das Grimmsche Wörterbuch zum Beispiel, um zu zeigen, daß so großartige Unternehmen einer einheitlichen Leitung bedürfen: „gestehen wir ruhig, daß der Mangel einer wohlgeleiteten Zentralstelle auf den Fortschritt des nationalen Werkes so nachteilig eingewirkt hat." Es stehe noch soviel aus, daß dem Wörterbuch auch jetzt noch geholfen werden könne: „so kann man im Ernst auch heut noch die Frage aufwerfen, ob dem Grimmschen Wörterbuch nicht noch ein Reichsamt zu wünschen ist, das es unter seiner Obhut dem Ende glücklich zuführte." — Der Gedanke der Zentralisation wurde auch in der germanistischen Sektion des Philologentages von 1905 (Hamburg) erwogen: „noch komme sie nicht zu spät. Das DWB. leide darunter, daß alle Neuerscheinungen an verschiedenen Stellen verzettelt werden müssen. Durch Zentralisierung der Lektüre und Verzettelung würde man eine Beschleunigung bewirken, weil nicht soviel Arbeit sechsfach geleistet zu werden braucht. Auch habe die Organisation des DWB.

keinen rechten Kopf" (Fr. Kluge; s. Zeitschrift für deutsche Philologie 38, 111, Zeitschrift für deutsche Wortforschung 7, 344).

In einer Eingabe der Sektion an den Reichskanzler heißt es: „die Sektion nimmt an, daß unter den günstigsten Umständen, bei der Bewilligung ausreichender Mittel, noch etwa 15 bis 20 Jahre bis zur Vollendung des DWB. vergehen werden. Unter diesen Umständen drängt sich die Frage auf, ob nicht eine Zentralisation der Arbeit wünschenswert und ob sie noch möglich ist. — Die Tätigkeit der Bearbeiter wird jetzt hauptsächlich durch die Unzulänglichkeit des Materials gehemmt, das den elementarsten Anforderungen wissenschaftlicher Lexikographie auch nicht annähernd entspricht. Während jetzt jeder Mitarbeiter sich die notwendigsten Ergänzungen selbst verschaffen und dieser untergeordneten Aufgabe einen großen Teil seiner Arbeitskraft opfern muß, könnte eine etwa in Göttingen zu errichtende „Zentralstelle für Ergänzung des Zettelmaterials" allen Mitarbeitern diesen Teil der Arbeit abnehmen und dadurch den Fortgang des Werkes ganz erheblich beschleunigen" (a. a. O. S. 120).

Heynes Tod gab den äußern Anlaß, den Gedanken der Zentralisation in die Tat umzusetzen. Nach langwierigen Verhandlungen (vgl. Sitzungsberichte der Preuß. Akademie 1909, V. Dort wird erwähnt, daß die Preuß. Akademie schon 1901 Vorschläge für eine Neuordnung der Wörterbucharbeit dem preuß. Ministerium gemacht habe) ist es gelungen, eine Arbeitsordnung zu schaffen, der sich nach begreiflichem Widerstreben auch die Bearbeiter des G und W angeschlossen haben, die neben Heyne mit unermüdlichem Fleiße für die Fortführung des Wörterbuchs tätig gewesen waren.

Für sie, die in langjähriger Arbeit für ihre Abschnitte ein stattliches Material zusammengetragen hatten, war es ein schweres Opfer, ihre Selbständigkeit aufzugeben und sich einer Oberleitung unterzuordnen, die ihre Befähigung für die übernommene Aufgabe erst zu erweisen hatte.

Die Grundzüge der neuen Arbeitsordnung sind folgende:

1. Es wird eine Hauptleitung eingerichtet, die der Reichsregierung verantwortlich ist. Sie bestimmt die Mitarbeiter und sorgt für einheitliche und stetige Arbeit am Wörterbuch. Es gab nach der Lage der Dinge nur eine Stelle, wenn man nicht auf das „Reichsamt für deutsche Sprache" warten wollte, wo der von Fr. Kluge verlangte „Kopf" des Wörterbuchs sein konnte — die Deutsche Kommission an der Preußischen Akademie der Wissen-

schaften*) hat sich bereit erklärt, die verantwortliche Leitung zu übernehmen.

2. Die noch zu bearbeitenden Teile des Wörterbuchs werden in möglichst viele Abschnitte zerlegt und verschiedenen Bearbeitern übertragen.

Bisher mußte jeder, der sich für das Wörterbuch verpflichtete, so ziemlich mit dem Leben abschließen. — Jetzt ist endlich der Grundsatz zur Geltung gekommen, die Arbeit gleichzeitig an möglichst vielen Stellen anzugreifen. Freilich, das Aussehen des Wörterbuchs wird dadurch wunderlich genug. J. Grimm wollte die Spalten durch das ganze Werk durchzählen: jetzt wird innerhalb des Bandes jeder Bearbeiter seinen Abschnitt mit Sp. 1 anfangen. Aber was tut das schließlich bei streng alphabetischer Anordnung?

3. Es wird eine Zentralstelle für die Bearbeitung und Ergänzung des Zettelmaterials geschaffen. Welche Bedeutung diese Einrichtung hat, bedarf nun keiner Worte mehr.

Es ist klar, daß zunächst eine kleine Pause in der Wörterbuchsarbeit eintreten mußte, die Wirkung der neuen Ordnung kann sich erst in einigen Jahren zeigen.' Aber unterdessen ist die Zentralsammelstelle für das deutsche Wörterbuch in Göttingen eingerichtet worden (August 1908) und hat in kurzer Zeit mit Hilfe von über 270 Exzerptoren, die sich über das ganze Deutsche Reich verteilen, für die noch ausstehenden Abschnitte des Wörterbuchs ein Zettelmaterial zusammengebracht (526 000 Zettel), das an Zahl dem wenig nachsteht, das einst in fast 15jähriger Arbeit für das ganze Wörterbuch beschafft wurde (M. Haupt, Opuscula 3, 199). Die Auszüge erstrecken sich vor allem auf das von J. Grimm abgegrenzte Gebiet, dessen Quellen

*) G. Freytag schrieb nach dem Tode S. Hirzels an dessen Sohn Heinrich (23. Febr. 1877): „über manches: Wörterbuch und Staatengeschichte spräche ich gern mit Ihnen. Beides sind Unternehmungen, bei denen der Vater die herbe Erfahrung gemacht hat, daß der geistvollste und tüchtigste Verleger nicht gut durchzuführen vermag, was ein angesehener Mann der Wissenschaft leichter bewältigt. Dem Giesebrecht hätte Bernhardi diese Geschichte von Rußland nicht unterzuschieben gewagt und ein gelehrtes Comité, von der Berliner Akademie eingesetzt, hätte dem Hildebrand leichter den treibenden Stachel in sein Gesäß gedrückt." „Leider nahm kein Mitglied der deutschen Sektion der Akademie an diesen Verhandlungen (der Germanisten in Hamburg 1905) teil, man darf vielleicht vermuten, daß irgendwelches Interesse an der Vollendung des Werkes in diesem Kreise gar nicht besteht. Und so konnte ich in der Debatte auch meinerseits nur bedauern, daß die Akademie eine Organisation der zukünftigen Arbeit nicht in ihr Programm aufnimmt." Kluge in der Zeitschr. für d. Wortforschung 7, 344.

um 1850 ja kaum erschlossen waren. [illegible] der Zentralsammelstelle wird es, die Wortkartothek [illegible] Vorbereitung soweit als möglich zu entziehen, [illegible] ganzer Kraft der Ausarbeitung widmen können.

Schon ist eine Reihe früherer Kräfte durch den Tod [illegible] rissen worden, und sehr bald wird es [illegible] des Grimmschen Wörterbuchs [illegible] und [illegible]

Man wird sich erstaunt fragen, warum [illegible] nicht längst gemacht worden sind; man wird [illegible] alte Deutsche [illegible] der Kräftezersplitterung [illegible] [illegible] [illegible]

Die Kaliindustrie unter dem Gesetz vom 25. Mai 1910.

Von

Dr. P. Wachler, Oberbergrat a. D.,
Mitglied des Herrenhauses.

Das Kritisieren ist zwar im ganzen ein unfruchtbares und das Prophezeien ein undankbares Geschäft, aber schließlich kommt man um beides gegenüber einer so außergewöhnlichen Gesetzgebung nicht gut herum. Und wenn auch ein gut Teil Optimismus für jede industrielle Unternehmungslust geradezu eine Notwendigkeit ist, so ist der Optimismus gerade beim Kalibergbau nicht nur bei den Unternehmern, sondern auch in der breiten Menge der großen wie kleinen Kapitalisten so außerordentlich groß gewesen und ist es noch, daß eine Minderung desselben durch etwas Kritik auch für die allgemeine Entwicklung nur als heilsam erscheinen dürfte. Die Optimisten waren bis zum 30. Juni 1909 der felsenfesten Ueberzeugung, das Kalisyndikat müsse wieder zustande kommen, und als dieses nicht geschah, rechneten sie mit ebensolcher Sicherheit darauf, daß die Gesetzgebung der gefährdeten Kaliindustrie ein glanzvolles Dasein sichern würde. Die Gesetzgebungsmaschine hat vom Dezember 1909 bis Mai 1910 mannigfache Produkte hervorgebracht, und als endlich das Gesetz vom 25. Mai 1910 weder die Schmidtmann-Verträge efrasierte, noch das Entstehen neuer Kaliwerke unmöglich machte, noch auch wesentlich erschwerte, da fanden sich auch da noch Optimisten, die zwar anerkannten, daß man von der Gesetzgebung etwas anderes erwartet habe, daß aber auch dieses Gesetz nun wenigstens Ruhe in der Kaliindustie sichere und ihr die Möglichkeit gewähre, sich mit voller Kraft der kaufmännischen Organisation des Kaliabsatzes hinzugeben. Auch daran zweifelt man nicht, daß durch richtige Handhabung des Verkaufsgeschäfts der

Absatz an Kali eine Ausdehnung gewinnen werde, die allen schon in Förderung stehenden, sowie den künftig zur Förderung gelangenden Werken eine hinlängliche Basis lohnender Beschäftigung sichern würde. Man wird sich bald davon überzeugen müssen, daß auch diese **Hoffnung nicht** zutrifft und daß am **wenigsten** das Gesetz vom 25. Mai zur **Förderung** des Absatzes von Kalisalzen etwas beiträgt, da es im Gegenteil aus einer Reihe von Gründen gerade den Absatz erschwert.

Die Schwierigkeiten im alten Syndikat waren dadurch hervorgetreten, daß fortgesetzt neue Werke entstanden, die eine unberechtigt hohe Lizenz beanspruchten und, um diese zu erzwingen, außersyndikatliche Verkäufe zu realisieren versuchten und daß insbesondere Aschersleben und Sollstedt, als am 30. Juni 1909 das Syndikat gescheitert schien, mit Amerika große Verkäufe zu sehr niedrigen Preisen abschlossen, welche auch, als alle anderen Werke sich wiederum zu einem Rumpfsyndikat vereinigten, nicht mit diesem Rumfsyndikat sich arrangieren ließen. Nun verlangte wohl der überwiegende Teil der Kaliwerksbesitzer das Einschreiten der Gesetzgebung, um 1. den Zusammenhang des Syndikatsverbandes zu sichern und 2. die von Aschersleben mit amerikanischen Düngertrust-Gesellschaften abgeschlossenen Lieferungsverträge in ihren für das sonstige Verkaufsgeschäft angeblich ominösen Folgen zu beseitigen. Infolgedessen versuchte die preußische Staatsregierung die Materie im Wege der Reichsgesetzgebung zu regeln und brachte im Bundesrat einen Gesetzentwurf ein, der in etwas stark radikaler Weise in private Rechte eingriff und deshalb auf Anregung des Bundesrats einer umfassenden Umarbeitung unterworfen wurde.

Demnächst ging aus den Beratungen des Bundesrates ein weiterer Gesetzentwurf hervor, der dem Reichstag zur Beratung vorgelegt wurde, der ein Zwangs-Syndikat — Vertriebsgemeinschaft genannt — konstituierte, durch welches allein nur Kalisalze von den Kaliwerksbesitzern sollten abgesetzt werden dürfen. Abgesehen von diesem Zwange sollte der Verkauf sowie die Beteiligung der einzelnen Kaliwerksbesitzer daran, allerdings unter Kontrolle des Reiches (Bundesrates) und vorbehaltlich der Entscheidung einer Berufungsinstanz in Beschwerdefällen, im wesentlichen nach freier Entschließung der von den Werksbesitzern zwangsweise organisierten Vertriebsgemeinschaft von dieser resp. den von derselben bestellten Organen vollzogen resp. festgesetzt werden, jedoch mit der Verpflichtung, bei dem Absatze in erster Linie den inländischen Bedarf zu befriedigen.

Von einer Festlegung der Verkaufspreise nahm der Entwurf Abstand, machte nur die erstmalige Festsetzung und jede Erhöhung der Verkaufspreise seitens der Vertriebsgemeinschaft von der Genehmigung durch den Bundesrat abhängig.

Schließlich enthielt dieser Entwurf noch bezüglich von vor dem 17. Dezember 1909 von Kaliwerksbesitzern abgeschlossenen Salzlieferungsverträgen eine Bestimmung, dahingehend, daß die Vertriebsgemeinschaft die direkte Erfüllung derartiger Verträge sollte geschehen lassen müssen, daß die gelieferte Menge aber dem Werke auf seine Beteiligung angerechnet werden sollte und daß, soweit sie darüber hinausgeht, das Werk an die Vertriebsgemeinschaft eine nach der Höhe der Mehrlieferung gestaffelte, von der Berufungskommission zu normierende Vergütung zu entrichten haben sollte.

Wenn man ja auch mit Recht jeden gesetzgeberischen Eingriff in die wirtschaftliche Gestaltung der Produktions- und Absatzverhältnisse der Industrie als unzweckmäßig, der industriellen Entwicklung in keinem Falle förderlich und darum als verwerflich bezeichnen mag, so muß man doch das anerkennen, wenn man auf Grund besonderer Verhältnisse bei der Kaliindustrie von dieser Auffassung nun einmal glaubte abweichen zu können und zu müssen, daß bei dem vorgeschlagenen gesetzgeberischen Eingriff noch **tunlichst** Maß gehalten und den Kaliwerksbesitzern eine immerhin noch zu begrüßende Bewegungsfreiheit gelassen worden ist.

Wäre auf diesen Grundlagen ein Gesetz über den Absatz von Kalisalzen zustande gekommen und hätte der Entwurf noch einige wenige zweckmäßige Abänderungen erfahren, so hätte sich die Kaliindustrie noch allenfalls damit als einen vorübergehenden Zustand abfinden können; die Werksbesitzer hätten noch einigermaßen im Handelsgeschäft Bewegungsfreiheit und die Möglichkeit gehabt, ihre Interessen und namentlich das **Auslandsgeschäft** zu fördern, und die verbündeten Regierungen hätten ein geringeres Maß von Verantwortlichkeit für das weitere Gedeihen einer so bedeutsamen Industrie, wie den Kalibergbau, zu tragen gehabt.

Die parlamentarische Gesetzgebungsmaschine, deren Leistungen zwar in den letzten Jahren sich durchaus nicht besonderer Anerkennung erfreuten, hat es sich neuerdings, wie es scheint, förmlich zur Aufgabe gestellt, die Regierungsvorlagen gänzlich umzugestalten, und so ist auch aus dem Regierungsentwurf betreffs des Kaliabsatzes,

und noch dazu in einer ganz unglaublichen Eile, bei der ein gründliches Durchdenken aller Konsequenzen gar nicht ausführbar war, ein Gesetz geworden, das die Grundlagen des Regierungsentwurfes völlig umgestaltet und eine Reglementierung der Kaliindustrie statuiert, die den Industriellen jede Selbstbestimmung und Bewegungsfreiheit nimmt und die Reichsorgane mit Geschäften und damit mit einer Verantwortung belastet, deren sie durchaus nicht gewachsen sind: das endlich nebenbei in einer ganz eigentümlichen Weise die Arbeiterlohnfrage im Kalibergbau zu regeln unternimmt. Dabei berührt es bei dieser Art der Gesetzgebung noch recht wundersam, daß der Reichstag sich dabei nicht bloß von einer ruhigen objektiven Erwägung der Verhältnisse und allgemein wirtschaftspolitischen und Rechtsgrundsätzen hat leiten lassen, sondern daß nach den mehrfachen Ausführungen in der Kommission und auch im Plenum des Reichstags eine gewisse Verärgerung und Verbitterung bei den Beschlußfassungen mit bestimmend gewesen ist. Man ist anscheinend über gewisse Agitationen von manchen Kaliindustriellen, über einzelne übertriebene Angaben, ja selbst versteckte Drohungen derselben so verdrossen gewesen, daß von einzelnen Reichstagsmitgliedern es direkt ausgesprochen worden ist, die Kaliindustriellen haben ja selbst nach einem gesetzgeberischen Eingriff verlangt, nun sollen sie auch die Folgen davon empfinden. Man wird wohl nicht zweifelhaft sein können, daß es einer Gesetzgebungskörperschaft nicht ansteht, gewissermaßen ein Strafgericht zu halten und nach von solchen Anschauungen beeinflußten Erwägungen Gesetze zu formulieren.

Auch das kann nicht übergangen werden, daß es auffallen muß, daß der Bundesrat zu den Beschlüssen des Reichstages, die unbestrittenermaßen den Regierungsentwurf, wenn auch nicht fast völlig in sein Gegenteil verkehren, doch in seinen Grundlagen durchaus umgestalten, so unbedenklich seine Zustimmung gegeben hat. Allerdings motivierte der Herr Handelsminister Sydow im Reichstage sein Einverständnis mit den Reichstagsbeschlüssen damit, daß er meinte, dieselben seien nur ein anderer, durchaus annehmbarer Weg zu demselben von dem Bundesrat erstrebten Ziele. Aber man wird das doch wohl nur als eine euphemistische Verdeckung der Notlage halten, in der sich die verbündeten Regierungen befanden, indem sie den Interessenten eine gesetzgeberische Hilfe in der Ordnung der Kaliwirrnisse in Aussicht gestellt hatten und nun glaubten, daß irgend etwas geschehen müsse, und infolgedessen

meinten, sich lieber den Beschlüssen des Reichstages unterwerfen zu sollen, als die Kaliindustrie sich selbst zu überlassen.

Wenn man nach dieser allgemeinen abfälligen Kritik des Gesetzes vom 25. Mai 1910 einmal zusieht, was das Gesetz von den Hoffnungen und Wünschen, die darauf gesetzt waren, erfüllt, resp. was es der Kaliindustrie gebracht hat, und was es davon nicht erfüllt hat, so gelangt man zu folgenden Resultaten.

Zunächst hat das Gesetz der größten Gefahr für eine gesunde Weiterentwicklung des Kalibergbaues, der Ueberproduktion, nicht nur keinerlei Damm entgegengesetzt, sondern sie im Gegenteil in ganz bedenklicher Weise gefördert. Diese Behauptung ist leider nicht bloß eine von den Gegnern des Gesetzes vorausgesagte Befürchtung, sondern eine unbestreitbare Tatsache. Nach kaum sechswöchentlicher Publikation des Gesetzes sind gegen 20 neue Kaliunternehmungen ins Leben gerufen worden und finden willige Beteiligung beim Kapitalistenpublikum. Von besonderem Interesse ist es hierbei, daß in vorderster Reihe Leute, die am lautesten zum Schutze der nationalen Industrie nach dem Eingreifen der Gesetzgebung gerufen haben, sich beeilen, das Nationalvermögen zu ganz unwirtschaftlicher und offensichtlich verlustbringender Verschwendung anzureizen unter dem Hinweis, daß das neue Gesetz nunmehr einen gedeihlichen Zustand der Beruhigung geschaffen habe, der es der Industrie ermögliche, die Erweiterung des Absatzes, dessen Steigerung ins Ungemessene sich bei großzügiger kaufmännischer Arbeit ganz von selbst ergeben werde, zu betreiben. Es ist früher schon vielfach darauf hingewiesen, daß das Hauptgeschäft der unerschöpflichen Kaliunternehmungen-Gründer in den ungewöhnlich hohen Kapitalgewinnen bei der Finanzierung der neuen Unternehmungen besteht. Daß solche Gewinne überhaupt in solchem Umfange zu realisieren sind, liegt nun allerdings zum größten Teil mit an der großen Zahl derer, die nie alle werden. Aber, wie Herr v. Rheinbaben seligen Andenkens sagte, ist unser Publikum zu spekulativ angelegt und es sagt sich: die Regierung hat es übernommen, unter Ausschaltung der freien Konkurrenz die Kaliindustrie zu sanieren, sie wird also auch weiter Vorsorge zu treffen haben, daß die neu entstehenden Kaliwerke nicht wertlos und im Konkurrenzkampf nicht vernichtet werden. Das ist die schwere und zweifellos unerfüllbare Verantwortlichkeit, welche die Regierung durch ihren gesetzgeberischen Eingriff in den natürlichen Lauf der Dinge auf sich geladen hat.

und noch dazu in einer ganz unglaublichen Eile, bei der ein gründliches Durchdenken aller Konsequenzen gar nicht ausführbar war, ein Gesetz geworden, das die Grundlagen des Regierungsentwurfes völlig umgestaltet und eine Reglementierung der Kaliindustrie statuiert, die den Industriellen jede Selbstbestimmung und Bewegungsfreiheit nimmt und die Reichsorgane mit Geschäften und damit mit einer Verantwortung belastet, deren sie durchaus nicht gewachsen sind: das endlich nebenbei in einer ganz eigentümlichen Weise die Arbeiterlohnfrage im Kalibergbau zu regeln unternimmt. Dabei berührt es bei dieser Art der Gesetzgebung noch recht wundersam, daß der Reichstag sich dabei nicht bloß von einer ruhigen objektiven Erwägung der Verhältnisse und allgemein wirtschaftspolitischen und Rechtsgrundsätzen hat leiten lassen, sondern daß nach den mehrfachen Ausführungen in der Kommission und auch im Plenum des Reichstags eine gewisse Verärgerung und Verbitterung bei den Beschlußfassungen mit bestimmend gewesen ist. Man ist anscheinend über gewisse Agitationen von manchen Kaliindustriellen, über einzelne übertriebene Angaben, ja selbst versteckte Drohungen derselben so verdrossen gewesen, daß von einzelnen Reichstagsmitgliedern es direkt ausgesprochen worden ist, die Kaliindustriellen haben ja selbst nach einem gesetzgeberischen Eingriff verlangt, nun sollen sie auch die Folgen davon empfinden. Man wird wohl nicht zweifelhaft sein können, daß es einer Gesetzgebungskörperschaft nicht ansteht, gewissermaßen ein Strafgericht zu halten und nach von solchen Anschauungen beeinflußten Erwägungen Gesetze zu formulieren.

Auch das kann nicht übergangen werden, daß es auffallen muß, daß der Bundesrat zu den Beschlüssen des Reichstages, die unbestrittenermaßen den Regierungsentwurf, wenn auch nicht fast völlig in sein Gegenteil verkehren, doch in seinen Grundlagen durchaus umgestalten, so unbedenklich seine Zustimmung gegeben hat. Allerdings motivierte der Herr Handelsminister Sydow im Reichstage sein Einverständnis mit den Reichstagsbeschlüssen damit, daß er meinte, dieselben seien nur ein anderer, durchaus annehmbarer Weg zu demselben von dem Bundesrat erstrebten Ziele. Aber man wird das doch wohl nur als eine euphemistische Verdeckung der Notlage halten, in der sich die verbündeten Regierungen befanden, indem sie den Interessenten eine gesetzgeberische Hilfe in der Ordnung der Kaliwirrnisse in Aussicht gestellt hatten und nun glaubten, daß irgend etwas geschehen müsse, und infolgedessen

meinten, sich lieber den Beschlüssen des Reichstages unterwerfen zu sollen, als die Kaliindustrie sich selbst zu überlassen.

Wenn man nach dieser allgemeinen abfälligen Kritik des Gesetzes vom 25. Mai 1910 einmal zusieht, was das Gesetz von den Hoffnungen und Wünschen, die darauf gesetzt waren, erfüllt, resp. was es der Kaliindustrie gebracht hat, und was es davon nicht erfüllt hat, so gelangt man zu folgenden Resultaten.

Zunächst hat das Gesetz der größten Gefahr für eine gesunde Weiterentwicklung des Kalibergbaues, der Ueberproduktion, nicht nur keinerlei Damm entgegengesetzt, sondern sie im Gegenteil in ganz bedenklicher Weise gefördert. Diese Behauptung ist leider nicht bloß eine von den Gegnern des Gesetzes vorausgesagte Befürchtung, sondern eine unbestreitbare Tatsache. Nach kaum sechswöchentlicher Publikation des Gesetzes sind gegen 20 neue Kaliunternehmungen ins Leben gerufen worden und finden willige Beteiligung beim Kapitalistenpublikum. Von besonderem Interesse ist es hierbei, daß in vorderster Reihe Leute, die am lautesten zum Schutze der nationalen Industrie nach dem Eingreifen der Gesetzgebung gerufen haben, sich beeilen, das Nationalvermögen zu ganz unwirtschaftlicher und offensichtlich verlustbringender Verschwendung anzureizen unter dem Hinweis, daß das neue Gesetz nunmehr einen gedeihlichen Zustand der Beruhigung geschaffen habe, der es der Industrie ermögliche, die Erweiterung des Absatzes, dessen Steigerung ins Ungemessene sich bei großzügiger kaufmännischer Arbeit ganz von selbst ergeben werde, zu betreiben. Es ist früher schon vielfach darauf hingewiesen, daß das Hauptgeschäft der unerschöpflichen Kaliunternehmungen-Gründer in den ungewöhnlich hohen Kapitalgewinnen bei der Finanzierung der neuen Unternehmungen besteht. Daß solche Gewinne überhaupt in solchem Umfange zu realisieren sind, liegt nun allerdings zum größten Teil mit an der großen Zahl derer, die nie alle werden. Aber, wie Herr v. Rheinbaben seligen Andenkens sagte, ist unser Publikum zu spekulativ angelegt und es sagt sich: die Regierung hat es übernommen, unter Ausschaltung der freien Konkurrenz die Kaliindustrie zu sanieren, sie wird also auch weiter Vorsorge zu treffen haben, daß die neu entstehenden Kaliwerke nicht wertlos und im Konkurrenzkampf nicht vernichtet werden. Das ist die schwere und zweifellos unerfüllbare Verantwortlichkeit, welche die Regierung durch ihren gesetzgeberischen Eingriff in den natürlichen Lauf der Dinge auf sich geladen hat.

und noch dazu in einer ganz unglaublichen Eile, bei der ein gründliches Durchdenken aller Konsequenzen gar nicht ausführbar war, ein Gesetz geworden, das die Grundlagen des Regierungsentwurfes völlig umgestaltet und eine Reglementierung der Kaliindustrie statuiert, die den Industriellen jede Selbstbestimmung und Bewegungsfreiheit nimmt und die Reichsorgane mit Geschäften und damit mit einer Verantwortung belastet, deren sie durchaus nicht gewachsen sind: das endlich nebenbei in einer ganz eigentümlichen Weise die Arbeiterlohnfrage im Kalibergbau zu regeln unternimmt. Dabei berührt es bei dieser Art der Gesetzgebung noch recht wundersam, daß der Reichstag sich dabei nicht bloß von einer ruhigen objektiven Erwägung der Verhältnisse und allgemein wirtschaftspolitischen und Rechtsgrundsätzen hat leiten lassen, sondern daß nach den mehrfachen Ausführungen in der Kommission und auch im Plenum des Reichstags eine gewisse Verärgerung und Verbitterung bei den Beschlußfassungen mit bestimmend gewesen ist. Man ist anscheinend über gewisse Agitationen von manchen Kaliindustriellen, über einzelne übertriebene Angaben, ja selbst versteckte Drohungen derselben so verdrossen gewesen, daß von einzelnen Reichstagsmitgliedern es direkt ausgesprochen worden ist, die Kaliindustriellen haben ja selbst nach einem gesetzgeberischen Eingriff verlangt, nun sollen sie auch die Folgen davon empfinden. Man wird wohl nicht zweifelhaft sein können, daß es einer Gesetzgebungskörperschaft nicht ansteht, gewissermaßen ein Strafgericht zu halten und nach von solchen Anschauungen beeinflußten Erwägungen Gesetze zu formulieren.

Auch das kann nicht übergangen werden, daß es auffallen muß, daß der Bundesrat zu den Beschlüssen des Reichstages, die unbestrittenermaßen den Regierungsentwurf, wenn auch nicht fast völlig in sein Gegenteil verkehren, doch in seinen Grundlagen durchaus umgestalten, so unbedenklich seine Zustimmung gegeben hat. Allerdings motivierte der Herr Handelsminister Sydow im Reichstage sein Einverständnis mit den Reichstagsbeschlüssen damit, daß er meinte, dieselben seien nur ein anderer, durchaus annehmbarer Weg zu demselben von dem Bundesrat erstrebten Ziele. Aber man wird das doch wohl nur als eine euphemistische Verdeckung der Notlage halten, in der sich die verbündeten Regierungen befanden, indem sie den Interessenten eine gesetzgeberische Hilfe in der Ordnung der Kaliwirrnisse in Aussicht gestellt hatten und nun glaubten, daß irgend etwas geschehen müsse, und infolgedessen

meinten, sich lieber den Beschlüssen des Reichstages unterwerfen zu sollen, als die Kaliindustrie sich selbst zu überlassen.

Wenn man nach dieser allgemeinen abfälligen Kritik des Gesetzes vom 25. Mai 1910 einmal zusieht, was das Gesetz von den Hoffnungen und Wünschen, die darauf gesetzt waren, erfüllt, resp. was es der Kaliindustrie gebracht hat, und was es davon nicht erfüllt hat, so gelangt man zu folgenden Resultaten.

Zunächst hat das Gesetz der größten Gefahr für eine gesunde Weiterentwicklung des Kalibergbaues, der Ueberproduktion, nicht nur keinerlei Damm entgegengesetzt, sondern sie im Gegenteil in ganz bedenklicher Weise gefördert. Diese Behauptung ist leider nicht bloß eine von den Gegnern des Gesetzes vorausgesagte Befürchtung, sondern eine unbestreitbare Tatsache. Nach kaum sechswöchentlicher Publikation des Gesetzes sind gegen 20 neue Kaliunternehmungen ins Leben gerufen worden und finden willige Beteiligung beim Kapitalistenpublikum. Von besonderem Interesse ist es hierbei, daß in vorderster Reihe Leute, die am lautesten zum Schutze der nationalen Industrie nach dem Eingreifen der Gesetzgebung gerufen haben, sich beeilen, das Nationalvermögen zu ganz unwirtschaftlicher und offensichtlich verlustbringender Verschwendung anzureizen unter dem Hinweis, daß das neue Gesetz nunmehr einen gedeihlichen Zustand der Beruhigung geschaffen habe, der es der Industrie ermögliche, die Erweiterung des Absatzes, dessen Steigerung ins Ungemessene sich bei großzügiger kaufmännischer Arbeit ganz von selbst ergeben werde, zu betreiben. Es ist früher schon vielfach darauf hingewiesen, daß das Hauptgeschäft der unerschöpflichen Kaliunternehmungen-Gründer in den ungewöhnlich hohen Kapitalgewinnen bei der Finanzierung der neuen Unternehmungen besteht. Daß solche Gewinne überhaupt in solchem Umfange zu realisieren sind, liegt nun allerdings zum größten Teil mit an der großen Zahl derer, die nie alle werden. Aber, wie Herr v. Rheinbaben seligen Andenkens sagte, ist unser Publikum zu spekulativ angelegt und es sagt sich: die Regierung hat es übernommen, unter Ausschaltung der freien Konkurrenz die Kaliindustrie zu sanieren, sie wird also auch weiter Vorsorge zu treffen haben, daß die neu entstehenden Kaliwerke nicht wertlos und im Konkurrenzkampf nicht vernichtet werden. Das ist die schwere und zweifellos unerfüllbare Verantwortlichkeit, welche die Regierung durch ihren gesetzgeberischen Eingriff in den natürlichen Lauf der Dinge auf sich geladen hat.

Es ist ganz zweifellos, daß die Bestimmungen in §§ 10, 11 und 17 notwendig dazu anreizen müssen, neue Werke eventuell durch Teilung alter Werke ins Leben zu rufen, um möglichst schon vom 1. Januar 1912 ab eine größere Beteiligungsziffer zu erlangen. Dabei wird namentlich von dem an diesen Gründungen sich mit Kapital beteiligenden Publikum übersehen einerseits, daß doch einige Jahre vergehen müssen, ehe die neuen Werke förderfähig werden können, und daß, wie weiter nachgewiesen werden wird, unter Umständen doch vielleicht schon 1915 ein harter Konkurrenzkampf entbrennen kann, sodann daß andererseits bei solcher überhasteten Neugründung die Beteiligungsquote der übergroßen Zahl alter Werke eine so minimale werden muß, daß auch für die allerbest situierten Werke kaum noch ein finanzieller Nutzen bleiben kann, zumal sie weder die gesetzlich festgelegten Maximalpreise überschreiten, noch die Förderkosten durch Reduktion der Löhne ermäßigen können, und endlich, daß ja die beiden Fiski, der preußische wie anhaltinische, bei ihren reichen und so ausgedehnten Kalifeldern diesen Neugründungen gegenüber ganz unmöglich untätig werden bleiben können, sondern auch ihrerseits neue Werke durch Teilung ihrer Felder ins Leben rufen werden. Diese Werke werden aber nach § 12 Abs. 3 des Gesetzes sofort ohne jede Einschränkung beim Eintritt der Förderfähigkeit mit der vollen Beteiligungsziffer ausgestattet, so daß sich durch solche neuen Unternehmungen des Reiches oder eines Bundesstaates die Beteiligungsziffer der Privatwerke sofort ganz wesentlich stärker wie beim Hinzutritt neuer Privatwerke reduziert. Es scheint danach doch schwer verständlich, daß, ganz abgesehen von später noch hervorzuhebenden Bedenken und Gefahren, sich das Kapitalistenpublikum bereit finden läßt, den Gründern Kapitalgewinne in überreichem Maße zufließen zu lassen, während es wenig Aussicht hat, für sein Kapital auch nur eine bescheidene normale Verzinsung gesichert zu sehen. Ebenso wie das Gesetz also auf eine Einschränkung der Ueberproduktion gar keine Wirkung ausgeübt hat, hat es die Hoffnung nicht erfüllen können, die von Aschersleben und Sollstedt mit den amerikanischen Trusts abgeschlossenen Verträge unwirksam zu machen. Die amerikanischen Düngertrusts haben mindestens auf zwei Jahre die großen Quantitäten zu denselben Preisen sich gesichert, wie wenn sie dieselben vom Syndikat erworben hätten, und Aschersleben und Sollstedt haben, da die Düngertrusts für die Lizenzüberschreitung die zu zahlende Abgabe zu entrichten haben, den Vorteil allen anderen

Werken gegenüber, einen schwunghaften lukrativen Betrieb aufrecht erhalten zu können. Wie sich die Dinge nach zwei Jahren weiterhin gestalten werden, ist heute ja nicht zu sagen; die amerikanischen Käufer scheinen ihrerseits sehr hoffnungsvoll zu sein, da sie die Option auf weitere fünf Jahre ausgeübt haben.

Das wären zunächst die beiden schweren Enttäuschungen, die das Kaligesetz gebracht hat.

Aber auch weiter müssen die allerschwersten Bedenken gegen seine Bestimmungen geltend gemacht werden.

Im allgemeinen ist es beklagenswert, daß in diesem Gesetze zum ersten Male eine Industrie unter die Zwangsgewalt der Reichsgesetzgebung und bureaukratische Einengung und Reglementierung gestellt worden ist, welche einesteils die Bestimmung der Produktionsmenge, andererseits des Absatzes nach Quantum und den verschiedenen Absatzgebieten, ja selbst die Bestimmung des Verkaufspreises und in gewisser Beziehung auch der Arbeiterlöhne der freien Entschließung der Unternehmer entzieht und daß die Regelung rein privatwirtschaftlicher Interessen dem politischen Parteigetriebe unmittelbar unterstellt worden ist. Es ist vorauszusehen, daß alle die mannigfachen Befugnisse, die nach dem Gesetze dem Bundesrat zugewiesen sind, der Kritik des Reichstages unterzogen werden, ja daß selbst die Entscheidungen der Verteilungsstelle und der Berufungskommission zu Erörterungen im Reichstage Veranlassung geben werden, so daß rein privatwirtschaftliche Verhältnisse von politischen Parteigesichtspunkten aus zu Verhandlungen führen werden, die weder für die Förderung der parlamentarischen Geschäfte wünschenswert, noch den Interessen der Industie nützlich sein können.

Es ist auch als im hohen Grade beklagenswert zu bezeichnen, daß man, wenn nun schon ein gesetzlicher Eingriff in die privatrechtlichen Verhältnisse der Kaliindustrie geschehen sollte, an Stelle der von der Regierungsvorlage vorgesehenen Zwangsvertriebsgemeinschaft zum System der Zwangskontingentierung übergegangen ist, weil das letztere ohne gleichzeitige Vertriebsgemeinschaft praktisch überhaupt nicht durchführbar erscheint und deshalb offenbar, um die Interessenten selbst zur Bildung einer Vertriebsgemeinschaft zu zwingen, eine Reihe von Bestimmungen im Gesetze getroffen werden mußten, die durchaus unzweckmäßig sind. Es ist eine absolute Verschlechterung, daß man in dieser Beziehung die Grundlage des Regierungsentwurfes verlassen hat.

Absatz an Kali eine Ausdehnung gewinnen werde, die allen schon in Förderung stehenden, sowie den künftig zur Förderung gelangenden Werken eine hinlängliche Basis lohnender Beschäftigung sichern würde. Man wird sich bald davon überzeugen müssen, daß auch diese **Hoffnung nicht** zutrifft und daß am **wenigsten** das Gesetz vom 25. Mai zur **Förderung** des Absatzes von Kalisalzen etwas beiträgt, da es im Gegenteil aus einer Reihe von Gründen gerade den Absatz erschwert.

Die Schwierigkeiten im alten Syndikat waren dadurch hervorgetreten, daß fortgesetzt neue Werke entstanden, die eine unberechtigt hohe Lizenz beanspruchten und, um diese zu erzwingen, außersyndikatliche Verkäufe zu realisieren versuchten und daß insbesondere Aschersleben und Sollstedt, als am 30. Juni 1909 das Syndikat gescheitert schien, mit Amerika große Verkäufe zu sehr niedrigen Preisen abschlossen, welche auch, als alle anderen Werke sich wiederum zu einem Rumpfsyndikat vereinigten, nicht mit diesem Rumfsyndikat sich arrangieren ließen. Nun verlangte wohl der überwiegende Teil der Kaliwerksbesitzer das Einschreiten der Gesetzgebung, um 1. den Zusammenhang des Syndikatsverbandes zu sichern und 2. die von Aschersleben mit amerikanischen Düngertrust-Gesellschaften abgeschlossenen Lieferungsverträge in ihren für das sonstige Verkaufsgeschäft angeblich ominösen Folgen zu beseitigen. Infolgedessen versuchte die preußische Staatsregierung die Materie im Wege der Reichsgesetzgebung zu regeln und brachte im Bundesrat einen Gesetzentwurf ein, der in etwas stark radikaler Weise in private Rechte eingriff und deshalb auf Anregung des Bundesrats einer umfassenden Umarbeitung unterworfen wurde.

Demnächst ging aus den Beratungen des Bundesrates ein weiterer Gesetzentwurf hervor, der dem Reichstag zur Beratung vorgelegt wurde, der ein Zwangs-Syndikat — Vertriebsgemeinschaft genannt — konstituierte, durch welches allein nur Kalisalze von den Kaliwerksbesitzern sollten abgesetzt werden dürfen. Abgesehen von diesem Zwange sollte der Verkauf sowie die Beteiligung der einzelnen Kaliwerksbesitzer daran, allerdings unter Kontrolle des Reiches (Bundesrates) und vorbehaltlich der Entscheidung einer Berufungsinstanz in Beschwerdefällen, im wesentlichen nach freier Entschließung der von den Werksbesitzern zwangsweise organisierten Vertriebsgemeinschaft von dieser resp. den von derselben bestellten Organen vollzogen resp. festgesetzt werden, jedoch mit der Verpflichtung, bei dem Absatze in erster Linie den inländischen Bedarf zu befriedigen.

Von einer Festlegung der Verkaufspreise nahm der Entwurf Abstand, machte nur die erstmalige Festsetzung und jede Erhöhung der Verkaufspreise seitens der Vertriebsgemeinschaft von der Genehmigung durch den Bundesrat abhängig.

Schließlich enthielt dieser Entwurf noch bezüglich von vor dem 17. Dezember 1909 von Kaliwerksbesitzern abgeschlossenen Salzlieferungsverträgen eine Bestimmung, dahingehend, daß die Vertriebsgemeinschaft die direkte Erfüllung derartiger Verträge sollte geschehen lassen müssen, daß die gelieferte Menge aber dem Werke auf seine Beteiligung angerechnet werden sollte und daß, soweit sie darüber hinausgeht, das Werk an die Vertriebsgemeinschaft eine nach der Höhe der Mehrlieferung gestaffelte, von der Berufungskommission zu normierende Vergütung zu entrichten haben sollte.

Wenn man ja auch mit Recht jeden gesetzgeberischen Eingriff in die wirtschaftliche Gestaltung der Produktions- und Absatzverhältnisse der Industrie als unzweckmäßig, der industriellen Entwicklung in keinem Falle förderlich und darum als verwerflich bezeichnen mag, so muß man doch das anerkennen, wenn man auf Grund besonderer Verhältnisse bei der Kaliindustrie von dieser Auffassung nun einmal glaubte abweichen zu können und zu müssen, daß bei dem vorgeschlagenen gesetzgeberischen Eingriff noch **tunlichst** Maß gehalten und den Kaliwerksbesitzern eine immerhin noch zu begrüßende Bewegungsfreiheit gelassen worden ist.

Wäre auf diesen Grundlagen ein Gesetz über den Absatz von Kalisalzen zustande gekommen und hätte der Entwurf noch einige wenige zweckmäßige Abänderungen erfahren, so hätte sich die Kaliindustrie noch allenfalls damit als einen vorübergehenden Zustand abfinden können; die Werksbesitzer hätten noch einigermaßen im Handelsgeschäft Bewegungsfreiheit und die Möglichkeit gehabt, ihre Interessen und namentlich das **Auslandsgeschäft** zu fördern, und die verbündeten Regierungen hätten ein geringeres Maß von Verantwortlichkeit für das weitere Gedeihen einer so bedeutsamen Industrie, wie den Kalibergbau, zu tragen gehabt.

Die parlamentarische Gesetzgebungsmaschine, deren Leistungen zwar in den letzten Jahren sich durchaus nicht besonderer Anerkennung erfreuten, hat es sich neuerdings, wie es scheint, förmlich zur Aufgabe gestellt, die Regierungsvorlagen gänzlich umzugestalten, und so ist auch aus dem Regierungsentwurf betreffs des Kaliabsatzes,

und noch dazu in einer ganz unglaublichen Eile, bei der ein gründliches Durchdenken aller Konsequenzen gar nicht ausführbar war, ein Gesetz geworden, das die Grundlagen des Regierungsentwurfes völlig umgestaltet und eine Reglementierung der Kaliindustrie statuiert, die den Industriellen jede Selbstbestimmung und Bewegungsfreiheit nimmt und die Reichsorgane mit Geschäften und damit mit einer Verantwortung belastet, deren sie durchaus nicht gewachsen sind: das endlich nebenbei in einer ganz eigentümlichen Weise die Arbeiterlohnfrage im Kalibergbau zu regeln unternimmt. Dabei berührt es bei dieser Art der Gesetzgebung noch recht wundersam, daß der Reichstag sich dabei nicht bloß von einer ruhigen objektiven Erwägung der Verhältnisse und allgemein wirtschaftspolitischen und Rechtsgrundsätzen hat leiten lassen, sondern daß nach den mehrfachen Ausführungen in der Kommission und auch im Plenum des Reichstags eine gewisse Verärgerung und Verbitterung bei den Beschlußfassungen mit bestimmend gewesen ist. Man ist anscheinend über gewisse Agitationen von manchen Kaliindustriellen, über einzelne übertriebene Angaben, ja selbst versteckte Drohungen derselben so verdrossen gewesen, daß von einzelnen Reichstagsmitgliedern es direkt ausgesprochen worden ist, die Kaliindustriellen haben ja selbst nach einem gesetzgeberischen Eingriff verlangt, nun sollen sie auch die Folgen davon empfinden. Man wird wohl nicht zweifelhaft sein können, daß es einer Gesetzgebungskörperschaft nicht ansteht, gewissermaßen ein Strafgericht zu halten und nach von solchen Anschauungen beeinflußten Erwägungen Gesetze zu formulieren.

Auch das kann nicht übergangen werden, daß es auffallen muß, daß der Bundesrat zu den Beschlüssen des Reichstages, die unbestrittenermaßen den Regierungsentwurf, wenn auch nicht fast völlig in sein Gegenteil verkehren, doch in seinen Grundlagen durchaus umgestalten, so unbedenklich seine Zustimmung gegeben hat. Allerdings motivierte der Herr Handelsminister Sydow im Reichstage sein Einverständnis mit den Reichstagsbeschlüssen damit, daß er meinte, dieselben seien nur ein anderer, durchaus annehmbarer Weg zu demselben von dem Bundesrat erstrebten Ziele. Aber man wird das doch wohl nur als eine euphemistische Verdeckung der Notlage halten, in der sich die verbündeten Regierungen befanden, indem sie den Interessenten eine gesetzgeberische Hilfe in der Ordnung der Kaliwirrnisse in Aussicht gestellt hatten und nun glaubten, daß irgend etwas geschehen müsse, und infolgedessen

meinten, sich lieber den Beschlüssen des Reichstages unterwerfen zu sollen, als die Kaliindustrie sich selbst zu überlassen.

Wenn man nach dieser allgemeinen abfälligen Kritik des Gesetzes vom 25. Mai 1910 einmal zusieht, was das Gesetz von den Hoffnungen und Wünschen, die darauf gesetzt waren, erfüllt, resp. was es der Kaliindustrie gebracht hat, und was es davon nicht erfüllt hat, so gelangt man zu folgenden Resultaten.

Zunächst hat das Gesetz der größten Gefahr für eine gesunde Weiterentwicklung des Kalibergbaues, der Ueberproduktion, nicht nur keinerlei Damm entgegengesetzt, sondern sie im Gegenteil in ganz bedenklicher Weise gefördert. Diese Behauptung ist leider nicht bloß eine von den Gegnern des Gesetzes vorausgesagte Befürchtung, sondern eine unbestreitbare Tatsache. Nach kaum sechswöchentlicher Publikation des Gesetzes sind gegen 20 neue Kaliunternehmungen ins Leben gerufen worden und finden willige Beteiligung beim Kapitalistenpublikum. Von besonderem Interesse ist es hierbei, daß in vorderster Reihe Leute, die am lautesten zum Schutze der nationalen Industrie nach dem Eingreifen der Gesetzgebung gerufen haben, sich beeilen, das Nationalvermögen zu ganz unwirtschaftlicher und offensichtlich verlustbringender Verschwendung anzureizen unter dem Hinweis, daß das neue Gesetz nunmehr einen gedeihlichen Zustand der Beruhigung geschaffen habe, der es der Industrie ermögliche, die Erweiterung des Absatzes, dessen Steigerung ins Ungemessene sich bei großzügiger kaufmännischer Arbeit ganz von selbst ergeben werde, zu betreiben. Es ist früher schon vielfach darauf hingewiesen, daß das Hauptgeschäft der unerschöpflichen Kaliunternehmungen-Gründer in den ungewöhnlich hohen Kapitalgewinnen bei der Finanzierung der neuen Unternehmungen besteht. Daß solche Gewinne überhaupt in solchem Umfange zu realisieren sind, liegt nun allerdings zum größten Teil mit an der großen Zahl derer, die nie alle werden. Aber, wie Herr v. Rheinbaben seligen Andenkens sagte, ist unser Publikum zu spekulativ angelegt und es sagt sich: die Regierung hat es übernommen, unter Ausschaltung der freien Konkurrenz die Kaliindustrie zu sanieren, sie wird also auch weiter Vorsorge zu treffen haben, daß die neu entstehenden Kaliwerke nicht wertlos und im Konkurrenzkampf nicht vernichtet werden. Das ist die schwere und zweifellos unerfüllbare Verantwortlichkeit, welche die Regierung durch ihren gesetzgeberischen Eingriff in den natürlichen Lauf der Dinge auf sich geladen hat.

und noch dazu in einer ganz unglaublichen Eile, bei der ein gründliches Durchdenken aller Konsequenzen gar nicht ausführbar war, ein Gesetz geworden, das die Grundlagen des Regierungsentwurfes völlig umgestaltet und eine Reglementierung der Kaliindustrie statuiert, die den Industriellen jede Selbstbestimmung und Bewegungsfreiheit nimmt und die Reichsorgane mit Geschäften und damit mit einer Verantwortung belastet, deren sie durchaus nicht gewachsen sind; das endlich nebenbei in einer ganz eigentümlichen Weise die Arbeiterlohnfrage im Kalibergbau zu regeln unternimmt. Dabei berührt es bei dieser Art der Gesetzgebung noch recht wundersam, daß der Reichstag sich dabei nicht bloß von einer ruhigen objektiven Erwägung der Verhältnisse und allgemein wirtschaftspolitischen und Rechtsgrundsätzen hat leiten lassen, sondern daß nach den mehrfachen Ausführungen in der Kommission und auch im Plenum des Reichstags eine gewisse Verärgerung und Verbitterung bei den Beschlußfassungen mit bestimmend gewesen ist. Man ist anscheinend über gewisse Agitationen von manchen Kaliindustriellen, über einzelne übertriebene Angaben, ja selbst versteckte Drohungen derselben so verdrossen gewesen, daß von einzelnen Reichstagsmitgliedern es direkt ausgesprochen worden ist, die Kaliindustriellen haben ja selbst nach einem gesetzgeberischen Eingriff verlangt, nun sollen sie auch die Folgen davon empfinden. Man wird wohl nicht zweifelhaft sein können, daß es einer Gesetzgebungskörperschaft nicht ansteht, gewissermaßen ein Strafgericht zu halten und nach von solchen Anschauungen beeinflußten Erwägungen Gesetze zu formulieren.

Auch das kann nicht übergangen werden, daß es auffallen muß, daß der Bundesrat zu den Beschlüssen des Reichstages, die unbestrittenermaßen den Regierungsentwurf, wenn auch nicht fast völlig in sein Gegenteil verkehren, doch in seinen Grundlagen durchaus umgestalten, so unbedenklich seine Zustimmung gegeben hat. Allerdings motivierte der Herr Handelsminister Sydow im Reichstage sein Einverständnis mit den Reichstagsbeschlüssen damit, daß er meinte, dieselben seien nur ein anderer, durchaus annehmbarer Weg zu demselben von dem Bundesrat erstrebten Ziele. Aber man wird das doch wohl nur als eine euphemistische Verdeckung der Notlage halten, in der sich die verbündeten Regierungen befanden, indem sie den Interessenten eine gesetzgeberische Hilfe in der Ordnung der Kaliwirrnisse in Aussicht gestellt hatten und nun glaubten, daß irgend etwas geschehen müsse, und infolgedessen

meinten, sich lieber den Beschlüssen des Reichstages unterwerfen zu sollen, als die Kaliindustrie sich selbst zu überlassen.

Wenn man nach dieser allgemeinen abfälligen Kritik des Gesetzes vom 25. Mai 1910 einmal zusieht, was das Gesetz von den Hoffnungen und Wünschen, die darauf gesetzt waren, erfüllt, resp. was es der Kaliindustrie gebracht hat, und was es davon nicht erfüllt hat, so gelangt man zu folgenden Resultaten.

Zunächst hat das Gesetz der größten Gefahr für eine gesunde Weiterentwicklung des Kalibergbaues, der Ueberproduktion, nicht nur keinerlei Damm entgegengesetzt, sondern sie im Gegenteil in ganz bedenklicher Weise gefördert. Diese Behauptung ist leider nicht bloß eine von den Gegnern des Gesetzes vorausgesagte Befürchtung, sondern eine unbestreitbare Tatsache. Nach kaum sechswöchentlicher Publikation des Gesetzes sind gegen 20 neue Kaliunternehmungen ins Leben gerufen worden und finden willige Beteiligung beim Kapitalistenpublikum. Von besonderem Interesse ist es hierbei, daß in vorderster Reihe Leute, die am lautesten zum Schutze der nationalen Industrie nach dem Eingreifen der Gesetzgebung gerufen haben, sich beeilen, das Nationalvermögen zu ganz unwirtschaftlicher und offensichtlich verlustbringender Verschwendung anzureizen unter dem Hinweis, daß das neue Gesetz nunmehr einen gedeihlichen Zustand der Beruhigung geschaffen habe, der es der Industrie ermögliche, die Erweiterung des Absatzes, dessen Steigerung ins Ungemessene sich bei großzügiger kaufmännischer Arbeit ganz von selbst ergeben werde, zu betreiben. Es ist früher schon vielfach darauf hingewiesen, daß das Hauptgeschäft der unerschöpflichen Kaliunternehmungen-Gründer in den ungewöhnlich hohen Kapitalgewinnen bei der Finanzierung der neuen Unternehmungen besteht. Daß solche Gewinne überhaupt in solchem Umfange zu realisieren sind, liegt nun allerdings zum größten Teil mit an der großen Zahl derer, die nie alle werden. Aber, wie Herr v. Rheinbaben seligen Andenkens sagte, ist unser Publikum zu spekulativ angelegt und es sagt sich: die Regierung hat es übernommen, unter Ausschaltung der freien Konkurrenz die Kaliindustrie zu sanieren, sie wird also auch weiter Vorsorge zu treffen haben, daß die neu entstehenden Kaliwerke nicht wertlos und im Konkurrenzkampf nicht vernichtet werden. Das ist die schwere und zweifellos unerfüllbare Verantwortlichkeit, welche die Regierung durch ihren gesetzgeberischen Eingriff in den natürlichen Lauf der Dinge auf sich geladen hat.

Es ist ganz zweifellos, daß die Bestimmungen in §§ 10, 11 und 17 notwendig dazu anreizen müssen, neue Werke eventuell durch Teilung alter Werke ins Leben zu rufen, um möglichst schon vom 1. Januar 1912 ab eine größere Beteiligungsziffer zu erlangen. Dabei wird namentlich von dem an diesen Gründungen sich mit Kapital beteiligenden Publikum übersehen einerseits, daß doch einige Jahre vergehen müssen, ehe die neuen Werke förderfähig werden können, und daß, wie weiter nachgewiesen werden wird, unter Umständen doch vielleicht schon 1915 ein harter Konkurrenzkampf entbrennen kann, sodann daß andererseits bei solcher überhasteten Neugründung die Beteiligungsquote der übergroßen Zahl alter Werke eine so minimale werden muß, daß auch für die allerbest situierten Werke kaum noch ein finanzieller Nutzen bleiben kann, zumal sie weder die gesetzlich festgelegten Maximalpreise überschreiten, noch die Förderkosten durch Reduktion der Löhne ermäßigen können, und endlich, daß ja die beiden Fiski, der preußische wie anhaltinische, bei ihren reichen und so ausgedehnten Kalifeldern diesen Neugründungen gegenüber ganz unmöglich untätig werden bleiben können, sondern auch ihrerseits neue Werke durch Teilung ihrer Felder ins Leben rufen werden. Diese Werke werden aber nach § 12 Abs. 3 des Gesetzes sofort ohne jede Einschränkung beim Eintritt der Förderfähigkeit mit der vollen Beteiligungsziffer ausgestattet, so daß sich durch solche neuen Unternehmungen des Reiches oder eines Bundesstaates die Beteiligungsziffer der Privatwerke sofort ganz wesentlich stärker wie beim Hinzutritt neuer Privatwerke reduziert. Es scheint danach doch schwer verständlich, daß, ganz abgesehen von später noch hervorzuhebenden Bedenken und Gefahren, sich das Kapitalistenpublikum bereit finden läßt, den Gründern Kapitalgewinne in überreichem Maße zufließen zu lassen, während es wenig Aussicht hat, für sein Kapital auch nur eine bescheidene normale Verzinsung gesichert zu sehen. Ebenso wie das Gesetz also auf eine Einschränkung der Ueberproduktion gar keine Wirkung ausgeübt hat, hat es die Hoffnung nicht erfüllen können, die von Aschersleben und Sollstedt mit den amerikanischen Trusts abgeschlossenen Verträge unwirksam zu machen. Die amerikanischen Düngertrusts haben mindestens auf zwei Jahre die großen Quantitäten zu denselben Preisen sich gesichert, wie wenn sie dieselben vom Syndikat erworben hätten, und Aschersleben und Sollstedt haben, da die Düngertrusts für die Lizenzüberschreitung die zu zahlende Abgabe zu entrichten haben, den Vorteil allen anderen

Werken gegenüber, einen schwunghaften lukrativen Betrieb aufrecht erhalten zu können. Wie sich die Dinge nach zwei Jahren weiterhin gestalten werden, ist heute ja nicht zu sagen; die amerikanischen Käufer scheinen ihrerseits sehr hoffnungsvoll zu sein, da sie die Option auf weitere fünf Jahre ausgeübt haben.

Das wären zunächst die beiden schweren Enttäuschungen, die das Kaligesetz gebracht hat.

Aber auch weiter müssen die allerschwersten Bedenken gegen seine Bestimmungen geltend gemacht werden.

Im allgemeinen ist es beklagenswert, daß in diesem Gesetze zum ersten Male eine Industrie unter die Zwangsgewalt der Reichsgesetzgebung und bureaukratische Einengung und Reglementierung gestellt worden ist, welche einesteils die Bestimmung der Produktionsmenge, andererseits des Absatzes nach Quantum und den verschiedenen Absatzgebieten, ja selbst die Bestimmung des Verkaufspreises und in gewisser Beziehung auch der Arbeiterlöhne der freien Entschließung der Unternehmer entzieht und daß die Regelung rein privatwirtschaftlicher Interessen dem politischen Parteigetriebe unmittelbar unterstellt worden ist. Es ist vorauszusehen, daß alle die mannigfachen Befugnisse, die nach dem Gesetze dem Bundesrat zugewiesen sind, der Kritik des Reichstages unterzogen werden, ja daß selbst die Entscheidungen der Verteilungsstelle und der Berufungskommission zu Erörterungen im Reichstage Veranlassung geben werden, so daß rein privatwirtschaftliche Verhältnisse von politischen Parteigesichtspunkten aus zu Verhandlungen führen werden, die weder für die Förderung der parlamentarischen Geschäfte wünschenswert, noch den Interessen der Industie nützlich sein können.

Es ist auch als im hohen Grade beklagenswert zu bezeichnen, daß man, wenn nun schon ein gesetzlicher Eingriff in die privatrechtlichen Verhältnisse der Kaliindustrie geschehen sollte, an Stelle der von der Regierungsvorlage vorgesehenen Zwangsvertriebsgemeinschaft zum System der Zwangskontingentierung übergegangen ist, weil das letztere ohne gleichzeitige Vertriebsgemeinschaft praktisch überhaupt nicht durchführbar erscheint und deshalb offenbar, um die Interessenten selbst zur Bildung einer Vertriebsgemeinschaft zu zwingen, eine Reihe von Bestimmungen im Gesetze getroffen werden mußten, die durchaus unzweckmäßig sind. Es ist eine absolute Verschlechterung, daß man in dieser Beziehung die Grundlage des Regierungsentwurfes verlassen hat.

So sind die Bestimmungen über die Feststellung der Gesamtmenge des Absatzes und die Festsetzung des Anteilsverhältnisses der einzelnen Kaliwerksbesitzer daran zum Teil ganz wertlos und jedenfalls praktisch kaum durchführbar und anstatt förderlich für den Absatz, demselben im Gegenteil recht hinderlich. Eine Vorausbestimmung oder Etatisierung und Taxierung des Absatzes ist für das tatsächliche Geschäft eine durchaus wertlose Arbeit und um so mehr, als diese Festsetzung auch noch getrennt für den Absatz im Inlande und nach dem Auslande und endlich sogar noch nach den verschiedenen Sorten, die von den Kaliwerken hergestellt werden können, erfolgen soll. Wenn man an der Vertriebsgemeinschaft festgehalten hätte, hätten sich alle diese unnützen und kaum zu lösenden Festsetzungen völlig erübrigt. Da man aber eine Zwangskontingentierung aus gar nicht zu verstehenden Gründen beliebte, war eine derartige Festsetzung allerdings geboten. Sie ist aber in hohem Grade unzweckmäßig und dem Absatze nachteilig. Es leuchtet das schon ohne weiteres ein, wenn man bedenkt, daß für die Prosperität der Kaliindustrie vor allem der größtmöglichste Absatz dringend geboten ist, daß sie bei ihrer heute schon vorhandenen Leistungsfähigkeit jetzt schon mindestens das Mehrfache des Bedarfes zu produzieren imstande ist. Es liegt also im allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse, den Kaliwerksbesitzern den Absatz möglichst zu erleichtern und jede Erschwernis desselben zu beseitigen. Anstatt aber den Werken zu gestatten, was sie herstellen können, wie und wohin sie es am besten absetzen können, zu verkaufen, muß für jedes Werk von der Verteilungsstelle vorgeschrieben werden, welche Mengen nach dem Inlande und welche nach dem Auslande, getrennt nach den verschiedenen Produkten: als Rohsalze, Düngesalze nach verschiedenem Kaligehalte, wie im § 20 unterschieden ist, verkauft werden dürfen. Derartige detaillierte Bestimmungen machen dem einzelnen Werke das selbständige Verkaufsgeschäft an sich überhaupt so gut wie unmöglich. Es ist naturgemäß, daß namentlich nach überseeischen Absatzgebieten Verkäufe in kleinen Partien ganz ausgeschlossen sind, sondern daß es sich da regelmäßig um Abschlüsse auf große Quantitäten handeln wird, die von einem, vielleicht sogar von mehreren kleineren Werken zusammen nach ihrer Beteiligungsquote gar nicht geliefert, die vielmehr nur von einer größeren Anzahl von selbständigen Werken aufgebracht werden können. Wenn der Gesetzgeber gerade ablehnt, die Werksbesitzer zu einer einheitlichen Verkaufsgemeinschaft zu vereinigen und

als Grundsatz aufstellt, daß jeder einzelne seine Produktion für sich soll verkaufen können, dann mußte er sich darauf beschränken, das Gesamtquantum, das jeder einzelne verkaufen darf, festzusetzen und es ihm im übrigen überlassen, in welchen Sorten und nach welchen Verbrauchsländern er seine Produktion absetzen kann und will. Es erscheint grundsätzlich unrichtig, Verkaufs**freiheit** zu statuieren und solche durch Kontingentierungsvorschriften zu erschweren, ja, direkt unmöglich zu machen, und keinesfalls entspricht es der Stellung des Gesetzgebers, aus irgend einem Grunde sich den Anschein zu geben, als solle in die Selbsttätigkeit der Werke nicht eingegriffen werden und dieselben durch offenbar schädliche Maßnahmen indirekt zu zwingen, ihre Selbständigkeit aufzugeben, sich zu einer Verkaufsgemeinschaft zu vereinigen und dann doch noch in einer verständigen, den Absatz wirklich fördernden Verkaufstätigkeit wesentlich behindert zu sein. Es klingt fast wie ein Hohn, wenn im § 27, der den Werksbesitzern eine Produktionsabgabe von 60 Pfennig auferlegt, bemerkt wird, daß die Einkünfte auf diese Abgabe zum Teil zur Hebung des Kaliabsatzes verwendet werden sollen.

Das Gesetz hat nach dem Vorgange der bisherigen Kalisyndikatsbestimmungen die Produktion und den Absatz der Kaliwerke in fünf Gruppen gegliedert und hat danach für jedes Werk die Feststellung des Absatzquantums — was im Syndikat nicht geschehen war — vorgeschrieben. Nun ist es doch klar, daß aus verschiedenen Gründen der Absatz von einem zum anderen Jahre in den einzelnen Gruppen sich ganz verschieden gestalten kann. Man ist in neuerer Zeit tatsächlich zur Verwendung hochprozentiger Salze übergegangen: es ist möglich, daß sich diese Verwendung z. B. aus Frachtrücksichten ganz wesentlich steigert, oder daß aus irgend welchen lokalen Gründen geringhaltigere Salze bevorzugt werden. Wie sich die Bedürfnisse der Konsumenten, insbesondere des Auslandes, gestalten mögen, läßt sich doch gar nicht vorausbestimmen, und nun sollen die Werke gezwungen werden, die im Voraus von der Verteilungsstelle festgestellten Quantitäten in den einzelnen Gruppen nicht zu überschreiten, also eine sich bietende Absatzgelegenheit abzulehnen oder nach § 26 für die über das kontingentierte Quantum mehr abgesetzte Menge eine hohe Abgabe an die Reichskasse zu entrichten. Ja, diesem Uebelstande entgehen die Werke auch dann nicht, wenn sie sich alle zu einer Verkaufsgemeinschaft vereinigen, weil ja auch dann der Absatz in einer oder mehreren Gruppen das für diese präliminierte Gesamtkontingent überschreiten kann und gemäß § 6

auch dann die im § 26 bestimmte Abgabe entrichtet werden muß. Dasselbe gilt von der Kontingentierung des Absatzes für In- und Ausland. Nehmen wir an, daß der Absatz pro 1909 6 Mill. Doppelzentner betragen hat und also pro 1910 auf 7 Mill. geschätzt wird, und zwar für das Inland auf 3, für das Ausland auf 4 Mill. Infolge besonderer Umstände bleibt der Bedarf für das Inland erheblich zurück und erreicht nur $2^1/_2$ Mill. Doppelzentner, während der Bedarf für das Ausland sich auf 5 Mill. steigert. Dann würde das wunderbare Verhältnis eintreten, nicht nur, daß für das nach dem Auslande über das Kontingent gelieferte Quantum die hohe Abgabe gemäß § 26 an die Reichskasse gezahlt werden müßte, sondern daß der Anteil am Auslandsabsatz gemäß § 8 letzter Absatz noch um ein Sechstel reduziert werden müßte. Die Kaliindustrie, die auf das dringendste einer Vermehrung ihres Absatzes bedarf, zu dessen Hebung sie auch nach § 27 noch angehalten wird, eine Reichsabgabe zu entrichten, wird durch die ganz unzweckmäßigen Kontingentierungsvorschriften in ihrem Absatz auf das empfindlichste geschädigt.

Es ist ja allgemein bekannt, daß im Inlande, namentlich die Landwirtschaft, wo dieses notwendig und zweckmäßig ist, Kalisalze schon verwendet, so daß, wenn auch hier noch eine Ausdehnung des Verbrauches angenommen werden kann, der Mehrbedarf sich nicht in sehr heftiger Progression bemerkbar machen wird. Anders liegt die Sache im Auslande, insbesondere in Rußland, Oesterreich-Ungarn und den überseeischen Ländern. Gerade nach dem Auslande erhofft die Kaliindustrie noch eine ganz gewaltige Absatzsteigerung. Was kann es da für einen Zweck haben, den Absatz nach dem Auslande auf irgend einen bestimmten Anteil vom Gesamtabsatz im Verhältnis nach dem für das Inland zu beschränken? und, wie dieses das Gesetz im § 8 vorschreibt, unter Umständen gewissermaßen zur Strafe zu reduzieren? Das ist doch eine bureaukratische Schablonisierung, die auf das klarste beweist, zu welchen Mißständen und Unzuträglichkeiten das Eingreifen der Gesetzgebung in das freiflutende, von vorher unbestimmbaren Lebensbedürfnissen abhängige Wirtschaftsleben führt.

Die Kontingentierungs- und Preisbestimmungen des Gesetzes sind aus unbegründeten agrarischen Beängstigungen hervorgegangen. Man hat offenbar gefürchtet, die Kaliindustrie könnte, wenn sie unter einem gesetzlichen Schutze dazu gelangen sollte, eine monopolartige Stellung sich zu verschaffen, alsdann die heimische Landwirt-

schaft durch Preisnormierung oder durch Vorenthaltung des notwendigen Quantums an Kalidüngemitteln benachteiligen Eine solche Befürchtung konnte aber nur durch eine vollständige Verkennung der tatsächlich vorliegenden Verhältnisse aufkommen und hätte selbst dann noch jeden Grundes entbehrt, wenn man den heute bereits bestehenden Kaliwerken durch den Ausschluß des Entstehens neuer Werke bis Ende 1925 ein Produktionsmonopol zugestanden hätte. Denn die heute bereits bestehenden über 80 Werke, von denen schon gegen 70 bereits in Förderung stehen, haben eine so große Förderfähigkeit, die sie noch so erheblich ausdehnen können, und in ihrem eigenen Interesse auch zu erhöhen suchen müssen, daß wenn diesen tatsächlich die alleinige Befriedigung des Bedarfes für das Inland wie das Ausland vorbehalten geblieben wäre, dennoch jede Befürchtung ausgeschlossen gewesen wäre, daß jemals eine Beeinträchtigung des Konsums oder eine Schädigung desselben durch zu hohe Preisstellung eintreten könnte, ganz abgesehen davon, daß durch die fiskalische Produktion der beiden Bundesstaaten Preußen und Anhalt jederzeit solchen Mißständen hätte abgeholfen werden können.

Die Kontingentierung der einzelnen Werke hat für die Gesamtheit der Kaliindustrie auch noch den Nachteil, daß sie ganz erhebliche Frachtennachteile dadurch erleiden kann, daß die Werke nicht nach ihrer Leistungsfähigkeit, den Bedarf nach den frachtlich ihnen am günstigsten gelegenen Konsumgebieten befriedigen dürfen, sondern unter Umständen, wenn ihr Kontingent erfüllt ist, die Sendung von anderen frachtlich ungünstiger liegenden Werken geschehen muß. Für die Konsumenten ist im § 22 für einen Frachtenausgleich Vorsorge getroffen, den Kaliwerken aber wird durch die unzweckmäßige Kontingentierung, ohne irgend jemandem dadurch zu nützen, unter Umständen ein ganz erheblicher Nachteil zugefügt, der sie um so härter trifft, als infolge des fortgesetzt sich reduzierenden Produktionsquantums sich die Förderlasten erhöhen und deshalb jede weitere Belastung um so mehr vermieden werden sollte. Die Bestimmungen über die eigentümliche Art der Kontingentierung nach den verschiedenen Produktionsgruppen und des In- und Auslandsabsatzes nach bestimmter Relation, deren Nichtinnehaltung nach § 8 Abs. 6 gewisse Nachteile im Gefolge hat, hat auch zu der Bestimmung des § 4 geführt, wonach der Absatz nach dem Auslande nur vom Kaliwerksbesitzer selbst, aber nicht vom Händler soll bewirkt werden dürfen. Auch das kann unter Umständen für den Absatz sehr nachteilig sein und gibt wieder einen Beweis dafür, zu welchen Kon-

sequenzen und eigentümlichen Erschwernissen für den Handel man kommt, wenn man mit der Gesetzgebung in die freie Bewegung des Wirtschaftslebens eingreift.

Ein ganz neuer und im hohen Grade bedenklicher Vorgang ist es, daß in diesem Gesetze eine Festsetzung der Verkaufspreise stattgefunden hat, eine spätere, von 5 zu 5 Jahren vorbehaltene Preisregulierung dem Bundesrate übertragen und eine Erhöhung der Preise von der Zustimmung des Reichstages abhängig gemacht ist. Die Vorgänge bei der Beratung in der Reichstagskommission haben schon ergeben, wie ungeeignet eine parlamentarische Körperschaft ist, die Preisbestimmung für ein so wichtiges Handelsprodukt zu treffen, und es ist unzweifelhaft sowohl für die Industrie, als auch für die Staatsorgane und Parlamente von außerordentlicher Gefahr, die Regelung rein privatwirtschaftlicher Interessen dem politischen Parteigetriebe unmittelbar zu unterstellen. Eine so rein wirtschaftliche Frage, wie sie die Preisbestimmung eines Handelsartikels ist, ist nicht nur überhaupt auf längere Zeit nicht festzulegen, sondern darf am wenigstens auch noch von parteipolitischen Auffassungen abhängig gemacht werden. Während man ja doch sonst ganz unumwunden und auch mit vollem Rechte anerkennt, daß die Staatsorgane der kaufmännischen Befähigung entbehren, überträgt das Gesetz bezüglich der Kaliindustrie dem Bundesrat die Preisbestimmung, sowie die Befugnis, Rabatt und Abzüge für Barzahlung festzusetzen. Es ist ganz unvermeidlich, daß die Anordnungen des Bundesrates der Kritik des Reichstages unterzogen werden können und daß auf diese Weise die Parteipolitik mehr und mehr Einfluß auf die Kaliindustrie und das Handelsgeschäft mit Kali gewinnen kann, der für keinen Teil von Vorteil sein kann. Es kann aber dieser Vorgang auch für andere Wirtschaftsgebiete, unter Umständen sogar für die Preisregulierung auch der landwirtschaftlichen Produkte ein höchst bedenkliches Präzedenz werden. Es ist allerdings anzunehmen, daß dieser Versuch zu so ungünstigen Folgen führen wird, daß gerade dadurch andere Wirtschaftsgebiete von derartigen Versuchen in Zukunft vielleicht um so sicherer geschützt bleiben.

Nachdem man nun einmal den Grundsatz verlassen hat, daß die Preisbestimmung einer Ware von Angebot und Nachfrage abhängig ist und mit Rücksicht auf den angeblich durch das Gesetz der Kaliindustrie zugewendeten Schutz es für notwendig erachtete, auch die Konsumenten durch Festsetzung von Maximalpreisen für das Inland zu schützen, hat man diesen Schutz für den inländischen

Konsumenten noch dadurch erhöht, daß die inländischen Maximalpreise als die Minimalpreise für das Ausland gesetzlich festgelegt und Ausnahmen nur mit Genehmigung des Bundesrates gestattet sind. Ganz abgesehen davon, daß der Bundesrat wirklich nicht imstande ist, die kommerziellen Verhältnisse so zu übersehen und richtig zu beurteilen, ja, gerade die Mitwirkung einer politischen Körperschaft, wie sie der Bundesrat repräsentiert, für die handelspolitischen Beziehungen zu dem Auslande für die Kaliwerksbesitzer unter Umständen bei ihren Verkaufsoperationen recht unbequem sein kann, ist die in dieser Bestimmung zum Ausdruck gekommene Fürsorge für die heimische Landwirtschaft recht wenig am Platze. Mit Rücksicht auf die hohe Fracht, die auf der Ware beim Transport nach dem Auslande ruht, ist, nachdem die Zwangskontingentierung Platz gegriffen hat, es überhaupt für ausgeschlossen zu erachten, daß im allgemeinen zu niedrigeren Preisen ein Verkauf von Kalisalzen nach dem Auslande stattfinden dürfte. Andererseits zeigt die Statistik der letzten 5 Jahre, daß der Konsum an Chlorkalium in Deutschland gegenüber demjenigen im Auslande ein sehr hoher — Deutschland verbraucht etwa $^5/_{12}$ der ganzen Produktion und das gesamte Ausland $^7/_{12}$ — und schon ziemlich stabiler ist, so daß für das Inland jedenfalls keine rapide und nennenswerte Verbrauchssteigerung mehr zu erwarten ist. Anders liegt die Sache im Auslande, wo auch eine so intensive Propaganda, wie sie von den landwirtschaftlichen Korporationen in Deutschland geübt worden ist, bisher nicht Platz gegriffen hat. Auf das Ausland ist vorzugsweise die Hoffnung der so dringend absatzbedürftigen Kaliindustrie gerichtet, und wenn man in der Tat anerkennt, daß der übermäßig ausgedehnten Produktionsfähigkeit der Kaliindustrie durch tunlichste Erleichterung und Vermehrung der Absatzmöglichkeit zu Hilfe gekommen werden muß, dann ist dem wahrlich nicht dadurch Rechnung getragen, daß die freie Bewegung durch Fixierung eines hohen, die Inlandspreise unter allen Umständen übersteigenden Minimalpreises gehemmt und eingeschränkt worden ist.

Die Kaliwerke müssen alles aufbieten, um den Absatz zu steigern, und das ist anerkanntermaßen fast nur im Auslande möglich. Es ist nun ganz selbstverständlich, daß da, wo es sich darum handelt, neue Absatzgebiete zu erobern, es namentlich zunächst notwendig sein wird, durch billige Preisstellung die Verbraucher zu veranlassen, den Versuch zu machen, sich von der Nützlichkeit der Kaliverwendung zu überzeugen und so an den Gebrauch dieses Düngemittels sich zu

gewöhnen. Bei solchen Verhandlungen müssen aber die Unterhändler sich rasch betreffs der Preisnormierung entscheiden; es ist unmöglich, erst bei der Verkaufsvereinigung Rückfrage zu halten und von dieser erst die Genehmigung des Bundesrates einzuholen; damit würde mindestens immer ein Jahr, eine Düngerperiode, verloren gehen. Das bringt aber den Kaliwerken, deren Produktion durch die Schmälerung des Kontingentsquantums infolge Hinzutritts neuer Werke immer größere Einschränkung erleidet, einen ganz außerordentlich hohen Verlust, und der Nationalwohlstand wird durch solche Einschränkung der Absatzgelegenheit, Produktionsverminderung und Erhöhung der Selbstkosten in hohem Grade geschädigt.

Die gesetzliche Festlegung der Verkaufspreise und fast noch mehr die Kontingentierung der Absatzmengen nach Kaligruppen und für den Verkauf nach dem Inlande und Auslande getrennt, sind ganz unglaublich schwerwiegende Erschwernisse für den Absatz überhaupt und führen dazu, dem einzelnen Werksbesitzer den eigenen Verkauf direkt unmöglich zu machen. Aber selbst die Verkaufsvereinigung aller Kaliwerke kann infolge der gesonderten Kontingentierung nach In- und Auslandsabsatz in eine große Kalamität durch die für Ueberschreitungen im § 26 festgesetzten Strafen kommen. Nach § 26 ist für Kontingentsüberschreitungen eine hohe Abgabe an das Reich zu entrichten. Die Absatzmenge ist nach dem Absatze des Vorjahres mit einem Zuschlage von 5% alljährlich von der Verteilungsstelle für ein Jahr voraus festzustellen, § 7. Wenn dies nun geschehen ist, es stellt sich aber gegen Schluß des Jahres ein ungewöhnlich großer Absatz nach dem Auslande heraus, während umgekehrt der Inlandsabsatz zurückgeblieben ist, dann können die Bestimmungen im § 26 und 20 in Verbindung mit § 8 Absatz 6 zu der Komplikation führen, daß das Kontingent im ganzen wesentlich überschritten ist, mithin für den Mehrabsatz die Abgabe an das Reich zu zahlen ist und weil der Absatz nur nach dem Auslande sich steigerte, dagegen nach dem Inlande zurückblieb, das kontingentierte Absatzquantum sich entsprechend der zurückgebliebenen Absatzquote des Inlandes auch für das Ausland noch verringert. Das läßt sich doch erst übersehen, wenn die Verkäufe getätigt sind und der Verteilungsstelle mitgeteilt werden können.

Nun bestimmt allerdings § 7 Abs. 2, „die Verteilungsstelle kann nachträglich die festgesetzten Mengen erhöhen". Es fragt sich aber, ob dieses noch am Jahresschlusse, nachdem die Ueberschreitungen schon erfolgt waren, noch geschehen kann und ob das Reich bei seiner

großen Geldbedürftigkeit auf die tatsächlich bereits verwirkte Strafabgabe verzichten wird. Insbesondere aber ist die Frage, wie kann die Vorschrift des § 8 Abs. 6, wonach die Auslandsquote beim Zurückbleiben des Inlandsabsatzes entsprechend verringert werden muß, unschädlich gemacht werden, da ja im § 7 der Verteilungsstelle nur das Recht zugestanden ist, die veranschlagten Absatzmengen zu erhöhen, nicht aber herabzusetzen. Für einen solchen Fall gibt es also überhaupt gar keine Remedur, sie könnte nur durch eine Gesetzesänderung geschaffen werden. Es ergibt sich hieraus recht klar, zu welchen Unzuträglichkeiten es führt, wenn man im Wege der Gesetzgebung in die Vielseitigkeit des Wirtschaftslebens eingreifen will.

Es darf schließlich auch nicht unterlassen werden, darauf noch hinzuweisen, daß das Gesetz, zu dem man sich ja doch nur entschlossen hat, um einen Konkurrenzkampf der Kaliwerke unter sich auszuschließen, der die schwächeren Werke zum Unterliegen bringen, zur Einstellung ihrer Betriebe führen und dadurch große Kapitalverluste verursachen würde, durch die Zwangskontingentierung auch diesem Uebelstande nicht einmal unbedingt begegnet, im Gegenteil, da es, wie die Tatsachen beweisen, zu übertriebener Neuetablierung von Kaliwerken angereizt hat, unter Umständen direkt zu einem solchen Konkurrenzkampfe herausfordert, ihn aber auch für die bestsituierten Werke nur noch viel schwerer und verlustbringender gestaltet und der nationalen Volkswirtschaft noch viel schwerere Kapitalverluste bringt.

Je mehr neue Werke entstehen, um so mehr muß sich naturgemäß der Prozentsatz verringern, mit dem jedes einzelne Werk an dem Gesamtabsatz beteiligt wird. Wenn dadurch das Produktionsquantum jedes einzelnen Werkes, weil ja auch die rationellste Propaganda und tüchtigste kaufmännische Tätigkeit schließlich den Absatz nicht über den jeweiligen Konsum hinaus'zu steigern vermag, schließlich so eingeschränkt werden sollte, daß die stärksten alten Werke keinen ihren Verhältnissen und vorhandenen Betriebseinrichtungen entsprechenden lohnenden Betrieb mehr führen können, dann werden sie doch noch notgedrungen dazu gezwungen, den Versuch zu machen, schwächere Werke niederzukämpfen, um dadurch auch Neugründungen vorzubeugen. Es ist dazu in der Weise die Möglichkeit geboten, daß die Werke das Verkaufssyndikat sprengen, und daß sich eine Anzahl stärkerer Werke zusammentun und gemeinsam durch Verkauf zu unlohnenden Preisen im Inlande — denn im Auslande sind sie ja absolut an die im § 20 durch Gesetz festgelegten Preise gebunden —

andere schwächere Werke zu dem Entschlusse zu bringen suchen, den Betrieb einzustellen und so den übrig bleibenden Werken wieder zu einem größeren Absatzquantum zu verhelfen. Aber dieser Kampf wird sowohl auf Seite der Sieger wie der Besiegten durch dieses Kalikontingentiergesetz zu einem wesentlich kostspieligeren, als dieses vor dem Gesetze bei freier Konkurrenz der Fall gewesen wäre. Ein oder mehrere starke Werke, die sich notgedrungen zu einem Konkurrenzkampf veranlaßt gefühlt hätten, würden sich die Verluste der Preisreduktion nicht unwesentlich durch Produktionsvermehrung und dadurch bedingte Verbilligung der Selbstkosten schon sofort während der Kampfperiode haben erleichtern können. Letzteres ist jetzt ganz unmöglich, denn die Werke dürfen nicht über das ihnen nach der Kontingentierung zugeteilte Absatzquantum hinaus verkaufen, oder sie müßten für die Kontingentsüberschreitungen noch die hohe, im § 26 festgestellte Abgabe an das Reich bezahlen, sich also die Verluste des *Konkurrenzkampfes* auch noch um diese Beträge wesentlich *erhöhen*. Das ist natürlich ganz ausgeschlossen. Ein Sieg wird also nur unter außerordentlich großen, durch das *neue* Gesetz ganz unverhältnismäßig *gesteigerten* Opfern zu erringen sein. Andererseits wird, da infolge des neuen Gesetzes ganz außerordentlich viel neue Werke bereits in der Entstehung begriffen sind und fast mit Notwendigkeit noch in Angriff genommen werden müssen — denn man wird zunächst durch Feldesteilungen versuchen müssen, den Neugründungen anderer gegenüber sich auch wieder einen Quotenausgleich zu schaffen, und die Fisci der Bundesstaaten haben sich für diesen Fall schon im § 12 Abs. 3 einen Vorzug gesichert —, die auf der Seite der Besiegten zur Niederlage gelangenden Werke der Zahl nach viel größer sein, und es wird die Volkswirtschaft als solche einen um viele hundert Millionen größeren Verlust erleiden. Der Kampf wird sich wahrscheinlich auch mehr in die Länge ziehen, da die Kontingentierung den Absatz einschränkt und vielleicht sogar die nachteilige Folge der Verminderung des Kaliverbrauches überhaupt herbeiführen kann. Das wäre noch ein weiterer Nachteil für die monopolistische Stellung Deutschlands in der Kaliindustrie. Nur ein Vorteil würde sich aus dem Gesetze für die stärkeren der konkurrierenden Parteien aus dem § 8 Abs. 6 ergeben, indem die schwächeren Werke, die mit den erzwungenen billigen Inlandspreisen nicht zu konkurrieren vermögen, auch nicht imstande sein würden, sich etwa an den besseren Auslandspreisen zu erholen, da ihnen der Auslandsabsatz in dem Verhältnis gekürzt werden müßte, als sie mit

ihrem Inlandabsatz zurückbleiben. Es ist doch aber immer eine unerhörte Sache, daß eine Gesetzgebung, die angeblich zum Schutz einer Industrie dienen soll, zu derartigen die Volkswirtschaft schwer schädigenden Konsequenzen führen **kann**. Hätte man die Grundlage des Regierungsentwurfes, die Zwangsbetriebsgemeinschaft beibehalten, so wäre die eben angedeutete Konsequenz wenigstens ausgeschlossen gewesen.

Die Kontingentierung schließt eine Konkurrenz im Verkaufsgeschäft nicht aus. Das Syndikat zum gemeinsamen Verkauf ist nur bis Ende 1915 fest geschlossen und es könnte unter den eben hervorgehobenen Umständen in der Tat noch der Fall eines Konkurrenzkampfes sich als unvermeidlich ergeben, um unerträglichen Verhältnissen ein Ende zu machen. Sollte diese Notwendigkeit tatsächlich eintreten, so wäre die Bankerotterklärung dieser Art von Gesetzgebung allerdings für alle Welt offensichtlich dargetan.

Eine ganz auffallende Erscheinung ist es, daß man bei diesem Gesetze auch den Versuch gemacht hat, die Frage der **Feststellung der Arbeitslöhne** und der **Arbeitsdauer** gesetzlich insoweit zu regeln, daß den Kaliwerksbesitzern ein Nachteil der Reduktion ihrer **Beteiligungsziffern** angedroht wird, insofern sie im Verhältnisse der durchschnittlich im Zeitraum von 1907 bis 1909 gültig gewesenen Arbeitslöhne und Arbeitsdauer eine für die Arbeiter ungünstige Veränderung eintreten lassen sollten. Die Vorschriften in den §§ 13 folg. werden wohl kaum je von praktischer Bedeutung werden, aber es ist aus prinzipiellen Gründen doch in hohem Maße zu beklagen, daß die Gesetzgebung sich zu solchen bedenklichen Experimenten auf dem Gebiete der Regulierung der Arbeitsbedingungen veranlaßt gesehen hat. Es muß auch hierbei besonders hervorgehoben werden, daß die Art, wie man hier einen Schutz der Arbeitnehmer gegenüber den Arbeitgebern hat konstruieren wollen, insofern recht ungeeignet erscheint, als sie direkt zu dem Resultate führen muß, daß die Arbeiter an Stelle einer erträglichen Lohnminderung gegebenenfalls der Gefahr ausgesetzt werden, die Arbeitsgelegenheit **überhaupt zu verlieren**.

Es ist schon im vorstehenden wiederholt ausgeführt, daß die vielen Neugründungen die Beteiligungsziffern der Werke unausgesetzt reduzieren und daß bei der dadurch notwendig werdenden Einschränkung des Betriebes die Selbstkosten sich erhöhen müssen. Die Betriebsreduktion kann unter Umständen dadurch noch eine Zeitlang erträglich gemacht werden, wenn die Arbeitslöhne herabgesetzt werden können, hat aber eine solche Herabsetzung der Löhne oder

Verlängerung der Arbeitszeit bei Aufrechthaltung desselben Lohnsatzes die Folge, daß der Werkbesitzer noch mehr in seiner Beteiligungsquote gekürzt wird, seine Produktionskosten sich also noch mehr verteuern müssen, dann wird er noch frühzeitiger zum Einstellen des Betriebes, wenn dieser unlohnend zu werden anfängt, gezwungen, und die Arbeiter, welche durch diese Art der Gesetzgebung haben geschützt werden sollen, erleiden den Nachteil, daß sie die Arbeitsgelegenheit verlieren, deren Erhaltung ihnen jedenfalls auch bei etwas vermindertem Verdienst sehr erwünscht gewesen wäre. So dürfte für die Arbeiter sich die ihnen zugedachte Fürsorge in einen Nachteil für sie verkehren.

Andererseits könnte gerade diese Bestimmung, wenn es infolge weiterer unverständlicher Neugründungen doch noch zu einem im Vorstehendem als möglich bezeichneten Konkurrenzkampf kommen sollte, das allerdings vom Gesetzgeber nicht gewollte und nicht geahnte Resultat bewirken, daß schwache Werke, die bei Lohnreduktionen den Konkurrenzkampf vielleicht noch etwas länger hätten aushalten können, dadurch, daß ihnen durch §§ 13 folg. Lohnreduktionen unmöglich gemacht worden sind, gezwungen werden, die Waffen früher zu strecken und den Betrieb ganz einzustellen.

Jedenfalls wäre es nicht wünschenswert, daß die Vorschriften der §§ 13 folg. Schule machen und bei anderer Gelegenheit als Präzedenz geltend gemacht werden möchten, um auf anderen wirtschaftlichen Gebieten in die Regelung der Lohnfrage und Arbeitsdauer im Wege der Gesetzgebung einzugreifen.

Nun wird man vielleicht die vorstehend hervorgehobenen Bedenken dadurch etwas abschwächen wollen, daß man ihnen entgegenhält, daß sie in der Praxis voraussichtlich nicht fühlbar werden und eventuell durch Ausführungsvorschriften des Bundesrates werden beseitigt oder doch mindestens gemildert werden können. Das wäre jedoch insofern nicht zutreffend, als gerade die erwähnten gesetzlichen Bestimmungen ganz positiv lauten und der Modifikation durch den Bundesrat nicht unterworfen sind, auch wäre es doch immer eine bedenkliche Sache, durch Instruktion zu einem Gesetze die Bestimmungen desselben erheblich zu modifizieren oder für die praktische Ausführung erst brauchbar zu machen.

Jedenfalls wird man ganz allgemein anerkennen, daß das Gesetz vom 25. Mai 1910 weder für die Kaliindustrie, noch für die Entwicklung unserer gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse von vorteilhaftem Einflusse sein kann.

Die preußische Mittelschule und ihre soziale Bedeutung.

Von

Lic. Dr. Schnell in Güstrow.

Durch die Ministerialverfügung vom 3. Februar 1910 (Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen. 1910. Heft 3, S. 343ff.) ist das preußische Mittelschulwesen neu geregelt worden. Die neuen Bestimmungen treten „spätestens" mit Beginn des Schuljahres 1911 in Kraft, und der Minister spricht die Erwartung aus, daß die Regierung sich es angelegen sein lassen wird, „die Schulunterhaltungspflichtigen über die Bedeutung der Mittelschule aufzuklären".

Die soziale, politische und schultechnische Bedeutung dieser Reform dürfte sich in folgenden Sätzen ausdrücken lassen.

Die neue Mittelschule verfolgt einen außerordentlich praktischen Zweck. Die alten Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 (Zentralblatt ꝛc. 1872. Heft 10, S. 598ff.) genügen nicht mehr, nachdem sich herausgestellt hat, daß der für 6 Klassen bestimmte Lehrplan nicht ausreichende Rücksicht auf das praktische Leben nimmt. Denn die „Entwicklung auf den Gebieten des Handwerks, des Kunstgewerbes, des Handels und der Industrie erfordert eine gesteigerte Ausbildung der Knaben und der Mädchen für diese Erwerbszweige". Hinzu kommt auch das Bedürfnis nach einer geeigneten Vorbereitung auf die mittleren Stellungen im „Verwaltungsdienst" des Staates und der Gemeinden wie „größerer Industrie- und Handelsgeschäfte".

Nur eine neunklassige Mittelschule wird diese Aufgaben lösen können, heißt es, besonders weil das letzte Schuljahr des verlängerten Schulbesuchs eine höhere Leistungsfähigkeit verspricht.

Die Schule soll nur der Praxis dienen; dadurch unterscheidet sie sich von der Real- und höheren Mädchenschule. Die

preußische Regierung hat diesen Unterschied immer betont, z. B. in einer Verfügung vom 3. Februar 1897 (Zentralblatt 1897, Nr. 3, S. 245, 246). Da weist sie auf die verschiedenen Besoldungsverhältnisse der Lehrer und die verschiedenen Schulgeldsätze hin, besonders aber auf die Lehrziele. „Die Mittelschule hat die Aufgabe, den Bürgersöhnen, welche in das gewerbliche Leben eintreten, einen Abschluß ihrer Bildung zu geben."

Deutlicher ist der Unterschied in der neuen Verfügung ausgesprochen. Die Mittelschule soll „unter Vermeidung auch des Scheines wissenschaftlichen Betriebes die Kinder in ihrem Lebenskreis heimisch machen und sie befähigen, sich in ihrem späteren Lebensberuf zurechtzufinden". Es sollen deshalb in der Mittelschule „unter Ausscheidung alles Fernerliegenden nur solche Unterrichtsstoffe behandelt werden, in denen die Schüler es zu brauchbarer selbständiger Arbeit zu bringen vermögen". Und wiederum: „Der Unterricht der Mittelschule behandelt in allen Fächern vornehmlich die Stoffe, die Bedeutung haben für die Lebensverhältnisse, in welchen das Kind aufwächst."

Das weitere Charakteristikum der neuen Schule wird durch die Tatsache bezeichnet, daß nur eine Fremdsprache gelehrt wird, nicht zwei, wie in den höheren Schulen.

Die soziale Bedeutung dieser Bestimmungen liegt auf der Hand. Die neue Schule bezweckt eine neue zeitgemäße Heranbildung der Jugend des gewerblichen und handeltreibenden Mittelstandes und dadurch eine Hebung dieses Standes selbst. Aber auch Staat und Gemeinde wollen Nutzen von der also ausgebildeten Jugend haben, der die „mittleren Stellen im Verwaltungsdienst" winken.

Und so gewinnt die Reform auch eine politische Bedeutung, die noch dadurch erhöht wird, daß „Berechtigungen" in Aussicht gestellt werden. Denn anders kann der Satz kaum verstanden werden: „Ueber die Erwirkung von Berechtigungen für die voll ausgestalteten Mittelschulen können zurzeit Mitteilungen noch nicht gemacht werden."

Dem genannten Zweck dienen nun die schultechnischen Bestimmungen. Diese nehmen die allergrößte Rücksicht „auf die immer verwickelter sich gestaltenden Erwerbsverhältnisse beider Geschlechter". So erklärt sich die „Bewegungsfreiheit" im Lehrplan. Wenn nämlich die ersten sechs Jahreskurse möglichst gleich einzurichten sind, so ist die Mannigfaltigkeit auf der Oberstufe um so größer.

Hier ist zuerst ein Unterschied zwischen Knaben- und Mädchenmittelschulen. Mit Rücksicht auf den zarteren Körperbau der Mädchen nämlich ist die Stundenzahl ein wenig geringer; auch der Unterricht in Haushalt und Gartenbau nebst Handarbeit machte Veränderungen notwendig. In beiden wird ferner auf den „besonderen Erwerbsberuf“ Rücksicht genommen, und so entstehen Lehrpläne „mit Rücksicht auf einen Beruf im Handel und Verkehr“ und auf einen solchen im „Gewerbe“. Die Stundenzahlen weichen von einander ab, insofern die ersteren Pläne die Sprachen, die letzteren Rechnen und Naturkunde mit höheren Stundenzahlen bedenken. Endlich ist nur eine Fremdsprache „verbindlich“; die Stunden in der zweiten Fremdsprache sind wie die in „Hand- und Gartenarbeit“ „unverbindlich“.

Indem auch auf andere „Erwerbszweige, wie z. B. Landwirtschaft, Schiffahrt, Berg- und Hüttenwesen“ Rücksicht genommen werden kann, wird die Einheit wenigstens darin gewährleistet, daß die „Gesamtstundenzahl“ innegehalten werden muß.

Die neue Schule bleibt in Verbindung mit der Volksschule, auch diese schultechnische Bestimmung hat soziale Bedeutung. Denn einmal können Volks- und Mittelschule diese Stufe gemeinsam haben, und das erspart Kosten. Sodann können auch Volksschüler ohne Prüfung in die unterste Klasse der Mittelstufe einer Mittelschule übertreten. Diese Klasse dient gerade dazu, „Verschiedenheiten in der Vorbereitung der Kinder auszugleichen“; „Lehr- und Stundenplan dieser Klasse nehmen darauf Rücksicht“. Die Eltern haben also Gelegenheit, die Wahl der Schulart ein wenig hinauszuschieben.

Soziale Bedeutung hat auch die Bestimmung, daß „Rumpfschulen“ eingerichtet und Klassen zusammengelegt werden können. Es bestehen Schulen, die nur Mittel- und Oberstufe enthalten, ja es ist erlaubt, Mittelschulen mit nur drei Klassen einzurichten, deren jede zwei Schuljahrgänge umfaßt.

Die Zusammenlegung von Klassen erstreckt sich sogar auf die Möglichkeit, Knaben und Mädchen gemeinsam zu unterrichten, sowohl durch die ganze Schule hindurch, als auch in einzelnen Klassen, obwohl die Koedukation im übrigen grundsätzlich abgelehnt wird.

Wir heben endlich noch eine Bestimmung hervor, welche von hoher sozialer Bedeutung ist. Indem „die Errichtung von Freistellen“ „in angemessener Zahl“ in Aussicht genommen wird, wird die neue Schulbildung auf möglichst weite Bevölkerungskreise erstreckt, deren wirtschaftliche Lage den Besuch einer besseren Schule seitens

der Kinder sonst ausschließen würde. Zugleich behält die Regierung sich die Genehmigung für die Festsetzung des Schulgeldes in jedem Falle vor.

Die soziale Bedeutung der Mittelschulreform ist jedoch hiermit noch nicht erschöpft. Die Mittelschule soll nämlich auch die Vorbereitung auf die höhere Schule übernehmen, derart, daß die Mädchen, welche eine Mittelschule absolviert haben, in die Klasse II einer höheren Mädchenschule übertreten können und also in zwei weiteren Jahren das höhere Ziel der höheren Schule erreichen, daß die Knaben nach Besuch der Mittelschule in die Untersekunda einer Real- oder Oberrealschule sowie in die gleiche Klasse eines Reformgymnasiums oder eines Reformrealgymnasiums übergehen, endlich daß sie auch in die Obertertia eines alten Gymnasiums eintreten können.

Der Plan der Mittelschule wird in diesem Falle entsprechend abgeändert, insofern für jene Unterricht im Englischen, für diese im Lateinischen eingerichtet wird. Die gesetzlichen Bestimmungen enthalten sogar Schemata von Stundenplänen solcher Mittelschulen, die auf die höheren Schulen vorbereiten.

Man wird den sozialen Wert dieser Maßnahmen ohne weiteres anerkennen. Die Kinder können nämlich „möglichst lange die Erziehung und Pflege des Elternhauses genießen". Den Klein- und Mittelstädten werden Schullasten erspart und den Eltern die Kosten teurer Privatstunden. Endlich ist durch die behördlich geordneten Lehrpläne die Erreichung des Ziels der höheren Schule, das heißt der Eintritt in die gewünschte Klasse, außerordentlich erleichtert. Denn die Pläne sind so eingerichtet, daß der spätere Uebertritt ohne erheblichen Zeitverlust geschehen kann. Die Besucher der Mittelschule nämlich geben nur ein Jahr in ihrer Ausbildungszeit zu, indem sie in der Regel als Fünfzehnjährige übertreten, während die Kameraden, welche von unten auf die höhere Schule besuchten, vierzehn Jahre alt sind, und nur im alten Gymnasium beträgt der Altersunterschied zwei Jahre.

Die Mittelschule soll somit das leisten, was bislang die städtischen und privaten Rektorats-, Ober- und Lateinschulen leisteten. Diese dienten bislang ja allerdings „nur in beschränktem Maße den wirklichen Bedürfnissen des eigentlichen Mittelstandes".

Die Reform erkennt nun den Vorzug darin, daß die neue Mittelschule **beiden Zwecken** zugleich dienstbar werden kann und mit wesentlich gleichen Geldaufwendungen dem Mittelstand und den

höhern Ständen nützt, dem, der künftig in das praktische Leben übergeht, nicht minder als dem, der eine höhere auf Universitätsstudien oder doch auf der Bildung der höheren Schule beruhende Laufbahn einschlägt.

Hier werden sich jedoch einige Befürchtungen nicht unterdrücken lassen. Es bestehen nämlich große Schwierigkeiten in der Organisation, da dieselbe Schule unter Umständen einer Vielheit von Zwecken dienen soll, welche dem einheitlichen Charakter der Anstalt gefährlich wird. Die Organisation ist da außerordentlich schwierig, wenn ein Teil der Schüler auf einen Beruf im „Handel und Verkehr", ein anderer auf einen Beruf im „Gewerbe", ein dritter für eine höhere Schule vorbereitet wird. Und es können ja „mit Genehmigung der Regierung" noch andere Erwerbszweige Berücksichtigung finden, „wie z. B. Landwirtschaft, Schiffahrt, Berg- und Hüttenwesen". Man wird unwillkürlich an die Universalschule des 18. Jahrhunderts erinnert, und der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Schule sich in lauter Fachklassen auflösen wird, die nur hier und da in einzelnen Fächern vereinigt sind.

Abgesehen von der Schwierigkeit der Organisation ist das allenfalls in größeren Städten durchzuführen, wo Schülermaterial genügend vorhanden ist. Aber dort fällt ja der Zweck der Vorbereitung auf eine höhere Schule fort, da eine solche meistens bereits eingerichtet ist. Es bleiben also nur die kleinen oder mittleren Städte, und hier werden kleine oder kleinste Parallelkurse entstehen, die dann aber wieder nicht im Verhältnis zu den aufgewandten Kosten stehen dürften.

Auch bei der vollkommsten Organisation bleiben Uebergangsschwierigkeiten für die Schüler, die die höhere Schule beziehen. Denn wenn auch in den Sprachen und in der Geschichte der Lehrplan der Mittelschule sich an denjenigen „anlehnt", der in der gewünschten höheren Schulart besteht, so ist der Anschluß nicht überall ein enger. Die übertretenden Schüler werden also Schwierigkeiten haben, besonders zu Anfang, in der höheren Schule „mitzukommen".

Allerdings sind sie ein Jahr älter und reifer, auch wird „die Gesamtstundenzahl der einzelnen Fächer in den höheren Schulen nicht nur erreicht, sondern in einer Anzahl von Fächern noch überschritten". Dennoch ist der Geist, der auf der Mittelschule herrscht, ein ganz anderer als auf der höheren Schule, der auf den Schüler der letzteren schon von VI an einwirkt. Die Reform erkennt das ausdrücklich an, wenn es heißt: „Bei der höheren Schule liegen

die Ziele nach der wissenschaftlichen Seite", dagegen: „Die Mittelschule vermeidet auch den Schein wissenschaftlichen Betriebes".

Deshalb darf man wohl mit Recht ein Fragezeichen dazusetzen, wenn gesagt wird: „Damit (d. h. mit der höheren Stundenzahl) ist die Möglichkeit gewährleistet, in der Mittelschule die Aufgaben der entsprechenden Klassen höherer Schulen zu lösen."

Man wird vielmehr gut tun, hier Erfahrungen abzuwarten, die um so günstiger im Resultat sein dürften, je besser befähigt die Mittelschüler sind, die den Uebergang auf die höhere Schule wünschen.

Endlich darf auch der Umstand nicht verschwiegen werden, daß die Schulverwaltung in der Aufsicht über die so bunt gestaltete Schule Schwierigkeiten haben wird, die in der Unübersichtlichkeit der Organisation und der Mannigfaltigkeit der Lehrpensen ihren Grund haben. Die Schwierigkeit wächst, wenn daneben die alten Latein-, Ober- und Rektoratsschulen erhalten bleiben; es besteht nämlich kein „Zwang", diese in Mittelschulen „umzuwandeln".

Günstiger wird das Urteil über den Lehrbetrieb lauten können. Hier sind alte und neue Forderungen der Pädagogik berücksichtigt. Es sollen nur einige hervorgehoben werden. „Jede Unterrichtsstunde", heißt es, „führe die Kinder dazu, ihre Kräfte in möglichst selbständiger, tüchtiger und freudiger Arbeit zu betätigen." Die häuslichen Arbeiten sollen beschränkt werden; die Pausen zwischen den Stunden sind geregelte; die Höchstzahl an Unterrichtsstunden nach einander beträgt fünf, nicht sechs.

Der Lehrkörper ist ein einheitlicher, geschlossener; er übertrifft z. B. den der höheren Mädchenschule, der äußerst mannigfaltig zusammengesetzt ist. In der Mittelschule ist der Mittelschullehrer zu Hause, die Lehrerin mit der Abgangsprüfung des höheren Seminars, und nur einen geringen Teil der Arbeit, den in den Unterklassen und in einzelnen technischen Fächern, nehmen Volksschullehrer und -Lehrerinnen ihnen ab. Allerdings auch Akademiker mit der Prüfung für das höhere Schulamt sind zugelassen. Allein diese Bestimmung wird wohl nur in Zeiten des Lehrerüberflusses Bedeutung erlangen.

Die Einheitlichkeit des Lehrkörpers ist ein Vorzug der Mittelschule. Dieser prägt ihr aber auch wiederum ihren Charakter auf. Die „Ziele nach der wissenschaftlichen Seite" sind der Mittelschule nicht gesteckt.

Gehen wir zu den **Unterrichtsfächern** selbst über, so erkennen wir ein bedeutsames Plus in der Einführung der englischen Sprache und der „Hand- und Gartenarbeit“ in den Lehrplan, sowie der Buchführung in den Rechenunterricht. Deutsch nebst Rechnen haben eine erhebliche Erweiterung gewonnen.

Der englischen Sprache ist der Vorzug gegeben, „weil Deutschland zu den Völkern englischer Zunge erheblich stärkere Beziehungen in Handel, Verkehr und Industrie hat als zu Frankreich.“ Dabei ist das Unterrichtsziel ein verständig begrenztes: „Begrenzte grammatische Kenntnisse“, „Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck“, „Fähigkeit, gesprochenes Englisch oder Französisch richtig aufzufassen“. Das Ziel tritt also zugunsten des praktischen Lebens hinter dem der Realschule zurück, welches, noch „Verständnis leichterer Schriftsteller“, im Französischen auch „Verständnis der bedeutendsten Schriftwerke der letzten drei Jahrhunderte“ begreift.

Die „Handarbeit“ der Knaben umfaßt „Modellieren, Papp-, Holz- und Metallarbeiten“, wobei jede Anstalt die Auswahl und Anordnung selbständig hat. Die Gartenarbeit für Knaben und Mädchen „erstreckt sich auf die Anlage eines einfachen Hausgartens“, auf die Verbesserung des Bodens, auf Arbeiten im Gemüse- und Blumengarten, auch auf die Obstarten, ihre Verwertung und Behandlung. Das Prinzip der Belehrung besteht in der praktischen Arbeit; die theoretische Unterweisung beschränkt sich „auf das Allernotwendigste“.

Der Handarbeitsunterricht ist aber nicht bloß Lehrfach, sondern auch Lehrprinzip, da auf der Unterstufe schon „vorbereitende Uebungen im Zeichnen und Formen“ angesetzt sind. Dies tritt in den Vorschriften für den deutschen Unterricht darin zutage, daß in Klasse IX - VII, also vom 6. Lebensjahre an, das „Darstellen besprochener Sachen durch Zeichnen, Formen, leichte Kartonarbeiten“ empfohlen wird.

Die Buchführung steht im Zusammenhang mit dem Rechenunterricht. Ihr Ziel ist die „Befähigung, ordnungsmäßig und sorgfältig über Einnahme und Ausgabe des Hausstandes, sowie eines einfachen, kleinen Gewerbebetriebes Rechnung zu führen“, aber auch „Ersparnisse vorteilhaft anzulegen und in besonderen Fällen die Beschaffung größerer Mittel zweckentsprechend zu bewirken“.

Vermißt wird leider der Unterricht in der Stenographie, auch im Maschinenschreiben.

Verständig abgegrenzt sind auch die Lehrziele in den übrigen Fächern.

Im Ziel des Religionsunterrichts tritt die Vorbereitung darauf hervor, „ein evangelisch-christliches Leben zu führen und innerhalb der Gemeinde sich zu betätigen". Das weist auf die etwas bescheidenere soziale Stellung des durch die Mittelschule ins Leben Entlassenen hin, während es von den Besuchern der höheren Schule heißt: Befähigung, „durch lebendige Beteiligung am kirchlichen Gemeindeleben einen ihrer Lebensstellung entsprechenden, heilsamen Einfluß innerhalb unseres Volkslebens auszuüben".

Im Lehrziel des Deutschen steht die „Fertigkeit im sprachrichtigen und klaren Gedankenausdruck voran". „Sorgsame Pflege einer guten Sprache", betonen die „methodischen Anweisungen". Rücksicht genommen wird auf „die mit besonderen Sprachgebrechen behafteten Kinder". Man merkt die stete Beziehung auf das praktische Leben, wenn es z. B. von dem Ziel der „Rechtschreibung" heißt: „Sicherheit in der Anwendung der Regeln der Rechtschreibung bei Anfertigung von Schriftstücken mannigfachster Art", oder wenn in den „Aufsatzübungen" „Briefe und Geschäftsaufsätze" vorkommen. Deshalb kommt die Literaturgeschichte nur in bescheidenen Grenzen zur Behandlung: „Einige Bekanntschaft mit der vaterländischen Literatur". Die höhere Schule kann damit nicht zufrieden sein: hier handelt es sich um die wichtigsten Abschnitte der Literatur, um die Einführung in die germanische Sagenwelt, in „die für die Schule bedeutsamsten Meisterwerke unserer Literatur". Der Mittelschüler kommt über Schillers Tell und Wallensteins Lager nicht hinaus. „Teile" aus Hermann und Dorothea, Heyses „Kolberg", Schillers „Lied von der Glocke" schließen seine Bildung ab, während der mit Freiwilligenschein die Schule verlassende sich noch „einige geschichtliche Dramen" aneignet, auch wohl Homer in einer guten Uebersetzung liest.

Geschichte und Geographie haben dasselbe praktische Ziel im Auge. Nicht „Kenntnis der epochemachenden Ereignisse der Weltgeschichte" oder Kenntnis der geographischen Verhältnisse aller Länder, sondern „Einblick in die großen Zeiten der Entwicklung unseres Vaterlandes bis zur Gegenwart" und „eingehendere Kenntnis und genaueres Verständnis der natürlichen Beschaffenheit des Vaterlandes" stehen voran. Von den übrigen Erdteilen wird nur eine „allgemeinere" Kenntnis, bezw. eine Kenntnis „wichtigster Ereignisse" der Geschichte verlangt. Die ausländische Geschichte kommt nur in „Hinweisen" „an geeigneter Stelle" zur Betrachtung.

Und doch will auch der Geschichtsunterricht der Mittelschule im Kinde „vaterländische Gefühle“ kräftigen, „die Lust nach Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse wecken“ und „soweit möglich“ das Verständnis für die Geschichte der Gegenwart anbahnen.

Im erdkundlichen Unterricht verraten die „Belehrungen aus der Handelsgeographie“ den praktischen Zweck. Die „aus der astronomischen Geographie“ rücken den Bildungsstandpunkt des Mittelschülers ein wenig hinauf; er soll „einiges Wissen“ vom Bau und der Gestaltung der Erde und ihrer Stellung als Weltkörper sowie von der sie umschließenden Lufthülle haben.

Das wichtigste Fach neben dem Deutschen ist die Mathematik, Rechnen und Raumlehre. Ihr sind bis zu 45 Wochenstunden in den 9 Klassen eingeräumt (Deutsch bis 64). Wie praktisch die Aufgabe des Unterrichts gedacht ist, zeigte die allgemeine Bemerkung: Aus dem Gesamtgebiete der Mathematik ist alles auszuscheiden, was zu weiterer Verwendung nicht gelangen kann“. Und: „Stoff und Methode sind durchaus den Bedürfnissen des Lebens anzupassen“. Endlich: „Das praktische Rechnen steht auf allen Stufen im Vordergrund“; „nur solche Aufgaben sind zu verwenden, die dem praktischen Leben entnommen sind und daher sachlichen Wert haben.“

Nicht minder bedeutsam scheint uns die Verstärkung des naturkundlichen Unterrichts. Der ungeheure Wissensstoff ist auch hier verständig ausgewählt; „die Bedeutung der Naturgegenstände für Haushalt, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft, auch Heilkunde“ war hier dabei maßgebend. Die Schüler bleiben dabei nicht an der Oberfläche, sondern sie erkennen auch „die Uebereinstimmung zwischen der Einrichtung der Lebewesen und ihren Daseinsbedingungen“. Sie werden weiter befähigt, „durch eigene Beobachtung später an der Hand volkstümlicher Schriften sich weiter zu bilden, die Natur zu betrachten, zu benutzen und sich ihrer zu freuen“. Der ideale Bildungszweck dieses Faches tritt, wie man sieht, an die Seite des realen, praktischen.

Praktisch ist auch das Ziel der „Naturlehre“. Die physikalischen und chemischen Erscheinungen werden nach Maßgabe ihrer Bedeutung „für das häusliche, gewerbliche und Verkehrsleben, sowie für Klima und Wetter“ behandelt. Und wiederum zeigt sich die Handarbeit als Lehrprinzip. Die Schüler sollen nämlich zur Herstellung einfacherer physikalischer Apparate und zur Ausführung leichterer Versuche angehalten werden.

Besondere Rücksicht ist auf die Mädchen genommen. Die Mädchenmittelschule zielt bei der Stoffauswahl vornehmlich darauf ab, „den Mädchen Kenntnis und Verständnis der physikalischen und chemischen Vorgänge mitzugeben, die ihnen bei der Arbeit in Haus und Garten und Küche fortwährend entgegentreten."

Wir erwähnen zum Schluß noch die technischen Fächer. Auch hier ist die Rücksicht auf die Praxis unverkennbar: Im Schreiben wird eine „saubere, deutliche, fließende, gewandte Schrift" gefordert; im Zeichnen erstrebt man „selbständige Beobachtung und einfache und geschmackvolle Darstellung, im Singen die Fähigkeit, in Familie und Gemeinde, sowie im Freundeskreis sich „gesanglich zu betätigen".

Auch die körperliche Ausbildung kommt nicht zu kurz. Auf der Unterstufe sind wöchentlich zwei halbe Turnstunden angesetzt, in den mittleren und oberen Klassen finden sich drei volle Stunden, die geistige und körperliche Eigenschaften fördern sollen, jene, indem sie Selbstvertrauen, Mut und Ausdauer, diese, indem sie Gesundheit, Kraft, Gewandtheit, aber auch Natürlichkeit und Anmut stärken. Sehr bezeichnend ist für die Knaben noch hinzugesetzt: „Ausstattung mit Fertigkeiten, die für den Dienst im vaterländischen Heere wertvoll sind." —

Wir wagen aus dem Dargelegten den Schluß zu ziehen, daß die Reform der Mittelschule von 1910 eine neue Aera in diesem Zweig des Schulwesens einleiten wird, das nun erst zu seiner vollen sozialen Bedeutung erhoben wird.

Fortan, das hoffen wir, wird der Geschäftsmann oder der Handwerker seinen Sohn nicht mehr der höheren Schule anvertrauen, wenn er in ihm den Erben, Fortsetzer und Vergrößerer seines Geschäftes sieht. Er wird nicht das geistige Proletariat vermehren helfen, das ohne Neigung nach gelehrter Bildung strebt, streben muß, weil keine andere Bildungsmöglichkeit vorhanden war. Hier ist vielmehr eine Schule in ihren Aufgaben und Zielen auf die Bedürfnisse des Mittelstandes zugeschnitten.

Wird die neue Schule in der vom Gesetzgeber gewünschten Weise benutzt, so dürfte sie auch berufen sein, eine neue Blüte unseres gewerblichen Lebens hervorzubringen. Und wir glauben, daß die Reform nicht nur rechtzeitig gekommen ist, um dem sich steigernden Mittelstandsleben zu folgen, sondern um dies in seinem ganzen Umfang zu fördern. Denn das ist die Aufgabe einer weitsichtigen Schulpolitik, entstehende Bewegungen nicht nur aufzunehmen, sondern zu leiten und zu fördern.

Und deshalb mag auch der Wunsch gestattet sein, daß die „Berechtigungen" nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Väter müssen wissen, was die Abschlußprüfung ihren Söhnen bietet. Im Zeitalter der Berechtigungen geht es nicht ohne Abschlußprüfungen und ausgestellte Zeugnisse, die die Schulbildung bestätigen und dem Inhaber reale Ansprüche sichern.

Wir würden nicht zu denen gehören, welche den Absolventen der Mittelschule das Recht des einjährigen Dienstes verweigern möchten. Jene „wissenschaftliche Befähigung", welche die höheren Schulen dartun, fehlt hier allerdings; dagegen dürfte die allseitige Ausbildung des Mittelschülers mit Bezug auf das praktische Leben, wie sie die Bildung der Volksschule weit überragt, ein entsprechendes Moment darstellen. —

Und noch ein Schlußwort! Man wird es vom schultechnischen Standpunkt zunächst bedauern, daß die Mittelschule von der Volksschule im ganzen doch losgelöst ist, daß man nicht den Versuch gemacht hat, durch Aufsetzen von Klassen auf die allgemeine Volksschule diese selbst zu heben, daß man vielmehr eine neue Schulart, ein Mittelglied zwischen Volks- und höherer Schule, einführte.

Allein man wird sich mit der Tatsache der neuen Schulgattung abfinden müssen und der Reform Recht geben können, wenn sie darauf verzichtet, die Volksschule auszubauen. Sie macht nämlich nicht ohne Grund geltend, daß die Volksschule „als allgemeine Pflichtschule" „unter mannigfachen Schwierigkeiten" arbeitet. Die „Klassenbesuchszahlen" sind dort recht hoch; die häuslichen Verhältnisse der Schüler sind der Schularbeit nicht überall gleich günstig; das Schulgeld läßt sich nicht so sehr erhöhen, wie es nötig ist, wenn eine reichere Ausstattung mit Lehrmitteln und die Anstellung besonders vorgebildeter Lehrkräfte erfolgen soll. Endlich müßte im Verhältnis zu den Zielen die Unterrichtszeit erheblich verlängert werden.

So erweist die Mittelschule ihr faktisches Recht zwischen der allgemeinen Volksschule und der höheren Lehranstalt.

Und wieder werden die norddeutschen Territorien, wie 1908 in der Reform des höheren Mädchenschulwesens, sich dem preußischen Vorgang anschließen müssen. Und darin ist noch eine politische Bedeutung der neuesten Schulreform zu erkennen.

Deutschlands Stellung in der Luft- und Flugschiffahrt.

Ein eindringliches Mahnwort.

Von

Justizrat Eschenbach-Berlin.

Syndikus des Deutschen Luftschifferverbandes u. d. Berliner Vereins für Luftschiffahrt.

Der Wettbewerb der Völker auch um die Vormacht in der Beherrschung der Luft ist zweifellos die jüngste aller derartiger internationalen Bestrebungen und datiert, abgesehen von den militärischen Versuchen, eigentlich erst seit der Wende des neuen Jahrhunderts. Zwar verfolgte die gesamte Kulturwelt wohl auch die einzelnen Entdeckungen und Erfindungen auf diesem Gebiete schon seit langen Jahren mit größtem Interesse, allein die Fortschritte waren doch stets nur meist Sache der betreffenden Einzelperson, — von einem internationalen Aufbau auf Grund ebensolcher Versuche und Erfolge konnte bis dahin kaum gesprochen werden.

Es ist bekannt, daß die Sehnsucht, wie der Vogel das Luftmeer durcheilen und beherrschen zu können, so alt ist, wie die Menschheit selbst; hat doch im grauesten Altertum dieser Wunsch schon eine Rolle gespielt. Es genügt, auf die Fabel vom Ikaros hinzuweisen. Mächtige Herrscher haben schon in vorgeschichtlich zu nennender Zeit mit ihren Magiern und Weisen sich mit der Lösung dieses Problems beschäftigt. Bekannt ist in dieser Beziehung das Bild des Königs Kyaxares, welchem seine Magier einen von vier gezähmten Adlern emporgetragenen Thron konstruiert haben sollen, wobei das Emporheben in die Lüfte in der Weise bewerkstelligt wurde, daß der König den ausgehungerten Tieren ein an einer Stange befestigtes großes Stück Fleisch vorhielt, welches dieselben alsdann im Auffliegen zu erhaschen suchten. Wie freilich der König mit dem Thron und den Adlern wieder landete, ist nicht gesagt.

Nach neueren Forschungen sollen auch die Griechen und Römer sich ebenfalls mit diesen Fragen beschäftigt haben; positives wurde jedoch in der ganzen Zwischenzeit nicht irgendwie geleistet, bis der Mönch Francesco de Lana um das Jahr 1670 zuerst gewisse Theorien aufstellte. Lana wollte an einem Boot oder einer Gondel vier große Hohlkugeln befestigen, dieselben mit Wasser füllen und das Wasser auslaufen lassen, indem er annahm, daß alsdann die vier luftleeren Räume, die sofort nach Abfließen des Wassers geschlossen werden sollten, ein an ihnen befestigtes Fahrzeug in die Lüfte heben würden. Selbstverständlich war dieser Gedanke nur reine Theorie, aber ebenso unzweifelhaft war darin der Gedanke des schwebenden Ballons „leichter als die Luft" gefunden und erfunden. Nicht unerwähnt dürfen hier weiter die Mühen bleiben, welchen kein geringerer als Leonardo da Vinci für das Problem aufwendete, namentlich in Gestalt überaus zahlreicher Zeichnungen für eine Flugmaschine, bei welcher er sich an den Vogelflug anlehnte.

Der erste wirkliche Erbauer eines Luftballons, welcher Menschen in die Höhe tragen konnte, war Laurenco de Gusmao, der im Jahre 1709 in Lissabon das Problem tatsächlich löste. Aber es verging wieder fast das ganze 18. Jahrhundert ohne irgendwelche Fortschritte, bis die Gebrüder Mongolfier im Jahre 1783 erneut, und zwar alsbald mit für damalige Verhältnisse vollstem Erfolge, ihre kulturgeschichtlich berühmtem Versuche machten, nicht zum wenigsten angeregt durch die inzwischen von dem Engländer Cavendish gemachte Entdeckung des Wasserstoffgases.

Aber auch dieses Stadium kann man fast als wieder eingeschlafen bezeichnen, bis durch die Benutzung des Ballons als Erwerb bei Schaustellungen usw. wiederum das Interesse weiterer Kreise geweckt wurde. Damit begann zu Ende des vorigen Jahrhunderts die eigentliche Entwicklung alles dessen, was mit der Beherrschung der Luft zusammenhängt, gleichviel ob es nach dem älteren Grundsatz „leichter als die Luft" oder dem ebenfalls schon viel erörterten Grundsatz „schwerer als die Luft", d. h. Beseitigung des Begriffs der Schwere durch maschinelle Kraft, versucht wurde, den Menschen auch zum Herrn des Luftmeeres zu machen.

Mag man nun das eine oder das andere System als „das" System der Zukunft betrachten, so darf doch ohne Ruhmredigkeit gesagt werden, daß die für die moderne Luft- und Flugschiffahrt grundlegenden Erfindungen und Versuche mit in erster Linie

deutschen Erfindern und Konstrukteuren zuzuschreiben sind, und ganz besonders gilt dies von dem Motorballon und der Flugmaschine. Denn ein Deutscher, Friedrich Haenlein in Mainz war es, welcher bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen mit Maschinenkraft ausgestatteten Ballon nicht nur theoretisch konstruiert, sondern auch erbaut hat, und ebenso ist es ein deutscher Erfinder, Daimler, gewesen, welcher die Motorfrage zum ersten Male wirklich praktisch löste, und Lilienthal endlich war es weiter, welcher seine ersten theoretischen und sodann mit dem Leben bezahlten praktischen Flugversuche machte, die unbestritten die Grundlage für die ersten mit maschineller Kraft fliegenden Menschen abgegeben haben, als welche man die Gebrüder Wright bezeichnen muß.

Die Gliederung des Stoffes bringt es zunächst von selbst mit sich, daß neben der, wie schon vorstehend geschehen, ja überwiegend geschichtlich zu betrachtenden Frage des Freiballons, zu erörtern ist, welche Rolle Deutschland auf dem Gebiete der Motorballons und der Flugmaschinen gegenwärtig einnimmt, und sodann, welche Stellung ihm in der einschlägigen Wissenschaft, der Technik, sowie der Organisation, gebührt.

Es ist bereits gesagt worden, daß der Ingenieur Haenlein mit als der erste Erfinder anzusprechen ist, der der Lösung des Problems des Motorballons näher gekommen war. Es blieb alsdann dem Brasilianer Santos Dumont vorbehalten, mit seinen außerordentlich reichen Mitteln das Problem wesentlich zu fördern, um nachdem hervorragende französische Konstrukteure erfolgreich sich anschließend bemüht hatten, die Führung auf diesem Gebiete unbestritten an Deutschland abzutreten. Und hier setzt keine geringere Persönlichkeit ein, als die des Grafen Zeppelin. Graf Zeppelin hatte bereits nach seiner Verabschiedung als General im Jahre 1898 dem von ihm schon lange verfolgten Lieblingsgedanken, ein brauchbar lenkbares Luftschiff zu konstruieren, nachgehangen. Die Verdienste, welche der Graf sich auf diesem Gebiete erworben hat, sind umso höher einzuschätzen, als er selbst weder als Mathematiker, noch als Konstrukteur, noch als Mann der Wissenschaft diesen Fragen beruflich näher gestanden hatte. Man muß es dem Grafen gerechterweise ohne weiteres bestätigen, daß es der ihm vom Himmel verliehene Genius gewesen ist, der ihn über alle irdischen Mühsale und Enttäuschungen hinwegtrug. Trotz aller Mißerfolge, welche wunderbarerweise erst stets dann eintraten, wenn an sich das Problem so gut wie gelöst erschien, ließ er sich nicht niederbeugen, um schließlich

den Sieg davonzutragen. Hiermit soll selbstverständlich nicht zugleich die Frage entschieden werden, ob das von ihm konstruierte System schlechthin „das" beste oder überhaupt brauchbarste darstellt. Für alle Zeiten aber hat der Graf Zeppelin sich um das deutsche Volk dadurch ein Verdienst erworben und dieses ist noch ganz unvergleichlich größer, als seine Erfindung als solche, nämlich daß er in einer Zeit, in welcher krassester Materialismus und die Jagd und Sucht nach materiellem- und Geldgewinn herrschte, in unserem Volke endlich wieder einmal die größte und tiefste und beste Eigenschaft ausgelöst hat, die demselben eigen ist, nämlich sich eins zu fühlen, unter Zurücksetzung aller Unterschiede und Ueberbrücken und Ueberspringen aller Klüfte und endlich einmal wieder einem großen und hohen Ideal anzuhangen. Und dieses Verdienst wird das deutsche Volk dem Grafen Zeppelin nie vergessen, und um dessentwillen wird sein Andenken bis in die fernste Zukunft ein gesegnetes sein, auf das in künftigen schweren Zeiten, die uns nicht erspart werden dürften, die Führer unseres Volkes als einen Schatz reinster und höchster Begeisterung werden zurückgreifen können.

Das System, welches Graf Zeppelin seinen Ballons zugrunde legt, darf als bekannt vorausgesetzt werden — es ist das sogenannte starre System —, bei welchem sowohl der Ballon selbst, wie die Verbindung mit der bezw. den Gondeln, überall durch Metallteile in fester und starrer Form gehalten sind. Der Ballon selbst zerfällt in eine Anzahl von selbständigen Zellen, welche hintereinander angeordnet sind. Selbst wenn ein oder mehrere Zellen das Gas verlieren, bleibt der Ballon doch noch immer bis zu einem gewissen Grade entsprechend tragfähig.

Durchaus andere Wege verfolgt, wie auch vielfach die ausländischen Konstrukteure, der deutsche Erfinder v. Parseval. Auch August v. Parseval ist aus dem Soldatenstande hervorgegangen, und zwar aus der bayerischen Armee, welcher er als Major z. D. noch jetzt angehört. Auch v. Parseval darf mit Recht als einer der gefeiertsten Männer unserer Zeit bezeichnet werden, und seine Verdienste sind ebenfalls so große, was den deutschen Namen auf dem Gebiete der Beherrschung der Luft anlangt, daß er für alle Zeiten ein Anrecht auf Dankbarkeit hat. Parseval machte seine ersten Versuche, soweit solche in gewissem Sinne grundlegend gewesen sind, mit einem preußischen Offizier, nämlich dem bei einer Ballonfahrt tötlich verunglückten Hauptmann im Luftschifferbataillon Bartsch v. Siegsfeld, indem die beiden Erfinder zusammen zunächst den inzwischen in der

Armee zur Einführung gebrachten modernen Fesselballon konstruierten.

Auch die preußisch-deutsche Heeresverwaltung ließ es als solche nicht daran fehlen, sich im Wetteifer mit der französischen, um die Fortbildung der Motor-Ballonschiffahrt zu bemühen. Sie fand geniale Konstrukteure, die einen neuen gleichsam vermittelnden Typ zwischen dem System des Grafen Zeppelin und des Majors von Parseval konstruierten, nämlich das sogenannte halbstarre System. Bei diesem ist, wie bei Parseval, der Ballon ein einziger gasgefüllter Hohlraum, aber die Verbindung zwischen ihm und der Gondel ist nicht, wie bei dem Parsevalschen System, eine unstarre, sondern wird durch Metallteile hergestellt.

Kann gegenwärtig Deutschland auf dem Gebiete der Luftschiffahrt mit Motorballons als an der Spitze marschierend betrachtet werden, so ist dies leider auf demjenigen Gebiete durchaus nicht der Fall, welches vielleicht, ja sogar nach der Ansicht zahlreicher Fachleute, in der Zukunft das bedeutsamste werden wird, nämlich auf dem Gebiete der Flugmaschinen. Hier sind uns Deutschen, wie zugestanden werden muß, nicht nur die Franzosen zweifellos so bedeutend überlegen, daß kaum ein Vergleich möglich ist, sondern wir können auch anderen Nationen beinahe nicht als gleichwertig erachtet werden. Die ungeheure Begeisterung, welche von den Zeppelinschen Erfolgen herrührend, über unser Volk geflutet ist, hat dieser Seite der Beherrschung der Luft nicht im entferntesten die Förderung zuteil werden lassen, welche in Frankreich die ganze Bevölkerung vom Präsidenten der Republik angefangen bis zum geringsten Manne aus dem Volke herunter, dieser Frage schenkt. Es muß fast wundernehmen, daß sogar bis zum Jahre 1909 kaum irgendwelche ernstlichen Versuche unternommen wurden, festzustellen, wieweit denn eigentlich das Ausland und besonders Frankreich auf diesem Gebiete bereits gekommen war. Selbst unsere maßgebendsten Stellen waren in dieser Beziehung ohne erschöpfende und vollständige Kenntnis. Das war der Anlaß, daß im März 1909 der Verfasser dieses Aufsatzes im Verein mit noch einigen Herren, eine Studienreise nach Frankreich zu den hauptsächlichsten dortigen Flugplätzen unternahm und mit der Unterstützung des Chefs des Zivilkabinets des Kaiser, Exzellenz von Valentini, welcher bei einem ihm durch den Verfasser erstatteten mündlichen Bericht sofort aus sich heraus die außerordentliche Bedeutung der Frage erkannte, und dessen Verdienst um die Sache nicht hoch genug einge-

schätzt werden kann, alsdann einen einschlägigen Bericht an den Kaiser erstattet werden durfte. Der Erfolg war der, daß schon nach kurzer Frist dem Verfasser seitens der zuständigen Minister auf Befehl des Kaisers bekannt gegeben wurde, sie seien beauftragt, dem Seiner Majestät unterbreiteten Plane der Schaffung eines großen Unternehmens zur Förderung der gesamten Flug- und Luftschiffahrt, speziell unter dem Gesichtspunkte der ersteren, nach Möglichkeit fördernd zur Seite zu stehen. So ist der bekannte Flugplatz Berlin-Johannisthal entstanden, welcher gegenwärtig als einer der nicht nur größten, sondern auch mit den besten Einrichtungen versehenen ständigen Flugplätze zu betrachten ist.

Auf diesem Flugplatz wurde auch die erste große Internationale Flugwoche in Deutschland abgehalten, indem vom 26. September bis 3. Oktober 1909 nicht weniger als 11 ausländische Flieger mit Maschinen fast aller Systeme den deutschen Konstrukteuren und Erfindern als Muster vor einer nach Hunderttausend zählenden Menge vorgeführt wurden. Bis dahin waren in Deutschland eigentliche Konstrukteure so gut wie gar nicht auf den Plan getreten, mit alleiniger Ausnahme des Ingenieurs Grade, welchem allerdings der Ruhm gebührt, als erster Deutscher mit einem Apparat eigener Konstruktion immerhin nicht unerhebliche Flugleistungen getätigt zu haben. Der größte Erfolg der erwähnten ersten Flugwoche auf dem Flugplatze in Johannisthal aber war der, wie allgemein und auch seitens der zuständigen höchsten Reichs- und Staatsbehörden anerkannt worden ist, daß nunmehr eine große Anzahl von Konstrukteuren und Erfindern, welche bis dahin nur auf dem Papier gearbeitet hatten, unter Verwertung dessen, was sie an den ihnen vorgeführten zahlreichen Vorbildern gesehen und gelernt hatten, an die praktische Ausführung ihrer Konstruktionen heranging. Insbesondere muß auch hier wieder der Major v. Parseval genannt werden, der nach eigenen Plänen eine Flugmaschine bauen läßt, desgleichen der Regierungsbaumeister Hoffmann, welcher im Auftrage des Kriegsministeriums und dessen unermüdlichen Dezernenten Oberst Schmiedicke, gleichfalls eigene Konstruktionen ausführt. Der Flugplatz Johannisthal selbst, welcher in einer Größe von 800 Morgen für Flieger aller Systeme zur Verfügung gehalten wird, hat dauernd schon jetzt bis zu 20 und mehr Konstrukteure und Flieger bei sich zu Gast und erfreulicher Weise auch bereits selbständige Anstalten und Fabriken zum Bau von Aeroplanen. Freilich muß auf diesem Gebiete das Uebergewicht des Auslandes

aber trotzdem noch immer zugestanden werden und zwar in einem Umfange, der außerordentlich beklagenswert ist, worauf noch weiter unten näher eingegangen werden soll.

Ungleich erfreulicher steht es mit der Stellung Deutschlands auf dem wissenschaftlichen Gebiete für die in Betracht kommenden Fragen. Hier kann ohne jede Ueberhebung gesagt werden, daß unser Vaterland den ersten Rang einnimmt. Die ersten Plätze gebühren hier den Professoren Aßmann und Hergesell. Aßmann ist es gewesen, welcher die Bedeutung des Freiballons für die wissenschaftliche Erforschung der Luft nicht nur voll würdigte, sondern auch durch geniale Erfindungen die glänzendsten Ergebnisse zeitigte. Seiner Anregung ist es zu danken, wenn der preußische Staat in Gestalt des aeronautischen Observatoriums zu Lindenberg i. d. Mark ein Institut geschaffen hat, welches geradezu als mustergültig bezeichnet werden kann. Und ebenso hat sich große Verdienste Hergesell erworben, die dadurch anerkannt worden sind, daß er zum Präsidenten der Internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt gewählt ward.

Es ist bereits oben der Namen von Siegsfeld und Lilienthal gedacht, die beide ihre Forschungen mit dem Leben bezahlt haben; jedoch verfügt die deutsche Luftschiffahrt noch über eine Reihe anderer Männer, die ebenfalls schon oft aus wissenschaftlichem Interesse ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben. Hier sind in erster Linie zu nennen die Professoren Berson und Süring, die am 31. Juli 1901 die unvergleichliche Hochfahrt machten, bei welcher sie bis zur einer Höhe von 10 800 Meter gelangten, eine Leistung, die weder vorher noch nachher je ein Sterblicher erreicht hat, und die auch nur dadurch vollbracht werden konnte, daß diese kühnen Männer bereit waren, eventuell das Leben in die Schanze zu schlagen, um der Erforschung der höchsten Luftschichten die Wege zu ebnen. Ebenso ist es Professor Berson zusammen mit Dr. Elias gewesen, welche im Jahre 1908 als Führer einer Expedition zum Tschadsee wirkten, um auch im innersten Afrika einschlägige Studien zu machen. Nicht minder kann Deutschland als in vieler Beziehung an der Spitze stehend erachtet werden auf denjenigen Gebieten der Technik, welche mit der Luftschiffahrt sonst zusammenhängen. Hier sind es vor allen Dingen die beiden berühmten Ballonfabriken von Riedinger in Augsburg und Clouth in Köln, die auf allen internationalen Veranstaltungen mit ihren Erzeugnissen an erster Stelle gestanden haben, und zwar die letztere Firma auch als Konstrukteurin

eines Lenkballons, welcher auf der gegenwärtigen Ausstellung in Brüssel 1910 reichste Erfolge erzielte. Auf dem so außerordentlich wichtigen Gebiete der Herstellung von geeignetem Ballonstoff nimmt Deutschland zweifellos gegenwärtig die allererste Stelle ein, welche ihr die bekannte Fabrik Continental erobert hat.

Ebenso darf Deutschland als an der Spitze stehend betrachtet werden, was die sonstige wissenschaftliche Behandlung aller derartigen Fragen anlangt, welche mit der Beherrschung der Luft zusammenhängen. Es ist oben bereits der Professoren Aßmann und Hergesell gedacht worden, soweit die reine Theorie in der Erforschung der Atmosphäre in Betracht kommt. Allein ebenso verhält es sich mit der praktisch angewandten Wissenschaft. Auch hier ist es wiederum kein Geringerer als der Kaiser selbst gewesen, welcher die Initiative ergriff. Dem Vorsitzenden des Berliner Vereins für Luftschiffahrt, Geheimrat Busley, war es nämlich gelungen, den Kaiser zum Erscheinen in einer Sitzung des Berliner Vereins für Luftschiffahrt zu veranlassen, in welcher der Hauptmann im Luftschiffer-Bataillon von Kehler am 26. März 1906 einen Vortrag über den damaligen Stand der Motorballonfrage hielt. Schon nach wenigen Tagen wurde nun auf direkte Veranlassung des Kaisers die Motor-Luftschiffstudiengesellschaft gegründet, welche es sich zur Aufgabe machte, die zu einer systematischen Ausnützung in der Praxis notwendigen Fragen zunächst theoretisch zu studieren. Diese Gründung war von den denkbar besten Erfolgen begleitet, zumal sie Autoritäten wie von Parseval, Prantl in Göttingen und andere für ihre Interessen gewann. Die Erfolge sind bereits oben entsprechend dargestellt, und wenn sonach Deutschland unbestritten auf dem Gebiete der Motorluftschiffahrt gegenwärtig die erste Stelle gebührt, so ist dies schließlich nicht zum wenigsten ein Verdienst des Kaisers selbst.

Ebenso dürfte von allen Staaten, in denen man sich überhaupt mit einschlägigen Fragen beschäftigt, Deutschland an der Spitze stehen, was die organisatorische Seite der Sache anlangt. Bekanntlich besteht eine Vereinigung aller Kulturstaaten, soweit die private Ausübung des Luftsports in Betracht kommt, in Gestalt des Internationalen Luftschiffer-Verbandes. Die Begründung dieser Vereinigung war aber nur möglich, nachdem, und zwar, wie Hildebrandt in seinem trefflichen Buche „Die Luftschiffahrt" mit Recht hervorhebt, ebenfalls auf Anregung des Geheimrats Busley und unter gleichzeitiger Mitarbeit des verdienstvollen Professor Dr. Bamler in Essen, der namentlich im Westen unseres Vaterlandes außer-

ordentliches zur Popularisierung des Luftsports beigetragen hat, im Jahre 1902 der Deutsche Luftschiffer-Verband gegründet worden war.

Mit dieser letzteren Gründung, deren Stammvater der im Jahre 1881 gegründete Berliner Verein für Luftschiffahrt ist, begann nicht nur der reine Freiballonsport, sondern überhaupt das Interesse für alles, was mit der Luftschiffahrt zusammenhängt, in Deutschland eben denjenigen Umfang anzunehmen, dessen Früchte jetzt zu reifen beginnen. Ueberall schossen nunmehr in Deutschland die Luftschiffervereine empor, so daß gegenwärtig bereits fast 60 Vereinigungen in Deutschland bestehen, und zwar mit einem Ballonpark von weit über 100 Ballons und mehr wie 600 ausgebildeten Ballonführern. Diese letzteren Erfolge sind deshalb um so beachtenswerter, als im Falle eines Krieges die sämtlichen deutschen Luftschiffervereine vertragsmäßig verpflichtet sind, ihr gesamtes Ballonmaterial sofort der Militärverwaltung zur Verfügung zu stellen, was namentlich für die an den Grenzen liegenden Festungen unter Umständen von erheblicher Bedeutung werden kann. Ebenso muß hier des Deutschen Luftflottenvereins gedacht werden, der von dem früheren Kommandeur des Luftschifferbataillons, jetzigen Generalleutnant z. D. v. Nieber geleitet, in anerkennenswerter Weise bemüht ist, in den breiten Massen das Verständnis für die so bedeutungsvolle Frage der Luft- und Flugschiffahrt nach dem Vorbild des Deutschen Flottenvereins zu verbreiten.

Auf dem jüngsten Gebiete der Luftschiffahrt, nämlich der Ausbildung der Technik in der Flugmaschine, beginnen ähnliche Organisationsbestrebungen sich geltend zu machen. Es ist bereits oben erwähnt worden, daß zu diesem Zwecke zunächst von privater Seite der Flugplatz in Johannisthal bei Berlin begründet worden ist, nach dessem Vorbild alsdann ebenfalls an verschiedenen Orten ähnliche Plätze geschaffen wurden oder in der Bildung begriffen sind, meist jedoch in wesentlich kleinerem Umfange. Allerdings muß hier betont werden, daß diese Seite der Bestrebungen, Deutschland ebenfalls an die erste Stelle zu bringen, noch nicht im entferntesten von dem Erfolge begleitet worden ist, wie dies nicht nur wünschenswert, sondern vor allem gerade unter nationalen und militärischen Gesichtspunkten angesichts des großen Vorsprunges, welchen Frankreich auf diesem Gebiete hat, notwendig erscheint. Diese Seite unserer Frage ist nicht nur an sich außerordentlich schwierig, sondern auch mit derartigen großen Kosten verknüpft, daß es vollständig ausgeschlossen erscheint, auch nur einigermaßen an die

Spitze zu kommen, wenn die Aufbringung der notwendigen Mittel hier einzig und allein dauernd der Privatinitiative überlassen bleiben sollte. Die Opfer, welche die oben erwähnten Herren in Verbindung mit noch einigen anderen für die Schaffung des Flugplatzes Johannisthal und die großen für Deutschland grundlegenden Vorführungen des vergangenen Herbstes gebracht haben, sind solche, daß sie unmöglich wiederholt und auf die Dauer getragen werden können. Mußten doch allein, um die französischen Vorbilder im Herbst 1909 nach Berlin zu bekommen, rund 400 000 Mk. bare Mittel aufgewendet werden, während die Beihilfen, welche nachträglich staatlicherseits gegeben wurden, sich in den denkbar bescheidensten Grenzen hielten. Allerdings haben sowohl die Mitglieder der Budgetkommission des deutschen Reichstags wie des preußischen Abgeordnetenhauses auf einschlägige Petitionen, welche ebenfalls von dem Schreiber dieser Zeilen verfaßt und auf seine Veranlassung von den deutschen resp. preußischen Luftschiffervereinigungen an die zuständigen Stellen übersandt wurden, bereitwilligst zugesagt, die Forderung von Mitteln speziell zur Förderung der Flugtechnik für das nächste Etatsjahr nach allen Kräften unterstützen zu wollen. Allein mit diesen Hoffnungen ist leider nur wenig geholfen, denn mindestens geht wiederum ein volles Jahr verloren, in welchem das gesamte Ausland, wie die täglichen Zeitungsberichte erweisen, Deutschland immer mehr und mehr auf diesem so überaus wichtigen Gebiete überflügelt. Dazu kommt weiter, daß, während die übrigen Zentralstellen in rühmenswerter Weise ausnahmslos halfen und helfen, wie und wo sie können, die zuständigen Stellen der Finanzverwaltung des Reichs sich auch nur bescheidensten Anträgen gegenüber so außerordentlich schwierig gezeigt haben, daß in den betreffenden Kreisen geradezu fast Bitternis und Entmutigung Platz gegriffen hat, und es ist nur auf das dringendste zu hoffen, daß hier durch das Beispiel und die Erfolge Frankreichs gründlich Wandel geschaffen werden möge.

Wenn wir nun aber, wie nachgewiesen, in der Luftschiffahrt, soweit die Freiballon- und Motorballonfrage in Betracht kommt, gegenwärtig als mit an der Spitze stehend betrachtet werden können, so war dies eben nur möglich, weil in den luftschifferischen Kreisen volles Verständnis dafür herrschte, daß der Freiballon die Grundlage für die moderne Entwicklung gewesen ist. Aber er ist es nicht nur gewesen, sondern er wird es auch in gewissem Sinne für alle Zeit bleiben; nur derjenige kann — darüber herrscht in Fach-

kreisen fast völlige Uebereinstimmung — **ein vollkommener Führer vor allem eines Motorballons werden, der die grundlegende Schule für die Führung im Freiballon durchgemacht hat.** Das Verhalten des Gases in den verschiedenen Höhen und Temperaturen, die Beobachtung der Wetterlage, die Beurteilung der Windstärken und Arten der Luftbewegung und all die zahllosen anderen Fragen, welche hiermit zusammenhängen, sind Teile des Luftschifferproblems, die von allen denjenigen, die in verantwortungsvoller Weise, sei es im Berufe oder als Sport, sich im Luftschiff oder auch in der Flugmaschine betätigen wollen, als von erheblichster und grundlegendster Bedeutung betrachtet werden. Es ist deshalb ein großer Irrtum, dem nicht entschieden genug entgegengetreten werden kann, wenn man den Freiballon gleichsam als einen überwundenen Faktor betrachtet, ganz abgesehen davon, daß eine Fahrt oder ein Flug im Freiballon über die Erde hin in freien Himmelshöhen nicht nur für jeden, dem eine solche zu machen vergönnt gewesen ist, für alle Zeit unvergeßlich sein wird, sondern die auch ebenso zweifellos Empfindungen auslöst, die zu den reinsten und schönsten gerechnet werden müssen, was das Menschenherz kennen zu lernen vermag.

Wichtiger aber für die nächste Zeit, und man kann ohne Uebertreibung sagen, vielleicht eine der wichtigsten nationalen Fragen überhaupt ist die folgende:

„**Wie kann die zweifellose und in gewissem Sinne geradezu gefährliche Rückständigkeit Deutschlands auf dem Gebiete der Fliegekunst so schnell und nachhaltig gehoben werden, wie dies irgend möglich ist?**“ Es ist bereits oben erwähnt worden, daß die Reichs- und Staatsbehörden vor allem finanziell hier ganz ungleich mehr tun müssen, als bisher; denn das bislang geleistete ist leider in gewisser Beziehung, namentlich im Vergleich zum Auslande, gleich Null. Staatspreise sind mit Ausnahme eines solchen von im ganzen 18 000 Mark seitens des preußischen Kriegsministeriums überhaupt noch nicht ausgesetzt worden. Und die sonstigen Beihilfen sind im Verhältnis zu den ungeheuren Unkosten ebenfalls noch nicht einmal ein Tropfen auf dem heißen Stein, während man im Auslande seitens der zuständigen Behörden nicht nur ungezählte Summen für diese Zwecke zur Verfügung stellt, sondern, was nicht minder wichtig ist, sie auch moralisch und unter dem Gesichtspunkte der öffentlichen Anerkennung und Auszeichnung im weitgehendsten Maße unterstützt. Alles dies ist bis jetzt in Deutsch-

land so gut wie vollständig fortgefallen, und die Folgen zeigen sich bei einem auch nur oberflächlichen Blick über die Grenze leider nur allzusehr. Daß hier schleunigst und gründlich das Notwendige nachgeholt werden muß, bedarf keiner weiteren Darlegung. Verfügt doch beispielsweise Frankreich **schon heute, September 1910, schätzungsweise über 100 vollständig flugfertige Maschinen mit einer entsprechenden Anzahl ausgebildeter Führer.** Und welche Bedeutung die französische Heeres-Verwaltung mit vollstem Rechte gerade dieser Seite des Flugsports und der Fliegekunst zuwendet, darüber war schon im vorigen Jahre für jeden Besucher der ersten großen Flugwoche in Rheims jeder Zweifel ausgeschlossen, da nicht nur der Präsident der Republik die Veranstaltung besuchte und diejenigen Flieger, welche die hervorragendsten Leistungen aufzuweisen hatten, mit Worten hoher Anerkennung beehrte, sondern täglich auch die Vertreter des Kriegministeriums und des Generalstabs von früh bis abends alle Flugvorführungen und Versuche mit höchster Spannung verfolgten. Und in verstärktem Maße war dies auch in diesem Jahre überall in Frankreich der Fall.

Wie gewaltig die Fortschritte speziell unter dem Gesichtspunkt der Verwendung für militärische Zwecke in Frankreich und auch sonst im Auslande seitdem gewesen sind, dafür bedarf es nur des Hinweises auf den im August stattgehabten „Rundflug gen Osten", dessen stark chauvinistischer Charakter und Inhalt wohl sobald nicht aus den politischen Erwägungen der maßgebenden deutschen Kreise ausscheiden dürfte. Es genügt in dieser Beziehung auf die symbolische Handlung der Ueberfliegung der deutschen Grenze nach Meldungen bezw. Illustrationen durch einen hohen französischen Offizier hinzuweisen. Es ist aber weiter heute schon eine Tatsache, daß Frankreich auch bereits über Flugmaschinen und Flugzeugführer verfügt, welche Hunderte von Kilometern ununterbrochen mit beobachtenden Generalstabsoffizieren zurücklegen (— vergleiche auch die Festungs- und Belagerungsübungen von Verdun —), daß Frankreich ferner bereits Flugzeugführer besitzt, welche über den Kopf der Belagerer hinweg die Verbindung der belagerten Festung und der Außenwelt herstellen können, daß französische Offiziere in der Flugmaschine schon vollständige Rundschafter- und Vorpostendienste zu leisten vermögen usw. usw.

In Frankreich nehmen weiter an den diesjährigen Herbstmanövern nicht weniger wie 4 lenkbare Ballons teil, zu welchen je 4 Aeroplane als Aufklärungskreuzer kommandiert werden, so daß man ohne Uebertreibung hier bereits von vollständig organisierten Luftgeschwadern sprechen kann. Von welchem Einfluß aber die kriegs-

mäßige Benutzung der Fliegekunst speziell auf die Marinefragen werden kann, dafür liegen ebenfalls schon Tatsachen vor, die auf das ernsteste zu denken geben sollten: hat doch Glen Curtiß, ein berühmter amerikanischer Aviatiker, schon im Sommer dieses Jahres Wurfversuche auf das — bekanntlich so gut wie völlig ungeschützte — Deck von Kriegsschiffen angestellt, die geradezu verblüffende und Bestürzung erregende Ergebnisse hatten, da schon jetzt über 40% Treffer zu verzeichnen waren. Und zweifellos stehen wir hier ja ebenfalls erst vor den allerersten Anfängen. Was die Vervollkommnung auf diesem Gebiet aber zu bedeuten haben würde, davon bekommt wohl auch der Marinefachmann eine Vorstellung, wenn man erwägt, daß für den Wert eines einzigen Panzerschiffes — etwa 40—50 Millionen — schon heute bei der Fabrikation im Großen mindestens zehntausend Flugmaschinen, in Wirklichkeit aber noch viel mehr hergestellt werden können, und daß das Fliegen über dem Meer auf lange Strecken — siehe die von Blériot inaugurierten Kanalflüge, die Ueberquerungen des Sundes, die großen Meeresflüge bei dem Flugmeeting in Le Havre zu Ende August dieses Jahres — schon heute als ebenfalls in der Lösung begriffenes Problem zu gelten hat. Es erübrigt sich, das Bild weiter auszumalen, daß ein Geschwader, namentlich ein sich der Küste näherndes, von einer entsprechenden Anzahl Flugmaschinen wie ein hochschwebender Mücken- oder Wespenschwarm attackiert und mit einem Hagel von Sprenggeschossen überschüttet wird, die ja nur von geringem Inhalt und Gewicht und nur zu einem geringen Prozentsatz Treffer zu sein brauchen, um auch selbst den Laien zu der Erkenntnis zu bringen, daß auch hier Frankreich und England wissen, was sie tun, wenn die zuständigen Stellen auch in der Marine hier fast fieberhaft arbeiten und gleichfalls Mittel fast ohne Grenzen einschlägig aufwenden. Daß für die Zwecke eines Seekrieges so gut wie ausschließlich nur die Flugmaschine und nicht eine Art von Luftschiffen in Betracht kommen wird, ist zweifellos, da, abgesehen von zahlreichen anderen Gründen, hier schon die Geschwindigkeit, mit der sich weder irgend ein Kriegs- noch ein Motorluftschiff in eine Konkurrenz einlassen kann, den Ausschlag geben muß. Aber auch das Unterseeboot mit der Torpedowaffe wird in gewissem Sinne durch die Flugmaschine voraussichtlich nicht unwesentlich beeinträchtigt werden, da eine Gruppe über dem Meere hin- und herkreuzender Flugmaschinen dieselben bald entdecken wird und entsprechende Nachrichten geben kann. Dies nämlich um so leichter, als ja ebenfalls schon erfolgreiche Versuche der Ausländer vorliegen,

sogar Depeschen mit drahtloser Telegraphie von der Flugmaschine aufzugeben und bereits Maschinen von geradezu enormer Tragfähigkeit mit der Folge in Gebrauch sind, daß der Einbau von telegraphischen Apparaten und die Bedienung derselben auf den Maschinen selbst bald Allgemeingut werden können: sind doch schon Flugleistungen aufzuweisen, bei denen außer dem Flugzeugführer noch fünf Personen als Passagiere mitgenommen wurden.

Alle diese, hier selbstverständlich nur in allergröbsten Umrissen und nicht aus der Theorie, sondern der nur allzu tatsächlichen Auslandspraxis gegebenen Bilder nötigen aber dazu, die Sache auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt zu betrachten. Frankreich und Amerika sind nicht zum wenigsten auf diesem Gebiete dadurch an die erste Stelle gerückt, daß sich dort ein Mäcenatentum fand, welches in höchst patriotischer Weise einschlägige Mittel in reichstem Maße zur Verfügung gestellt hat, so daß beispielsweise im Jahre 1910 in Frankreich allein an Preisen für Wettflüge mit Flugmaschinen über zwei Millionen Frank zur Verfügung standen, während in Deutschland noch nicht einmal 100 000 Mk. für diese Zwecke aufgebracht werden konnten. Es ist auf das tiefste zu beklagen, daß im Gegensatz zu Frankreich unsere Hocharistokratie, die Hochfinanz, die Großindustrie und verwandten Gewerbe, sowie die sonstigen mit Glücksgütern im reichsten Maße gesegneten Kreise hier bis jetzt wenigstens so gut wie vollständig versagt haben, und es wäre nur auf das dringenste zu hoffen, daß diese Kreise endlich dem Vorbild des Auslandes wenigstens etwas nachfolgen möchten.

Es sei auch weiter auf die glänzenden Preise hingewiesen, welche in England, Amerika usw. für Einzelleistungen auf diesen Gebieten ausgesetzt werden. Es ist im vaterländischen Interesse dringend zu hoffen, daß in dieser Beziehung das Beispiel des Auslandes bei uns anspornend wirke. Allein der bekannte Großindustrielle Lanz in Mannheim und neben Herrn Dr. von Bleichröder sind es bisher einige Mitglieder süddeutscher Fliegervereine gewesen, welche durch die Stiftung von relativ erheblicheren Preisen sich betätigt haben, bedauerlicherweise jedoch ohne irgendwie nennenswerte Nachfolge zu finden, gerade wie denn auch die Vertretungen der großen Städte und verwandten Verbände, sowie diejenigen Klubs, welche satzungsgemäß sich die Förderung und Beherrschung der Luft zur Aufgabe gemacht haben, wie auch ihre teilweise über die größten Mittel verfügenden Mitglieder verhältnismäßig sich pekunär außerordentlich zurückgehalten haben. Es erscheint fast, als wenn der gefährliche Rückstand, in welchem Deutschland nach dieser Richtung hin von Tag zu Tag

mehr kommt, auch nur dann erst wird behoben werden können, wenn vielleicht der Kaiser selbst auch hier wiederum persönlich eingreift. Erst dann ist anscheinend auch zu hoffen, daß das Interesse gerade für die Flugmaschinen und ihre Fortbildung jene weiten Kreise des Volkes mehr ergreift, ohne welche, sofern nicht der Staat selbst die Sache fördernd in die Hand nimmt, was ja immerhin doch nur in relativ beschränktem Masse der Fall sein kann, kaum derartige Fragen auf die Dauer getragen werden können. Es soll selbstverständlich nicht behauptet werden, daß die Flugmaschine und die Fliegekunst an sich die gleiche Bedeutung haben, wie die nationale Pferdezucht, obwohl, wenn man die schon heute, d. h. in kaum 10 Jahren, allein in Deutschland vorhandenen 50 000 Automobile betrachtet, auch hier sich völlig unabsehbare Perspektiven eröffnen. Darüber aber ist alle Welt einig, daß unsere für Volkswirtschaft wie nationale Verteidigung so wichtige Pferdezucht sogar durch Preise, Barmittel usw. von Millionen und aber Millionen und sogar durch den Totalisator, der allein die Volksmassen für den Pferdesport sich interessieren läßt, staatlicherseits unterstützt werden muß, obwohl dieselbe gewiß schon lange auf der Höhe steht. Und es scheint fast, als ob es ohne den Totalisator in irgend einer Form auch hier nicht abgehen wird, wenn die nationale Sache der Beherrschung der Luft durch Flugmaschinen auf die absolut notwendige Höhe gebracht werden soll. Denn sollte in der Tat die Fliegekunst, deren praktische Anwendbarkeit auf den zahlreichsten Gebieten, vor allem demjenigen der nationalen Verteidigung, heute für jeden Sachkundigen nicht nur völlig zweifellos ist, sondern deren Bedeutung für diesen höchsten Zweck noch gar nicht überblickt werden kann, in Deutschland, dem Lande, dessen entsagungsfrohen und todesmutigen genialen Söhnen dieselbe mit in erster Linie ihre Entstehung verdankt, so stiefmütterlich behandelt werden, daß vielleicht aus dem Munde von Millionen und aber Millionen der vernichtende Vorwurf erhoben wird: „Zu spät!?“ Das ist ein Gedanke, den, wie ihn gewiß die Männer in verantwortlicher Stellung weit von sich abweisen, unser Volk als solches schlechthin nicht verstehen wird. Und deshalb heißt es und muß es neben dem „videant consules“ vor allem heißen als ein eindringlichster Appell an die Reichen unseres Volkes und Vaterlandes: „Reichtum verpflichtet“. Der Staat kann auch auf diesem Gebiete nicht alles tun, sondern er muß neben solchen Bürgern, die Zeit, Arbeit und teilweise weit über die Verhältnisse hinausgehende Mittel aus Liebe zur Sache in der Organisation oder Gesundheit und Leben in der Ausführung wagen, auch solche haben, welche aus ihrem

Ueberfluß diese dringendste nationale Aufgabe fördern helfen. Denn von keiner Betätigung auf dem sportlichen Gebiete heißt es heute mit mehr Recht als wie von dem des Luft- und Flugsports: „Pro patria est, dum ludere videmur.“

Nachtrag.

In der sich fast überstürzenden Entwickelung der Flugtechnik haben sich nach Abschluß des vorstehenden Aufsatzes so bedeutsame Geschehnisse ereignet, daß wenigstens die wichtigsten auch an dieser Stelle in Kürze erwähnt werden müssen. In erster Linie ist hier zu nennen neben den von dem Deutschen Fliegerbund in annerkennenswerter Weise veranstalteten ersten Deutschen Ueberlandsflug Frankfurt—Mannheim, die am 23. September erfolgte Ueberfliegung der Alpen durch den Aviatiker Chavez. Es ist nicht zu viel gesagt, daß mit dieser todesmutigen Tat tatsächlich in gewissem Sinne eine neue Epoche eines Teiles unserer Kultur begonnen hat, dessen Folgen und Entwickelung schlechthin nicht abzusehen sind. Sodann hat der Verlag einer Sportzeitung, der „Berliner Zeit am Mittag“, für den für das nächste Jahr beabsichtigten internationalen Rundflug Paris—Berlin—Brüssel—London—Paris ebenfalls einen erheblichen Preis — 100 000 Mark — ausgesetzt, ein Beispiel, das hoffentlich für nationale Veranstaltungen gleicher Art bahnbrechend wirken wird. Endlich aber, und das ist das Wichtigste, wird nunmehr auch von den berufenen nationalen Stellen mit erheblichen Mitteln die Sache gefördert werden. Auf einen von dem Verfasser an den Preußischen Herrn Kriegsminister aus einem bestimmten Anlaß erstatteten Bericht, hat der Minister nicht nur schon die für die nationale Oktoberflugwoche in Aussicht gestellten Geldpreise beträchtlich erhöht, sondern es ist auch zu hoffen, daß er auch zu einem unter der Aegide des Deutschen Luftschiffer-Verbandes beabsichtigten großen Fernfluge Aachen—Berlin einen Preis von 100 000 Mark zu gewähren in der Lage sein wird. Der Flug wird die Städte Aachen, Köln, Düsseldorf, evtl. auch Essen, Dortmund, Hamm, Münster, Osnabrück, Hannover, Braunschweig, Magdeburg berühren und in Berlin—Johannistal endigen. Dieser Fernflug, zu dem in der Stille durch den Verfasser dieser Zeilen, den Professor Dr. Bamler-Essen, Hauptmann Hildebrandt-Berlin, Direktor Artur Müller-Charlottenburg bereits die grundlegende Organisation geschaffen ist, soll im nächsten Jahre stattfinden. Die damit verfolgten Zwecke sind dreifacher Art. Vor allem sollen die, wegen des bisherigen Mangels an Interesse der Oeffentlichkeit geradezu mutlos werdenden deutschen Flieger sehen, daß auch in Deutschland nunmehr ähnliches für die Fliegekunst geschieht, wie im Auslande. Sodann soll die deutsche einschlägige Industrie kräftig angespornt werden, und endlich ist zu hoffen, daß in den von dem Fluge berührten Gegenden und Städten von fast ganz Mitteldeutschland sich ein lebhaftes und dauerndes Interesse für die Sache entwickeln wird.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß unter diesen drei Gesichtspunkten durch das geplante Unternehmen die nationale Sache der deutschen Fliegekunst wesentliche Förderung erfahren wird, und es gebührt deshalb dem preußischen Kriegsminister für diese Unterstützung des beabsichtigten Unternehmens vollste Anerkennung und Dank.

ordentliches zur Popularisierung des Luftsports beigetragen [illegible] Jahre 1902 der Deutsche Luftschiffer-Verband gegründet [illegible]

Mit dieser letzteren Gründung, deren [illegible] Jahre 1881 gegründete Berliner Verein für Luftschiffahrt [illegible] gann nicht nur der reine Freiballonsport, sondern [illegible] Interesse für alles, was mit der Luftschiffahrt zusammen[illegible] Deutschland einen ungeahnten Umfang anzunehmen, [illegible] jetzt zu reifen beginnen. Ueberall schossen nunmehr in Deutschland die Luftschiffervereine empor, so daß gegenwärtig [illegible] einigungen in Deutschland bestehen, und zwar mit [illegible] von weit über 100 Ballons und mehr wie 600 [illegible] führern. Diese letzteren Erfolge sind deshalb um so [illegible] als im Falle eines Krieges die sämtlichen Deutschen Luftschiffervereine vertragsmäßig verpflichtet sind, ihr gesamtes [illegible] sofort der Militärverwaltung zur Verfügung zu stellen, [illegible] lich für die an den Grenzen liegenden Festungen [illegible] von erheblicher Bedeutung werden kann. [illegible] Deutschen Luftflottenvereins gedacht werden [illegible] [illegible] Momente zur Luftschiffahrt [illegible] bestimmt [illegible] in [illegible] in den breiten Massen des Volkes [illegible] Verständnis für die Luft- und Kraftfahrt [illegible] des Deutschen Flottenvereins zu verbreiten.

[illegible] jüngsten Gebiete der Luftschiffahrt [illegible] bildung der Technik in der Flugmaschinen [illegible]

[illegible]

Spitze zu kommen, wenn die Aufbringung der notwendigen Mittel hier einzig und allein dauernd der Privatinitiative überlassen bleiben sollte. Die Opfer, welche die oben erwähnten Herren in Verbindung mit noch einigen anderen für die Schaffung des Flugplatzes Johannisthal und die großen für Deutschland grundlegenden Vorführungen des vergangenen Herbstes gebracht haben, sind solche, daß sie unmöglich wiederholt und auf die Dauer getragen werden können. Mußten doch allein, um die französischen Vorbilder im Herbst 1909 nach Berlin zu bekommen, rund 400 000 Mk. bare Mittel aufgewendet werden, während die Beihilfen, welche nachträglich staatlicherseits gegeben wurden, sich in den denkbar bescheidensten Grenzen hielten. Allerdings haben sowohl die Mitglieder der Budgetkommission des deutschen Reichstags wie des preußischen Abgeordnetenhauses auf einschlägige Petitionen, welche ebenfalls von dem Schreiber dieser Zeilen verfaßt und auf seine Veranlassung von den deutschen resp. preußischen Luftschiffervereinigungen an die zuständigen Stellen übersandt wurden, bereitwilligst zugesagt, die Forderung von Mitteln speziell zur Förderung der Flugtechnik für das nächste Etatsjahr nach allen Kräften unterstützen zu wollen. Allein mit diesen Hoffnungen ist leider nur wenig geholfen, denn mindestens geht wiederum ein volles Jahr verloren, in welchem das gesamte Ausland, wie die täglichen Zeitungsberichte erweisen, Deutschland immer mehr und mehr auf diesem so überaus wichtigen Gebiete überflügelt. Dazu kommt weiter, daß, während die übrigen Zentralstellen in rühmenswerter Weise ausnahmslos halfen und helfen, wie und wo sie können, die zuständigen Stellen der Finanzverwaltung des Reichs sich auch nur bescheidensten Anträgen gegenüber so außerordentlich schwierig gezeigt haben, daß in den betreffenden Kreisen geradezu fast Bitternis und Entmutigung Platz gegriffen hat, und es ist nur auf das dringendste zu hoffen, daß hier durch das Beispiel und die Erfolge Frankreichs gründlich Wandel geschaffen werden möge.

Wenn wir nun aber, wie nachgewiesen, in der Luftschiffahrt, soweit die Freiballon- und Motorballonfrage in Betracht kommt, gegenwärtig als mit an der Spitze stehend betrachtet werden können, so war dies eben nur möglich, weil in den luftschifferischen Kreisen volles Verständnis dafür herrschte, daß der Freiballon die Grundlage für die moderne Entwicklung gewesen ist. Aber er ist es nicht nur gewesen, sondern er wird es auch in gewissem Sinne für alle Zeit bleiben; nur derjenige kann — darüber herrscht in Fach-

freien fast völlige Uebereinstimmung — ein vollkommener [illegible] vor allem eines Motorballons werden, der die grund-legende Schule für die Führung im Freiballon durch-gemacht hat. Das Verhalten des Gases in den verschiedenen Höhen und Temperaturen, die Beobachtung der [illegible] Beurteilung der Windstärken und Arten der Luft[illegible] die zahllosen anderen Fragen, welche hiermit zusammen[illegible] Teile des Luftschiffproblems, die von allen denjenigen, [illegible] antwortungsvoller Weise, sei es im Berufe oder als Sport [illegible] Luftschiff oder auch in der Flugmaschine betreten wollen, [illegible] erheblicher und grundlegender Bedeutung betrachtet [illegible] ist deshalb ein großer Irrtum, dem nicht entschieden [illegible] entgegengetreten werden kann, wenn man den Freiballon als einen überwundenen Faktor betrachtet, [illegible] eine Fahrt oder ein Flug im Freiballon über die Erde [illegible] Himmelsleben nicht nur für jeden, dem eine solche [illegible] gewesen ist, für alle Zeit unvergeßlich [illegible] auch [illegible] Empfindungen [illegible] und [illegible] können [illegible]

[illegible]

[illegible]

land so gut wie vollständig fortgefallen, und die Folgen zeigen sich bei einem auch nur oberflächlichen Blick über die Grenze leider nur allzusehr. Daß hier schleunigst und gründlich das Notwendige nachgeholt werden muß, bedarf keiner weiteren Darlegung. Verfügt doch beispielsweise Frankreich schon heute, September 1910, schätzungsweise über 100 vollständig flugfertige Maschinen mit einer entsprechenden Anzahl ausgebildeter Führer. Und welche Bedeutung die französische Heeres-Verwaltung mit vollstem Rechte gerade dieser Seite des Flugsports und der Fliegekunst zuwendet, darüber war schon im vorigen Jahre für jeden Besucher der ersten großen Flugwoche in Rheims jeder Zweifel ausgeschlossen, da nicht nur der Präsident der Republik die Veranstaltung besuchte und diejenigen Flieger, welche die hervorragendsten Leistungen aufzuweisen hatten, mit Worten hoher Anerkennung beehrte, sondern täglich auch die Vertreter des Kriegministeriums und des Generalstabs von früh bis abends alle Flugvorführungen und Versuche mit höchster Spannung verfolgten. Und in verstärktem Maße war dies auch in diesem Jahre überall in Frankreich der Fall.

Wie gewaltig die Fortschritte speziell unter dem Gesichtspunkt der Verwendung für militärische Zwecke in Frankreich und auch sonst im Auslande seitdem gewesen sind, dafür bedarf es nur des Hinweises auf den im August stattgehabten „Rundflug gen Osten", dessen stark chauvinistischer Charakter und Inhalt wohl sobald nicht aus den politischen Erwägungen der maßgebenden deutschen Kreise ausscheiden dürfte. Es genügt in dieser Beziehung auf die symbolische Handlung der Ueberfliegung der deutschen Grenze nach Meldungen bzw. Illustrationen durch einen hohen französischen Offizier hinzuweisen. Es ist aber weiter heute schon eine Tatsache, daß Frankreich auch bereits über Flugmaschinen und Flugzeugführer verfügt, welche Hunderte von Kilometern ununterbrochen mit beobachtenden Generalstabsoffizieren zurücklegen (— vergleiche auch die Festungs- und Belagerungsübungen von Verdun —), daß Frankreich ferner bereits Flugzeugführer besitzt, welche über den Kopf der Belagerer hinweg die Verbindung der belagerten Festung und der Außenwelt herstellen können, daß französische Offiziere in der Flugmaschine schon vollständige Kundschafter- und Vorpostendienste zu leisten vermögen usw. usw.

In Frankreich nehmen weiter an den diesjährigen Herbstmanövern nicht weniger wie 4 lenkbare Ballons teil, zu welchen je 4 Aeroplane als Aufklärungskreuzer kommandiert werden, so daß man ohne Uebertreibung hier bereits von vollständig organisierten Luftgeschwadern sprechen kann. Von welchem Einfluß aber die kriegs-

mäßige Benutzung der Fliegekunst speziell auf die Marinefragen werden kann, dafür liegen ebenfalls schon Tatsachen vor, die auf das ernsteste zu denken geben sollten: hat doch Glen Curtiß, ein berühmter amerikanischer Aviatiker, schon im Sommer dieses Jahres Wurfversuche auf das — bekanntlich so gut wie völlig ungeschützte – Deck von Kriegsschiffen angestellt, die geradezu verblüffende und Bestürzung erregende Ergebnisse hatten, da schon jetzt über 40% Treffer zu verzeichnen waren. Und zweifellos stehen wir hier ja ebenfalls erst vor den allerersten Anfängen. Was die Vervollkommnung auf diesem Gebiet aber zu bedeuten haben würde, davon bekommt wohl auch der Marinefachmann eine Vorstellung, wenn man erwägt, daß für den Wert eines einzigen Panzerschiffes — etwa 40—50 Millionen — schon heute bei der Fabrikation im Großen mindestens zehntausend Flugmaschinen, in Wirklichkeit aber noch viel mehr hergestellt werden können, und daß das Fliegen über dem Meer auf lange Strecken — siehe die von Blériot inaugurierten Kanalflüge, die Ueberquerungen des Sundes, die großen Meeresflüge bei dem Flugmeeting in Le Havre zu Ende August dieses Jahres — schon heute als ebenfalls in der Lösung begriffenes Problem zu gelten hat. Es erübrigt sich, das Bild weiter auszumalen, daß ein Geschwader, namentlich ein sich der Küste näherndes, von einer entsprechenden Anzahl Flugmaschinen wie ein hochschwebender Mücken- oder Wespenschwarm attackiert und mit einem Hagel von Sprenggeschossen überschüttet wird, die ja nur von geringem Inhalt und Gewicht und nur zu einem geringen Prozentsatz Treffer zu sein brauchen, um auch selbst den Laien zu der Erkenntnis zu bringen, daß auch hier Frankreich und England wissen, was sie tun, wenn die zuständigen Stellen auch in der Marine hier fast fieberhaft arbeiten und gleichfalls Mittel fast ohne Grenzen einschlägig aufwenden. Daß für die Zwecke eines Seekrieges so gut wie ausschließlich nur die Flugmaschine und nicht eine Art von Luftschiffen in Betracht kommen wird, ist zweifellos, da, abgesehen von zahlreichen anderen Gründen, hier schon die Geschwindigkeit, mit der sich weder irgend ein Kriegs- noch ein Motorluftschiff in eine Konkurrenz einlassen kann, den Ausschlag geben muß. Aber auch das Unterseeboot mit der Torpedowaffe wird in gewissem Sinne durch die Flugmaschine voraussichtlich nicht unwesentlich beeinträchtigt werden, da eine Gruppe über dem Meere hin- und herkreuzender Flugmaschinen dieselben bald entdecken wird und entsprechende Nachrichten geben kann. Dies nämlich um so leichter, – ja ebenfalls schon erfolgreiche Versuche der Ausländer vorliegen.

sogar Depeschen mit drahtloser Telegraphie von der Flugmaschine aufzugeben und bereits Maschinen von geradezu enormer Tragfähigkeit mit der Folge in Gebrauch sind, daß der Einbau von telegraphischen Apparaten und die Bedienung derselben auf den Maschinen selbst bald Allgemeingut werden können: sind doch schon Flugleistungen aufzuweisen, bei denen außer dem Flugzeugführer noch fünf Personen als Passagiere mitgenommen wurden.

Alle diese, hier selbstverständlich nur in allergröbsten Umrissen und nicht aus der Theorie, sondern der nur allzu tatsächlichen Auslandspraxis gegebenen Bilder nötigen aber dazu, die Sache auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt zu betrachten. Frankreich und Amerika sind nicht zum wenigsten auf diesem Gebiete dadurch an die erste Stelle gerückt, daß sich dort ein Mäcenatentum fand, welches in höchst patriotischer Weise einschlägige Mittel in reichstem Maße zur Verfügung gestellt hat, so daß beispielsweise im Jahre 1910 in Frankreich allein an Preisen für Wettflüge mit Flugmaschinen über zwei Millionen Frank zur Verfügung standen, während in Deutschland noch nicht einmal 100 000 Mk. für diese Zwecke aufgebracht werden konnten. Es ist auf das tiefste zu beklagen, daß im Gegensatz zu Frankreich unsere Hocharistokratie, die Hochfinanz, die Großindustrie und verwandten Gewerbe, sowie die jenigen mit Glücksgütern im reichsten Maße gesegneten Kreise hier bis jetzt wenigstens so gut wie vollständig versagt haben, und es wäre nur auf das dringenste zu hoffen, daß diese Kreise endlich dem Vorbild des Auslandes wenigstens etwas nachfolgen möchten.

Es sei auch weiter auf die glänzenden Preise hingewiesen, welche in England, Amerika usw. für Einzelleistungen auf diesen Gebieten ausgesetzt werden. Es ist im vaterländischen Interesse dringend zu hoffen, daß in dieser Beziehung das Beispiel des Auslandes bei uns anspornend wirke. Allein der bekannte Großindustrielle Lanz in Mannheim und neben Herrn Dr. von Bleichröder sind es bisher einige Mitglieder süddeutscher Fliegervereine gewesen, welche durch die Stiftung von relativ erheblicheren Preisen sich betätigt haben, bedauerlicherweise jedoch ohne irgendwie nennenswerte Nachfolge zu finden, gerade wie denn auch die Vertretungen der großen Städte und verwandten Verbände, sowie diejenigen Klubs, welche satzungsgemäß sich die Förderung und Beherrschung der Luft zur Aufgabe gemacht haben, wie auch ihre teilweise über die größten Mittel verfügenden Mitglieder verhältnismäßig sich pekunär außerordentlich zurückgehalten haben. Es erscheint fast, als wenn der gefährliche Rückstand, in welchem Deutschland nach dieser Richtung hin von Tag zu Tag

mehr kommt, auch nur dann erst wird behoben werden können, wenn vielleicht der Kaiser selbst auch hier wiederum persönlich eingreift. Erst dann ist anscheinend auch zu hoffen, daß das Interesse gerade für die Flugmaschinen und ihre Fortbildung jene weiten Kreise des Volkes mehr ergreift, ohne welche, sofern nicht der Staat selbst die Sache fördernd in die Hand nimmt, was ja immerhin doch nur in relativ beschränktem Maße der Fall sein kann, kaum derartige Fragen auf die Dauer getragen werden können. Es soll selbstverständlich nicht behauptet werden, daß die Flugmaschine und die Fliegekunst an sich die gleiche Bedeutung haben, wie die nationale Pferdezucht, obwohl, wenn man die schon heute, d. h. in kaum 10 Jahren, allein in Deutschland vorhandenen 50 000 Automobile betrachtet, auch hier sich völlig unabsehbare Perspektiven eröffnen. Darüber aber ist alle Welt einig, daß unsere für Volkswirtschaft wie nationale Verteidigung so wichtige Pferdezucht sogar durch Preise, Barmittel usw. von Millionen und aber Millionen und sogar durch den Totalisator, der allein die Volksmassen für den Pferdesport sich interessieren läßt, staatlicherseits unterstützt werden muß, obwohl dieselbe gewiß schon lange auf der Höhe steht. Und es scheint fast, als ob es ohne den Totalisator in irgend einer Form auch hier nicht abgehen wird, wenn die nationale Sache der Beherrschung der Luft durch Flugmaschinen auf die absolut notwendige Höhe gebracht werden soll. Denn sollte in der Tat die Fliegekunst, deren praktische Anwendbarkeit auf den zahlreichsten Gebieten, vor allem demjenigen der nationalen Verteidigung, heute für jeden Sachkundigen nicht nur völlig zweifellos ist, sondern deren Bedeutung für diesen höchsten Zweck noch gar nicht überblickt werden kann, in Deutschland, dem Lande, dessen entsagungsfrohen und todesmutigen genialen Söhnen dieselbe mit in erster Linie ihre Entstehung verdankt, so stiefmütterlich behandelt werden, daß vielleicht aus dem Munde von Millionen und aber Millionen der vernichtende Vorwurf erhoben wird: „Zu spät!?“ Das ist ein Gedanke, den, wie ihn gewiß die Männer in verantwortlicher Stellung weit von sich abweisen, unser Volk als solches schlechthin nicht verstehen wird. Und deshalb heißt es und muß es neben dem „videant consules“ vor allem heißen als ein eindringlichster Appell an die Reichen unseres Volkes und Vaterlandes: „Reichtum verpflichtet“. Der Staat kann auch auf diesem Gebiete [n]icht alles tun, sondern er muß neben solchen Bürgern, die Zeit, [...] und teilweise weit über die Verhältnisse hinausgehende Mittel [...]he zur Sache in der Organisation oder Gesundheit und Leben [...]Ausführung wagen, auch solche haben, welche aus ihrem

Ueberfluß diese dringendste nationale Aufgabe fördern helfen. Denn von keiner Betätigung auf dem sportlichen Gebiete heißt es heute mit mehr Recht als wie von dem des Luft- und Flugsports: „Pro patria est, dum ludere videmur."

Nachtrag.

In der sich fast überstürzenden Entwickelung der Flugtechnik haben sich nach Abschluß des vorstehenden Aufsatzes so bedeutsame Geschehnisse ereignet, daß wenigstens die wichtigsten auch an dieser Stelle in Kürze erwähnt werden müssen. In erster Linie ist hier zu nennen neben den von dem Deutschen Fliegerbund in annerkennenswerter Weise veranstalteten ersten Deutschen Ueberlandflug Frankfurt—Mannheim, die am 23. September erfolgte Ueberfliegung der Alpen durch den Aviatiker Chavez. Es ist nicht zu viel gesagt, daß mit dieser todesmutigen Tat tatsächlich in gewissem Sinne eine neue Epoche eines Teiles unserer Kultur begonnen hat, dessen Folgen und Entwickelung schlechthin nicht abzusehen sind. Sodann hat der Verlag einer Sportzeitung, der „Berliner Zeit am Mittag", für den für das nächste Jahr beabsichtigten internationalen Rundflug Paris—Berlin—Brüssel—London—Paris ebenfalls einen erheblichen Preis — 100 000 Mark — ausgesetzt, ein Beispiel, das hoffentlich für nationale Veranstaltungen gleicher Art bahnbrechend wirken wird. Endlich aber, und das ist das Wichtigste, wird nunmehr auch von den berufenen nationalen Stellen mit erheblichen Mitteln die Sache gefördert werden. Auf einen von dem Verfasser an den Preußischen Herrn Kriegsminister aus einem bestimmten Anlaß erstatteten Bericht, hat der Minister nicht nur schon die für die nationale Oktoberflugwoche in Aussicht gestellten Geldpreise beträchtlich erhöht, sondern es ist auch zu hoffen, daß er auch zu einem unter der Aegide des Deutschen Luftschiffer-Verbandes beabsichtigten großen Fernfluge Aachen—Berlin einen Preis von 100 000 Mark zu gewähren in der Lage sein wird. Der Flug wird die Städte Aachen, Köln, Düsseldorf, evtl. auch Essen, Dortmund, Hamm, Münster, Osnabrück, Hannover, Braunschweig, Magdeburg berühren und in Berlin—Johannistal endigen. Dieser Fernflug, zu dem in der Stille durch den Verfasser dieser Zeilen, den Professor Dr. Bamler-Essen, Hauptmann Hildebrandt-Berlin, Direktor Artur Müller-Charlottenburg bereits die grundlegende Organisation geschaffen ist, soll im nächsten Jahre stattfinden. Die damit verfolgten Zwecke sind dreifacher Art. Vor allem sollen die, wegen des bisherigen Mangels an Interesse der Oeffentlichkeit geradezu mutlos werdenden deutschen Flieger sehen, daß auch in Deutschland nunmehr ähnliches für die Fliegekunst geschieht, wie im Auslande. Sodann soll die deutsche einschlägige Industrie kräftig angespornt werden, und endlich ist zu hoffen, daß in den von dem Fluge berührten Gegenden und Städten von fast ganz Mitteldeutschland sich ein lebhaftes und dauerndes Interesse für die Sache entwickeln wird.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß unter diesen drei Gesichtspunkten durch das geplante Unternehmen die nationale Sache der deutschen Fliegekunst wesentliche Förderung erfahren wird, und es gebührt deshalb dem preußischen Kriegsminister für diese Unterstützung des beabsichtigten Unternehmens vollste Anerkennung und Dank.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Kungfutse, Gespräche. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1910. XXXII und 246 Seiten.

Diese „Gespräche" bilden den zweiten Band eines auf zehn Bände bemessenen Sammelwerkes, das bestimmt ist, uns einen systematischen Ueberblick über die chinesische Religion und Philosophie in ihren Höhepunkten zu geben und dessen Uebersetzungen so gehalten sein sollen, daß sie auch ohne Kenntnis des Urtextes bei genauer Wiedergabe der Gedanken des Originals jedem Gebildeten verständlich werden. In dem vorliegenden Bande wird zur Erleichterung des Verständnisses sogar eine doppelte Uebersetzung geboten, und zwar auf der linken Hälfte jeder Seite eine möglichst wortgetreue und daneben auf der rechten Hälfte eine diese konzise Uebersetzung in moderner Sprache umschreibende Uebertragung; eine Methode, zu welcher der Uebersetzer von Herrn Lic. Dr. Rohrbach angeregt wurde und die in der Tat sehr gute Dienste leistet, da die zweite Uebersetzungsart den Sinn des ersten Uebersetzungsresultats sofort vortrefflich aufklärt. Außerdem ist den „Gesprächen" eine ungefähr dreißig Seiten lange Einleitung vorausgestellt, die in interessanter Weise den Leser über Kungs historische Stellung, sein Leben und sein Wirken orientiert. Sie zeigt uns, welche Kulturverhältnisse Kung bei seinem Auftreten vorfand, was er erstrebte und erreichte. Ihren Abschluß bildet eine Würdigung dessen, was er an bleibenden Werten dem geistigen Besitz der Menschheit hinzugefügt hat. Am wichtigsten erscheint dabei dem Autor das persönliche Moment, das uns in Kung entgegentritt, „die Souveränität der sittlichen Persönlichkeit". Seine Unabhängigkeit von allen äußeren Gesichtspunkten wie Lohn und Strafe, die ruhige Klarheit, die sich von allem Abergläubischen und Verzerrten besonnen zurückhält, seine Energie des Forschens, die unermüdlich einzudringen sucht in die Wahrheiten des Lebens, die abgerundete Einheit, die konsequent der inneren Gesinnung in allen Aeußerungen den rechten Ausdruck zu geben sucht, — das alles hält der Verfasser mit Recht für Momente, die Kung über seine Zeit wie überhaupt jedes zeitlich beschränkte Niveau emporheben und seinem

Beispiel Kraft verleihen. Auch andere Leser der „Gespräche“ werden dieser Wertschätzung beipflichten und dem Uebersetzer danken für die mühevolle Arbeit, die er neun Jahre hindurch den „Lun Yü“ gewidmet hat, um deren dem ursprünglichen Text entsprechenden Gedankeninhalt in deutscher Sprache wiederzugeben. Die Reihe nachahmenswerter sittlicher Vorbilder ist dadurch auch für uns Deutsche um ein bisher ziemlich unbekanntes Glied vergrößert worden und zugleich haben wir die sehr zeitgemäße Gelegenheit erhalten, uns einen Einblick in das Geistesleben eines Volks bezw. einer Rasse zu verschaffen, wie es in dessen tiefsinnigster Literatur zur Aussprache gelangt ist. Das ganze Unternehmen soll sich auf die Hauptwerke der klassischen Philosophie, des späteren Konfuzianismus, sowie des Taoismus und der geheimen Sekten erstrecken; eine günstige Aufnahme ist ihm daher zu wünschen.

Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Geschichte.

Erwin Rosen. „In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke.“ Vierte Auflage. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Die Franzosen haben in den 80 Jahren, seit denen sie sich auf dem Boden Nordafrikas festgesetzt haben, hier große kolonisatorische Erfolge erzielt. Algier wird heute kaum mehr als Kolonie angesehen, sondern die drei Departements, in die es eingeteilt ist, Algier, Oran, Constantine, gelten beinahe als ein Stück Mutterland. Die früher bei manchesterlich oder sozialistisch gesinnten Franzosen sehr beliebten rechnerischen Vergleiche zwischen den allerdings hohen Unkosten, die die Verwaltung Algiers dem französischen Staatsschatz bereitet und dem volkswirtschaftlichen Nutzen der als ein fressendes Kapital hingestellten Kolonie sind heute so ziemlich verstummt. Denn die Franzosen haben jetzt in der algerischen Wein- und Gemüseproduktion und überhaupt auf mannigfaltigen Gebieten der dortigen ökonomischen Tätigkeit große Kapitalien sehr vorteilhaft angelegt. Dank der Kornzufuhr aus Französisch-Nordafrika hat Frankreich aufgehört, ein Getreide importierendes Land zu sein; es deckt jetzt seinen ganzen Bedarf an Brotfrucht, den die Landwirtschaft des Mutterlandes nicht zu befriedigen vermag, durch den Weizenbau Algeriens. Kurz und gut — Algier hat sich so günstig entwickelt und ist so fest mit dem Mutterland verwachsen, daß alle Franzosen — Herr Jaurès eingeschlossen — das Land so tapfer und hartnäckig gegen einen Eroberer verteidigen würden, wie sie 1870 Elsaß-Lothringen verteidigt haben.

Niemals würden die Franzosen ihre herrliche nordafrikanische Besitzung militärisch erworben und zivilisatorisch erschlossen haben, wenn ihnen nicht die Fremdenlegion hilfreiche Dienste geleistet hätte, jene Truppe, von der in den Zeitungen soviel die Rede ist, und die vor ein paar Jahren zu

einem ziemlich ernsten diplomatischen Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland geführt hat.

Die französische Fremdenlegion, aus zwei Regimentern zusammengesetzt, ist gewöhnlich 8—12 000 Mann stark. Sie wurde im Jahre 1831 begründet. Ihr Gros garnisoniert in Friedenszeiten in dem Standlager von Sidi-bel-Abbès, sechs Bahnstunden südlich von Oran. Die gemeinen Soldaten der Legion sind fast sämtlich Söldner nichtfranzösischer Nationalität, ein vielsprachiges Gemisch von Abenteurern aus aller Herren Länder. Die Unteroffiziere gehen zum Teil aus den Legionären hervor, zum Teil sind es Nationalfranzosen. Das Offizierkorps ist, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, den Legionären verschlossen.

Unter den Kommandeuren der Fremdenlegion finden wir die erlauchtesten Namen der französischen Generalität: Mac Mahon, Canrobert, Bazaine, de Négrier, Saussier. Nichts wäre falscher als die Vorstellung, daß die aus gescheiterten, ja meistens aus landflüchtigen Existenzen gebildete Fremdenlegion militärisch eine unterwertige Truppe sei. Im Gegenteil — sie ist ein Elitekorps. Zwar steht die Hauptmasse der Mannschaften auf der niedrigsten Stufe der bürgerlichen Moral. Die Legion liefert niemanden aus, wegen welchen Verbrechens auch immer er aus seinem Vaterlande geflohen sein mag — es sei denn, daß er wegen Mordes belangt werde. Herr Erwin Rosen, der Verfasser des Buches, das dieser Skizze zum Grunde liegt, und der selber nach einem wilden Vorleben bei der Legion Unterschlupf suchte, um sich erst nach langer Dienstzeit dieser eigenartigen Sphäre durch Desertion zu entziehen, entwirft von den Sitten der Legionäre, von ihrem ganzen Leben und Treiben ein meisterhaft gezeichnetes, aber unter den Gesichtspunkten der bürgerlichen Moral sehr abstoßendes Bild.

Vor mehr als sechs Jahren veröffentlichte ich in diesen Jahrbüchern einen Essay: „Die Memoiren des Feldmarschalls Wolseley und die englische Armee.“ Hier zitierte ich eine Aeußerung Feldmarschall Wolseleys, der von den englischen gemeinen Soldaten, die trotz ihres national-einheitlichen Ursprungs den Mitgliedern der französischen Fremdenlegion sozial verwandt sind, rühmend sagt: „Wieviele solche tapfere Soldaten liegen begraben überall in der Welt, markierend die Straßen der Heere, die unser Reich zu dem gemacht haben, was es ist. Diese Männer sterben, damit England groß sein möge, und sie sterben ohne Murren, und doch ist es ihre Tüchtigkeit und Selbstaufopferung, die den Händlern daheim ermöglicht, Vermögen zu machen, angenehm zu leben und ihre Söhne und Töchter in feine Familien zu verheiraten.“ Die Krieger der französischen Fremdenlegion stehen der ehrbaren europäischen Gesellschaft noch ferner als Tommy Atkins. Aber ebenso wie bei dem britischen Söldner entwickelt sich in der Brust des französischen Fremdenlegionärs eine andere Art der Sittlichkeit, die es in der realen Welt gleichfalls geben muß und die neben der satten Tugend und zahlungsfähigen Moral der anständig-friedlichen Gesellschaftskreise Europas immerhin einen relativen moralischen Wert behauptet. Auch die

Mannschaften der französischen Fremdenlegion sterben ohne Murren für die Vergrößerung Frankreichs. Sie sind unübertreffliche Marschierer, trotz schwersten Gepäcks, schießen ausgezeichnet und entfalten im zerstreuten Gefecht die größte Beweglichkeit, ohne den Führern aus der Hand zu kommen. Tüchtigere Landsknechte hat es nie gegeben. Man hat berechnet, daß der französische Staatsschatz seit der Erwerbung Algeriens drei Milliarden Franken mehr für dieses Land ausgegeben hat, als seine Einkünfte betragen haben. Auch Blut mußten die Franzosen in großen Mengen verspritzen, um auf afrikanischem Boden das Erbe Karthagos und Roms antreten zu können. Diese Blutsteuer aber hat sich die französische Nation durch die Aufstellung der so überaus leistungsfähigen Fremdenlegion ganz erheblich erleichtert. Herr Rosen rechnet sehr vorsichtig, wenn er annimmt, daß in den 79 Jahren des Bestehens der Legion weit über 100 000 Soldaten der Truppe angehört haben.

Großenteils mit dem Blute dieser Braven hat Frankreich die Bändigung der Kabylen erwirkt. Aber die Fremdenlegion blutete nicht nur in Afrika, sie wurde auch von Louis Philipp an die Königin Christine von Spanien verborgt, um gegen den Karlismus für die konstitutionellen Ideen zu kämpfen. Enorme Verluste erlitt sie in der Krim und in Mexiko, indem hier wie dort Kugeln und Krankheiten wetteifernd Lücken in ihre Reihen rissen. Im Jahre 1870 focht die Fremdenlegion bei Orléans gegen die Deutschen und in Paris gegen die Communards, die diesem Genre von Soldateska einen ganz besonders glühenden Haß entgegenbrachten. Die Legionäre deutschen Stammes waren inzwischen in Afrika zurückgelassen worden, um die Forts gegen die gärenden Eingeborenen zu halten. 1883 wurde, wesentlich mit durch das Korps jener tapferen Mietlinge, Tonkin für Frankreich gewonnen, 1892 Dahomey, 1895 Madagaskar, alles drei Länder mit mörderischem Klima. Das französische Kriegsministerium mußte glücklich sein, hier verlorene Söhne verwenden zu können, um deren Schicksal sich niemand kümmerte, ja deren Tod oft genug den Angehörigen einen Seufzer der Erleichterung entlockte.

In Friedenszeiten müssen Söldner, wenn sie nicht aus Rand und Band kommen sollen, unausgesetzt irgendwie beschäftigt werden; das ist bei derartigen Leuten noch wichtiger als bei unseren jungen Soldaten auch. In der Fremdenlegion wird nicht nur aufs angestrengteste exerziert, sondern es wird stundenlang Lederzeug geputzt nach absichtsvoll gewählten umständlichen Methoden, wie einst in der Zopfzeit bei den Soldaten Friedrich Wilhelms I. Vor allen Dingen aber wird, wie dies bei den alten Römern auch schon geschah, die Zeit der Legionäre mit groben Kulturarbeiten ausgefüllt. Die Legion hat das französische Kolonialreich nicht nur mit den Waffen auferbaut, sondern auch mit Hacke, Schaufel und Mörtelkelle. Sie hat Chausseen und Brunnen gegraben, Flüsse drainiert, Gärten angelegt, Büsche gerodet, die Kasernen, in denen sie haust, mit eigenen Händen erbaut sowie zahllose andere öffentliche Gebäude Algeriens. Alles das für einen

täglichen Sold von 5 Centimes (4 Pfg.), der, zusammen mit [illegible] verdiensten in den Kantinen von Sidi-bel-Abbès für Zigaretten und Rotwein ziemlich weit reicht, aber für sonstige [illegible] langt. Von weiblichem Umgange sind sie in Sidi-bel-Abbès [illegible] abgesperrt. Die Legionäre sind durch ihr Verhalten natürlich [illegible] als auch sonst [illegible] für den Gedanken, gemäß [illegible] Johanniters zu leben. Die weite Verbreitung der [illegible] Päderastie hängt zum Teil mit jener Geldnot und [illegible] zusammen.

Und doch sind diese Verlorenen in dem [illegible] „Kulturdünger". Die Franzosen beziehen den letzteren [illegible] leider größtenteils aus Deutschland. Molen teilt eine [illegible] aus dem Jahre 1896 mit, der zufolge die [illegible] Erde in der Fremdenlegion folgendermaßen verteilt waren:

Elsässer	45	Prozent
Deutsche	12	
Schweizer	[illegible]	„
Belgier	7	
Franzosen	[illegible]	„
Spanier	5	„
Italiener	5	„
[illegible]	4	„
Holländer	4	„
[illegible]	5	„

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wunder, daß es schon vier Auflagen erlebt hat. Daß die Publikation, obwohl eine gewisse romanhafte Mache manchmal unverkennbar in ihr hervortritt, auch dem Freund einer ernsten Lektüre viel bietet, wird aus dem oben Dargetanen deutlich geworden sein. Einen noch nicht berührten Gesichtspunkt möchte ich zum Schluß hervorheben. Herrn Rosens Buch besitzt neben dem literarischen und politischen auch einen wissenschaftlichen Wert insofern, als es dem Kriegshistoriker die Natur eines Söldnerheeres mit greifbarer Deutlichkeit veranschaulicht. Mutatis mutandis — sind von den Krethi und Plethi des Königs David und den altgriechischen Söldnern an alle gewerbsmäßigen Kriegsknechte so gewesen wie das unstäte und räuberische, aber höchst waffentüchtige und bestimmter kriegerischer Ehrbegriffe nicht ermangelnde internationale Gesindel von Sidi-bel-Abbès, das die algerischen Moslemin „die Beduinen der Rumi" nennen.

Auf den Fahnen der französischen Regimenter, die aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgehen, prangt die Aufschrift: „Honneur et patrie!" Die Fahnen der Fremdenlegion gelten einer solchen Devise nicht für würdig; auf ihnen ist zu lesen: „Discipline et valeur!" In der Tat kann nur eine eiserne Disziplin solche Männer, von denen mancher „Verbrechen blutig, kolossal" begangen hat, zusammenhalten und zur „Valeur" befähigen. Ein umso rühmlicheres Zeugnis für den französischen militärischen Geist ist es, wenn Herr Rosen mit seiner Behauptung Recht hat, daß in der Fremdenlegion von den Vorgesetzten nicht nur nicht geprügelt wird, sondern daß sich Offiziere und Unteroffiziere bei der Ausbildung der Leute auch sonst eines anständigen an den Rest des Guten in der Brust der Legionäre appellierenden Tones befleißigen.

Einen scharfen Gegensatz zu dem Buch des Herrn Rosen bildet

Fritz Gropengießer: Gesammelte Blätter aus einem Tornister. Kriegserinnerungen. Berlin-Leipzig 1910. Modernes Verlagsbureau. Kurt Wigand.

Dieses Buch atmet den Geist einer Nationalarmee, deren Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland!" ist, wenn auch „discipline et valeur" in ihr mit nichten zu kurz kommen. Gropengießer ist 1870 als Berufsunteroffizier ins Feld gezogen; seine Bildung übersteigt zwar den unteroffiziermäßigen Durchschnitt, aber der Ton des Buches hält sich doch dem sozialen Niveau des Autors ziemlich nahe. Ein derber, keineswegs geistloser Humor durchzieht das Ganze und manifestiert sich mit besonderer Vorliebe in der breiten, behaglichen Ausmalung aller „saftigen" Vorkommnisse, die sich in der Korporalschaft des Unteroffiziers Gropengießer während des Feldzuges abgespielt haben und nun von ihm der Unsterblichkeit geweiht worden. Diese kräftige Würze schadet der Veröffentlichung Gropengießers, einem echten Soldatenbuch, nicht im geringsten, sondern hebt es im Gegenteil. Es liest sich ganz vortrefflich. Uebrigens bietet es neben den belustigenden Feldzugsbildern auch solche von großartiger, düsterer Majestät.

Die scharf betonte royalistisch-patriotische Gesinnung des Autors wirkt niemals aufdringlich, denn sie ergibt sich ganz natürlich aus den Begebenheiten, die er erzählt und bei denen er als einer der Bravsten mitgewirkt hat.

E. D.

E. Keller, Das Stammbuch des Andreas Chemnitius 1597 bis 1626. 6. Beiheft z. Jahrbuch der Hamb. wissensch. Anstalten XXVII, 1909. Hamburg, 1910. Kommissionsverlag: Lucas Gräfe & Sillem.

Wer die demselben Verfasser verdankte frühere Veröffentlichung eines gleichfalls im Besitz des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe befindlichen Stammbuches aus der Zeit des Renommisten von Zachariä kennt, wird vielleicht auch von diesem Stammbuch, dessen einer Teil in die Universitätszeit des Besitzers hineingehört, ähnliche Blicke in ein fröhliches, keckes, vielleicht auch rohes Studentenleben erwarten. Allein das trifft für den Text und die Bilder des neu vorliegenden Heftes, von denen wieder vier in prächtigem Farbendruck wiedergegeben werden, nicht ganz zu: mit wenigen Ausnahmen stellt sich in dem Stammbuch des strebsamen Andreas aus Chemnitz, der seine adligen Zöglinge zu Beginn des 17. Jahrhunderts auf das Tübinger Collegium Illustre begleitete und hohen Wert auf die Eintragungen adliger, ja fürstlicher Personen legte, alles ehrbar, vornehm, gespickt mit Aussprüchen biblischer und klassischer Lebensweisheit dar. Aber für die Kenntnis der Zustände seiner Zeit wirft auch dieses Stammbuch gar vieles ab: man erfährt z. B., wie die Stimmung gegen Calvinisten und Jesuiten war, welchen Leibesübungen die adligen Studenten oblagen; man erfährt vor allem aus dem Lebensgang des Stammbuchbesitzers selbst, wie sich damals ein unbemittelter Bürgerlicher durch jahrelang fortgesetzte Hofmeisterei zur Universitätsbildung und zuletzt zur Würde eines Bürgermeisters aufschwingen konnte.

Allen diesen kulturgeschichtlich wichtigen Spuren folgt der Verfasser mit Scharfblick, wie er denn auch mit großem Fleiß alles zusammengetragen hat, was zur Erklärung der Bilder und zur Kenntnis der sich eintragenden Persönlichkeiten dient. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Theologie.

Wir Gelehrten vom Fach. Eine Streitschrift gegen Professor D. von Sodens „Hat Jesus gelebt" von Fr. Steudel, Pastor in Bremen. Frankfurt am Main 1910, Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. 95 S.

Da ich s. Z. hier die Schrift v. Sodens mit voller Zustimmung angezeigt habe, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auch diese Gegenschrift nicht ungeprüft zu lassen. In der vielerörterten Streitfrage haben

ja nicht bloß die Theologen, sondern auch die Historiker eine Stimme abzugeben. Die erste Hälfte der Steudelschen Gegenschrift habe ich gelesen — dann hatte ich genug. Dem Verf. fehlt es ganz und gar an dem objektiven, rein auf die Sache gerichteten Denken, anders ausgedrückt an der historischen Methode, die allein eine solche Untersuchung wertvoll und wissenschaftlich fruchtbar machen kann. Er ist ein geschickter Advokat, das muß man ihm lassen, das ist aber auch alles. Wir Historiker wissen ganz genau, daß sich in der Quellenforschung Wissenschaft und Scheinwissenschaft sehr nahe berühren und daß es garnicht schwer ist, mit lauter exakten Quellenzitaten einen vollständigen Nonsens zu beweisen. So auch hier. Der Teil der Steudelschen Schrift, den ich gelesen habe, sucht die nichtchristlichen Zeugnisse über das Leben Jesu zu entwerten oder aber aus dem Fehlen solcher Zeugnisse einen Schluß zu ziehen. Gleichzeitige Zeugnisse dieser Art existieren nicht und können nicht existieren, da die unmittelbare, persönliche Wirkung Jesu sich auf einen sehr kleinen Kreis beschränkte und auch keine politische Bewegung unmittelbar im Gefolge hatte. Andere als Anhänger hatten also auch keinen Grund, etwas darüber aufzuzeichnen. Wenn die Evangelien von der Menge des Volkes berichten, die den Propheten beim Einzug in Jerusalem begrüßt habe, so ist die theologische Wissenschaft darüber einig, daß es sich da um Illusionen der Gläubigen handelt. Steudel weiß das auch und gibt es zu. In demselben Atem aber fährt er fort (S. 18), daß „wenn von all dem auch nur ein bißchen wahr sein sollte", die jüdischen Schriftsteller der Zeit davon erzählen müßten. Ein unbefangener Mensch schließt umgekehrt, daß, wenn von der Voraussetzung „nur ein bißchen" wahr ist, sich schwerlich eine Folgerung daraus ziehen lasse. Der einzige Schriftsteller, bei dem man die Frage aufwerfen muß, weshalb er Jesus und die christliche Bewegung nicht erwähne, ist Josephus, zwar nicht in der Erzählung vom Untergang Jerusalems, wo kein Anlaß dazu war, aber in seinem Buch über die jüdischen Altertümer. Josephus schrieb um das Jahr 90, also zu einer Zeit, wo schon in Rom selbst zweimal unter Claudius und unter Nero die Christen politisch verfolgt worden waren, wo also ein Jude den Erfolg der christlichen Bewegung so leicht nicht mehr ganz ignorieren konnte. Soden nimmt an, daß Josephus, der eine etwas ängstliche Natur war, nicht davon gesprochen habe, um nach keiner Seite Anstoß zu erregen. Denn noch war das Band zwischen Judentum und Christentum nicht völlig zerschnitten; es könnte also sein, daß Josephus vom Christentum schwieg, um durch seine Stellungnahme nicht entweder den orthodoxen Juden oder den christenfreundlichen Juden zu mißfallen. Ich wage nicht darüber zu urteilen, ob die Situation damals wirklich so war, um eine derartige Vorsicht wahrscheinlich zu machen. Verwirft man diese Deutung und will sich auch nicht damit begnügen, daß auch damals doch noch das Christentum einfach zu unbedeutend war, um eine Erwähnung notwendig zu machen, so gibt es eine noch viel einfachere Erklärung des Schweigens. Bekanntlich hat der überlieferte Text des

Josephus einen längeren Abschnitt über das Christentum, der aber evident nicht echt, sondern eine spätere christliche Interpolation ist. Es ist daher möglich, daß an dieser Stelle wirklich etwas über das Christentum gestanden hat, das einem späteren christlichen Abschreiber nicht genügt oder ihn geärgert hat und durch den fingierten Text ersetzt worden ist. Schließlich hat die Tatsache, daß Josephus stumm bleibt, mit der Frage nach dem Leben Jesu gar nichts zu tun, denn das, was uns in Verwunderung setzen darf, ist ja nicht das Schweigen über die Person Jesu, sondern über die christliche Bewegung, die, vom Judentum untrennbar, gegen Ende des ersten Jahrhunderts sich der Aufmerksamkeit kaum noch entziehen konnte. Man kann deshalb das Argument geradezu umkehren und sagen: Josephus, der Jude, muß die christliche Gemeinde gekannt haben; hätte er gewußt, daß der in ihr verkündete Messias überhaupt nicht gelebt hatte, so würde er gewiß gern eine Gelegenheit genommen haben, das anzubringen.

Der Passus über den Josephus ist in der Steudelschen Schrift bis S. 30 die einzige Stelle, über die eine ernsthafte Diskussion möglich wäre. Alles andere, namentlich was über die beiden Stellen bei Sueton und Tacitus gesagt wird, die beide ganz offenbar auf gleichzeitige Aufzeichnungen zurückgehen, und in ihrer Wirrnis von Wahrem und Falschem den Stempel des heidnischen Ursprungs an der Stirn tragen, ist so nichtig, daß jede Widerlegung überflüssig erscheint. Die Schrift, die überdies in einem ganz unverständlich gehässigen, geradezu unanständigen Ton geschrieben ist, zu Ende zu lesen, habe ich geglaubt, mir schenken zu dürfen.

Delbrück.

Joh. Weiß, Jesus von Nazareth Mythus oder Geschichte? Eine Auseinandersetzung mit Kalthoff, Drews, Jensen. Tübingen, 1910. Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: geh. Mk. 2,—. geb. Mk. 3,—. 171 S.

Zu der im Juni-Heft dieser Zeitschrift genannten Literatur, welche den Kampf gegen A. Drews' Hypothese von der Ungeschichtlichkeit der Person Jesu aufnimmt, ist unter andern die vorliegende Schrift hinzugetreten, ein Abdruck der am 31. März und 1. April v. J. auf dem theologischen Ferienkurse in Berlin gehaltenen Vorträge.

Man findet hier ähnlich schlagende Beweise gegen Drews, wie z. B. in v. Sodens kleiner Schrift. Es kommt aber bei Joh. Weiß eine eingehende Auseinandersetzung mit Jensens erst im ersten Bande vollendetem Riesenwerk über „Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur" hinzu, nach welchem dieses babylonische Epos, aus dem übrigens zugleich alle bedeutenderen Epen, z. B. die Odysseus- und die Buddha-Sage, hergeleitet werden, den Stoff für die vermeintliche Dichtung der Evangelien geliefert haben soll. Es ist Jensen bisher nicht wie Drews gelungen, einen größeren Kreis durch seine

wenig glaubhaft zurechtgemachte Hypothese zu beunruhigen. Aber weil, wie es jetzt einmal hergeht, jeden Tag ein Religionsgeschichtler von abgeleiteter Originalität auftreten kann, der alles, was Jensen vermutet, als ausgemachte Tatsachen verkündet, so ist es doch verdienstlich, daß Joh. Weiß einmal Jensens Parallelenentdeckerei genauer beleuchtet.

Weiter verfolgt zu werden verdient auch der von Weiß an mehreren Stellen (S. 46, 143, 146, 168—170) gegebene Wink, daß die Ueberlieferung von Jesus und seinen Worten in ihren Hauptzügen den Stempel der Unerfindbarkeit an sich trägt. An das dort Berührte anknüpfend, möchte auch ich fragen, ob irgend ein Dichter oder eine Mythen bildende Volksphantasie darauf hat verfallen können, Jesus sich von einer Dirne berühren zu lassen, ihn in steter Gefolgschaft von Weibern zu zeigen, ihm das herbe an Petrus gerichtete Wort und die über die Maßen anerkennenden Worte über Johannes den Täufer, mit dessen Jüngern die erste Christengemeinde doch noch rivalisierte, in den Mund zu legen, ihn angesichts der Entscheidung im Todesbangen erzittern zu lassen?

Endlich gibt in diesem Buche der Freimut des Verfassers zu denken, mit welchem er sich über das Wunderbare in der evangelischen Geschichte ausspricht.

S. Lublinski, Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos. 1. Band: Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur. Jena, 1910. Verlag: Eugen Diederichs. 258 S.

An dem Verfasser hat nunmehr A. Drews einen Bundesgenossen gefunden, der, wie er, zwar Kalthoffs Hypothese von der Entstehung des Christentums aus einer sozialen Bewegung im römischen Kaiserreich ablehnt, aber gleichfalls unter Ausschaltung der Person eines Stifters das Christentum als Ergebnis einer Massenbewegung, genauer als die Synthese zwischen dem antiken Staatsideal und dem erwachenden Individualismus erklären will. So siegesgewiß tritt dieser Bundesgenosse auf, daß er meint, die Darlegung der Gründe für die Nichtexistenz Jesu auf einen späteren Band verschieben zu dürfen, hier aber nicht darauf eingehen zu brauchen. Und doch geschieht das an einem Punkte, nämlich der Frage eines vorchristlichen Jesuskultes, wo es nicht uninteressant ist zu beobachten, daß sich die von Joh. Weiß (Jesus von Nazareth, S. 19) von Smith bis Drews verfolgte Steigerung in der Behauptung eines vorchristlichen Jesuskultes fortsetzt. Im Hinblick auf den Hymnus der von Hippolytus genannten Sekte der Naassener, in welchem der Jesusname vorkommt, sagt nämlich Smith, der dafür Drews' Quelle ist, zurückhaltend: „In diesem alten, und niemand kann sagen, wie alten Hymnus". Bei Drews heißt es schon: „Ein alter, allem Anschein nach vorchristlicher Hymnus." Für Lublinski, der gleich einsetzt (S. 177) mit der Versicherung: „In der Tat, es hat einen vorchristlichen Christus (soll heißen: Jesus als Kultgott) gegeben", wäre der vorchristliche Ursprung jener Sekte „bis zur Evidenz erwiesen (S. 181),

wenn nur dem Hippolytus geglaubt werden kann, daß Simon der Zauberer jünger ist als sie!" Und doch haben die Naassener, wie Hilgenfeld gezeigt hat, Briefe des Paulus und das Johannesevangelium benutzt, sind also nachweislich nicht vorchristlich!

Im übrigen aber setzt Lublinski, wie gesagt, die Ungeschichtlichkeit der Person Jesu als selbstverständlich voraus. Da könnte man also eigentlich, da es im Ernste doch nicht angängig ist, wie er zu meinen scheint, den Vertretern der seit 1900 Jahren geglaubten Tradition den Beweis für die Existenz Jesu zuzuschieben, sich abwartend verhalten, bis der versprochene zweite Band erschienen ist. Allein, wer sich auf die Seite eines Joh. Weiß gestellt hat, darf doch an Lublinskis Geschichtskonstruktion — denn um eine solche handelt es sich vorläufig nur — nicht ohne Widerspruch vorübergehen.

Zum Widerspruch fordert freilich jede Seite des Buches heraus. Ich muß mich hier aber für genauere Nachprüfung auf einen kleineren Abschnitt (S. 80—85 ff.) beschränken, der jedoch These und Art der Beweisführung deutlich erkennen läßt. Der Gedankengang des Verfassers ist dort etwa folgender: Die römische Kaiservergötterung wurde schon von der Zeit des Tiberius an dadurch erschüttert, daß die menschlichen Unvollkommenheiten der Kaiser allzu auffällig der ihnen beigelegten Göttlichkeit widersprachen. Auch an den Vertretern des hochgespannten stoischen Tugendideals blieb nicht unbemerkt, daß sie selbst demselben so wenig wie irgendein Sterblicher entsprachen. „Darum wanderte das Ideal in den Himmel, in die Transszendenz", und wurde als Gottessohn oder Gottmensch Gegenstand der Verehrung. Seine doppelte Natur aber, die göttliche und die menschliche, erforderte einen neuen, einen mystischen Kultus. „Die Nation verwandelte sich in eine Kirche" (was schon von der älteren Kaiserzeit gelten soll). Unter den vielen Mysterien trat auch die Mysterienreligion des Christentums vor die antike Menschheit und überbot zuletzt durch seinen Mythus vom Gottmenschen die übrigen. Sehen wir, ob sich diese Sätze aufrecht erhalten lassen. Was zunächst die Kaiservergötterung betrifft, so meint Lublinski jedenfalls den Kultus der lebenden Kaiser, nicht den davon ganz verschiedenen der verstorbenen, weil für deren Manen die Auslöschung menschlicher Flecken ja keine Schwierigkeit machte. Nun ist aber der Kultus der lebenden Kaiser, d. h. ihres Genius, spätestens unter Claudius zu einer festen Einrichtung des römischen Staates geworden und hat sich, soviel bekannt, angefochten nur durch die Christen, für welche religiöse Gründe vorlagen, unverändert bis in den Anfang des vierten Jahrhunderts behauptet. Abgesehen von der Verirrung derjenigen Kaiser, welche, wie Caligula, Domitian, Caracalla, für ihre Personen göttliche Namen und Ehren in Anspruch nahmen, setzte sich der Kaiserkultus auch gar nicht mit dem gesunden Menschenverstand oder mit sittlichen Begriffen in offenen Widerspruch, weil nicht die Person des Kaisers, sondern sein Genius göttlich verehrt wurde, der auch mit der Fortuna (bei den Griechen der τύχη) des

Kaisers identifiziert wurde. Einer besonderen Erfahrung ferner bedurfte es gar nicht, um dahinter zu kommen, daß den stoischen Philosophen nicht alle die herrlichen Eigenschaften zukamen, die sie von dem Weisen aussagten; denn, wie auch Lublinski sehr wohl weiß, war von vornherein „der Weise" nicht als ein wirklicher Mensch gedacht, sondern als ein Tugendideal. Keinenfalls könnte aber diese gemutmaßte Entwicklung die Entstehung des jüdischen Bildes vom himmlischen Gottmenschen, welches die Christologie des Urchristentums doch zunächst beeinflußt hat, begreiflich machen; denn es war schon vor dem römischen Cäsarentum da. Endlich müßte, wer von einem Aufgehen der Nation in die Kirche oder von einer „universalen Bedeutung" (S. 101) der Mysterien spricht, den Beweis dafür antreten, daß die Mysterienreligionen wirklich in die Massen des Volkes eingedrungen sind. Eher läßt sich aber das Gegenteil beweisen. Jedenfalls am verbreitetsten ist der Mithrasdienst gewesen, der wieder am beliebtesten beim römischen Heere war. Nun hat es bekanntlich z. B. auf der Saalburg, die als römisches Kastell eine Besatzung von 1000 Mann (mit Einschluß der Hülfsvölker und Handwerker) gehabt haben wird, ein jetzt wieder hergestelltes Mithrasheiligtum gegeben, aber eines, dessen Krypta nur etwa 30 Personen faßte. So klein sind alle diese Mithrasheiligtümer gewesen, ein Beweis, daß dieser Kultus sich nur auf kleine Zirkel beschränkte. Wie wenig übrigens die hellenistische Mysterienreligion für den Erfolg des Christentums den Ausschlag gegeben hat, geht auch daraus hervor, daß diejenigen Stellen der paulinischen Briefe, welche Anklänge an dieselbe zeigen, schon sehr früh nicht mehr verstanden sind und daß ihre richtige Deutung erst in unsern Tagen hat wiedergewonnen werden müssen.

Auf so wankendem Boden befinden wir uns an einer Stelle des Buches, wo der Verfasser selbst mit dem Vollgefühl der Sicherheit einherschreitet. Wenn aber anderwärts er selbst sich mit Wendungen begnügen muß, wie z. B. „Wir sind hier vollkommen auf Vermutungen angewiesen" (S. 217), „Nicht anders kann (!) es bei den andern Völkern des Reiches gewesen sein" (S. 55), „Nichts hindert uns anzunehmen, daß ein solcher Zustand schon seit Jahrhunderten bestanden hatte" (S. 87), „Nicht das Geringste hindert uns, einen mindestens gleichalten Ursprung anzunehmen" (S. 181), wie kann man es da wagen, sich der Führung des Verfassers anzuvertrauen?

H. Schaefer, Jesus in psychiatrischer Beleuchtung. Eine Kontroverse. Berlin 1910. Verlag: Ernst Hofmann & Co. Preis: geh. M. 2,40, geb. M. 3,20. 178 S.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß, während die innere Gegnerschaft gegen Jesus sich zu ihrem einen Teile in der Verflüchtigung seiner Person bis zur Bestreitung ihrer Existenz gefällt, ein anderer Teil die Persönlichkeit Jesu als so konkret und fest umrissen ansieht, daß daran die Sonde psychiatrischer Kritik angelegt werden kann. Wie aber die meisten

Verfechter dieser Hypothese, mit Ausnahme de Loostens, so war auch ihr eifrigster Bekämpfer, der katholische Theologieprofessor P. Kneib, nicht Psychiater von Beruf. Es ist daher besonders dankenswert, daß ein Fachmann von anerkanntem Ruf, wie der Verfasser es ist, der als ehemaliger Oberarzt an der Irrenanstalt Friedrichsberg über eine reiche Erfahrung verfügt, jene Hypothese einmal einer gründlichen Prüfung unterwirft und sich dabei vor allem mit dem einzigen fachmännischen Gegner, de Loosten, auseinandersetzt.

Dabei begegnen dem Verfasser allerdings, der wieder nach der andern Seite kein Fachmann ist, gelegentlich Ungenauigkeiten auf dem Gebiete der Theologie, von denen einige erwähnt werden sollen. 1. Wenn für das Erlebnis des Paulus vor Damaskus dem Verfasser die Angabe der Apostelgeschichte (9 V. 7) Schwierigkeit macht (S. 19), daß die Begleiter des Paulus die Stimme auch gehört hätten, so entgeht ihm, daß diese Angabe in den beiden andern Berichten, welche die Apostelgeschichte von demselben Vorgang enthält, fehlt, und daß es an der einen Stelle (Ap. 22 V. 9) sogar ausdrücklich heißt: „Die Stimme des, der mit mir redete, hörten sie nicht." 2. Bei der Taufe Jesu von der Taube als einer realen Erscheinung auszugehen (S. 52), ist doch nicht angängig, weil der älteste Evangelist, Markus, nur den Vergleich mit einer Taube hat, den erst Lukas zu einer körperlichen Gestalt verdichtet. 3. Ueberhaupt wird zwischen jüngeren und älteren Schichten der evangelischen Ueberlieferung nicht genügend unterschieden. 4. Irrtümlich wird S. 135 von Jesus gesagt, daß er sich Lamm Gottes genannt habe, eine Bezeichnung, die nach dem Johannesevangelium nur Johannes der Täufer von ihm gebraucht hat.

Diese kleinen Anstöße habe ich aus dem doppelten Grunde nicht verschweigen können, weil nach meiner Ueberzeugung eine zweite Auflage des Buches durch ihre Beseitigung sehr gewinnen würde und weil ich andererseits den Verdacht vermeiden möchte, wegen seiner willkommenen Tendenz einseitig des Buches Loblied zu singen. Um so weniger darf ich erwarten, einem Zweifel zu begegnen, wenn ich versichere, daß die Hauptpunkte der Beweisführung dadurch nicht berührt werden.

Mit den übrigen Scheingründen für die geistige Abnormität Jesu aufzuräumen, hat Schaefer als Psychiater leichtes Spiel. Die ernste Frage, ob Genie, ob Wahnsinn, beginnt eigentlich erst, wo es sich um das außerordentliche Selbstbewußtsein Jesu handelt. Für wen Jesus nach Persönlichkeit und Leistung auf gleichem Niveau mit andern Menschen steht, dem mag ja das Hoheitsbewußtsein Jesu wie Größenwahn vorkommen, und ihm mag der Schluß eines de Loosten nicht so fern liegen, daß bei Jesus Paranoia in der Abart des Prophetentypus vorgelegen habe. Dem kann Schaefer seine persönliche Ueberzeugung entgegensetzen, daß Jesus „die sklavische Furcht, welche die Menschheit bis dahin vor der Gottheit nur kannte, in Liebe Gottes, die albernste Werkheiligung in innere Heiligung verwandelt" hat und daß er als religiöses Genie „zum Schöpfer der ewigen

Religion der Menschheit geworden" ist. Aber er unterstützt diese Beweisführung durch die ihm aus seiner irrenärztlichen Praxis dargebotenen objektiven Gründe, daß mit Paranoia, wenn sie auch, abgesehen von der Wahnidee, richtiges formales Denken zuläßt, nicht wie bei Jesus eine hervorragende Intelligenz, Klarheit und Sicherheit des Urteils und die Stärke eines auf bestimmte gute Zwecke gerichteten Willens verbunden sein kann, daß überhaupt die Propheten und Messiasse unserer Irrenhäuser sich ganz und gar anders ausnehmen.

So ist denn das Hauptverdienst des Buches, vom Standpunkt des Fachmannes aus die Haltlosigkeit der Gründe darzutun, mit welchen man versucht hat, die geistige Gesundheit Jesu anzufechten. Es soll aber nicht vergessen werden, hinzuzufügen, daß hier z. B. über Epilepsie, Hysterie, Visionen, krankhafte Stimmung, die verschiedenen Typen der Paranoia, viel Material zusammengetragen ist, das auch außerhalb dieses bestimmten Zusammenhanges wertvoll ist. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Pädagogik

E. Leupolt, Die Erziehung zum deutschen Staatsbürger in der Volksschule. Vortrag, gehalten auf der amtlichen Hauptkonferenz von Dresden-Stadt am 3. November 1909. Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig. Preis geh. 60 Pf. 26 S.

Als Nachtrag zu dem im vorigen Heft gegebenen Ueberblick über die zur Frage der staatsbürgerlichen Erziehung vorliegende Literatur mag hier auch die Erwähnung dieser kleinen, recht brauchbaren Schrift Platz haben. Es fehlen ihr die großen Gesichtspunkte eines F. W. Foerster und eines Kerschensteiner. Aber sie bietet auch auf andere Schulen entsprechend übertragbare praktische Ratschläge, wie in der Volksschule ohne Einführung einer besonderen Bürgerkunde der Geschichts- und der Religionsunterricht in den Dienst der staatsbürgerlichen Belehrung und Erziehung gestellt werden kann. Dankenswert ist auch die Erinnerung an eine vielerwärts außer acht gelassene Selbstverständlichkeit, nämlich, daß die staatsbürgerliche Erziehung es nicht mit dem Staat im allgemeinen, sondern mit dem eigenen Staat zu tun hat, daß sie also doch ohne Weckung der Vaterlandsliebe unmöglich fertig werden kann.

Adolf Schröder, Erziehung zum Staatsbürger an den Lebensfragen der Nation. I.: Die Flotte als notwendige Ergänzung unserer nationalen Wehrmacht. Leipzig, 1909. Verlag: Julius Klinkhardt. Preis geb. Mk. 1.25. 108 S.

Im Gegensatz zu andern Schriften, welche Theorie und Methode der staatsbürgerlichen Erziehung erörtern, liefert dieses kleine Buch selbst einen Beitrag zur Bürgerkunde. Bestimmt hat der Verfasser es zur Klassen-

und häuslichen Lektüre in Volks-, Fortbildungs- und höheren Schulen, in Lehrerbildungsanstalten und den Schulen der Armee. Aus der Geschichte der Seemacht fremder Nationen und der vormaligen wieder in Verfall geratenen Anfänge einer deutschen Flotte, vor allem aber aus der wirtschaftlichen Lage Deutschlands, das bei dem gewaltigen Zuwachs seiner Bevölkerung in seiner Lebenshaltung einmal mit dem überseeischen Ausland verkettet ist, wird auch für jugendliche, mit geringen Vorkenntnissen ausgerüstete Leser einleuchtend die Notwendigkeit einer starken deutschen Seemacht nachgewiesen. Nicht unberücksichtigt hätte ein Einwand, der auch im Kopfe eines politisch ungeschulten Lesers entstehen muß, gelassen werden sollen, nämlich, daß eine England ebenbürtige Flotte doch nie geschaffen werden kann. Dem gegenüber hätte der Hinweis genügt, daß unsere Flotte wenigstens der der Nachbarländer gewachsen sein muß und daß wegen der Möglichkeit einer Koalition auch eine unterlegene deutsche Flotte für England nie eine verächtliche Größe sein kann.

W. Müller, Amerikanisches Volksbildungswesen. Mit acht Beilagen. Jena, 1910. Verlag: Eugen Diederichs. Preis: brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50. 125 S.

Sehr gelegen kommt in dieser Zeit, wo hervorragende deutsche Pädagogen, wie F. W. Foerster und G. Kerschensteiner, vielfach auf amerikanische Vorbilder hinweisen, diese Durchmusterung des amerikanischen Volksbildungswesens, welche sich nicht, wie schon vorhandene Veröffentlichungen, auf die Volksschule beschränkt, sondern, freilich mit Ausschluß der Fachschulen, alle die Anstalten und Einrichtungen berücksichtigt, welche „die geistige und körperliche Entwicklung der Jugend und Erwachsenen fördern und beide zum Dienst an der Allgemeinheit befähigen sollen“.

Der Verfasser, der selbst lange Jahre im Schulwesen der Union tätig gewesen ist, macht durchaus den Eindruck eines zuverlässigen Beobachters und läßt sich durch die Würdigung des Fremden keineswegs davon abhalten, auf damit verbundene Uebelstände hinzuweisen oder zu erklären, daß die gesammelten Erfahrungen zu einem abschließenden Urteil noch nicht berechtigen.

Vermißt habe ich in dem Buche Angaben darüber, wie es in den Vereinigten Staaten mit der Koedukation steht; dagegen erhält man z. B. sehr erwünschte und lehrreiche Auskunft darüber, welche Versuche man drüben mit der Selbstregierung in der Schule, die bis zur Uebung der Schuljustiz durch die Klassengenossen gesteigert wird, mit Elternversammlungen und Jugendgerichten gemacht hat, was für Volksbibliotheken, öffentliches Vortragswesen und Fortbildungsschule geleistet ist.

Die Anschaulichkeit der Schilderung wird unterstützt durch beigegebene Abbildungen, von denen eine die Sitzung eines (aus Knaben zusammengesetzten) Gemeinderates einer Schulstadt darstellt.

Monumenta Germaniae Paedagogica, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Bd. XXXVIII, XLIV und XLV: Das Unterrichtswesen der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz. Berlin, 1907 und 1909. Verlag: Weidmannsche Buchhandlung. Preis M. 41.—. S. 552, 459 und 557.

Dieses umfangreiche, von Schnell mit großer Sorgfalt verfaßte Werk kommt zunächst für die Schulgeschichte beider Großherzogtümer Mecklenburg in Betracht und sollte daher in keiner mecklenburgischen Lehrerbibliothek fehlen. Auch für die allgemeine deutsche Schulgeschichte wirft es manches ab. Für das Mittelalter mache ich z. B. aufmerksam als auf weniger Bekanntes auf die „gemeine düdische schole“ der Michaelisbrüder in Rostock (XXXVIII, S. 121), auf die deutsche Schule der Rostocker Fraterherren, in der Rechnen, Deutsch, Lesen, Schreiben und Religion gelehrt wurde (XLV, S. 115) und den Gebrauch der niederdeutschen Sprache in Kirche und Pfarrschule, wie er für die Jahre 1439 und 1502/3 urkundlich bezeugt wird (XXXVIII, S. 105 u. 65), während leider für die mittelalterlichen Schreibschulen Urkunden sich nicht haben auffinden lassen. Nebenbei erfährt man aus den hier gesammelten Urkunden auch viel Interessantes zur Geschichte der Konfirmation, die bekanntlich in Mecklenburg besonders früh eingeführt worden ist.

Die ersten beiden Bände umfassen die Urkunden und Akten für das Mittelalter und das Zeitalter der Reformation, der dritte enthält einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung des mecklenburgischen Unterrichtswesens, der dem vorausgeschickten urkundlichen Material entsprechend auch nur bis an die Grenze des neunzehnten Jahrhunderts reicht.

Auf dem Umschlag des zweiten Bandes hätte nicht gedruckt werden sollen, daß „hier die Urkunden, auch die bereits anderswo gedruckten, vollständig zum Abdruck gelangen“, obwohl der Verfasser in der Einleitung zu demselben Bande auf S. VIII erklärt, daß „auf den Abdruck der Urkunden verzichtet worden ist, welche sich in den neueren bekannten Gesetzessammlungen finden“.

Im ganzen erweckt das Werk bei jedem Fachmann den Wunsch, auch für das Heimatland eine ähnliche Sammlung schulgeschichtlicher Urkunden zu besitzen. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Politik.

Groß-Berlins bauliche Zukunft, Vorschläge zur Reform der Bebauungsbestimmungen. Verfaßt von Dr. Karl Keller und Stadtbauinspektor Ph. Nitze. Mit einer Einleitung von Dr. Karl v. Mangoldt. Herausgegeben vom Ansiedlungsverein Groß-Berlin. Renaissanceverlag Robert Federn. 1910. Preis 1,50 M.

Eine der schwierigsten Aufgaben für Gesetzgebung und Verordnungswesen liegt in Bebauungsplänen und Bauordnungen. Für eine ideale Lösung

solcher Aufgaben wäre ein enges Zusammenwirken von Sozialpolitikern, Juristen, Hygienikern, Technikern und — Künstlern erforderlich, und besonders die Gesichtspunkte der letztgenannten Gruppe fanden früher bei den anderen nicht hinreichend Verständnis und Beachtung. Zudem ist die Kunstwissenschaft des Städtebaus erst neueren Datums, während die Beschränkungen, die der Staat dem Bauwesen auferlegt, schon lange zurückreichen. Eine Hauptschwierigkeit bei der Sache liegt ferner in dem scharfen Gegensatz, in dem die Grundstückbesitzer und Spekulanten zu all jenen idealen Bestrebungen stehen, durch die sie sich geschädigt sehen.

Wie eingreifende Folgen für die Entwicklung unseres größten Gemeinwesens aus der Unzulänglichkeit und häufigem Wechsel jener Bestimmungen entstanden sind, ist — unseres Wissens zum erstenmal — knapp und sachlich im ersten Teile der vorliegenden Schrift dargestellt worden. Das zweite Kapitel behandelt ein besonders wichtiges Sondergebiet der Bebauungsbestimmungen: über weiträumige oder engräumige Bauweise, den Kernpunkt der ganzen Fragen, wobei der Grundschaden des bisherigen Berliner Bauwesens, die zu hohe „Bebauungsziffer", erschöpfend besprochen wird. Das dritte Kapitel bringt mit der Kritik der heute in Berlin gültigen Baubestimmungen praktische Vorschläge für die künftige Behandlung jener Aufgaben im Sinne der neuen Städtebaukunst. Gelegentlich der Berliner Städtebauausstellung sind diese Fragen ebenfalls vielfach verhandelt und gefördert worden: Beförderung des Kleinbauwesens, nicht nur in Form von reichen Villen, sondern besonders für den wenig vermögenden Teil der Bevölkerung; hier würde der „Reihenhausbau" bei niedrigen Häusern an schmalen Wohnstraßen die wirtschaftlich zweckmäßigste Form sein. Unsere Bauordnungen und Bebauungspläne, die bisher im wesentlichen nur auf Mietkasernen und eben auf reiche Villenbauten zugeschnitten sind, könnten bei entsprechender Umformung jener erstrebenswerten Bauform sehr viel mehr zur Verwirklichung verhelfen.

Zum Schluß werden die wichtigsten Gesichtspunkte aus der Schrift in Form von Leitsätzen wiederholt, denen man allenthalben zustimmen kann. Ich hebe die folgenden Stichworte hervor: Einheitliche Behandlung der Bauordnungen und Bebauungspläne für Groß-Berlin, halboffene Bebauungsform, rückwertige Bebauungslinien, Hofgemeinschaften, Querlüftung, Gesetz gegen die Verunstaltung, Hochbau am Rande und Flachbau im Innern großer Baublöcke.

Das Ganze ist als eine sehr erfreuliche Bereicherung unseres heutigen Städtebauschriftwesens zu bezeichnen; das Zusammenwirken von Baufachmann und Volkswirtschaftler hat sich hierbei sehr bewährt.

Greifenberg i. Pom. Regierungsbaumeister Rassow.

M. Weyermann: Zur Geschichte des Immobiliarkreditwesens in Preußen, mit besonderer Nutzanwendung auf die Theorie der Bodenverschuldung. XVI und 239 S. Karlsruhe 1910, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. Preis: geh. 4,80 Mk.

Hans Goldschmidt: Die Grundbesitzverteilung in der Mark Brandenburg und in Hinterpommern vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zur Gegenwart. 200 S. Berlin 1910, Carl Heymanns Verlag. Preis: geh. 5 Mk.

Archiv für Innere Kolonisation. Unter Mitwirkung erster Fachmänner herausgegeben im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege von Professor H. Sohnrey. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. Preis: jährlich 8 Mk.

Die wachsende Verschuldung unseres ländlichen und städtischen Immobiliarbesitzes hat bereits eingehende statistische Erhebungen, Einführung der fakultativen Verschuldungsgrenze in Preußen, sowie weitergehende Vorschläge hervorgerufen, welche sich um die Schaffung einer „Heimstätten"gesetzgebung nach amerikanischem Muster und um die Reform unseres Reichshypothekenrechts — über den bereits geschaffenen Vorzug der Bauhandwerkerhypothek hinaus — kristallisieren. Es ist das Verdienst des Weyermannschen Buches, erstmals eine sichere historische Fundierung dieser, besonders im Zusammenhang mit städtischen Wohnungsfragen äußerst kontroversen Probleme geschaffen und damit erst die Basis für alles Weitere gelegt zu haben.

Einen Artikel über die Geschichte des Immobiliarkreditwesens suchte man bisher in den volkswirtschaftlichen Nachschlagewerken vergebens. Weyermann hat im Geheimen Staatsarchiv, in den ständischen und städtischen Registraturen und in alten Ministerial- und Grundbuchakten eine Fülle handschriftlichen Materials erschlossen, das er im einzelnen für Berlin und die angrenzenden Teile der Mittelmark fruchtbar macht. Einen besonderen Vorzug seines Werkes bildet die Verbindung historischer mit induktiver Untersuchung, sowie die gleichmäßige Berücksichtigung der städtischen und ländlichen Entwicklung.

Nach einem Exkurs in das spätrömische und das ältere deutsche Recht gelangt Verf. zu einer Gegenüberstellung des Rechtszustandes seit der Rezeption mit der um 1750 eingetretenen Veränderung der Rechtslage, die nach ihm in der Prozeßordnung des Codex Fridericianus vom 3. April 1748 zum Durchbruch kommt; er sieht in ihr „den Grundpfeiler einer neuen Entwicklung, einer vollständigen wirtschaftlichen Umbildung des Immobiliarkreditwesens" (S. 24). Und zwar leitet er dies aus der Beseitigung der rezipierten römischen Pfandprivilegien her, an deren Stelle jetzt die deutschrechtlichen Regeln der Publizität und Spezialität treten; in dem Bestreben, ein „Jus certum und universale" zu schaffen, sei das formale römische Eigentumsrecht mit dem formalen deutschen Grundpfandrecht vereinigt und so der Mobilisierung des Bodens Tür und Tor geöffnet

werden. [illegible] Landrecht von 1750 [illegible] „in den [illegible]“ [illegible] deutsche Privatrecht [illegible] zum C. J. F. [illegible]

Die an sich nicht [illegible] Entwicklung erhält eine [illegible] Stütze in den [illegible] benutzten Materials. [illegible] 1750 [illegible] und später [illegible] unterstützen [illegible] eine [illegible] auf dem [illegible] und [illegible] ansehen. Die bereits 1760 entstandene [illegible] auf dem [illegible] 1770 [illegible]

[illegible]

pfandbriefung ihrer Güter, da sie sich von obligationes au porteur die Wirkung eines verbesserten Papiergeldes für den Güterumlauf versprechen! Nach dem Kriege zeigt sich die entgegengesetzte Meinung von dem Nutzen der Pfandbriefe und von ihrer Entstehung in der Denkschrift, die Adam Müller als Wortführer der ständischen Opposition am 11. Februar 1811 an den Staatskanzler richtete: „(es) hat der unverhältnismäßige Realkredit, welcher dem Grundeigentum durch Friedrich II. eingeräumt worden, die Grundstücke in förmliche Zirkulation, wie Geldstücke, gebracht, der Adel ist zum Güterhandel, zum Wucher, und dann endlich in den letzten Zeiten zu allen halsbrechenden Spekulationen bankerottierender Kaufleute verleitet worden (sic)." (Vgl. auch „Ueber König Friedrich II.", 1810, S. 82—85, 125—130.) Auch hier tritt also die vom Verf. berichtigte Anschauung, daß erst die Errichtung der Landschaften den Umschwung der Kreditverhältnisse gebracht habe, zutage. Eine Abkehr von der mobilisierenden Tendenz unserer Hypothekenverfassung, gegen die damals die romantische Opposition — freilich vergeblich — Sturm lief, erwartet Verf. mangels gesetzlicher Maßnahmen nur von einer weiteren Verankerung unseres Bodens bei der Gesamtheit der ihn besitzenden Familien; doch dürfte ein solches Mittel bei dem städtischen Besitz kaum in Frage kommen und für den viel schollenfesteren bäuerlichen Betrieb wenig dringlich sein. Wegen der Grenzen seiner Wünschenswürdigkeit im landwirtschaftlichen Großbetrieb darf auf das im letzten Junihefte Gesagte hier verwiesen werden.

Wie die vorbesprochene Arbeit auf dem Grundpfandwesen, so fußt das Werk von **Goldschmidt** auf der altpreußischen Grundsteuerverfassung; aus ihr rekonstruiert er die ältere Grundbesitzverteilung in Brandenburg und Hinterpommern, gleichfalls unter Heranziehung bisher ungenutzten archivalischen Materials. Durch sorgsame Berechnung wird der Umfang des städtischen, grundherrlichen und bäuerlichen Landes zu Beginn des dreißigjährigen Krieges und im Jahre 1806 gewonnen, das Areal für Wege, Wasser usw. ausgeschaltet; die eingetretenen Veränderungen werden nach Ursache und Wirkung besprochen unter Berücksichtigung auch der Domanial- und Kirchenländereien. Von allgemeinstem Interesse scheint mir Tabelle XXXI zu sein, in der **Goldschmidt** das Ergebnis seiner Untersuchungen wie folgt zusammenfaßt:

Es betrug der Flächeninhalt in Morgen:

Kurmark rechts der Elbe.	1618	1806	1907
Städte- und Bauernland:	4 635 000	4 446 000	3 830 000
Vom Hundert:	60 %	57,6 %	51,3 %
Gutsherrschaftsland:	3 085 000	3 274 000	3 640 000
Vom Hundert:	40 %	12,4 %	48,7 %
Neumark.			
Städte- und Bauernland:	2 710 000	2 600 000	2 210 000
Vom Hundert:	54,3 %	52,1 %	46,6 %
Gutsherrschaftsland:	2 280 000	2 390 000	2 530 000
Vom Hundert:	45,7 %	47,9 %	53,4 %

Hinterpommern.	1618	1806	1907
Städte- und Bauernland:	4 400 000	3 935 000	3 350 000
Vom Hundert:	59,6 %	53,3 %	46 %
Gutsherrschaftsland:	2 985 000	3 450 000	3 940 000
Vom Hundert:	40,4 %	46,7 %	54 %

Danach hat der Mittel- und Kleinbesitz zwischen 1618 und 1907 allein in der Mark Brandenburg und Hinterpommern um rund 600 000 Hektar abgenommen, der Großbesitz sich um rund 450 000 Hektar vermehrt, der Unterschied wird durch das Anwachsen der Wasser-, Wege- und reinen Forstbetriebsfläche gedeckt. Die Abnahme des Bauernlandes ist seit 1806 besonders intensiv gewesen; die rechtliche Besserstellung des „Bauern" muß dabei als kompensierendes Moment in Betracht gezogen werden. Um 1880 liegt, wie Verfasser richtig hervorhebt, der Hochstand der Besitzerweiterungen; seitdem ist ein Anwachsen der mittleren und kleineren Betriebe zu beobachten.

Insoweit die letzterwähnte Verschiebung nicht allein das Werk freier wirtschaftlicher Kräfte ist, sondern unterstützt wird durch das Eingreifen gesellschaftlicher Organisationen, betreten wir das Gebiet der aktuellen Wirtschaftspolitik und schließen unsere Uebersicht mit dem Hinweis auf das Zentralorgan, das diesen Bestrebungen sich im Archiv für Innere Kolonisation neuerdings geöffnet hat. Aus dem reichhaltigen, vielfach durch Abbildungen unterstützten Inhalte der jetzt abgeschlossenen beiden ersten Bände möchte ich hervorheben die Aufsätze des Präsidenten des Oberlandeskulturgerichts Dr. Metz, einer Autorität auf praktischem wie theoretischem Gebiet, und mehrerer anderer zu der Frage, welchen Behörden vorzugsweise die Pflege der einschlägigen Aufgaben zu übertragen ist, ferner die größeren Berichte über Ansiedlungen seitens der „Landbank", der Forstverwaltung, auf Moorboden und Kirchenland, über die Ansiedlung auch von Industriearbeitern und über die Erfahrungen im Auslande; endlich sei auf die regelmäßigen Nachweise der gesetzgeberisch und praktisch geleisteten Arbeit, sowie auf die Besprechungen der einschlägigen Literatur verwiesen.

Mehr als ein solcher Hinweis auf die Quellen kann hier nicht gegeben werden. Für die Frage nach der Berechtigung und den Grenzen unserer inneren Kolonisation überhaupt sei nur noch der lehrreiche Aufsatz hier genannt, den Dr. Asmis im „Archiv" der Grundbesitzverteilung und inneren Kolonisation in Pommern widmet. Die dort gegebene Lösung und Ausgleichung scheint in hohem Grade geeignet, indem sie die Erhaltung des mittleren Großbetriebes als Resultat seiner wirtschaftlichen Intensivierung nachweist, etwaigen auf dieser Seite vorhandenen Befürchtungen, ein völliges Verschwinden des Großbetriebes könne das Ende sein, von vornherein die Spitze abzubrechen. Heute, wo die Aufhebung der Generalkommissionen bereits entschieden scheint trotz aller Abmahnungen aus dem Schoße dieser, in unserer Landeskulturverwaltung bisher führenden Spezialkörperschaften und damit eine stärkere Einflußnahme seitens der lokalen Selbstverwaltungs-

körper wahrscheinlich wird, wäre in der Tat eine feindselige Stimmung dieser Kreise für das Werk der inneren Kolonisation verhängnisvoll. Was der friderizianische Staat mit seinen königlichen Kommissarien erreichen konnte, würde heute, im Zeitalter der Interessenvertretungen, auch bei gleichem Eifer der Beamtenschaft auf zuletzt unüberwindliche Hindernisse stoßen. Versumpfen aber darf das Werk der inneren Kolonisation nicht! Noch zählen die Bewerber, die der Landhunger nicht bereits in die Stadt getrieben hat, jährlich nach Tausenden; noch ist die Fläche der, vielfach unrentablen, großen Güter um rund 1 Million Hektar größer als zu Anfang der Agrarreform. Je stärker unsere gewerbliche und Stadtbevölkerung wächst, desto schärfer stellt sich uns die Bewahrung einer ausreichenden agrarischen Bevölkerungsreserve als staatliche Notwendigkeit vor Augen; nur die eigene Scholle aber vermag den auf dem Lande Geborenen an das Land zu fesseln. So wird die innere Kolonisation zu einer Aufgabe der Gesamtheit: Raum zu schaffen für die Söhne des Landes dort, wo ihn die bisherige Besitzverteilung nicht gewährte; damit ist zugleich dem landwirtschaftlichen Kulturinteresse am besten gedient, und auch der einzelne Großgrundbesitzer hat, sei es als Verkäufer, sei es als Ausleger von Arbeiterrentenstellen, nur Gewinn. Das 17. und das 19. Jahrhundert waren Zeiten des Bauernlegens und der Bildung einer vom Boden losgelösten Landarbeiterschicht; möge das zwanzigste, wie einst das 18., für Preußen ein Jahrhundert der inneren Kolonisation sein!

Dr. Friedrich Lenz.

Nord-Schleswig.

Die Nationalitätenfrage im Deutschen Reiche beschäftigt in einem Maße die politische Oeffentlichkeit, die einer starken Ueberschätzung ihrer praktischen Bedeutung gleichkommt. In Oesterreich, wo mehrere Nationalitäten von fast gleicher Stärke und je länger je mehr auch fast gleichwertiger Kultur miteinander ringen,*) ist die Nationalitätenfrage in der Tat das Problem, ist sie die Existenzfrage des Staates: gelöst werden kann sie nur durch das Prinzip konsequenter Parität. Das praktische Mittel hat Springer in seinen „Grundlagen und Entwicklungszielen der Oesterreich-Ungarischen Monarchie" geboten: es heißt: nationale Gemeinden! Es kann Walther Schücking nicht genug gedankt werden, daß er als der Erste unter den deutschen Staatsrechtslehrern die Nationalitätenfrage in wissenschaftliche Behandlung und damit so unerschrockene Beleuchtung gerückt hat. Wenn aber nun Schücking aus der Situation Oesterreichs induktorisch Prinzipien gewinnt, auf Grund deren er hernach deduktorisch für Preußen-Deutschland seine Forderungen aufstellt, so ist das nur halbe Wahrheit und also Irrtum.

*) Vergl. Spina in der Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen 1910, Heft 7. (Prag, Bellmann.)

Das Wahre an Schückings Forderungen sind die Prinzipien der Humanität, die Betonung des „Naturrechtes“ in einer Abwandlung, wie sie dem Erkenntnisstande des 20. Jahrhunderts entspricht. Diese Prinzipien der Humanität gelten allerdings für Preußen-Deutschland ganz ebenso wie für Oesterreich. Sollten gelten! Immer wieder treibt es dem nationalen Deutschen die Schamröte ins Gesicht, wie wenig sie in Wirklichkeit von uns gehandhabt werden. Aber die Nationalitätenfrage als solche liegt bei uns anders als in Oesterreich. In Deutschland sind Polen, Dänen, Franzosen nur eine Minorität! Es kann bei uns von Parität nicht die Rede sein, sondern nur von einem Recht der Minorität! Unsern Minoritäten ist nicht ohne weiteres dasselbe politisch einzuräumen, was das Paritätsprinzip für Oesterreich fordert.

Während wir also Oesterreich gegenüber in der angenehmen Lage sind, zu etwa 93% rein deutsches Volk zu sein, hat bei uns die Nationalitätenfrage nach anderer Seite hin etwas viel Kitzlicheres an sich: sie ist bei uns Grenzmarkenfrage. Daraus erklärt sich die ganze Nervosität unserer Nationalisten, daraus auch die Gemeinheiten, die sonst ehrliebende Männer in vae victis-Stimmung diesen Minoritäten antun, daraus aber auch mit Recht der Ernst, mit dem besonnene Männer nicht nur die schwerere Polenfrage, sondern auch die elsässische prüfen. Man sollte allerdings weniger von der elsässischen und mehr von der lothringischen reden. Denn während es im Elsaß sich wesentlich um die Kulturfrage einer Oberschicht handelt, sitzt im Lothringischen eine geschlossene, einheitlich französisch gerichtete Bevölkerung zuhauf, auf die allein der Ausdruck Nationalitätsfrage anwendbar ist.

In der polnischen und elsaß-lothringischen Frage haben die letzten Jahre uns eine umfangreiche und ausgezeichnete Literatur gegeben. Es dürfte kaum eine Richtung oder Auffassungsweise nicht zu Worte gekommen sein, so daß bei umfassender Literaturkenntnis auch ein landfremder Altdeutscher wohl in der Lage ist, sich ein klares Bild von der momentanen Situation und ihren Strebungen, wie von ihrer historischen Entstehung zu machen. Anders mit Nord-Schleswig. Einst gab es über Schleswig-Holstein eine ungeheure Literatur, sorgfältige statistische Aufnahmen und objektive Geschichtsschreibung; aber Nord-Schleswigs im besonderen hatte man nicht gedacht. In neuerer Zeit hat der bewährte Historiker August Sach, wenn auch nicht ohne nationale Befangenheit, die Geschichte des Herzogtums Schleswig bis 1864 sorgfältig durchgeführt, darüber hinaus aber nur einen kurzen Ueberblick gegeben.

Sonst existierte bis 1909 von deutscher Seite nur jene Sorte Literatur, die durch Titel wie „Adler oder Danebrog“, „der Irredentist im Reichstage“ usw. sich selber als nicht ernstzunehmende Kriegervereinsbücherei stigmatisierte; im übrigen war man auf die Tagespresse angewiesen, und das heißt in diesem Falle der bewußten Lüge preisgegeben. So oft auch nationale Blätter wie die Flensburger Norddeutsche und die

Kieler Zeitung, die als Freunde des Freisinns im Nationalitätenkampfe den journalistischen Anstand bewahrten, dringlich mahnten, es möchte die chauvinistische Presse doch der Wahrheit die Ehre geben, es möchten auch die nordmärkischen Deutschen um ihrer selbst willen den anonymen Falschmeldungen an die alldeutsche und nationalistische Presse Einhalt tun, — die Mahnungen sind fruchtlos verhallt: es wurde weiter gelogen, gehetzt und Haß und Unfriede gesät. Der Terrorismus der nordmärkischen Patrioten hat es trotz Delbrücks wiederholter Mahnungen in den „Preußischen Jahrbüchern", trotz Schlaikjers wagemutigen Enthüllungen in Naumanns „Hilfe" verstanden, jede Aufklärung über die wahren Zustände Nord-Schleswigs zu hintertreiben. Gleichzeitig aber waren diese Männer bezeichnenderweise unfähig, auch nur die eine, seit zehn Jahren angekündigte Schrift für die alldeutsche Sammlung „Der Kampf ums Deutschtum" (München, Lehmann) zu produzieren. Unter elftausend Männern des „Deutschen Vereins", vor dessen eigenartigen Unterstützungsgesuchen an die Magistrate übrigens kürzlich die „Liberale Korrespondenz" gewarnt hat, fand sich nicht einer, der Witz und Geist genug hatte, vor der großen Oeffentlichkeit seine Position mit klaren Vernunftgründen zu behaupten: so unverantwortlich erweist sich die Tätigkeit dieser Patrioten.

Es ist mir von Gegnern und Freunden hinreichend bescheinigt, daß mit Erscheinen meiner Schrift „Die Zustände in Nord-Schleswig" (Marburg, Verlag der Christlichen Welt) diese Situation sich 1909 völlig verändert hat. Geschäftsgermanen wissen zwar nach wie vor ihre Position nur durch Verleumdungen und andere politische Stinkbomben zu verteidigen, aber der fast zwei Jahrzehnte hindurch terrorisierten heimdeutschen Bevölkerung ist nun endlich die Zunge gelöst. Geistliche und Aerzte an der Spitze, haben sie sich zu einem Friedensverein zusammengetan, und eine umfassende, periodische Literatur soll Deutschland über den wahren Charakter Nord-Schleswigs aufklären. Der Elsaß hat kürzlich eine ähnliche Gründung heimdeutscher Elsässer erlebt; bezeichnenderweise richten sich hier die Ziele gegen die Verwelschung, in Nord-Schleswig aber gegen die preußische Terrorisierung unseres niedersächsischen Blutes. Es kann bei einer solange Zeit in der Vereinzelung vegetierenden Gruppe nicht anders sein, als daß ihre Tätigkeit, nach innen gerichtet, sich mit der Einigung auf ihr Programm abmüht und darum nach außen noch den Eindruck mangelnder Geschlossenheit macht. Dennoch dürfen wir wohl von diesen Männern das wirklich deutsche Handbuch zur Nordmarkfrage erwarten.

Anders steht es mit der Literatur über Nord-Schleswig, soweit sie von dänischer Seite stammt. Aus einer Fülle vorzüglicher, gewiß den Sinn der Dänen, zugleich aber den Geist sachlicher Wahrheit und vornehmer Polemik atmender Literatur hebe ich besonders die seit 1889 erscheinenden südjütischen Jahrbücher hervor. Ein großes Handbuch der dänischen Partei, welches 1905 auch in französischer Sprache als manuel historique de la question du Slesvig in Kopenhagen erschien, orientiert

über ihre historische und politische Auffassung. Im ganzen genommen mit seltener Würde und Mäßigung setzt hier ein kleines Kulturvolk sein nationales Bekenntnis dem machtgierigen Kolonistengeiste der „Eindeutschungs“-Männer entgegen. Diese nordmärkische Literatur hat nun eine gediegene Bereicherung in Mackeprangs Werk gefunden.*)

Dr. Mackeprang ist einer der bedeutenden jüngeren dänischen Historiker, die, ganz wie bei uns, im Gegensatz zur älteren Forschergeneration bei aller nationalen Selbsteinschätzung je länger je mehr einer übernationalen Objektivität fähig sind. Dies muß bei Mackeprang darum deutlich gesagt werden, weil seine historische Methode meines Erachtens die Methode jener älteren Generation ist. Die Geschichte Nord-Schleswigs seit 1864, die mir als die Entwicklung und Entfaltung eines Volksgeistes, nicht ohne katastrophale Einbrüche, doch in gesetzmäßigen Bahnen erscheint, schildert uns Mackeprang gleichsam als einen dritten (fünfundvierzigjährigen) Schleswigschen Krieg, — innerhalb dieses Rahmens in wundervoller Klarheit und einwandfreier Richtigkeit.

Fünf Zeitperioden werden uns als Schlachten dieses Krieges vorgeführt, dabei der Aufmarsch und die Stärke der Parteien deutlich dargelegt. Zuerst die Zeit zornigen Protestes, die Zeit unserer Kriege 1864—1871, darnach die Zeit stillen Verblutens, die drückende Zeit der Auswanderung und Fahnenflucht, — Fahnenflucht sowohl als Entziehung von der Militärpflicht, wie auch als Preisgabe der „nationalen Sache“ — bis zur Aufhebung des § 5 aus dem Prager Frieden, in welchem der Schleswigschen Bevölkerung ein Selbstbestimmungsrecht über ihre staatsrechtliche Zugehörigkeit in Aussicht gestellt war.

So verdienstlich hier die durchaus neue, umfassende Erinnerung an das Gewaltregiment des Oberpräsidenten von Bitter (1872) ist, so sehr entbehren wir für diese Zeit eine hinreichende Würdigung der dänisch-diplomatischen Aktionen zur Rückgabe Nord-Schleswigs an den auswärtigen Höfen: des diplomatischen Agenten Jules Hansen Tätigkeit wird gar zu kurz abgetan. Von positivem, neuem Ertrage ist auch die Darlegung der tatsächlichen Verhandlungen Deutschlands mit Dänemark über die Ausführung des § 5. Sie waren als Tatsache, nicht aber dem Hergange nach bekannt. Wie weit nun Mackeprangs Darstellung hiervon richtig ist, bedarf der Nachprüfung in den deutschen Archiven, die leider Mackeprang nicht zugängig waren.

In den weiteren Abschnitten erhalten wir einen bisher nicht vorhandenen Einblick in die mögliche Parteispaltung der nordschleswigschen Dänen unter sich: „Dürfen unsere Landtagsabgeordneten den Eid auf die Verfassung leisten? Ist unser Protest auf staatsrechtlicher oder nationaler Grundlage zu basieren?“ Das sind die Fragen, die die dänische Bevölkerung tief bewegten, und die auch heute noch manchmal in den Gemütern

*) Nordslesvig 1864—1909. Von Dr. phil. M. Mackeprang, Kopenhagen 1910, Nordischer Verlag (Gyldendal). 319 Seiten. 4 50 Kr.

gären, wenn auch in der milderen Alternative „Protest oder Verhandlung" und die gegenwärtig in der Weise gelöst werden, daß wenigstens das dänische Reichstagsmitglied bei nationalem Vorbehalte den Willen zu positiver Mitarbeit im Parlamente betätigt. Zur Ueberwindung dieses Zwiespaltes in den eigenen Reihen gehörte mehr als zähe jütische Treue. Um die dänische Bevölkerung Nord-Schleswigs zusammenzuschmieden zu einer dänisch-nationalen, bedurfte es der rauhen Faust der preußischen Verwaltung, wie sie uns Mackeprang im vierten Abschnitt über den Kampf für die Muttersprache (1888—1898) und im fünften über die skrupellose Köller-Politik (1898 ff.) schildert. Sicherlich gibt es „Jahre im Leben der Völker, die Jahrhunderte nicht aufwiegen", und für Nord-Schleswig sind die jüngst vergangenen Jahrzehnte solche Schicksalsjahre gewesen. Darum ist die erstgefaßte Einteilung Mackeprangs durchaus historischer Einsicht entsprungen.

Praktische Rücksichten haben ihn dann leider bewogen, die letzten drei Jahre (1907—1909) in das Kapitel der Köllerpolitik mit hineinzuziehen. Praktische Rücksichten — und die Verkennung eines Wesentlichen. Tatsächlich beginnt mit 1907 eine neue Epoche für die Nordmark. Das prophetische Wort des Oberpräsidenten v. Bülow von der „Brudergrußpolitik" beleuchtete blitzartig den Unwert des Chauvinismus auch für das blödeste Auge, und gerade die wilde Reaktion der Kampfhähne mußte langsam aber stetig die Gegenbewegung der Friedensschmiede hervortreiben. Zwar ist der Oberpräsident selber sehr schnell wieder umgefallen. „Ich habe mit Realitäten zu rechnen" war seine gutbeglaubigte Entschuldigung. Gemeint hat Bülow den brutalen Charakter des kämpferischen Deutschtums, aber er hat die Reserven des unverfälschten niedersächsischen Geistes unterschätzt: sie kommen, wie eine zähe Masse sich langsam in Bewegung setzt.

Diese neue Bewegung unterschätzt auch Mackeprang gerade dadurch, daß er sie durch die Bezeichnung Tiedje-Bewegung mit meiner Nordmark-Tätigkeit glaubt vereinerleien zu dürfen. Das ist sehr kurzsichtig. Die Bewegung war schon da, ehe ich mein Buch schrieb; ich habe schließlich nur ein lange schwelendes Feuer zum Brennen gebracht. Darum hat Mackeprang durch jene Benennung den tiefgründigen Ernst der Bewegung unterschätzt. Daß die dänischen Tagespolitiker vorerst an die Bewegung nicht glauben, ist begreiflich. Es ging ihnen mit der angekündigten „Brudergruß-Politik" wie uns jüngst mit dem Kometen. Nach hohen, heiligen Gelöbnissen und Vorbereitungen nichts als Enttäuschung und Widerruf — ja doch, ein kleiner Nebelfleck am politischen Horizont: hundert aufrechte heimdeutsche Männer haben den elftausend Köller-Freunden Fehde angesagt. Aber der dänische Historiker durfte nicht verkennen, daß hier Bewußtseins-Beziehungen zu der allgemeinen politischen Lage in Deutschland vorliegen, daß nämlich die Konservativen trotz ihrer Macht moralisch abgewirtschaftet haben und daß es gilt, jene Männer zu wägen statt zu zählen. Vor allem aber durfte der Historiker nicht verkennen, daß die Lösung „Brudergruß-Politik" in der Nordmark mehr ist als ein Schlagwort, daß sie ein

Ideal ist, das, einmal erzeugt, aus eigener Kraft wirkt und wirbt, bis es zum Ziele kommt.

Wenn Mackeprang die kulturellen Bewegungen, die volkspsychischen Zustände der Nordmark teils ignoriert, teils vernachlässigt zugunsten einer Darstellung der Vorgänge und Begebenheiten, so ist er damit einer Fülle von Fehlerquellen ausgewichen. Denn solches Sichvertiefen muß subjektiv sein. Ich meine nun, daß ein Forscher diese Gefahr nicht scheuen darf, zumal nicht ein Mann wie Mackeprang; aber lassen wir ihm seine Art: er geht dem Gegenständlichen nach, und so ist sein Buch von seltener sachlicher und persönlicher Objektivität. Selbst da, wo das Gemüt jedes Kulturmenschen, wie denn nicht des Dänen, jach werden muß — angesichts der Brutalitäten der Gewaltmenschen —, umgeht er in fröstelnder Sachlichkeit alle ethischen Werturteile. Aber in der Wahl des Tatsächlichen selbst ist er dann doch nicht universal genug. Es ist für Mackeprang zuviel Selbstverständliches, Unausgesprochenes, was für den Deutschen (nicht auch den reichsdänischen Leser?) der Aufklärung bedarf. Das hat seinen natürlichen Grund. Mackeprang ist von Geburt dänischer Nord-Schleswiger, und dieses Nord-Schleswig ist verschieden und doch nicht distanziert genug vom Reichsdänischen, daß für Mackeprang diese Unterschiede zu positiven Messungen Anlaß werden. So erfahren wir wenig über die kulturelle Verbindung Nord-Schleswigs mit Dänemark, noch weniger über die gemeinsame Kulturmacht der „Inneren Mission" und gar nichts über die positiven Bemühungen deutscher Kulturarbeit, geschweige denn, daß wir eine klare Vorstellung von dem vorhandenen Deutschtum, von der ursprünglichen Gleichartigkeit und einstigen kulturellen Ueberlegenheit! der Heimdeutschen erhielten. Auch ist ungeschrieben das Kapitel, durch welch verderbliche Mächte dieses Deutschtum sich abwärts entwickelte, und wie die Lehren der Brutalität, der Denunziation, des Boykotts und der Käuflichkeit der Gesinnung dem idealen Sinn sovieler Heimdeutscher wie Altdeutscher das Mark aussogen, seinen Durchschnitt in den heutigen Tiefstand hinabtrieben und wie gleichwohl dem allen zu Trotz eine nicht geringe Schar sich ihren tüchtigen Charakter in der Stille und für bessere Zeiten bewahrt hat. Wohl weniger ein ungedankter Zartsinn, als Quellenmangel hat den Verfasser an einer Schilderung dieses Deutschtums gehindert, wie ihm denn weder deutsche Archive noch Gesellschaftskreise offen standen.

So gibt sich das Werk nicht so sehr als eine umfassende Geschichte der Nordmark; selbst als politische Geschichte ist sie erschöpfend nur als Partei-Geschichte der dänischen Nord-Schleswiger, ihrer Kämpfe, ihrer Leiden, ihrer Siege. In dieser Begrenzung hat sie unersetzlichen wissenschaftlichen und politischen Wert. Sie ist ein Handbuch auch für den deutschen Politiker, und es ist darum dankbar zu begrüßen, daß demnächst von bewährter Feder eine deutsche Uebertragung erscheint. In Erwartung ihrer verweilte ich mit Vorliebe bei den Schwächen, die ich zu finden meine, um durch ihren Ausweis eine Handreichung zu tun. Ist es doch ein Buch,

das Kritik verträgt und dem ich, zusammenfassend, nicht genug seine aller Nachprüfung standhaltende Richtigkeit im Verein jener unerschütterlichen Ruhe des Urteils nachrühmen kann.

Mackeprang ist vor dem militärpflichtigen Alter nach Dänemark ausgewandert als einer der Vielen, die den Glauben an die Zukunft der Dänen in Nord-Schleswig verloren hatten. Heute bereut er diesen Schritt: er wäre gar zu gern jetzt im Kampfe der Nordmark aktiv gewesen und möchte die Schuld, daß er seiner Heimat die Treue nicht hielt, gut machen durch diese ihre Geschichte als eine Gabe an die, welche ausharrten. Sein Werk will geschrieben sein zunächst für die (dänischen) Nord-Schleswiger. Und in der Tat: es müssen der dänischen Jugend die Augen leuchten, wenn sie hier den Kampf geschildert findet, zu dem auch sie berufen ist: einen Kampf um die heiligsten Güter, um Freiheit, Sitte, Recht, um Muttersprache und Vatererbe! Einen Kampf mit reinen, geistigen Waffen ...

Die sittliche Würde und der feurige Idealismus machen das Werk zu einer der schwersten Waffen im nationalen Kampfe wider uns Deutsche. Das ist das Tragische in diesem Kampfe, daß Wahrheit und Recht je länger je mehr auf seiten unserer Gegner sind! Man schwätzt viel von Irredentismus in der Nordmark. Ein Cajus Möller hat ihn erfunden, noch kleinere Geister haben ihm nachgebetet: bei den Dänen wird er nicht gefunden. Mag vielleicht einmal hier und da gerechte Entrüstung einen dänischen Heißsporn zu ungewogener Rede treiben, — die Bevölkerung als solche und ihre verantwortlichen Leiter wissen sich davon frei.

Im Gegenteil ist bewundernswert, mit welcher Ruhe und charaktervollen Ueberlegenheit Nord-Schleswig die Drangsale ertragen hat. Das hat Mackeprang gerade durch seine strenge Sachlichkeit uns vor Augen zu zeichnen gewußt. Wie sein Buch selber diesen Geist der Ueberlegenheit atmet, so bringt auch die Geschichte in dieser Bevölkerung selbst, wenn auch durch schwere Krisen hindurch, am Ziele eine kulturell erstarkte, religiös-sittliche Volks-Individualität von starker Kraft und hoffnungsfroher Zukunft hervor.

Und wie sind wir Deutsche ihr begegnet? Nur ein Begebnis: den 18. April, den Tag des Düppeler Sturmes, feierten im Jahre 1910 die Deutschen Sonderburgs, unter offizieller Leitung durch den Königlichen Landrat, auf der Düppeler Höhe, etwa 100 m von den Gräbern der Gefallenen, der eignen wie der Feinde, entfernt, mit Kommers und Tanzvergnügen, mit Hurrahoch und Ballmusik! Dieser Mangel an völkischem Takt ist typisch für das kämpferische Deutschtum der Nordmark.

Wie sollten wir Deutsche den Dänen begegnen? Ich denke, das Mackeprangsche Buch lehrt uns, daß es nur eine brauchbare Waffe im Nationalitätenkampfe gibt: die kulturelle Erziehung des eigenen Volkstums. Aber statt des Dänen wollen wir lieber einen andern Nord-Schleswiger hören, der den Vorzug hat, ein guter heimdeutscher Mann zu sein, und der

darum in seiner chauvinistisch-verhetzten Vaterstadt Hadersleben klärlich in völlige Vergessenheit geriet: den Rembrandt-Deutschen! In seinem Werke „Rembrandt als Erzieher" lehrt August Julius Langbehn, der große Bismarck- und Preußen-Verehrer, die „Verholländerung" des subalternen Preußens. Das mag man gelten lassen als die Paradoxie, die es sein will: richtig ist jedenfalls, wenn Langbehn weiter schreibt: „Großer Geist soll kleinen Geist, eine Menschenbildung die Renommistenbildung besiegen. Geigentöne, dem Herzen entquollen und nicht Trompetenstöße, dem Markte dienend, müssen hier gelten. Man soll streben, aber nicht Streber sein."

Marburg. Johannes Tiedje.

Literatur.

Der Schmerzenssohn von Frances Külpe. Roman. Verlag Mersseburger.

Das sehr liebenswerte und poetisch gehaltvolle Buch ist die Lebenserzählung eines Buckligen, der ein Dichter ist, — eine einfache, ergreifende Geschichte voll Innigkeit und Schönheit. Eine stille Wärme webt darin, ein freundliches Licht leuchtet darüber; eine tiefe reine Schau des Lebens breitet sich darin aus. Vornehm ist diese Schau. Optimistisch ist sie nicht: sie weiß von dunkeln Tiefen, sie streift an Bitterkeit. Dann aber flammt eine Kraft der Ueberwindung auf; ein Lebensglaube, der seine Kraft aus dem Wunderborn zieht, der in der Menschenseele quillt und den innerlich lebendigen Menschen über die Unbill äußeren Schicksals siegen läßt. — Die Gestaltung der Hauptfigur ist kräftig; zahlreiche charakteristische Nebengestalten sind mit sicherer Knappheit und mit scharfem Spott oder freundlichem Humor gezeichnet. Die Sprache ist schlicht und ansprechend.

Helene Christaller, Ruths Ehe. Verlag Friedr. Reinhardt, Basel.

Wie immer in den Werken von Helene Christaller ist die Darstellung frisch und anziehend, die Empfindung warm, die Menschenzeichnung lebendig und die Seelenkraft, die sich durch die Dichtung mitteilt, sympathisch. Dazu aber kommt diesmal eine sehr flotte Erzählungsweise. Ich sage das mit Befremden und Bedauern! Ich las in einer Zeitschrift eine Besprechung dieses Romans, die ihn als eines der besten Erzeugnisse unserer leichten Unterhaltungsliteratur lebhaft rühmt. Ich muß diesem Werturteil beistimmen — aber ich habe von Helene Christaller viel mehr erwartet! Ihre ersten Werke haben viel mehr versprochen! Da wurde ernste, eingehende Arbeit, da wurde innerste Herzenskraft an die Lösung eines bedeutenden Problems gewandt. Da war der seelische Konflikt immer in seiner vollen Tiefe gefaßt; und mit innigster Anteilnahme ging eine Dichterin ans Werk, ihn zu lösen. Ein Erlebnis wurde in uns wach, ein Mitschwingen in uns ausgelöst. Diesmal ist alles gar zu flott, zu sicher, zu elegant, zu flach. Wie eine routinierte Erzählerin gibt sich Helene

Christaller, welche weiß, daß man die Dinge in nicht allzu bedeutender Tiefe fassen muß, um sie leicht und glücklich lösen zu können und eine sehr anziehende und erfolgbringende Geschichte zu schreiben. Liegt es daran, daß sie damals die Kreise der evangelischen Geistlichen schilderte, in denen es heute ein heimliches Ringen zwischen Alt und Neu gibt, und daß sie diese Menschen **kennt**, weil sie vielleicht manch Eines Ringen mitgetragen, mitfühlend darunter gelitten hat? Hier aber schildert sie einen Künstler und seine Kreise; einen Künstler, der eine Pfarrerstochter heiratet, der er zuerst den Glauben nimmt, zu dem sie sich unter schwerem Schicksal dann zurückarbeitet. Und Helene Christaller kennt nicht Künstler. Wenigstens keinen interessanten, keinen echten. Oder höchstens von außen. Nicht in seinem heimlichen Seelen-Erleben, Seelen-Ringen. Nicht in jenen heiligen Dämmerregionen des Innenwesens, in denen sich ein wahrhaft Schaffender, der doch schaffend immer das Rinnen der Lebensquelle erfährt, mit der Religion auseinandersetzt, — die doch immer das Verhältnis zur Lebensquelle ist. Wie unendlich viel tiefer ist, was da erlebt werden kann, erlebt wird, als was Helene Christaller ihren Helden erleben läßt! — Damit hängt zusammen, daß alle Situationen an poetischem Wert nicht genug ausgeschöpft werden, daß die ganze psychologische Führung an Tiefe und Ernst ein Letztes, Bestes vermissen läßt. Den Erfolg zwar, den ganz äußeren, verbürgt sicherlich diese Arbeitsart! — Seit ihren ersten Büchern ist Helene Christaller durch einen großen Erfolg gegangen. Fängt das an, ihre Kunst zu verderben? Handwerksschaffen und Kunstschaffen, sie sind gar verschiedene Tätigkeiten! Das, was man kann, glücklich und leicht auf immer neue Weise vervielfältigen, es ist sicherlich eine brave, achtungswerte Handwerksart. Die Leistung wird immer äußerlicher und konventioneller werden; aber genug, man „verdient gut“. Mit jedem neuen Werk aber ein neues Stück Dasein erst selbst wieder entdecken; um seinen Ewigkeitsgehalt, den Worte nicht aussprechen, der nur durch Gestaltung reden kann, selbst erst in innerstem Ringen werben, damit er sich gnädig offenbart, zu Gestalt und Poesie wird und, jung und frisch erlebt, zum Erlebnis und immer fortzeugenden Erlebnis wird, — das fordert viel Kraft, und der Erfolg ist dann sehr ungewiß. Aber das Irdische ist um etwas Ewig-Lebendiges bereichert! Und Helene Christaller hat die Kraft, eine solche Künstlerin zu sein.

Pastor Ritgerodts Reich. Ein Roman von der Heide von **Nathanael Jünger.** Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung.

Ein überlegener Geist, der mit dem Auge des Kulturforschers sieht, zeichnet hier mit Treue und Verständnis ein Stück bäuerlichen Volkslebens. Aber der Seelenanteil ist so tief, jede Schilderung geschieht mit einem solchen Ernst der Liebe, daß man das Gefühl hat: der Verfasser kennt deshalb den Bauern so gut, weil er ihn nicht nur studiert hat, sondern weil er mit ihm gelebt, vielleicht um ihn gesorgt und gelitten, weil er

[illegible] an ihm gearbeitet hat. [illegible] mehr als nur ein [illegible] eine große [illegible] ein Gedicht von [illegible] Es [illegible] Mord geworden und kommt [illegible] von der [illegible] alten [illegible] Eltern, denen sich das arme [illegible] gegen den [illegible] gerammelt hat, so wie der [illegible] Und nun [illegible] ein [illegible] Tod und [illegible] kommen mit, auch der [illegible] und [illegible] leiten. Der [illegible] endet mit dem [illegible] wie der [illegible] sondern der [illegible] und die [illegible] mit [illegible] Das alles tritt in den Hintergrund [illegible] den jungen [illegible] die [illegible] der [illegible] und [illegible] der [illegible] im [illegible] im [illegible] jungen [illegible] in die [illegible]

[illegible] Leben von Hermann [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Krone gewesen war. In ihrer Enttäuschung sind manche jetzt geneigt, das derbe und rauhe, oft auch rohe, aber in seinem Kern doch gesunde Bauernvolk zu unterschätzen, das in schwerer Arbeit weite Gebiete Afrikas urbar und der Kultur zugänglich gemacht hat. Diesen ist das vorliegende Buch sehr zu empfehlen. Der Verfasser, ein Neuling in der Literatur, in dem man in England einen zweiten Rudyart Kipling erblickt, führt uns die Buren in ihrem Heim vor und zeigt uns, wie ihre durch harten Lebenskampf gestählten Männer und Frauen im Alltagsleben denken und fühlen; er stellt sie mit wenigen Strichen so plastisch vor uns hin, wie es nur eine große und ungewöhnliche Begabung zu tun vermag. Manche von den Geschichten, die Vrouw Grobelaar erzählt, eine stattliche Matrone von so umfangreicher Leibesgestalt, daß ihr die weitesten Lehnstühle stillschweigend als Vorrecht zugestanden werden, die weder lesen noch schreiben kann und auch nie ein Bedürfnis nach diesen Künsten empfunden hat, die felsenfest von Kaffernhexerei, an Zauber und Hellsehen, an Geister- und Teufelsbesessenheit, an die Vorsehung und an einen persönlichen Erzfeind glaubt, der in einer materiellen Hölle präsidiert, wenn er nicht gerade auf dem Kriegspfade die Welt durchzieht, würden uns gar zu grausiig und spukhaft vorkommen, wenn der Dichter nicht ein Meister jener Technik wäre, die mehr andeutet als ausführlich schildert. Die Freude an seiner Kunst und der leise Humor, der die Darstellung durchklingt, verhindert es, daß wir ebenso schreckensstarr sind, wie die Neffen, Nichten und Enkelkinder, die in der niedrigen, nur von den rotglühenden Kohlen auf dem Herde erleuchteten holländischen Küche der Erzählerin lauschten, die, den Zeigefinger bedeutungsvoll erhoben, um den Pointen ihrer Geschichten den gehörigen Nachdruck zu geben, ihre Phantasie durch alle möglichen Greuel tummeln ließ und deren Wahrheit durch Beispiele aus dem Leben ihrer Nachbaren und Freunde erhärtete, und die trotz ihrer Vorliebe für alle möglichen Ungeheuerlichkeiten eine grundgütige Natur war.

Blumensträuße. Unsere Pflanzen in Gedichten, Sagen und Legenden von A. Meerkatz, Königl. Seminarlehrer in Löwenberg-Schl. Motto: „Im Wald nnd auf der Heide, da such' ich meine Freude." Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1910. Preis: geheftet 1 M. 80 Pf., gebunden 2 M. 60 Pf.

Der neue belebende Hauch, der seit kurzem durch den naturgeschichtlichen Unterricht weht, hat das freudlose Aufzählen von Merkmalen und das unfruchtbare Klassifizieren daraus hinweggefegt. Nach den „Allgemeinen Bestimmungen" soll bei der Betrachtung von Tieren und Pflanzen das Hauptgewicht auf deren Leben gelegt werden. Wer sich noch erinnert, wie tödlich langweilig in der Botanikstunde das viele Zählen von Staubgefäßen und das Untersuchen nicht nur von Wurzeln und Stengeln, von Blüten und Blättern, sondern auch von Blatträndern war, die gesägt und gekerbt, gezähnt oder eingeschnitten sein konnten und wie alle Freude an dem Naturgebilde dadurch vernichtet wurde, wird diesen Erlaß

der Unterrichtsbehörde im Interesse der Schule wird [illegible] barkeit begrüßt haben. Hier und da hat man [illegible] dieser Verordnung im [illegible] Unterricht [illegible] hat auch versucht, [illegible] durch Gedichte und Sprüche [illegible] Lehrer und Eltern, und es liegt auch viele [illegible] verschiedensten Art zusammengestellt, und so [illegible] und von einer warmen Betrachtung der Heimat [illegible] zur Freude daran war nicht die Rede. Das soll man [illegible] das vorliegende Buch, das einen reichen Stoff von [illegible] Legenden über unsere Pflanzen enthält, wird es den [illegible] ihre Stunden durch Poesie zu würzen und für die [illegible] machen. Wer in der Schule lernt, die Leben der [illegible] und lebensvoll zu betrachten, wird [illegible] los vertreten. [illegible] das Buch, wie das [illegible] betreiben, daß dieser Standpunkt [illegible] Wunsch [illegible], daß auch der [illegible] und [illegible] durch Stellenweise zu [illegible] kommen [illegible]

Theater-Korrespondenz.

Shakspere's Othello im Rose-Theater.

Was von Othello, soweit er nicht gestrichen ist, sich uns auf dem Rose-Theater darbietet, kann man mit Hamlet „ein redliches Verfahren" nennen. Der deutsche Shakspere-Kultus, der heute auf einem bisher nicht erreichten Gipfel steht, reißt auch die kleinen Bühnen mit; auch diese wollen sich von der meist recht öden Wochentagsroutine an ihm erholen und erhöhen und setzen all ihre Kraft daran, künstlerische und finanzielle, um seine Lebensbilder so vollendet wie möglich zu gestalten; und nichts ist wünschenswerter, als daß ein Abglanz von der Strahlenkrone des größten Dichtergenius und Weltheilandes auch in die Seelen solcher Menschen geworfen wird, denen eine harte, kleinliche Lebensarbeit Zeit und Trieb nimmt zu tieferer Beschäftigung mit ihm. Darum verdienen Bühnen, wie diese und das Schiller-Theater, Anerkennung, sobald sie mit ernstem Streben an eine so große Aufgabe herantreten. Das aber war auch in diesem Falle unverkennbar.

Je nach ihrem Publikum müssen die Bühnen einen gewissen Spielraum für die textliche Einrichtung einer so umfangreichen Dichtung haben; es wäre verfehlt, wenn ein Vorstadttheater den Othello unverkürzt vorführen wollte. In diesem Falle aber ist mehr geschehen, als unvermeidlich ist: wenn die eigentliche Vorstellung nach Abzug der vier, z. T. sehr langen Aktpausen nur zwei Stunden dauert, so liegt darin der Beweis für eine erbarmungslose Zusammenstreichung des Kunstwerkes. Was alles von schönen und für die Handlung und Charakteristik notwendigen Reden ausgelassen war, ist gar nicht aufzuzählen. Wie kann man z. B. die prächtigen Scherzreden zwischen Desdemona und Jago nach ihrer Landung in Cypern wegschneiden, die uns, abgesehen von ihrem Zynismus, zeigen, daß Jago ein hoffähiger, feiner Witzling und nicht bloß roher Soldat und Desdemona nicht das simple Pflänzchen ist, als welches sie sonst erscheinen könnte, sondern eine Dame von Welt, welche Freude am Witz hat und auch die in der englischen Renaissance so beliebten Anzüglichkeiten mit Würde hinnehmen und abfertigen kann. Die Eifersuchtserregung im dritten Akt erscheint schon im Original in einer solchen Verkürzung, daß nur die geniale

Kraft eines Shakspere sie glaubwürdig machen konnte. So darf von den ca. 350 Versen, die Othello und Jago sprechen, nicht ein einziger fehlen; aber der dritte Teil fehlte sicher. Man läßt es sich gefallen, wenn die ersten beiden Szenen des dritten Aktes ausfallen, welche als Vorbereitung der Zusammenkunft zwischen Desdemona und Cassio dienen. Daß aber von den dramaturgisch durchaus notwendigen Szenen, welche der Dichter vor die Züchtigung Desdemonas und zwischen ihre letzte Nachttoilette und ihre Ermordung legt — in der ersten reizt Jago zum Abschluß seines teuflischen Verfahrens die Eifersucht Othellos bis zum Wahnsinn auf; in der zweiten wird Cassio schwer verwundet und Roderigo von Jago erstochen —, die eine zur Wirkungslosigkeit verstümmelt, die andere ganz herausgerissen wird, ist Barbarei.

Der Preis des Abends gebührt dem Fähnrich Jago (Fritz Staudte). Er trat, wie es sein muß, als junger, schneidiger Offizier auf; ältere Intriganten sind in dieser Rolle unmöglich. Nur hätte er sein Aussehen noch ein wenig mehr — in Kleidung, Haar- und Barttracht — verschönen können, faßt Jago doch zuerst den Gedanken, Desdemona zur Untreue zu verlocken. Die stramme, gerade Männlichkeit, mit der dieser Dämon auf den harmlosen Othello wirkt, die allein richtige Haltung, war vortrefflich herausgearbeitet und trat mit überraschender Kraft hervor an der Stelle, wo Othello in seiner fassungslosen Erregung ihn zu Boden wirft und erwürgen will. Während man gewöhnlich die Worte:

Seid Ihr ein Mann? Habt Ihr Vernunft und Sinn? usw.

im Tone des milden Vorwurfs, wie ihn ein unterwürfiger Diener zu machen wagt, sprechen hört, kamen sie hier heraus in wilder Empörung als das Zeichen schwerster Kränkung, die ein ehrenwerter Mann unverdient erlitten hatte. So wird dann der plötzliche Wechsel in der Stimmung des rechtlichen Othello durchaus verständlich. Ueber die psychologische Schwierigkeit des Jago als Charakterschöpfung ist kein weiteres Wort zu verlieren: wenn aber seine Höllenbosheit an sich schwer begreiflich und wahrscheinlich ein Ausfluß des finstersten Pessimiusmus ist, welcher Shakspere in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts beherrschte, so müssen wenigstens die Motive, welche der Dichter für sie angibt, in der Darstellung mit auffallendem Relief hervortreten. Das geschah hier: dem Zorn über seine Zurücksetzung und der Eifersucht auf Othello, der sein Weib verführt haben sollte, gab Jago den leidenschaftlichsten Ausdruck.

Der Othello (Direktor Rose) war milde in jedem Sinne. Er war ein milder Neger — nur Halbblut, obgleich von ganzblütiger Häßlichkeit — und ein milder Soldat, wenn ihn nicht ein Wutanfall packte. Der klagende Ton, man möchte sagen, des Kindes, dem die Welt als eine boshafte Macht erscheint, vor der es sich nicht retten kann, war vom dritten Akte ab zu sehr herrschend; Othello weinte zu oft. Durch diese Weichheit wurde dem sonst wohlüberlegten und gerade in den leidenschaftlichen Momenten vortrefflichen Spiel manches von seiner Wirkung genommen;

denn das tragisch Erschütternde, was bei dem unvergeßlichen Matkowsky, dem größten aller Othellos, so mächtig wirkte, ist eben, daß ein gewaltiger Mann in seiner noblen Harmlosigkeit durch die teuflische Verschlagenheit eines Schurken zu einem moralischen Nichts herabgedrückt, zum Mörder seines geliebten reinen Weibes gemacht wird. Fast verloren ging die Rede vor dem Hohen Rate zu Venedig, aus welcher die beiden Hauptseiten in der Mischung seines Wesens, seine kühne Mannhaftigkeit und seine kindliche Natur in liebenswürdiger Vereinigung so charakteristisch hervortreten, und ich kann nicht sagen, ob der Darsteller hier die dichterische Seelenentfaltung, welche uns beim ersten Anblick diesen seltsamen Menschen zeigt, wie er im Innersten ist, in Miene und Modulation der Stimme angemessen zur Geltung brachte. Denn die Szene spielte auf tiefer Bühne, in deren Hintergrunde (!) der Rat saß: so daß Othello dem Publikum den Rücken zukehrte, und alle seine schönen Worte gegen die Hinterwand sprach. Ein seltsamer faux pas, der leicht abzustellen ist: der Rat **muß** an der Seitenwand sitzen.

Erscheint Othello als tief brünetter Maure und nicht, wie hier, als Mohr, so wird damit zugleich ein Flecken von dem Bilde Desdemonas entfernt, der diese wunderbar liebliche Gestalt des Dichters nach meiner Empfindung in empörender Weise entstellt: widernatürliche Sinnlichkeit. Man kann es gar nicht begreifen, wie man dem Schöpfer der zartesten, feinst entwickelten germanischen Weiblichkeit, der Ophelia, Imogen, Miranda, Perdita, den Irrsinn zutrauen kann, der ihn besessen haben mußte, wenn er das Bild einer dieser wundervollen Menschheitsblüten so schmählich besudelt hätte. Nicht begreifen, wie das geschehen kann, nachdem nun längst festgestellt ist, daß das Othellos Hautfarbe bezeichnende Wörtchen black, heute „schwarz", damals ganz gewöhnlich im Sinne von „brünett" gebraucht wurde, von Shakspere z. B. mit Bezug auf Rosalina in Verlorner Liebesmühe, auf seine eigne Geliebte und in diesem Stücke selbst in den Scherzreden Desdemonas und Jagos über die Frauen, daß ferner die Vorgänge dieses Liebesverhältnisses z. T. veranlaßt sind durch Shaksperes Kenntnis wirklicher Geschehnisse in Venedig, wo niemals ein Neger als Staatsfeldherr tätig gewesen ist. Dieser eine Flecken zieht, wie Hamlet sagt,

den ganzen edlen
Gehalt hinab zu seiner eignen Schmach.

Nun mag sie noch so gütig, fügsam und geduldig, noch so kindlich fröhlich sein, noch so fest an ihrer Liebe hängen, noch so unschuldsvolle Reden vor ihrem unverdienten Tode führen: es ist doch perverse Sinnlichkeit, die sie von der Seite ihres alten Vaters, aus dem Kreise ihrer edlen Rasse hinweg in die Arme eines schwarzen Unholdes gerissen hat.

Es fehlt nun bloß noch, daß man die Sinnlichkeit, welche die kraftvolle Männlichkeit in ihr wie in jeder Liebenden erregt, in der Darstellung

stark hervortreten läßt, und die untragische Karikatur ist fertig. Das kann man freilich ihrer Vertreterin im Rose-Theater (Mathilde Friedrichs) nicht nachsagen, die ein armes verführtes Kind darstellte, das kaum noch zu dem sittlichen Bewußtsein ihrer Handlungen gelangt war und den Zorn ihres Vaters vollberechtigt erscheinen ließ. Diese jungfräulichen Gestalten Shakspeares sind zu fein kompliziert, als daß man sie mit immer lächelnder Freundlichkeit abtun könnte. Sie sind Rassemenschen, und wir wollen in ihnen, sobald sie auftreten, eigenartige Wesen erkennen. Wie paßt das ewig huld- und liebevolle Lächeln z. B. zu der Herbheit, die Desdemona ihrem Vater gegenüber zeigt? Sie nimmt dessen Verstoßung mit großer Ruhe auf. Erst in der Szene, wo sie Othello zur Begnadigung Cassios überreden will, merkte man etwas von Charakteristik: und die von trüben Ahnungen erfüllte letzte Szene des vierten Aktes schien der Natur der Künstlerin trefflich zu liegen: sie war so rührend, wie sie Shakspere haben wollte. Es steht nicht im Text, daß Desdemona die Vorhänge ihres Alkovens zuzieht und sich mit dem traurigen Weidenliedchen in Schlaf singt; aber ich glaube, selbst Shakspere würde diesen stimmungsvollen, tief ergreifenden Abschluß ihres einfachen, reinen Lebens schön gefunden haben.

Die Ausstattung war anerkennenswert, das Schlafzimmer Desdemonas schön. Leider wurde zweimal durch Zusammenlegung von Szenen in dasselbe Lokal die Handlung unwahrscheinlich gemacht.

Hermann Conrad.

Politische Korrespondenz.

Der Völkerstreit im Habsburgerstaat. — Ungarn und die „Gesamtmonarchie".

Während der politischen Windstille, da in Oesterreich wieder eine der beliebten „Verständigungsaktionen" zwischen Deutschen und Tschechen — diesmal vielleicht mit etwas größerem augenblicklichem Erfolg — von der Regierung versucht wird und man sich in Ungarn von den letzten strapaziösen Reichstagswahlen erholt, ist für die nur mittelbar beteiligten Zuschauer hier im Reiche der Zeitpunkt gegeben, über die Aussichten des vorübergehend unterbrochenen Völkerstreites in den beiden Reichshälften der Habsburger Monarchie einige Betrachtungen anzustellen. Als Führer bietet sich uns zu diesem Zweck eben eine Persönlichkeit an, die, mit der Geschichte dieser Kämpfe vertraut und auf ihrem Boden durch Geburt und Erziehung heimisch, sich doch den unbefangenen, durch keine Parteileidenschaft getrübten Blick bewahrt hat. Der Umstand, daß „wir nicht ein deutsches Buch, kaum eine umfangreichere Broschüre besitzen, die dem politisch gebildeten Leser eine zusammenhängende Darstellung der Verhältnisse und Tatsachen gäbe, die für Sein und Zukunft der Donaumonarchie von entscheidender Bedeutung sind", hat den Verfasser der Schrift „Der Völkerstreit im Habsburgerstaat" *), Paul Samassa, veranlaßt, dieser schwierigen und dankbaren Aufgabe näher zu treten. Er tut dies in der Erkenntnis, daß „der sicherste Weg zum Herzen durch den Kopf geht", und behandelt darum seinen Stoff für einen gebürtigen Oesterreicher auffallend kühl akademisch, — eine Methode, die gerade beim reichsdeutschen Publikum, und zumal beim norddeutschen, gewiß von vornherein Anklang findet. Und an diese Adresse wendet sich auch der Verfasser vorzugsweise. Der zu oft wiederholte, auf rhetorische Wirkung berechnete Appell ans Gemüt, wie er den österreichischen Politikern meist eigen ist, stumpft auf die Dauer ab und ermüdet auch den wohlwollenden Zuhörer. Samassa, der „nie das Bedürfnis empfunden hat, sich in seinem Urteil einer Parteibeengung zu unterwerfen", geht ganz anders zu Werke; er zieht die geschichtlichen Voraussetzungen und die politischen

*) Leipzig, 1910. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Preis: M. 2,50, 181 S.

Einzelerscheinungen der Gegenwart nach ihrer grundsätzlichen Bedeutung [illegible] gemäß ihren Wirkungen auf die Völker nicht minder wie auf [illegible] zu Rate und wirft die Frage auf, ob der Volkskörper in [illegible] bracht werden kann, die den Bestand dieses Staates [illegible] deutscher Patriot durch und durch, bricht er doch [illegible] Lebensmöglichkeit des habsburgischen Gesamtstaates und stellt [illegible] Trialismus auf einen Boden, auf dem eine Erörterung [illegible] hänger streng österreichischer Tradition als auch für den [illegible] nationalen konservativen Alt-Deutschen möglich und [illegible] Es darf daher nicht wundernehmen, daß die Schrift [illegible] Widerspruch in den Kreisen Schönerers gefunden hat. [illegible] Tagblatt" den Verfasser in etwa einem [illegible] sich redlich abmühte. Der Begriff des „[illegible] Gruppe bekennt, hebt sich hier mit erfreulicher Klarheit [illegible] deutschen", man könnte schlechtweg sagen „deutsch-n" [illegible] in diesen Zeilen vertritt. Er ist nicht dem [illegible] weder ein Freund der Trennung Österreich [illegible] hänger des [illegible] deutschen [illegible] dienste der Schönerianer um die Erweckung des Deutschtums [illegible] in der Zeit der [illegible] Wirkungen [illegible] aber auch den [illegible] ums Deutschtum im [illegible] erblicken kann. [illegible]

[illegible]

flankiert wäre. So absurd dem Fernerstehenden dieser Vorschlag klingen mag, die nüchterne immer den gegebenen Tatsachen folgende Darstellung des Verfassers zwingt uns förmlich in solchen Gedankenkreis.

Vom Parlament allerdings erwartet Samassa keineswegs die Lösung des ganzen österreichischen Problems, die er weder in der Rückkehr zum altösterreichischen Zentralismus, noch in irgend einer Form des Förderalismus sieht, sondern in der richtigen Anwendung der nationalen Autonomie. In der Auseinandersetzung über diesen vielumstrittenen Gegenstand ist die Feststellung immer von Wert, daß dieser Gedanke eigentlich auf den geistigen Schöpfer der „tschechischen Nation“, Palacky, zurückzuführen ist, der 1849 auf dem Kremsierer Reichstag eine nationale Zweiteilung Böhmens vorschlug. Gern verzichten die Deutschen auf das Recht der Priorität dieses fruchtbarsten Gedankens, dem wir in der jüngsten politischen Geschichte Oesterreichs begegnen; aber die Tschechen ihrerseits erheben heute keinen Anspruch mehr auf die Realisierung und Fortbildung der Idee Palackys, denn ihr Appetit hat sich während der letzten Jahrzehnte ihres Aufenthaltes an der Regierungskrippe und in deren Nähe merklich gesteigert Darum ist nach Samassa an eine Durchbringung der Autonomie-Vorlagen im Reichsrat gegen den Willen der Tschechen nicht zu denken, natürlich noch weniger im böhmischen Landtag; so bliebe denn nur der Weg der Aufzwingung durch eine kaiserliche Verordnung übrig, ein „Staatsstreich“, — das Wort klingt gefährlich, es hat aber in Oesterreich seine Schrecken verloren, da doch schon heute, sobald die parlamentarische Reichsmaschine stockt, der bekannte § 14 in Kraft tritt, „dessen weitherzige Auslegung einen kleinen Staatsstreich wohl aufwiegt“. Samassa zeigt sodann den Weg, der wieder zum Parlamentarismus führt, und zwar zu einem Parlamentarismus, der unendlich mehr positive Werte schaffen kann als der heutige, dessen Haupttätigkeit bestenfalls in Verhandlungen über die — bis zur nächsten Obstruktion — mögliche Arbeitsfähigkeit des Reichstags oder der Landtage besteht.

Die nationale Autonomie, mag sie auf welche Weise immer in Kraft gesetzt werden, wäre hier ein Akt der Befreiung. Als ihren Grundgedanken bezeichnet Samassa in Uebereinstimmung mit dem, was auch an dieser Stelle immer unterstrichen wurde, „die Verminderung der nationalen Reibungsflächen dadurch, daß jede Nationalität ihre eigenen Angelegenheiten selbst erledigt, während die allen gemeinsamen um so einträchtiger beraten würden, als die nationalen Fragen aus diesen bereits ausgeschaltet wären“. „Deutsche, Tschechen und Polen könnten sich z. B. im gemeinsamen Reichsrat sehr wohl bei Beratung eines Zolltarifs in ein freihändlerisches und ein schutzzöllnerisches, ein agrarisches und ein industrielles Lager teilen, sie brauchten sich aber nicht über die Errichtung einer zweiten tschechischen Universität zu streiten, weil die Tschechen das Recht hätten, so viele Universitäten zu errichten, als sie selber bezahlen könnten; sie würden sich aber wohl hüten, mehr Akademiker heranzuzüchten, als sie im eigenen Wirkungsbereich verwenden könnten, weil man dann natürlich in Deutsch-

hebungen nicht einen tschechischen Beamten anstellen würde." [illegible] hat sich der Versuch mit der nationalen Autonomie [illegible] Anwendung nach dem Territorial- oder nach dem Personalitätsprinzip — [illegible] auch in einer den lokalen Bedürfnissen angemessenen Kombination [illegible] nicht in allen Kronländern schematisch gleich sein, sie kann [illegible] wahren „als eine den Verhältnissen angepaßte örtliche [illegible]"

Wie über Oesterreich, so ist Professor Samassa auch [illegible] genau unterrichtet; ich glaube, hierin kommt ihm unter seinen [illegible] kaum ein zweiter nach. Es ist ein wahrhaft künstlerischer [illegible] Gedankengängen zu folgen, und seine Kunst ist um so [illegible] so erfrischender und überzeugender, je heikler und verschlungener [illegible] Problem behandelt. Schade, daß [illegible] innersten Werkstätte der hohen Politik [illegible], seine [illegible] denken, ist nicht [illegible] im herkömmlichen Sinn, [illegible] der praktischen Anwendung am geeignetsten für einen [illegible] Ausbau Neuösterreichs.

Die Reichsdeutschen, die sich für das [illegible] und [illegible] Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn interessieren, finden [illegible] Klärung in zwei Untersuchungen des Gegenstandes, die [illegible] berufener Stelle erschienen: „Zur Frage nach der [illegible] der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie" hat sich der [illegible] Universität [illegible], Harold Steinacker, heute der [illegible] [illegible] Historiker, in einem [illegible] „Oesterreichischen Rundschau" geäußert, als [illegible] [illegible] hat sich auf diesem Gebiet Steinacker [illegible] durch seine in den Mitteilungen des [illegible] [illegible] Abhandlung „Ueber [illegible] [illegible]" [illegible]

[illegible]

schaft, ohne das rhetorische Blendwerk apponyistischer Beweisführung auf seine Solidität untersucht wird. Auch in diesen Arbeiten geht wieder einmal „deutsche Zucht über alle".

22. September. Lutz Korodi.

Die zukünftige Wahlparole. Die Fleischnot. Der sozialdemokratische Parteitag.

Ich habe einmal ein Essay über die gute alte Zeit geschrieben und darin eine von lang her angelegte Sammlung von Aussprüchen aus allen Generationen der Menschheit bis zu Nestor hinauf veröffentlicht, in denen immer wieder ganz in denselben Ausdrücken die Unzufriedenheit mit der Gegenwart, die Klage die über das Dahinschwinden der früheren besseren Zeiten heraustönt. Die Religion ist verschwunden, die Sittenlosigkeit nimmt überhand, die Barbarei ist im Hereinbrechen, Geld gilt mehr als Ehre, die Kaufleute betrügen, die Männer sind nicht mehr so stark, die Frauen sind nicht sittsam, die Dienstboten taugen schon gar nichts mehr und die Jugend hat keine Tugend. Ich wollte, es machte einmal jemand eine ähnliche Zusammenstellung über das Parteileben und suchte herauszubringen, wann eigentlich die Zeit gewesen ist, wo die Parteien, von reinen Idealen erfüllt, in klaren Gegensätzen sich ohne Kompromißsucht mit redlichen Mitteln bekämpften; heute, das ist ja klar, leidet unser Parteileben an Zerfahrenheit und Verschwommenheit, an mangelndem Idealismus, an Verhetzung, an Gehässigkeit, innerer Unwahrhaftigkeit, mangelndem Gemeinsinn und nervöser Ziellosigkeit, statt festen, energischen Zupackens. Ich bin wahrlich nicht mit allem einverstanden, weder mit dem, was an hoher und allerhöchster Stelle getan ist und geschieht, noch mit dem, was die Parteien und die öffentliche Meinung tun und treiben. Aber, daß wir nicht schlechter daran sind als andere Zeiten und daß wir uns in einer durchaus natürlichen und gesunden Entwicklung befinden, das wage ich trotzdem mit aller Bestimmtheit zu behaupten. Es werden Fehler gemacht — gut: wann sind die nicht gemacht worden? Fehler sind da, um bekämpft und schließlich verbessert zu werden. Aber ganz gewiß sind sie nicht derart, um in die allgemeine Heulstimmung zu fallen, auf die man jetzt an allen Ecken und Enden trifft. Auch ich hätte es viel lieber gesehen, die Erbschaftssteuer wäre ihrer Zeit vom Reichstag angenommen worden, der Block wäre erhalten, Fürst Bülow wäre geblieben und wir hätten eine verständige, nicht gar zu engherzige Wahlreform in Preußen bekommen. Aber man bilde sich doch nicht ein, daß, wenn das alles gelungen wäre, wir heute in einem Meer von Wonne, Eintracht und Zufriedenheit schwimmen würden. Es ist nicht nötig, die Möglichkeiten, die sich bei einer Fortsetzung einer Blockpolitik ergeben hätten, auszumalen. Genug, daß das mißlungen ist und daß nun-

mehr naturgemäß neue Konstellationen sich gebildet haben, die man nicht mehr zu bejammern hat, sondern mit denen man sich auseinandersetzen muß.

Der letzte Grund, weshalb der Block wieder auseinandergefallen ist, ist ein doppelter. Einerseits war es die Demagogie des Bundes der Landwirte, die Demagogie als solche, ohne jeden sachlichen Zweck. Daß eine Erbschaftssteuer empfehlenswert sei, hatte die „Deutsche Tageszeitung" noch vor einigen Jahren selber erklärt; wenn der Bund jetzt mit der höchsten Leidenschaft die Agitation dagegen trieb, so geschah es, weil eine Interessenvertretung, um ihre Leute zusammenzuhalten, immer irgend einen solchen Agitationsstoff haben muß. Wozu ist der Bund sonst da, wozu werden seine Beamten bezahlt? Das ist bei Landwirten nicht anders, als bei Arbeitern oder Aerzten. In jeder Berufsvertretung haben die Radikalen die Führung. Jede Berufsvertretung tritt im öffentlichen Leben demagogisch auf. Mit dieser agrarischen Demagogie verband sich der konservative Parteiinstinkt. Unsere Konservativen sind nicht so beschränkt, daß sie nicht wüßten, daß im modernen Staat auch dem Liberalismus und den bürgerlichen Kreisen ein erheblicher Spielraum eingeräumt werden muß. Deshalb sind sie auch ihrer Zeit auf die Blockidee gar nicht ungern eingegangen. Aber die zu machenden Zugeständnisse sollten so begrenzt wie irgend möglich gehalten werden; eine Fortsetzung der Blockpolitik ins Unabsehbare hätte den Liberalen Konzession auf Konzession eingebracht. Da nun die Liberalen ihrerseits wenig Entgegenkommen und noch weniger Geschicklichkeit in der Behandlung der Finanzfrage zeigten, das Zentrum aber umgekehrt die allerfreundlichsten Mienen macht, so ging man wieder einmal zu diesem.

Manche sprechen heute von der Blockpolitik, als ob sie ein verfehltes Experiment gewesen wäre. Nichts kann verkehrter sein. Trotz ihrer kurzen Dauer hat sie Deutschland unendlichen Vorteil gebracht, und die Geschichte wird dem Fürsten Bülow noch dereinst den vollen Dank dafür abstatten. Erst durch die Blockpolitik ist es doch gelungen, die freisinnige Partei aus dem alten Richterschen Fahrwasser der Reichsnörgelei herauszubringen und sie für eine positive Politik brauchbar zu machen. Das wird nie wieder verloren gehen. Eine solche Dummheit wie im Jahre 1893, als die Partei, um Oppositionspartei bleiben zu können, dem Grafen Caprivi die Mittel zur Durchführung der zweijährigen Dienstzeit versagte, gibt es gewiß nicht wieder. Wir werden darauf rechnen dürfen, daß diese Partei künftig die militärischen Anforderungen nicht mehr grundsätzlich ablehnt, sondern sie ebenso sachlich prüfen wird, wie andere. Ganz dasselbe aber gilt vom Zentrum. Wie an den Freisinnigen der Erfolg, so ist am Zentrum die Niederlage von 1907 nicht spurlos vorübergegangen. Die anmaßliche Art, wie die Herren vom Zentrum ihre ausschlaggebende Stellung im Reichstag bis 1907 auszunützen suchten, wird nicht wiederkommen. Die Lehre hat gefruchtet. In dem Wunsch, eine regierungs-

freundliche Partei zu bleiben, wird das Zentrum die Grenzen einer passenden Bescheidenheit so leicht nicht wieder überschreiten. Wie sehr haben sich die Dinge seit den Zeiten des Fürsten Bismarcks gewandelt! Wie leicht wäre für diesen das Regieren gewesen, wenn Zentrum und Freisinnige sich damals schon so zur Regierung gestellt hätten, wie sie es heute tun. Welche demütigenden Bedingungen mußte der gewaltige Reichsgründer von Herrn Windthorst annehmen, wenn er eine Finanzverbesserung durchsetzen wollte: die Frankensteinsche Klausel, die Lex Huene, die dem Reich das vorhandene Geld künstlich vorenthielten und zum Teil Schuld unserer heutigen Finanznot sind, nur damit das Zentrum unausgesetzt seinen Druck auf die Regierung ausüben könne. Wer denkt heute noch an derartige parlamentarisch-diplomatische Kunstgriffe? Es wäre wirklich heute ungemein bequem, ich möchte sagen gar zu bequem, Reichskanzler zu sein, wenn nicht der Parteihydra an Stelle der abgeschlagenen neue Köpfe gewachsen wären. Die Gegenrechnung gegen das Freundlichwerden des Zentrums und der Freisinnigen präsentiert das riesenhafte Anwachsen der Sozialdemokraten, aber wiederum, weil wir heute zu jenen Parteien ganz anders stehen als ehedem, darum läßt uns das Anwachsen der Sozi heute so kalt: was hätte die Vorstellung von 100 Sozialdemokraten im Reichstag zur Zeit Bismarcks für Krämpfe verursacht, heute spricht man von 120 oder 150 wie von einer Landpartie. Es ist ein harter Bissen gewiß: aber, wir haben ja auch gesunde Zähne und werden schon damit fertig werden. 120 Sozialdemokraten läßt für die anderen Parteien immer noch 280. Daraus kann man schon so oder so Majoritäten bauen. Freilich nicht ohne das Zentrum und das ist unangenehm, aber seit dem Jahre 1879 sind wir es ja gewohnt, von Zeit zu Zeit nicht ohne das Zentrum regieren zu können. Das bringt eine konstitutionelle Verfassung so mit sich.

In den Zeitungen ist nun in diesen Wochen viel geredet worden über eine Enthüllung der „Frankfurter Zeitung", der Herr Reichskanzler beabsichtige, die Erhaltung unserer Schutzzölle im nächsten Jahr zur Wahlparole zu machen. Daß der Herr Reichskanzler gesprächsweise sich einmal in dieser Art geäußert hat, mag schon sein, aber ein derartiges Gespräch ist noch kein Programm, am wenigsten ein Programm fürs Jahr. Ohne einen gewissen Wahrheitskern ist die Idee nicht. Der dunkle Punkt in der heutigen Situation ist für die Regierung die tiefe Verfeindung zwischen den Nationalliberalen auf der einen und den Konservativ-Klerikalen auf der anderen Seite. Herr v. Bethmann Hollweg legt den größten Wert darauf, nicht bloß als der Partei-Kanzler der Schwarz-Blauen zu erscheinen, und sorgt, wo er kann, wie sich das z. B. bei der Ernennung des Herrn Dr. Lentze zum Finanzminister gezeigt hat, um auch mit den Nationalliberalen in guten Beziehungen zu bleiben. Nichts natürlicher also, als daß er es auch bei den bevorstehenden Wahlen betont zu haben wünscht, daß die Nationalliberalen keineswegs ganz zur Linken gehören, sondern auch durch

starke Fäden, ganz besonders durch das Schutzzollinteresse, mit der Rechten verbunden sind. Zu einer Wahlparole aber reicht dieses Interesse nicht aus. Zwar im Reichstag können Nationalliberale und Zentrum in wirtschaftlichen Fragen zusammengehen und haben es oft getan, aber darum noch nicht bei den Wahlen. Wenn die nationalliberale Partei bei den Wahlen grundsätzlich mit dem Zentrum zusammengehen wollte, würde sie sich selbst aufgeben, würde sofort auseinanderfliegen. Nicht nur die Jung-Liberalen, die ohnedies nach links hinneigen, würden sich absplittern, sondern selbst viele von den Großindustriellen in Rheinland und Westfalen, die ganz besonders am Schutzzoll interessiert sind, stehen doch auch nicht nur für ihre Person, sondern mit ihren Familien, mit Weib und Kind in so starkem Gegensatz, nicht nur zum Zentrum, sondern zum Katholizismus, daß ein prinzipielles Zusammengehen bei den Wahlen für sie zu den moralischen Unmöglichkeiten gehört. Nicht einmal sozial können diese einflußreichen protestantischen Großindustriellen mit dem Zentrum zusammenhalten, weil gerade in diesen Gegenden das Zentrum seine Arbeiterfreundlichkeit gegenüber den Fabrikherrn sehr stark markiert. Ferner ist gar nicht die gesamte Industrie, sondern vorwiegend nur die schwere Industrie so sehr an den Schutzzöllen interessiert, und schließlich sind denn diese Schutzzölle wirklich bedroht? Wir haben doch nur zwei freihändlerische Fraktionen im Reichstag, die Sozialdemokraten und die Freisinnigen, und selbst diese nicht unbedingt. Zur Schutzzoll-Partei gehören nicht nur die Konservativen, das Zentrum, die Nationalliberalen, sondern auch die Polen. Was auch die Zukunft einmal bringen möge, bei den nächsten Wahlen ist es jedenfalls noch völlig ausgeschlossen, daß sich im Reichstag eine freihändlerische Majorität bildet. Wenn die Sozi eine andere Taktik verfolgten, so wäre freilich die Bildung einer solchen Majorität wohl nicht nur nicht unmöglich, sondern sogar wahrscheinlich: sie brauchten bloß zu erklären, daß sie in allen Wahlkreisen, wo sie keine Aussicht haben, selber durchzukommen, von vornherein, im ersten Wahlgang, einen freihändlerischen Liberalen unterstützen würden. In dem Augenblick, wo die Sozialdemokraten das tun, sind die Schutzzölle, wenn auch noch nicht gefallen, so doch aufs schwerste bedroht. Aber es fällt den Genossen gar nicht ein, so zu handeln. Das Interesse an der Fraktion, an der Machtpolitik steht ihnen höher, als das Interesse an billigen Brot- und Fleischpreisen, der Fraktionsehrgeist treibt sie, allenthalben ihre eigenen Kandidaten aufzustellen, damit bringen sie soviel Agrarier oder Nationalliberale in die Stichwahlen und schließlich auch zum Siege, daß der Freihandel in der Minorität bleibt.

So wenig wie der Schutzzoll, ist etwa auch die Formel der „bürgerlichen Parteien" brauchbar als eine allgemeine Wahlparole. Schon prinzipiell sollte man eigentlich diesen Ausdruck nicht gebrauchen, denn er enthält implizite die Anerkennung des Klassenkampfes: die Anerkennung, daß die Sozialdemokraten die Arbeiterpartei sind, also die Zuweisung der gesamten Arbeiterschaft an die Roten. Tatsächlich ist es ja leider heute so,

daß sowohl die Konservativen wie der Liberalen ihre Anziehungskraft für den kleinen Mann fast ganz eingebüßt haben, und daraus ist der Ausdruck „bürgerliche Parteien“ erwachsen. Diese Konstellation aber soll man nicht noch verschärfen, sondern bekämpfen und Programme aufstellen und Bezeichnungen wählen, die für Mitglieder aller Stände Anziehung haben. In einem ausgezeichneten Artikel im „Tag“ hat deshalb auch schon Dr. Julius Bachem dargelegt, daß das Zentrum die Bezeichnung als „bürgerliche Partei“ seinerseits ablehne, denn es sei in der glücklichen Lage, auch breite Schichten des Arbeiterstandes zu seinen bewußten Mitgliedern zu zählen.

Richtiger, als „bürgerliche Parteien“, wäre schon „staatserhaltende“ zu sagen, wenn das Wort nicht gar zu schwerfällig wäre. Noch weniger brauchbar ist „nationale Parteien“, da man aus ideellen Gründen immer daran festhalten muß, daß das Nationale über den Parteien stehe, auch dann und denen gegenüber, die es selber nicht anerkennen.

Der letzte Grund, weshalb es so schwer ist, eine gemeinschaftliche Bezeichnung zu finden für die Parteien, auf die die Regierung sich seit 30 Jahren abwechselnd gestützt hat, ist natürlich, daß sachlich die Divergenzen zwischen ihnen zu groß sind. Sie sind nicht so groß, daß nicht von Zeit zu Zeit auch einmal ein allgemeines Wahl-Bündnis geschlossen werden kann wie 1907 der Block. Aber doch zu groß, um solche Wahlbündnisse zu einer dauernden Institution zu machen. Wegen dieses Wechsels in der Konstellation schreien die Leute über die politische Verwirrung; in Wirklichkeit ist es eine Folge der reichen Vielgestaltigkeit unseres Daseins. Es ist nicht nur nicht erreichbar und nicht möglich, daß die Parteien im Jahre 1911 mit derselben Front zum Wahlkampf aufmarschieren, wie im Jahre 1907, sondern es ist nicht einmal wünschenswert. Daß die Regierung von Zeit zu Zeit freundlich mahnt, die staatserhaltenden Parteien möchten sich doch nicht zum Vorteil des Umsturzes untereinander bekämpfen, ist ja verzeihlich und natürlich, die Parteien selber aber müssen sich darüber klar sein, daß sie, so wie die Dinge heute liegen, diesem Rate nicht folgen dürfen. Nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch um der Allgemeinheit willen. Denn wenn die beiden liberalen Parteien sich heute, als wenn nichts geschehen wäre, wieder mit den Konservativen anfreunden würden, so würden darum nur um so mehr Mitläufer zu den Sozialdemokraten übertreten.

Von einer beachtenswerten Stelle ist allerdings jüngst eine gegenteilige Auffassung vertreten worden. Herr Steinmann-Bucher, der Herausgeber der „Deutschen Industriezeitung“, des Organs des Zentralverbandes deutscher Industrieller, hat im „Tag“ (15. Sept.) den Ruf erhoben, daß der Hansabund seine Gegnerschaft gegen den Bund der Landwirte aufgeben und sich zum Sammelpunkt aller patriotischen Kräfte zum Kampf gegen die Demagogie machen solle. Herr Steinmann-Bucher hat seinerzeit das große Verdienst gehabt, zum erstenmal die wahre Höhe des deutschen Nationalwohlstandes nach den gegebenen Grundlagen zu berechnen, woraus

ich dann meinerseits die Folgerung ziehen konnte, daß unsere direkten Steuern an einer ungeheuren Unterveranlagung litten, eine Aufdeckung, die bei der bevorstehenden Verwaltungsreform ihre Konsequenzen haben wird. In dieser wichtigen Frage habe ich also mit Herrn Steinmann-Bucher Seite an Seite gefochten, und wenn er den Ruf erhebt „gegen die Demagogie", so kann niemand freudiger einstimmen, als ich. Leider aber verkennt Herr Steinmann-Bucher, daß die rote Demagogie keineswegs die einzige ist, an der wir leiden. Wir haben auch eine schwarze, wir haben auch eine nationale; wir haben namentlich auch eine agrarische Demagogie. Mit der einfachen Formel: „Sammlung aller Patrioten gegen die rote Demagogie", ist also in unsern komplizierten Verhältnissen nicht auszukommen, und der Hansabund beginge Selbstmord, wenn er dem Rate des Herrn Steinmann-Bucher folgen und sich zu einer Filiale des Verbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie machen wollte. Der Hansabund ist eine Vereinigung zur Vertretung wirtschaftlicher Interessen in der Politik, darf sich mit keiner Partei identifizieren, sondern muß ihnen allen gegenüber freie Hand behalten. So macht es ja auch der Bund der Landwirte, der, so nahe er auch den Konservativen steht, doch auch viele Anhänger beim Zentrum und bei den Nationalliberalen hat. Der Hansabund muß, wenn er seinen Zweck erfüllen will, noch viel vorsichtiger operieren, als der Bund der Landwirte, da bei Handel und Gewerbe die Interessen in weit höherem Maße auseinandergehen, als in der Landwirtschaft, wo sie ja auch nicht einmal ganz gleichartig sind. Der Hansabund ist ebenso wie der Bund der Landwirte, der natürliche, prinzipielle Gegner der Sozialdemokratie, da er aber keine politische Partei darstellt, kann er auch nicht die prinzipielle Bekämpfung der Sozialdemokratie auf seine Fahne schreiben, sondern muß von Fall zu Fall suchen, wie er am besten die Interessen seiner Angehörigen wahrt. Ich glaube daher kaum, daß der Ruf des Herrn Steinmann-Bucher selbst in den Kreisen der schweren Industrie, die wirtschaftlich von allen Gliedern des Gewerbestandes den Agrariern am engsten verbunden sind, viel Beifall finden wird. Es geht nicht anders. In dem nächsten Wahlkampf muß in getrennten Kolonnen marschiert, nach verschiedenen Fronten zugleich gekämpft werden. Wenn der Herr Reichskanzler und diejenigen, denen dieses Farbenspiel gar zu bunt ist, noch etwas tun wollen, um die Lage zu erleichtern, so sollten sie sich nicht mit Zureden abgeben, was wirkungslos bleiben muß, sondern darauf denken, das jetzige Stichwahl-System, das bei so durcheinandergeschobenen Fronten notwendig verderblich wirken muß, noch rechtzeitig zu reformieren.

* * *

Neben der Beschwernis durch die vierhundert Millionen Mark Steuern trägt zweifellos die Erhöhung der Fleischpreise viel dazu bei, den Sozialdemokraten neue Scharen zuzuführen. Im ganzen kann es von unbefangenen Beurteilern kaum bestritten werden, daß unsere Agrarzölle für unser Wirtschaftsleben höchst günstig gewirkt haben. Soeben hat Professor

Lujo Brentano, ein dogmatischer Freihändler strengster Observanz, eine mit allen nötigen statistischen Tabellen ausgestattete Denkschrift über die deutschen Getreidezölle veröffentlicht,*) um die Schädlichkeit dieser Zölle nachzuweisen. Ich habe sie sorgsam studiert, habe mich aber nur von Neuem überzeugt, daß die Zahlen das Gegenteil beweisen von dem, was Brentano beweisen will. In den Jahren 1851—1880 hat der Weizenpreis im Durchschnitt 215,5 Mark für die Tonne betragen; trotz unserer Zölle hat er sich mit einziger Ausnahme des Jahres 1891, wo er 224,2 und des Jahres 1909, wo er 233,09 stand, selten in dieser Höhe, meist erheblich darunter gehalten. Der Roggenpreis war in den Jahren 1851—1880 im Durchschnitt 166,4, seitdem hat er trotz unsrer Zölle nur in den Jahren 1890 (170), 1891 (211,2), 1892 (176,3), 1907 (193,02), 1908 (186,5), 1909 (176,5) eine größere Höhe erreicht, ist sonst aber immer erheblich darunter geblieben, 1896 z. B. 118,8 (bei 35 Mark Zoll), und steht auch jetzt nur 147 (bei 50 Mark Zoll). Die Zölle haben also das bewirkt, was sie sollten, nämlich die ungefähre Erhaltung der Preise, auf die unser Wirtschaftsleben im ganzen eingerichtet war, keineswegs eine Erhöhung. Diese Erhaltung der Preise aber hat die wunderbare Blüte unserer Landwirtschaft, die erstaunlich technischen Fortschritte gezeitigt, wie sie der Aufsatz von Herrn K. Waltemath in unserm vorigen Heft so anschaulich vorgeführt hat. Hätten wir die Zölle nicht gehabt, so hätte ein sehr großer Teil unserer Landwirte nicht nur persönlich bankerott machen müssen, sondern in diese allgemeine Katastrophe wäre die Landwirtschaft selbst hineingerissen worden, denn in ihrem Kampf mit dem Untergang hätten die Landwirte dem Boden nicht die rechte Pflege angedeihen lassen können, hätten Raubbau getrieben, hätten weder das Kapital noch den Mut zu den oft riskanten wirtschaftlichen Verbesserungen gefunden, und das Dahinsiechen dieses wichtigen Erwerbszweiges hätte auch alle anderen Zweige unseres Wirtschaftslebens und damit auch die Löhne in Mitleidenschaft gezogen. Ohne die Zölle hätten wir Niedergang, Krisen, wirtschaftliche Stagnation gehabt; die Zölle sind es gewesen, die uns den gleichmäßigen Fortschritt und die jetzige Blüte gebracht haben, an der alle Stände gleichmäßig teilnehmen.

Alles in allem gerechnet, werden also auch die Konsumenten eher Vorteil als Nachteil von den Getreidezöllen gezogen haben. Bei den Viehzöllen wird es nicht viel anders stehen, denn wenn auch die Fleischpreise allmählich gestiegen sind, so kommt dagegen der Schutz gegen Seuchen und gegen ungesundes Fleisch in Betracht. Augenblicklich freilich stehen, während die Getreidepreise wieder gesunken sind, die Fleischpreise ganz besonders hoch, aber es ist nicht gesagt, ob nicht auch sie in absehbarer Zeit wieder sinken werden. Die Schweine vermehren sich so schnell, daß immer wieder Zeiten kommen, wo die Landwirte die Ferkel gar nicht los werden können.

---

*) Stuttgart-Berlin, J. G. Cotta, 67 S. Gr.-Du.

Unsere Agrarier haben manche Sünde auf ihrem Kerbholz, aber die landwirtschaftlichen Schutzzölle muß man ihnen gönnen, sie sind gerechtfertigt auch vom Standpunkt des Allgemeinwohls. Daß die Volksernährung unter ihnen nicht gelitten hat, geht aus der von Brentano angeführten Tatsache hervor, daß der Roggenkonsum für den Kopf seit 1878 mit einigen Schwankungen etwa gleich geblieben ist (100 Kilo Mehl), gleichzeitig aber der Verbrauch von Weizenmehl konstant gestiegen ist, von 47,23 Kilo auf den Kopf auf 65,7. Gleichzeitig hat auch der Fleischverbrauch erheblich zugenommen.

Es ist nach alledem sehr verständlich, daß die Regierung wenig Neigung hat, ein Wirtschaftssystem, das sich so gut bewährt hat, anzutasten. Nichtsdestoweniger gibt es doch einige Punkte, welche die Erwägung einer Reform nahelegen. Die Rechtfertigung unserer Agrarzölle ist allein darin zu finden, daß sie die überlieferten Preise nicht erhöht, sondern nur einen für die gesamte Landwirtschaft ruinösen Preissturz verhindert haben. Sobald sich eine wirkliche Preiserhöhung über das Gewohnte hinaus bemerklich macht, wird die öffentliche Meinung mit Recht rebellisch. Solche erhöhten Preise haben wir nun im Getreide tatsächlich drei Jahre lang gehabt und kaum ist das vorbei, so ziehen die schon lange im Steigen begriffenen Fleischpreise noch weiter an. Selbst wenn diese auch wieder etwas sinken sollten, so wird doch ein empfindlicher Druck ausgeübt, und sowohl aus wirtschaftlichen als politischen Gründen ist es deshalb ratsam zu prüfen, ob es nicht Punkte gibt, wo man, ohne die Landwirtschaft zu schädigen, etwas nachgeben kann. Ich will mir kein Sachurteil anmaßen, aber ich erinnere daran, daß ein starker Verdacht besteht, daß manche von den Maßregeln zur Verhütung der Seucheneinschleppung, wie der Einführung schlechten Fleisches die Grenzen der Sorge für die Gesundheit von Vieh und Menschen zugunsten agrarischer Interessen weit überschreiten. Bei dem Fleischbeschaugesetz, wo die Landwirte etwas bezahlen sollten, war die Sorge der Agrarier um die Volksgesundheit viel geringer. Das gefrorene Fleisch aus Argentinien soll sich in England sehr bewährt haben, ohne wegen seiner geringeren Qualität dem frischen, einheimischen Fleisch irgendwelche Konkurrenz zu machen. Ferner wird die Aufhebung der Zölle auf Futtermittel von vielen Landwirten selbst verlangt, und wenn das auch nicht sofort helfen würde, so wäre es doch für die zukünftige Fleischversorgung von großer Bedeutung, da bei dem steigenden Wohlstande des deutschen Volkes auch der Fleischkonsum in fortwährendem Steigen begriffen ist. Selbst wenn die Maßregeln der Regierung keinen unmittelbaren Erfolg haben sollten, so wäre es doch schon sehr wichtig, guten Willen zu zeigen. Freilich hat der Reichstag, dessen Zustimmung ja in den entscheidenden Punkten nötig ist, eine starke agrarische Majorität. Aber bei der Stimmung im Volke würde sich diese Majorität doch wohl schwerlich trauen, sachlich gut begründete Vorschläge der Regierung zu verwerfen und am allerwenigsten braucht der Herr Reichskanzler zu sorgen, daß die Agrarier

deshalb gegen ihn wie einst gegen den Grafen v. Caprivi in die Opposition gehen würden. Graf Caprivi hatte das Unglück, daß unmittelbar, nachdem er die Agrarzölle etwas erniedrigt hatte, ein großer Preissturz auf dem Weltmarkt eintrat und die deutsche Landwirtschaft dadurch tatsächlich in große Bedrängnis kam und ihm nun die Schuld beimaß. Heute aber floriert die Landwirtschaft und die agrarischen Führer drückt wegen des Verhaltens in der Reichsfinanzreform das Gewissen. Die Regierung kann sich schon etwas gegen sie trauen, sie werden nicht wagen aufzubegehren.

* * *

Wichtiger noch als die Fleischfrage dürfte doch wohl die Entwicklung der Sozialdemokratie für unser öffentliches Leben werden. Schon gleich nach dem Fall des Sozialistengesetzes regte sich das Bestreben, aus der absoluten Opposition mit der Hoffnung auf den Zukunftsstaat herauszukommen und positive parlamentarische Politik zu machen. Am 1. Juni 1891 hielt Herr v. Vollmar im Eldorado zu München eine Rede, in der er die grundsätzliche Verneinung, das leichtbereite Absprechen verwarf, von nationalen Aufgaben und Pflichten redete und ein positives Programm entwickelte: Arbeiterschutz, Vereinsrecht, Beseitigung der Lebensmittelzölle und dergl. Die große Mehrheit der Partei verwarf dieses Abschwenken zum Opportunismus, und seit 20 Jahren tobt nun der Kampf, wie es heute heißt, zwischen Revisionisten und Radikalen innerhalb der Partei fort. Obgleich der Streit zeitweilig überaus rohe Formen annahm, hat er doch der Partei nichts geschadet. Mag sein, daß die Niederlage von 1907 zum Teil auf die wechselseitigen Beschimpfungen beim Dresdener Parteitag zurückzuführen ist; heute ist jener Verlust längst wieder ausgeglichen und überholt. Im ganzen hat der Streit der Partei wohl sogar genützt, weil er ja erlaubte, mit zwei Sehnen am Bogen ins Feld zu ziehen. Durch den wilden Radikalismus wurden die Massen aufgepeitscht und fortgerissen, und mit dem Opportunismus ließen sich die Scharen der Mitläufer einfangen, die von Revolution und Zukunftsstaat nichts wissen wollten, aber in der Partei die zukünftige radikale Reformpartei erhofften. Gerade die Fortschritte, die die Partei auf diese Weise machte, haben sie nun in den süddeutschen Staaten auf einen Punkt geführt, wo das fortwährende Hinausschieben der Entscheidung sich nicht länger durchführen ließ, sondern die Praxis der Politik ein Ja oder Nein notwendig machte. In Baden ist die Konstellation die, daß, wenn die Sozialdemokraten nicht mit den Liberalen zusammen für das Budget stimmen, die Regierung gezwungen ist, sich an das Zentrum zu wenden. Um die Zentrumsherrschaft zu verhüten, haben die Sozi also für das Budget gestimmt. Das ist hier und da auch sonst schon geschehen, diesmal aber war es von entscheidender Bedeutung, weil es sich nicht um einen einmaligen Akt handelt, sondern wenn es wirksam sein soll, notwendig wiederholt und zur Regel werden muß. Hat der Opportunismus sich einmal an dieser einen Stelle festgesetzt, so wird er weiter und weiter um sich fressen, und die alte echte Klassenkampf- und

Katastrophenlehre muß allmählich absterben. Es sind ja ohnehin nur noch die Massen, die daran hängen, die meisten Führer und Abgeordneten haben sie im Innern längst aufgegeben.

Nachdem schon der Nürnberger Parteitag deshalb im vorigen Jahr die Budgetbewilligung prinzipiell verboten, hat jetzt der Madgeburger Parteitag den Badischen Genossen einen scharfen Verweis erteilt und erklärt, daß sie im Wiederholungsfalle aus der Partei ausgeschlossen werden würden.

Wenn früher die sozialdemokratischen Führer öfter von dem Glück ihrer Partei gesprochen haben wegen der Dummheiten, die ihre Gegner machten, so kann man ihnen das heute voll zurückgeben. Einen größeren taktischen Fehler, als diesen Beschluß, konnte die Partei nicht wohl machen, das hat kein anderer als Herr Bebel selber und mit ihm der Parteivorstand auch sehr wohl erkannt, und sie sind deshalb für eine Formulierung eingetreten, die wohl das Verhalten der Badener verdammte, aber ihnen nicht gleich das Todesurteil in Aussicht stellte. Schon war es drauf und dran, daß es bei diesem Beschlusse verblieb, als der Uebermut oder eine Unbesonnenheit des badischen Führers Dr. Frank noch im letzten Augenblick den Wagen umwarf. Herr Frank gab zu verstehen, daß nach diesem Beschluß die Badener weiter handeln würden, wie sie es für gut hielten. Dadurch aber reizte er die Majorität so sehr, daß trotz aller Gegenbemühungen Bebels in mitternächtiger Stunde doch noch der Exklusionsantrag wieder eingebracht wurde und durchging.

Der natürliche Entwicklungsprozeß wird dadurch selbstverständlich wenig aufgehalten werden. Die Minorität, bei einigen Abstimmungen alles in Allem etwa ein Drittel, ist zu stark, um sich so unterdrücken zu lassen, und die Badener haben sich gleich ein Hinterpförtchen geöffnet, um ihrem Schergen zu entgehen: sie haben in dem Vorgang einen Verstoß wider die Geschäftsordnung gefunden und bei der Abstimmung den Saal verlassen. Sie werden also den Beschluß für ungültig erklären und weiter tun, was sie für richtig halten.

Trotzdem ist der Beschluß des Parteitages von großer Bedeutung. Die Mauserung wird sich fortsetzen, aber der Einfluß dieses Prozesses auf die nächsten Wahlen, auf die Mitläufer wird ausgeschaltet. Die eine von den beiden Sehnen am Bogen, von denen ich oben gesprochen, ist zerrissen. Die große Gefahr, in der wir schwebten, daß viele patriotische Wähler aus Zorn über den agrarischen Uebermut und das Junkertum bei den Konservativen bereit waren, für die Sozialdemokraten zu stimmen, ist wesentlich gemildert. Denn darüber irre man sich nicht, so sehr wir als Deutsche wünschen müssen, daß ein so großer Teil unseres Volkes, wie ihn die Genossen bilden, sich von der unfruchtbaren Klassenkampftheorie abwende zur praktischen Teilnahme an der nationalen Politik, so ist doch gar nicht daran zu denken, daß bereits in absehbarer Zeit aus den Revisionisten politisch brauchbare deutsche Reichsbürger werden. In Baden sich an der Kulturpolitik zu beteiligen, ist kein besonderes Kunststück — auf Berlin

kommt es an. Und wie lange hat es bei den Freisinnigen gedauert, bis sie in der Behandlung der Wehrfragen zu Verstande gekommen sind!

Wir sehen also in dem Ausgang des Magdeburger Parteitages ein in jeder Beziehung erfreuliches Ereignis. Auf der einen Seite war die Minorität der gesunden Vernunft so stark, so talentvoll und so entschlossen, daß man in Zukunft Hoffnungen auf sie setzen kann, auf der anderen Seite ist es günstig, daß sie nicht jetzt schon siegte, sondern daß vorläufig noch das wilde Berserkertum, das die Mitläufer von der Partei abschreckt, die Oberhand behalten hat.

21. 9. 10. D.

Türken, Dreibund und Franzosen. — Indian Unrest.

In seiner Königsberger Rede hat der Deutsche Kaiser auf die angestrengten Rüstungen der Nachbarstaaten verwiesen. Da die Franzosen schon längst ihre Wehrkraft so weit gesteigert haben, wie sie konnten, zielt jenes Kaiserwort offenbar in der Hauptsache auf Rußland, wo die große und immer noch rasch wachsende Volkszahl einen für uns unzweifelhaft nicht bequemen umfassenden Ausbau der Kriegsmacht gestattet. In der Tat arbeiten die Russen seit dem Frieden von Portsmouth und mit noch gesteigertem Eifer seit ihrer diplomatischen Niederlage in der bosnischen Frage an kostspieligen, aber, wie man annehmen muß, wirksamen Umgestaltungen und Erweiterungen ihrer militärischen Organisation.

Dem gegenüber hat Deutschland in der letzten Zeit auf diplomatischem Gebiet eine schwer ins Gewicht fallende Verstärkung seiner internationalen Position errungen. Es kann kaum noch bezweifelt werden, daß die Türkei eine Annäherung an Deutschland und Oesterreich vollzogen hat. In ihrer inneren Politik bleiben die Jungtürken dem Konstitutionalismus treu, nachdem sie die repräsentativen Institutionen in etwas grotesker, aber vielleicht notwendiger Form auf ihre besondere Landesart zugeschnitten haben, in der auswärtigen Staatskunst kehren sie zu den Grundsätzen Abdul Hamids zurück. Sicher würden die am Goldenen Horn heute regierenden Männer die auswärtige Politik, welche sie bei ihrem Amtsantritt vorfanden, niemals umgestoßen haben, wenn sie Erfahrung in den Geschäften besessen hätten. Aber die Leidenschaften der inneren Politik trübten ihnen den Blick, so daß sie die Tendenzen der europäischen Kabinette im ersten Augenblick nicht zu erkennen, von einander zu sondern und richtig zu würdigen vermochten. Niemand darf sich erlauben, den osmanischen Freiheitskämpfern aus jenem Irrtum einen Vorwurf zu machen. Sie wagten ihr Leben, um für ihr Vaterland eine Verfassung zu erringen, und fanden bei diesem idealen Unternehmen die hochwichtige Unterstützung Englands und Frankreichs. Deutschland und Oesterreich verhielten sich vor dem Triumph der mazedonischen Truppen reserviert, und nachher war Oesterreich sogar genötigt, sich gegen

die möglichen Einwirkungen der türkischen Revolution auf Bosnien dadurch zu sichern, daß es die letzten dieses Land mit dem osmanischen Reich noch verknüpfenden Bande zerschnitt.

So ist es gekommen, daß die Jungtürken in den ersten beiden Jahren ihrer Herrschaft sich auf die beiden Westmächte zu stützen versuchten. Sie vermochten sich der Erinnerung nicht zu entschlagen, daß sie ohne die vielfachen Einmischungen Englands und Frankreichs in die Verwaltung des Sultans Abdul Hamid dieses gefürchteten Despoten, niemals Herr geworden wären und im Gegenteil selber ein Ende mit Schrecken genommen hätten. So lehnten sie sich vertrauensvoll auf den Arm ihrer demokratischen Gesinnungsgenossen an der Themse und Seine und ließen diesen treuen Arm auch noch nicht los, als Engländer und Franzosen in dem bosnischen Konflikt die Türkei ihren eigenen unentwickelten Kräften überließen, ja gar nicht so ungern aus dem Leibe des vielbekomplimentierten jüngsten Verfassungsstaats in Europa den Sandschak geschnitten hätten, um damit Serben und Montenegrinern eine Aufmerksamkeit zu erweisen und Oesterreich eine Verlegenheit zu bereiten.

Was die Freundschaft der türkischen Liberalen für England und die französische Republik langsam zum Erkalten gebracht hat, war die kretische Frage. Seit dem neugriechischen Freiheitskampf von 1821 haben sich die Kreter unzählige Male gegen die Türkenherrschaft empört. Es ist ihnen niemals gelungen, das Joch abzuwerfen, da die Osmanen ihnen auch im politischen Verfall viel zu stark waren und das kleine ohnmächtige Griechenland durch Kriegsdrohungen davon abhalten konnten, den kretischen Stammesgenossen wirksam beizuspringen. Trotzdem erlangten die Kreter in den letzten Jahren der Regierung Abdul Hamids, wo zum mindesten der Untergang der europäischen Türkei gewiß zu sein schien, die Unabhängigkeit. Formell blieben sie dem osmanischen Reich unterworfen, virtuell aber wurde ihnen vollständige Autonomie eingeräumt. Und mehr als das — dem König der Hellenen wurden gewisse völkerrechtlich monströse, praktisch aber sehr wichtige Hoheitsrechte auf der Insel eingeräumt. Die ganze Gesetzgebung und Verwaltung Kretas erfuhr eine Regelung auf der Basis der griechischen Institutionen. Das Kommando der kretischen Gendarmerie und Miliz übernahmen griechische Offiziere und Unteroffiziere.

Hundertfach waren die Bande, die durch diese Art von kretischer Selbstregierung von 1898 bis 1908 zwischen der Minosinsel und dem Königreich Griechenland geschlungen wurden. Dagegen stießen die von 250 jähriger Gewaltherrschaft befreiten Kreter die sehr zahlreiche muhamedanische Bevölkerung aus ihrer Mitte aus und zwangen sie zur Emigration nach Kleinasien. Als 1908 die jungtürkische Revolution erfolgte, proklamierten die Kreter aus denselben Gründen, aus denen die Oesterreicher Bosnien annektierten, ihre Union mit Griechenland.

Die Jungtürken würden vielleicht beide Landschaften, die ja der Sache nach längst verloren waren, auch der Form nach aufgegeben haben, wenn

ihre Position gegenüber den Alttürken stärker gewesen wäre. Aber die jungtürkische Partei hat von vornherein eine extrem nationalistische Richtung eingeschlagen. Nur durch den Chauvinismus glaubt sie sich gegen die Orthodoxie behaupten zu können. Deshalb fühlen sich die Machthaber in Konstantinopel aufs empfindlichste dadurch verletzt, daß England und Frankreich, nachdem sie gern den Sandschak den Serben und Montenegrinern überantwortet hätten, jetzt die Osmanen daran hindern wollen, den Griechen mit dem Säbel auf die Finger zu klopfen, wenn sie sich nach wie vor unterstehen, die Hand nach „Kirid" auszustrecken.

Wenn die türkischen Liberalen mehr Erfahrung in der auswärtigen Politik oder historische Bildung besessen hätten — was sie freilich beides unter dem Despotismus nicht erwerben konnten —, würden sie von den Westmächten und besonders von den Engländern keine andere Haltung erwartet haben als genau diejenige, welche von den beiden westeuropäischen Völkern in Wirklichkeit beobachtet worden ist. Seit dem Jahre 1880, wo sich die britische Nation gegen Lord Beaconsfields türkenfreundliche Politik erklärte, haben sich beide große Parteien Englands immer fester mit der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Zukunft in der Levante nicht den Türken, sondern den christlichen Völkerschaften gehöre, und daß es englischerseits klug gehandelt sei, diese zu begünstigen. Die Jungtürken haben ein paar Jahre lang gehofft, England als „die Mutter der Freiheit", wie sie es nennen, würde nach dem Durchbruch des Konstitutionalismus im osmanischen Reich ihre jungtürkischen Söhne mit der gleichen Zärtlichkeit beglücken, die sie schon immer den Südslaven, Hellenen und Armeniern zuwendete. Anstatt dessen mußten die Türken erleben, daß man ihnen von seiten der Westmächte eine Kretakonferenz aufdrängen wollte, mit dem evidenten Zweck, die Insel vollständig von der Türkei zu trennen. Nur die kategorische Erklärung Deutschlands und Oesterreichs, sie würden eine solche Konferenz nicht beschicken, wenn auf ihr der Türkei eine Verletzung ihrer Integrität abgezwungen werden solle, rettete den Staatsmännern der Pforte den Mut des passiven Widerstandes. Die Türken bekehrten sich nun zu der Auffassung, die sie infolge britischer Einflüsterungen bis dahin immer zurückgewiesen hatten, daß Oesterreich eine territorial saturierte Orientmacht sei, die aus eigenem Antriebe niemals nach Mazedonien hinübergreifen würde.

Trotz der geschilderten Trübung ist das Verhältnis zwischen Türken und Engländern noch kein ausgesprochen schlechtes, wenn auch die englische Presse nicht mehr daran zweifelt, daß die Pforte anfängt, sich auf die Seite des Dreibundes zu neigen. Offenbar rechnen die Engländer darauf, daß in Stambul jeden Tag ein neuer Umschwung des Kurses der auswärtigen Staatskunst erfolgen kann, sei es durch eine abermalige Umwälzung in der inneren türkischen Politik, sei es durch die diplomatischen Intriguen und Kabalen, an denen der Boden von Konstantinopel seit den Tagen des Sir Stratford Canning so fruchtbar ist.

Dagegen haben sich zum allgemeinen Erstaunen die Beziehungen zwischen

der französischen Republik und den Osmanen in den letzten Wochen sehr ungünstig gestaltet. Die Franzosen wollen allerdings der Türkei eine Anleihe von 150 Millionen Franken bewilligen, die dieselbe auf dem Pariser Geldmarkt nachgesucht hat. Aber Herr Pichon will jenes Papier nur dann zum Börsenhandel zulassen, wenn die Türkei sich in die absolute Schuldknechtschaft Frankreichs begibt. Schon heute übt die Banque Ottomane, ein in der Hauptsache französisches Institut, eine weitgehende Kontrolle über die türkischen Finanzen aus. Ebenso haben die Engländer die chinesischen Seezölle unter ihre Verwaltung genommen, und die Gläubiger der Türkei wie Chinas befinden sich wohl dabei. Andererseits kann man es den türkischen wie den chinesischen Ministern nicht verdenken, daß sie in dem Verlust der Oberhoheit über die Finanzen eine der schlimmsten Folgen des Verfalls ihrer Staaten sehen. Speziell die Jungtürken arbeiten seit dem Beginn ihres Regiments daran, bezüglich der Normierung, Einziehung und Verwendung der Staatseinkünfte wieder völlig freie Hand zu bekommen. Nun fordert aber Frankreich von ihnen, daß die Türkei, wenn sie französisches Geld zu borgen beabsichtigt, die Befugnisse der Banque Ottomane dermaßen erweitern soll, daß dieses Bankinstitut fortan als der alleinige allwaltende publicanus des Sultans dastehen würde. Alle dem osmanischen Reichsschatz zustehenden Abgaben müssen, wenn das Verlangen der französischen Regierung befriedigt wird, in die Keller und Tresors der Banque Ottomane eingehen, werden hier verwaltet und gelangen nur in dem Maß, wie die Bank sie wiederherausgiebt an die Behörden. Das Exorbitanteste aber ist, daß der Banque Ottomane, also indirekt der Regierung der französischen Republik, ein Einspruchsrecht gegen alle Ausgaben der türkischen Regierung eingeräumt werden soll. Damit wäre wohl beispielsweise dem Ankauf weiterer deutscher Kriegsschiffe durch die Türkei ein Riegel vorgeschoben.

Die türkischen Finanzen sind, für sich betrachtet, ohne Beziehung auf die große Politik, eine für Frankreich ganz außerordentlich wichtige Sache Seit den Tagen des Barons Hirsch sind sehr große französische Kapitalien im osmanischen Reiche angelegt. Viele Franzosen haben an türkischen Werten Geld verloren, aber die französische Nation als ein Ganzes hat unzweifelhaft an ihnen verdient. Die europäische und insbesondere französische Kontrolle der türkischen Staatsfinanzen hat das osmanische Reich aus den Zustand des Staatsbankrotts herausgebracht und für Kapital und Zinsen Sicherheit geschaffen. Im übrigen erhalten türkische Anleihen die Zulassung zur Pariser Börse nur, wenn der Geldnehmer für den größten Teil der geborgten Summe bei französischen Etablissements Kriegsmaterial bestellt. So bleibt das ausgeliehene Geld, bei Licht besehen, im Lande, und die Ungläubigen müssen noch obendrein zweimal im Jahre die schweren Zinsen remittieren.

Die Franzosen sind ein Volk von Sparern und Effektenbesitzern. Darum hat die republikanische Staatsform das Schlimmste zu befürchten, wenn die Regierung ihr Aufsichtsrecht über die Börse schwach oder ein-

sichtslos handhabt. Die Zulassung und Garantierung der faulen Panama-Loosanleihe hätte die Republik beinahe gestürzt; sie hat die boulangistische und die antisemitische Bewegung gutenteils hervorgerufen. Daß die französische Regierung, durch schlimme Erfahrungen der inneren Politik gewarnt, die finanziellen Interessen Frankreichs in der Türkei mit Argusaugen überwacht, bewies sie in den letzten Jahren Abdul Hamids, wo sie ein Geschwader nach Lesbos sendete, um den zweifelhaften Rechten einiger unter französischem Schutz stehender Levantiener Achtung zu verschaffen. Diese Herren, Geldmänner von Beruf, erhoben Ansprüche an den türkischen Staatsschatz, die anzuerkennen der Sultan sich weigerte. Frankreich aber pfändete durch seine Kriegsschiffe die Einkünfte des Zollamts von Mytilene, die für die Zivilliste des Sultans von großer Bedeutung waren, und zwang so Abdul Hamid zum Nachgeben.

Gleichwohl würde man den Ernst der internationalen Lage verkennen, wenn man die plötzlich zum Ausbruch gelangte Unfreundlichkeit der Franzosen gegen die Türkei ausschließlich auf wirtschaftliche Motive zurückführte. Allerdings sind dieselben von großer Bedeutung. Die Franzosen wollen, auch wenn die Türkei sich unter dem neuen Regime politisch und ökonomisch regenerieren sollte, ihre alte finanzielle Vorherrschaft am Bosporus behaupten. Sie wünschen ferner auf den Gebieten des Bahnbaus, der Bergwerke, der Elektrizitätsindustrie und überhaupt in allen Sphären gewerblicher Tätigkeit, die sich nach der Verfassungsänderung in der Türkei neu zu eröffnen scheinen von der Konzessionen austeilenden türkischen Regierung besser bedacht zu werden als die beneideten deutschen Urheber der Bagdadbahn. So wichtig alles dies nun ist, es bleibt doch eine Sache von sekundärer Bedeutung. Weder hat die starke Verbreitung österreichischer Metalliques im französischen Publikum den Krieg von 1859 verhindert, noch hat das sehr bedeutende Interesse der französischen Kapitalisten an italienischer Rente die Regierung der französischen Regierung davon abgehalten, gegen das Königreich Italien, als es in den Zweibund eintrat, eine sehr gehässige Politik zu verfolgen, u. a. auch durch einen Zollkrieg, also eine Maßregel, die viel Aehnlichkeit hat mit den heute Turbanwerten drohenden Schwierigkeiten an der Pariser Börse.

Was die Franzosen noch unendlich mehr als die finanziellen Emanzipationsgelüste der Osmanen in Erregung versetzt, ist die Hinneigung der letzteren zum Dreibund. Wie 1905 und 1909, so wird den Franzosen auch heute, wo die zugleich schwachen und chauvinistischen Regierungen in Konstantinopel und Athen den Ausbruch eines Krieges um Kreta nicht unwahrscheinlich machen, schwül, sehr schwül ums Herz bei dem Gedanken, daß aus dem griechisch-türkischen Kriegsfeuer durch die Einmischung zunächst Bulgariens und dann immer weiterer Mächte ein Weltbrand werden kann. Frankreich würde dann den ersten furchtbaren Stoß auszuhalten haben. Die fleißigen Rüstungen Rußlands können Frankreich zunächst nichts helfen, weil die Moskowiter vorkommendenfalls eine defensive Strategie befolgen

der französischen Republik und den Osmanen in den letzten Wochen sehr ungünstig gestaltet. Die Franzosen wollen allerdings der Türkei eine Anleihe von 150 Millionen Franken bewilligen, die dieselbe auf dem Pariser Geldmarkt nachgesucht hat. Aber Herr Pichon will jenes Papier nur dann zum Börsenhandel zulassen, wenn die Türkei sich in die absolute Schuldknechtschaft Frankreichs begibt. Schon heute übt die Banque Ottomane, ein in der Hauptsache französisches Institut, eine weitgehende Kontrolle über die türkischen Finanzen aus. Ebenso haben die Engländer die chinesischen Seezölle unter ihre Verwaltung genommen, und die Gläubiger der Türkei wie Chinas befinden sich wohl dabei. Andererseits kann man es den türkischen wie den chinesischen Ministern nicht verdenken, daß sie in dem Verlust der Oberhoheit über die Finanzen eine der schlimmsten Folgen des Verfalls ihrer Staaten sehen. Speziell die Jungtürken arbeiten seit dem Beginn ihres Regiments daran, bezüglich der Normierung, Einziehung und Verwendung der Staatseinkünfte wieder völlig freie Hand zu bekommen. Nun fordert aber Frankreich von ihnen, daß die Türkei, wenn sie französisches Geld zu borgen beabsichtigt, die Befugnisse der Banque Ottomane dermaßen erweitern soll, daß dieses Bankinstitut fortan als der alleinige allwaltende publicanus des Sultans dastehen würde. Alle dem osmanischen Reichsschatz zustehenden Abgaben müssen, wenn das Verlangen der französischen Regierung befriedigt wird, in die Keller und Tresors der Banque Ottomane eingehen, werden hier verwaltet und gelangen nur in dem Maß, wie die Bank sie wiederherausgiebt an die Behörden. Das Exorbitanteste aber ist, daß der Banque Ottomane, also indirekt der Regierung der französischen Republik, ein Einspruchsrecht gegen alle Ausgaben der türkischen Regierung eingeräumt werden soll. Damit wäre wohl beispielsweise dem Ankauf weiterer deutscher Kriegsschiffe durch die Türkei ein Riegel vorgeschoben.

Die türkischen Finanzen sind, für sich betrachtet, ohne Beziehung auf die große Politik, eine für Frankreich ganz außerordentlich wichtige Sache. Seit den Tagen des Barons Hirsch sind sehr große französische Kapitalien im osmanischen Reiche angelegt. Viele Franzosen haben an türkischen Werten Geld verloren, aber die französische Nation als ein Ganzes hat unzweifelhaft an ihnen verdient. Die europäische und insbesondere französische Kontrolle der türkischen Staatsfinanzen hat das osmanische Reich aus den Zustand des Staatsbankrotts herausgebracht und für Kapital und Zinsen Sicherheit geschaffen. Im übrigen erhalten türkische Anleihen die Zulassung zur Pariser Börse nur, wenn der Geldnehmer für den größten Teil der geborgten Summe bei französischen Etablissements Kriegsmaterial bestellt. So bleibt das ausgeliehene Geld, bei Licht besehen, im Lande, und die Ungläubigen müssen noch obendrein zweimal im Jahre die schweren Zinsen remittieren.

Die Franzosen sind ein Volk von Sparern und Effektenbesitzern. Darum hat die republikanische Staatsform das Schlimmste zu befürchten, wenn die Regierung ihr Aufsichtsrecht über die Börse schwach oder ein-

sichtslos handhabt. Die Zulassung und Garantierung der faulen Panama-Loosanleihe hätte die Republik beinahe gestürzt; sie hat die boulangistische und die antisemitische Bewegung gutenteils hervorgerufen. Daß die französische Regierung, durch schlimme Erfahrungen der inneren Politik gewarnt, die finanziellen Interessen Frankreichs in der Türkei mit Argusaugen überwacht, bewies sie in den letzten Jahren Abdul Hamids, wo sie ein Geschwader nach Lesbos sendete, um den zweifelhaften Rechten einiger unter französischem Schutz stehender Levantiener Achtung zu verschaffen. Diese Herren, Geldmänner von Beruf, erhoben Ansprüche an den türkischen Staatsschatz, die anzuerkennen der Sultan sich weigerte. Frankreich aber pfändete durch seine Kriegsschiffe die Einkünfte des Zollamts von Mytilene, die für die Zivilliste des Sultans von großer Bedeutung waren, und zwang so Abdul Hamid zum Nachgeben.

Gleichwohl würde man den Ernst der internationalen Lage verkennen, wenn man die plötzlich zum Ausbruch gelangte Unfreundlichkeit der Franzosen gegen die Türkei ausschließlich auf wirtschaftliche Motive zurückführte. Allerdings sind dieselben von großer Bedeutung. Die Franzosen wollen, auch wenn die Türkei sich unter dem neuen Regime politisch und ökonomisch regenerieren sollte, ihre alte finanzielle Vorherrschaft am Bosporus behaupten. Sie wünschen ferner auf den Gebieten des Bahnbaus, der Bergwerke, der Elektrizitätsindustrie und überhaupt in allen Sphären gewerblicher Tätigkeit, die sich nach der Verfassungsänderung in der Türkei neu zu eröffnen scheinen von der Konzessionen austeilenden türkischen Regierung besser bedacht zu werden als die beneideten deutschen Urheber der Bagdadbahn. So wichtig alles dies nun ist, es bleibt doch eine Sache von sekundärer Bedeutung. Weder hat die starke Verbreitung österreichischer Metalliques im französischen Publikum den Krieg von 1859 verhindert, noch hat das sehr bedeutende Interesse der französischen Kapitalisten an italienischer Rente die Regierung der französischen Regierung davon abgehalten, gegen das Königreich Italien, als es in den Zweibund eintrat, eine sehr gehässige Politik zu verfolgen, u. a. auch durch einen Zollkrieg, also eine Maßregel, die viel Aehnlichkeit hat mit den heute Turbanwerten drohenden Schwierigkeiten an der Pariser Börse.

Was die Franzosen noch unendlich mehr als die finanziellen Emanzipationsgelüste der Osmanen in Erregung versetzt, ist die Hinneigung der letzteren zum Dreibund. Wie 1905 und 1909, so wird den Franzosen auch heute, wo die zugleich schwachen und chauvinistischen Regierungen in Konstantinopel und Athen den Ausbruch eines Krieges um Kreta nicht unwahrscheinlich machen, schwül, sehr schwül ums Herz bei dem Gedanken, daß aus dem griechisch-türkischen Kriegsfeuer durch die Einmischung zunächst Bulgariens und dann immer weiterer Mächte ein Weltbrand werden kann. Frankreich würde dann den ersten furchtbaren Stoß auszuhalten haben. Die fleißigen Rüstungen Rußlands können Frankreich zunächst nichts helfen, weil die Moskowiter vorkommendenfalls eine defensive Strategie befolgen

wollen. Es ist noch nicht lange her, daß das französische Kriegsministerium seine Bestürzung darüber manifestierte, daß Rußland, ohne Frankreich zu befragen, das V. Armeekorps aus Polen wegzog. In der Nummer der „Revue de deux mondes“ vom 1. August konstatiert der General de Négrier in einem Aufsatz: „Les forces chinoises en 1910“, daß das V. Korps in Perm und Wologda, nahe der sibirischen Grenze, neue Garnisonen bezogen: „und sich so der Mandschurei um 1600 Kilometer genähert hat“. General Négrier führt diesen militärischen Schachzug der Russen auf die Furcht derselben vor der wachsenden Heeresmacht der Chinesen zurück und sucht den Bundesgenossen ihre Aengstlichkeit auszureden. Jedenfalls aber sind die Franzosen selber von entsprechender Besorgnis nichts weniger als frei. Nur wird ihre Unruhe ausschließlich erweckt durch die kriegerischen Gefahren, die ihnen der eventuell durch die Türkei und Rumänien verlängerte mitteleuropäische Bund anzudrohen scheint, während die Sorge der Russen zugleich völlig unberechenbaren ostasiatischen Perpetien und Krisen gilt.

Daß man auch in Petersburg durch die Schwenkung der Türken zugunsten Deutschlands und Oesterreichs nervös geworden ist, beweisen die Vorhaltungen, die man in Petersburg den dortigen türkischen Botschafter gemacht hat. Rußland beschwert sich darüber, daß türkischerseits der Nordrand des Bosporus befestigt wird, daß die junge türkische Flotte sich, angeblich herausfordernd, im Schwarzen Meere zeige, und was der wenig begründeten Vorwürfe mehr sind. Offenbar handelt es sich bei den russischen Remonstrationen nur um den Ausfluß einer Gereiztheit, die als Symptom der zu ungunsten der Tripel-Entente geänderten diplomatischen Lage immerhin interessant ist.

Wie schon gesagt, bewahren die Führer der Tripel-Entente, die Engländer, noch immer kaltes Blut. Sir Ernest Cassel und die City-Bankiers, die hinter ihm stehen, möchten gern den französischen Börsenmännern den Rang ablaufen und ihrerseits die publicani Muhammeds V. werden. Weder die in Deutschland von der Türkei erworbenen ausrangierten Kriegsschiffe, noch die in der Tat rüstig vorschreitende Reorganisation der osmanischen Landmacht rauben den Briten einstweilen den Schlaf, zumal die projektierten Bahnbauten in der asiatischen Türkei und Persien, die vielleicht einmal England in Aegypten und Indien militärisch bedrohen könnten, noch weit von der Vollendung entfernt sind. Dagegen macht die innere Lage Ostindiens und auch die Aegyptens den britischen Staatsmännern ziemlich viele Sorge, die sich in beachtenswerten Artikeln der englischen Zeitungs- und Zeitschriften-Literatur sehr anschaulich spiegelt. Seit Mitte Juli d. Js. hat die „Times“ mehr als zwanzig Artikel über „Indian unrest“ gebracht, alle von einem und demselben gründlich informierten Verfasser, dem anglo-indischen Journalisten Chirol, und die Serie der Chirolschen Beiträge hat noch immer ihr Ende nicht erreicht. Man sieht, mit welchem gespannten Interesse die öffentliche Meinung Englands die Unruhe beobachtet, die sich der früher so schläfrigen Hindus zu bemächtigen angefangen hat. Denn daß in allen Landschaften

des indischen Kaiserreichs eine Unruhe der Geister zutage tritt, weit stärker, als sie vor der Seapoy-Meuterei von 1857 zu konstatieren war — dieser Erkenntnis entzieht sich gegenwärtig kein denkender Engländer mehr.

Das Septemberheft von „Fortnightly Review" bringt zwei Artikel über die indische und zwei über die ihr nahe verwandte ägyptische Frage. Der erste über Indien, von Herrn J. L. Garvin verfaßt, bildet den gesamten Inhalt von „Imperial and foreign affairs, a review of events", einer Rubrik, unter der sonst alle aktuellen Fragen der inneren und auswärtigen Politik behandelt werden. In der letzten Nummer ist diese Rubrik, deren Inhalt und Tendenz auf die öffentliche Meinung Großbritanniens einen starken Einfluß auszuüben pflegt, ausschließlich den indischen Angelegenheiten gewidmet. Die Ausführungen des Herrn Garvin sind im wesentlichen auf die Publikation Chirols in der „Times" begründet. Zunächst, sagt Chirol, muß man sich klar darüber werden, was bedeutet der neu geprägte Begriff „Indian unrest" (Indische Unruhe), der von den Anglo-Indiern und den mit indischen Verhältnissen vertrauten Engländern soviel diskutiert wird? Nach Chirol ist die Unruhe in Indien dadurch entstanden, daß die nationalen und demokratischen Ideen Europas das Brahmanentum zu ergreifen angefangen haben. Wohl gemerkt, das Brahmanentum, nicht die anderen Kasten der heidnischen Bevölkerung Indiens, die noch ganz in ihrem Jahrtausende alten Vorstellungskreis befangen sind:

„Die soziale Macht", sagt „Fortnightly Review", „welche die Brahmanen unter der britischen Herrschaft besitzen und ungestört ausüben, ist unvergleichlich größer als die der Priesterschaft in Spanien. Sie sind in vieler Hinsicht von nicht zu übertreffender Intelligenz. Sie vereinigen einen auf weltliche Herrschaft gerichteten Rassenstolz mit einer papstähnlichen Autorität in religiösen Angelegenheiten. Außerdem haben sie aus dem westlichen Wissen, das wir ihnen entgegenbrachten, den größten Nutzen gezogen. Sie sind besonders geeignet, die whiggistische Rhetorik, die unser verderbliches System der literarischen Jugendbildung durchdringt, sich zu assimilieren und zu übertreiben. Sie überfüllen das Beamtentum, die gelehrten Berufe, die Advokatur, die Presse."

Nun kann nach Chirol keine Rede davon sein, daß die ganze Kaste der Brahmanen mit aufrührerischen Gesinnungen erfüllt wäre. Im Gegenteil, es gibt nach der Ansicht jenes Indienkenners auch sehr viele gemäßigte Elemente in der indischen Hierarchie. Diese Auffassung dürfte um so richtiger sein, als die Unterschiede des Besitzes unter den Brahmanen außerordentlich groß sind. Aber die Führung innerhalb der Kaste ist doch, wie Chirol mit Recht überzeugt ist, in den letzten Jahren an die Extremen übergegangen. Die vielen Lager von Bomben und anderen Waffen, welche die indischen Behörden aufgehoben haben, und eine stattliche Anzahl politischer Morde beweisen zusammen mit einer Menge von anderen revolutionären Symptomen, daß die exaltierten Köpfe Jungindiens einen namhaften Teil des Brahmanentums hinter sich herziehen. Die gemäßigten und wohlhabenden Brahmanen

sitzen inzwischen, wie ein anderer angloindischer Schriftsteller es ausdrückt, auf dem Zaun, d. h. sie warten ab, nach welcher Seite es für sie opportun sein wird, sich zu neigen.

Das Hauptbestreben der brahmanischen Revolutionäre ist darauf gerichtet, die anderen Kasten für den Gedanken gewaltsamer Auflehnung gegen England zu gewinnen. Obwohl sie selber, gleich ihren russischen Vorbildern nur mit einer oberflächlichen Halbbildung ausgerüstet, meistens einem glaubenlosen Materialismus huldigen, suchen die Agitatoren bei ihren politisch subversiven Bestrebungen an den Volksglauben anzuknüpfen. Die Vertreibung der Engländer wird als ein den Göttern wohlgefälliges Werk dargestellt: „Kali oder Durga, der schreckliche Götze der Opfer, ist in Bengalen die Göttin des Aufruhrs, die sich gern durch Mord und Metzelei versöhnen läßt." Die schwarze Kali hat im indischen Olymp ein männliches Pendant, Siva. Unter den Exaltados wird der Mord an einem Engländer manchmal „ein weißes Ziegenopfer für Siva" genannt. Denn es gibt unter diesen Fanatikern auch ehrliche Leute, die nicht bewußt den Massen einen von ihnen selber längst abgestreiften Glauben predigen, sondern die vielmehr in romantischer Weise eine Wiedergeburt der altindischen Religion erträumen. Diese krankhaften Idealisten und betrogenen Betrüger werfen den Europäern in Indien einerseits ihr Kuhessen vor, andererseits ihre Trunksucht und ihre Ehebrüche, und es gelingt ihnen durch diese wunderliche Vermischung von allerzurückgebliebenstem Aberglauben und echter Frömmigkeit in der Tat, die schon einigermaßen abgestorbene Idee von der Unreinheit der Fremden, durch deren Berührung man sich besudelt, wieder zu beleben. Unter sich selber erbauen sich die europäisch Gebildeten, die Babus, weniger an den Ideen religiöser Restauration als an einem anderen, dem neuesten Geistesleben Europas entlehnten intellektuellen Ferment, dem nationalen Chauvinismus. Es ist ganz naturgemäß, daß diese Tendenz aufs leichteste Wurzel schlägt in einem Boden, dem der härteste Kasten- und Rassenhochmut der Welt entsprossen ist. Die brahmanischen Babus reden sich und anderen ein, als die reinsten Arier seien sie der edelste Teil des Menschengeschlechts. Die Röntgenstrahlen und das Radium, die Theorie von Kraft und Stoff, und überhaupt die ganze moderne Wissenschaft, stehe schon in den Vedas. Die Engländer seien ein stark gemischtes Volk ohne moralische Würde; durch ihre Ellenbogen hätten sie sich auf eine unfeine Weise in der Welt Raum gemacht:

„Wir sehen, welche mächtige Sophistik die Brahmanen anwenden können", sagt Fortnightly Review, um sowohl die Eitelkeit als auch die Religiosität der Hindus als eines Ganzen zu beeinflussen, um die Vorurteile der Massen in Bewegung zu bringen und das moralische Ansehen der Weißen zu zerstören. Zugleich erkennen wir, wie tief reaktionär seinem inneren Wesen nach alles dies ist, wie reichlich gemischt mit Charlatanerie und Unehrlichkeit, wie auch mit künstlich anempfundenem Enthusiasmus. Gerade deshalb, weil solche Bewegungen auch eine gute Seite haben, können sie um so besser für böse Zwecke gebraucht werden."

Drei weit ausgedehnte Gebiete gibt es in Indien, welche als die Zentren der allgemeinen Unruhe angesehen werden können. Das ist im Westen die Landschaft Maharaschitra mit den Städten Bombay und Puna, dann im Osten Bengalen mit Kalkutta und schließlich im Norden der Punjab mit Lahore. Die Brahmanen der Präsidentschaft Bombay, sagt Fortnightly Review, haben von allen Hindus das bedeutendste politische Talent: „Unter ihnen erhob sich Anfang der achtziger Jahre Herr Tilak als der echte Vater schwersten Verrats und Schöpfer jedweder organisierten Unbotmäßigkeit in Indien. Wir können diesem wundervollen Agitator, der seit 1906 nach Mandalay deportiert ist*), die Anerkennung nicht versagen, daß er eine großartige, wenn auch unheilvolle Erscheinung ist. Er benutzte die Religion bei Allem und Jedem. Er identifizierte sich mit dem othodoxen Hinduismus, er organisierte eine Liga gegen das Schlachten von Kühen und Vereine für Sport, er veranstaltete politische Massenversammlungen, die zugleich Feste zu Ehren der höchst populären elefantenköpfigen Göttin Ganesch waren. Er streute ein viertel Jahrhundert lang in Artikeln und Reden unaufhörliche Anreizungen zur Gewalt aus . . ."

Von den Wühlern in Bengalen erzählt Chitrol, daß speziell sie es sind, welche zur Heiligung des politischen Mordes den Kult der Blutgöttin Durga oder Kali benutzen. Bei den Bengalen ist die englandfeindliche Bewegung jünger als bei den Mahratten, die vor knapp hundert Jahren noch eine großartige Herrscherstellung in Zentralindien einnahmen, während sie sich selber wieder von ihren Brahmanen regieren ließen. Darum sind die Brahmanen aus dem Lande der Mahratten, wie schon gesagt, die politisch einsichtigsten und speziell den bengalischen Babus an Befähigung für die öffentlichen Angelegenheiten überlegen. Aber auch am Ganges ist der Sinn für Politik, der früher fast ganz schlummerte, durch den Kanonendonner von Port Arthur und die allen Orientalen durch Mark und Bein gegangene russische Revolution dermaßen wach geworden, daß das träumerische Land der Lotusblume manchmal kaum wiederzuerkennen ist. Einer der hervorragendsten bengalischen Adepten des Mahratten Tilak ist Bepin Chandra Pal, der dafür eintritt, daß die Engländer ins Meer geworfen werden sollen. Danach soll eine indische Großmacht erstehen, deren Flotten und Heere mächtig genug sind, um ein entscheidendes Gewicht in die Schale der Weltpolitik zu werfen. Von der wirtschaftlichen Größe des unabhängigen Indien erhofft Bepin Chandra Pal, daß sie den Welthandel vollkommen beherrschen und nur in der ökonomischen Blüte des chinesischen Nachbarlandes ihres gleichen finden wird.

Wenn Bepin Chanda Pal ein auf weltliche Dinge gerichteter Phantast ist, begeistert Arabindo Ghose die in trübe Gärung geratene Jugend Bengalens durch religiöse Schwärmerei. In England erzogen, wurde er dort in so hohem Grade europäisiert, daß er, der Sprößling einer besonders

*) In Mandalay, der Hauptstadt von Birma, ist die Bevölkerung buddhistisch, so daß ein Brahmane hier keinen Einfluß gewinnen kann.

hohen und reinen Kaste, bei der Rückkehr in sein Vaterland sich kaum noch in seinem nationalen Idiom verständlich zu machen wußte. Dann aber erfuhr er eine Wiedergeburt. Er warf sich in einen asketischen Mystizismus, der sich das Ziel setzt, durch religiöse Erweckung den Menschen in ein höheres und reines Wesen zu verwandeln. Die altindischen Lehren, an die Arabindo Ghose anknüpft, erstreben jene Heiligung durch Auslöschung des eigenen Selbst. Schon Hegel hat in seiner Religions- und Geschichtsphilosophie dieses Streben der alten Hindus nach dem „Brahm", dem damaligen Stande der Indologie gemäß, zu veranschaulichen gesucht.

Gegenüber den antiken indischen Weisen ist an Arabindo Ghose das Neue, daß er das Evangelium der passiven Selbstentäußerung durch Versinken in denkende Betrachtung umformt in eine aktive Ethik des Opfermuts. Jedes Opfer soll der Hindu bringen, um die englische Herrschaft zu brechen und den tödlichen Einfluß der europäischen Kultur auf die indische zu vernichten. Der Moral Arabindo Ghoses wohnt, nach Chitrol, trotz ihrer destruktiven Tendenz etwas Erhabenes inne. Weite Kreise der heranwachsenden und der eben herangewachsenen Generation hat der Hohepriester der neuen Sekte mit seinem Fanatismus entzündet.

Vor mehr als 60 Jahren bekleidete in Indien eine hohe richterliche Würde und gab dem Lande ein bis zum heutigen Tage bewährtes Gesetzbuch der berühmte Historiker Thomas Babington Macaulay. Es ist interessant, das Bild, welches Macaulay in seinem klassischen Essay Warren Hastings von dem damaligen Nationalcharakter der Bengalen entwirft, mit der Auffassung der heutigen Bestrebungen dieses Volksstammes durch Chillon zu vergleichen: „Die physische Organisation des Bengalesen", sagt Macaulay, „ist schwach bis zum Weibischen. Er lebt in einem beständigen Schwitzbad. Seine Lebensweise ist sitzend, seine Glieder sind zart, seine Bewegungen schleppend. Während vieler Zeitalter haben ihn Männer von kühnerer und robusterer Art mit Füßen getreten. Mut, Unabhängigkeit, Wahrheitsliebe sind Eigenschaften, denen seine Konstitution und seine Lage gleichermaßen ungünstig sind. Sein Geist besitzt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit seinem Körper. Für Zwecke männlichen Widerstandes ist er schwach bis zur völligen Hilflosigkeit, aber seine Feinheit und sein Takt reißen die Kinder rauherer Himmelsstriche zu einer Bewunderung hin, in die sich Verachtung mischt. Alle Künste, die die natürliche Schutzwehr des Schwachen sind, sind dieser verschlagenen Rasse vertrauter, als dem Jonier im Zeitalter Juvenals oder dem Juden im finsteren Mittelalter. Was die Hörner dem Büffel sind, was die Tatze dem Tiger ist, was der Stachel der Biene ist, was Schönheit nach dem alten griechischen Lied dem Weibe ist, das ist der Betrug dem Bengalesen. Große Versprechungen, feierliche Entschuldigungen, sorgfältige Gewebe tiefangelegten Truges, Rechtsverdrehung, Meineid, Fälschung sind die Waffen, Angriffs- und Verteidigungswaffen, des Volks am unteren Ganges. Alle diese Millionen liefern den Herren der Compagnie nicht einen einzigen Seapoy. Aber als Wucherer, als Geldwechsler, als scharf-

sinnige Sachwalter kann sich keine Klasse menschlicher Wesen mit ihnen vergleichen. Mit all seiner Sanftmut ist der Bengalese keineswegs versöhnlich in seinen Feindschaften oder zum Mitleid geneigt. Die Hartnäckigkeit, mit der er an seinen Vorsätzen festhält, weicht nur dem unmittelbaren Druck der Furcht. Auch fehlt ihm nicht eine gewisse Art von Mut, die seine Herren oft entbehren. Unvermeidlichen Uebeln sieht man ihn manchmal eine passive Tapferkeit entgegensetzen, wie sie die Stoiker ihrem idealen Weisen beilegten. Ein europäischer Krieger, der mit lautem Hurra eine Batterie stürmt, wird manchmal unter dem Messer des Chirurgen schreien und über sein Todesurteil einem Ausbruch wilder Verzweiflung verfallen. Aber der Bengalese, der sein Vaterland von Feindeu überschwemmt sieht, sein Haus in Asche gelegt, seine Kinder ermordet oder entehrt, ohne daß er den Mut hätte, einen einzigen Schlag zu führen, ist doch dafür bekannt, Folterqualen mit der Standhaftigkeit eines Mucius zu erdulden und das Schaffott mit dem festen Schritt und dem ruhigen Puls eines Algernon Sidney zu besteigen."

Selbstverständlich besteht eine Kontiunität der geistig-moralischen Entwicklung zwischen dem Bengalesen Macaulays, der sich vor den Herrschern fremden Stammes knechtisch in den Staub wirft, und dem Bengalesen Chirols, der sich mit untauglichen anarchistischen Mitteln gegen seine Beherrscher aufbäumt. Immerhin ist durch den Vergleich der bengalischen Hindu-Typen von 1840 und 1910, wie sie uns von zwei distinguierten Zeitgenossen geschildert werden, soviel ersichtlich, daß die Aera des absoluten menschlichen Stillstandes am Ganges vorüber ist. Nur allmählich aber unaufhaltsam dringen europäische Anschauungen in die Köpfe ein und gerät die zähe Masse in Fluß. In keiner Weise aber ist damit schon heute eine wirkliche innere Kultivierung der Hindus verbürgt, die dem britischen Reiche zwar ungeheure Aufgaben, aber auch kolossale moralische Eroberungen in Aussicht stellen würde. Zar Alexander I. sagte einmal dem preußischen General v. Schöler: „Wenn erst das Ingenium über meine Russen kommt, dann bricht alles auseinander." Heute ist nicht nur das Ingenium in der Form einer unfruchtbaren, seichten Afterbildung über die Russen gekommen, sondern die orientalischen Nationen verehren sogar schon in den revolutionären Jungmoskowitern ihre Lehrmeister und folgen ihnen auf ihrem abschüssigen Wege.

Um zu dem Aufsatz in der „Fortnightly Review" zurückzukehren, so haben sich die Bengalesen seit einigen Jahren eine Presse geschaffen, die zugleich nihilistisch und religiös ist, ungefähr so, wie in Rußland die Bombenwerfer und die Doktrinen Tolstois einer und derselben idealen Wurzel entsprossen sind. Besonders der 1906, nach dem Amtsantritt der liberalen Minister in England, gegründete „Jugantar" vertritt anarchistische Bestrebungen nicht in der Ausdrucksweise europäischer Zeitungsschreiber, sondern Miltons und der englischen Bibel. Ebenso erhaben wie die Form ist, ist der Inhalt scheußlich. Fast unverhüllt wird zu einer sizilianischen Vesper

aufgefordert. Die Angloindier jeden Alters und Geschlechts in allen Bezirken des Landes sollen an einem und demselben Tage umgebracht werden: „Opfert Euer Leben, aber erst nehmet ein anderes Leben! Der Dienst der Gottheit Schakoti wird nicht gewissenhaft getan, wenn Ihr Euer Leben am Altar der Unabhängigkeit opfert, ohne Blut zu vergießen."

Der „Jugantar" wurde von lauter sehr intelligenten Leuten redigiert. Er gewann eine für indische Verhältnisse unerhört große Verbreitung und machte einen tiefen und dauernden Eindruck auf das bengalische Volksgemüt. Manche Nummern riß sich das Publikum förmlich aus den Händen. Die britische Regierung sah sich trotz ihres Liberalismus genötigt, den „Jugantar" 1908 zu unterdrücken, aber immer neue Bombenfunde und Attentate bewiesen, daß die Ideen der gewaltsamen Empörung nicht erstickt sind, sondern sich nur aus der Oeffentlichkeit in heimliche Schlupfwinkel zurückgezogen haben.

Für noch viel gefährlicher als die Umtriebe in den Präsidentschaften Bombay und Kalkutta hält Chirol die Bewegung am oberen Indus, im Punjab. Hier ist der Wandel in der Gesinnung des Volks umso beachtenswerter, als noch vor wenigen Jahren die Provinzen um Lahore geradezu für die Zitadelle der Engländer in Indien galten. Die Militärrevolution von 1857 konnte im Punjab niemals festen Fuß fassen. Die Provinz ist die Heimat der Sikhs, die lange für das Mark der englischen Eingeborenenarmee galten. Aber gerade hier haben im Jahre 1907 die Wühlereien begonnen, die heute England Besorgnis für den Fortbestand seiner Herrschaft über Hindustan einflößen. Aus dem Punjab kam Dhingra, der in London im Indischen Institut den Obersten Sir Curzon Wyllie erschoß, einen allgemein beliebten Mann, der nur den abstrakten nihilistischen Prinzipien zu Liebe geopfert wurde. Gegenwärtig ist im nordwestlichen Indien, wo der Kastengeist verhältnismäßig immer am schwächsten war, mit großem Eifer und gewaltigen Erfolgen eine Sekte an der Arbeit, die für eine von der Kastenordnung absehende religiöse Gemeinschaft Proselyten macht. Arya Samoy heißt die Sekte, die mit dem Feldgeschrei: „Zurück zu den Vedas!" alle Kasten von den Brahmanen bis zu den Parias in ihrem Schoß zu vereinigen strebt. Der Stifter dieser Religion war ein Brahmane Saraswati aus der Präsidentschaft Bombay, der aber sein ganzes indisches Lebenswerk am oberen Indus getan hat. Seine Lehren sind widerspruchsvoll. Sie sagen einerseits dem Polytheismus und der Götzendienerei Fehde an, andererseits behält er in dem wichtigsten Punkt mit dem Volksglauben Fühlung, indem er mit Fanatismus die Heiligkeit der Kuh predigt.

Die Engländer haben lange Zeit die Arya Samoy für einen brauchbaren Sauerteig des intellektuellen Lebens in Indien angesehen. Das Gute in den Lehren Saraswatis war ihnen unendlich lieber als der Abhub der europäischen Bildung, mit dem so viele andere Brahmanen ihren Geist nährten. Man sah britischerseits in der kastenlosen, relativ reinen Religiosität jener Sekte einen Beweis dafür, daß der Hinduismus noch nicht völlig tot und eine Entwicklung von innen heraus vielleicht noch möglich sei. Um so nieder-

schlagender wirkte es auf die weißen Beherrscher Indiens, daß viele leidenschaftliche Apostel der neuen lebensfähigen Religionsgemeinschaft eine entschieden antibritische Richtung einschlugen. Sie versuchten die Treue der Sikh-Bataillone zu erschüttern und die Werbung zu erschweren. Sie fingen an, bei ihrer die Massen aufwühlenden Tätigkeit mit besonderer Schärfe den Satz ihres Herrn und Meisters hervorzuheben, daß alles Unglück Indiens von der Ankunft Fleisch essender und Wein trinkender Fremder herrühre, den Schlächtern von Kühen und anderen Tieren.

So ungern die liberalen Minister in England auch zu Maßregeln der Unterdrückung schritten, sie haben den Exzessen, welche die Fanatiker Bengalens, Maharaschitras und Punjabs, in Wort und Schrift ausübten, durch Ausnahmegesetze Schranken ziehen müssen. Der Unterstaatssekretär für Indien, Montague, legte dem Haus der Gemeinen einige der üblichen anglophoben Schmähschriften vor, wie sie heute am Ganges und Indus von Hand zu Hand gehen: „Opfere weißes Blut“, heißt es in einem dieser Pamphlete, „unverdorben und rein, auf den Ruf deines Gottes und dem Altar der Freiheit . . . Weiße, ob Männer, Frauen oder Kinder, schlag sie tot, ohne Unterschied; du begehst keine Sünde!“ Ein anderer Schriftsteller dieses Genres belehrt seine Stammesgenossen, daß die Engländer Kanäle bauen, um die Malaria zu verbreiten und dann die Moskitos anklagen, die sich in den Kanälen fortpflanzen. Die Stimmung, welche alle diese bei der heutigen Lage am Balkan doppelt unwillkommenen Erscheinungen in England hervorgerufen haben, gelangt durch folgenden Satz in „Fortnightly Review“ zu frappantem Ausdruck: „Nichts ist nötiger, als daß wir dem Ton der Verwirrung und Furcht unter uns selber ein Ende machen und jenen Pessimismus bezüglich unserer Aussichten in Indien verscheuchen, den nicht nur Dr. Schiemann in Berlin nährt, sondern der auch manchmal von seiten unserer Pariser Freunde zum Ausdruck gelangt.

Wie ernst „Fortnightly Review“ die Gefahren auffaßt, die dem Reich aus dem unbotmäßigen Sinn der Hindus erwachsen können, zeigen deutlich die von der einflußreichen Zeitschrift gemachten einschneidenden Reformvorschläge. „Fortnightly Review“ verlangt, daß die eingeborenen Beamten des indischen Kaiserreichs fortan nach derselben Gehaltsskala besoldet werden sollen wie die entsprechende Stellen innehabenden weißen Beamten. Dann müßten auch die farbigen Offiziere die gleichen Gagen wie die weißen ererhalten. Es ist offenbar, daß eine derartige Neuerung finanziell, sozial und politisch eine außerordentliche Tragweite haben und den Indiern als bequemes Sprungbrett für eine immer weiter gehende Steigerung ihrer Ansprüche dienen würde. Noch charakteristischer ist, daß „Fortnightly Review“, ein Organ, das bei den letzten Wahlen die englische Imperialisten- und Schutzzoll-Partei eifrig unterstützt hat, folgendes schreibt: „Die öffentliche Meinung Indiens ist überwiegend schutzzöllnerisch und auf einer Stufe der industriellen Entwicklung, wo der Schutzzoll sogar nach John Stuart Mill gerechtfertigt ist. Wir können deshalb nicht ohne Gefahr bei dem er-

zwungenen Freihandel als der Grundlage unseres indischen Zollsystems bleiben. Wenn Lancashire die Weisheit und Notwendigkeit einer Veränderung anerkennt, wird es dadurch den Eintritt schlimmerer Veränderungen zweifellos hinausschieben."

Inmitten der steigenden Flut der nationalistischen Unzufriedenheit gründen die Engländer ihre Hoffnung, sich in Indien zu behaupten, auf vier Faktoren: 1) auf ihr kleines, aber qualitativ vorzügliches Heer, 2) auf die nach wie vor anhaltende Uneinigkeit Indiens, das keine Nation, sondern ein ganzer Weltteil ist, 3) auf die 60 Millionen indischer Muhammedaner, 4) auf das japanische Bündnis. Was, um auf den letzten Faktor zuerst einzugehen, die Allianz mit den Japanern für die Stellung Großbritanniens in Indien bedeutet, lernen wir aus der September-Nummer von „Contemporary Review", wo der Hindu Saint Nihal Sing einen Aufsatz „Asia for the Japanese" publiziert. Saint Nihal Sing setzt uns auseinander, daß seine Landsleute den Sieg der Japaner über die Russen mit hellem Enthusiasmus begrüßt haben. In ihrer politischen Unreife erwarteten die Hindus nämlich, die Japaner, die zur Rechtfertigung ihrer Kriegserklärung China vor den Griffen des Zaren sichern zu wollen beteuerten, würden erst den Chinesen, dann den anderen Asiaten zur Abschüttelung des europäischen Jochs behilflich sein. Aber furchtbar war die Enttäuschung, welche die Hindus erleben mußten. Das als uneigennütziger Befreier Asiens vergötterte Japan schloß nach dem Frieden von Portsmouth einen Vertrag mit England, der Großbritannien für bestimmte Fälle die Hilfe japanischer Truppen in Indien versprach. Nach Saint Nihal Sing glauben die Hindus, daß dieser Vertragsartikel seine Spitze nicht nur gegen die Russen richtet, die in Merw auf der Lauer stehen, sondern ganz besonders gegen etwaige indische Insurgenten. Was etwa noch fehlte, um die Ostindier zu ernüchtern inbezug auf den überschwenglichen Edelmut, den sie bei den Japanern voraussetzten, hat die „hunnische" Unterdrückung und Plünderung Koreas zu Wege gebracht. Hinzu kam die Vergewaltigung Chinas, für dessen Unabhängigkeit die Japaner angeblich ins Feld gezogen waren, bei unzähligen Gelegenheiten. Besonders der Konflikt über das japanische Schiff „Tatsu Maru", das von den chinesischen Hafenbehörden wegen Konterbande gerechterweise konfisziert wurde, und dessen Freigebung neben einer China erniedrigenden Satisfaktion die Japaner durch Kriegsdrohungen erzwangen, soll viel zum Umschlag der Stimmung in Indien beigetragen haben. Noch tiefer vielleicht ging es, wie Saint Nihal Sing berichtet, den Indiern zu Herzen, als man in Tokio die Eisenbahn Witschu-Mukden japanischen Interessen gemäß umbaute, ohne den vertragsmäßig gut begründeten Protest Chinas anders als mit Sophistereien und abermaligen Kriegsdrohungen zu beantworten.*)

*) Ueber diesen japanisch-chinesischen Streitfall vergl. meine „Pol. Korr." im diesjährigen Augustheft: „Der Mandschurei-Vertrag zwischen Rußland und Japan."

Saint Nihal Sing gehört zur gemäßigten Partei der Hindus, zu den Leuten, die, wie sie oben charakterisiert wurden, vorläufig „auf dem Zaun sitzen“. Wie er angibt, wünscht er eine Autonomie, bei der Britisch-Indien so unabhängig vom Mutterlande dastehen soll wie gegenwärtig bereits die indischen Vasallenstaaten. Die Aemter in Verwaltung und Armee sollen den Indiern in so weit gehendem Umfang übertragen werden, daß Macht und Gehälter mindestens zum größeren Teil, wenn nicht ganz, aus weißen Händen in farbige übergehen. Das sind Forderungen, welche die Engländer für absehbare Zeit ganz außer Stande sind, den indischen „Gemäßigten“ zu bewilligen, wenn sie nicht die Kolonie verlieren wollen. Je unvereinbarer die britischen Lebensinteressen und die neuerwachten Ansprüche der Hindus sind, desto schwerer fällt für die Niederhaltung Hindostans das englisch-japanische Bündnis ins Gewicht. Indem die Engländer jüngst bei dem Abschluß des japanisch-russischen Mandschureivertrages Pathe standen, entzogen sie den Augen der Hindus den letzten Schimmer auswärtiger Unterstützung.

Jedoch geben sich die Engländer keinen Illusionen darüber hin, daß es für sie die größten Gefahren mit sich bringen würde, wenn sie jemals Japans Dienste in Anspruch nähmen, um ihre Stellung in Indien zu verteidigen. Zugleich mit der engen Allianz, welche sie mit Japan schlossen, befestigten die Briten Singapore. Es ist auch ganz evident, daß das Bündnis mit einer so in der Tiefe unruhigen Nation, wie die Japaner, den Engländern das Gefühl der Sicherheit nimmermehr geben kann.

Hinzu kommt, daß die Gevatterschaft der Briten bei dem russisch-japanischen Mandschureivertrag die Beziehungen Englands zu China nicht verbessert hat. Die Chinesen haben aus der begonnenen Reform ihres Heerwesens u. a. auch insofern bereits Nutzen gezogen, als sie jetzt Truppen disponibel machen und in Bewegung setzen konnten, um ihren Vasallenstaat Tibet einigermaßen zu besetzen. Im vorletzten Heft von „Contemporary Review“ hat der berühmte Forschungsreisende Sven Hedin unter dem Titel „The policy of the Dalai Lama“ einen sehr lehrreichen und anziehenden Artikel über die tibetanische Frage veröffentlicht. Auch der oben ausführlich besprochene Aufsatz der Fortnightly Review bietet beachtenswerte Fingerzeige bezüglich jenes Problems. Hier sei nur erwähnt, daß die tibetanische Frage u. a. deshalb in ein heikles Stadium getreten ist, weil die Freundschaft des mächtigen indischen Staates Nepal für England nicht mehr ganz fest stehen soll, infolge der Fehler, die nach Sven Hedin und Garvin die gegenwärtige englische Regierung in der Behandlung der tibetanischen Angelegenheiten gemacht hat. Nepal gilt für einen besonders empfindlichen Punkt des indischen Kaiserreichs. Es ist das Nachbarland Tibets und also auch Chinas. In meinem Aufsatz: „Die Engländer in Indien und der europäische Feind“ (Jahrgang 1904 dieser Zeitschrift) habe ich an der Hand der Memoiren von Feldmarschall Lord Roberts auseinandergesetzt, daß die Kriegerkaste von Nepal, die Gurkhas, mit zu den

besten Soldaten der angloindischen Armee gehören, innerhalb deren sie 13 Regimenter formieren, und daß auch der Maharadscha von Nepal über ein eigenes Heer von beträchtlicher Stärke und anerkannter Tüchtigkeit verfügt.

Die Gurkhas sind ebenso wie die Sikhs Brahmanisten. Diese stehen in einem scharfen religiösen Gegensatz zu den Muhamedanern, deren es in Indien nicht weniger als 60 Millionen gibt. Es hat auch für die Moslemin in Hindostan die Zeit aufgehört, wo sie sich der Betätigung eines eigenen politischen Willens enthielten und stumm den christlichen Herren gehorchten, die Allah ihnen gegeben hatte. Heute gibt es eine „Muhamedanische Liga" in Indien, die die politischen Interessen ihrer Glaubensgenossen verteidigt. Sie hält sich zwar im Gegensatz zu den Hindu-Terroristen auf dem Boden des Gesetzes und richtet die Spitze ihrer Agitation vorläufig nicht gegen die Engländer, sondern gegen die Hindus, aber jedenfalls ist doch auch in diese Religionspartei Leben und Bewegung gekommen.

An diesem Punkte unserer Uebersicht über den Stand der Weltpolitik wird es recht deutlich, wie alles in diesem ungeheuren Getriebe ineinandergreift und sich gegenseitig bedingt. Die Rücksicht auf die indischen Muhamedaner läßt es den Engländern rätlich erscheinen, sich mit den Türken so lange wie möglich zu verhalten und einstweilen gute Zinsen von ihnen zu nehmen. Allerdings sind die Briten nicht unbedingt auf diese Politik angewiesen, wie sie ja gezeigt haben, als sie Abdul Hamid mit tötlicher Feindschaft bekämpften. Haben sie es doch immer in der Hand, den Khedive von Aegypten gegen den Sultan auszuspielen und so ihr Gesicht als dem Islam nicht feindliche Macht vor den indischen Muhamedanern zu retten. Allerdings gibt es auch in Aegypten eine sehr starke nationalistische und anglophobe Strömung.

Man sieht jedenfalls, daß es innerhalb des englischen Weltreichs und auf der Balkanhalbinsel an Zündstoff der mannigfaltigsten Art nicht fehlt. Die öffentliche Meinung in England aber ist für den Moment optimistisch. Mit Befriedigung sieht sie die russischen Rüstungen, denn sie lenken nach ihrer Meinung Deutschland auf die Pflege seines Landheeres zurück und von dem weiteren Ausbau seiner Flotte ab. Mit dem bestehenden deutschen Flottengesetz hat John Bull sich brummend abgefunden. Da die englisch-deutschen Beziehungen bei weitem das Wichtigste in der ganzen Weltpolitik sind, so muß in der gleichmütigen Stimmung der Briten eine erfreuliche Tatsache erblickt werden, aber niemals darf man vergessen, daß auch diese Ruhe nur ein Moment in dem Gang der unberechenbar weiterrollenden internationalen Begebenheiten ist. Daniels.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr 43

Das Berliner Universitäts-Jubiläum.

Von

Hans Delbrück.

Statt wie sonst Zeitschriften und Zeitungen die Universität bei ihrem Jubiläum mit einem Artikel zu begrüßen, wodurch ich in Konkurrenz mit den Reden und Ansprachen der Kollegen gekommen wäre, habe ich mir vorgenommen, das feierliche Ereignis in einem Epilog zu behandeln.

In einer ebenso würdigen und eindrucksvollen wie fröhlichen Weise ist das Fest verlaufen. Der zugleich nationale und internationale Charakter der Wissenschaft kam in den Reden und Begrüßungen mit Entschiedenheit zur Geltung, ohne daß durch Uebertreibung ein Widerspruch entstanden wäre. Die persönliche Gegenwart und die Ansprache des Kaisers vom Katheder und die Vertreter aller großen gelehrten Körperschaften der Erde mit ihren Glückwünschen gaben ein Bild von imponierender Großartigkeit. Der Rektor unterstützt von dem Prorektor und neben ihnen die vier Dekane erfüllten ihre Aufgabe mit wohltuendem Anstand und manch' trefflichem und schönen Wort. Die große Stiftung zur Errichtung von wissenschaftlichen Instituten neben der Universität als Lehranstalt ist ein glänzendes Zeugnis, wie sehr sich die wirtschaftlich führenden Klassen Deutschlands des Zusammenhanges ihrer Stärke mit der auf keinen anderen Zweck als Erkenntnis gerichteten Wissenschaft bewußt sind. Von Generation zu Generation verlangt der Betrieb der Wissenschaft immer weiterschreitende Spezialisierung und immer größere materielle Mittel. Indem das Universitäts-Jubiläum den Anstoß zu der neuen Stiftung gegeben hat, ist das Fest zu einer großen wissenschaftlichen Tat geworden.

Schon bei der Gründung der Universität hat Wilhelm von Humboldt einst entwickelt, einerseits, daß an dieser Anstalt Forschung

und Lehre vereinigt sein, andererseits, daß daneben noch die unabhängigen Anstalten sowohl der Akademie der Wissenschaften wie der Forschungs-Institute bestehen müßten. Erst jetzt wird dieser Gedanke durch die große Stiftung ganz verwirklicht. Die große Summe — man nimmt an, daß die 9—10 Millionen, die der Kaiser verkündigt hat, noch auf 12 Millionen steigen werden — richtig zu verwenden, wird noch eine nicht ganz leichte Aufgabe sein. Die Ansprüche die von allen Seiten erhoben werden, werden immer noch viel größer sein, als der Schatz, aus dem sie befriedigt werden sollen, und nicht nur die echte Wissenschaft, sondern auch der Dilettantismus, die Kurpfuscherei, die Charlatanerie (die in der Geschichtswissenschaft schon geradezu angefangen hat eine Schule zu bilden) werden sich herandrängen und aus dieser Quelle schöpfen wollen. Man wird den Verwaltungssenat sehr vorsichtig zusammensetzen müssen, damit schließlich neben dem Gewinn nicht auch Schaden gestiftet werde.

Eine große wissenschaftliche Tat ist endlich auch die aus Anlaß des Jubiläums unternommene und an diesem Tage zur Ausgabe gelangte Geschichte der Universität von Max Lenz.*) Sie greift weit hinaus in die Vorgeschichte des Gedankens der Gründung dieser wissenschaftlichen Anstalt, untersucht die geistigen Wurzeln, aus denen die Idee entsprungen und ihre Kraft gesogen, das Denken und Empfinden der Generation am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts und führt die Geschichte der Universität zunächst bis zum Tode Altensteins und dem Beginn Friedrich Wilhelms IV., mit der Absicht, sie demnächst zu vollenden.

Wie deutlich tritt uns da wieder vor die Augen der innere Widerspruch, in den Preußen durch den Gang seiner Entwicklung vor 1806 geraten war: in der Form des völlig verknöcherten ständischen Staates, dem es gleichgültig war, ob er Deutsche oder Polen als Untertanen regierte, doch der Geist des vorwärtsstrebenden, freien nationalen Staats gleicher Staatsbürger, und keine Möglichkeit, auf dem Wege einer einfachen inneren Fortentwicklung von der alten zur

---

*) Geschichte der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin von Max Lenz in 4 Bänden. I. Band: Gründung und Ausbau. II. Band, erste Hälfte: Ministerium Altenstein; zweite Hälfte: Unter König Friedrich Wilhelm IV. und König Wilhelm I. (1840—71). Im neuen Reich. III. Band: Wissenschaftliche Anstalten, Spruchkollegium, Statistik. IV. Band: Urkunden, Akten und Briefe. Ausgabe A. Vier Bände Quart Mk. 40.—, in Originalbänden Mk. 52.50. Ausgabe B (ohne die Bände III und IV) brosch. Mk. 30.—, in 3 Originalbänden Mk. 37.50. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses Halle a. S. 1910.

neuen Form hinüberzugelangen. Erst die äußere Krise erzeugte die innere Befreiung. Wir werden uns wohl noch mehr als einmal in dieser Zeitschrift mit dem Lenzschen Werke zu beschäftigen haben. Es ist das würdigste Seitenstück zu Adolf Harnacks Geschichte der Akademie und gibt wie diese im Rahmen der Geschichte einer einzelnen Institution eine Geschichte der Wissenschaften, die mit wunderbarer Klarheit und dem Tiefblick des echten Gelehrten die Zusammenhänge des Denkens und Forschens aufdeckt. Durch die Verbindung mit dem Allerpersönlichsten, den Berufungen an die Anstalt, den Beziehungen der Kollegen zu einander wird die abstrakte Ideengeschichte erfüllt mit dem frisch pulsierenden roten Blut des realen Lebens. Ich durfte mir das umfangreiche Werk bereits vor seinem Erscheinen erbitten, hatte die Muße, es in den Ferien zu lesen und habe mich manchmal gar nicht losreißen können von der spannenden Lektüre. Alle die großen Gegensätze der Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts spielen hier hinein: die Revolution und die heilige Allianz, die Freiheitskriege und die Demagogenverfolgung, Klassizismus und Romantik, spekulative und empirische Forschung, und die großen Gegensätze zeitigen nicht nur den blitzenden Kampf der Ideen, sondern auch die Fülle der Charaktere und Individualitäten, in deren Porträtierung der Verfasser ein Meister ist. Das Studium der Akten, darunter solcher, deren dauernde Sekretierung noch der Kultusminister Falk befohlen hatte, hat über alles Erwarten reiche Quellen für die Kenntnis der Persönlichkeiten erschlossen. Erhabene und peinliche Eindrücke stürmen wahrhaft auf uns ein. Die unermeßliche Fruchtbarkeit der klassischen Philosophie, selbst für die Naturwissenschaften weit fruchtbarer als man bisher gewußt hat, wird vor uns ausgebreitet und die finsteren, wissensfeindlichen Mächte werden bei ihrer Wühlarbeit beobachtet.

Das Fest ist vorübergerauscht, aber der starke Eindruck der Feier auf die Gemüter allenthalben, hier in unserem Volke und über seine Grenzen hinaus, die Millionen für die wissenschaftlichen Institute und die Geschichte der Universität von Lenz, das sind, so darf man wohl sagen, konkrete Wirkungen oder Früchte dieser Tage, deren Dauer unbegrenzt ist.

Soll ich einfließen lassen, daß auch etwas vorgekommen ist, was mir mißfallen hat, so gestehe ich, ist es etwas der Sache nach sehr Beiläufiges, als Symptom doch wohl zu Bemerkendes, ich meine die Teilnahme der Studentinnen an dem großen Kommers. Die Forderung der modernen Frauenbildung ist sicherlich unab-

weisbar und deshalb auch die Zulassung der Frauen in die Hörsäle der Universität unvermeidlich, obgleich ich als alter Universitätslehrer sagen muß, daß gewisse unangenehme Rückwirkungen auf die Vorlesungen nicht ausgeblieben sind. Ich kann meinen Zuhörerinnen im ganzen keine Vorwürfe machen, aber ihre Anwesenheit verhindert mich zuweilen, gerade bei den Stellen, die von der Würde des Weibes und der Bedeutung der Monogamie in der Geschichte handeln, diejenigen Töne zu finden, die ich anschlagen könnte, wenn ich allein zu jungen Männern spräche. An anderen Stellen wiederum geht es nicht ab ohne eine gewisse Verletzung der Schamhaftigkeit, und die Besorgnis, daß die Annäherung der weiblichen Bildung an die männliche mit dem Begriffe der Gleichberechtigung und Gleichartigkeit die höchsten und feinsten Eigenschaften der Frau zu schädigen geeignet sei, ist nicht so ganz abzuweisen. Daß das keine graue Theorie ist, scheint mir die eben gemachte Erfahrung bereits symptomatisch zu zeigen. Schon die Beteiligung an dem Fakelzug war recht unschön: der Student zieht beim Fackelzug seinen schlechtesten Rock an oder kehrt ihn gar um, um ihn zu schonen — ein Mädchen, das sich mit Absicht schlecht anzieht, vergibt ihrem Geschlecht etwas, und der Anblick, der von dem Publikum mit ironischem Jubel aufgenommen wurde, soll auch recht abschreckend gewesen sein. Schließlich gibt es dabei auch leicht kleine Zusammenstöße mit dem Janhagel, denen die Tochter eines guten Hauses sich nicht freiwillig aussetzt. Nun aber gar die Beteiligung an dem Kommers: mitten unter den Tischen mit Studenten ein Tisch mit Damen vor Bierseideln! Der Kommers gehört wohl zum Studenten, aber doch wohl nicht zum Studium. Zum Kommers gehören Biertrinken und Rauchen, und zum Schluß ist es unvermeidlich, daß auch manche des Guten etwas zu viel tun; „wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann." Schickt es sich, daß unsere jungen Damen sich dazwischen bewegen? Es dauerte auch nicht so sehr lange, so saßen viele nicht mehr an ihrem Tisch, sondern allenthalben zwischen den Herren. Auf einem Ball sehr hübsch, aber nicht auf einem Kommers — weder für die Damen, noch für die Herren. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", wurde gesungen, die herrliche Hymne, aber wo soll die getragene Stimmung herkommen, wenn es von Frauenzimmern gesungen wird? Das ist Parodie und muß in Parodie enden. Ich habe schon fragen hören, ob der Damentisch singe „virgines dum sumus"? Oder ob, wenn das schöne Lied steigt „Der Papst lebt herrlich in der Welt", bunte Reihe gemacht wird? Der deutsche Studentenkommers ist einzig

durch seine Vereinigung von Ernst und Ausgelassenheit, Begeisterung und Betrunkenheit. Studentinnen, die ihn besuchen, verderben den Kommers, belästigen die Studenten und erniedrigen sich selbst. Ich hoffe, daß die Studentinnen das künftig selber einsehen, und wenn nicht, daß unsere Studentenschaft die Entschlossenheit haben wird, den Unfug nicht wieder zuzulassen. Man mag es für den erfreulichsten Fortschritt halten, daß den Frauen die Hörsäle geöffnet sind, aber auf den Kommers gehören sie so wenig wie auf die Mensur. Vielleicht wird man finden, daß ich die kleine Verirrung zu wichtig genommen habe. Aber ist schon für den Mann Takt und Geschmack ebenso wichtig wie gelehrtes Wissen, so ist bei der Frau ein Verstoß gegen Takt und Geschmack durch noch so viel gelehrtes Wissen nicht aufzuwiegen. Jedes Symptom, das darauf hindeutet, daß das Universitätsstudium die Frauen in ihrer Weiblichkeit schädige, ist daher sofort vor die Oeffentlichkeit zu bringen und zu bekämpfen. Ich denke, gerade die Anhänger des Frauenstudiums werden mir darin nicht widersprechen.

Die Wissenschaft ist eine Kulturerscheinung, und wer das Wort Kulturgeschichte gebraucht, begreift in sie auch die Wissenschaftsgeschichte und wird ein Fest wie unser Jubiläum sowohl nach seinem inneren Gehalt wie nach seiner äußeren Erscheinung als ein Kapitel aus der Kulturgeschichte auffassen. Aber man weiß längst, daß die Einteilung in Kultur- und politische Geschichte eine sehr oberflächliche ist. Die verschiedenen Erscheinungen in der Geschicht sind nicht von einander zu trennen, und im Mittelpunkt aller steht immer die politische Geschichte, der Staat. Wer tiefer schaut, kann auch an diesem Universitäts-Jubiläum wieder sehen: das eigentlich Bedeutsamste daran war die Erscheinung der Wissenschaft als Macht, ihre unlösbare Verflechtung mit der Politik. Es ist ein ewiges Widerspiel von Anziehen und Abstoßen zwischen dieser autonomen Macht des Denkens und der gesetzlich organisierten Macht des Staates. Nicht bloß das Mitempfinden mit dem Ewigkeitswert der Wahrheits-Forschung kann die Teilnehmer an dem Festakte erfüllt haben, sondern auch die unmittelbar praktische Bedeutung der Frage: wie stellt sich der Staat zu dieser unsichtbaren Kirche der Gelehrten-Republik? Daß hier eine wichtige Aufgabe für jede Regierung liegt, ist Alltags-Weisheit, aber ich zweifle nicht, daß, von Seiner Majestät an, dem Herrn Reichskanzler und den Ministern bis zu den Offizieren, Räten, Abgeordneten und anderen Vertretern und Anteilhabern an der direkten obrigkeitlichen Gewalt sich durch

den unmittelbaren Eindruck der Versammlung und ihrer Feier das Bewußtsein, daß hier eine Potenz ist, mit der der Politiker rechnen muß, noch verstärkt hat. Auch in den Millionen der neuen Stiftung kommt das ja zum Ausdruck, und schließlich ist ganz und gar auf diesen Ton sowohl die Lenzsche Universitäts-Geschichte, wie die Rede, die im Anschluß an sein Werk der Historiograph an dem zweiten Festtag als Einleitung zu den Ehren-Promotionen hielt, gestimmt.

Es gab eine Zeit, wo die Wissenschaft ganz auf sich selbst beruhte, aber nur in ihren allerersten Anfängen, im alten Griechenland; sehr bald bedurfte sie zu ihrem Fortschreiten äußerer Mittel, der Organisation und der Patrone, die sie in großartiger Weise in den hellenistischen Königreichen, namentlich in Alexandrien, fand. Im Mittelalter nährte sie die Kirche. Heute würde die Wissenschaft ohnmächtig in sich zusammenbrechen, wenn der Staat den Arm von ihr abzöge. Wenn auch ein oder der andere Gelehrte aus eigener Kraft das Dasein zu fristen vermöchte, die meisten vermöchten es nicht, und ohne die Schulen aller Art, ohne die Bibliotheken, die Laboratorien, die Sternwarten, die Apparate, die Sammlungen, die Museen, die Editionen, die Reisen, die Ausgrabungen könnten die Wissenschaften weder fortschreiten noch sich auf die folgenden Generationen fortpflanzen. Auch reiche Patrone und Stiftungen können die Mittel gewähren und gewähren sie in anderen Ländern, aber naturgemäß unsystematisch: das bei weitem wirksamste und vorteilhafteste System ist die Pflege der Wissenschaften durch den Staat. Wenn Deutschland in einigen Zweigen der Wissenschaft vor andern Völkern etwas voraus hat, so muß das nicht auf spezifische Begabungen unseres Volkes zurückgeführt werden, sondern eben auf das Verhältnis der Wissenschaften zum Staat, der Pflege, die dieser jenen hat angedeihen lassen. In der Zeit der äußersten Bedrängnis, unter dem Wehklagen der Verständigen über die ungeheuerliche Verschwendung, hat Preußen in dem Bewußtsein, daß die Sorge für die Kulturgüter zu seinem Wesen gehöre, die Universität Berlin begründet. Aber binnen wenigen Jahren empfand derselbe Staat, daß er in der Wissenschaft, die er in seine Arme genommen, eine Macht großgezogen, die ihm selber gefährlich sei. Die Geister, die so gern und innig zusammengegangen, begannen sich zu scheiden, und Preußen sah mit Argwohn auf die politischen Idealisten, von Stein und Gneisenau an abwärts, denen es seine Wiedergeburt verdankte. Daß Schleiermacher, der Vorkämpfer für den neuen nationalen Geist, der Verfolgung beson-

s ausgesetzt war, wußte man längst, aber erst jetzt auf Grund originalsten Akten, der Verhörsprotokolle und der Korrespon-zen der beteiligten Ministerien ist voll sichtbar, wie lange (schon dem Januar 1813) und wie sehr die hochgestellten Gegner ihn rängt und bedroht haben: die Absetzungs-Order ist bereits gesetzt gewesen, und wenn sie nicht vollzogen worden ist, so liegt n anderer Grund vor, als die Lavierungskunst des Ministers Altenstein, der die Entscheidung solange hinzögerte, bis die immung sich verändert hatte.

Es war aber noch viel Schlimmeres im Werke. Nicht nur zelne Lehrer, die für ganz besondere Verderber der Jugend galten, llten entfernt, sondern das ganze System der Erziehung und des nterrichts sollte umgestaltet werden. Das Volk sei gut und treu, rieb der Vertrauensmann des Königs, Bischof Eylert, aber in n Gebildeten, in den Beamten, den Geistlichen und Lehrern habe e revolutionäre Flut ihre Quelle. Hier säßen die lauten, unbe-nnenen, bitteren Tadler, und von den Universitäten habe das erderben seinen Ausgang genommen. Auf Betreiben des Fürsten Bittgenstein erließ der König eine Kabinetts-Order (20. November 820), wonach „die Behörden, Konsistorien, Schulen und Universi-iten von gefährlichen Irrlehrern, Verführern und Verführten ge-einigt“ werden sollten. Eine Kommission trat zusammen, bestehend us Eylert, dem Geh. Rat Beckedorf, dem Staatsrat Schultz, Regierungsbevollmächtigten an unserer Universität, und Gymnasial-Direktor Snethlage, um einen Plan für die Reform zu entwerfen. Der Abgrund, an dessen Rande wir stehen, sei gegraben im Zentrum des Staates, an der Universität, in den philosophischen und theo-ogischen Systemen, die dort seit Jahren gelehrt werden und denen das Kultus-Ministerium selbst anheimgefallen sei: Fichte und Schleiermacher seien es, die die unbeschränkte Lehr- und Lernfreiheit in Religion, Wissenschaft und Politik und dementsprechend eine politische Reorganisation angestrebt hätten. Schon auf der Volks-schule müsse die Reform einsetzen; nicht Fähigkeiten und Geistes-kräfte sollten dort entwickelt werden, sondern gute Gesinnung er-zogen, Bildung des Charakters durch Gewöhnung zum Gehorsam. Die Gymnasiasten sollten erst bei der Entlassung zur Einsegnung zugelassen werden und beim Abiturienten-Examen in feierlicher Weise das Glaubensbekenntnis ablegen. Die Universitäten aber sollten sich nicht als wissenschaftliche Bildungs- und Experimentieranstalten be-trachten, sondern seien ihrem Hauptzweck nach Institute zur

den unmittelbaren Eindruck der Versammlung und [illegible] Bewußtsein, daß hier eine Potenz ist, mit der der [illegible] muß, noch verstärkt hat. Auch in den Wellen [illegible] kommt das ja zum Ausdruck, und schließlich ist ganz [illegible] diesen Ton sowohl die Leipziger Universitäts-[illegible] Rede, die im Anschluß an sein Werk der [illegible] zweiten Festtag als Einleitung zu den Ehren-[illegible] gestimmt.

Es gab eine Zeit, wo die Wissenschaft ganz auf [illegible] beruhte, aber nur in ihren allerersten Anfängen, im [illegible] land; sehr bald bedurfte sie zu ihrem Fortschreiten auch [illegible] der Organisation und der Patrone, die sie in [illegible] den hellenistischen Königreichen, namentlich in Alexandria [illegible] Mittelalter nährte sie die Kirche. Heute würde [illegible] ohnmächtig in sich zusammenbrechen, wenn der Staat [illegible] ihr abzöge. Wenn auch ein oder der andere [illegible] Kraft das Dasein zu fristen vermöchte, [illegible] nicht, und ohne die Schulen aller Art, ohne die [illegible] Laboratorien, die Sternwarten, die Apparate, die [illegible] Museen, die [illegible], die Reisen, die [illegible] [illegible]

[illegible]

ders ausgesetzt war, wußte man längst, aber erst jetzt auf Grund der originalsten Akten, der Verhörsprotokolle und der Korrespondenzen der beteiligten Ministerien ist voll sichtbar, wie lange (schon seit dem Januar 1813) und wie sehr die hochgestellten Gegner ihn bedrängt und bedroht haben: die Absetzungs-Order ist bereits aufgesetzt gewesen, und wenn sie nicht vollzogen worden ist, so liegt kein anderer Grund vor, als die Lavierungskunst des Ministers v. Altenstein, der die Entscheidung solange hinzögerte, bis die Stimmung sich verändert hatte.

Es war aber noch viel Schlimmeres im Werke. Nicht nur einzelne Lehrer, die für ganz besondere Verderber der Jugend galten, sollten entfernt, sondern das ganze System der Erziehung und des Unterrichts sollte umgestaltet werden. Das Volk sei gut und treu, schrieb der Vertrauensmann des Königs, Bischof Eylert, aber in den Gebildeten, in den Beamten, den Geistlichen und Lehrern habe die revolutionäre Flut ihre Quelle. Hier säßen die lauten, unbesonnenen, bitteren Tadler, und von den Universitäten habe das Verderben seinen Ausgang genommen. Auf Betreiben des Fürsten Wittgenstein erließ der König eine Kabinetts-Order (20. November 1820), wonach „die Behörden, Konsistorien, Schulen und Universitäten von gefährlichen Irrlehrern, Verführern und Verführten gereinigt" werden sollten. Eine Kommission trat zusammen, bestehend aus Eylert, dem Geh. Rat Beckedorf, dem Staatsrat Schultz, Regierungsbevollmächtigten an unserer Universität, und Gymnasial-Direktor Snethlage, um einen Plan für die Reform zu entwerfen. Der Abgrund, an dessen Rande wir stehen, sei gegraben im Zentrum des Staates, an der Universität, in den philosophischen und theologischen Systemen, die dort seit Jahren gelehrt werden und denen das Kultus-Ministerium selbst anheimgefallen sei: Fichte und Schleiermacher seien es, die die unbeschränkte Lehr- und Lernfreiheit in Religion, Wissenschaft und Politik und dementsprechend eine politische Reorganisation angestrebt hätten. Schon auf der Volksschule müsse die Reform einsetzen: nicht Fähigkeiten und Geisteskräfte sollten dort entwickelt werden, sondern gute Gesinnung erzogen, Bildung des Charakters durch Gewöhnung zum Gehorsam. Die Gymnasiasten sollten erst bei der Entlassung zur Einsegnung zugelassen werden und beim Abiturienten-Examen in feierlicher Weise das Glaubensbekenntnis ablegen. Die Universitäten aber sollten sich nicht als wissenschaftliche Bildungs- und Experimentieranstalten betrachten, sondern seien ihrem Hauptzweck nach Institute zur

Bildung tüchtiger Diener der Kirche und des Staates. Die kritischen und spekulativen Richtungen seien daher zu beschränken und die geistige Tätigkeit auf die praktischen, realen Wissenschaften zu richten. Die philosophische Fakultät sei wieder zur vorbereitenden zu machen für die drei oberen und demgemäß in Unterabteilungen zu zerlegen. Die Ankündigung der Vorlesungen unterliege der Genehmigung der Regierung. Spezial-Inspektoren hätten die Studien der zukünftigen Staatsdiener ernsthaft zu kontrollieren. Die Prüfungen finden statt in Gegenwart eines Regierungsbevollmächtigten und neben den akademischen Testimonien sei zu fordern das Zeugnis des Universitätspredigers über fleißigen Besuch des Gottesdienstes und den Empfang des heiligen Abendmahls. Da ein Sitz des Uebels im Ministerium selbst ist, so ist auch dieses umzugestalten. Dem Minister ist ein Generalsekretär an die Seite zu setzen, der die Kontrolle darüber ausübt, daß die Verwaltung im Geiste des Königs geführt werde (Staatsrat Schultz war dafür ausersehen), und die Räte Süvern, Frick, Joh. Schulze sind durch zuverlässige Männer zu ersetzen.

Erstaunlich, kaum begreiflich, daß der Staatsrat Schultz, ein Hauptträger dieser Pläne, wie Lenz darlegt, „im Grunde eine zartfühlende, feinsinnige Natur war, ein Freund Goethes, der, nun von seiner politischen Leidenschaft gepeitscht, auf Wege sich verirrte, die die deutsche Bildung unmittelbar zur Barbarei hätte hinabführen müssen."

Das ganze Treiben mutet uns an, wie etwa heute der fanatische Kampf der Kurie gegen den Modernismus — aber es ist ein Unterschied: in der katholischen Kirche hat das Autoritätsprinzip eine Gewalt, daß der freie Geist und das selbstverantwortliche Gewissen in der Tat niedergedrückt, sogar abgewürgt werden kann; der preußische Staat ist viel zu sehr erfüllt vom Geiste des Protestantismus, als daß solche Versuche nicht schließlich nach kleineren oder auch größeren persönlichen Erfolgen doch immer wieder abgeschlagen werden sollten. Friedrich Wilhelm III. ließ sich unter dem Druck der wiederholten Attentate und Revolutionen, der Ermordung Kotzebues und des französischen Thronerben, der Volkserhebungen in Spanien und Italien, unter dem Drängen, Zureden und Unheilsehen seiner Bundesgenossen dahin bringen, die Demagogenverfolgung mitzumachen und faßte Mißtrauen selbst gegen seine Allergetreuesten. Aber schließlich war er doch selbst rationalistisch erzogen und konnte die Ideale der Aufklärung, denen er in seiner Jugend nachgegangen

war, nie völlig verleugnen. Noch weniger als der König selbst aber ließ sich das Beamtentum in die reaktionäre Richtung hinüberdrängen. Hier war ja, wie Eylert und Schultz ganz richtig sahen und sagten, der eigentliche Sitz des Uebels. Die Masse des Volkes lebte noch in überlieferten Ideen; erst ganz allmählich, von oben her, sind die Begriffe von Freiheit und Nationalstaat, von Verfassung und deutschem Vaterland, um die sich der Kampf drehte, in die Tiefen eingedrungen. Wenn wir es unbefangen betrachten, ist ja noch 1866 und 1870 das Deutsche Reich gegen den Willen des Volkes, wenn man das Volk als Masse auffaßt, geschaffen worden. Dem Tagelöhner in Pommern und Brandenburg war der Begriff des deutschen Vaterlandes so fremd, wie dem bayrischen Bauern, und die ungeheure Mehrheit der Süddeutschen, die Klerikalen in Bayern, wie die Demokraten in Württemberg und Baden waren gegen die Vereinigung mit dem Norddeutschen Bunde. Erst der französische Krieg hat die Stimmung herumgeworfen und den Zusammenschluß ermöglicht, indem er die unter den Gebildeten längst herrschenden nationalen Anschauungen bis in die tiefsten Massen herabführte. Die Demagogenverfolger hatten ihrerzeit ganz recht, wenn sie die Revolution, das, was sie als Revolution ansahen und fürchteten, nicht beim Proletariat, sondern bei den Professoren und Studenten suchten. Damals war es ein großer Schmerz, heute ist dieser Schmerz, wie jedes Martyrium, eine Ehre und ein Ruhm geworden. An keiner Stelle mehr als an dieser erkennt man, daß, wie ich oben sagte, die Wissenschaft nicht bloß ein abstraktes Denken, sondern auch eine politische Macht ist. Unter der Führung der Wissenschaft hat sich bei uns der nationale Gedanke, das Bewußtsein des deutschen Volkes von seinem Wert und seiner Würde gebildet. Preußen ist nicht zu einem befriedigenden Dasein gelangt, als bis es die Umgestaltung des Denkens, wie sie sich unter der Führung der Gelehrten und Dichter im Volke vollzogen, in sein eigenes Lebensziel aufgenommen. Die früher so häufig gehörte Formel, die Deutschen seien das Volk der Dichter und Denker, kann sich vor dem realistisch-historischen Blick nicht behaupten: die Deutschen sind ganz ebenso sehr ein Volk der Krieger und Ackerbauer, der Kaufleute und Gewerbsbeflissenen, und der deutsche Nationalstaat ist schließlich nur geschaffen worden, indem alle Kräfte, ideelle und wirtschaftliche, politische und militärische zusammenwirkten; aber eben auch die ideelle Kraft, der nationale Gedanke, war dabei unentbehrlich, und dieser Gedanke ist in allererster Linie von den Dichtern und Denkern gebildet und zu einer

politischen Macht erhoben worden. So war es nicht unnatürlich, daß in der Zeit, wo das nationale Problem alles Sinnen und Trachten beschäftigte, so zu sagen als Dankeszoll für die Schöpfung dieses großen Gedankens, jene Formel, die das deutsche Volk kurzweg den Dichtern und Denkern zuwies, geprägt wurde.

Die Demagogenverfolger aber konnten ihr letztes Ziel, die Unterdrückung dieses neuen Geistes, niemals erreichen, weil das Instrument der Unterdrückung, das sie handhaben wollten, der Staat selbst, das Beamtentum bereits von diesem Geiste erfüllt war. Selbst als der so oft Jakobiner gescholtene Staatskanzler Hardenberg mit Tode abgegangen war und ganz konservativ gerichtete Männer, Voß, Kleist, Lottum mehr oder weniger an seine Stelle getreten waren, blieb dieser Widerstand unüberwindlich. Es waren eben zu viele der Besten und Tüchtigsten, und wenn auch mancher wackere Mann niedergeworfen worden ist und der preußische Staat sich selbst der Dienste seiner Besten beraubt hat, es blieben genug übrig und der Nachwuchs war ebenso. Mit Lächeln liest man bei Lenz, daß zu den wegen burschenschaftlicher Demagogie ganz besonders verfolgten Studenten gehörten Leopold v. Caprivi, der Vater des späteren Reichskanzlers, Graf Eduard Adolf v. Posadowsky-Wehner, der Vater des Ministers, Karl v. Wangenheim, der Vater des Führers des Bundes der Landwirte. In was für eine Unnatur muß ein Staat geraten sein, um sich mit Söhnen dieser Art, oder sagen wir in diesem Fall besser, Vätern dieser Art, herumzuschlagen, statt sich ihrer Tüchtigkeit, ihrer Leidenschaft und ihres Idealismus zu bedienen!

Lenz sagte in seiner Rede, wir fürchteten heute solche Kämpfe nicht mehr, „weil wir nicht an sie glauben, weil wir heute von unserer Regierung wissen, daß sie unsere Freiheit will. Weil der Genius unseres Staates mit uns ist. Auch unsere Regenten wissen, wie wir und wie jedermann, daß die Freiheit der Forschung unhemmbar ist, daß die Erkenntnis eine welterobernde Kraft hat, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut, und daß die Macht, welche nichts als Mechanismus ohne Ziel und Seele ist, ein Körper ohne Leben ist und bald nur noch ein leerer Schatten sein wird.“

So ganz möchte ich diesem Optimismus doch nicht trauen. Nicht nur sind auch in den letzten Lustren, in der Sündenblüte des Scharfmachertums und des Hakatismus unter dem Minister Bosse

doch recht peinliche Sachen vorgekommen, nicht nur ist noch in diesen Jahren durch das Privatdozentengesetz ein Grundstein der Lehrfreiheit, den selbst die Demagogenverfolgung unangetastet gelassen, fortgenommen worden, sondern vor allem ist eine neue, für die Wissenschaft höchst gefährliche Macht in die Schranken getreten. Das ist der Parteigeist. Es ist richtig, daß die Gefahr, die heute der Freiheit der Wissenschaften an den Universitäten von seiten der Regierungen droht, so gut wie geschwunden ist, und auch in der Bossesche Zeit hat der tapfere Ministerialdirektor Althoff — die Zukunft wird darüber einmal wunderliche Aufklärungen bringen, denn die Gegenwart glaubt von ihm eigentlich noch das Gegenteil — ganz ähnlich wie einst der Minister Altenstein selbst mit seinen Räten größeres Unheil verhütet. Aber jetzt sind die Parlamente auf dem Plan und suchen die akademischen Lehrer in ihre Siele einzuspannen, ihre Gesinnungsgenossen auf die Katheder zu bringen, Gegner durch Angriffe, Beschimpfungen und Denunziationen einzuschüchtern. Wir haben ja schon Proben genug davon gehabt, und das wird wiederkommen. Es wird wiederkommen, denn es liegt in der Natur der Dinge. Wären die Lehren der Wissenschaft bedeutungslos, so würden sich weder Staat noch Parteien um sie kümmern, aber sie sind nicht bedeutungslos, sie sind eine politische Macht und deshalb bekümmert sich auch die Politik um sie. Diese Polarität, daß die Wissenschaft zugleich unpolitisch und politisch, autonom und mit dem Staate verbunden, mit ihm befreundet und mit ihm im Konflikt sein kann, ist auf ewig unlösbar. Auch wo die großen wissenschaftlichen Institutionen auf Stiftungen und Patrone basiert sind, sind sie stets der Gefahr der Beeinflussung durch eben diese Gönner ausgesetzt. Wehe der Lehrfreiheit, wenn einmal eine Universität unter die Herrschaft der Sozialdemokratie geriete!

Was aber auch die Zukunft bringen möge, zurzeit leben wir in einer Periode der glücklichsten Harmonie. Der Staat pflegt die Wissenschaften, ohne ihre Freiheit einzuschränken, und das wissenschaftliche Denken, welchen Parteien auch seine Vertreter angehören mögen und was für Bestrebungen der Einzelne huldigt, ist mit dem Staat in seinen Grundinstitutionen im Einklang, ohne sich von ihm abhängig zu fühlen und ohne sich von ihm Grenzen setzen zu lassen. Man spricht so viel von der unzufriedenen Stimmung, die heute herrsche: hier ist ein großes und wichtiges Gebiet, wo zu Unzufriedenheit keine Veranlassung vorliegt. Selbst die Parteien,

wenn sie auch hier und da brummen, berufen sich doch ... die Wissenschaft, wo sie es irgend dürfen, und es würde ... den Gelehrten selbst liegen, wenn sie irgendwie ihre ... fangenheit zu wahren aufhörten. Das Berliner Un... Jubiläum war nicht nur ein Fest, sondern ein Ereignis, ... das Glück dieser Harmonie in vollen Tönen erklingen ...



Anglikanische Kirche und deutsche Philosophie.*)

Von

Charlotte Broicher.

---

1. Tulloch: Movements of Religious Thought in Britain during the Nineteenth Century. London, Longmans, Green & Co. 1885.
2. Alois Brandl: Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik. Straßburg 1886.
3. Freiligrath: The Poems of Coleridge with a Biographical Memoir. Tauchnitz Edition.
4. James Dykes Campbell. The Biographical Introduction of Coleridges Poetical Works. 1907. London. Macmillan & Co.
5. Walter Pater, Appreciations: S. T. Coleridge. London. Macmillan & Co.
6. Samuel Taylor Coleridge: Aids to Reflection and the Confessions of an Inquiring Spirit. — London, George Bell & Sons. 1884.

6a. Coleridge: Biographia Literaria. London. J. M. Dent & Co.

7. Dr. Fairbairn: On Anglo-Catholicism. Contemporary Review, 1886 and 90.
8. Charles Sareola: Cardinal Newman & his Influence on Religious Life & Thought. Edinburgh, 1908.
9. William Barry: Newman. London. Hodder & Stoughton, 1904.
10. A. Froude: Carlyle. His Life in London I.

I.

Der Kampf zwischen katholischen und protestantischen Tendenzen, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder so heiß in England entbrannte, läßt sich nur aus dem geschichtlichen Verlauf der englischen Reformation verstehen. Von seiten des deutschen Protestantismus hat man die Ausgestaltung der anglikanischen Kirche als Kompromiß hingestellt zwischen den Tendenzen der römischen Kirche und des Puritanismus. Mit demselben Recht läßt sich dieser Prozeß aber als die nationale Verschmelzung altkirchlicher oder frühkatholischer und puritanischer Elemente bezeichnen. Die unter Königin

---

*) Einzelteile dieses und des folgenden Aufsatzes — hier wesentlich ausführlicher behandelt — sind mit Genehmigung des Verlegers Friedrich Andreas …rthes A. G. Gotha der demnächst erscheinenden umgearbeiteten dritten …e von „Robertsons Lebensbild in Briefen“ entnommen worden.

den unmittelbaren Eindruck der Versammlung und [illegible] Bewußtsein, daß hier eine Potenz ist, mit [illegible] muß, noch verstärkt hat. Auch in den Millionen [illegible] kommt das ja zum Ausdruck, und schließlich ist ganz und [illegible] diesen Ton sowohl die Leipziger Universitäts-Geschichte [illegible] Rede, die im Anschluß an jenes Werk der Historiograph [illegible] zweiten Festtag als Einleitung zu den Ehren-Promotionen [illegible] gestimmt.

Es gab eine Zeit, wo die Wissenschaft ganz auf sich [illegible] beruhte, aber nur in ihren allerersten Anfängen, im [illegible] land. Sehr bald bedurfte sie zu ihrem Fortschreiten [illegible] der Organisation und der Patrone, die sie in [illegible] den hellenistischen Monarchien, namentlich in Alexandria [illegible] Mittelalter nährte sie die Kirche. Heute würde [illegible] ohnmächtig in sich zusammenbrechen, wenn der Staat [illegible] ihr abzöge. Wenn auch ein oder der andere Gelehrte [illegible] Kraft das Talent zu treiben vermochte, die [illegible] nicht, und ohne die Schulen aller Art, ohne die [illegible] Laboratorien, die Sternwarten, die Apparate, die [illegible] Museen, die [illegible], die [illegible], die Ausgrabungen [illegible] Wissenschaften in der fortschreitenden noch sich auf [illegible] [illegible]

ders ausgesetzt war, wußte man längst, aber erst jetzt auf Grund der originalsten Akten, der Verhörsprotokolle und der Korrespondenzen der beteiligten Ministerien ist voll sichtbar, wie lange (schon seit dem Januar 1813) und wie sehr die hochgestellten Gegner ihn bedrängt und bedroht haben: die Absetzungs-Order ist bereits aufgesetzt gewesen, und wenn sie nicht vollzogen worden ist, so liegt kein anderer Grund vor, als die Lavierungskunst des Ministers v. Altenstein, der die Entscheidung solange hinzögerte, bis die Stimmung sich verändert hatte.

Es war aber noch viel Schlimmeres im Werke. Nicht nur einzelne Lehrer, die für ganz besondere Verderber der Jugend galten, sollten entfernt, sondern das ganze System der Erziehung und des Unterrichts sollte umgestaltet werden. Das Volk sei gut und treu, schrieb der Vertrauensmann des Königs, Bischof Eylert, aber in den Gebildeten, in den Beamten, den Geistlichen und Lehrern habe die revolutionäre Flut ihre Quelle. Hier säßen die lauten, unbesonnenen, bitteren Tadler, und von den Universitäten habe das Verderben seinen Ausgang genommen. Auf Betreiben des Fürsten Wittgenstein erließ der König eine Kabinetts-Order (20. November 1820), wonach „die Behörden, Konsistorien, Schulen und Universitäten von gefährlichen Irrlehrern, Verführern und Verführten gereinigt" werden sollten. Eine Kommission trat zusammen, bestehend aus Eylert, dem Geh. Rat Beckedorf, dem Staatsrat Schultz, Regierungsbevollmächtigten an unserer Universität, und Gymnasial-Direktor Snethlage, um einen Plan für die Reform zu entwerfen. Der Abgrund, an dessen Rande wir stehen, sei gegraben im Zentrum des Staates, an der Universität, in den philosophischen und theologischen Systemen, die dort seit Jahren gelehrt werden und denen das Kultus-Ministerium selbst anheimgefallen sei; Fichte und Schleiermacher seien es, die die unbeschränkte Lehr- und Lernfreiheit in Religion, Wissenschaft und Politik und dementsprechend eine politische Reorganisation angestrebt hätten. Schon auf der Volksschule müsse die Reform einsetzen; nicht Fähigkeiten und Geisteskräfte sollten dort entwickelt werden, sondern gute Gesinnung erzogen, Bildung des Charakters durch Gewöhnung zum Gehorsam. Die Gymnasiasten sollten erst bei der Entlassung zur Einsegnung zugelassen werden und beim Abiturienten-Examen in feierlicher Weise das Glaubensbekenntnis ablegen. Die Universitäten aber sollten sich nicht als wissenschaftliche Bildungs- und Experimentieranstalten betrachten, sondern seien ihrem Hauptzweck nach Institute zur

Bildung tüchtiger Diener der Kirche und des Staates. Die [illegible] und spekulativen Richtungen seien daher zu beschränken [illegible] geistige Tätigkeit auf die praktischen, realen Wissenschaften [illegible] Die philosophische Fakultät sei wieder zur vorbereitenden [illegible] für die drei oberen und demgemäß in Unterabteilungen [illegible] Die Ankündigung der Vorlesungen unterliege der Genehmigung der Regierung. Spezial-Inspektoren hatten die Studien [illegible] Staatsdiener ernsthaft zu kontrollieren. Die Prüfungen [illegible] in Gegenwart eines Regierungsbevollmächtigten und [illegible] akademischen Testimonien sei zu fordern das Zeugnis des [illegible] predigers über fleißigen Besuch des Gottesdienstes und [illegible] des heiligen Abendmahls. Da ein Sitz des Übels [illegible] selbst ist, so ist auch dieses umzugestalten. Dem [illegible] Generalsekretär an die Seite zu setzen, der die Kontrolle [illegible] daß die Verwaltung im Geiste des Königs geführt werde. [illegible] rat Schultz wir dafür ausersehen, und die [illegible] Joh. Schulze sind durch zuverlässige Männer zu ersetzen.

Erstaunlich, kaum begreiflich, daß der [illegible] Hauptträger dieser Pläne, wie Lenz darlegt, [illegible] tuierende, feinsinnige Natur war, ein Freund und [illegible] seiner politischen Leidenschaft getrieben, auf [illegible] der deutschen Bildung unmittelbar zur [illegible] machen.

Die [illegible] Kampf der Kurie gegen den [illegible]

war, nie völlig verleugnen. Noch weniger als der König selbst aber ließ sich das Beamtentum in die reaktionäre Richtung hinüberdrängen. Hier war ja, wie Eylert und Schultz ganz richtig sahen und sagten, der eigentliche Sitz des Uebels. Die Masse des Volkes lebte noch in überlieferten Ideen; erst ganz allmählich, von oben her, sind die Begriffe von Freiheit und Nationalstaat, von Verfassung und deutschem Vaterland, um die sich der Kampf drehte, in die Tiefen eingedrungen. Wenn wir es unbefangen betrachten, ist ja noch 1866 und 1870 das Deutsche Reich gegen den Willen des Volkes, wenn man das Volk als Masse auffaßt, geschaffen worden. Dem Tagelöhner in Pommern und Brandenburg war der Begriff des deutschen Vaterlandes so fremd, wie dem bayrischen Bauern, und die ungeheure Mehrheit der Süddeutschen, die Klerikalen in Bayern, wie die Demokraten in Württemberg und Baden waren gegen die Vereinigung mit dem Norddeutschen Bunde. Erst der französische Krieg hat die Stimmung herumgeworfen und den Zusammenschluß ermöglicht, indem er die unter den Gebildeten längst herrschenden nationalen Anschauungen bis in die tiefsten Massen herabführte. Die Demagogenverfolger hatten ihrerzeit ganz recht, wenn sie die Revolution, das, was sie als Revolution ansahen und fürchteten, nicht beim Proletariat, sondern bei den Professoren und Studenten suchten. Damals war es ein großer Schmerz, heute ist dieser Schmerz, wie jedes Martyrium, eine Ehre und ein Ruhm geworden. An keiner Stelle mehr als an dieser erkennt man, daß, wie ich oben sagte, die Wissenschaft nicht bloß ein abstraktes Denken, sondern auch eine politische Macht ist. Unter der Führung der Wissenschaft hat sich bei uns der nationale Gedanke, das Bewußtsein des deutschen Volkes von seinem Wert und seiner Würde gebildet. Preußen ist nicht zu einem befriedigenden Dasein gelangt, als bis es die Umgestaltung des Denkens, wie sie sich unter der Führung der Gelehrten und Dichter im Volke vollzogen, in sein eigenes Lebensziel aufgenommen. Die früher so häufig gehörte Formel, die Deutschen seien das Volk der Dichter und Denker, kann sich vor dem realistisch-historischen Blick nicht behaupten: die Deutschen sind ganz ebenso sehr ein Volk der Krieger und Ackerbauer, der Kaufleute und Gewerbsbeflissenen, und der deutsche Nationalstaat ist schließlich nur geschaffen worden, indem alle Kräfte, ideelle und wirtschaftliche, politische und militärische zusammenwirkten; aber eben auch die ideelle Kraft, der nationale Gedanke, war dabei unentbehrlich, und dieser Gedanke ist in allererster Linie von den Dichtern und Denkern gebildet und zu einer

politischen Macht erhoben worden. So war es nicht [illegible], daß in der Zeit, wo das nationale Problem alle [illegible] Trachten beschäftigte, so zu sagen als Dankeszoll für [illegible] dieses großen Gedankens, jene Formel, die das [illegible] weg den Dichtern und Denkern zurief, geprägt ward.

Die Demagogenverfolger aber konnten [illegible] Unterdrückung dieses neuen Geistes, niemals [illegible] Instrument der Unterdrückung, das sie handhaben [illegible] selbst, das Beamtentum bereits von diesem Geist [illegible] Selbst als der so oft Jakobiner gescholtene Staats[illegible] berg mit Tode abgegangen war und ganz [illegible] Männer, Boß, Merkel, Lottum mehr oder weniger [illegible] treten waren, blieb dieser Widerstand unab[illegible] eben zu viele der Besten und Tüchtigsten, und [illegible] Mann [illegible] worden ist und [illegible] sich selbst der Demüte jener Besten berührt hat, [illegible] wenig und der [illegible] war ebenso. [illegible] Lenz, daß zu den [illegible] sonders verfolgten Studenten gehörten [illegible] Vater des späteren Reichskanzlers, Graf [illegible] der [illegible], der Vater des Ministers, [illegible] Vater des [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

doch recht peinliche Sachen vorgekommen, nicht nur ist noch in diesen Jahren durch das Privatdozentengesetz ein Grundstein der Lehrfreiheit, den selbst die Demagogenverfolgung unangetastet gelassen, fortgenommen worden, sondern vor allem ist eine neue, für die Wissenschaft höchst gefährliche Macht in die Schranken getreten. Das ist der Parteigeist. Es ist richtig, daß die Gefahr, die heute der Freiheit der Wissenschaften an den Universitäten von seiten der Regierungen droht, so gut wie geschwunden ist, und auch in der Bossesche Zeit hat der tapfere Ministerialdirektor Althoff — die Zukunft wird darüber einmal wunderliche Aufklärungen bringen, denn die Gegenwart glaubt von ihm eigentlich noch das Gegenteil — ganz ähnlich wie einst der Minister Altenstein selbst mit seinen Räten größeres Unheil verhütet. Aber jetzt sind die Parlamente auf dem Plan und suchen die akademischen Lehrer in ihre Siele einzuspannen, ihre Gesinnungsgenossen auf die Katheder zu bringen, Gegner durch Angriffe, Beschimpfungen und Denunziationen einzuschüchtern. Wir haben ja schon Proben genug davon gehabt, und das wird wiederkommen. Es wird wiederkommen, denn es liegt in der Natur der Dinge. Wären die Lehren der Wissenschaft bedeutungslos, so würden sich weder Staat noch Parteien um sie kümmern, aber sie sind nicht bedeutungslos, sie sind eine politische Macht und deshalb bekümmert sich auch die Politik um sie. Diese Polarität, daß die Wissenschaft zugleich unpolitisch und politisch, autonom und mit dem Staate verbunden, mit ihm befreundet und mit ihm im Konflikt sein kann, ist auf ewig unlösbar. Auch wo die großen wissenschaftlichen Institutionen auf Stiftungen und Patrone basiert sind, sind sie stets der Gefahr der Beeinflussung durch eben diese Gönner ausgesetzt. Wehe der Lehrfreiheit, wenn einmal eine Universität unter die Herrschaft der Sozialdemokratie geriete!

Was aber auch die Zukunft bringen möge, zurzeit leben wir in einer Periode der glücklichsten Harmonie. Der Staat pflegt die Wissenschaften, ohne ihre Freiheit einzuschränken, und das wissenschaftliche Denken, welchen Parteien auch seine Vertreter angehören mögen und was für Bestrebungen der Einzelne huldigt, ist mit dem Staat in seinen Grundinstitutionen im Einklang, ohne sich von ihm abhängig zu fühlen und ohne sich von ihm Grenzen setzen zu lassen. Man spricht so viel von der unzufriedenen Stimmung, die heute herrsche: hier ist ein großes und wichtiges Gebiet, wo zu Unzufriedenheit keine Veranlassung vorliegt. Selbst die Parteien,

wenn sie auch hier und da brummen, berufen sich doch zugleich auf die Wissenschaft, wo sie es irgend dürfen, und es würde nur an den Gelehrten selbst liegen, wenn sie irgendwie ihre volle Unbefangenheit zu wahren aufhörten. Das Berliner Universitäts-Jubiläum war nicht nur ein Fest, sondern ein Ereignis, indem es das Glück dieser Harmonie in vollen Tönen erklingen ließ.

Anglikanische Kirche und deutsche Philosophie.*)

Von

Charlotte Broicher.

---

1. Tulloch: Movements of Religious. Thought in Britain during the Nineteenth Century. London, Longmans, Green & Co. 1885.
2. Aloys Brandl: Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik. Straßburg 1886.
3. Freiligrath: The Poems of Coleridge with a Biographical Memoir. Tauchnitz Edition.
4. James Dykes Campbell. The Biographical Introduction of Coleridges Poetical Works. 1907. London. Macmillan & Co.
5. Walter Pater, Appreciations: S. T. Coleridge. London. Macmillan & Co.
6. Samuel Taylor Coleridge: Aids to Reflection and the Confessions of an Inquiring Spirit. — London, George Bell & Sons. 1884.
6a. Coleridge: Biographia Literaria. London. J. M. Dent & Co.
7. Dr. Fairbairn: On Anglo-Catholicism. Contemporary Review, 1886 and 90.
8. Charles Sareola: Cardinal Newman & his Influence on Religious Life & Thought. Edinburgh, 1908.
9. William Barry: Newman. London. Hodder & Stoughton, 1904.
10. A. Froude: Carlyle. His Life in London I.

I.

Der Kampf zwischen katholischen und protestantischen Tendenzen, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder so heiß in England entbrannte, läßt sich nur aus dem geschichtlichen Verlauf der englischen Reformation verstehen. Von seiten des deutschen Protestantismus hat man die Ausgestaltung der anglikanischen Kirche als Kompromiß hingestellt zwischen den Tendenzen der römischen Kirche und des Puritanismus. Mit demselben Recht läßt sich dieser Prozeß aber als die nationale Verschmelzung altkirchlicher oder früh-katholischer und puritanischer Elemente bezeichnen. Die unter Königin

---

*) Einzelteile dieses und des folgenden Aufsatzes — hier wesentlich ausführlicher behandelt — sind mit Genehmigung des Verlegers Friedrich Andreas Perthes A. G. Gotha der demnächst erscheinenden umgearbeiteten dritten Auflage von „Robertsons Lebensbild in Briefen“ entnommen worden.

Elisabeth aus der Verbannung heimgekehrten Prediger [illegible] ihre Meinung der römischen Anschauung gegenüber zu [illegible]. Nach ihrer Ueberzeugung stand die anglikanische Kirche national von den reformirten Kirchen des Kontinents [illegible] und trotz ihrer bischöflichen Verfassung doch mit ihnen in [illegible] Zusammenhang. Darin erblickten sie die wahre Kirche [illegible], gleich aber suchten sie eine engere nationale Umgrenzung [illegible] Recht autonomer Beschlüsse über den Ritus zu gewinnen [illegible] auch politische Erwägungen an dem Zustandekommen [illegible] Bekenntnisses, wie es in den neununddreißig Artikeln [illegible] Prayer Book niedergelegt ist, beteiligt, so ist [illegible] Werk nach Ranke so sehr „Ausdruck [illegible] jener Zeit, ihrer Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, [illegible] ich denke, daß man gesagt hat, es sei unter [illegible] lichen Geistes abgefaßt worden“.

In den Schriften der Artikel sind reformirte [illegible] danken vorwiegend. Die liturgische Zubereitung [illegible] theils von der alten Kirche übernommen, steht in [illegible] Einklang mit dem Vorwalten der Predigt [illegible] Lebendigkeit der [illegible] Puritaner. In [illegible] des Sakrament ebenso zu Recht wie in der [illegible] Unterschied zum Protestantismus mit [illegible] den [illegible] hat die anglikanische Kirche [illegible] mit dem [illegible] Kultus zu [illegible] mit der [illegible] mit Gott [illegible] so stand [illegible] [illegible] und [illegible] der [illegible] zu [illegible]

[illegible]

politisch unter fremde Oberhoheit stellt. Und doch lag in der Verschmelzung der beiden Elemente, die zeitlich und räumlich verschiedenem geschichtlichen Ursprung entstammen, ebensowohl die Möglichkeit zu stets sich erneuernden Spaltungen, wie zu mannigfaltigen, reichen Ausgestaltungen und Weiterbildungen. Der Nachdruck, der in der Kirche auf Ausübung des Kultus lag, war dem eigentlichen Puritaner dagegen abstoßend, ja anstößig. Und die enge Zusammengehörigkeit von Kirche und Staat keine geringe Ursache des oft feindlichen Gegensatzes zwischen Kirchentum und den immer neu entstehenden und sich auch untereinander befehdenden Sekten. Fühlten sie sich doch der aristokratischen Gliederung der Kirche gegenüber heimatlos, denn Zugehörigkeit zur Kirche bedingte auch eine höhere soziale Stellung. Und wer nicht zur Staatskirche gehörte, durfte auch kein staatliches Amt bekleiden.

Hatte die Kirche im 16. Jahrhundert zunächst die Aufgabe, die katholischen und protestantischen Tendenzen zusammenzuschmieden, so brachte ihr das 17. Jahrhundert eine intensive Periode mystischer Vertiefung und geistiger Größe. Die Namen der platonischen Geistlichen jener Zeit, Jeremy Taylor, Leighton, Hooker u. a. bezeichnen einen originellen Höhepunkt der anglikanischen Theologie. Dieser innere Glanz sollte aber bald erlöschen. War die enge Verbindung mit dem Staate der Kirche anfänglich ein Halt gewesen, so verwickelte sie sie bald in Abhängigkeit und würdigte sie zum Werkzeug der damals herrschenden politischen Oligarchie herab. Sie wird zur Säule gesetzlicher Ordnung und gibt sich dazu her, jede Ungerechtigkeit und Vergewaltigung des Staates zu beschönigen und zu unterstützen. So in ihrem sittlichen Verhalten geschwächt, ist sie außerstande, die mit dem 18. Jahrhundert hereinbrechende Flut der Aufklärung von sich fern zu halten. Den Angriffen des Deismus und Atheismus gegenüber bleibt sie widerstandslos. Ihre Führer und Bischöfe, selbst von der Aufklärung ergriffen, vermochten nichts anderes, als die religiöse Stimmung im ganzen abzukühlen. Sie gaben das methaphysische Element der Religion preis, und ihre Theologie enthielt wenig mehr als eine Reihe verstandesmäßig gefaßter Probleme die der Vernunft zur Lösung überwiesen wurden.*)

Die zunehmende Erstarrung der Hochkirche währte bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Leben pulsierte nur außerhalb ihrer Gemeinschaft, bei den Nonkonformisten (Quäkern, Methodisten,

*) Vergl. „Newman“ by Sarolea.

Baptisten, Wesleyanern usw.), von dem sich auch Männer, die zur Kirche gehörten, wie Newton, der tiefsinnige Thomas Scott, Wilberforce, Venn u. a. ergriffen fühlten. Sie waren die ersten innerhalb der Kirche, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wieder auf persönliches, lebendiges Christentum drangen. Und weil sie ihre Forderungen lediglich auf das Studium des Evangeliums zurückführten, wurden sie danach benannt.

Der Evangelismus war die naturgemäße Reaktion gegen den Rationalismus des 18. Jahrhunderts, gerade wie der Pietismus in Deutschland, dem ähnliche Aufgaben innerhalb der Kirche zufielen und mit dem er manches Gemeinsame, aber auch große Unterschiede aufweist. Suchte der Pietismus, namentlich in seinen Anfängen, das religiöse Gefühlsleben wieder zu erwecken und legte geringen Wert auf dogmatische Formulierung, so hatte der Evangelismus zwar dasselbe Ziel, war aber nach seinem kalvinistischen Ursprung doktrinär gerichtet und überaus subtil im Ausbau dogmatischer Satzungen. Wo dem Pietismus aber das quietistische Moment des Luthertums verblieb, das demütige Unterwerfung unter Gottes Willen höher wertete als Widerstand gegen das Geschick, war dem kalvinistischen Puritanertum bei aller Weltentäußerung ein welterobernder Zug eigen. Die Prädestinationslehre drängte den Einzelnen zu dem persönlichen Erweis, auch er gehöre zu den Auserwählten. Dies wurde am schlagendsten durch die Tat bezeugt und damit die Aktivität gefördert. Nach Schultze-Gaevernitz*) hat die britische Welteroberungspolitik in dieser religiösen Vorstellung, die das Reich Gottes auf Erden aufrichten und ausdehnen wollte, ihren Ursprung. Bei Gründung der großen Missionsgesellschaften, die heute die Welt umspannen, war dies das zündende Element. Und wenn es einerseits einen Opfersinn ins Leben rief, der an das Wunderbare grenzt, wies es andererseits dem Handel neue Wege und eröffnete der britischen Herrschaft neue Gebiete über Land und Meer.

Aus der Ueberzeugung von dem unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele gewann der Evangelismus immer neue Antriebe, die Seelen der Verkommenen, der Verlorenen, der Ausgestoßenen zu retten. Auf ihn gehen die Anfänge des praktischen Altruismus zurück, und alles, was man später unter dem Begriff der inneren Mission zusammengefaßt hat, steht unter seinem Wahrzeichen. Durch

*) Der britische Imperialismus.

den großen Ernst seiner Erweckungsbestrebungen hat er erneuernd auf die Umgestaltung der Gesinnung und die Hebung der tief gesunkenen Sitten der damaligen Gesellschaft eingewirkt, und vor allem das Gefühl der Verantwortung bei den oberen Schichten für Wohl und Wehe der auch äußerlich verkommenen unteren Schichten erweckt. Er erreichte durchgreifende gesetzliche Reformen des Gefängniswesens, das ganz im Argen lag. Rettungsanstalten aller Art wurden ins Leben gerufen und die Werke der Barmherzigkeit in der Heimat und in den Kolonien mit begeisterter Hingabe und in großzügigster Weise praktisch ausgeübt. In England und Amerika wurde damit der Boden zur Aufhebung der Sklaverei vorbereitet und einige Dezennien später die Arbeit des christlichen Sozialismus möglich. Und zwar standen die Evangelikalen in diesen Bestrebungen in enger Fühlung mit den Dissidenten. Die äußere Zugehörigkeit zu einer erstorbenen Kirche bedeutete ihnen so wenig wie den Pietisten, gegenüber der Gemeinschaft mit wahrhaft frommen oder „erweckten Seelen". Hier fanden sie sich oft tiefer verstanden als von den vielfach äußerlich gerichteten Geistlichen ihrer Kirche, die, häufig jüngere Söhne aus vornehmen Familien, ihre Pfründen dazu benutzten, „nobeln Passionen" nachzugehen und ihr Amt durch einen gering besoldeten Kuraten verwalten zu lassen. Die Führer der Bewegung nahmen nicht Anstand, in Dissidentenkapellen zu predigen, ja am heiligen Abendmahl dort teilzunehmen. In der Kirche sahen sie lediglich eine staatliche Einrichtung.*) Hand in Hand damit ging ihr mangelndes Organisationstalent. Ihre Wirkungen glichen denen der Dissidenten, der Gemeinschaftsbewegungen, die ihre Sphäre außerhalb der Kirche entfalten. Diese Punkte sind wichtig, weil die traktarische Bewegung hier eingesetzt hat.

Auch war der Evangelismus bei aller Großzügigkeit des Opfersinns und seines religiösen Ernstes nach der intellektuellen Seite hin eng und beschränkt. Seine Abneigung gegen den Rationalismus schlug um in Besorgnis vor der Vernunft. Der Geist einer Zeit kommt aber selbst noch in ihrer schroffsten Reaktion zum Ausdruck. So verdankt die evangelikale Bewegung dem formalen Rationalismus des 18. Jahrhunderts ihre leidenschaftlich konventionelle Theologie, und die Ueberhebung, die es wagte, die Beziehungen von Gott zu Mensch durch eine Reihe verstandesmäßiger Formeln darzustellen. Das Christentum betrachtete sie nicht als höchste Entwicklung des

*) George Eliots Scenes of Clerical Life geben hiervon ein anschauliches Bild.

Menschentums, sondern als eine Zutat von außen [illegible] beglaubigtes Erlösungsschema, das in die Menschh[illegible] schaltet worden. Und so wurden Philosophie, und n[illegible] Literatur und Wissenschaft, als etwas von der [illegible] betrachtet. Welt und Kirche standen sich feindlich g[illegible] nur in dem biblischen Sinne, als Verkörperungen [illegible] und göttlichen Geistes: sie waren auch getrennte [illegible] durch äußere Zeichen und Brandmale geschieden. [illegible] wollte weder durch Denken, Wissen noch Forschen sich den [illegible] Glauben beirren lassen. Sie fand Genügen an [illegible] reinen Lehre". Enthielt diese auch wesentliche [illegible] heiten, so hatte sie sich im Laufe ihrer Entw[illegible] Unfehlbarkeit im kleinen erhoben. Abgeblaßt, unkenn[illegible] wagte sie nicht, redlich die Unfehlbarkeit zuzu[illegible] stets zu Exkommunikationen und Denunziationen be[illegible] Geister wie Robertson haben schwer unter dem [illegible] gehabt. Ihr Glaubensbekenntnis, das nirgend [illegible] all ihren kleinen und großen Abhandlungen [illegible] bestimmt wie kurz: Absolute göttliche Eingebung, [illegible] menschlichen Natur, Inspiration aller Schriftworte, [illegible] von Leiden des Sohnes Gottes, der an unserer [illegible] der Hölle erlitten. Eine ganz äußerliche [illegible] erweis durch einen mehr [illegible] als [illegible] die [illegible] getriebene Sabbatsh[illegible] und [illegible] [illegible] die [illegible] einer kleinen Gem[illegible] und die Entw[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

und der Phantasie geltend. An Stelle der Revolution trat die Tradition. Was aber in Frankreich den Ultramontanismus erweckte, führte in Deutschland zu Schellings Transzendentalismus und zur Vorliebe der Schlegel, Novalis, Görres und Möhler, zur mittelalterlichen Vergangenheit, in die man das eigene Empfinden hineintrug. In enger Beziehung dazu steht andererseits die gemütstiefe aber freie Theologie Schleiermachers, in Schottland Carlyles Philosophie und in Amerika Emersons vitale Immanenz.

In England fällt das Erscheinen der Romane Walter Scotts in diese Zeit. Sie zaubern eine ideale Vergangenheit hervor und spornen die Leidenschaft an, sie sich noch mehr zu idealisieren. Ruskin berichtet uns in „Praeterita" ausführlich über diese Wirkung. Der spätere Kardinal Newman erklärt ihren starken Einfluß „aus der Reaktion gegen die trockene, oberflächliche religiöse Lehrweise und Literatur der voraufgegangenen Periode, wie aus dem neuerwachten Gemüts- und Geistesbedürfnis des Volkes nach einer tieferen Philosophie, die hier zum Teil befriedigt wurde".*) Denn bei Walter Scott wie in der Poesie der Romantik überhaupt brechen die Lebensquellen neu hervor, die die verstandesstarre Aufklärung verschüttet hatte und von der selbst der Evangelismus nicht unberührt blieb. Wordsworth fand für das Geheimnis der Natur neue Worte. In all ihren Formen und Phänomenen, vom Menschen bis zum Kraut am Wege, spürte er ihren gemeinsamen Urgrund, „den göttlichen Lebensgeist, die Seele aller Welten". Damit kündete seine Dichtung den gemeinsamen Ursprung von Religion und Poesie und erschloß die symbolische und sakramentale Bedeutung auch der alltäglichsten Dinge. Seinem pantheistischen Grundzug aber verband sich das Verlangen des Mystikers, in der Kontemplation Gottes genießend froh zu werden. Züge, denen wir bei Robertson und Kingsley ebenso wie bei Newman wiederbegegnen. „Während die Geschichte in Poesie und Prosa" — fährt Newman in seiner klassischen Darlegung fort — „das Mittel wurde, kirchliche Gefühle und Anschauungen auszulösen, fand ein ganz origineller Denker dafür die philosophische Begründung. Und obwohl er einer Freiheit der Spekulation nachhing, die sich der Christ nicht erlauben darf, und Schlußfolgerungen befürwortete, die oft eher heidnisch als christlich waren, erschloß er forschenden Geistern doch eine höhere Philosophie, als ihnen bisher zugänglich gewesen. Damit

*) Apologia pro Vita sua. Longmans, Green & Co.

kündete er seiner Zeit ihr eigentliches Verlangen und hatte den Erfolg, ihren Genius für die katholische Wahrheit empfänglich zu machen.*)

Der von Newman nach dieser Richtung hin charakterisierte Denker Samuel Taylor Coleridge (1772–1834) war aber so umfassenden Geistes, daß Männer entgegengesetzter Geistesrichtung in ihm ebenso den Urheber der freien religiösen Forschung, der Bibelkritik in England und der auf der Gewissensfreiheit beruhenden autonomen Selbstbestimmung erblicken. Nicht allein die kirchlichen Gegner der traktarischen Bewegung, Frederic Maurice, Kingsley und Robertson, verdanken ihm die Vertiefung der Grundlagen ihres Glaubens: auch Männer, die seine Weltanschauung in keiner Weise teilten, wie John Stuart Mill, bezeugen den unabweislichen Einfluß seines religiösen Genies. Und keine der mannigfaltigen religiösen Strömungen, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts das brittische Reich neu belebend und befruchtend durchzogen, die nicht auf ihn zurückwiesen.**)

> **Fancy and understanding, whence the soul**
> **Reason receives. And reason is her being,**
> **Discursive or intuitive. (Paradise lost book V)**
> **Milton.**

Samuel Taylor Coleridge ist 1772 in Ottery St. Mary in Devonshire geboren. Er war das jüngste von elf Kindern eines frühverstorbenen Landpredigers. In der vor alters gestifteten humanistischen Freischule von Christ-Hospital in London erzogen, erlangte er eine gründliche gelehrte Bildung und wurde früh zum eigenen poetischen Schaffen angeregt. Von jeher war es ihm gegeben, die Menschen magnetisch anzuziehen und auf sie einzuwirken. Sein Glück fand er im Austausch geistiger Interessen. Auf der Schule war es der Dichter Lamb, der ihm in früher Jugend nahe trat und dessen Freundschaft ihn lebenslang begleitet hat. Der Knabe war von jeher verträumt, weltfremd und geneigt, sich eine schönere, idealere Welt aufzubauen, als ihm die Wirklichkeit darbot. So lag es auch dem Jüngling fern, auf der Universität Cambridge ein Brotstudium zu erwählen. Vielmehr unterbrach er seine Studien und zog mit gleichgestimmten Freunden, darunter der Dichter Southey, aufs Land, wo er fantastische Pläne einer sozialen Gemeinschaft ins Werk setzte. (Pantisocracy.) Sie führten ihn aber nur zu früher unglücklicher Ehe und zerfielen in nichts. Stets begeistert von neuen hochfliegenden Plänen, seine der Zeit voraus-

---

*) Newman: Apologia pro Vita sua p. 60.
**) Vergl. Movements of Religious Thought by John Tulloch. 1885.

eilenden Ideen in Zeitschriften, die es erst zu gründen galt, zu verkünden, und durch den Ertrag seiner Dichtungen, politischen und religiösen Aufsätze sich und seine Familie zu ernähren, ziehen sich meist fruchtlose Versuche derart durch sein ganzes Leben. Immer aber weiß er zu überzeugen und neue Freunde zu gewinnen, die sein Genie erkennen und seine Bestrebungen mit allen Mitteln fördern.

Coleridge gehörte zu jenen Naturen, denen keine Situation genug tut. Verzehrt von Sehnsucht nach dem Absoluten oder, wie Shelley von ihm sagte: „von Kind auf hungernd nach der Ewigkeit" — war sein angeborener Wille schwach, seine Gesundheit zart, seine Energie hinfällig. Das Zwiespältige in seiner Persönlichkeit, der Widerspruch zwischen hochgespannten Intentionen und der Unfähigkeit, sie im Leben zu verwirklichen; zwischen höchsten Inspirationen und ihrem Verebben im Sande war die tiefe Tragik eines kummervollen, an Enttäuschungen aller Art überreichen Lebens. Aber reicher noch an geistigem Gehalt. Waren die Reisen ins Ausland auch nur der Rahmen zu inneren Erlebnissen, zu Berührungen mit den ersten seiner Zeitgenossen, so trugen sie diesem Geiste hundertfältige Frucht. Um so schmerzlicher berührt es bei Betrachtung seines äußeren Lebensganges, wie seine hohen Gaben sich zersplittern, wie Zufälligkeiten eben aufsteigende Hoffnungen vereiteln, und seine Unfähigkeit, das Leben zu meistern, ihn zum Spielball äußerer Verhältnisse machen. Gegen die zunehmende Verschlechterung seiner Gesundheit wird ihm Opium verordnet, dem er zusehends verfällt, wie der Morphinist dem Morphium. Bis es zuletzt gelingt, seine Energie zu erwecken, und er die letzten Dezennien seines Lebens den Hang überwindet. Aber auch als manche Freunde an Coleridge verzagten, trat der unversieglich edle Grundzug seiner Persönlichkeit noch so stark hervor, daß Lamb von ihm sagen konnte, er sei doch **an Archangel, only a little damaged.**

Erst als er sich ausschließlich religiösen Fragen zuwandte, hat Coleridge die Stellung im öffentlichen Leben eingenommen, die seiner Bedeutung zukam. Denn war auch sein Einfluß auf die englische Literatur eingreifend und stark, nie hat er sich vordem in bedingungsloser Anerkennung sonnen dürfen, nie dauernden Erfolg erlebt. In der Jugend hatte ihn warme Freundschaft mit den Größen der Romantik verbunden, den Führern der Seeschule. Walter Scott bekannte ihm die Abhängigkeit von seiner Dichtung, und Byron brachte ihm seine Bewunderung dar. Freundschaft, die in tiefstem

Verständnis das in beiden schöpferisch Quellende befruchtete, verband ihn mit Wordsworth. Beider vollendetste Dichtungen sind unter ihrem persönlichen Austausch, unter meilenweitem Umherwandern auf der Haide, gereift.*) Konnte doch Wordswooth von ihm sagen, er habe viele Menschen gekannt, die Wunderbares geleistet, aber nur einen wunderbaren Menschen — Coleridge. Der persönliche Zauber aber, der ihn stets umgeben hatte, blieb ihm nicht nur bis zuletzt — er zog weitere und weitere Kreise. Der Abend seines sturmbewegten Lebens war licht, nach Innen und Außen. Aus königlicher Schatulle äußerlich sicher gestellt, sein Selbstvertrauen erstarkt, innerlich getragen von der Verehrung der jungen Generation, wurde Coleridges bescheidenes Heim der Sammelplatz derer, die irgend eine Stellung im Geistesleben der Nation einnahmen. Freunde und Jünger scharten sich um ihn, und wie vor alters die Philosophen Griechenlands, tat er ihnen die Schätze seiner Gedanken und Erfahrungen auf, beim Umherwandern im Garten. Viele dieser Gespräche sind uns aufbehalten in seinen „Tischgesprächen“ (Table-Talk). Da kamen auch die jungen Theologen Maurice, Sterling und Kingsley und glaubten nun erst sich selbst gefunden zu haben — denn auch die ersten Anregungen des Christlichen Sozialismus sind von Coleridge ausgegangen.

So durfte Coleridge noch die großen Wirkungen, die auf kirchlichem Gebiet von ihm ausgehen sollten, am Horizont aufsteigen sehen. Er starb 1834.

Coleridges Werdegang ist reich an höchsten geistigen Spannungen. Wie aus dem Dichter der Kunstkritiker wird, aus diesem der Philosoph, und zuletzt der Erneuerer des religiösen Gedankengehalts seiner Zeit, ist nicht nur aus dem Wesen der Romantik erklärt, „die es liebte, auf allen Gebieten die Extreme in Berührung zu bringen“. (Brandl.) War seine Persönlichkeit auch ihr typischer Vertreter, so doch besonders befähigt, einander widersprechende Zeitströmungen in sich zu verarbeiten. In früher Jugend lebte er mehr in Platons und Plotinus Ideen als in der Wirklichkeit, und stand damit schon damals in scharfem Gegensatz zu den Tendenzen der vorherrschend materialistischen Philosophie seiner Zeit.

Der alten platonischen Idee, daß in der Natur ein Geist webe, der, dem Menschengeist verwandt, nach Erlösung begehre und nach menschlichem Verständnis, ist er eigentlich nie untreu geworden. So

*) Vgl. Dykes Campbells Introduction.

sehr diese und ähnliche Vorstellungen auch in Zeiten zunehmender wissenschaftlicher Erkenntnis verblaßten, so wurden sie immer neu lebendig, wo der spekulative Instinkt sich einer gewissen poetischen Innerlichkeit des Temperaments einte, wie in Giordano Bruno und Schelling. In Coleridge verdichteten sie sich allmählich zu der Idee einer feinen, sympathetischen Zusammengehörigkeit der Vorstellungen von der menschlichen Vernunft und der Gesetze der natürlichen Welt. Nach seiner Ueberzeugung war Wissenschaft, d. h. die wirkliche Erkenntnis der natürlichen Welt, nicht durch Beobachtung, Experimente, Analyse, geduldiges Generalisieren zu gewinnen, sondern durch die Entwicklung oder Wiedererlangung ihrer Ideen unmittelbar von innen her, durch eine Art platonischer „Rückerinnerung". Danach bleibt jede Gruppe der beobachteten Tatsachen ein Rätsel, bis die entsprechende Idee sie aus dem Geist eines Newton, eines Cuvier aufgreift, eben des Genius, in welchem sich die Uebereinstimmung mit der Vernunft des Universums vollendet.

Weiterhin bemerkt er, daß diese Vernunft oder Intelligenz der Natur reflektiert wird, oder selbstbewußt. Er bildet sich ein, daß er durch alle einfacheren Lebensformen, Bruchstücke einer beredten Prophetie auf den Menschengeist hin aufspüren kann. Die ganze Natur betrachtet er als eine Entwicklung höherer und niederer Formen, durch systematisches Abschatten ihrer Wandlungen. Wie er diese Ideen durchführt, um von den niedersten Formen menschlichen Bewußtseins zu dem Geheimnis künstlerischen Schaffens aufzusteigen, so bilden sie auch die Grundlagen seiner religiösen Gedankenwelt. Die menschliche Vernunft entspricht insofern der göttlichen Vernunft, daß sie zu ihr in Wechselwirkung treten kann.

In diesem Weltbild, das Walter Pater*) Coleridge zuerkennt und das ich hier zusammengedrängt habe, sind schon all seine späteren Entwicklungen im Keime enthalten. Wir werden weiterhin sehen, wie er Kants transzendentalen Anschauungen über die Vernunft das Rüstzeug entnimmt, diese Spekulation religiös zu verwerten.

Coleridge ist in Deutschland fast nur als Dichter des **Rhyme of the Ancient Mariner** bekannt, einer Ballade, die das Hereinragen übernatürlicher, die Natur durchdringender Mächte in die Wirklichkeit zum Vorwurf hat.**) Das derb Gespensterhafte, das die

*) Appreciations. London. Macmillan & Co.
**) Von Freiligrath übersetzt.

Menschentums, sondern als eine Zutat von außen [illegible] beglaubigtes Erlösungsschema, das in die Menschheit [illegible] schaltet worden. Und so wurden Philosophie, und neben [illegible] Literatur und Wissenschaft, als etwas von der Religion [illegible] betrachtet. Welt und Kirche standen sich feindlich gegenüber [illegible] nur in dem biblischen Sinne, als Verkörperungen des [illegible] und göttlichen Geistes; sie waren auch getrennte [illegible] durch äußere Zeichen und Brandmale geschieden. [illegible] wollte weder durch Denken, Wissen noch Forschen sich den [illegible] Glauben beirren lassen. Sie fand Genügen an [illegible] reinen Lehre". Enthielt diese auch wesentliche [illegible] heiten, so hatte sie sich im Laufe ihrer Entwicklung [illegible] Unfehlbarkeit im kleinen erhoben. Abgeblaßt, inkonsequent [illegible] wagte sie nicht, redlich die Unfehlbarkeit anzukündigen [illegible] stets zu Exkommunikationen und Denunziationen bereit. [illegible] Geister wie Robertson haben schwer unter dem [illegible] gehabt. Ihr Glaubensbekenntnis, das [illegible] all ihren kleinen und großen Abhandlungen zugrunde [illegible] bestimmt wie kurz: Absolute göttliche Eingebung [illegible] menschlichen Natur, Inspiration aller Schriftworte, [illegible] passiven Leiden des Sohnes Gottes, der an unserer Statt [illegible] der Hölle erlitten. Eine ganz äußerliche Anerkennung [illegible] erstens durch einen mehr [illegible] als [illegible] die [illegible] getriebene Sabbathheiligung, und als [illegible] Systems die [illegible] einer kleinen Gemeinde [illegible] und die Entwicklung [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und der Phantasie geltend. An Stelle der Revolution trat die Tradition. Was aber in Frankreich den Ultramontanismus erweckte, führte in Deutschland zu Schellings Transzendentalismus und zur Vorliebe der Schlegel, Novalis, Görres und Möhler, zur mittelalterlichen Vergangenheit, in die man das eigene Empfinden hineintrug. In enger Beziehung dazu steht andererseits die gemütstiefe aber freie Theologie Schleiermachers, in Schottland Carlyles Philosophie und in Amerika Emersons vitale Immanenz.

In England fällt das Erscheinen der Romane Walter Scotts in diese Zeit. Sie zaubern eine ideale Vergangenheit hervor und spornen die Leidenschaft an, sie sich noch mehr zu idealisieren. Ruskin berichtet uns in „Praeterita“ ausführlich über diese Wirkung. Der spätere Kardinal Newman erklärt ihren starken Einfluß „aus der Reaktion gegen die trockene, oberflächliche religiöse Lehrweise und Literatur der voraufgegangenen Periode, wie aus dem neuerwachten Gemüts- und Geistesbedürfnis des Volkes nach einer tieferen Philosophie, die hier zum Teil befriedigt wurde“.*) Denn bei Walter Scott wie in der Poesie der Romantik überhaupt brechen die Lebensquellen neu hervor, die die verstandesstarre Aufklärung verschüttet hatte und von der selbst der Evangelismus nicht unberührt blieb. Wordsworth fand für das Geheimnis der Natur neue Worte. In all ihren Formen und Phänomenen, vom Menschen bis zum Kraut am Wege, spürte er ihren gemeinsamen Urgrund, „den göttlichen Lebensgeist, die Seele aller Welten“. Damit kündete seine Dichtung den gemeinsamen Ursprung von Religion und Poesie und erschloß die symbolische und sakramentale Bedeutung auch der alltäglichsten Dinge. Seinem pantheistischen Grundzug aber verband sich das Verlangen des Mystikers, in der Kontemplation Gottes genießend froh zu werden. Züge, denen wir bei Robertson und Kingsley ebenso wie bei Newman wiederbegegnen. „Während die Geschichte in Poesie und Prosa“ — fährt Newman in seiner klassischen Darlegung fort — „das Mittel wurde, kirchliche Gefühle und Anschauungen auszulösen, fand ein ganz origineller Denker dafür die philosophische Begründung. Und obwohl er einer Freiheit der Spekulation nachhing, die sich der Christ nicht erlauben darf, und Schlußfolgerungen befürwortete, die oft eher heidnisch als christlich waren, erschloß er forschenden Geistern doch eine höhere Philosophie, als ihnen bisher zugänglich gewesen. Damit

*) Apologia pro Vita sua. Longmans, Green & Co.

mittelalterliche Ballade charakterisierte, ist hier einem visionären, aber nicht minder unheimlichen Wahrnehmungsvermögen gewichen. Ein Zug, den auch die leider unvollendete Ballade „Christabel" trägt, die so wunderbaren lyrischen Ausdruck für Unnennbares findet. In ihr sind die viel zitierten Verse enthalten, die auf ein, wenn auch nicht visionäres, doch persönliches Erlebnis des Dichters hindeuten:

„Alas! They had been friends in youth;
But whispering tongues can poison truth;
And constancey lives in realms above;
And life is thorny; and youth is vain;
And to be wroth with one we love
Doth work like madness in the brain.
— — — — — — — — — — — —
They parted — ne'er to meet again!
But never either found another
To free the hollow heart from paining —
They stood aloof, the scars remaining,
Like cliffs which had been rent arunder
A dreary sea now flows between.
But neither heat, nor frost, nor thunder,
Shall wholly do away, I ween,
The marks of that, which once has been.

Ein visionärer Zug ist Coleridge immer eigen geblieben, denn auch seine religiösen Anschauungen steigen aus dem Bereich der Ahnungen und „Gesichte" hervor, dem Mutterboden aller übersinnlichen Betrachtung. Und wie man von Herder gesagt hat, liegt auch Coleridges Genialität in der Lebendigkeit seiner Ahnungen tieferer Geheimnisse. Das Unmeßbare, die verworrenen Fäden des unbewußten Lebens fesseln ihn, auch mit der Ahnung der Nähe der Gottheit.*) Aber ebenso lebendig, im Unterschied zu Herder, ist bei Coleridge das Bedürfnis, seine Ahnungen in die komplizierte Atmosphäre moderner Spekulation zu erheben. Dadurch gewinnen seine Dichtungen unendlich an psychologischer Vertiefung und reichen Ausdrucksmitteln, was für seine Bedeutung auch auf dem Gebiet charakteristisch ist, das uns hier vor allem beschäftigt: seine außerordentliche Fähigkeit, alte religiöse Denkformen zu erweitern, sie für den reichen Lebensgehalt seiner Zeit aufnahmefähig zu machen, ihnen damit neue Qualitäten zu verleihen und die von innen her ver-

*) O. Baumgarten: Herders Lebenswerk, Tübingen, J. C. B. Mohr.

tiefsten christlichen Vorstellungen in Einklang mit der Vernunft des Universums zu setzen.

Es ist hier nicht der Ort, auf Coleridges dichterische Produktion einzugehen, warum sie so früh versiegte und er sich ästhetischen und philosophischen Studien zuwandte. Was aber zum Verständnis seiner späteren religiösen Position notwendig ist, muß in diesem Entwicklungsgang eben gestreift werden.

Sein Verlangen nach Erkenntnis und den Mitteln, das, was in seinem Geiste vorgebildet lag, philosophisch zu begründen, trieb ihn nach Deutschland. Hatte er sich früher in seiner Begeisterung für Hartley und Berkeley durch ihre fundamentale Gegensätzlichkeit nicht beirren lassen, ohne sich doch zu widersprechen, so wandte er sich nun dem Studium Jean Pauls und Kants zu. Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik" wird Grundlage seiner Kunstkritik. Nicht nur die Definition der Bildungskraft (Imagination) im Unterschied zur Einbildungskraft (Fancy). Definitionen, die Coleridge nach England verpflanzt und die eine wahre Fundgrube für die englischen Romantiker werden, die sie in immer subtilerer Weise ausgebildet und angewandt haben, bis hin zu Ruskin, der sie zuerst auf die bildende Kunst bezieht. — Jean Paul hat auch Coleridges Begriff der Poesie erweitert, so daß er sie als Antithese zur Wissenschaft, nicht aber zur Prosa betrachtet. Nach seiner Definition ist sie keine bloße Vorstellung, sondern ein erhabenes Gefühl des Unvorstellbaren . . . . Vom Genie aber sagt er: „Der Dichter weiß das Rätsel des Weltalls zu lösen und fühlt auch, wo es nicht zu lösen ist: er strebt über das Stückwerk des Irdischen hinaus und enthüllt uns die unendliche Fortschrittfähigkeit der menschlichen Natur." Ein Schritt weiter — und er konnte seine Auffassung von der in der Natur wirkenden Geistesmacht auf das Genie übertragen, das sich selbstherrlich Gesetze gibt, weil es sich in Einklang weiß mit den Gesetzen des Universums. So sagt er von Shakespeare als dem Genie schlechthin: „Auch er wirkte im Geist der Natur und entwickelte den Keim von innen heraus, durch die der Idee entsprechende Kraft der Phantasie (Imagination). Denn wie das Sehvermögen sich zum Licht verhält, so die geistige Idee zu dem Naturgesetz. Sie bedingen einander und setzen sich gegenseitig voraus."

Eine in seiner innersten Natur begründete Anschauung, die ihn später dazu führte, mit Schelling die Aesthetik als Schlüssel zur Theologie und Philosophie zu betrachten.

In Göttingen hatte Coleridge sich in das Studium Kants versenkt. Vor allem war es die Kritik der reinen Vernunft, der er die Gedanken entnahm für sein großes Lebenswerk, die Vernunft als das religiöse Organ des Menschen nachzuweisen. Zwanzig Jahre hat er darauf verwandt, Kants Definition von Vernunft und Verstand auf immer andere Weise in englische Vorstellungsart umzumünzen. Dazu trat das Studium Schellings, dessen Naturphilosophie ihm wie die Klärung der Probleme erschien, um die er lebenslang gerungen. Sein angeborenes Verlangen nach Synthese, nach Einheit führte ihn dazu, Kantsche Abstraktionen auf Platonische Ideen zu stellen und mit den religiösen Vorstellungen mittelalterlicher Mystik und Schellingscher Spekulation zu verschmelzen. Dann wandte er sie mit unermüdlicher Subtilität ebenso auf theologische wie ästhetische Probleme an. Denn sein synthetisches Bedürfnis war stärker als sein Abstraktionsvermögen. So sehen wir in der Gedankensphäre des Philosophen den Dichter am Werk, der in losen Zusammenhängen die Fäden kritischer Auseinandersetzungen, logischer Deduktionen und instinktiver Erkenntnisse zu einem Gewirke von eigenartigem Reiz zusammenwebt.

Nirgend vielleicht tritt der fundamentale Unterschied englischer und deutscher Geistesart so zutage, wie in Coleridges Verarbeitung und Verwertung Kantscher Grundgedanken. Wo der Deutsche verallgemeinert, spezialisiert der Engländer, und wo der Deutsche durch reine Abstraktion die Vernunft ihres Inhalts entleert hat, erfüllt der Engländer sie wiederum mit konkretem Gehalt.

So stark sich in diesen Gegensätzen aber auch die Verschiedenheit nationaler Eigenart ausspricht, — es tritt in der Theologie der Männer, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in England die führenden Geister der kirchlich-katholischen Wiedergeburt geworden sind, wie bei denen, welche die kirchlichen Formen erweiterten und auf religiöse Erneuerung des religiösen Lebens drangen — noch ein besonderes Moment hervor. Barry nennt es in seinem Buch über Cardinal Newman: „das Shakespearsche“: Die deduktive Methode, die vom Besonderen auf das Allgemeine schließt, nicht aber a priori folgert. Dies ist Dichterart, wie uns Goethe bezeugt, und von der Romantik mit Vorliebe angewandt worden. Jedenfalls hat dieser Einschlag von Poesie, der das Gewebe der englischen Theologie wie goldene Fäden durchzieht, die lediglich intellektuelle Weiterbildung der Religion verhindert, wie sie im deutschen Protestantismus das religiöse Moment mehr und mehr ausschaltet. Denn hier liegen

die wesentlichen Verschiedenheiten der religiösen Entwicklung der beiden stammverwandten Nationen bei aller Uebereinstimmung in den elementaren Grundzügen der Volksseele.

So konnten Ableger deutscher Geisteskultur nach England übertragen werden, unter anderen Lebensbedingungen dort aufgehen, und anders als im heimischen Boden dem fremden Klima angemessene Früchte tragen. Zum Verständnis angelsächsischer Eigenart ist es nun überaus wichtig, den Spuren dieses Einflusses nachzugehen.

Unter den Männern, die diesen Einfluß vermittelt haben, stehen Carlyle und Coleridge an erster Stelle.

Auf Carlyle hat Goethe tiefer eingewirkt als Kant. Von Goethe kam ihm der erste Anstoß, sich aus der Nützlichkeitsphilosophie herauszuarbeiten. Kant führte ihn insofern zum „ewigen Ja", als er ihn von dem Trugschluß überzeugte, in dem Materialismus eine objektive Tatsache zu sehen. Vielmehr wurde ihm nun die Existenz der Seele, das Grundprinzip tiefster Ueberzeugung, und Kants Axiom, die Körperwelt nur als Schein und Vorstellung der Seele anzusehen, Voraussetzung seiner Weltanschauung. Ohne auf Kants Begriffsbestimmungen einzugehen, gelangte er von hier aus zur Erkenntnis einer das Weltall durchdringenden göttlichen Macht und Vorsehung. So hat er den Begriff der Religion wunderbar vertieft, ohne sie an ein kirchliches Bekenntnis zu binden.

Anders Coleridge. Er fühlte sich von Kants System als Ganzes „wie von einer Riesenhand gepackt." Vor allem aber wurde ihm Kants Qualitätsunterscheidung von Vernunft und Verstand die notwendige Voraussetzung, „um auf religiösem Gebiet zu klaren Vorstellungen und zur Betrachtung geistlicher Wahrheit überhaupt zu gelangen".

Coleridge betrachtet den Verstand unter drei Gesichtspunkten, die sämtlich auf voraufgegangenen Sinneseindrücken beruhen. Mit Kant bezeugt er z. B. die Unfähigkeit der Sinne, Vergleiche anzustellen. Sie schaffen dem Verstand nur das Material dafür herbei. „Spricht nun jemand über ein Objekt und weist es durch allgemeine Charakteristik in ein bestimmtes Gebiet, in dem er ihm einen Namen gibt, so verstehen wir ihn, d. h. wir verstehen seine Worte . . . Der Name eines Dinges drückt nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Name (nomen) das aus, was unter einer Erscheinung verstanden wird; das, was wir ihr unterstellen, als wirkliche Existenzbedingung und als Beweis, daß sie keine Sinnestäuschung oder aus einem individuellen Zustand hervorgehendes ist; kein

Phantom oder Gespenst. In Genesis II, 19—20 und in Psalm XX, 1 und an vielen anderen Stellen der Bibel wird die Identität von **nomen** und **numen** bezeugt; d. h. einer unsichtbaren Macht und Gegenwart, dem **nomen substantivum** aller wirklichen Objekte, und der Ursache ihrer Realität, unabhängig von Sinneswahrnehmungen."*)

Die angeführte Stelle der Genesis handelt nun von des ersten Menschen Namengebung der Tiere. Und die Psalmstelle besagt: „Der Name des Gottes Jakobs schütze dich." Damit vergleiche man Kants Definition des Noumenon: „Wenn ich Dinge annehme, die bloß Gegenstände des Verstandes sind, und gleichwohl als solche, reiner Anschauung, obgleich nicht der sinnlichen, gegeben werden können, so würden dergleichen Dinge **Noumena (intelligibilia)** heißen." Kant trennt hier das von den Sinnen Wahrgenommene von einer Welt, die hinter den Erscheinungen liegt und die vom reinen Verstande gedacht werden muß. Dies ist ein Postulat der reinen Vernunft. Coleridge aber verleiht durch seine Definition von Namen, **nomen**, dem Dinge der Sinnenwelt etwas von der intelligiblen, transzentendalen Welt der Dinge an sich, der Noumena. Denn der Name ist ihm schlechterdings Ausdruck der übersinnlichen göttlichen Macht, die dahinter steht. Bei aller Begeisterung für Kant konnte er sich nicht vorstellen, daß Kant dem Ding an sich keine gedankliche Form zuerkannt habe. Es war ihm unmöglich, seine platonischen Vorstellungen hier auszuschalten. Er deutete es sich als die unendliche göttliche Substanz, welche nach Spinozas Pantheismus allem Sein zugrunde liegt. Diese Ur-Substanz ist aber tot, und Coleridge sucht die Versöhnung von Natur und Geist. Da bringt ihm Schelling die Bestätigung der platonischen Ideen, daß die Natur Emanation des göttlichen Geistes sei. Beide Prinzipien, Natur und Geist, sind vereinigt in dem Absoluten oder, wie Coleridge sagt, in dem „absolut Ewigen".

Coleridges Verfahren beruht nicht auf unpräzisem Denken. Er ist ein ungemein feinsinniger Analytiker. Aber mehr noch liegt ihm an der Synthese, nicht nur der Begriffe, auch der Begriffe mit der Erscheinungswelt. Und da ihm die Phantasie das Organ ist, durch das sich jede Erkenntnis vollzieht, die in das Wesen der Dinge bringt „und die Rätsel des Himmels durch Symbole löst", gelang ihm die Versöhnung seiner Philosophie mit dem Christentum. Er kam zu folgendem Ergebnis:

*) Aids to Reflection. On the difference in Kind of the Reason and the Understanding. — London, G. Bell & Sons. p. 152.

Von Kant ausgehend, ist ihm „die Vernunft das Vermögen der Ideen. In Beziehung zu Formeln oder abstrakter Wahrheit ist sie die spekulative Vernunft; zu aktueller oder moralischer Wahrheit die praktische Vernunft.“ Wenn nun bei Kant die praktische Vernunft Gott, Freiheit, Unsterblichkeit postuliert, zugleich aber die Unerkennbarkeit metaphysischer Wahrheit bezeugt, so geht Coleridge mit Schelling weiter und betrachtet die praktische Vernunft als „Quelle der Ideen und Licht des Gewissens. Immer, wenn durch Hingabe des Selbst (self-subjection) an dies universelle Licht der Eigenwille des Individuums vernunftgemäß geworden, ist der Mensch wiedergeboren. Die Vernunft ist alsdann der Geist (spirit) des wiedergeborenen Menschen, wodurch die Persönlichkeit fähig wird, in lebendige Wechselwirkung mit Gottes Geist zu treten. Hierauf beruht das Geheimnis und die Möglichkeit der Erlösung für uns.“*)

Durch diese Kombination vollzieht Coleridge die Uebereinstimmung der Vernunft als dem religiösen Organ oder Vermögen, mit Paulus „geistlichem Menschen“. Denn was die frühste griechische Philosophie als Vernunft (νοῦς) und Idee bezeichnete, ist für den philosophischen Apostel der Geist. Deshalb müssen die „geistlichen Wahrheiten geistlich ergründet werden“. (Luther übersetzt hier irrtümlich: „geistlich gerichtet“.) Denn dem natürlichen Menschen dünkt religiöse Wahrheit und göttliche Weisheit Torheit. Dies deckt sich mit Kants Auffassung, daß der Verstand unfähig sei, überempirische Wahrheit zu erfassen.

Denn, sagt Coleridge, „wenn der bloße Intellekt keine heilige, erste, intelligente Ursache zu finden vermag, kann er doch den Beweis erbringen, daß aus dem Intellekt kein legitimes Argument dagegen zu gewinnen ist. Und was ist dies anders als St. Pauli Behauptung, daß durch Weisheit (richtiger übersetzt durch „logische Beweisführung) kein Mensch jemals zur Gotteserkenntnis gelangt ist?**) Die Auffassung vom Verstand als graduell unterschieden vom Instinkt und qualitativ von der Vernunft, ist die unentbehrliche Voraussetzung, um die furchtbarsten Hindernisse zu heben, die sich dem verstandesmäßigen Glauben an die besonderen Lehren des Evangeliums entgegenstellen ..... Denn wo Denkformen, die allein der natürlichen Welt entsprechen, auf geistliche (spiritual) Realitäten angewandt werden, kann man in Wahrheit behaupten, daß, je logi-

*) Aids to Reflection p. 143.
**) Biographia Literaria p. 105.

scher das Denken im einzelnen ist, um so vernunftwidriger ist es im ganzen."

Damit wird das in dem metaphysischen Bewußtsein des Menschen, in seiner Vernunft Erlebte, für seine religiöse Ueberzeugung entscheidend, und keine für den Verstand maßgebende Kritik vermag daran zu rütteln, weil hier geistlich ergründet werden muß. War so der materialistischen und empirischen Philosophie gegenüber die Unantastbarkeit religiösen Erlebens durch Verstandeszweifel bezeugt, so suchte er den Anhängern des Evangelismus zu erweisen, daß das höhere Leben der Seele (spirit) durchaus rational sei. Daß nur Aberglaube, nicht aber wahre Religion den Glauben und die Werke des Menschen der Erleuchtung eines Geistes zuschreibe, von dem er sich weder Rechenschaft geben könne, noch instand gesetzt werde, seine Ueberzeugungen klar zu formulieren. Er wird nicht müde, zur Bekräftigung dieser Anschauung Jeremy Taylor zu zitieren, wenn er sagt: „Wer seiner Vernunft widerspricht, widerspricht seinem Gewissen. Deshalb kann niemand Gott mit gutem Gewissen dienen, der es wider seine Vernunft tut." Und: „In keinem Fall können wahre Vernunft und ein rechter Glaube einander widersprechen."*) Und am Schluß der Biographia Literaria bekennt er die Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Christentum. „Die Religion übersteigt nur da die Erkenntnis der Vernunft, wo ihr Horizont aufhört: alsdann führt der Glaube sie weiter" .... „Deshalb dürfen die Grundtatsachen und der feste Boden der praktischen Vernunft nicht verlassen werden für den Treibsand und die Luftspiegelungen spekulativer Theologie. Gerade weil es unmöglich ist, Einsicht in das Wirken und die Absichten des Seienden zu gewinnen, den unsere Sinne nicht wahrnehmen können und an den unser Bewußtsein nicht hinanreicht."**)

Zu den philosophisch-spekulativen Elementen in Coleridges Weltanschauung war noch ein drittes getreten: die deutsche Mystik, die den Platoniker in Coloridge wesensverwandt berühren mußte. Aber was der Platoniker als Ahnung in sich getragen, wurde hier Erfüllung.

„Die Mystiker gaben mir ein unbestimmtes aber aufstachelndes und wirksames Vorgefühl, daß alle Ergebnisse der bloßen Reflektion den Geruch des Todes an sich trugen. Sie glichen den knarrenden

---

*) Aids to Reflection. p. 229.
**) Aids to Reflection.

Zweigen und Schößlingen im Winter, in die der Saft aus einer andern Wurzel emportreiben mußte, um meiner Seele Nahrung und Obdach zu gewähren."*)

Hatte er früher gesagt, er verdanke es Jacob Böhme, daß „sein Haupt in seinem Herzen lebendig geblieben sei und sein Geist frei von den Fesseln dogmatischer Systeme", so erscheint später in seiner Auffassung der einzelnen christlichen Lehren, das Christentum als lebendig bewegte Gedankenwelt, zu groß um in Artikeln und Bekenntnissen voll zum Ausdruck zu kommen. Im Christentum sah er höchste Entwicklung des Menschentums. Hier liegt seine Uebereinstimmung mit den deutschen Humanisten, mit Herder, Goethe, vor allem mit Schleiermacher. Da er aber im Menschen ein bestimmtes göttliches Element annahm, die „Vernunft", oder den „geistlichen Menschen" des Paulus oder das „göttliche Fünklein" der Mystiker, kraft dessen der Mensch in unmittelbare Berührung mit dem göttlichen Geiste tritt, gelangte er dazu, die philosophische Grundlage seiner Religion mit dem lebendig treibenden Saft der Mystik zu erfüllen und den Begriff der Spiritual Religion in seiner Tiefe neu zu erfassen; damit aber das wesentlich religiöse, überempirische Element des Christentums auf den Leuchter zu stellen.

Erst spät hatte er sich den Inhalt altkirchlicher Vorstellungen zu eigen gemacht. Anfänglich waren sie ihm als Symbole religiöser Wahrheit bedeutungsvoll geworden, bis er bei den Platonikern unter den englischen Geistlichen des 17. Jahrhunderts eine inhaltliche Uebereinstimmung mit Kantschen Begriffen und der Grundanschauung des Apostels Paulus fand.

Aber alle christliche Doktrin hat seine Ueberzeugung von der religiösen oder geistlichen Anlage des Menschen zur Voraussetzung. In diesem Kernpunkt liegt alles Für und Wider von Glauben und Unglauben beschlossen. Die Ergebnisse der Kritik über die Echtheit oder Unechtheit dieser oder jener biblischen Berichte, der Beglaubigung dieses oder jenes Dogma ist für eine so verankerte Auffassung belanglos. Das mag sich so oder anders verhalten. Die wesentlich religiöse Frage kreist um jene Kernfrage: Gibt es einen geistlichen (spiritual) Mittelpunkt im Menschen, der dem göttlichen (spiritual) Mittelpunkt des Universums entspricht? Für Coleridge wurzelt dies göttliche Element im Willen, weil der Wille Zentrum der Persönlichkeit ist. Hierauf beruht seine Auffassung vom metaphysischen

*) Biographia Literaria. London, Dent & Co., p. 76.

Charakter der Sünde, die Kants Postulat der Willensfreiheit zur Voraussetzung hat. Folgen wir seiner Darlegung: Die Natur ist ihrem Vermögen nach dem Kausalitätsgesetz unterworfen, nach dem jede Folge eine Ursache hat und umgekehrt. Hier gibt es weder Anfang noch Ende. Der Wille dagegen hat überempirischen Charakter und gehört in das Reich der intelligiblen Freiheit. Die Kirchenlehre, nach der die Erbsünde (hereditary sin) d. h. ein in der Natur des Menschen begründetes, unabweisbares Fatum sei, weist er entrüstet zurück. Er fußt auf dem sprachlichen Ursprung des Wortes original sin, wie es im Englischen heißt. „Denn wenn Worte keine Dinge sind, dann sind es lebendige Mächte, durch welche die der Menschheit bedeutsamsten Wirkungen erzielt werden." Damit wird die Annahme, die Sünde habe ihren Ursprung in den Sinnen, hinfällig. Wohl müsse ein allen Menschen gemeinsames Uebel — das alle Religionen bezeugen — einen gemeinsamen Grund haben. Diesem bösen Grund entstammt das, was wir ursprüngliche Sünde nennen. (Original sin.) Ein ebenso unerklärliches Mysterium, wie unwiderlegliche Tatsache, die das Gewissen bezeugt. Alles was den Willen bestimmt, geht aber aus einer früheren Willensbestimmung hervor. Denn wenn der Wille sich nicht selbst bestimmte, stände er nicht unter dem Gesetz der Freiheit, sondern dem der Natur, d. h. dem Mechanismus von Ursache und Wirkung. Hat er sich aber durch eine Handlung zu der er sich selbst bestimmte der Natur unterworfen (nach St. Pauls Sprache dem Gesetz des Fleisches) so bekommt der Wille eine Natur für sich und wird insofern Natur. Dies aber ist Korruption des Willens — daher korrumpierte Natur, und — mit anderen Worten der Sündenfall des Menschen. Denn wenn der Wille das Zentrum der Persönlichkeit ist, „jener Wille, der das wahre und einzig strikte Synonym des Wortes Ich, oder des intelligenten Selbst ist"*), und Ursache wie Bedingung des Attributes, das ihn zum Menschen macht — so erweist sich die Grundlage seines persönlichen Wesens eben in der Fähigkeit das Sittengesetz anzuerkennen, als das, was genügen sollte seinen Willen zu freiem Gehorsam dem Gesetz gegenüber zu bestimmen. Kurz gesagt: Nicht seine Natur zwingt ihn das Böse zu tun, sondern das Eindringen der Natur, die stets dem Kausalgesetz unterworfen ist, in das überempirische Reich der Freiheit. Darum

*) Vgl. Schopenhauer: „Der Wille ist das Innerste, der Kern jedes Einzelnen, und ebenso des Ganzen . . . Er hat zu seinen Zwecken das Bewußtsein hervorgebracht . . ."

ist jede Sünde ursprüngliche Sünde, da ihr Ursprung stets im Willen liegt. Ist dies nicht der Fall, dann mag man von Krankheit, Jammer, Häßlichkeit oder Unglück sprechen — aber nicht von Sünde. Denn Sünde geschieht da, wo die der Vernunft (d. h. dem göttlichen oder metaphysischen Element) widerstrebenden Regungen in jenes überempirische Bereich hineintreten; wo die Natur den Geist überwindet. Der Mensch wird deß inne durch die Aufhebung seiner Gemeinschaft mit Gottes Geist, den seine Seele nicht mehr erreichen kann . . .

Dieselbe Innerlichkeit charakterisiert seine Auffassung der Erlösung. Sie ist intelligibel nur soweit sie in das Bereich geistlicher Erfahrung fällt. Ihrem Wesen nach bleibt sie Geheimnis, das sich daher der Diskussion entzieht. Vom historischen Christus ist noch keine Rede. Der Gedanke wird von der Logos-Idee beherrscht. Seine Auffassung der Dreieinigkeit nähert sich der der Neuplatoniker. Es ist begreiflich, daß die Lehre der griechischen Kirchenväter hier für ihn entscheidend wurde. Erschien seine religionsphilosophische Deutung seinen Zeitgenossen auch umwälzend, so ging sie doch nur auf die von der alten Kirche aufgenommene Lehre der alexandrinischen Schule zurück. Die Zerlegung des Gottesbegriffs enthielt für Coleridge schon die Idee der Dreieinigkeit, deren Definition Newman später auf derselben Grundlage auf das subtilste ausgebaut hat. Auch in Robertsons Predigt über die Dreieinigkeit, bildet Coloridges Definition noch den Grundzug, den Robertson freilich auf das Bedürfnis der Menschen nach Einheit, auf Grund der Dreiheit seiner Natur von Leib, Seele und Geist zurückführt.

Was ich hier in kurzen Strichen als Coleridges Religionsphilosophie zu zeichnen versucht habe, beschränkt sich auf seine ganz persönliche Ausgestaltung einiger Grundzüge des transzendentalen Idealismus. Damit ist aber der Inhalt des Buches, dem die meisten Zitate entnommen sind, keineswegs erschöpft. Die „Aids to Reflection“ (Hilfsmittel der Betrachtung) sind ein Erbauungsbuch großen Stils. Seiner Form und Gedankentiefe, wenn auch nicht dem Inhalt nach, am ehesten Pascals Pensées zu vergleichen. Denn nur den wird es erbauen, der mit allen Geisteskräften, die Coleridge so subtil unterscheidet — der mit Phantasie, Verstand, Vernunft und Seele an dieser Erbauung mitarbeitet. In kürzeren oder längeren Aphorismen — häufig die Auslegung oder Erweiterung der Aussprüche der platonischen Geistlichen Leighton, Jeremy Taylor, Hooker u. a. — wird z. B. das Verhältnis von Moral zu Religion

erörtert; von Liebe zu Güte, von Feinfühligkeit zu Barmherzigkeit wie zu Kälte. Da werden Begriffsbestimmungen sittlicher und geistlicher Erfahrungen getroffen, bis hin zu denen, die sich nach heutigem Sprachgebrauch unter der Schwelle des Bewußtseins vollziehen. Erörtert an der Schwierigkeit, Bewußtseinsvorgänge bis in ihr erstes Aufdämmern zu verfolgen. Das Bedeutsame der „Betrachtungen“ liegt für den modernen Leser darin, daß, was ihm sonst nur als Ergebnis einer höchsten menschlichen Kultur geboten wird, deren spekulative Betrachtung die Welt psychologischer Erkenntnis und verfeinerten Empfindens umspannt, doch ohne sich in die Sphäre der überempirischen Welt zu erheben, hier in unlöslichem Zusammenhang mit den Geheimnissen religiösen Erlebens steht.

Einen andern Charakter tragen seine „Confessions of an Inquiring Spirit“*) Bekenntnisse eines forschenden Geistes. In Form von Briefen verfaßt, ist dem Buch ein ganz persönlicher Zug eigen. Coleridge bezeichnet es als Ergebnis des Verlangens, den Wurzeln des Christentums nahe zu kommen, „die sich in labyrintischem Dunkel unter der Erde verzweigen“. Die Briefe behandeln die Frage von dem Ursprung der Bibel.

Waren sie auch nur ein Beweis neben anderen von dem Erwachen echten historischen Geistes und kritischer Forschung in England, so war Coleridge neben Thomas Arnold, Bischof Whately und Milman nicht nur der erste, der es unumwunden aussprach, daß die Bibel, wie alle alte Litteratur, aus den zeitgeschichtlichen und volkstümlichen Bedingungen ihrer Entstehung heraus studiert und aufgefaßt werden müsse. Aus der Möglichkeit seiner Veranlagung heraus ist hier ein Werk entstanden, in dem Lessingsche und Herdersche Grundgedanken derselben Wurzel zu entstammen scheinen.

Coleridge war von Lessing anfangs zu seinen kunstkritischen Schriften angeregt worden. Später hatte er sich dann seinen religionskritischen Schriften zugewandt. Herders Ideen über den Geist der ebräischen Poesie, die ihm besonders kongenial sein mußten, waren ihm wahrscheinlich durch dessen Schüler Eichhorn, den alttestamentlichen Forscher in Göttingen, nahe gebracht.

Coleridges „Bekenntnisse“ richten sich zunächst gegen die in England damals noch allgemein geltende Lehre von der wörtlichen Inspiration der Bibel, auf welche die biblischen Schriftsteller selbst nicht einmal Anspruch machten. Und obwohl die Heilige Schrift

*) G. Bells & Sons. London 1884.

Quelle und Maßstab des christlichen Glaubens geworden sei, so doch nicht seine einzige Quelle. Denn wie das religiöse Erleben der Israeliten der biblischen Urkunde voraufgegangen ist, und das Christentum den Urschriften der Evangelien, so war auch die Religion früher als die Heilige Schrift. Ist sie doch unmittelbar von Gott ausgegangen und macht uns die Bibel erst glaubwürdig. Sie ist daher etwas völlig anderes als ein aus Glaubensartikeln bestehendes Bekenntnis. Coleridge befürwortet die historische Kritik, die hier dieselbe Aufgabe habe, wie jeder Sammlung alter heiliger Schriften gegenüber. Jede pietätlose Kritik aber werde fraglos zu falschen Resultaten kommen, wie alle Kritik, die an der Schale kleben bleibe, ohne den Lebensgeist zu erfassen. Ein Verfahren, das nur zu rektifizieren sei durch eine Forschung, die auch die Tiefen geistlichen Lebens begreife, zugleich aber imstande sei, dessen Entwicklungsprozesse nach allen Richtungen hin zu prüfen. So bewahrte Coleridges Auffassung von dem bleibenden religiösen Gehalt der Bibel, ihn auch vor dem Hinübergleiten in den öden Historismus jüngster Tage.

Mit kritischem Scharfsinn wendet er Lessings Entwicklungsprinzip in der fortlaufenden Erziehung des Menschengeschlechts auf die biblischen Urkunden an. Wenn Lessing den Gedanken der Aufklärung vertrat, daß die Offenbarung, wie sie namentlich im Alten Testament niedergelegt sei, nur eine erziehliche göttliche Maßregel gewesen, um den Menschen zum Gebrauch seiner eigenen Vernunft zu führen, durch die er der Offenbarung entraten könne, galt Herder die Poesie der Bibel als Verdichtung des ursprünglichen Empfindens eines Volkes, dessen ganzes Sein und Wesen von dem lebendigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt war. Göttliches und Menschliches ist hier zu untrennbarer Einheit verschmolzen und nur aus seinem organischen Zusammenhange und Lebensgeiste zu verstehen. Coleridge geht von dieser Vorstellung aus, kommt aber zu positiveren Resultaten. Für ihn ist das Menschliche die oft nur rudimentäre Form, in der sich, jenen Urzuständen angemessen, ein objektiv Göttliches offenbart. Denn wenn Poesie eine im Universum latent vorhandene Kraft ist, die selbst im schaffenden Künstler den Gesetzen ihres organischen Wesens und Wachstums mehr gehorcht, als von ihm gebildet wird, so bezeugt sich auch in der göttlichen Poesie des Alten Testaments, ungeachtet allen urgeschichtlichen Tiefstandes der Kultur und Sitte, das erhebende und gestaltende Element desselben göttlichen Geistes. „Eines Geistes der hier Kraft erweckt und sich

dort in Schwachheit verherrlicht; hier der Erkenntnis Richtung und Kraft verleiht und dort dem Irrtum den Stachel nimmt. Ehe es Sommer geworden, und die Zeit der Reife für das Menschengeschlecht gekommen, während der Saft des Baumes herbe war, und all seine Frucht dem bitteren und harten Prinzip entsprach, selbst damals entwand dieser von Gott ausgehende Geist seine erwählten Diener dem falschen, in Schuld verstockenden Zentrum ihres Selbst. . . . . Sein Zorn wandelte sich in Liebe. An die Gewitterwolke setzte er für alle kommenden Generationen den Bogen der Verheißung. Eigenlust in den gegabelten Blitzstrahl gestellt, hätte dem Geist Molochs entsprochen. Gott aber machte die Blitze, Feuer und Hagel, Schnee, Dampf und Winde zu Dienern die seine Befehle ausrichten. . . . Wenn ich, Deborahs Gestalt vor Augen, mich in jene Zeit, in jenes Land, in die Verhältnisse dieser ebräischen Herzogin versetze, in jenes noch nicht gelichtete Chaos der geistigen Welt; wenn ich das leidenschaftliche, hochherzige, heroische Weib betrachte in ihrer nach Willen und Charakter außerordentlichen Individualität — so meine ich in der ersten Gärung großer Affekte zu stehen. Die sich formenden Wogen des mikrokosmischen Chaos erheben sich wider — und strömen doch den ausgebreiteten Schwingen der Taube entgegen, die über den trüben Wassern brütend ruht*) . . . Soweit ist alles gut. Wenn aber die herzbewegenden Aeußerungen all der Menschen deren Fähigkeiten und Leidenschaften die meinen sind, die trauern, sich freuen, leiden und triumphieren wie ich —: wenn dies nur die Divina Commedia eines übermenschlichen Bauchredners sein soll . . . . ist alles Mitfühlen dahin, wie jede Bezugnahme auf mich. Ich lausche schaudernd; aber auch verwirrt und bestürzt." Das Wundervolle an diesen „Bekenntnissen" ist die starke Empfindung für die elementaren Züge in der Poesie der Bibel, und damit für ihre Beglaubigung als Dokumente des ursprünglichen Gotterlebens der Menschheit. „Denn in gewissem Sinn muß die Geschichte aller historischen Völker hierin dieselbe sein."

Im Gegensatz zu der Seichtigkeit, mit der die jüngste deutsche Theologie heut die Frage nach dem historischen Ursprung des Gottesbegriffs im Alten Testament behandelt, und das religiöse Erleben nicht nur nebensächlich behandelt, es vielmehr ausschaltet, hat Coleridges Auffassung William James vorgefühlt, wenn er sich auf die innere Beglaubigung religiöser Wahrheit beruft, der gegenüber die Er-

*) Nach Herder „ward die webende Luft eine wärmende Muttertaube . . ." — „Ursprung und Wesen der ebräischen Poesie."

gebnisse der historischen Kritik belanglos sind*). Sie mögen Irrtümer naturwissenschaftlicher Art, wie Irrtümer der Affekte nachweisen und beweisen: die darin niedergelegten religiösen Erlebnisse gehören in ein anderes Bereich als das der empirischen Erkenntnis: „Es muß geistlich ergründet sein".

„Und in der Bibel ist mehr das mich innerlich ergreift, als in allen andern Büchern zusammen genommen. Ihre Worte reichen in tiefere Regionen meines Seins hinab. . . . Und was mich so ergründet, trägt das Zeugnis seines göttlichen Ursprungs in sich**).

* * *

Handelten diese beiden Bücher hauptsächlich von dem Lebensgeist der Religion, so hatte Coleridges letztes Werk „Die Verfassung von Kirche und Staat nach ihrer Idee" zum Inhalt.

Es war wie seine anderen beiden religiösen Schriften reich an Anregungen, die von verschiedenen Richtungen aufgegriffen und verwertet worden sind, ohne aber bestimmt formulierte Vorschläge zu enthalten.

Die Aufklärung hatte wenig Interesse für die Idee der Kirche gehabt. Ihre nationale Bedeutung erschien ihr so belanglos wie die geistliche Gemeinschaft, die sie repräsentierte. Dem der Bildung ermangelnden Evangelismus fehlte es dafür vor allem an kirchengeschichtlicher Erkenntnis.

Die äußere Veranlassung zu dieser Schrift war die Katholikenemanzipation (1830). Sie war ein Ausdruck des Liberalismus, der in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts ganz Europa wie eine Sturmflut durchbrandete und auch das Bollwerk der anglikanischen Kirche zu erschüttern drohte. Katholiken wie Dissidenten verlangten bürgerliche und politische Gleichheit mit den Mitgliedern der Kirche, und der politische Liberalismus verbündete sich mit ihnen. Vornehmlich hatten sie ihr Augenmerk darauf gerichtet, der Kirche ihre Privilegien zu entziehen.

Coleridge kam es zunächst darauf an, die historische Bedeutung der nationalen Kirche hervorzuheben und zu den humanistischen Ideen in Beziehung zu setzen. Damit aber die Aufgaben der Kirche zu erweitern und zu vertiefen. Nicht als hätte er die Meinung der Geistlichkeit des 16. Jahrhundert geteilt, Staat und Kirche die

---

*) Varieties of Religious Experience Longmans, Green & Co.
**) Confessions of on Inquiring Spirit. Letter VII.

gleichen Befugnisse zuzuerkennen. Die allgemeine christliche Kirche oder — wie die Anglikaner mit Vorliebe sagen — die katholische Kirche ist als solche über jeder nationalen Ausgestaltung erhaben. Sie hat nichts mit den Rechten und der Macht der Staaten und irdischen Reiche zu schaffen. Sie steht über der Welt, eins mit der unsichtbaren Kirche, die nur der Vater der Geister erkennt. Sie bildet das ausgleichende Gegengewicht zu dem, was von der Welt ist: die göttliche Zusammenfassung dessen, was in allen christlichen Gemeinschaften und jeder wahren Kirche mehr oder minder ideal zum Ausdruck kommt. In der nationalen Kirche muß aber nicht nur die wesentlich religiöse und geistliche Erkenntnis der Nation und des Landes gipfeln. Auch ihr wissenschaftlicher und intellektueller Besitz darf nicht unter dem Niveau der höchsten Bildung ihrer Zeit bleiben.

Die Kirche seiner Zeit war freilich weit von diesem Ideal entfernt. Ihre Bildung stand tief unter der materialistisch gerichteten weltlichen Bildung. Ihre religiöse Erkenntnis war teils seicht, teils bewegte sie sich in engen und beschränkten Formen. Wer nach geistigen Gütern Verlangen trug, konnte es hier nicht stillen. Es lag durchaus in Coleridges Werdegang vorgebildet, gerade hier befruchtend zu wirken.

Denn war gleich die Kirche erstarrt, so lagen doch in ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihrem Verwachsensein mit der politischen Freiheit, ihrem ununterbrochenen Zusammenhang mit der Urkirche, in der weihevollen Ausübung ihres Kultus, in ihrer ideellen Einheit von Katholizismus und Protestantismus Elemente, die die Möglichkeit ihres Wiederauflebens Coleridge zu verbürgen schienen. Mochte auch Carlyle Coleridges Hoffnungen verspotten:*)

„Die Kirchen waren nur noch Gehäuse der Glaubensartikel, wie die trocknen Gerippe der einst schnellen Kamele, die, dem Durst der universellen Wüste verfallen, gespenstische Wahrzeichen, nicht mehr segensreiche Schiffe der Wüste waren. Die Seelen der Menschen erblindet, abgestumpft und gesunken. Die gegenwärtige Welt eine verdunkelte Welt, gottverlassen und unfähig zum Guten — ehe sie nicht Herz und Geist verwandelt . . . Das Mittel dagegen — obwohl Coleridge vorgab, es im Sonnenschein leuchten zu sehen — war nicht anders als durch unbeschreiblich schwierige Auseinandersetzungen zu verdeutlichen. Kurz gesagt — diese toten Kirchen — besonders die erstorbene englische Kirche mußte wieder zu Leben erweckt werden.

*) A. Froude I, Carlyle's Life in London. p. 70, 71.

Die atheistische und materialistische Philosophie hatten von ihrem Standpunkt aus recht . . . Aber hebt ihren Standpunkt und den der Kirche in eine höhere Sphäre der Beweisführung — dann stirbt der Atheismus an Erschöpfung. Dann wird sich die Kirche noch einmal zu ihrer alten kraftvollen, fruchtbaren Lebensfülle erheben . . . Aber wie? Aber wie? Durch Aufmerken auf die „Vernunft" des Menschen! sagt Coleridge, der seinen Verstand dementsprechend in Fesseln schlagen muß. Denn bei Coleridge läuft alles auf die „Vernunft" und den „Verstand" der Deutschen hinaus. Wenn du sie nämlich verstündest, was du nicht kannst! Soviel aber scheint klar: Kirchen, von denen du dir eingebildet, sie beruhten auf Falschheit, sind doch noch wahr, wie du dir einbilden mußt. Hier ist ein Künstler, der dir eine alte Kirche bis auf die Wurzel und Zweige mit Feuer verbrennt, und dann, wie der Alchymist vorgibt, mit organischen Substanzen im allgemeinen zu verfahren, dir einen Astralgeist aus der Asche destilliert — das genaue Abbild des alten, verbrannten Artikels; sein aus der Luft gewonnenes Widerspiel."

Hier liegt wohl der Anstoß, der es den beiden Männern unmöglich gemacht hat, einander zu verstehen. Bildeten die Temperamentsunterschiede auch die elementaren Grundlagen der von Carlyles Seite immer schroffer abgelehnten Gegensätze. War es auch das Zentralste in Carlyles Persönlichkeit, was sich von Coleridge abgestoßen fühlte. Ausschlaggebend war doch die Zuspitzung, die diese Gegensätze in Coleridges letzter Entwicklungsphase gewonnen hatten.

Abstraktionen waren Carlyle unverständlich. Sein Geist war auf Wollen und Tun gerichtet. Hatte er schon früher gegen Kants „tumultuarisch-marktschreierische Ankündigung von Wiedergeburt der Welt und ihrer luftigen Nichtigkeit" geeifert und gefragt, „ob sie ein Kapitel aus der Geschichte der menschlichen Narrheit oder das glänzendste aus der Geschichte der menschlichen Weisheit bilde" — so war ihm Coleridges Umwandlung ihrer „luftigen Nichtigkeiten" in Konkreta vollends unverständlich. Ein Kerl aber, der spekuliert — bösen Mächten anheimgefallen. Sah er nun, wie ein „willensschwacher, energieloser Träumer" eingesponnen in mit Wahrheitsmomenten vermischten Einbildungen . . . „auf dem Gipfel von Highgate saß, und wie ein Weiser, der der Eitelkeit des Lebenskampfes entronnen", alles an Gedanken an sich zog, was da unten in dem großen Hexenkessel London gärte und brodelte und an Neuem und Großem sich regte. . . Sah er, wie dieser Mensch durch den Zauber seiner Rede alle bezwang, alle, die die Probleme der

Zeit, jeder auf seine Weise durchrangen . . . Carlyle selbst aber einsam damals und unbekannt, der von Coleridge ganz bestimmte Erwartungen gehegt hatte, und den Welten, die er ihm erschließen sollte —: Carlyle war durch die tatsächlichen Eindrücke enttäuscht. Am meisten aber darüber, daß dies spekulative Element Coleridge dazu verführt hatte, das, was Carlyle als „alte Kleider“, als „Kirchenkleider“, die keine Bedeutung mehr hatten, wieder aufzunehmen und, wie ihm schien, mit Scheinleben zu erfüllen.*) Mit vernichtender Ironie beschreibt er wiederholt den äußern Eindruck von Coleridges Persönlichkeit. Vielleicht ist auch dies cum grano salis zu nehmen, denn er schließt die Schilderung mit dem Bekenntnis, daß er nach jedem Zusammensein mit ihm schwanke zwischen dem Gefühl der Anbetung und dem Wunsch, ihn auf einer Decke zu prellen: between adoration, and the wish to toss him in a blanket. Aber wirkliches Verstehen war ausgeschlossen. Carlyle verstand auch Wordsworth nicht. Abfällig urteilt er über seine Gedichte. Wordsworths Sein wie die Kinder, dessen Weltfremde sich eine Konzentration einte, aus der unversehen die Flamme seligsten Gottschauens hervorbrach — das war Carlyle eine fremde Welt.

Es wird in einem folgenden Artikel nachzuweisen sein, in welch verschiedenen Formen und Zügen, auf welch verschiedene Weise und bei welch verschieden gearteten Persönlichkeiten Coleridges religiöse Gedankenwelt eingewirkt hat. Daß Carlyle recht hatte mit der Behauptung, ohne Coleridge sei der Puseyismus wie das liberale Kirchentum in England unmöglich gewesen. Ueberall aber tritt in der Theologie der Männer, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in England die führenden Geister entgegengesetzter Richtungen geworden sind, ein besonderes Moment hervor. Es ist ebensosehr das lebenschaffende Element der anglokatholischen Wiedergeburt, wie der die kirchlichen Formen erweiternden religiös-sittlichen Wiedergeburt, die unter der Bezeichnung Broad Church zusammengefaßt wird und Frederic Maurice, Kingsley und Robertson zu ihren Hauptvertretern zählt. Denn was die freieren Denker jenseits des Ozeans vor den deutschen theologischen Forschern auszeichnet, ist das Moment, das die Engländer so vielsagend als Spiritual Religion bezeichnen. Ein Moment, das dem Pietismus besonders eigen war und als Mystik den Sauerteig der katholischen Kirche bildet. Mit anderen Worten: das wesentlich religiöse Moment des Christentums, das die historische

*) Vgl. Froude II, p. 71.

Forschung in die Bestandteile geschichtlicher Entwicklung aufgelöst und mehr oder minder verflüchtigt hat. An seine Stelle ist in Deutschland das sittliche Bewußtsein getreten, das freilich überempirischer Natur ist, sich aber lediglich in der empirischen Erfahrung bezeugt. Fußt diese Idee in letzter Linie auf Kant, der die Unerkennbarkeit metaphysischer Wahrheit nachgewiesen, aber der Vernunft die Möglichkeit zugesprochen hat, die Ideen von Freiheit, Unsterblichkeit und Gott zu erfassen, die für das sittliche Leben praktisch notwendig seien, so sind die Engländer von derselben Grundlage aus zu Ergebnissen gekommen, die wir heut dankbar aus ihrer Hand zurückempfangen, vielleicht ohne zu wissen, daß, was uns bei ihnen als lebendiges Wasser entgegenquillt, in den Strömen deutschen Geisteslebens unserer großen Epoche seinen Ursprung hat.

Die Sorge des greisen Faust.

Von

Max Dreßler.

In glücklichen Stunden der Aussprache mit meinem zu früh verstorbenen hochverehrten Freunde, dem ausgezeichneten Goetheforscher Albert Bielschowsky, bildete das Faustproblem und in ihm das Problem der Sorge, die sich des greisen Faust bemächtigt, den Hauptgegenstand unserer Ueberlegungen; steht doch das Auftreten der Sorge mit der letzten Epoche im Leben dieses vorbildlichen Menschen in bedeutendem Zusammenhange.

Vernunft und Wissenschaft konnten ihm nicht geben, was er ersehnte: Wahrheit und Glück; er verzweifelt daran, auf rationalem Wege zu den Quellen alles Lebens hinzugelangen. Da öffnet sich dem Suchenden die geheimnisvolle Pforte der unmittelbaren mystischen Vereinigung mit Gott, durch Magie. Die Schranken individueller Bestimmtheit werden durchbrochen; das menschliche Wesen, mit dem Göttlichen in Eins zusammengeflossen, wird dessen höchster Kraft und Freiheit teilhaft; aus aller Passivität, die seine Natur ihm vorschreibt, erhebt es sich zur reinen ursprünglichen Aktivität.

Rein aktiv, frei schaffend und des Erschaffenen voll bewußt, ist der Mensch dann, wenn er aus eigenen Wesens Gesetz, göttergleich, sich seine Welt erzeugt nach Stoff und Form, wenn er Künstler ist. Wie der Künstler zu seinem Werke, so verhält sich Gott zur Welt und so verhalte sich zu ihr der auf mystische Weise vergottete Mensch. Was dem natürlichen Individuum realer Widerstand war, wird dem übernatürlichen Wesen zum idealen Schein, mit dem es in absoluter Freiheit spielt; in seinem göttlichen Wesen unberührbar, [illegible]mmert und ohne Sorge um das irdische Individuelle, das

wesenlos hinter ihm liegt, ist es freies Schaffen, reines Schauen geworden.

Es ist die ästhetische Weltanschauung, wie sie etwa das System des Vedanta am konsequentesten, grandiosesten, auch überspanntesten ausgebildet hat. Das Individuum hat sich ins Herz Gottes zurückgeflüchtet und erlöst von Mangel und Not, Schuld und Sorge. Wer sollte leiden, sich verschulden, fürchten? Du? das Individuum? Aber es besteht gar nicht, Gott allein besteht und „Das bist Du"! Wie sollte Gott leiden, sorgen? Er ist unberührbar und ewig vollendet und „Das bist Du"!

Der Faust der ästhetischen Weltanschauung spielt und kennt keine Sorge. Die gemeine Menschensorge, die „gleich im tiefsten Herzen nistet, sich stets mit neuen Masken zudeckt, als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen mag, als Feuer, Wasser, Dolch und Gift", — sie hat keine Gewalt mehr über den seines unzerstörbaren göttlichen Wesens bewußt gewordenen, auf höchste Ziele gerichteten, im Ganzen wirkenden freien Geist. Das große „Stirb und Werde"! hat sich vollzogen. Der im düsteren Kerker seines Ich befangene, „im ganzen Leben blinde" Mensch verzehrt seine armen Kräfte in bangen, nie endenden Sorgen; das Licht seines höheren Selbst dringt nicht befreiend, beseligend durch diese Mauern; ihm sind die hehren Worte: „Sorget nicht für den kommenden Morgen" umsonst gesprochen. Faust kennt diese Sorge nicht; er kennt lange gar keine Sorge. Und doch ist es endlich Sorge, die Macht gewinnt über den alten, höchst gereiften Mann. Und nur Sorge: Mangel und Not können selbstverständlich nicht an ihn heran, aber auch die Schuld kann es nicht, denn auch sie haftet nur am Individuum, wie ihr Gegenpol Verdienst: sie haben in dieser Sphäre keine Wirklichkeit, keine Wirkung mehr.

Albert Bielschowsky hat an Wilhelm Meister — dem der Faust parallel geht — die Wandlung dargestellt, die sich in des ausreifenden Dichter-Philosophen Weltanschauung allmählich vollzieht. Die jugendlich begehrte Gottähnlichkeit war ein Traum, den die höhere Weisheit des Alters vernichtet. Die ethische Betrachtung löst die ästhetische ab. Der himmelstürmende Genuß der Freiheit weicht einem stilleren, bescheideneren Ideal, vielmehr der besseren Einsicht in die Beschränktheit des Menschen, der er mit Resignation, durch Selbstbeschränkung begegnen muß. Es ist ein Herabsteigen von angemaßter Götterhöhe, aber es ist ein Tiefersteigen in die Geheimnisse des menschlichen Wesens. Ein letzter Egoismus muß noch gebrochen

werden: auch jenes freie Spielen war ein, obzwar höchst verfeinerter Selbstgenuß; an Stelle dieser Freiheit tritt die eiserne Verpflichtung; sie weist uns aus kühler Erhabenheit zurück auf unseren Arbeitsplatz inmitten des heißen Menschen-Kämpfertums. Dieser der Weisheit letzter Schluß ist nicht süße Erfüllung phantastischer Jugendhoffnungen, er ist bittere Wahrheit, allein er ist die Wahrheit.

Der wahre Mensch kann und darf der Sorge sich nicht entheben. Ja, sie ist die letzte ihn beherrschende Gewalt. Das Göttliche ist für den Menschen nie Besitz, in dem er vollendet ruht, sondern Ideal, das er verwirklichen helfen muß. Diesem Ideal gehört seine letzte Kraft, und sein letzter Gedanke ist die Sorge um die Verwirklichung dieses Ideals, es sei im einzelnen, welches es wolle. Was in Gott ewig vollendete Gegenwart sein mag, für den Menschen liegt es ewig in der Zukunft, als unerreichtes Ideal. Der sterbende Blick ist ein sorgender Blick in die Zukunft. Aber diese Sorge des greisen großen Mannes hat mit jener engen Sorge des kleinen Menschen nichts gemein; sie gilt nicht seiner Person, sondern dem Göttlichen selbst, das als Aufgabe vor ihm steht; ich möchte sie eher Fürsorge nennen.

In jenen Tagen gemeinsamer Aussprache mit Albert Bielschowsky machte die Türksche Erklärung des Problems der Sorge von sich reden, die in der Erblindung Fausts durch den Anhauch der Sorge den symbolischen Ausdruck dafür sieht, daß Faust von der Höhe des Genies auf das Niveau des Alltagsmenschen herabsinke. Diese Erklärung führt zu unhaltbaren Konsequenzen und soll hier nicht kritisiert werden. Immerhin gab sie Anregung. So hat sich auch Bielschowsky damit beschäftigt, und es mag erlaubt sein, den Brief, den er kurz vor seinem Ende hierüber an mich diktiert und mit eigener Hand vervollständigt hat — eine seiner letzten Aeußerungen —, hier zu veröffentlichen:

„Das Motiv der Sorge ist von Goethe offenbar sehr sorgfältig überlegt. Daß die Sorge die Herrschaft über Faust gewinnt, ist eine von dem Dichter ausgesprochene Tatsache. Denn Faust erblindet durch ihren Anhauch. Daß dieses körperliche Erblinden nur ein Symbol des geistigen ist, ergibt sich aus der Sache selbst und aus dem Zusammenhange; das bloß physische Erblinden wäre in diesem Zusammenhange sinnlos.“ (Wenn von anderer Seite dieses Erblinden, das den hundertjährigen Greis trifft, als ein dramatisch dargestelltes natürliches Menschenlos aufgefaßt wird, so möchte ich

dem entgegnen, daß es dann ein relativ zufälliges Ereignis wäre, das ebensogut durch ein andres ebenso zufälliges ersetzt werden könnte: im Kunstwerk ist aber nichts zufällig, vielmehr alles bedeutend. Bielschowsky fährt fort:) „Worin zeigt sich nun dieses Erblinden? Darauf hat Türck eine ergiebige Antwort zu geben versucht. Daß er es versucht hat, ist sein Verdienst. Aber er hat weit über das Ziel hinausgeschossen. Wenn ein bedeutender genialer Mensch von der Sorge erfaßt wird, so braucht er noch nicht zum Philister, zum gewöhnlichen Menschen herabzusinken; am allerwenigsten, wenn es erst im höchsten Alter geschieht. Die Resultate langer Erfahrung, langen Nachdenkens bleiben ihm. Darum bleiben ihm die höchsten Ziele und der Weisheit letzter Schluß vollkommen klar trotz des Erblindens; und in Erkenntnis dieser Ziele, im Besitz dieser Weisheit bleibt er der im hohen, gespannten Streben sich bemühende Mensch. Was sich ändert, ist nur die Art, wie er sein letztes Ziel zu erreichen sucht. Er wird unruhig, nervös, schlaflos. Ihn quält die Sorge, er könne sein Werk bis zum Tode nicht vollenden oder auch nicht einmal soweit führen, daß sein Gelingen verbürgt sei. Diese Sorge ist ungenialisch, ungöttlich. Der geniale Mensch erfüllt seine Pflicht, d. i. nach Goethe die Forderung des Tages. Die Zukunft überläßt er sich selbst. So hat Goethe auch bei seinen großen Werken, am meisten beim Faust, gehandelt. Er ließ ihn immer wieder mit einer bewunderungs- und beneidenswürdigen Sorglosigkeit Jahre und Jahrzehnte lang liegen. Erst im höchsten Alter packt ihn die Sorge, und er sucht ihn unter Aufwendung aller Kraft zu Ende zu bringen. Das ist rein menschlich. Dem Menschen ist kein anderes Los beschieden, weil er sterblich ist. Nur der unsterbliche Gott kann ewig sorglos sein. Der gewöhnliche Mensch plagt sich sein ganzes Leben mit der Sorge und verdirbt es sich dadurch, ja er genügt oft genug nicht der Forderung des „Heute“ über der Sorge um das „Morgen“. Der geniale Mensch fällt dieser Menschlichkeit, weil er Mensch ist, auch anheim; aber erst am Ende und wesentlich eingeschränkt, weil er Genie ist.

Durch diese Sorge verdunkelt er sich den Blick für das Glück des Augenblicks und gibt sich einer Hoffnung auf ein zukünftiges Glück hin, das nie eintritt. Und hierin tritt zum zweiten Male die Erblindung Fausts hervor. Er bildet sich ein, es werde ein Augenblick kommen, der so vollkommen schön sein werde, daß er sein Verweilen, seine Dauer wünsche. Darauf kann eher der Philister rechnen als der geniale Mensch. Der geniale Mensch verhält sich zum Augenblicke

wie Gott, der immer die restierenden Unvollkommenheiten sieht und darum nie zu ruhen wünscht, nie ruhen kann, sondern seine Qual und sein Glück im ewig fortschreitenden Schaffen findet; so wie es der ungeblendete Faust verkündet, ja auch noch der blinde, als Erinnerungsweisheit — denn die Verse: Nur der verdient sich ꝛc. sind eigentlich identisch mit den früheren: Im Weiterschreiten ꝛc. —, um trotzdem im Widerspruch hierzu von einem Augenblick vollkommenen Glücks zu träumen und schon im Anblick dieses Traumbildes das höchste Glück zu empfinden. Auch dies ist von Goethe wieder außerordentlich fein der menschlichen Natur abgelauscht. Der Greis hat ein unendliches Bedürfnis nach Ruhe. Diese Ruhe kann er bei dem unruhigen, unbefriedigten Gegenwärtigen nur in einem zukünftigen Glück finden, das er sich irgendwie vorspiegelt. Darum sehen wir auch die meisten Menschen, sie mochten früher noch so feindselig oder gleichgültig gegen allen religiösen Glauben sich verhalten, im Alter, wie wir's nennen, fromm werden. Sie träumen von einer zukünftigen Seligkeit im Himmel durch die Gnade Gottes und finden darin ihre Ruhe. Einen ähnlichen Traum träumt der erblindete Faust und findet darin — wenigstens für einen Moment — seine Ruhe, aber auch sein Ende. Ruhe ist Tod. Seine Entelechie löscht aus oder besser entweicht. Sie konnte bei dem Ueberalter von 100 Jahren nur durch rastloses Streben sich noch erhalten. Ein einziger Augenblick, wo dieses Streben ruht, und sie trennt sich von dem Individuum." —

Diese klaren, aus reifer Erfahrung entsprungenen Sätze Bielschowskys darf ich in diesen Zusammenhang eigener Ueberlegungen um so mehr einflechten, als auch diese keineswegs ersonnen und erklügelt, sondern erlebt sind, wenn auch nicht in meinem, so doch am Leben großer greiser Persönlichkeiten; die hier gemachten Erfahrungen gaben mir den Schlüssel zum Verständnis des Problems. Die Sorge, mit der der greise Faust-Goethe sein Leben beschließt, erscheint mir typisch vorbildlich für die Gemütsstimmung des reifsten Alters großer Menschen.

Zu meinen bedeutendsten Lebenserfahrungen rechne ich es, eines großen führenden Mannes letzte Sorge auf dem Sterbelager vernommen zu haben, der gefragt, ob er leide, antwortete: „Ich? Nein! Nur die Sorge um die Einigung und Versöhnung der Gegensätze." Das war die Sorge um die Erhaltung seines Ideals, der Einheit und Größe des deutschen Volkes, die er mit begründet

hatte. Nichts von persönlicher Sorge, nur Fürsorge für die zurückbleibende Menschheit, so war dieses großen Mannes große letzte Sorge.

Und ferner ein Großer, auch er ein Führer, im Reiche der Kunst, sprach es in hohen Jahren nachdenklich für sich hin: „Es ist merkwürdig; je älter ich werde, desto mehr sorge ich mich darum, wie es den Menschen geht und wie man ihnen helfen könnte." Diese Worte sind gesprochen in hoher Reife eines Lebens, das ganz in genialem freiem Schaffen aufging; vom Ich ist längst nicht mehr die Rede; aber von Götterhöhe fühlt sich der liebevoll mitleidig sorgende Sinn herabgezogen zur Erde, zu den Brüdern, denen der Mensch angehört. Unbeschadet einer genialen, künstlerischen Tätigkeit nimmt dieser greise Meister an der sozialen Fürsorge lebendigen und erfolgreichen Anteil.

Und ähnliche Aeußerungen konnte ich aus dem Munde einiger geistig hochstehender Persönlichkeiten des höchsten Alters in häufigem Verkehr wiederholt vernehmen. Die Sorge um das gleichgültige Ich ist völlig zurückgetreten; dafür steht bei diesen Personen, die selbst zu wirken nicht mehr imstande sind, beherrschend im Vordergrund des Gemütslebens die Sorge in passiver Form, das tiefe Mitleid mit dem Schicksal der Menschheit, ein Bangen um ihre Zukunft, ihr Glück.

In diesen Erfahrungen erblicke ich lebendige Belege für die letzte Wahrheit, die der greise Goethe seinen greisen Faust erleben läßt. Es geht der Weg aus den engen Schranken des sorgenvollen Ich zur Höhe des Bewußtseins unseres freien göttlichen Wesenskerns: aber im Hochgenusse einer dauernden absoluten Freiheit, im kühlen Aether unbewegten Schauens und reinen Wirkens kann der Mensch nicht verharren. Wohl weiß er: „Und alles Drängen, alles Ringen ist ewige Ruh in Gott dem Herrn", und ein beseligender Abglanz jenes ewigen ruhigen Lichtes mag und muß in seine irdische zeitliche Unruhe fallen, aber der große Mensch bescheidet sich, nicht Gott, sondern nur Mensch, aber echter ganzer Mensch zu sein.

Die himmelstürmende göttliche Freiheit des spielenden Menschen ist wohl ein von aller Not und Schuld erlösendes, doch aber ein kühles, ja noch immer ein selbstsüchtiges Ideal. Dem wahren Menschen ist, über das gelassene vornehme Vollkommenheitsideal des Vedanta, über das antike Ideal der inneren Freiheit hinaus, das christliche Ideal der Liebe, als der Auswirkung des göttlichen Geistes

im Menschen, gemäßer; auf Kosten seiner sorglosen Freiheit und Gelöstheit muß er sich durch Liebe binden lassen, und Lieben heißt Sorgen. Zwar die Macht jener egoistischen Sorge, jenes Gespenstes, schleichend groß, wird ein Faust nie anerkennen; aber der Sorge des liebevollen Herzens, der Fürsorge für sein Ideal, kann er sich nicht erwehren; sie ist das einzige und letzte Band, das er mit Würde trägt und tragen muß, um Mensch zu sein. Die Freiheit bliebe unfruchtbar, wenn sie sich nicht als Liebe ergösse.

Zum Kursstand unserer Anleihen.

Von

Diplom-Handelslehrer **Walter Mahlberg**,
wissensch. Hilfsarbeiter am Museum für Handel und Industrie zu Cöln.

Die Erörterungen über den schlechten Stand unserer Staatsanleihen wollen nicht zur Ruhe kommen, und alle Welt sinnt auf Mittel und Wege, um unseren notleidenden Renten aufzuhelfen. Da erscheint es angebracht, diesem Problem, das weit über den Rahmen einer reinen Finanzfrage des Staates hinaus von Bedeutung ist, einmal mit den Ziffern einer längeren Entwicklung und zum anderen mit einer rechnerischen, also handelstechnischen Behandlung und mit Diagrammen zu Leibe zu rücken.

Zu der Untersuchung, soweit es sich nicht um hier vorgenommene Umrechnungen handelt, sind die Zahlen verwertet, die im Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich die Jahresdurchschnittskurse deutscher, englischer und französischer Staatsanleihen seit 1888 bezw. 1890 angeben, und die wegen ihrer Natur als Durchschnitt sämtlicher Kurse eines Jahres die Kursentwicklung innerhalb eines längeren Zeitraums wohl am besten darstellen. In Verbindung damit gebracht sind die Jahresdurchschnitte des Bank- und des Marktzinssatzes in denselben Ländern, gleichfalls seit 1888. Und zwar wurden im einzelnen benutzt die Kurse der 3 % Deutschen Reichsanleihe seit 1890 (vom Statistischen Amt zusammengestellt auf Grund börsentäglicher Notierungen), der 3 % französischen Rente seit 1888 (bis 1894 Londoner Economist, 1895—1896 Berliner Börsen-Courier und von da ab amtlicher Kursbericht der Pariser Börse) und die Kurse der $2^1/_2$ %, von 1888 bis 1903 $2^3/_4$ %, englischen Konsols (Grundlage wie bei der französischen Rente, seit 1897 amtlicher Kursbericht der Londoner Börse).

Im Diagramm 1 ist der Verlauf der drei Rentenkurse als Linie aufgetragen; jedem Kurs sind die beiden Zinssätze des betreffenden Landes hinzugefügt. Dabei ist zu bemerken, daß die Zinssätze umgekehrt zu ihrem wirklichen Verlauf eingezeichnet sind: Ein Sinken der Zinslinie bedeutet demnach tatsächlich ein entsprechendes Steigen des Zinssatzes; es ist dies geschehen, um eine leichtere Lesbarkeit des Diagramms herbeizuführen, entsprechend der bekannten Erscheinung, daß ein Steigen des Zinsfußes eine kurssenkende Wirkung auf festverzinsliche Papiere auszuüben pflegt. Die ursprünglich $2^3/_4$% englischen Konsols wurden am 6. April 1903 in $2^1/_2$% konvertiert; die Stelle ist im Diagramm mit einem Zeichen versehen.

Der Zweck des Diagramms ist einmal, den absoluten Verlauf der Rentenkurse und der kaufmännischen Zinssätze in den letzten zwanzig Jahren zu zeigen, und auf der anderen Seite, die oben als bekannt bezeichnete Tatsache der Einwirkung der Zinsbewegung auf den Rentenkurs plastisch werden zu lassen. Rein äußerlich betrachtet erscheint dieser letztere Beweis bereits durch den mehr oder weniger gleichmäßigen Verlauf der dabei für jedes Land in Betracht kommenden Linien geführt; dem ist aber entgegenzuhalten, daß Zinssatz und absoluter Kurs zwei innerlich verschiedene Werte sind, die erst durch Umrechnung auf eine gleiche Basis gebracht werden können.

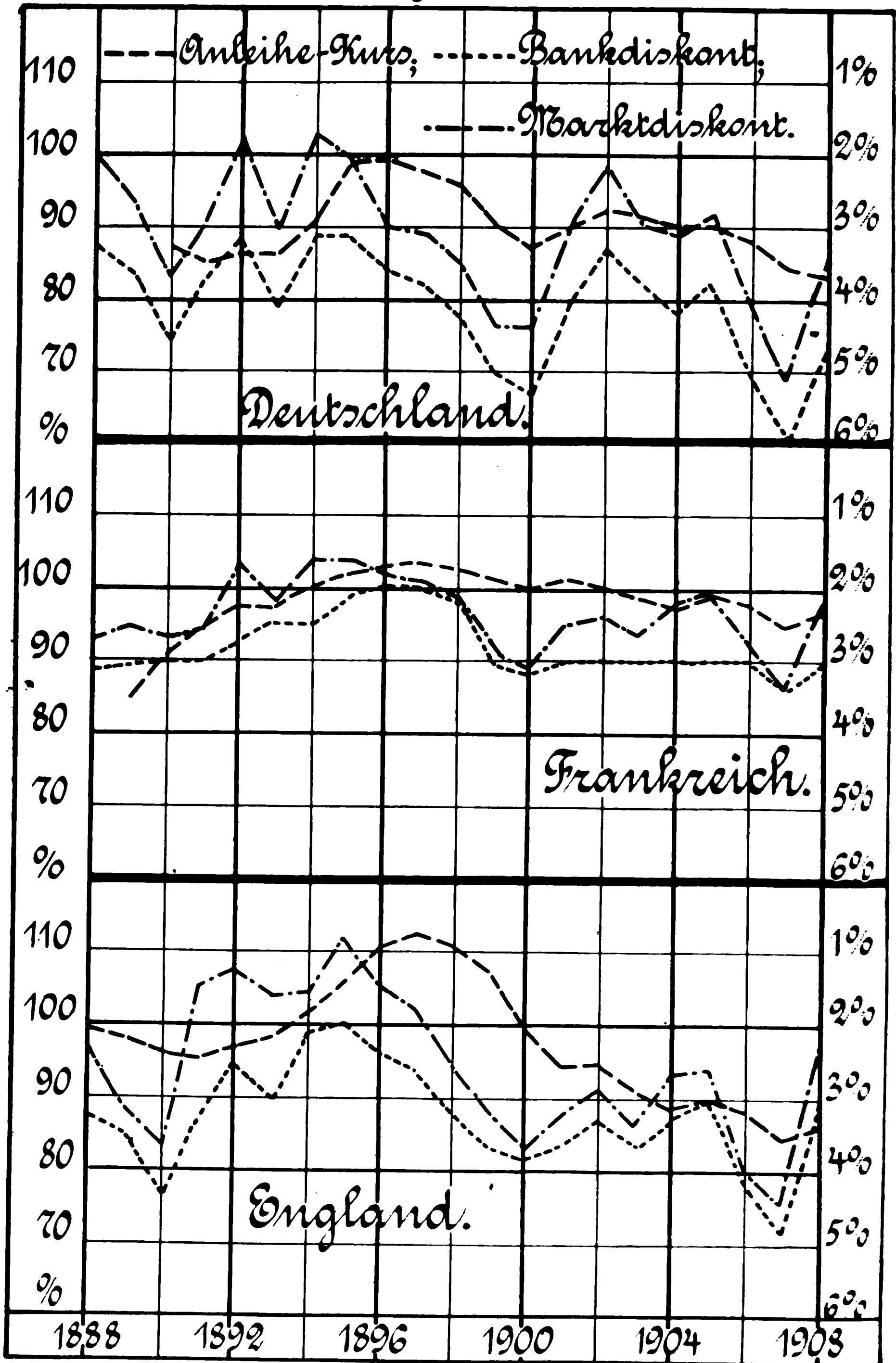
Dazu stehen zwei Wege zur Verfügung: entweder man kapitalisiert die Zinssätze, oder man berechnet den effektiven Zinsertrag der Rentenkurse, der ja bekanntlich mit dem Kurse schwankt, während die Nominalverzinsung gleich bleibt. Beide Wege sind für den vorliegenden Zweck in gleichem Maße unbrauchbar. Bei der Kapitalisierung besteht zunächst die Schwierigkeit der Entscheidung, welche Höhe des Zinssatzes als die normale, entweder allgemein oder für jedes Land verschieden, anzusehen sei; ob also 3, oder $3^1/_2$, oder 4 % gleich 100 zu setzen wäre. Selbst wenn diese Frage auf irgendeine, jedoch ebenfalls willkürliche Weise entschieden worden wäre, so bliebe der Mangel, daß sich Schwankungen ergäben, die größer wären als das ganze Diagramm, die aber jedenfalls einen Vergleich der so gewonnenen Linien vereitelten. Dasselbe, nur in umgekehrter Richtung ist der Fall, wenn man den effektiven Zins, den etwa ein Kurs von 93 % bringt, als Linie eingetragen hätte: die Schwankungen dieser Linie wären so verschwindend gewesen — sie hätten sich für Deutschland etwa zwischen 3 und $3^1/_2$ % be-

wegt —, daß auch sie angesichts der viel größeren Bewegungen der Diskontsätze einen brauchbaren Vergleich illusorisch gemacht hätten.

Im Interesse einer besseren Uebersicht ist deshalb der absolute Kursverlauf eingesetzt worden, wenngleich das so gewonnene Resultat zunächst beeinträchtigt erscheint. Die angewandte Methode wird aber dadurch berechtigt, daß sie neben dem Vorteil größerer Uebersichtlichkeit einen einwandfreien indirekten Nachweis ermöglicht.

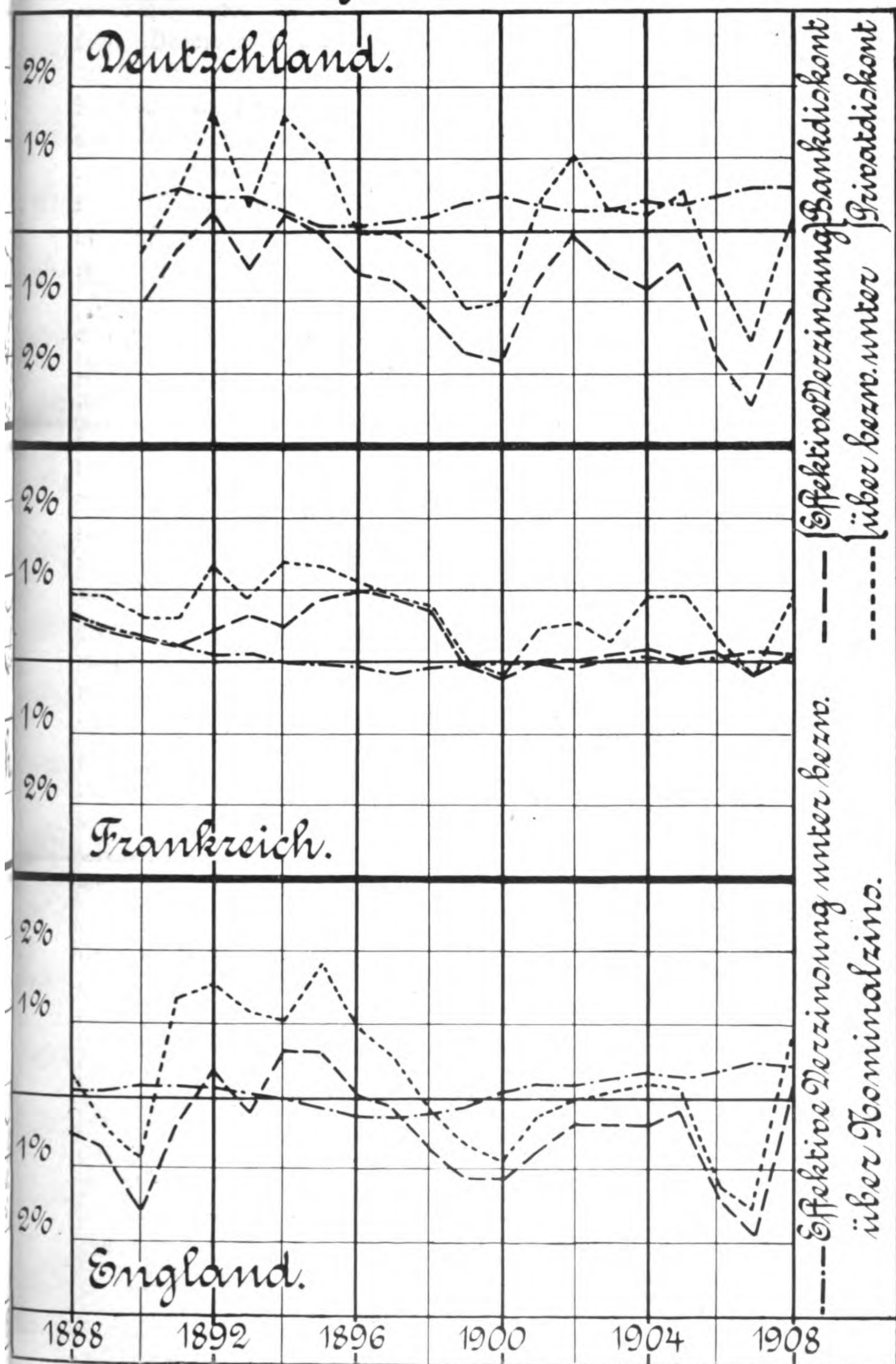
Betrachtet man nämlich den Verlauf der drei Rentenkurse zueinander und auf der anderen Seite den Verlauf der Zinssätze länderweise zueinander, so ergibt sich folgende Erscheinung: Der Verlauf des deutschen Anleihekurses und der der englischen Konsols weisen eine größere Gleichmäßigkeit auf als der deutsche und der französische Rentenkurs. (Der Kürze halber sei von größerer oder geringerer Parallelität gesprochen, obgleich nur von einer Gleichmäßigkeit der Entwicklung, nicht aber von einer Parallelität im absoluten Sinne die Rede sein kann.) Zwischen 1900 und 1904 zeigt die englische Linie eine Abweichung, die sich durch die ihre Schatten weit vorauswerfende Konvertierung im Jahre 1903 als eine die Beweisführung nicht störende Ausnahme charakterisiert. Weiter ist die Parallelität zwischen Frankreich und England wieder größer als zwischen Frankreich und Deutschland. Wir haben also hier eine Abstufung in der Gleichmäßigkeit der Bewegung, und zwar in der Reihenfolge: Deutschland, England, Frankreich. Dieselbe Abstufung zeigen auf der anderen Seite auch die Zinssätze: der deutsche Banksatz ähnelt mehr dem englischen als dem französischen, der letzte wieder mehr dem englischen wie dem deutschen, und ganz dasselbe ist von den Marktzinssätzen zu sagen. Bei beiden Diskontarten ist also ebenso die Rangfolge hinsichtlich der Gleichmäßigkeit: Deutschland, England, Frankreich. Daraus ist zu schließen, daß gleiche Kräfte sowohl die Bewegung der Rentenkurse als die der Zinssätze herbeiführen, oder mit bekannteren Worten ausgedrückt, daß Kapitalmangel den Zins hebt und den Anleihekurs drückt, und daß Ueberfluß an Kapital den umgekehrten Erfolg zeitigt. In welchem Maße ein irgendwie bestimmter Kapitalmangel auf Zins einerseits und auf Rentenkurs anderseits einwirkt, kann und soll aus dem Diagramm nicht hervorgehen; andere Einflüsse sind es vielmehr, die hier auf der einen Seite verschärfend, auf der anderen mildernd das Ergebnis beeinflussen; hier handelte es sich nur darum, nachzuweisen, daß überhaupt in den letzten zwanzig Jahren eine solche Einwirkung stattgefunden hat.

Diagramm I.



Anleihe-Kurs,
Bankdiskont,
Marktdiskont.
Deutschland.
Frankreich.
England.
110
100
90
80
70
%
1%
2%
3%
4%
5%
6%
1888
1892
1896
1900
1904
1908

Diagramm II.



Deutschland.
Frankreich.
England.
2%
1%
1%
2%
2%
1%
1%
2%
2%
1%
1%
2%
1888
1892
1896
1900
1904
1908
Effektive Verzinsung über bezw. unter Bankdiskont
Privatdiskont
Effektive Verzinsung unter bezw. über Nominalzins.

Als Durchschnitt der Rentenkurse in der Zeit von 1888 bezw. 1890 bis 1908 ergibt sich für Deutschland 90,17 %, für England 97,32 % und für Frankreich 97,56 %.

Das Diagramm gewährt aber auch einen interessanten Einblick in den Verlauf der Zinssätze der drei Länder. In Deutschland entwickelten sich Banksatz und Marktdiskont nahezu parallel, geringer ist die Gleichmäßigkeit in England und am wenigsten wiederum in Frankreich ausgeprägt. Allen drei Marktsätzen aber wohnt im gleichen Maße die Neigung inne, die Extreme noch zu verschärfen: bei starkem Fallen des Zinsfußes fällt der Marktsatz verhältnismäßig schärfer, bei steigendem Zinsfuß steigt der Marktsatz intensiver. Das heißt mit anderen Worten, der Banksatz ist zu schwerfällig, jedenfalls aber schwerfälliger, als der Marktdiskont. Diejenigen, die den Bankzinsfuß für ein absolut richtiges Wirtschaftsbarometer halten, müssen in dieser Schwerfälligkeit — schwerfällig nicht innerhalb eines Jahres, sondern schwerfällig innerhalb zweier Dezennien — einen Mangel sehen, der am wenigsten für Deutschland, am meisten für Frankreich in Frage kommt, während auch hier wieder England die Mitte hält. Der obenerwähnte Grad der Uebereinstimmung der einzelnen Diskontsätze hat weiterhin Bedeutung bei der Frage, welcher dieser Sätze denn nun als der tonangebende zu bezeichnen sei. Sieht man das Diagramm darauf hin an, so kann man aus dem Umstande, daß beide deutschen Sätze und — in geringerem Maße — der französische Privatsatz eine ausgeprägte Uebereinstimmung mit dem englischen Banksatz zeigen, eine Bestätigung der allgemein verbreiteten Ansicht von der Vorherrschaft der englischen Bankrate herauslesen. Der englische Marktsatz dagegen, der technisch etwas ganz anderes darstellt als die Privatdiskontsätze des Festlandes, erscheint infolgedessen eigenwilliger, während die Bank von Frankreich ihren Zinsfuß fast gar nicht nach anderen Sätzen orientiert, wohl weil ihr eigner Satz absolut so niedrig ist.

Im Durchschnitt der Jahre 1888—1908 stellen sich die Sätze so:

	Bankdiskont:	Marktdiskont:	Differenz:
Deutschland	4,10 %	3,13 %	0,97 %
England	3,30 „	2,59 „	0,71 „
Frankreich	2,81 „	2,40 „	0,41 „

Danach ist es als normal zu bezeichnen, wenn der Berliner Privatdiskont rund ein Prozent unter dem Reichsbanksatz steht.

Wenn im Vorstehenden der Nachweis einer in gewissem Umfange gleichmäßigen Entwicklungstendenz von Rentenkurs und Zinsfuß erbracht ist, so bedeutet das, daß durch das Auf und Ab des Kurses versucht wird, den effektiven Zinsgenuß der Titresinhaber mit dem landesüblichen*) Zins im Einklang zu halten. Das Maß dieses Bestrebens nachzuweisen, ist der Zweck der folgenden Tabellen I bis III und des Diagramms II. In der ersten Spalte der Tabellen sind die Prozentsätze eingetragen, die sich unter Zugrundelegung des Rentenkurses nach der Formel $\frac{100 \cdot \% \text{ (Nominalzins)}}{\text{Kurs}}$ ergeben. Es ist also ausgerechnet, wie sich die effektive Verzinsung für den Renteninhaber stellt, wenn er zu dem und dem Kurs Staatspapiere kauft. Der Kürze halber seien die Zahlen dieser Spalte als

Tabelle I.

Deutschland.

Jahr	Effektiver Zins	Bank- Diskont	Markt- Diskont	Effektiver Zins unter/über Bank- Diskont	Effektiver Zins unter/über Markt- Diskont
1890	3,45	4,52	3,78	— 1,07	— 0,33
91	3,52	3,78	3,02	— 0,26	+ 0,50
92	3,48	3,20	1,80	+ 0,28	+ 1,68
93	3,48	4,07	3,17	— 0,59	+ 0,31
94	3,32	3,12	1,74	+ 0,20	+ 1,58
95	3,04	3,14	2,01	— 0,10	+ 1,03
96	3,02	3,66	3,04	— 0,64	— 0,02
97	3,07	3,81	3,09	— 0,74	— 0,02
98	3,15	4,27	3,55	— 1,12	— 0,40
99	3,32	5,04	4,45	— 1,72	— 1,13
1900	3,46	5,33	4,41	— 1,87	— 0,95
01	3,37	4,10	3,06	— 0,73	+ 0,31
02	3,26	3,32	2,19	— 0,06	+ 1,07
03	3,29	3,84	3,01	— 0,55	+ 0,28
04	3,35	4,22	3,14	— 0,87	+ 0,21
05	3,34	3,82	2,85	— 0,48	+ 0,49
06	3,42	5,15	4,04	— 1,73	— 0,62
07	3,54	6,03	5,12	— 2,49	— 1,58
08	3,59	4,76	3,52	— 1,17	+ 0,07

*) Damit soll nicht gesagt sein, daß Bank- oder Marktdiskont als der landesübliche Zins anzusehen sind, doch wird der landesübliche Zins, wie immer er normiert werde, in seinen Schwankungen jenen beiden Sätzen gleichen, so daß das Wort oben benutzt werden darf.

Tabelle II.

Frankreich.

Jahr	Effektiver Zins	Bank- Diskont	Markt- Diskont	Effektiver Zins über/unter Bank- Diskont	Effektiver Zins über/unter Markt- Diskont
1888	3,67	3,10	2,75	+ 0,57	+ 0,92
89	3,51	3,09	2,60	+ 0,42	+ 0,91
90	3,32	3,—	2,68	+ 0,32	+ 0,64
91	3,20	3,—	2,63	+ 0,20	+ 0,57
92	3,09	2,69	1,75	+ 0,40	+ 1,34
93	3,10	2,50	2,25	+ 0,60	+ 0,85
94	3,—	2,50	1,63	+ 0,50	+ 1,37
95	2,95	2,10	1,63	+ 0,85	+ 1,32
96	2,93	2,—	1,83	+ 0,93	+ 1,10
97	2,87	2,—	1,96	+ 0,87	+ 0,91
98	2,91	2,20	2,12	+ 0,71	+ 0,79
99	2,97	3,06	2,96	— 0,09	+ 0,01
1900	2,99	3,25	3,17	— 0,26	— 0,18
01	2,97	3,—	2,48	— 0,03	+ 0,49
02	2,99	3,—	2,43	— 0,01	+ 0,56
03	3,06	3,—	2,78	+ 0,06	+ 0,28
04	3,09	3,—	2,19	+ 0,09	+ 0,90
05	3,03	3,—	2,10	+ 0,03	+ 0,93
06	3,08	3,—	2,72	+ 0,08	+ 0,36
07	3,17	3,46	3,40	— 0,29	— 0,23
08	3,12	3,04	2,25	+ 0,08	+ 0,87

Effektivzins bezeichnet. Die übrigen Spalten sprechen für sich; bei der englischen Tabelle ist für 1903 wegen der Konvertierung von der Berechnung abgesehen worden.

Der Effektivzins, die Rentabilität der drei Anleihen für die Schuldscheininhaber also, ist nun in Diagramm II als Linie eingetragen und zwar in der Weise, daß die Linie um soviel den bei Null Prozent verlaufenden Paritätsstrich über- bezw. unterschreitet, als die Effektivverzinsung den Nominalzins des Papiers übersteigt oder hinter diesem zurückbleibt.

Der Verlauf der drei Linien weist dasselbe Maß der Abstufung in der Gleichmäßigkeit der Bewegung auf wie die Kurven des Diagramms I, da es sich ja bei diesen Prozentziffern nur um eine gleichmäßige Umwertung derselben Sache handelt. Es zeigt sich also, daß in Deutschland der effektive Zinsgenuß am meisten und stets über dem festen Nominalzinssatz erfolgt, daß in Frankreich die Linie der effektiven

Verzinsung am längsten **unter** und fast gar nicht über dem Nominalsatz verläuft und daß auch hier England wieder die Mitte hält. Die effektive Verzinsung der drei Renten stellte sich wie folgt:

	höchste Verzinsung	niedrigste Verzinsung	Durchschnitts-Verzinsung	Nominalsatz	Verzinsung üb. Nominalsatz
Deutschland	3,59 %	3,02 %	3,34 %	3 %	0.34 %
England	2,97 „	2,45 „	2,77 „ *	2,69 „ *	0,08 „ *
Frankreich	3,67 „	2,87 „	3,10 „	3 „	0,10 „

Danach hätte man also bei uns allen Grund Frankreich als Vorbild zu betrachten, da dessen Renteninhaber sich im Durchschnitt

Tabelle III.

England.

Jahr	Effektiver Zins	Bank-Diskont	Markt-Diskont	Effektiver Zins unter/über Bank-Diskont	Effektiver Zins unter/über Markt-Diskont
1888	2,80	3,30	2,38	— 0,50	+ 0,42
89	2,82	3,55	3,25	— 0,73	— 0,43
90	2,86	4,54	3,71	— 1,68	— 0,85
91	2,88	3,32	1,50	— 0,44	+ 1,38
92	2,86	2,52	1,33	+ 0,34	+ 1,53
93	2,81	3,05	1,67	— 0,24	+ 1,14
94	2,74	2,11	1,69	+ 0,63	+ 1,05
95	2,61	2,—	0,81	+ 0,61	+ 1,80
96	2,49	2,48	1,52	+ 0,01	+ 0,97
97	2,45	2,64	1,87	— 0,19	+ 0,58
98	2,48	3,25	2,65	— 0,77	— 0,17
99	2,58	3,75	3,29	— 1,17	— 0,71
1900	2,78	3,96	3,70	— 1,18	— 0,92
01	2,92	3,72	3,20	— 0,80	— 0,28
02	2,92	3,33	2,99	— 0,41	— 0,07
03**)	—	—	—	—	—
04	2,83	3,30	2,70	— 0,47	+ 0,13
05	2,78	3,01	2,66	— 0,23	+ 0,12
06	2,83	4,27	4,05	— 1,44	— 1,22
07	2,97	4,93	4,53	— 1,96	— 1,56
08	2,91	3,01	2,31	— 0,10	+ 0,60

*) Durch die Konvertierung der englischen 2¾ % Konsols im Jahre 1903 in 2½ % entspricht das Ergebnis der Durchschnittsberechnung nicht dem Eindruck des Diagramms; die genauen Zahlen sind:

Bis 1903 Durchschnitt 2,73 %, Nominal 2,75 %, mithin — 0,02 %
von 1904 ab „ 2,86 %, „ 2,50 %, „ + 0,36 %.

**) Am 6. 4. Konvertierung von 2¾ % in 2½ %.

damit begnügen, daß ihre Titres 0,10 % mehr bringen als darauf gedruckt ist, während der Aufschlag bei uns 0,34 % oder rund $\frac{1}{3}$ % beträgt. Daß es sich aber genau umgekehrt verhält und das unser Kursstand relativ günstiger ist, zeigen die andern Linien des Diagramms II. Hier sind die Differenzen zwischen Effektivzins und Bank- sowie Marktzins aus den zwei letzten Spalten der Tabellen I bis III als Linien eingetragen, und zwar wiederum unter Projizierung auf den bei Null Prozent verlaufenden Paritätsstrich. Um soviel also, wie der Effektivzins über dem Marktzins steht, um soviel steigen die beiden Linien über Null, über Pari, und um soviel wie die Rentenverzinsung hinter der landes- oder handelsüblichen zurückbleibt, um soviel sinken die beiden Linien unter den Paristrich. Dadurch wird zum Ausdruck gebracht, auf wieviel Zinsen der Rentenkäufer zu verzichten gewillt ist bezw. wieviel er mehr beansprucht, wenn er sein Geld in Staatsschuldscheinen anstatt in Kaufmannspapieren anlegt. Den relativen, inneren Wert der drei Anleihen sollen also diese Kurven wiedergeben.

Würde nun jede Zinsfußveränderung von einer genau entsprechenden Aenderung des Kursstandes begleitet sein, so müßten sich bei der angewandten Darstellungsmethode Linien ergeben, die eine starke Parallelität zum Paritätsstrich aufwiesen, die für längere Zeit — zwar nach Ländern verschieden — den gleichen Abstand hielten, und aus deren Schwankungen man etwa die Mehrung oder Minderung der politischen und wirtschaftlichen Macht der drei Staaten ablesen könnte. Da das Diagramm ein ganz anderes Bild gibt und vielmehr fast dem umgekehrten Verlauf der Zinssätze entspricht, so folgt daraus — was sinngemäß bereits am Anfang dieser Ausführungen gesagt worden ist —, daß die obige Voraussetzung nicht zutrifft, Rentenkurs und Zinsfuß sich also nicht im gleichen Verhältnis bewegen.*) Ein Mangel ist das hierbei nicht, da nicht der Verlauf des inneren Kurses untersucht werden soll, sondern das Maß des Abstandes zwischen den drei Größen. Etwas läßt sich jedoch auch hinsichtlich der Bewegung aus dem Diagramm herauslesen,**) nämlich die

*) Vom Standpunkt der Zeichentechnik aus gesehen verläuft die Linie des Effektivzinses so sehr wagerecht und unter so geringen Schwankungen, daß bei einer Verbindung mit der ungleich stärker schwingenden Diskontlinie lediglich deren Bewegungen zum Ausdruck kommen.

**) Das wird sichtbar, wenn man die beiden Diagramme aufeinanderlegt und das Licht durchscheinen läßt; die aufsteigenden Linien liegen dann fast genau aufeinander, während die absteigenden Linien mehr oder weniger auseinander streben.

Tatsache, daß die aufsteigenden Linien sich viel genauer entsprechen, als die absteigenden. Das bedeutet — da die Linien umgekehrt eingezeichnet sind —, daß fallende Diskontsätze stärker auf den Rentenkurs einwirken als steigende, daß also die Börse sogleich geneigt ist, ein Fallen des Zinsfußes den Anleihen durch eine Kurssteigerung zugute kommen zu lassen, und daß sie auch im entgegengesetzten Falle die Anleihen insofern begünstigt, als sie einer Diskontsteigerung durch ein möglichst geringes Sinkenlassen des Kurses Rechnung trägt, wenn nicht diese Erscheinung ganz und gar auf Kursunterstützungskäufe der Finanzverwaltungen zurückzuführen ist. Ein Unterschied zwischen den drei Ländern war in diesem Punkte nicht festzustellen.

Im übrigen erhellt aus dieser Gleichmäßigkeit der Linienführung von Diagramm I und II der wirkliche Charakter der Anleihen. Es sind eben trotz allem Rentenpapiere, die zum weitaus größten Teil in festen Händen sind, und es sind keine reinen Börsenwerte, die jede Schwankung des Geldwertes im gleichen Verhältnis mitmachen. Soweit geht allerdings die Selbstverleugnung der Schuldscheininhaber nicht, daß große Differenzen in längeren Zeiträumen unberücksichtigt bleiben.

Sieht man sich das Diagramm II nun darauf hin an, in welchem Maße der Effektivzins hinter dem Bank- bezw. Marktzins zurückbleibt oder diesen überschreitet, so ergibt sich, daß sich unter diesem Gesichtspunkte die Anteilinhaber in Deutschland außerordentlich und fast dauernd schlecht stehen, daß demgegenüber die französischen Renteninhaber viel günstiger gestellt sind und daß auch hierbei England wiederum die goldene Mitte hält. Oder positiv ausgedrückt: die Wertschätzung, die die Anleihen als Anlagepapiere erfahren, ist in Deutschland am größten, in England weniger groß und in Frankreich so gering, daß sie einem Aufgeld verzweifelt ähnlich sieht. Von Rechts wegen — und der Rentenkäufer hat doch neben dem Anspruch auf Sicherheit ein Recht auf angemessene Verzinsung — oder wenn man dem uns von manchen Seiten vorgehaltenen Beispiel unserer Nachbarn, etwa Frankreich, folgte, müßten unsere Linien auf oder über Pari verlaufen, das heißt, der Kurs unserer 3 % Anleihen müßte etwa zwischen 60 und 70 % schwanken.

An dem guten Willen der deutschen Rentenkäufer liegt es also nicht, auch auf mangelnde innere Sicherheit ist der niedrige Kursstand nicht zurückzuführen; vielmehr ist der im Interesse der Staatsfinanzen gewiß unerfreuliche Zustand lediglich auf die Höhe unseres

damit begnügen, daß ihre Titres 0,10 [illegible], mehr [illegible] gedruckt ist, während der Aufschlag bei uns 0,34 [illegible] beträgt. Daß es sich aber genau umgekehrt verhält und [illegible] Kursstand relativ günstiger ist, zeigen die andern Linien des Diagramms II. Hier sind die Differenzen zwischen [illegible] Bank sowie Marktzins aus den zwei letzten Spalten der [illegible] I bis III als Linien eingetragen, und zwar mit [illegible] zierung auf den bei Null Prozent verlaufenden [illegible]. Um soviel also, wie der Effektivzins über dem Marktzins [illegible] soviel steigen die beiden Linien über Null, über [illegible] viel wie die Rentenverzinsung hinter der landes- oder bank[illegible] zurückbleibt, um soviel sinken die beiden Linien unter den [illegible]. Dadurch wird zum Ausdruck gebracht, auf wieviel Zinsen [illegible] käufer zu verzichten gewillt ist bezw. wieviel er mehr [illegible], wenn er sein Geld in Staatsschuldscheinen anstatt in [illegible] [illegible] anlegt. Den relativen, inneren Wert [illegible] stellen also diese Kurven wieder [illegible].

Würde nun jede Zinsfußveränderung von [illegible] sprechenden Änderung des Kursstandes begleitet [illegible] sich bei der angewandten Darstellungsmethode [illegible] ein [illegible] Parallelität zum [illegible] [illegible]

[illegible]

*) [illegible] zeichentechnisch [illegible] verläuft [illegible] und unter so geringen Schwankungen, [illegible] ungleich [illegible] schwingenden [illegible] [illegible]

**) [illegible] aufeinanderfolgt [illegible] liegen [illegible] aber [illegible]

Tatsache, daß die aufsteigenden Linien sich viel genauer entsprechen, als die absteigenden. Das bedeutet — da die Linien umgekehrt eingezeichnet sind —, daß fallende Diskontsätze stärker auf den Rentenkurs einwirken als steigende, daß also die Börse sogleich geneigt ist, ein Fallen des Zinsfußes den Anleihen durch eine Kurssteigerung zugute kommen zu lassen, und daß sie auch im entgegengesetzten Falle die Anleihen insofern begünstigt, als sie einer Diskontsteigerung durch ein möglichst geringes Sinkenlassen des Kurses Rechnung trägt, wenn nicht diese Erscheinung ganz und gar auf Kursunterstützungskäufe der Finanzverwaltungen zurückzuführen ist. Ein Unterschied zwischen den drei Ländern war in diesem Punkte nicht festzustellen.

Im übrigen erhellt aus dieser Gleichmäßigkeit der Linienführung von Diagramm I und II der wirkliche Charakter der Anleihen. Es sind eben trotz allem Rentenpapiere, die zum weitaus größten Teil in festen Händen sind, und es sind keine reinen Börsenwerte, die jede Schwankung des Geldwertes im gleichen Verhältnis mitmachen. Soweit geht allerdings die Selbstverleugnung der Schuldscheininhaber nicht, daß große Differenzen in längeren Zeiträumen unberücksichtigt bleiben.

Sieht man sich das Diagramm II nun darauf hin an, in welchem Maße der Effektivzins hinter dem Bank- bezw. Marktzins zurückbleibt oder diesen überschreitet, so ergibt sich, daß sich unter diesem Gesichtspunkte die Anteilinhaber in Deutschland außerordentlich und fast dauernd schlecht stehen, daß demgegenüber die französischen Renteninhaber viel günstiger gestellt sind und daß auch hierbei England wiederum die goldene Mitte hält. Oder positiv ausgedrückt: die Wertschätzung, die die Anleihen als Anlagepapiere erfahren, ist in Deutschland am größten, in England weniger groß und in Frankreich so gering, daß sie einem Aufgeld verzweifelt ähnlich sieht. Von Rechts wegen — und der Rentenkäufer hat doch neben dem Anspruch auf Sicherheit ein Recht auf angemessene Verzinsung — oder wenn man dem uns von manchen Seiten vorgehaltenen Beispiel unserer Nachbarn, etwa Frankreich, folgte, müßten unsere Linien auf oder über Pari verlaufen, das heißt, der Kurs unserer 3 % Anleihen müßte etwa zwischen 60 und 70 % schwanken.

An dem guten Willen der deutschen Rentenkäufer liegt es also **nicht, auch auf mangelnde** innere Sicherheit ist der niedrige Kurs-
nicht zurückzuführen; vielmehr ist der im Interesse der Staats-
gewiß unerfreuliche Zustand lediglich auf die Höhe unseres

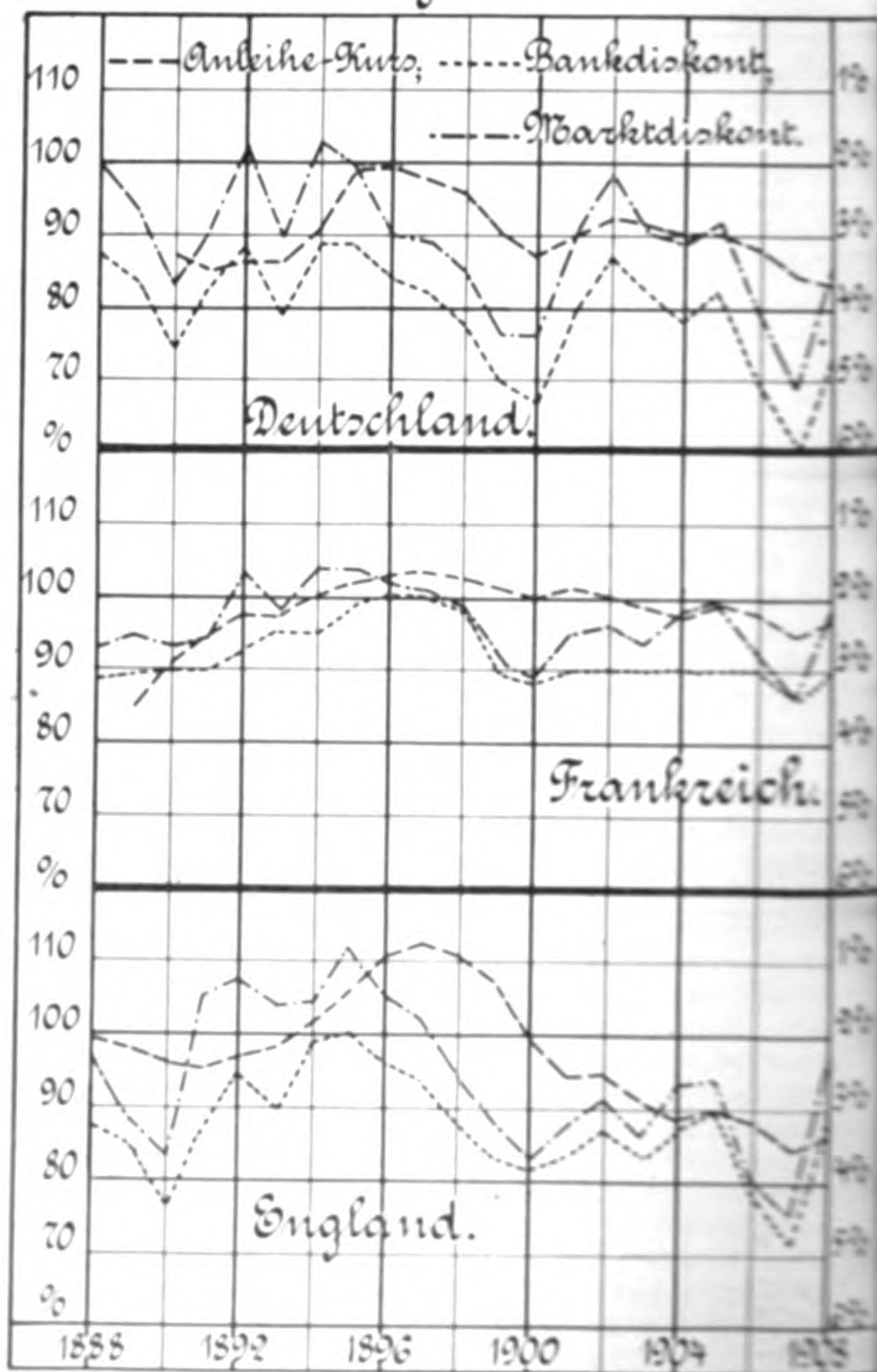
[illegible]

wegt —, daß auch sie angesichts der viel größeren Bewegungen der Diskontsätze einen brauchbaren Vergleich illusorisch gemacht hätten.

Im Interesse einer besseren Uebersicht ist deshalb der absolute Kursverlauf eingesetzt worden, wenngleich das so gewonnene Resultat zunächst beeinträchtigt erscheint. Die angewandte Methode wird aber dadurch berechtigt, daß sie neben dem Vorteil größerer Uebersichtlichkeit einen einwandfreien indirekten Nachweis ermöglicht.

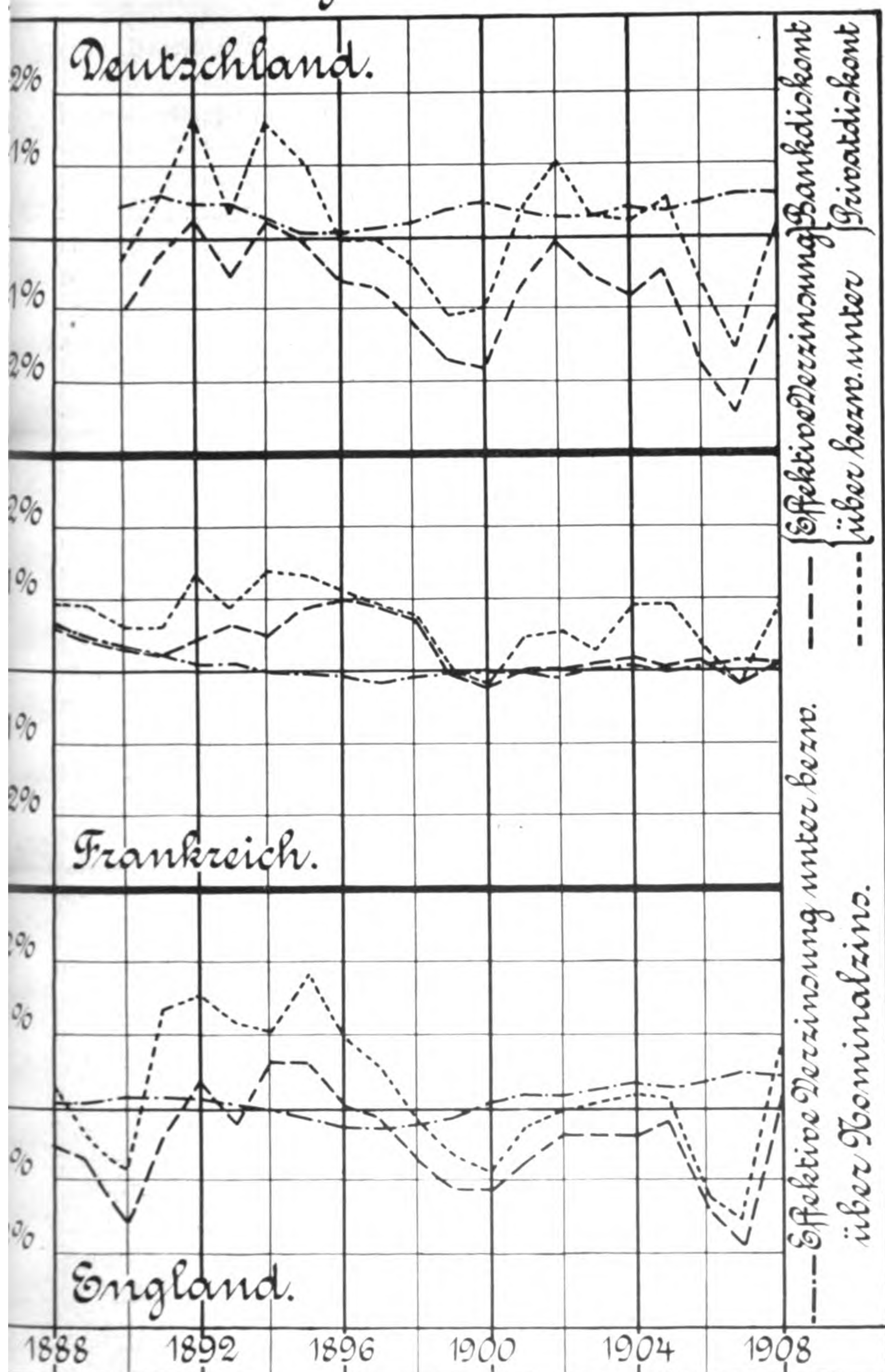
Betrachtet man nämlich den Verlauf der drei Rentenkurse zueinander und auf der anderen Seite den Verlauf der Zinssätze länderweise zueinander, so ergibt sich folgende Erscheinung: Der Verlauf des deutschen Anleihekurses und der der englischen Konsols weisen eine größere Gleichmäßigkeit auf als der deutsche und der französische Rentenkurs. (Der Kürze halber sei von größerer oder geringerer Parallelität gesprochen, obgleich nur von einer Gleichmäßigkeit der Entwicklung, nicht aber von einer Parallelität im absoluten Sinne die Rede sein kann.) Zwischen 1900 und 1904 zeigt die englische Linie eine Abweichung, die sich durch die ihre Schatten weit vorauswerfende Konvertierung im Jahre 1903 als eine die Beweisführung nicht störende Ausnahme charakterisiert. Weiter ist die Parallelität zwischen Frankreich und England wieder größer als zwischen Frankreich und Deutschland. Wir haben also hier eine Abstufung in der Gleichmäßigkeit der Bewegung, und zwar in der Reihenfolge: Deutschland, England, Frankreich. Dieselbe Abstufung zeigen auf der anderen Seite auch die Zinssätze: der deutsche Banksatz ähnelt mehr dem englischen als dem französischen, der letzte wieder mehr dem englischen wie dem deutschen, und ganz dasselbe ist von den Marktzinssätzen zu sagen. Bei beiden Diskontarten ist also ebenso die Rangfolge hinsichtlich der Gleichmäßigkeit: Deutschland, England, Frankreich. Daraus ist zu schließen, daß gleiche Kräfte sowohl die Bewegung der Rentenkurse als die der Zinssätze herbeiführen, oder mit bekannteren Worten ausgedrückt, daß Kapitalmangel den Zins hebt und den Anleihekurs drückt, und daß Ueberfluß an Kapital den umgekehrten Erfolg zeitigt. In welchem Maße ein irgendwie bestimmter Kapitalmangel auf Zins einerseits und auf Rentenkurs anderseits einwirkt, kann und soll aus dem Diagramm nicht hervorgehen; andere Einflüsse sind es vielmehr, die hier auf der einen Seite verschärfend, auf der anderen mildernd das Ergebnis beeinflussen; hier handelte es sich nur darum, nachzuweisen, daß überhaupt in den letzten zwanzig Jahren eine solche Einwirkung stattgefunden hat.

Diagramm I.



Anleihe-Kurs
Bankdiskont
Marktdiskont.
Deutschland.
Frankreich.
England.
110
100
90
80
70
%
1888
1892
1896
1900
1904
1908

Diagramm II.


Deutschland.
Frankreich.
England.
1888
1892
1896
1900
1904
1908
Effektive Verzinsung über bezw. unter Bankdiskont
Effektive Verzinsung über bezw. unter Privatdiskont
Effektive Verzinsung unter bezw. über Nominalzins.

Zinses zurückzuführen, der im Bankdiskont für den Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre fast um die Hälfte höher war wie der französische. Ob diesen Zinsverhältnissen dadurch geholfen werden kann, daß bestimmte Klassen unserer Geldinstitute gezwungen werden, einen Teil ihres Vermögens in deutschen Renten anzulegen, kann glatt verneint werden. Diejenigen, die durch solche kleinen Mittel den Kursstand der deutschen Anleihen bessern zu können glauben, übersehen, daß der Anleihekurs nicht allein durch Angebot und Nachfrage zustande kommt, sondern daß er in viel stärkerem Maße von dem Zins abhängig ist. Rein theoretisch betrachtet, vermag der von Angebot und Nachfrage herrührende Einfluß lediglich und — wie das Diagramm II nachweist — nur in ganz geringem Maße die Differenz zwischen Rentenkurs und Diskont zu beeinflussen, nach wie vor werden aber Kurs und Zins sich in gleicher Richtung bewegen, Konjunkturaufschwung wird weiter von fallenden und die Depression von steigenden Anleihekursen begleitet sein.

Im übrigen stellt aber jeder Versuch, den Kurs ohne Rücksicht auf Diskont künstlich zu steigern, eine durch nichts zu rechtfertigende weitere Benachteiligung der deutschen Renteninhaber dar.

Im Durchschnitt der behandelten zwanzig Jahre ergibt sich folgendes Bild:

Effektivverzinsung unter (—) bezw. über (+).

1888—1908	Nominalzins	Bankzins	Marktzins
Deutschland	+ 0,34 %	— 0,74 %	+ 0,21 %
England	+ 0,08 „ *)	— 0,58 „ *)	+ 0,18 „ *)
Frankreich	+ 0,10 „	+ 0,29 „	+ 0,70 „

Der französische Kurs ist also so schlecht, daß er nicht nur eine höhere Nominalverzinsung zur Folge hat, sondern den Titresinhabern sogar 0,29 % mehr einbringt als Wechselgeschäfte, und 0,70 % mehr als im Privatdiskontgeschäft zu lösen ist. Wenn demgegenüber bei uns der Nominalzins um 0,34 % gesteigert erscheint, so macht das noch nicht die Hälfte des Verlustes aus, der zwischen Bankzins und Effektivzins besteht. Die Franzosen denken demnach bei ihrem vielgepriesenen Patriotismus ungleich realer als wir, und ähnliches ist von England zu sagen. Daß der Effektivzins größer ist als der ganz speziellen Zwecken dienende Privat-

*) Die englischen Zahlen sind wegen der Konvertierung nicht ganz zutreffend, die Zahlen für die erste und dritte Spalte sind eigentlich größer, diejenige der zweiten Spalte kleiner.

diskont, steht dem nicht entgegen, denn auch hier zeigt sich bei den drei Staaten die gleiche Abstufung des realen Denkens.

Wenn demgegenüber Alfred Lansburgh in seiner Zeitschrift „Die Bank", trotzdem er den Einfluß der Zinsbewegung erkennt, dennoch glaubt, den Kurs durch die oben geschilderte Vermehrung der Nachfrage „per Saldo" bessern zu können, so muß auf seine Beweisführung um so mehr eingegangen werden, als man bei seinem Urteil wirtschaftspolitische Gründe, an die man bei der Beweisführung anderer Kreise nur zu leicht zu denken geneigt ist, nicht voraussetzen kann.*)

Lansburgh hat ein Diagramm aufgemacht, das den absoluten Kursverlauf der $3^1/_2$% preußischen Konsols, der $3^1/_2$% Berliner Stadtanleihe, der $3^1/_2$% Posener Pfandbriefe und der $3^1/_2$% Hypothekenobligationen der Zentralboden-Kreditanstalt zeigt. Diese Linien laufen ziemlich parallel, die Reihenfolge in der Kurshöhe entspricht der Reihenfolge der Aufzählung, so daß die preußischen Konsols am höchsten, die Hypothekenobligationen am niedrigsten stehen. Das Bild, das sich ergibt, ist ähnlich wie das Bild der umgekehrten Zinssätze in Diagramm I. Das Resultat des Lansburghschen Diagramms ist, daß bis 1907 die Linien ungefähr parallel laufen, daß in diesem Krisenjahre aber die Posener Pfandbriefe den Kurs „des führenden deutschen Papiers" übersteigen, um später wieder unter diesen Stand zu fallen, und daß vor allem von 1908 ab die Berliner Stadtanleihe bis zum 30. Juni dieses Jahres höher bewertet wird als die preußischen Konsols. Was den Fall der Posener Pfandbriefe anlangt, so kann dem keine sonderlich große Bedeutung zukommen, denn die Erscheinung zeigte sich bisher nur einmal, und zwar in dem fast katastrophalen Krisenjahre 1907.

Der Höherbewertung der Berliner Stadtanleihe im Jahre 1908 und 1909 ist dagegen größere Bedeutung zuzuerkennen. Wenn Lansburgh die Linien, die doch Jahresdurchschnitte darstellen, bis zum 30. Juni d. J. verlängert, indem er den Kurs dieses Tages statt des Jahresdurchschnittes einsetzt, so wird dadurch zwar der Eindruck des Diagramms bestärkt, von einer Behandlung des laufenden Jahres kann aber hier abgesehen werden. Lansburgh erklärt nun die anormale Erscheinung, daß in 1908 und 1909 Berliner Stadtanleihe einen höheren Kurs als das beste deutsche Rentenpapier hat, mit einem Wechsel in den Anlagegewohnheiten des Ka-

*) Alfred Lansburgh, Der landesübliche Zins und die Staatsanleihen, Die Bank, Monatshefte für Finanz- und Bankwesen, 1910, Heft 8, Berlin.

pitals. Das sei die allein mögliche Erklärung, da weder auf die Staatspragmatik noch auf eine sachlich gerechtfertigte Minderung der Sicherheit der Anleihen die scharfe Kurssenkung zurückzuführen sei.

Daneben sind aber noch zwei andere Faktoren denkbar. Einmal fällt in das Jahr 1909 der ganze Jammer der Reichsfinanzreform, dessen volle Tragweite durch die Zahlen des Reichsbankausweises in jenem Jahre zum Ausdruck kommt.*) Die Effektenanlage der Reichsbank, die nur zu einem Prozent aus eigenen Effekten, zum anderen Teil aber aus Schatzwechseln besteht, war vom Herbst 1908 an und das ganze Jahr 1909 hindurch so „massiv", daß sie Wochen hindurch mehr als die Hälfte des Wechselkreditbedarfs der ganzen deutschen Volkswirtschaft ausmachte und sich im Jahresdurchschnitt auf rund ein Drittel der Gesamtwechselanlage belief. Normalerweise sollen Schatzwechsel zur Deckung vorübergehender Schwankungen im Geldbedarf des Reiches und der Bundesstaaten, eigentlich nur Preußen, dienen, eine solch' andauernde Inanspruchnahme der Mittel der Reichsbank aber, wie im Jahre 1909, kann schlechterdings nicht mehr als vorübergehender Bedarf bezeichnet werden. Wie groß die Finanznot nun in Wirklichkeit war, läßt sich ebenfalls daraus schließen. Dazu paßt trefflich die Aussage von Gwinners in seiner Herrenhausrede, daß die Deutsche Bank umfangreiche Posten nicht placierter Reichsanleihe — leider — noch in ihrem Portefeuille habe. Praktisch heißt das, daß ein Teil unserer Anleihen nicht in den richtigen Händen ist, also in stärkerem Maße als sonst „Spielball der Spekulation" ist; aber daraus folgt nicht, daß sich die Anlagegewohnheiten des Kapitals, wie Lansburgh glaubt, verschoben haben, sondern, daß der Kreditbedarf des Reiches und Preußens das für solche Anlage zur Verfügung stehende Kapital in nicht mehr angemessener Weise übersteigt, und zwar nicht mehr angemessen im Verhältnis zur Entwicklung anderer Länder. Man kann sagen, daß daraus weniger die Berechtigung herzuleiten ist, unsere Großbanken auf ihre vaterländischen Pflichten aufmerksam zu machen, als daß vielmehr daraus folgt, daß unsere Finanzverwaltung „Konsumtivkredit" in Anspruch nehmen und sich bei ihren Anleihen nicht auf die Deckung werbender Anlagen beschränken.

*) Mahlberg, Der Reichsbankausweis, Zeitschrift für handelswissenschaftliche Forschung, herausgegeben von Schmalenbach, 1910/11, Heft 3, Leipzig, Glöckner.

Dazu kommt, daß man nicht umsonst die Ehre, „führendes Papier“ zu sein, genießt, sondern daß seit je mit dieser Ehre ein Nachteil verbunden ist. Der Reichsanleihe und den preußischen Konsols ist dieses Prädikat nämlich nicht nur in bezug auf die Sicherheit beizulegen, vielmehr sind sie als führend auch deshalb zu bezeichnen, weil sie im Auf und Ab der Kurse den Ton angeben, das heißt zuerst und auch am stärksten von einer Diskontänderung betroffen werden. Die Lansburghschen Linien der verschiedenen deutschen festverzinslichen Werte weisen nämlich eine ähnliche Abstufung in der Beweglichkeit oder der Schwerfälligkeit auf, wie sie oben dem Privat- und Bankdiskont nachgesagt wurde; die Linie der preußischen Konsols zeigt eine größere Beweglichkeit als etwa die Linie der Hypothekenobligationen. Auch diese Erscheinung, die Lansburgh selbst nicht aus seinem Diagramm herausgelesen hat, spricht gegen die Annahme einer Aenderung in den Anlagegewohnheiten des Kapitals; vielmehr folgt daraus, daß von so anormalen Zinsverhältnissen, wie sie das Jahr 1907 gezeitigt hat, das tonangebende Papier relativ stärker betroffen werden mußte wie die anderen, nicht so fein reagierenden Kurse.

Der zweite mögliche Faktor, der das Sinken des Konsolkurses unter den Kurs der Berliner Stadtanleihe bewirkt haben könnte, ist darin zu sehen, daß nicht die Konsols unverhältnismäßig stark gesunken sind, sondern daß die Berliner Stadtanleihe unverhältnismäßig gestiegen ist. Das durfte Lansburgh nicht übersehen, da gerade diese Möglichkeit dem Eindruck des Diagramms am meisten entspricht: die Kurve der Berliner Stadtanleihe weist an der betreffenden Stelle eine ungewöhnliche, scharfe Spitze auf, während die drei anderen Linien mehr oder weniger wagerecht verlaufen.

Ist somit schon der Krankheitszustand, als ob unsere Staatspapiere aus ihrer führenden Stelle unter den Festverzinslichen gedrängt seien, jedenfalls einstweilen noch nicht einwandfrei festgestellt, so ist das von Lansburgh dafür vorgeschlagene Heilmittel, vor allem aber dessen Begründung noch viel anfechtbarer. Auch er will, wie so viele andere, den Staatsanleihen durch gesetzliche Maßnahmen einen bestimmten Platz reservieren, so daß „sie sich ihren Platz am Kapitalmarkt nicht mehr zu erkämpfen brauchen“. Als Folge einer solchen Maßregel glaubt er an ein Sinken des landesüblichen Zinses überhaupt, indem er etwa so argumentiert: Die Placierung der Anleihen ist durch Gesetz bis zu einem gewissen Grade gesichert, bei der Begebung braucht also der Staat keine so großen Konzessionen

wie bisher zu machen, der Begebungskurs stellt sich [illegible] die effektive Verzinsung niedriger, etwa statt bisher [illegible] $3^{3}/_{4}$ %, nur noch $3^{1}/_{2}$ %. Die Gesamtsumme der [illegible] englischen Anleihen erfährt dadurch eine Vermehrung [illegible] die sich auf so hohen Zinsgenuß bei solcher Sicherheit [illegible] finden ein Vakuum und müssen, wenn sie nicht in [illegible] der Anlage Zugeständnisse machen wollen, sich mit [illegible] Zinse begnügen und auf die benachbarte Anlage [illegible] Hier erheben sie das Kapitalangebot, in der Folge [illegible] senken auch hier den effektiven Zins. Der [illegible] dann auf der ganzen Skala der Kapitalsanlagen [illegible] übliche Zins werde „per Saldo“ ermäßigt.

Es ist dies eine ähnliche Tauschung, wie [illegible] hervorruft, die auch scheinbar zum Ufer rollt, [illegible] ist es nur Wellen sind, die sich fortpflanzen, [illegible] Die erste Welle gab nur den Anstoß [illegible] zu [illegible], wo denn diejenigen Kapitalnehmer, [illegible] bei Sparkassen, Hypothekenbanken und dergleichen [illegible] stellen. Wenn deren Kreditbedarf durch [illegible] manche und manches bezahlte Kapital [illegible] möchte wohl der Zweck erreicht werden. [illegible] [illegible] Wirkung dann bleiben, daß die [illegible] Sparkassen und Hypothekenbanken [illegible] höheren Zins sich auf wenig [illegible] müssen [illegible] einmal die Umstände zur Änderung der [illegible] [illegible] [illegible]

Nachwort des Herausgebers.

[illegible]

leihen schlechtweg als ein Nachteil anzusehen sei: im Gegenteil, in erster Linie sei es ein Symptom der wunderbaren Prosperität unserer Volkswirtschaft, die es ermögliche in durchaus solider Weise hohe Erträge zu erzielen — weshalb dann naturgemäß fest verzinsliche Anlagen nur bei einem etwas höheren Zinssatz als anderswo unterzubringen seien. Ich habe deshalb Herrn Dr. Lentze einen Vorwurf daraus gemacht, daß er als Mitglied des Herrenhauses in dem niedrigen Kurse ein Symptom für den ungenügenden Kredit Preußens habe sehen wollen. Ich möchte diesen Vorwurf nachträglich etwas einschränken. Der Herr Finanzminister dürfte nicht den Kredit Preußens als solchen, der unerschütterlich ist, sondern nur die durch die Konversion im Jahre 1897 hervorgerufene Unsicherheit in der Höhe des Zinsgenusses gemeint haben. Auch so halte ich die damaligen Ausführungen des jetzigen Herrn Finanzministers für angreifbar, aber wie dem auch sei, auf alle Fälle ist nunmehr durch die vorstehenden Berechnungen des Herrn W. Mahlberg den Klagen über den niedrigen Kurs unserer Anleihen all' und jeder Boden entzogen. Der Anleihekurs kann nicht getrennt werden von dem landesüblichen Zinssatz; dieser prägt sich, zwar nicht in jedem Moment, aber auf die Dauer aus in dem Bank- und Privatdiskont. Da dieser erheblich höher ist, als in Frankreich und England, so müssen notwendig auch unsere Anleihen höher verzinst, d. h. der Kurs muß niedriger werden. Wer darin etwas ändern will, muß nach Mitteln suchen, den allgemeinen Zinsfuß in Deutschland und den Diskont zu erniedrigen. Am Anleihekurs herumzudoktern ist umsomehr zu widerraten, als uns Mahlberg die überraschende Tatsache enthüllt hat, daß im Verhältnis zum landesüblichen Zinssatz unsere Anleihen sogar erheblich besser stehen als in England und Frankreich. Nur auf Kosten aller anderen Kapitalsucher, also auf Kosten der wirtschaftlichen Prosperität des Landes könnte der Staat eine noch weitere Erhöhung seines nach diesem Maßstab schon hohen Kurses durchsetzen.

So unangenehm es dem Fiskus ist, sich sein Geld nicht billiger verschaffen zu können, so ist auch nicht außer Auge zu lassen, daß die deutschen Rentenbesitzer einen gewissen moralischen Anspruch auf etwas höhere Zinsen haben, als in anderen Kulturländern. Man bedenke, welche ungeheure Massen von Anleihen, die in Frankreich, England und Amerika als Dividendenpapiere umlaufen, also im ganzen und großen höhere Erträge abwerfen als die Renten, bei uns Rentenpapiere sind. Nicht bloß die vielen Milliarden Staats-

wie bisher zu machen, der Begebungskurs stellt sich höher und damit die effektive Verzinsung niedriger, etwa statt bisher durchschnittlich $3^{3}/_{4}$ % nur noch $3^{1}/_{2}$ %. Die Gesamtsumme der zu $3^{3}/_{4}$ % verzinslichen Anleihen erfährt dadurch eine Verminderung, diejenigen, die sich auf so hohen Zinsgenuß bei bester Sicherheit kapriziert haben, finden ein Vakuum und müssen, wenn sie nicht in puncto Sicherheit der Anlage Zugeständnisse machen wollen, sich mit etwas geringerem Zinse begnügen und auf die benachbarte Anlagekategorie übergreifen. Hier erhöhen sie das Kapitalangebot, in der Folge den Kurs und senken auch hier den effektiven Zins. Der Vorgang pflanze sich dann auf der ganzen Skala der Kapitalsanlagen fort, der landesübliche Zins werde „per Saldo" ermäßigt.

Es ist dies eine ähnliche Täuschung, wie sie die Wasserwelle hervorruft, die auch scheinbar zum Ufer rollt, während in Wirklichkeit es nur Wellen sind, die sich fortpflanzen, nicht fortbewegen; die erste Welle gab nur den Anstoß. Lansburgh vergißt nämlich zu sagen, wo denn diejenigen Kreditnehmer, die bisher den Platz bei Sparkassen, Hypothekenbanken und dergleichen einnahmen, bleiben sollen. Wenn deren Kreditbedarf durch dasselbe Gesetz, durch irgendwie und irgendwo hergeholte Kapitalien gedeckt werden könnte, möchte wohl der Zweck erreicht werden. So aber wird das einzige faßbare Resultate darin bestehen, daß die Kreise, die bisher bei Sparkassen und Hypothekenbanken ihren Kreditbedarf deckten, zu höherem Zins sich anderweitig versorgen müßten, so daß also wieder einmal die Unrichtigen zur Linderung der Reichsfinanznot herangezogen würden. Dazu tritt die bereits früher ausgeführte Benachteiligung der Renteninhaber selbst, so daß sich die Aktion zur Hebung des Anleihekurses darstellt als eine neue Steuer auf „positives und negatives" Vermögen, deren innere Berechtigung nicht leicht nachzuweisen ist.

Nachwort des Herausgebers.

Da ich bei der Gelegenheit der Ernennung des neuen Finanzministers (in unserem Augustheft) mich auch selber über die jetzt so viel behandelte Frage des niederen Kurses unserer Anleihen ausgesprochen habe, so sei es mir nun gestattet, den durchschlagenden Feststellungen des vorstehenden Aufsatzes noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Ich habe schon damals vor allem die Vorstellung bekämpft, als ob der niedere Stand unserer An-

leihen schlechtweg als ein Nachteil anzusehen sei: im Gegenteil, in erster Linie sei es ein Symptom der wunderbaren Prosperität unserer Volkswirtschaft, die es ermögliche in durchaus solider Weise hohe Erträge zu erzielen — weshalb dann naturgemäß fest verzinsliche Anlagen nur bei einem etwas höheren Zinssatz als anderswo unterzubringen seien. Ich habe deshalb Herrn Dr. Lentze einen Vorwurf daraus gemacht, daß er als Mitglied des Herrenhauses in dem niedrigen Kurse ein Symptom für den ungenügenden Kredit Preußens habe sehen wollen. Ich möchte diesen Vorwurf nachträglich etwas einschränken. Der Herr Finanzminister dürfte nicht den Kredit Preußens als solchen, der unerschütterlich ist, sondern nur die durch die Konversion im Jahre 1897 hervorgerufene Unsicherheit in der Höhe des Zinsgenusses gemeint haben. Auch so halte ich die damaligen Ausführungen des jetzigen Herrn Finanzministers für angreifbar, aber wie dem auch sei, auf alle Fälle ist nunmehr durch die vorstehenden Berechnungen des Herrn W. Mahlberg den Klagen über den niedrigen Kurs unserer Anleihen all' und jeder Boden entzogen. Der Anleihekurs kann nicht getrennt werden von dem landesüblichen Zinssatz; dieser prägt sich, zwar nicht in jedem Moment, aber auf die Dauer aus in dem Bank- und Privatdiskont. Da dieser erheblich höher ist, als in Frankreich und England, so müssen notwendig auch unsere Anleihen höher verzinst, d. h. der Kurs muß niedriger werden. Wer darin etwas ändern will, muß nach Mitteln suchen, den allgemeinen Zinsfuß in Deutschland und den Diskont zu erniedrigen. Am Anleihekurs herumzudoktern ist umsomehr zu widerraten, als uns Mahlberg die überraschende Tatsache enthüllt hat, daß im Verhältnis zum landesüblichen Zinssatz unsere Anleihen sogar erheblich besser stehen als in England und Frankreich. Nur auf Kosten aller anderen Kapitalsucher, also auf Kosten der wirtschaftlichen Prosperität des Landes könnte der Staat eine noch weitere Erhöhung seines nach diesem Maßstab schon hohen Kurses durchsetzen.

So unangenehm es dem Fiskus ist, sich sein Geld nicht billiger verschaffen zu können, so ist auch nicht außer Auge zu lassen, daß die deutschen Rentenbesitzer einen gewissen moralischen Anspruch auf etwas höhere Zinsen haben, als in anderen Kulturländern. Man bedenke, welche ungeheure Massen von Anleihen, die in Frankreich, England und Amerika als Dividendenpapiere umlaufen, also im ganzen und großen höhere Erträge abwerfen als die Renten, bei uns Rentenpapiere sind. Nicht bloß die vielen Milliarden Staats-

papiere, für die bei uns die Eisenbahnen erworben oder gebaut sind, laufen in anderen Ländern als Aktien um, sondern auch die gewaltigen Summen, die Provinzen, Kreise und Kommunen für Klein- und Straßenbahnen, Gasanstalten, Markthallen, Elektrizitätsanlagen aufgenommen haben, sind anderswo von Privatunternehmern ausgegebene Dividendenpapiere. Die ungeheuren Ueberschüsse, die Preußen aus seinem Eisenbahnbesitz zieht, würden als Dividenden dem Publikum zugutekommen, wenn wir das Privatbahnsystem beibehalten hätten. Ganz natürlich also, daß das Publikum, das sich jetzt mit den geringen Staatsrenten zufrieden geben muß, stets auf der Suche nach guten Dividendenpapieren ist und deshalb den Kurs der Staatsanleihen drückt — nachdem ich die Mahlbergschen Ausführungen gelesen habe, möchte ich eigentlich sagen: erstaunlich, daß es nicht in noch viel höherem Maße geschieht. Unsere Finanzverwaltung sollte dafür Sorge tragen, daß diese Tatsachen an den Geldmärkten der ganzen Welt bekannt werden. Nichts zeigt besser, wie überaus solide das deutsche Wirtschaftsleben, wie fest fundiert der Staatskredit bei uns ist.

Delbrück.

Ueber künstlerisches Sein und Werden.

Von

Dr. G. Zeller.

In einem Märchen Andersens wird erzählt, wie eine kleine Seejungfrau, in der Hoffnung, die Liebe eines Prinzen und durch diese Liebe eine unsterbliche Seele zu gewinnen, sich von einer Hexe einen Zaubertrank geben läßt, der ihr menschliche Gestalt verleiht; aber bei jedem Schritt, den sie von nun an tut, ist es ihr, als träte sie auf spitze Nadeln und Messer. „Doch das ertrug sie gern; an des Prinzen Hand schritt sie so leicht einher wie eine Seifenblase, und er, sowie alle, wunderten sich über ihren lieblichen schwebenden Gang."

Was hier der Märchendichter von der kleinen Seejungfrau erzählt, das gilt von jedem Emporstreben in eine höhere geistige Lebenssphäre. Vor allem aber gilt es für das Reich des Schönen, das Reich der Kunst. Wer dort heimisch wird, für den steigern sich Seligkeiten und Schmerzen in ungeahnter Weise. Mit der Verfeinerung der Organe für das Schöne eröffnet sich auf der einen Seite eine Quelle sich stets erneuernder und vertiefender Glücksgefühle. Auf der andern jedoch verfeinert und verschärft sich auch das Schmerzgefühl. Das Leben erfordert robuste Naturen, Kraft des Wollens und Handelns, die Kunst dagegen in erster Linie höchste Feinheit des Empfindens. Das Element, in dem der Künstler lebt und webt, ist die Kunst. Tritt er, der soeben, dem Irdischen entrückt, des Himmels Harmonie gelauscht, ins Leben zurück, so erwarten ihn dort tausenderlei Schmerzen, die andere kaum berühren. Wer Auge und Ohr für das Schöne hat, dem tut auch das Häßliche weh. Jede Unfeinheit des Empfindens, die andern kaum zum Bewußtsein kommt, verwundet seine zart abgestimmte Seele. So besteht zwischen der Sphäre des schönen

Scheins und der rauhen Wirklichkeit eine schmerzliche [illegible] Spannung. Nicht jeder Jünger der Kunst ist bereit, [illegible] zu nehmen, diese Spannung zu ertragen. Der Romantiker [illegible] seine holde Traumwelt zurück. Er flieht den Lärm und Streit [illegible] um, wie er meint, ganz seiner Kunst leben zu können. [illegible] ist damit nur halb gedient. Wohl läßt es sich in [illegible] am Busen der Natur schöner und süßer träumen [illegible] Leben uns in seine Fluten, die Zeit uns in ihren [illegible] Aber es fehlt auch die kraftgebende, immer wieder [illegible] rührung mit dem Leben, und ohne diese erstarren und [illegible] sich schließlich die Gebilde der Kunst, wie dies ja auch [illegible] der Romantik zur Genüge zeigt. Es bleibt nichts [illegible] als die Spannung zwischen Ideal und Leben, zwischen [illegible] Wirklichkeit, mag sie noch so unbequem und [illegible] sein, zu ertragen und zu überwinden. Und den [illegible] ist dies auch stets, jedem auf seine Art, gelungen. [illegible] im Leben und ertrugen tapfer die [illegible] ihnen brachte. Der Künstler (das Wort immer [illegible] den Dichter umfassenden Sinn gemeint) besitzt [illegible] andern versagt sind, er, „der vom Himmel [illegible] begabt ist, der einen sich immer selbst [illegible] Busen bewahrt“. Gerade die schmerzlichsten [illegible] Leben treibt den Künstler immer wieder dazu, [illegible] tragische Leben durch seine Kunst zu verklären [illegible] Sie ist ihm die Quelle vieler Leiden, [illegible] Heilmittel gegen die Wunden, [illegible] schlägt. So bewegt sich ein Künstlerleben, [illegible] andern der Fall ist, in einem [illegible] und [illegible], einem Kreislauf, [illegible] schlummernde Kräfte [illegible] Entfaltung zu treiben.

[illegible]

[illegible]

auszeichnet, zu verfolgen. Schon im Kindesalter, wo andere Seelenkräfte noch schlummern, ist sie wirksam, ja, hier äußert sie sich mit einer Ursprünglichkeit und Lebendigkeit wie kaum mehr im späteren Leben. Die Kindheit bedeutet daher für den Künstler mehr als für den Mann der Wissenschaft oder des öffentlichen Lebens. Ihre Eindrücke begleiten ihn bis auf die Höhe seines Schaffens. Kindheitseindrücke bilden wichtige Bausteine für manche Schöpfung des reifen Mannesalters. In Wilhelm Meisters theatralischer Sendung, der neuaufgefundenen Urform der Lehrjahre, im Maler Nolten, im grünen Heinrich ist ihr zarter Hauch zu spüren, und in jedem dieser Werke sind gerade die Kindheitserlebnisse, das Walten kindlicher Phantasie mit besonderer Rührung und Liebe dargestellt. Von eigenartigem Reiz ist auch Hebbels Schilderung seiner Kindheit, die, nicht in der Form des Romans, sondern der der Lebensbeschreibung gehalten, ein getreues, beinahe urkundliches Bild der Wirklichkeit entrollt. Es dürfte wenige Kindheitsschilderungen geben, wo die ersten Regungen kindlichen Phantasielebens so fein nachempfunden und so naturwahr wiedergegeben wären. Wie lebendig malt der Dichter die Schreckbilder, die den Knaben nachts vor dem Einschlafen heimsuchten. „Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengesichter hervor, und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren, wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein.“

Von packender Lebendigkeit ist ferner die Beschreibung jenes furchtbaren Traumes, der sieben Nächte hintereinander wiederkehrte und diese Woche zur entsetzlichsten seiner Kindheit machte: wie ein Seil zwischen Himmel und Erde ausgespannt war und der Knabe daran in Schwindel erregender Eile hinauf- und hinunterflog; „jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloß die Augen: jetzt war ich dem Boden wieder so nah, daß ich den gelben Sand, sowie die kleinen roten und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußspitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich herauswerfen, aber das kostete doch einen Entschluß, und bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe, und mir blieb nichts übrig, als abermals ins Seil zu greifen, um nur nicht zu stürzen und zerschmettert zu werden.“

Aber auch bei Tage spiegelt ihm seine lebhafte Einbildungskraft allerlei Schreckbilder vor. So hält er das eine Mal einen Nuß-

knacker, als dieser den Rachen öffnet und seine grimmigen weißen Zähne zeigt, für ein lebendiges Wesen unheimlicher Art und läuft schreiend nach Hause, wobei er nicht einmal soviel Besinnung oder Mut hat, den Unhold von sich zu werfen. Ein anderes Mal ist es der Anblick eines häßlichen, verwachsenen Menschen, der ihm Entsetzen einflößt: „ein kleiner bucklichter Schneider, an dessen dreieckigem, leichenblassem Gesicht freilich unmäßig lange Ohren saßen, die noch obendrein hochrot und durchsichtig waren, konnte nicht vorbeigehen, ohne daß ich schreiend ins Haus lief."

Bezeichnend für die Lebhaftigkeit, mit der sich der Knabe alles ausmalte, ist u. a. sein Ekel vor Knochen, die er wegschaffte, wo er nur konnte; „ja ich merzte später in Susannas Schule", erzählt der Dichter, „das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den ekeln Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, so viel und mehr, wie andern die Rose selbst, und Wörter, wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne, versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allem gerne laut buchstabierte und mich jedesmal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf."

Außer der Schönheit der Natur wirkte auch schon diejenige der Dichtung auf den empfänglichen Knaben, ohne daß ihn irgend jemand aus seiner Umgebung darauf hingewiesen hätte. „Deutlich erinnere ich mich . . .", schreibt Hebbel, „noch der Stunde, in welcher ich die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum erstenmal ahnte. Ich mußte meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuch den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhard, worin der schöne Vers:

„Die goldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal"

vorkommt. Dies Lied, vorzüglich aber dieser Vers, ergriff mich gewaltig; ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiß zehnmal."

So schildert uns Hebbel mit lebhaften Farben das rege Phantasieleben des Kindes, seine Wahngebilde und Träume, sein lebendiges Erfassen der äußeren Wirklichkeit, seine feine Empfindung für die

Schönheit der Natur, ja sogar schon für das Dichterische. Vergleicht man seine Darstellung mit einzelnen modernen, mehr novellistisch gehaltenen Kindheitsschilderungen, so fällt einem auf der einen Seite die große, bis zum Greifen lebendige Gegenständlichkeit alles Dargestellten, selbst seiner Träume und Schreckbilder auf, auf der anderen Seite aber empfindet man doch auch einen gewissen Mangel, der vielleicht nur die Kehrseite des genannten Vorzugs ist.

Jenes wogende Hin und Her der Stimmungen, für das die Sprache keine bestimmten Laute findet und das sich doch, namentlich im Kindesalter, so mächtig geltend macht, kommt in Hebbels plastischer Darstellung nicht so ganz zu seinem Recht. Man vergleiche damit etwa Hermann Hesses Novelle „Aus Kinderzeiten". Da findet sich in der Tat jenes Stimmungselement und hüllt, wie ein zarter Flor, wie ein weicher Schleier, alle Dinge ein. Jeder Wechsel im Aussehen der Natur, das „zärtlich drängende Werdefieber" des Frühlings, das trübe Halbdunkel der Nacht, wo alles dumpf und verwischt und traurig ist, große Wolken über den Himmel stöhnen und die bläulich schwarzen Berge mitzufluten scheinen, ruft seltsam ahnungsvolle Klänge in der Seele des Kindes wach. In die kleinsten Gegenstände der Natur fühlt sich das Kind wunderbar innig hinein und durchdringt sie mit seinem eigenartigen Empfinden, dessen zarter Hauch in späteren Jahren nur auf Augenblicke wiederkehrt: „. . . . wer will die Erlebnisse, Erregungen und Freuden zählen, die ein Kind zwischen einem Stundenschlag und dem andern an Steinen, Pflanzen, Vögeln, Lüften, Farben und Schatten findet und sogleich wieder vergißt und doch mit hinübernimmt in die Schicksale und Veränderungen der Jahre? Eine besondere Färbung der Luft am Horizont, ein winziges Geräusch in Haus oder Garten oder Wald, der Anblick eines Schmetterlings oder irgend ein flüchtig herwehender Geruch rührt oft für Augenblicke ganze Wolken von Erinnerungen an jene frühen Zeiten in mir auf. Sie sind nicht klar und einzeln erkennbar, aber sie tragen alle denselben köstlichen Duft von damals, da zwischen mir und jedem Stein und Vogel und Bach ein inniges Leben und Verbundensein vorhanden war, dessen Reste ich eifersüchtig zu bewahren bemüht bin."

Das Phantasieleben des Kindes ist also so reich, daß selbst der Erwachsene sich darnach zurücksehnt als nach etwas unvergleichlich Herrlichem. In der Tat bleibt für die spätere Entwicklung nicht mehr viel wesentlich Neues. Es ist hier, abgesehen von der gestaltenden Phantasietätigkeit, der Kunst, deren eingehendere Be-

sprechung hier zu weit führen würde, namentlich ein Punkt zu erwähnen, nämlich die Auseinandersetzung der Phantasie mit dem Leben.

Daß diese vielfach feindlicher Art ist, ist nicht zu leugnen, aber man muß sich doch hüten, allzusehr die düstere Seite hervorzukehren. Häufig wird der Künstler als ein unglückselig veranlagter und überall verkannter Mensch, als ein Märtyrer des Lebens hingestellt. Das mag im einzelnen Fall ja zutreffen, im ganzen aber liegt die Sache doch ziemlich anders. Sein Leben ist in vielfacher Hinsicht glücklicher und reicher als das anderer Menschen. Es fehlt ihm nicht an wertvollen geistigen Beziehungen aller Art. Ein Uhland, ein Mörike, ein Schubert bilden, noch ehe ihre Kunst ihnen die Anerkennung der Welt verschaffte, den gefeierten Mittelpunkt eines Freundeskreises, und durch ihr ganzes Leben begleitet sie innige Freundschaft. Und wie verklärt nicht die Liebe das Leben eines Goethe, selbst das des menschenscheuen und äußerlich so wenig anziehenden Beethoven!

Aber auch da, wo Freundschaft und Liebe den Künstler allein lassen, ist er nicht völlig einsam. Sind ihm doch Kunst und Natur erschlossen und vertrauen ihm ihre Schönheiten und Geheimnisse wie keinem anderen. Da darf er sich denn nicht beklagen, wenn ihm das Leben auch Kämpfe und Leiden auferlegt, die anderen erspart bleiben.

Es kann ja nicht anders sein, als daß ein hochgesteigertes Phantasieleben zu allerlei Konflikten mit den Realitäten des Lebens führt, wenn nicht andere Kräfte, wie Wille und Verstand, dem Ueberwuchern der Phantasie entgegenwirken. Nur allzu leicht lenkt sie Urteilen und Handeln des Menschen in falsche Bahnen. Bald spiegelt sie ihm, wo tote Wüste starrt, eine reizende Fata Morgana vor, bald lockt sie ihn als tückisches Irrlicht in den Sumpf der Sünde und des Verderbens, bald legt sie sich als unheimlicher Alp lähmend auf seine Tatkraft und hemmt sein Wollen und Handeln. Einem Lear täuscht sie ein völlig verkehrtes Bild der tatsächlichen Verhältnisse vor, ein Irrtum, für den er nun durch ein Meer von Jammer büßen muß. Einen Willensmenschen wie Macbeth reizt sie durch trügerische Vorspiegelungen zum Verbrechen. Und einem Hamlet, der durch ein übermächtiges Schicksal vor eine furchtbare Aufgabe gestellt ist, raubt sie die Kraft zum Handeln, indem sie Zweifel und lähmende Gewissensbedenken in ihm weckt. Diese verderblichen Wirkungen der Phantasie hat der Dichter gewiß an sich selbst erfahren. Es sind zum Teil eigene Leiden, die er uns in so erschütternder Weise vor Augen führt, so wie auch Goethe im

Werther und im Tasso uns einen Blick in die wilden Kämpfe, die in seiner eigenen Brust tobten, tun läßt.

Bei Goethe wiederholt sich immer wieder die Erscheinung, daß er eine geliebte Person aus dem reichen Schatz seiner Phantasie heraus aufs herrlichste ausstattet und diesem Phantasiebild dann sein ganzes Herz zu Füßen legt. Aber nur zu bald kommt es ihm zum Bewußtsein, welcher Täuschung er zum Opfer gefallen ist, und nun treibt es ihn, seine Schuld zu beichten und sich sein Leid von der Seele zu schreiben. Und das Mittel, durch das er sich von dem auf ihm lastenden Druck befreit, ist für ihn die Kunst.

Dadurch aber, daß es dem Künstler gelingt, sein persönliches Geschick in die Sphäre der Kunst emporzuheben, überschreitet er zugleich die Schranken rein selbstischen Daseins. Er schafft Werte, die über den engen Kreis seines Einzellebens weit hinausreichen, und, indem er die Welt reicher zurückläßt als er sie angetroffen, gehört er in die Reihe derer, welches jenes höhere Leben der Menschheit mitleben, woran teilzunehmen das höchste dem Menschen beschiedene Glück ausmacht.

In Wehr und Waffen.

Von

Hans Delbrück.

Selig ist das Land und die Stadt
So bei Friedenszeiten den Krieg betracht.
Alter deutscher Spruch.

Die moderne Kultur beruht auf den großen Nationalstaaten und diese beruhen auf den stehenden Heeren. Sie sind nicht nur geschichtlich entstanden und geschaffen worden vermöge der stehenden Heere, sondern sie erhalten sich auch durch diese. Die Abschaffung der stehenden Heere würde binnen Kurzem den allgemeinen Krieg, die Anarchie, den Zusammenbruch des wirtschaftlichen Wohlstandes und den Untergang unserer Kultur herbeiführen. Im ferneren und näheren Osten, in Indien und Aegypten, in der Türkei und in Rußland würde der Krieg beginnen, sich fortpflanzen nach Oesterreich, emporflammen im Elsaß, und binnen Kurzem, wie vor hundert Jahren, alle Völker in seinen Strudel hineinziehen. Es gibt kein wahreres Wort, als daß der Friede, dessen wir uns jetzt schon alle so lange erfreuen und den wir allem Anschein nach noch länger genießen werden, erhalten wird durch die starken allseitigen Rüstungen, und der Segen unserer Zeit ist, daß eben die Stärke dieser Rüstungen die wirkliche Anwendung der Gewalt überflüssig macht und ein Gleichgewicht erhält unter den Mächten, das es erlaubt, die Weltverhältnisse ohne Blutvergießen zu regulieren und das Nebeneinanderstehen vieler selbständiger, eigenartiger Völker großer und kleiner dauernd zu erhalten. Der ehedem fast ununterbrochen tobende, von Blut und Tränen strömende Krieg wird ersetzt durch das Wettrüsten, den „trockenen" Krieg, der uns an Grausamkeiten ebensoviel spart wie an Wirtschaftsgütern. Reißend steigt der allgemeine Wohlstand und der Prozentsatz, der von diesem Wohlstand zu

Rüstungs- und Kriegszwecken verwandt wird, wird immer geringer. Der wichtigste Teil des Webstuhls ist und bleibt dabei die Kanone und der unentbehrlichste Träger der Kultur ist und bleibt der Soldat, der den Frieden schafft. Nicht nur die äußere Rüstung aber gilt es aufrecht zu erhalten, sondern vor allem die innere, die moralischen Kräfte, den kriegerischen Sinn, ohne den auch die besten und vollkommensten Waffen nichts nützen. Kriegerischer Sinn bedeutet nicht Lust am Blutvergießen und Begehr nach der furchtbaren Kriegshandlung um ihrer selbst willen; er braucht und soll heute nur bedeuten die Bereitwilligkeit und Festigkeit des Willens, den Kampf mit allen seinen Leiden auf sich zu nehmen, wenn er notwendig geworden ist. So wie es der sittliche Begriff der Menschheit erfordert, daß die Ueberzeugungstreue nicht schwächer werde, weil sie nicht mehr die äußerste Probe der Marter, des Kreuzes und des Scheiterhaufens zu bestehen hat, so soll uns auch vom kriegerischen Sinn nichts verloren gehen, weil wir in einer Friedenszeit leben und sie zu erhalten wünschen. Die überhandnehmende pazifistische Bewegung führt in dieser Richtung Gefahren herauf für die geistige Gesundheit unseres Volkes, denen es nottut entgegenzutreten. Diesem Zwecke beabsichtigt auch das Werk zu dienen, dem ich die Ueberschrift entnommen habe: „In Wehr und Waffen", herausgegeben von den Generalleutnants v. Caemmerer und v. Ardenne, das in anschaulicher Weise die innere Struktur des ungeheuren Organismus unseres Wehrwesens vor Augen führt und dadurch die überlieferte Freude am Waffenwerk in unserem Volke weiter nähren und lebendig erhalten will. Glänzend ausgestattet und reich mit Bildschmuck versehen, erscheint das Buch höchst geeignet, alten wie zukünftigen Soldaten und allen, denen die stolze Geschichte unserer Armee wie ihre kraftvolle Erscheinung in der Gegenwart Freude des Herzens wie die sichere Gewähr für unsere nationale Zukunft ist, ein wertvoller Hausschatz zu sein, zur Erinnerung, zur Belehrung, zur Anfeuerung für die Zukunft.

Ich selber habe zu dem Buche eine historische Einleitung beigesteuert, die dem gegebenen Thema gemäß zu einem Ueberblick über alle meine wissenschaftlichen Untersuchungen zur Geschichte des deutschen Kriegswesens und Kriegertums geworden ist. Manches davon ist den Lesern der Preußischen Jahrbücher in diesem oder jenem Zusammenhang bereits vorgeführt worden. Das Ganze hat aber doch so weit eine eigenartige Gestalt gewonnen, daß ich glaube, es auch hier zum Abdruck mit einigen kleinen Erweiterungen und

Verbesserungen bringen zu sollen, um damit zugleich das Gesamtwerk bei unseren Lesern einzuführen und weitere Kreise darauf aufmerksam zu machen. Die sonstigen Mitarbeiter sind neben den Herausgebern: Freiherr v. Dinklage-Campe, Generalleutnant z. D.; v. Ditfurth, Generalmajor z. D. und Mitglied des Abgeordnetenhauses; Frobenius, Oberstleutnant a. D; v. Heydebreck, Major im Generalstab (inzwischen leider verstorben); v. Kleist, Hauptmann a. D.; Körting, Generalarzt z. D.; Freiherr v. Manteuffel, Generalleutnant und Direktor der Kriegsakademie; v. Pfaff, General der Infanterie z. D.; Rohne, Generalleutnant z. D.; v. Schönberg, Korvettenkapitän im Reichsmarineamt; Schwabe, Major a. D.

Das Werk erscheint in 48 Lieferungen, 480 Seiten Text in Großquart mit etwa 500 Abbildungen und 49 Kunstbeilagen. Preis jeder Lieferung 50 Pf. Union deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Meiner Einleitung möchte ich den Titel geben:

Von Armin bis Scharnhorst.

In der ältesten Zeit fällt das, was wir heute als Wehrverfassung und bürgerliche Verfassung unterscheiden, in eins zusammen. Jeder Mann ist ein Krieger. Die Kriegerschaft wird geführt und kommandiert von den Persönlichkeiten, die auch im Gericht vorsitzen und die wirtschaftlichen Angelegenheiten leiten. Die Germanen waren zu der Zeit, wo sie in die Weltgeschichte eintreten, zwar nicht mehr Nomaden, hafteten aber doch erst recht locker am Boden; sie trieben Ackerbau, lebten aber doch noch vorwiegend von dem Ertrage ihrer Herden, Milch und Käse, dazu von Jagd und Fischfang. In dieser Art kann ein Land nur eine sehr dünne Bevölkerung ernähren; in Germanien, das damals westwärts bis an den Rhein, südlich bis an den Main reichte, muß die Bevölkerung um so dünner gewesen sein, als das Land nach den Berichten der Römer zum großen Teil von Wäldern und Sümpfen erfüllt war. Die Dörfer, von denen uns ausdrücklich berichtet wird, daß sie sehr groß gewesen seien, bedurften also eines außerordentlich großen Bezirks, und man verlegte, wie uns die Römer berichten, das Dorf oft von einer Stelle des Gaues an eine andere; Privateigentum an Acker gab es also noch nicht. Städte gab es auch noch nicht. Das Wirtschaftsleben hatte eine agrarkommunistische Grundlage, und die Menschen blieben in dem Verbande, in dem sie geboren waren. Das

Dorf wird deshalb auch Geschlecht genannt oder auch Hundertschaft, weil es um die hundert Familien oder Krieger zählt. Der Vorsteher heißt der Altermann oder der Hunno (Hundertschaftsmann).

Eine Gruppe von vielleicht dreißig bis hundert solchen Gauen oder Geschlechtern bildete eine Völkerschaft, wie die Cherusker, Chatten, Sugambrer, die ein Gebiet von etwa hundert Quadratmeilen einnahm. An der Spitze einer solchen Völkerschaft standen einige von der allgemeinen Volksversammlung gewählte Fürsten, die, durch die Gaue reisend, das Gericht hielten und von denen einer als Herzog im Felde das Kommando hatte. Diese Fürsten wurden zwar frei gewählt, aber wie wir schon annehmen dürfen, daß bei der Wahl der Hunni in den Gauen häufig der Sohn dem Vater folgte und sich dadurch Familien bildeten, die an Ansehen und Wohlstand über den andern hervorragten, so beschränkte sich die Wahl der Fürsten noch mehr, fast ausschließlich, auf die Mitglieder von Familien, die schon ehedem vermöge dieser Aemter soviel Ansehen und Reichtum gewonnen, daß sie weit über der Menge hervorragten. Es sind die Edlen, von denen sich das Volk erzählte, daß sie von den Göttern stammten. Kriegsgefangene ließen sie als Hörige für sich arbeiten (es gab ja Acker genug), so daß sie einen großen Haushalt führen konnten. Dieser Haushalt ernährte vor allem ihr Gefolge. Jeder Fürst hatte eine Anzahl Krieger um sich, die sich ihm zu unbedingter persönlicher Treue verpflichteten. Wenn er durch die Gaue zog, begleiteten sie ihn und gaben seinem Auftreten und seinem Wort Autorität und Nachdruck. Wenn es in die Schlacht ging, umgaben sie ihn, kämpften für ihn, und es wäre schimpflich gewesen für einen Gefolgsmann, lebend zurückzukehren aus einem Gefecht, in dem sein Fürst gefallen war. Dies Institut der Gefolgschaft ist nicht nur den Germanen eigentümlich; wir finden es auch bei Slawen und Japanern. Aber den Griechen und Römern ist es fremd, und der Geist der Gefolgschaft, in dem sich der Begriff des Dienstes mit der Freiheit, der Treue mit der Ehre verbindet, ist es, den die Germanen der untergehenden alten Welt zugeführt haben, und der von da an eines der stärksten Elemente der Weltgeschichte geworden ist. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß der Grundbegriff unseres heutigen Offizierkorps mit seinem persönlichen Ehrbegriff und der dem Kriegsherrn angelobten Treue durchaus derselbe ist wie der der Gefolgschaft, die einst einen Fürsten wie etwa Arminius umgab, und man kann die Geschichte des deutschen Heerwesens einfassen wie in einen Ring, denn nach mannigfachen Abwandlungen sind wir im

neunzehnten Jahrhundert wieder angelangt bei den beiden Ur- und Grundinstitutionen, der allgemeinen Wehrpflicht des ganzen Volkes und einem spezifischen Kriegertum in der persönlichen Treuverpflichtung zum Kriegsherrn, dem Offizierkorps.

Die urgermanische Wehrverfassung, wie wir sie eben skizziert haben, war von einer ungemeinen kriegerischen Stärke. So wenige die Germanen ihrer Seelenzahl nach waren, so war doch ihre Kriegerzahl erheblich, denn vom vierzehnten Jahr an bis in das höchste Alter war jedermann so kriegspflichtig wie kriegsfähig und kriegslustig. Die Ackerarbeit, sagt uns Tacitus, überlassen sie den Frauen, den Invaliden und den Knechten; sie erwerben lieber durch Blut als durch Schweiß. Sie hatten keine eigentliche Disziplin, aber der natürliche sozialwirtschaftliche Zusammenhang jedes Geschlechts, die Führung durch die Altermänner (majores natu), denen man im täglichen Leben zu gehorchen gewohnt war, und die von ihrem Gefolge umgebenen Fürsten, deren Tapferkeit man vertraute, ersetzte sie. Man focht sowohl in aufgelöster Ordnung als auch in geschlossenen tiefen Kolonnen, den Gevierthaufen oder Keilen, z. B. dreißig Mann breit, dreißig Mann tief, an deren Spitze sich die Fürsten und Altermänner stellten, sofern sie nicht bei der Reiterei waren, die noch eine besondere Stärke der Germanen bildete.

Das ungeheure römische Reich war nicht imstande, diese Barbaren zu überwältigen. Nicht, daß nicht an sich die fein durchgebildete römische Kohortentaktik und die römische Führung den oft nur mangelhaft bewaffneten Germanen überlegen gewesen wäre, aber es war für die Römer gar zu schwierig, sich in dem so wenig angebauten Germanien mit den genügenden Massen zu bewegen und sie zu verpflegen. Sie gaben deshalb schließlich die Unterwerfung dieser nach ihrer Meinung so unergiebigen und rauhen Landschaften auf, und über zwei Jahrhunderte blieben Römer und Germanen, indem jene sich durch einen Grenzwall, den Limes, gegen die Einbrüche der wilden Barbaren schützten, im Gleichgewicht.

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts lösten sich, aus Gründen, die wir hier nicht weiter verfolgen können, die disziplinierten römischen Legionen auf, und die Römer, die schon von je die Kraft der römischen Nationaltruppen, der Legionen, durch barbarische Söldner ergänzt hatten (so hatte Cäsar erst den Vercingetorix und dann den Pompejus besiegt mit Hilfe seiner germanischen Reiter), die Römer hatten jetzt für ihr weites Reich keine andere Wehrkraft als die Barbaren, die man in Sold nahm. Wohl warb man auch noch im eigenen

Reiche selbst oder verlangte von den Gemeinden und Grundbesitzern Rekrutenstellung, aber mit diesen eigenen Truppen war wenig zu machen: die natürliche, animalische Kriegskraft der wilden Barbaren setzte ein Aufgebot von römischen Bürgern und Bauern zu sehr in Schrecken, und die strenge Disziplin, vermöge deren man die alten Legionen kampffähig gemacht hatte auch gegen die Germanen, war, nachdem sie einmal geschwunden, nicht wieder herzustellen. Denn Disziplin ist ein Kunstprodukt, das nur in langer stetiger Arbeit mit den größten Anstrengungen und Opfern hergestellt und niemals improvisiert werden kann. Es kommt hinzu der wirtschaftliche Umschwung, der Rücksturz aus der Geldwirtschaft in die Naturalwirtschaft, der schon zur Auflösung der alten Legionen viel beigetragen hatte und große Heere nicht mehr zur Aufstellung kommen ließ, so daß also auch die Möglichkeit, die Barbaren etwa mit ungeheuer überlegenen Massen zu erdrücken, nicht mehr gegeben war.

Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts haben wir also ein römisches Reich mit germanischen Soldaten, und die Römer nahmen bald nicht bloß die Germanen als einzelne Reisläufer, sondern ganze Völkerschaften in ihren Sold. Denn bei den Germanen ist ja Völkerschaft und Heer dasselbe.

Es ist aber höchst gefährlich für ein Volk, wenn es seine Waffen nicht selber führt, sondern sie Anderen anvertraut. Nicht lange währte es, so wurden die Germanen sich dessen bewußt, daß sie im Dienste des römischen Reiches tatsächlich dessen Herren seien. Sie waren es um so mehr, als ja das römische Kaisertum keine legale Thronfolge hatte, und, wenn man sich beim Abscheiden eines Kaisers über seinen Nachfolger nicht einigte, sondern mehrere Prätendenten auftraten, die Waffen entscheiden mußten. Derjenige Kaiser also rettete sein Leben und gewann den Thron, der die meisten und tapfersten Barbaren in seinen Dienst nahm. Es waren schon nicht mehr Römer, sondern wesentlich Germanen, mit denen Constantin die Schlacht an der Milvischen Brücke gewann und die Einheit des Reiches wiederherstellte, und eben deshalb erkannte er die christliche Kirche an, schloß mit ihr ein Bündnis und erhob sie zur Staatskirche, weil das Kaisertum in der Macht der Kirche das innerrömische Fundament zu finden suchte, das ihm Legionen nicht mehr boten.

Die Völkerwanderung bedeutet, daß die germanischen Heerkönige, die auf diese Weise als römische Generale an der Spitze ihrer Völker zu tatsächlichen Herren vieler römischen Provinzen geworden waren, sich endlich auch rechtlich als ihre Herrscher proklamierten. Als

Kriegerstand legten sich die [illegible] und Ostgoten, [illegible] die Sueven, die Alanen, die Vandalen, die Heruler und [illegible] den westlichen Provinzen des römischen Reiches [illegible] ihre eigenen Reiche. Auf nicht mehr als acht bis [illegible] Krieger werden die größten dieser Stämme zu [illegible] während die römischen Provinzen, die sie sich [illegible] barbarischen Mißhandlungen unterwarfen, ihre Einwohner [illegible] Millionen zählten. Es ist von der höchsten [illegible] Verständnis alles Kriegswesens, sich dieses [illegible] machen. Es ist durchaus falsch, sich die römisch [illegible] Einbruch der Germanen als ein Vorgang [illegible] der Entvölkerung vorzustellen. Im Gegenteil, [illegible] länder waren blühend, reich und wohlbevölkert, [illegible] macht unkriegerisch, und all dieser unabsehbare Reichtum [illegible] Beute von wenigen tausend Barbaren, deren [illegible] fer war.

Die Existenz der neuen germanischen Reiche [illegible] Boden war aber doch nur eine sehr unsichere. [illegible] Hälfte des Reiches war gefallen, die östliche mit der [illegible] unermeßbaren Konstantinopel, bestand fort, und [illegible] einem großen Staatsmann [illegible] der einige Kraft gesammelt, wurde es [illegible] neue Kriegsheere ins Feld zu nehmen und mit ihnen [illegible] die Eingewanderten wieder zu überwinden. [illegible] und Narses an der Spitze von [illegible] anderen Barbaren besiegten die Vandalen in [illegible] in Italien, und Justinian war nicht [illegible]

[illegible]

Reich, zum Teil schon vorher, hatte sich die stärkste und wichtigste Erscheinung dieser Kulturwelt ihrer bemächtigt, die christliche Kirche. Wie wäre es möglich gewesen, daß die Goten neben den Basiliken dem Wodan ihre Pferdeopfer gebracht hätten? Theoderich der Große suchte künstlich Römertum und Gotentum auseinander zu halten; die Zwischenheiraten wurden verboten, die Goten waren zwar Christen, gehörten aber als Arianer einer anderen Kirchengemeinde an als die Römer. Als Theoderichs Tochter Amalasuntha ihren Sohn Athanarich schreiben und lesen lehren lassen wollte, traten die Großen vor sie hin und verbaten sich das; für einen Gotenkönig seien solche Künste nicht schicklich; ein Knabe, der den Stock des Schulmeisters fürchten gelernt habe, werde kein tapferer Krieger werden; Theoderich habe ein großes Reich gegründet, ohne sich je mit dergleichen Wissenschaft abgegeben zu haben. Es gibt wenig Anekdoten in der Weltgeschichte, in denen sich nicht nur Personen, sondern eine ganze Epoche und mehr als eine Epoche so drastisch charakterisieren. Die griechischen und römischen Heerführer und Generale waren die Aristokraten gewesen, die gleichzeitig die Träger der Bildung ihrer Zeit waren, jetzt treten an die Spitze des Staates und der Gesellschaft analphabete Helden; jahrhundertelang hatten wir Kaiser, die weder lesen noch schreiben konnten, und bis auf Vater Blücher und Vater Wrangel hat sich in weiten Kreisen die Vorstellung erhalten, daß Kriegertum durch Bildung mehr beschwert als gehoben werde.

Theoderich und die Goten aber wußten wohl, was sie taten, indem sie den römischen Schliff für sich ablehnten. Nur in ihrem Gotentum behaupteten sie auch ihr Kriegertum und damit ihre Herrschaft. Aber eine solche Behauptung des Gotentums innerhalb des Römertums war eine praktische Unmöglichkeit. Am besten können wir die Entwicklung, die sich aus dieser praktischen Unmöglichkeit ergibt, bei den Westgoten in Spanien verfolgen. Von diesem Volke ist uns eine Reihe von Gesetzen erhalten, und wir ersehen aus ihnen, wie anfänglich noch die alte Volksverfassung, wie sie sich auf der Wanderschaft gestaltet hat, herrscht und der Gote der Krieger ist. Allmählich aber verwischt sich die Grenze zwischen Römertum und Gotentum. Auch Römer, unter denen es natürlich noch immer einzelne brauchbare gab, erscheinen im Heer. Die Goten aber verlieren die kriegerischen Neigungen. Die schärfsten Strafen müssen demjenigen angedroht werden, der dem Aufgebot zum Heere nicht folgt. Zweihundert Prügel, Kahlscheren, Vermögenskonfiskation,

Verknechtung. Wer Krankheit als Entschuldigungsgrund angibt, muß ein Zeugnis des Bischofs beibringen, das die Krankheit bescheinigt. Die Hauptfrage aber ist, wer denn nun eigentlich dem Aufgebot folgen soll, und auf diese Frage geben die Gesetze keine greifbare Antwort. Bald scheint es, als ob das ganze Volk, die gesamten Männer marschieren sollten; das gäbe also unabsehbare und ebenso kriegsunbrauchbare Massen. Bald scheint es, als ob blos die Grundbesitzer verpflichtet sind; auch das gäbe noch, wenn man die mehr oder weniger abhängigen Bauern einbegreift, ungeheure und ebenso unbrauchbare Massen. Dann wieder scheint es, als ob man nur Großgrundbesitzer im Auge hat — aber wer bürgt dafür, daß der Großgrundbesitzer ein kriegstüchtiger und kriegslustiger Mann ist? Dann ist wieder die Rede davon, daß die Großgrundbesitzer auch ihre Knechte oder aber den zehnten Teil ihrer Knechte gut bewaffnet mitbringen sollen. An dieser Stelle wird in der Tat der Rest von Kriegertum, der sich im spanischen Westgotenreich hielt, zu suchen sein. Die eingewanderten Goten hatten sich in einen Stand von Großgrundbesitzern verwandelt, in dem sich, auch indem er sich romanisierte und römische Elemente in sich aufnahm, ein gewisser kriegerischer Standesgeist erhielt Durch reisige Knechte, die sich jeder von diesen Großgrundbesitzern mehr oder weniger hielt, suchten sie sich zu verstärken. Wieviel ist aber mit einer derartigen Kriegsverfassung zu machen? Die Tatsachen haben diese Frage beantwortet. Nachdem die Jünger Muhameds, die Araber, ganz Nordafrika eingenommen hatten, setzten sie auch nach Spanien über, und die einzige Schlacht bei Xeres de la Frontera (711) genügte, ihnen das ganze Reich bis auf einige Reste in den nordwestlichen Gebirgen zu Füßen zu legen.

Um dieselbe Zeit erschienen die Araber auch vor Konstantinopel: sie nahmen italienische Küstenstädte und bald auch Sizilien: sie gingen über die Pyrenäen und kamen bis an die Loire; am Rhein aber begann bereits wieder das Heidentum. Die christliche und die christlich-germanische Welt bestand sozusagen nur noch in einem Grenzstreifen; noch ein Sieg, dann hätte der Islam auch Gallien inne gehabt und dann hätte ihm schließlich Italien und Konstantinopel auch nicht mehr entgehen können.

Aber das Wehrwesen, auf das die Jünger des Propheten nördlich der Pyrenäen stießen, war anders, als sie es bei den Westgothen gefunden hatten. Die Einnahme der römischen Provinzen durch die Germanen hatte sich nicht allenthalben gleichmäßig voll-

zogen. Wir haben bisher nur von den Wandervölkern gesprochen, die sich über eine unterworfene römische Bevölkerung übergelagert hatten. In den Grenzlandschaften aber an der Donau, am Rhein und auch in Britannien hatte sich der Wandel in der Art vollzogen, daß die Germanen die römische Bevölkerung zum großen Teil ausgetrieben und die unterworfenen Reste sich selbst allmählich assimiliert, sie germanisiert hatten, und an einer Stelle, bei den Franken, waren schließlich durch einen gewaltigen König, Chlodwig, und seine Söhne germanische, germanisierte und romanische Landschaften zu einem großen Reiche von der Nordsee bis zum Mittelmeer, von Thüringen bis zu den Pyrenäen zusammengefaßt worden. Die anderen germanischen Reiche auf römischem Boden waren gegründet durch erobernde Völker, das Frankenreich wurde gegründet durch einen erobernden König und seine Dynastie. Während bei den Westgothen sich das Wahlrecht des alten Heerkönigtums erhalten und infolgedessen keine feste Dynastie gebildet hatte, entstand bei den Franken der Begriff der legitimen Dynastie als der ausschließlich berechtigten Inhaberin der höchsten Gewalt. Die Franken waren keine natürliche Einheit wie die Goten, sondern bestanden aus vielen kleinen, zusammengefaßten Stämmen Dazu kamen die eroberten romanischen Gebiete; dann Gebiete, in denen Westgoten und Burgunder angesiedelt waren, dann Alemannen, Thüringer, Bayern. Die einzige Einheit in dem bunten Gemisch dieser disparaten Elemente bildete die Dynastie, und die Dynastie war sich dessen so sehr bewußt, daß sie den von ihr geschaffenen Staat behandelte nach der Art des privaten Eigentums: je nach der Zahl der vorhandenen Söhne wurde das Reich geteilt, und die Könige entwickelten sich zu willkürlichen und grausamen Despoten.

Die Folge waren Bürgerkriege zwischen den verschiedenen Linien der Dynastie und Erhebungen zur Beschränkung der königlichen Willkür (Kampf der Königinnen Brunhilde und Fredegunde), und in diesen Kämpfen bildete sich allmählich eine neue Wehrverfassung.

Der Anfang ist derselbe wie bei den Westgoten: die Franken sind die Krieger, und der König bietet dies sein Volk auf, wenn es Krieg gibt. Aber wie soll der Nachkomme des alten Germanen an der Schelde und am Main, der jetzt ein kleiner Bauer geworden ist und seinen Acker bestellen will und muß, auf eigene Kosten monatelang ohne Sold in den Krieg ziehen, für seine Waffen und seine Verpflegung sorgen? Wie bei den Westgoten setzt sich das

alte Volksaufgebot um in ein Kriegertum von Großgrundbesitzern mit Gefolgsleuten und reisigen Knechten, die bei den Franken mit einem keltischen Ausdruck „Vasallen", anderswo „Haistalden" (Hagestolze) genannt wurden. Bei den Franken aber tritt nun ein neues Element hinzu. Heere, die nur aus Großgrundbesitzern mit einigen Gefolgsleuten und reisigen Knechten, die sie an ihrem Hofe hielten, gebildet waren, konnten natürlich immer nur sehr klein sein. Ein Kriegsmann aber, dem der Herr einen eigenen Hof übergab mit der Erlaubnis, darauf eine Familie zu gründen, verlor gar zu leicht seine kriegerischen Eigenschaften und Neigungen und wurde Bauer, oder, wenn der Angesiedelte selber noch seine kriegerischen Tugenden bewahrte, so war doch keine Bürgschaft gegeben, daß nicht sein Sohn oder Enkel verbauerte. Dieses Bedürfnis und diese Gefahr waren es, denen die Franken begegneten durch die Einrichtung des Lehens. Die Großgrundbesitzer, um mehr Vasallen zu haben, als sie auf ihrem Hofe oder in ihren Burgen halten konnten, gaben ihnen eigene Höfe, aber unter der Bedingung des Thronfalles und des Mannfalles, das heißt, daß das Gut sowohl beim Tode des Herrn, wie beim Tode des Vasallen zurückfiel und nur dann von dem Erben und an den Erben von neuem verliehen wurde, wenn die ursprüngliche Bedingung der Stellung eines brauchbaren Kriegsmannes weiter erfüllt blieb. Auf diese Weise erhielt sich im Frankenreiche der alte kriegerische Geist der Germanen sicherer und in viel breiteren Schichten als im Westgotenreiche. Von den beiden Elementen des Kriegertums der Urgermanen, der allgemeinen Wehrpflicht und der Gefolgschaft, ging also das erste verloren, das zweite aber gewann eine immer größere Ausdehnung. Wie König Chlodwig seine Gefolgsleute als Grafen (comites) über die Gaue gesetzt und durch deren Treue das Reich zusammengehalten hatte, so verpflichteten sich die Grafen, die zugleich Großgrundbesitzer waren, Krieger in demselben Geist zu ihrem Dienst. Dabei bildeten sich einige große Familien, die ungeheuere Besitzungen zusammenbrachten und massenhafte Vasallen darauf hielten. Diese Großen zwangen zunächst König Clothar II. zum Erlaß der ersten magna charta, wie man es nennen kann, auf romanisch-germanischem Gebiet, dem Edikt von Paris, 614, das das Königtum in konstitutioneller Weise durch die Großgrundbesitzer einschränkte. Schließlich sog eine dieser großen Familien, die Arnulfinger oder Karolinger, die anderen auf, oder unterdrückte sie und zwang die Könige, ihnen das Amt eines leitenden Ministers, des Hausmeiers, erblich zu übertragen, und der

Hausmeier Karl Martell mit seinen Vasallen erwies sich dann mächtig genug, den immer weiter vordringenden Arabern an der Loire entgegenzutreten, sie in der Schlacht bei Tours, 732, zurückzuschlagen und dadurch die christlich-germanische Welt zu retten. Karl Martells Sohn und Enkel Pippin und Karl der Große bauten das System weiter aus, indem sie sich noch verstärkten durch das engste Bündnis mit der Kirche. Mit Hilfe der moralischen Autorität des Papstes brach Pippin den sich noch immer hinschleppenden Rest der merowingischen Legitimität, nahm zur Macht auch den Titel des Königs an, und die enge Freundschaft mit der Kirche diente auch zur unmittelbaren Verstärkung der Heeresmacht. Schon Karl Martell hatte, da die Domänen und seine eigenen Güter nicht ausreichten, die Kirchengüter herangezogen, seine Vasallen zu belehnen, indem er, sehr zum Schaden der Kirche, getreue Kriegsmannen zu Bischöfen ernannte. Pippin traf nunmehr mit der Kirche ein Abkommen, wonach wieder wirkliche Geistliche zu Bischöfen ernannt wurden, die Kirche dem König ihre Güter definitiv für den Kriegszweck überließ, der König aber seinerseits Sorge trug, daß das Volk den Zehnten, den es bisher sehr lässig abgetragen, wirklich zahlte. Nichts ist charakteristischer für jene Epoche, als diese Schiebung zwischen Kirche und Staat. Weshalb nahm der König nicht selber die Steuer und hielt sich davon ein diszipliniertes Soldheer? Warum der Umweg, daß der Kirche die Steuer zugewiesen wurde und der König dafür die Güter der Kirche nahm und seine Vasallen als Lehensleute darauf ansetzte?

Die karolingische Epoche, lautet die Antwort, ist der Höhepunkt der Naturalwirtschaft. Bares Geld war unendlich selten; die Bergwerke waren bereits seit der römischen Kaiserzeit erschöpft. Steuern in Geld einzuziehen war nur in minimalem Maße möglich. Man konnte den Bauern nur Fronden, Dienste und Naturalien auferlegen, die fast nur in der nächsten Nähe zu gebrauchen waren. Disziplinierte Truppen kann man nur unterhalten bei regelmäßiger Soldzahlung; die Römer hatten beides gehabt; die neue Zeit hat es wieder; dem Mittelalter ist der Begriff der disziplinierten Truppen ganz fremd, der der Soldzahlung zwar später keineswegs fremd, aber doch nicht breit und stark genug entwickelt, um darauf eine wirkliche Disziplin aufzubauen. Die Karolinger wie ihre Nachfolger konnten bei ihrer Sorge für das Heerwesen sich niemals das Ziel setzen, taktische Körper zu bilden, sondern nur immer tüchtige Einzelkrieger, Qualitätskrieger, das heißt R i t t e r. Unter einem Ritter

verstehen wir einen Mann, der alle Waffen gleichmäßig und je nach Bedarf handhabt. Er kämpft zu Pferde oder zu Fuß, benutzt das Schwert, die Lanze, die Streitaxt, den Streitkolben, Pfeil und Bogen. Der heutige Sprachgebrauch versteht darunter wesentlich den Krieger des späteren Mittelalters, der zum vornehmen Mann geworden ist, wo die Zahl infolgedessen sich sehr beschränkt hat und durch gemeine Krieger ergänzt wird. Historisch richtiger begreift man darunter auch schon die Vasallen Karl Martells und Karls des Großen, deren sozialer Stand noch ziemlich niedrig, deren Masse größer, deren Bewaffnung noch nicht so schwer war wie in späteren Jahrhunderten; die aber in der fundamentalen Eigenschaft, ein wesentlich erblicher Kriegerstand zu sein, sei es nun belehnt oder unbelehnt, und durch Standesgeist und Erziehung die kriegerische Tüchtigkeit zu erhalten und fortzupflanzen, dasselbe sind wie ihre späteren Nachkommen, die Ritter im engeren Sinne.

Wir stehen mit der eben getroffenen Unterscheidung zwischen der Bildung von taktischen Körpern und Rittern oder Qualitätskriegern an einem der wichtigsten Begriffe der Weltgeschichte. Die Zahl der Ritter, auch unter Karl dem Großen, auch in den Kreuzzügen, auch unter Friedrich Barbarossa ist immer sehr klein gewesen, niemals mehr als einige tausend Mann. Das Heer, mit dem Otto der Große die Ungarn auf dem Lechfelde schlug, wird etwa sieben- bis achttausend Mann, lauter Reiter, stark gewesen sein. Das Heer, mit dem der Normanne Wilhelm England eroberte, war wohl noch nicht siebentausend Mann stark. Als ein besonders starkes Heer Kaiser Friedrichs II. werden einmal zehntausend Mann genannt. Die Hunderttausende, die angeblich unter dem Kreuz zur Eroberung des Heiligen Landes auszogen, sind ebensolche Fabeln wie die Millionen des Xerxes. Die Schlachten um Jerusalem wurden oft nur von wenigen hundert Mann geschlagen, denn auch die Moslem bestanden aus kleinen Heeren von Qualitätskriegern, die man Ritter nennen kann, wie die Occidentalen. Mit so kleinen Heeren wurden ein Jahrtausend lang alle großen Entscheidungen erfochten, und Feudalität und Rittertum behaupteten sich mit ihrer Herrschaft über Bürger und Bauer. So groß ist das Uebergewicht berufsmäßiger, systematisch ausgebildeter, zweckmäßig bewaffneter und in den Waffen geübter Krieger über bloße Massen von Männern.

In Frankreich, Spanien und Italien sind die Ritter die Nachkommen der in der Völkerwanderung oder später in den Nor-

mannenzügen eingewanderten und eingelagerten Germanen, die ihren kriegerischen Geist von Geschlecht zu Geschlecht vererbten und fortpflanzten. Man hat darin jedoch mehr eine geistige Nachkommenschaft zu sehen als eine physische, denn sehr bald nahm die Kriegerschaft, wie wir gesehen haben, auch romanische Elemente in sich auf, viele Germanen aber gingen in die bürgerlichen Berufsarten über. Die Volkselemente mischten sich untereinander, und die Eingewanderten nahmen die Sprache der Unterworfenen an. Ganz ebenso schichtete sich auch in Deutschland ein Kriegerstand aus, und die Masse der Deutschen wurde zu Bürgern und Bauern; in England aber gar verbauerten die wilden Angelsachsen, die die romanisierten Briten von der Insel vertrieben hatten, binnen vierhundert Jahren so sehr, daß sie ihrerseits schließlich von den französierten Normannen unterjocht wurden und diese sich als Ritterstand über sie lagerten.

Wenn Homer uns schildert, wie der eine Achill die ganze trojanische Bürgerschaft vor sich her jagt, so ist das keineswegs bloß eine riesige poetische Uebertreibung, sondern es steckt darin eine durchaus richtige allgemein-menschliche Beobachtung. Die Geschichte des Mittelalters und des Rittertums beweist es immer von neuem: ein einziger kann sehr viele besiegen, wenn er nur jedem einzelnen von ihnen unbedingt überlegen ist. Zwar würde auch der stärkste Mann notwendig erliegen müssen, wenn auch nur drei oder vier gleichzeitig über ihn herfallen, aber ob dieses Gleichzeitige zu erreichen ist, das fragt sich und darauf kommt es an. Die Mehrzahl flieht vor dem einen, weil immer der, auf den er zuerst losgeht, nicht sicher ist, ob die anderen auch neben ihm aushalten werden, wenn er den Kampf aufnimmt. Erst wenn es gelingt, in einer Mehrzahl von Kriegern einen derartigen einheitlichen Willen zu erzeugen, daß sie fest zusammenhalten und einheitlich kämpfen, so ist eine neue kriegerische Gewalt geschaffen, an der alle Tapferkeit und Tüchtigkeit des einzelnen ohnmächtig abprallt. Eine Vielheit von Kriegern unter einem einheitlichen Willen ist ein taktischer Körper. Die römischen Legionen waren taktische Körper, und die germanischen Gevierthaufen waren taktische Körper. Das Mittelalter aber kennt keinen taktischen Körper; man hat deshalb auch kaum irgendwelche Ansätze von Taktik; die Schlachten bestehen aus vervielfältigten ritterlichen Einzelkämpfen. Der altgermanische Gevierthaufe, der Eberkopf, dessen Ansturm die Römer so sehr gefürchtet hatten, ist mit dem Absterben des Volksaufgebots ebenfalls zugrunde

gegangen. Nur der tapfere Einzelkämpfer, führe er nun Lanze, Schwert oder Bogen, ist übrig geblieben und herrscht als Feudalherr über die unkriegerische Masse.

Die neue Epoche der Weltgeschichte zieht herauf, indem sich wieder taktische Körper bilden.

Die Stelle, von der diese unermeßlich wichtige Abwandlung ausgegangen ist, sind die Berge der Schweiz. Gedeckt durch die Unzugänglichkeit ihrer Sitze hatten sich hier einige altgermanische Hundertschaften selbständig erhalten und ihren kriegerischen Sinn gepflegt, indem sie, von der armen Gebirgslandschaft nicht genügend genährt, aber zu Kraft und Tätigkeit angeregt, vielfach fremde Kriegsdienste genommen hatten. Die Umgegend litt unter ihrem gewalttätigen, unbändigen Sinn, aber als der Graf aus dem Geschlechte der Habsburger, unter dessen Hoheit sie gehörten, sie strafen wollte, gelang es den Schwyzern, unterstützt von den Urnern und Unterwaldnern, diesem am Morgarten 1315 eine vernichtende Niederlage beizubringen. Zwei Menschenalter später, 1386, folgte ein ähnlicher Sieg bei Sempach. Die Schweizer wurden immer ausgreifender und kühner, indem sich einige Städte, Luzern, Bern, Zürich, mit den Bauernschaften zu einer Eidgenossenschaft verbanden: sie wagten es schließlich auch, mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, aus einer Nebenlinie des französischen Königshauses, anzubinden und besiegten ihn, als er sie strafen wollte, 1476 in den Schlachten bei Granson und Murten: immer wiederholte Siege von Bauern und Bürgern über Ritter und Söldner, die als berufsmäßige Krieger an Tüchtigkeit und Tapferkeit nichts vermissen ließen. Mit der letzten Niederlage und dem Tode Karls des Kühnen bei Nancy 1477 ist der Untergang des Rittertums besiegelt.

Man hat diese ungeheure Abwandlung mit allen ihren unermeßlichen politischen und sozialen Folgen wohl von der neuen Technik, der Erfindung der Feuerwaffen ableiten wollen: der gemeinste Knecht konnte ja jetzt den bestgewappneten Ritter mit einem Schuß niederstrecken. Nichts kann falscher sein als diese Vorstellung. Noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein war der Schuß der Handfeuerwaffe zu unsicher, als daß ihr Inhaber sich darauf hätte verlassen können, damit einen Reiter abzuwehren, und was die neue Feuerwaffe am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts leistete, das hat sich das feudale Kriegswesen zunutze gemacht. Karl der Kühne ist den Schweizern unterlegen, nicht weil sie Feuer-

waffen in Anwendung gegen ihn gebracht hätten, sondern obgleich er selbst, der ein sehr tatkräftiger Heeresorganisator war, die neue Waffe, namentlich das Geschütz, zu seiner Verstärkung herangezogen hatte.

Die Ueberlegenheit der Schweizer über die habsburgischen wie über die burgundischen Ritterheere bestand ausschließlich in dem Angriff der geschlossenen Infanterie mit der blanken Waffe, den das Mittelalter bis dahin nicht mehr gekannt hatte. Es ist, wie man sagen kann, die Wiederbelebung des altgermanischen Keils, der naturgemäß in demselben Augenblick wiedererscheint, wo das allgemeine Volksaufgebot wieder in die Schlacht zieht.

Ganz wie die Griechen gefabelt haben von der unermeßlichen Ueberlegenheit der Perser, die sie besiegt hätten, während tatsächlich sie selbst die numerisch Ueberlegenen waren, so weiß auch die schweizerische Legende von den ungeheuren Heeren der Unterdrücker zu erzählen, die den Streichen der wenigen, aber freiheitliebenden Bergbewohner erlegen seien. In Wirklichkeit waren die Schweizer die Stärkeren, was ja auch nicht schwer war, da die gesamte Männerschaft die Waffen in die Hand nahm, während die ritterlichen Soldheere immer nur kleine Elitetruppen darstellten. Der Ruhm der Schweizer wird darum kein geringerer, so wenig wie der Ruhm der Griechen. Neben der Masse ist die notwendige Bedingung der schweizerischen Siege das Gelände, das in seiner Unübersichtlichkeit ihnen immer wieder entweder den Ueberfall oder die Schlacht an Stellen ermöglichte, wo der Ritter seine Hauptwaffe, sein schweres Roß, nicht recht in Anwendung bringen konnte.

Die ersten unter derartigen Umständen erfochtenen Siege gaben den Schweizern die so überaus wichtige moralische Qualität des Selbstvertrauens. Während sie sich zuerst auf ihre Berge verlassen hatten, wagten sie es allmählich, sich auch in der Ebene einem ritterlichen Angriff auszusetzen, indem der Haufe sich fest zusammenschloß und den Rittern die Spieße, die zu dem Zweck bis zu achtzehn Fuß verlängert wurden, entgegenstreckte. Die Spieße nahmen die äußeren Reihen ein, die Hellebarden, die langgestielten Beile, mit denen man auch die schwerste Ritterrüstung durchschlug, waren in der Mitte.

Die Schweizer pflegten, mochte das Heer nun größer oder kleiner sein, sich in drei Haufen zu formieren: einer ging geradeaus oder verhielt sich defensiv, die beiden andern suchten dem Feinde in die Flanke zu kommen. Die Schützen, Bogner, Armbruster,

Couleuvriniers (Handfeuerwaffe) liefen den Haufen voran und neben ihnen her und drückten sich, wenn sie in Bedrängnis kamen, in die Haufen hinein oder duckten sich unter die Langspieße.

Die schweizerische Taktik wurde nun dadurch epochemachend für die Weltgeschichte, daß, gerade als sie ihre Kraft entfaltete und zeigte, die großen europäischen Nationalstaaten sich zusammenschlossen oder sehr starke politische Zentren sich bildeten, die die Mittel aufbringen konnten, die neue Infanterie in ihre Dienste zu nehmen, sie zu besolden und sie aus ihren Bergen herauszuführen. Im Bündnis mit Ludwig XI. von Frankreich und in seinem Solde haben die Schweizer Karl den Kühnen niedergeschlagen. Man nahm die Schweizer nicht nur in Sold, sondern ahmte sie auch nach und bildete große geschlossene Infanteriehaufen nach ihrem Muster, so in Deutschland unter Kaiser Maximilian die Landsknechte, so die spanische Infanterie durch Gonsalvo von Cordova, so auch französische „Banden". Ein Menschenalter lang behaupteten noch die Schweizer den ersten Rang und siegten in jeder Schlacht, von Marignano (1515) ab aber ging es mit ihnen abwärts; bei Bicocca 1522 wurden sie von den Landsknechten unter Frundsberg in Verbindung mit den Spaniern unter Pescara geschlagen. Hier fiel vor den Spießen der deutschen Landknechte der Schweizer Hauptmann Arnold von Winkelried, den die Nationalsage dann in die Schlacht bei Sempach zurückversetzt hat, obgleich sie dazu die Taktik der beiden Parteien umkehren mußte, denn die Schweizer sind es gewesen, die die geschlossenen Spießhaufen formierten, die tapfere Ritter zuweilen versucht haben zu sprengen, während die Ritter solche geschlossenen Haufen, die ihrer Natur durchaus widerstrebten, niemals bildeten.

Das Ergebnis ist also, daß es zu Beginn der Neuzeit, im Reformationszeitalter, neben der Ritterschaft, die noch immer in der alten Weise ficht, wieder Infanterie gibt. Auch im Mittelalter hatte es ja Fußkämpfer gegeben; die Ritter selbst kämpften oft zu Fuß und verstärkten sich je länger, je mehr durch Fußknechte, nicht bloß Schützen, sondern auch solche mit der blanken Waffe. Aber alle diese Fußtruppen sind nur sekundäre Waffen: sie geben nicht die Entscheidung, sondern sie unterstützen nur die Ritter, von denen die Entscheidung erwartet wird; wobei die Ritter natürlich nicht bloß Männer von ritterlichem Stande zu sein brauchen, sondern auch durch gemeine Kriegsknechte in der Ausrüstung schwerer Reiter ergänzt sein können. Die Fußknechte laufen, wenn kein reiner Reiter-

kampf stattfindet, meist neben den Rittern her, die Schützen springen etwas voraus, das Ganze ist ein Mischkampf, von dem uns auch schon aus dem Altertum berichtet wird. Infanterie aber kann man ein solches Fußvolk, auch wenn es einmal selbständig auftritt oder aus besonderen Gründen in der Schlacht getrennt von den Rittern aufgestellt wird, nicht nennen. Infanterie wird aus den Fußkriegern erst, wenn sie zu taktischen Körpern zusammengefaßt sind, wenn Erziehung, Gewohnheit und schließlich Disziplin einen so starken einheitlichen Willen in diesen taktischen Körpern hervorbringen, daß sie eine wirkliche taktische Führung ermöglichen. Nicht bloß ihre Tapferkeit, nicht bloß die Gunst des Geländes, sondern auch, wie der Verlauf der verschiedenen Schlachten zeigt, eine wohldurchdachte, man muß sagen geniale Führung — wozu eben auch gehört, daß die Leute sich führen lassen — hat den Schweizern ihre Siege gegeben. Im Mittelalter gab es im strengen Sinne des Wortes keine Waffengattungen, zwar gab es Ritter, Fußknechte, Bogner, aber auch der Ritter kämpfte zu Fuß oder gebrauchte den Bogen, und der Bogner oder der Fußknecht setzten sich zu Pferde, wenn sie eins hatten, und im Gefecht unterstützen sich, gemäß dem Wesen des Mischkampfs, nicht sowohl die einzelnen Waffengattungen als die einzelnen Waffen. Man kam sogar dazu, alle Waffenarten zu lauter minimalen Einheiten zu vereinigen, indem einem Ritter ein leichter Reiter, Fußknechte, Bogner, Armbruster, Couleuvriniers zugeteilt wurden. Eine solche Einheit nannte man eine Lanze oder Gleve; sie zählte bis zu neun Mann. Solche Lanzen faßte man dann wieder zu Eskadres und Kompanien zusammen und stellte sie unter einen Kapitän. Aber man kann das kaum als Ansätze zu taktischen Ordnungen bezeichnen; sie haben vielmehr einen administrativen Zweck und den Zweck einer gewissen Ordnung vor und bei dem Eintritt ins Gefecht, als einen wirklich taktischen. Nunmehr aber, wo die Schweizer und Landsknechte eine wirkliche Infanterie bilden, treten die Waffengattungen auseinander; es gibt wieder Taktik im höchsten Sinne des Worts, Führung, Kombination und Wechselwirkung der Waffengattungen, Defensive und Offensive, Ausnutzung des Geländes.

Die Methode der Schweizer, die gesamte Infanterie in drei große Haufen einzuteilen, war naturwüchsig plump; Umstände verschiedenster Art zwangen zu einer Fortentwicklung. Wenn der Feind dem Ansturm in Front oder Flanke Hindernisse entgegensetzte oder Widerstand leistete, so waren die ungeheuren gedrängten Massen

kaum bewegungsfähig und konnten gegen einen etwaigen Flankenangriff nur passiven Widerstand leisten, und das war um so gefährlicher, je mehr sich die Feuerwaffen verbesserten und demgemäß vermehrt wurden. Man erfand die Muskete mit dem Luntenschloß, der Gabel und den Patronenbüchsen, die ebensowohl ein besseres Zielen wie ein schnelleres Feuern als die alte Couleuvrine ermöglichten. Man verbesserte auch das Geschütz, dessen Kugeln in der Schlacht bei Murten die Schweizer wohl noch mehr geschreckt als geschädigt hatten, das nun aber, wenn ein so tiefer Haufe etwa vor einem Graben zum Stehen kam, furchtbar in ihm wütete. Die alten Schützen ferner hatten in ihrer geringen Zahl an und in den Gevierthaufen Deckung gefunden; den Musketieren, die man jetzt in großer Zahl aufstellte, war mit einem solchen bloßen Unterschlupf nicht mehr geholfen, und um sich selbst gegen einen Angriff von blanken Waffen zu Pferde oder zu Fuß zu verteidigen, war ihre Waffe doch immer noch nicht zuverlässig und ergiebig genug.

Unausgesetzt arbeitete man daran, diesen verschiedenen Bedürfnissen gerecht zu werden. Das erste Mittel war die Verkleinerung der Infanteriehaufen, die zuerst die Spanier systematisch durchführten. Terzien nannten sie diese kleineren Haufen, die die quadratische Form noch beibehielten, um den genügenden Druck aus der Tiefe zu haben und die Flanken zu sichern; man stellte sie schachbrettförmig auf, damit sie sich gegenseitig gleich zu Hilfe kommen könnten, und hat diese Aufstellung die spanische Brigade genannt.

Einen wesentlichen weiteren Fortschritt machten die Holländer unter Moritz von Oranien in ihrem Freiheitskampf gegen die Spanier. Jede größere Abwandlung auf militärischem Gebiet hat immer auch gewisse Voraussetzungen auf dem politischem und wirtschaftlichen Gebiet. Rittertum und Feudalverwaltung im Mittelalter hängen aufs engste zusammen mit der Naturalwirtschaft in dieser Epoche; die neue Infanterie ist nicht denkbar ohne die Geldwirtschaft, die allmählich wieder aufgekommen war und sich zuerst aus den neuentdeckten deutschen, dann aus den amerikanischen Bergwerken mit Edelmetall versah. Geldwirtschaft und geordnete zuverlässige Verwaltung wurde nun auf eine noch höhere Stufe gehoben von den kalvinistischen niederländischen Generalstaaten. Man spricht von dem Beginn des Kapitalismus, der auch auf die Fortbildung der militärischen Formen von Einfluß war. Bei den Spaniern war das Söldnerheer, da die Kriege niemals abrissen, allmählich in ein stehendes Heer übergegangen, aber der Charakter der Söldnerbande

war doch geblieben; das zeigte sich namentlich bei den wiederholten großen Meutereien, weil die Heeresverwaltung nicht fähig war, den Soldaten den fälligen, zuweilen jahrelang gestundeten Sold zu zahlen. Die Niederländer zahlten mit unbedingter Pünktlichkeit, und diese Pünktlichkeit der Fürsorge ermöglichte es wieder dem Statthalter und Feldherrn Moritz, die Disziplin auf einen anderen Fuß zu bringen als bei den Spaniern. Er erkannte, was das Exerzieren für eine Bedeutung habe und studierte die antiken Schriftsteller, um dafür die richtige Form zu finden. Sein Lehrer, der große Philologe Lipsius, trug ihm vor, wie die Römer ihre Kohorten und Manipel aufgestellt und wie sie ihre Mannschaft ausgebildet hätten. Mit Bleisoldaten suchte man sich zunächst die Schlachtordnungen der Römer zu veranschaulichen, um sie dann bei den eigenen Truppen nachzuahmen. Kein Wunder, daß die alten Troupiers spotteten über diese gelehrten Spielereien und nichts davon wissen wollten, als man jetzt Latein und Geometrie für nötig erklärte zur Ausbildung eines Offiziers. Aber Moritz setzte seinen Willen durch. Die Spanier hatten von ihrem quadratischen Terzios nicht loskommen können, weil zu einer Bewegung in dieser Form weitere Kunstfertigkeit nicht gehörte; Moritz wagte es jetzt und durfte es wagen, zu flacheren Aufstellungen überzugehen, die nur bei sehr gut disziplinierten und exerzierten Truppen zu handhaben sind. Von den blanken Waffen der älteren Zeit war mit den großen Haufen auch die Hellebarde allmählich verschwunden und nur der Langspieß übrig geblieben, der, durch mehrere Glieder zugleich vorgestreckt, die Reiterei abwehrte. Hinter diesen Spießerkompanien konnten nun die Musketiere Deckung nehmen, aus dieser Deckung schnell aufmarschieren und sich wieder zurückziehen, während Spießerkompanien in einem dicht folgenden zweiten Treffen bereitstanden, die Lücken zu schließen. Moritz aber fand bei den Römern nicht bloß, daß und wie exerziert und was für Evolutionen sie gemacht hatten, sondern auch, daß sie von ihren Soldaten die Schanzarbeit verlangt und wieviel sie durch ihre befestigten Lager und Kontra- und Zirkumvallationen bei Belagerungen erreicht hatten. Die alten Söldner hätten sich zu solcher Fronarbeit niemals hergegeben, Moritz aber hatte die seinigen fest genug in der Hand, um auch die Spatenarbeit von ihnen zu erlangen, und eroberte mit diesem Hilfsmittel Gertruidenborg. Alles das zu erreichen, war nicht nur Disziplin bei den gemeinen Söldnern, sondern auch eine Führerschaft von ganz anderer militärisch-technischer Ausbildung nötig als bisher. Moritz kann auch als der Schöpfer

des Offizierkorps im modernen Sinne angesehen werden. Seine Erfolge gaben ihm ein solches Ansehen in ganz Europa, daß die Jünger des Mars aus allen Ländern in seinen Feldlagern zusammenströmten, um dort zu lernen, und im Jahre 1607 gründete ein anderes Mitglied des Hauses Nassau-Oranien, um das niederländische Kriegswesen nach Deutschland zu verpflanzen, in Siegen eine Kriegs- und Ritterschule. Hier sollten vornehme junge Leute, die sich dem Kriegsdienste widmen wollten, durch Unterweisung und friedliche Uebungen das lernen, was sich ihre Standesgenossen in den Niederlanden durch tägliche Praxis unter Anleitung der erfahrenen Vorgesetzten aneigneten. Nach holländischem Vorbilde müsse man arbeiten, sagte der Graf, denn in Deutschland sei das Kriegswesen verfallen und der angehende Krieger könne da nichts lernen; man müsse aber den künftigen Befehlshabern nicht nur vor ihrem Eintritt ins Heer ein tüchtige militärische und sonstige Vorbildung verschaffen, im Heere selbst sei die Belehrung ebenfalls fortzusetzen. Der Feldherr müsse seine Kapitäne, der Kapitän seine Leutnants examinieren und ihnen theoretische und praktische Aufgaben über alle Zweige des Kriegsdienstes stellen.

Wir haben uns bis jetzt nur mit der Infanterie beschäftigt, neben der das Rittertum sich noch eine bis zwei Generationen in den alten Formen, wenn auch nicht mehr in der alten Bedeutung behauptete. Mittlerweile war aber auch hier eine völlige Abwandlung eingetreten, und zwar ist es die neue Feuerwaffe, an der sich die neue Truppenart entwickelt, aber nicht, indem sie gegen die Ritter verwandt wird, sondern umgekehrt, indem die Reiter sie in die Hand nehmen. Feuerwaffe und Reiterkampf werden heute als Gegensätze empfunden, die einander ausschließen, historisch aber hat sich die Kavallerie gerade mit Hilfe der Feuerwaffe gebildet. Ritter darf man nicht Kavallerie nennen; ein moderner Kürassier mit der Lanze ist zwar dem Ritter ziemlich ähnlich und könnte mit einigen äußerlichen Zutaten leicht noch ähnlicher gemacht werden, aber eben doch nur äußerlich; innerlich ist er ganz etwas anderes, ganz ebenso, wie Infanterie etwas anderes ist als mittelalterliche Fußtruppen. Zur Kavallerie gehört das Zusammenfassen von Reiterscharen zu taktischen Körpern, die dem Kommando und dem Signal folgen und nicht bloß durch persönliche Tapferkeit und Tüchtigkeit, sondern durch ihr Zusammenwirken den Feind überwinden. Die Umwandlung der Ritterschaft in Kavallerie hat sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts wesentlich in Frankreich in den Hugenottenkriegen vollzogen.

In Deutschland herrschte ja damals tiefer Friede, aber die deutschen „Reitres“, die den Franzosen mehrfach zuzogen, haben an der Entwicklung teilgenommen.

An die Stelle der geborenen Ritter waren allmählich mehr und mehr geworbene Knechte getreten, einerseits weil die Heere größer wurden und die Zahl der Ritter nicht ausreichte, anderseits weil viele in die Offizierstellen der Infanterie übergingen. Auch zu Zeiten des Rittertums hatte man natürlich gewußt, daß es gut sei, wenn die Reiter möglichst gleichzeitig an den Feind kämen. Schon von König Heinrich I., dem eigentlichen Begründer eines deutschen Reiches, wird uns erzählt, er habe vor der Ungarnschlacht seine Ritterschaft ermahnt, daß niemand seinem Nebenmann auf einem schnelleren Roß voranzueilen suchen solle. Ein solches Zusammenhalten wirkt nicht bloß stärker, sondern hat auch den moralischen Vorteil, den schwächeren Gemütern einen Anhalt und eine Stütze zu bieten. Wir finden in einer Schlacht Albrecht Achilles' bei Pillenreuth (1450), daß die Reiter in einem ganz tiefen Haufen aufgestellt wurden, an der Spitze Ritter, in der Mitte die Knechte, im letzten Glied wieder Ritter. Den Grund dürfen wir einer Erwägung des berühmten französischen Kriegsmannes de la Noue entnehmen, der der Formierung der Reiter in Gevierthaufen (Eskadronen, von quatuor, vier) den Vorzug einer Formierung in Linie geben will, denn, sagt er, trotz der Zusammensetzung aus Edelleuten hielten sich doch viele Lanzen im Augenblick des Angriffs zurück: der eine bekomme Nasenbluten, dem andern rutsche der Sattel, der dritte habe ein loses Eisen, und so gelange die schon an sich dünne Linie stets auch noch mit großen Lücken an den Feind.

Als nun die Handfeuerwaffe mit dem Luntenschloß soweit ausgebildet war, daß man brauchbare Pistolen herstellen konnte, verwandte man die Aufstellung in Eskadronen, um daraus das Manöver der Karakole zu entwickeln, d. h. der tiefe Haufe näherte sich dem Feind; auf eine gewisse Entfernung sprengte das erste Glied vor, feuerte die Pistole ab, und die Reiter suchten dann, zur Hälfte rechts, zur Hälfte links herum, mit zwei halben Wendungen von hinten auf ihre Eskadron wieder aufzuschließen. Wenn sich so Glied auf Glied folgte, wurde ein unausgesetztes Feuer aus der nächsten Nähe auf den Feind unterhalten, und da die Eskadron nicht weniger als siebzehn Glieder tief aufgestellt war, so hatten die Reiter Zeit, ehe sie wieder ins erste Glied und zum Schuß kamen, die Pistole von neuem zu laden.

Die tiefen Eskadronen, deutsch Schwadronen, bewegten sich nur in langsamer Gangart, „im Schritt anrücken“, schreibt der Marschall Tavannes, „häufig Halt machen und scharfen Trab oder kleinen Galopp erst zehn Schritt vorm Feinde machen!“ Viel anders hatten auch die Ritter nicht attackiert, von denen ein Dichter einmal schildert, sie seien in der Schlacht bei Worringen (1288) gegeneinander losgeritten, wie Leute, die eine Braut vor sich im Sattel haben.

Die Karakole ist so künstlich, daß sie wohl schwerlich so korrekt durchgeführt ist, jedenfalls aber eine sorgsame Uebung und damit auch Disziplin nötig machte. Diese Disziplinierung dürfte an ihr das Wichtigste sein. Die bisherigen Ritter, denen nichts höher gestanden hatte als persönlicher Wille, persönliche Auszeichnung, auch persönlicher Trotz, mußten sich gewöhnen an die Unterwerfung unter eine allgemeine Ordnung, den Willen und die Führung des Vorgesetzten, und das eben bildet die Umwandlung der Ritterschaft in Kavallerie, obgleich die Karakole selbst etwas geradezu Unkavalleristisches hat. Was wurde aus der karakolierenden Eskadron, wenn der Gegner sich nicht auf das Schießen einließ, sondern den Pistolenschützen mit Schwert und Lanze zu Leibe ging? Zwar hören wir die Klage eines alten Ritters, des erwähnten Marschalls Tavannes, wie furchtbar mörderisch das Gefecht durch die Pistolen geworden sei; früher hätten die Ritter sich drei bis vier Stunden herumgeschlagen, ohne daß mehr als zehn von fünfhundert gefallen seien, jetzt sei in einer Stunde alles aus. Die Pistole bedeutete also eine Steigerung der Kriegsenergie, aber eine Steigerung, die sich doch wieder überbieten ließ, nämlich durch den geschlossenen Angriff mit der Waffe, der auch deshalb wieder an Chancen gewann, weil die neuen Reiter um ihrer Beweglichkeit willen von der Schwere der alten ritterlichen Schutzrüstung viel nachgelassen hatten. Oft genug wird durch die Natur der Dinge die Karakole in ein Handgemenge mit der blanken Waffe übergeführt worden sein, zum Prinzip aber machte das erst wieder König Gustav Adolf, indem er seiner Reiterei vorschrieb, nur einen Schuß mit der Pistole abzugeben, dann aber in beschleunigter Gangart mit dem Pallasch in den Feind einzubrechen.

Gustav Adolf übertrug die von Moritz von Oranien ausgebildete neue Kriegskunst auf den Boden des schwedischen Nationalstaats. Moritz's Soldaten waren noch die heimatlosen Söldner gewesen; Gustav Adolf formierte in einer glücklichen Einheit von Monarchie und Ständen, Staat, Volk und Religion ein nationales

Heer, das im Laufe der Kriege zwar soviel fremde, vorwiegend deutsche Elemente in sich aufnahm, daß der ursprünglich nationale Charakter dadurch überwuchert wurde, das aber die auf diesem Boden gebildeten festen Formen darum doch behielt. Die Kriege mit Polen, in denen Gustav Adolf Livland für Schweden gewann, waren die Lehrzeit; mit der in jeder Beziehung zur Meisterschaft ausgebildeten Armee erschien er 1630 an der pommerschen Küste in Deutschland. Bei Breitenfeld kam es zu der entscheidenden Probe zwischen der alten und der neuen Kriegsweise. Die zehn Glieder, in denen Moritz noch seine Infanterie aufgestellt hatte, hatte Gustav Adolf auf sechs zu vermindern gewagt. Konnte eine so dünne Linie dem Stoß der schweren, tiefen Terzien, die Tilly gegen sie heranführte, widerstehen? Es kam gar nicht dazu. Zunächst schlug die schwedische Kavallerie mit ihrer entschlossenen Attacke die in altmodischer Weise karakolierenden Reiter Tillys aus dem Felde. Dann machte sie sich an die feindliche Infanterie, konnte ihr zwar direkt nichts anhaben, hinderte sie aber durch ihre Flankenangriffe, ihrerseits ihren Angriff durchzuführen, und nun arbeiteten mit den schwedischen Musketieren die leichten schwedischen Geschütze, welche Waffe Gustav Adolf ganz ebenso wie seine Infanterie und Kavallerie zu höherer Ausbildung gebracht hatte als die gegnerische; die Feuerwaffe also arbeitete gegen die zu bloßer passiver Abwehr verdammten großen Infanteriehaufen und überwältigte sie. Die Terzien wurden erst mürbe gemacht, dann gesprengt und die Reste schließlich gefangen.

Je länger der dreißigjährige Krieg währte, desto mehr wuchs die Bedeutung der Feuerwaffe und der Kavallerie und desto mehr trat die Bedeutung des Spießes zurück. Die Spießer, schreibt ein Schriftsteller, täten sich gegenseitig nichts mehr zuleide, nicht die Spießer schützten die Musketiere, sondern die Musketiere die Spießer. Die fortschreitende Technik unterstützte diese Entwicklung. Nach dem dreißigjährigen Kriege begann gegen Ende des 17. Jahrhunderts allmählich an die Stelle des Luntenschlosses die Flinte mit dem Steinschloß zu treten, und endlich vereinigte man Spieß und Muskete zu einer Waffe durch die Erfindung des Bajonetts, ursprünglich in der Art, daß der Schütze einen Spieß in den Lauf seines Gewehres hineinsteckte, wodurch er sich dann freilich der weiteren Benutzung seiner Muskete selber beraubte. Anfang des 18. Jahrhunderts aber führte man die Dille ein mit dem Querarm, so daß von da an der Infanterist im Besitz einer brauchbaren blanken Waffe war, ohne in der Anwendung und Ausnutzung

seiner Feuerwaffe irgendwie gehindert zu sein. Erst jetzt wurden die letzten Spieße abgelegt. Man kann sich daran klarmachen, wie lange die großen Erfindungen gebrauchen, um völlig durchgebildet zu werden, oder anders ausgedrückt, wie jede große Erfindung aus einer Verbindung von unzähligen kleinen besteht. Das Pulver ist schon in sehr alter Zeit bekannt gewesen; zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts bemerken wir die ersten Feuerwaffen, aber erst um die Wende des siebzehnten bis achtzehnten, also nach fast vierhundert Jahren, ist die Feuerwaffe soweit ausgebildet, daß sie die Urwaffe des Fußkriegers, den Spieß, endgültig außer Gebrauch setzt. Eine Zeitlang hatte es Spießer, Hellebardierer und Schützen nebeneinander in denselben Truppenteilen gegeben, jetzt gab es nur noch die einheitliche, mit der Bajonettflinte bewaffnete Infanterie.

Die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bildet die längste Friedensepoche, die Deutschland jemals genossen hat. Das Kriegertum starb deshalb nicht aus; es lebte in fremden Diensten, namentlich in den Niederlanden, die übrigens formell noch zum deutschen Reiche gehörten, und in Frankreich. Mit dem Jahre 1618 aber hatte die Friedenszeit für Deutschland ein Ende, und unser Boden wurde sogar mit dem dreißigjährigen Kriege zum Kriegsschauplatz für ganz Europa, das hier einen großen Teil seiner Konflikte fast zweihundert Jahre hindurch ausfocht. Deutschland war ohnmächtig, diese Leiden von sich abzuwehren. Nicht nur die Zersplitterung des Reiches in fürstliche, städtische und ritterschaftliche Territorien, sondern auch innerhalb der Territorien wieder der Gegensatz zwischen den Fürsten und den Ständen verhinderte die Ausbildung von Wehrverfassungen, die den fremden Gewalten hätten den Zugang versperren können, bis die Not neue kräftige Gestaltungen gebar. Vor allem, wie es in Brandenburg-Preußen zuging, haben wir ins Auge zu fassen.

Der Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, war zugleich Herr von Preußen, Kleve, Mark und Ravensberg. Zwar waren die rheinischen Territorien sehr klein, Brandenburg und Preußen, wenn auch umfangreich, doch unentwickelt und arm, immerhin waren die materiellen Grundlagen vorhanden, um eine erhebliche militärische Macht aufbauen zu können. Aber die Zahl der Menschen macht es nicht, wenn der Wille nicht vorhanden ist.

Daß mit den Resten der Lehnsverfassung nichts mehr zu machen war, war klar, und im Bewußtsein herannahender Gefahren hatte man den Gedanken gefaßt, sich durch milizartige Volksbewaffnungen zu sichern. Namentlich in Bayern, Württemberg und Sachsen, auch

in Nassau waren nicht unbedeutende Organisationen dieser Art geschaffen worden, die aber doch nachher im Ernst des Krieges nur wenig leisteten. Aus Bürgern und Bauern Soldaten zu machen, dazu gehört eben mehr als ein gewisser guter Wille, eine Milizausbildung und Organisation. Mit Unermüdlichkeit hatte Maximilian von Bayern das „Defensionswerk“ betrieben, aber als im Jahre 1632 die Schweden nahten, erklärte er selbst, daß man sich der zum Kriege bestimmten Untertanen „mit gar keinem Effekt habe bedienen können und die Spesa umsonst geschehen seien.“ Noch weniger aber als in den genannten Territorien war in Brandenburg geschehen; freilich dem Wortlaut nach recht viel. Der Adel, wenn er nicht selbst auszog, sollte Lehnpferdegelder zahlen, die Gemeinden „Soldaten unter dem Landvolk“ ausrüsten; nicht weniger als der zehnte Mann sollte ausziehen. Das hätte etwa zwei Prozent der Bevölkerung gegeben, ein sehr stattliches Heer, aber was es für Soldaten waren, kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß der einzelne außer seinem Sold Ausrüstung und Schießvorrat von der Gemeinde geliefert bekommen sollte, und oft stellten mehrere Gemeinden zusammen einen Mann; und als die Berliner Bürger im Jahre 1610 Schießübungen abhalten sollten, erklärten sie, es sei zu gefährlich, da schwangere Frauen dadurch erschreckt würden.

Die einzige Möglichkeit, eine wirkliche Kriegsmacht zu schaffen, wäre die Aufstellung eines Soldheeres gewesen, aber dazu wollten die Stände die Mittel schlechterdings nicht bewilligen. Im Jahre 1620 sagten sie gut für tausend Mann zu Fuß und dreihundert Reiter auf drei Monate; einigemal wurde diese Frist noch verlängert, dann wurden die Soldaten wieder entlassen bis auf die Festungsbesatzungen: je hundert Mann für Küstrin und Peitz: für Spandau, das mitten im Lande liege, erklärten die Stände, seien dreißig Mann genug. Die entlassenen Soldaten wurden auf das „Garden“ angewiesen, d. h. sie zogen im Lande umher und jeder Bauer, bei dem sie vorsprachen, war verpflichtet, ihnen zwei, der Kossäth einen Pfennig zu geben.

Das Geld statt durch die gardenden Knechte selbst durch eine geordnete Steuerverwaltung einzuziehen und die Mannschaft in militärischen Körpern zusammenzuhalten, dazu konnten sich die Stände nicht entschließen. Als 1626 sich Wallenstein und Mansfeld Brandenburg näherten, erklärten sich beide bereit, die Neutralität des Territoriums zu achten, falls der Kurfürst das Land wirklich sperre. Aber dazu hatte er keine Soldaten. Die Stände hatten

wohl dreitausend Mann bewilligt, aber zu spät und dann nur auf drei Monate. Es sei unnötig, Kriegsvolk zu halten, erklärten sie: man habe hundert Jahre lang große und schwere Steuern dafür gezahlt und habe doch keinen Schutz davon.

So zogen die Truppen der beiden feindlichen Parteien ungehindert durch das Land, und schon 1628 berechnete man, daß Wallenstein zweihundert Tonnen Goldes aus dem Lande gezogen habe; für zwei Tonnen hätte man schon eine ansehnliche Macht aufstellen können.

Not lehrt beten und lehrt auch Steuern zahlen. Das Produkt des Dreißigjährigen Krieges ist die brandenburgisch-preußische Armee, und die verwüsteten und ausgemergelten Landschaften brachten die Mittel dafür auf, die sie einst in der Fülle ihres Wohllebens für unerschwinglich erklärt hatten.

Die Anfänge der Armee hat noch Georg Wilhelm geschaffen: daß sie nichts leistete in ihren ersten Jahren, lag an den Mängeln der Verwaltung, die Graf Adam Schwarzenberg so unordentlich führte, dabei seines eigenen Vorteils wahrnehmend, daß die Soldaten nichts bekamen, während das Land von den Kriegslasten erdrückt wurde. Es ist ein Irrtum, daß der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, als er im Jahre 1640 zwanzigjährig zur Regierung kam, die Armee sofort in seine kräftige Hand genommen und instand gesetzt habe. Zunächst gab er den flehentlichen Bitten der Stände, die auf den „blutweinenden Zustand des Landes“ hinwiesen, nach und reduzierte die vorhandenen Truppen. Allmählich erst brachte er die nötige Ordnung in die Verwaltung, unterdrückte das Mitregiment der Stände und vergrößerte schließlich die Armee so sehr, daß sie den Anforderungen der Politik entsprach. Vom Rittertum durch das Söldnertum war man zum stehenden Heer gelangt.

Aehnliche Vorgänge vollzogen sich allenthalben, und nicht bloß die Wehrverfassungen, sondern auch die innere Struktur der ververschiedenen europäischen Armeen wird seitdem bestimmt durch das unausgesetzte Bestreben der Staaten, sich gegenseitig in der Größe ihrer Heere zu überbieten.

Der Ritter war als Lehnsinhaber seinem Kriegsherrn in dauernder und meist erblicher Treue verbunden. Die gegenseitige Beziehung war zwar rechtlich lösbar, aber praktisch so gut wie unlösbar. Schon die Ritter aber waren im späteren Mittelalter häufig zu Soldrittern geworden und traten in den Dienst bald dieses, bald jenes Herrn. Das ausgebildete Söldnertum war völlig inter-

national. Die deutschen Landsknechte schlugen die Schlachten des Königs von Frankreich, und die Schweizer folgten bald diesem, bald jenem Herrn in den Krieg. Das Verhältnis zwischen dem Kriegsherrn und den Offizieren wurde vertragsmäßig festgesetzt in einer „Kapitulation“, die die gegenseitigen Rechte und Pflichten bestimmte, so daß es zum Beispiel vorkommen konnte, daß der Feldmarschall Derfflinger dem Großen Kurfürsten einmal die Kriegsfolge verweigerte, weil seine Kapitulation verletzt sei.

Der höhere Offizier war auch zugleich der Kriegsunternehmer, der die Mannschaft anwarb und aus den Pauschsummen, die er dafür vom Kriegsherrn erhielt, ihnen Sold und Ausrüstung, soweit sie diese nicht mitbrachten, zahlte. Die Großunternehmer dieser Art, die selber wieder Obersten mit der Werbung und Stellung der Fähnlein, Bataillone oder Regimenter beauftragten, die sie nachher führen sollten, nennt man mit dem italienischen Ausdruck „Kondottiere“, weil in Italien sich diese Methode zuerst ausgebildet hatte. Als den letzten und größten aller Kondottiere kann man Wallenstein ansehen, der darüber zugrunde ging, daß er glaubte, das Heer so in seiner Hand zu haben, daß er dem Kaiser seine Politik aufzwingen könne.

Für den gemeinen Mann wurden die Bedingungen seines Dienstes im „Artikelbrief“ oder den Kriegsartikeln festgesetzt. Nicht an die Bestimmungen Karls des Kühnen von Burgund lehnen sich diese Artikelbriefe an, wie man wohl früher gemeint, sondern an alte Bestimmungen der Schweizer, von denen ja das ganze Söldnertum zwar nicht seinen Ausgang genommen, aber die maßgebende Form erhalten hat. Die Kriegsartikel wuchsen allmählich zu ganzen Reglements und enthielten namentlich auch die Strafbestimmungen. Diese waren zum Teil sehr streng, zum Teil aber auch milder als wir heute denken, zum Beispiel klingt es recht harmlos, wenn es in dem ersten brandenburgischen Artikelbrief von 1571 heißt: Wer besoffen ist, darf nicht auf Wache ziehn, sondern muß den, welchen der Hauptmann statt seiner hinschickt, entschädigen und wird überdies mit Gefängnis bestraft.

Ein Hauptübel der Söldnerzeit war die Schutzlosigkeit der Kriegsherren gegen die Betrügereien der Obersten, die zugleich die Kriegsunternehmer waren. Schon bei den Römern, zur Zeit der Völkerwanderung, finden wir erwähnt, daß die Anführer viel mehr Soldaten angaben, als sie tatsächlich hatten, um den Sold in die Tasche zu stecken, und im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert

stoßen wir immer wieder auf diese Erscheinung. Fand eine Musterung statt, so stellten die Hauptleute „Blinde", das heißt Scheinsoldaten, in die Glieder. Manchmal wurde befohlen, solchen Passevolants, wenn man sie entdeckte, die Nasen abzuschneiden.

Als die Armada England bedrohte (1588), wünschte die Königin Elisabeth, daß ihr dreitausend Mann von der englischen Hilfstruppe in den Niederlanden zurückgesandt würden. Die Generalstaaten stimmten zu und bedangen nur aus, daß zweitausend zurückbleiben sollten. Als diese abgezählt waren, blieben aber von den angeblich 5000 fast keine übrig, obgleich die englischen Kapitäne stets den Sold für die volle Zahl bezogen hatten.

Ein anderes Uebel der Söldnerheere war der ungeheure Troß. Die Soldaten nahmen ein Weib mit ins Feld, und den Weibern folgten die Kinder. Karl der Kühne verordnete einmal, daß keiner Kompanie mehr als dreißig Frauen folgen dürften und daß niemand eine als die seine beanspruchen dürfe. Es gab aber auch viele ehrliche, wirkliche Soldatenfrauen. Sie trugen dem Mann die Lebensmittel, Zelt, Kochgeschirr, Kleider, oft dazu noch ein Kind. Sie furagierten für ihn und pflegten ihn in Fällen der Krankheit und Verwundung. Andere Soldaten hatten statt des Weibes einen Burschen mit zu ihrer Bedienung, so daß dieser Troß wohl als die „Huren und Buben" bezeichnet wird. Man leitete früher wohl das Wort „Feldweibel" von diesen „Weibern" ab, weil der schärfste und strengste Unteroffizier über sie gesetzt worden sei, um sie in Ordnung zu halten. Die Ableitung des Wortes ist eine andere, aber in der Sache ist es richtig, daß es eine der schwierigsten Aufgaben war, diesen Troß zu regieren. Graf Johann von Nassau machte den Vorschlag, statt dessen Marketender, Aerzte und Spitäler einzurichten.

Mit der Erhaltung der Armee auch in Friedenszeiten, der Einrichtung also der stehenden Heere und ihrem unausgesetzten Wachsen verschwanden diese Probleme und andere traten an ihre Stelle. Die genügend kontrollierte Verwaltung ließ keine „Blinden" mehr zu, hielt die Kompanien komplett und setzte an die Stelle der eigenen Versorgung des Soldaten durch sein Weib oder seinen Burschen eine organisierte Verpflegung. Das militärische Unternehmertum wurde abgeschafft, und der Kriegsherr nahm die ganze Verwaltung selbst in die Hand. Nur gewisse Reste des alten Unternehmertums haben sich im preußischen Heer sehr zu seinem Schaden bis zur Scharnhorstschen Reform erhalten.

Die Hauptabwandlung, die sich jetzt vollzieht, ist das immer schärfer werdende Exerzitium und im Zusammenhang damit die Disziplin, was beides in den preußischen Heeren des achtzehnten Jahrhunderts unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen seinen Höhepunkt erreicht. Da man, um im Krieg etwas zu leisten, den Soldaten jetzt auch im Frieden behielt, so konnte man nicht bloß, sondern mußte sogar, um ihn zu beschäftigen und ihn in der Hand zu behalten, das Exerzitium verstärken, erweitern und verfeinern. Der Gleichtritt und der Parademarsch erwiesen sich als ein wunderbares Mittel, die Mannschaften zu festen Körpern zusammenzuschmieden und sie dem Willen des Vorgesetzten zu unterwerfen. Die Kriegsgesetze wurden immer strenger und steigerten sich bis zur furchtbaren Strafe des Spießrutenlaufens. Schon im Dreißigjährigen Kriege hatte die freiwillige Meldung zuweilen nicht ausgereicht, die Reihen zu füllen, und die Werber hatten zu allerhand Kunstgriffen ihre Zuflucht genommen, Rekruten zu schaffen. Je mehr die Heere wuchsen, desto notwendiger war es, von der Werbung zur Aushebung (für die man aber im ganzen achtzehnten Jahrhundert bei uns den Namen „Werbung" beibehielt) fortzuschreiten, namentlich in dem jungen Königreich Preußen, dessen natürliche Hilfsmittel so gering waren. In den alten Söldnerheeren hätten halbwillige oder ganz widerwillige Knechte mehr geschadet als genützt: jetzt sagte die Disziplin auch für diese Elemente gut, und je mehr man sich auf die Disziplin verließ, desto weniger Wert legte man auf den guten Willen und die sonstigen moralischen Qualitäten des Rekruten. So schraubten die verschiedenen Eigenschaften des stehenden Heeres sich sozusagen gegenseitig in die Höhe: die Masse brachte Elemente, die an sich unkriegerisch waren, die Disziplin machte sie brauchbar und ermöglichte die Einstellung immer größerer Massen: das Exerzieren erzeugte die Disziplin und die Disziplin ermöglichte eine Exaktheit und Feinheit des Exerzierens, die immer weiter getrieben wurde.

Die Rekrutierung vollzog sich anfänglich so, daß den Landschaften und Gemeinden aufgegeben wurde, Mannschaften zu stellen. Eine Werbeordnung von 1708 schrieb vor: „Diejenigen Leute, so zu Kriegsdiensten tüchtig und bequem und dem Publiko nichts beitragen, auch dem Lande wohl zu entraten seind, ohne bruit aufzuheben und ad interim in die nächsten Festungen, bis daß die im Felde stehenden Regimenter solche abfordern können, zu liefern." Außerdem verschafften sich die Hauptleute, die zum großen Teil den

Rittergutsbesitzerfamilien entstammten, Rekruten aus den erbuntertänigen Bauern ihrer Güter, und der Kurfürst aus seinen Domänen.

Friedrich Wilhelm I. verordnete einmal, daß das gewaltsame Pressen verboten sein solle, daß aber „ungehorsame Bürger, Bauern und dergleichen Untertanen, welche das Ihrige liederlich durchbringen oder sonsten solche Verbrechen begehen, worum es besser, eine Bürgerschaft, Kommune und Dorfschaft von dergleichen Widerspenstigen zu reinigen," ferner „Diener, die ihren Herren nicht gut tun, den Regimentern angewiesen und überliefert und durch Soldaten aufgehoben und weggenommen werden" sollten. Das Ergebnis solcher Vorschriften war, je höher die Anforderungen stiegen, desto größere Unordnungen. Die Städter fingen Landleute ein, die in die Stadt gekommen waren, die Landgemeinden Städter, deren sie habhaft wurden, und lieferten sie an die Militärkommandos als Rekruten. Die Hauptleute jagten sich gegenseitig auf den Gütern die Rekruten ab und designierten schon Knaben als zukünftige Soldaten, um sie sich zu sichern. Die Rekrutenjagd wurde so rücksichtslos, daß viele Familien auswanderten, um sich ihr zu entziehen, und daß die Landwirte keine Arbeiter hatten. Der König erließ eine Verordnung nach der andern, in der die Gewaltsamkeiten verboten und Regeln aufgestellt wurden, aber in der Praxis blieb es, wie es war, bis endlich im Jahre 1733 das Kantonreglement die Aushebung der Hauptleute auf den Familiengütern, die wegen ihres patriarchalischen Charakters gewisse Vorzüge gehabt hatte, aufhob und jedem Regiment einen bestimmten Bezirk, einen Kanton anwies, aus dem die Rekruten zu entnehmen waren unter gewissen Vorbehalten für die Söhne des höheren Bürger- und Beamtenstandes, die nicht genommen werden durften. Die Hauptschutzwehr gegen die reine Willkür mit ihrer unvermeidlichen Folge der Korruption bildete aber die Vorliebe der Zeit und besonders Friedrich Wilhelms I. für die „langen Kerle". Wer sich den sechs Fuß näherte, konnte sich den Werbern freilich schwer entziehen, wer aber unter fünfeinhalb Fuß blieb, konnte sich als ziemlich gesichert ansehen und blieb dem Wirtschaftsleben des Landes erhalten. Diese Rücksicht, dem Lande die Arbeitskräfte zu erhalten, trieb zur Ergänzung des Heeres durch Ausländer. Die meisten von diesen kamen freiwillig, man scheute aber auch nicht die Gewalt, und Friedrich der Große ist in seinen Kriegen soweit gegangen, immer wieder in Feindesland selbst, sogar in Böhmen und Mähren, Rekruten ausheben zu lassen und Kriegsgefangene einzustellen.

So unerträglich und ungeheuerlich uns das heute erscheint, jener Zeit war es nichts Neues. Schon Gustav Adolf hatte nach der Schlacht bei Breitenfeld an Oxenstierna geschrieben: „Gefangene haben wir soviele bekommen, daß wir damit sowohl unsere alten Regimenter komplettieren als neue aufstellen können.“ Der Soldat wurde nicht viel anders angesehen als etwa heute ein Arbeiter, der aus einer Fabrik in eine andere geht. Wenn es bei Friedrich einen peinlichen Eindruck erregt, so liegt das daran, daß gerade er seiner Armee einen Stolz auf ihr besonderes Wesen, ihr Preußentum mit seinem Ruhm und seiner moralischen Kraft einflößte und den Soldaten die Heiligkeit des der Fahne geleisteten Eides einprägen ließ — was alles jenen Rekrutierungsmethoden innerlich widerspricht. Es ist aber nicht anders gewesen. Der König verlangte, daß womöglich zwei Drittel der Kompagnie aus Ausländern, nur ein Drittel aus Inländern bestehen solle. Die Ausländer aber waren zum großen Teil Deserteure aus anderen Armeen: aus einer zufällig erhaltenen Liste vom Jahre 1744 kann man entnehmen, daß in einer Kompagnie des Regiments Rettberg unter 111 Ausländern 65, in einer anderen unter 119 Ausländern 92 „bereits anderen Potentaten gedient“ hatten, das heißt desertiert waren. Das Korps des Generals Finck, das bei Maxen gefangen genommen wurde, bestand zum großen Teil aus Russen, die man als Gefangene für den preußischen Dienst gepreßt hatte, und die gefangenen Sachsen von Pirna ließ der König gar in ganzen Bataillonen in die preußische Armee einstellen.

Die Folge der gewaltsamen Rekrutierung und der Einstellung unzuverlässiger Ausländer war eine überaus starke Desertion. Manchmal desertierten in einer Nacht Tausende, und als die Oesterreicher im Jahre 1757 Breslau nahmen, traten neun Zehntel der Besatzung ohne weiteres in den österreichischen Dienst über. Friedrich der Große beginnt deshalb eine seiner großen Lehrschriften über den Krieg mit vierzehn Regeln, wie die Desertion zu verhüten sei. Wenn man durch einen Wald marschiere, sollen Kavalleriepatrouillen durch das Gehölz neben der Infanterie hergehen: um das Lager soll über Nacht eine Chaine von Vedetten gestellt werden: man soll nachts die Zelte der Soldaten revidieren: zum Holz- und Wasserholen soll die Mannschaft in Reih und Glied durch die Offiziere geführt werden.

Man ist geneigt, sich zu fragen, wie es möglich war, mit derartig unzuverlässigen Soldaten die Siege von Hohenfriedberg, Soor,

Kesselsdorf, Prag, Leuthen, Torgau zu erfechten, und noch mehr, die Niederlagen von Kollin und Kunersdorf zu überstehen. Die Antwort ist, daß ein erheblicher Teil der Mannschaften, und zwar sowohl Inländer wie Ausländer, doch, von dem Korpsgeist der Armee erfüllt, treu zur Fahne hielt; namentlich aber ist ins Auge zu fassen die Bedeutung und der Charakter des Offizierkorps. Im Mittelalter hatten die drei Stände der Ritter, Bürger und Bauern nebeneinander gelebt, jeder nach seinen besonderen Anschauungen, unter sich heiratend, mit geringen wechselseitigen Berührungen und Beziehungen. In der Reformationszeit hatten sie sich einander sehr genähert, vom siebzehnten Jahrhundert an aber traten sie wieder weiter auseinander; die Ritterschaft hatte jetzt die Stellung des Kleinadels und privilegierten Standes erlangt, und die kriegerischen Traditionen, die nie abgerissen waren, wurden neu belebt durch die jetzt aufkommende Standessitte des Duells und durch die Bildung der von den Mannschaften streng geschiedenen Offizierkorps, die einen mehr und mehr adligen Charakter annahmen. Besonders war das der Fall in Preußen, wo Friedrich bürgerliche Offiziere nur bei ganz besonderer Befähigung ausnahmsweise zuließ, während er jeden fremden Edelmann, nicht bloß Deutsche, sondern etwa auch Franzosen, willkommen hieß. Man muß sich klarmachen, daß das damalige Preußen noch ein reiner Zufallsstaat war, beliebige, durch den Erbgang unter einer Dynastie vereinigte Landschaften zwischen Memel und Rhein. Welches ideale Moment fesselte die Krieger an die preußische Fahne? Es gab kein anderes als die dem Kriegsherrn gelobte persönliche Treue; das ist der Begriff, den wir kennen gelernt haben in der urdeutschen Gefolgschaft und der sich in Vasallität und Rittertum fortgepflanzt hatte und noch immer von der größten Lebendigkeit war. Diesen Standesgeist suchte Friedrich in seinem Adel wie in seinem Offizierkorps zu pflegen und hätte geglaubt, ihn zu schwächen und zu verschlechtern, wenn er Bürgerliche in größerer Zahl in diesen Kreis aufgenommen haben würde. Der Bürger sei da, um Geld zu verdienen. Seine Offiziere sollten aber nicht um des Lohnes willen, der ohnehin knapp genug war, sondern um der Ehre willen dienen. Selbst zu Heiraten mit bürgerlichen Damen wurde der Konsens nicht gewährt. Sehr häufig kommt Friedrich in seinen Schriften auf diesen Punkt zurück und hat auch seine innere Verwaltung darauf eingestellt, daß der Geist des Adels ein kriegerischer und der Geist seines Offizierkorps sein müsse. Dieses Offizierkorps, dem die Handhabung der strengsten Disziplin ohne

Schutz selbst gegen den schwersten Mißbrauch übergeben war und das mit dieser Disziplin die Masse der Ausgehobenen, Geworbenen und Gepreßten zusammenhielt, hat ihm tatsächlich seine Schlachten gewonnen. Anfänglich nicht einmal ganz freiwillig hat sich das preußische Junkertum in diese Stellung gefunden, und es war nicht bloß der gemeine Mann, der sich die Gewaltsamkeiten der absoluten Monarchie gefallen lassen mußte. Als Friedrich Wilhelm I., um sein Offizierkorps zu ergänzen, die Kadettenschulen einrichtete, wurden die Knaben aus den adligen Familien dazu förmlich ausgehoben und mit Landreitern von den Gütern abgeholt. Manche Familien suchten, um ihre Kinder zu retten, den Beweis anzutreten, daß sie gar nicht von Adel seien, aber vergeblich. Der König versprach, es würde den Kindern eine gute Erziehung zuteil werden, und blieb bei seinem Befehl. Derselbe König aber, der diesen unbedingten Gehorsam verlangte, „die ewige Seligkeit ist vor Gott, alles andere aber muß vor mir sein", schrieb in sein Dienstreglement von 1726, daß der Offizier im Dienst unbedingt zu gehorchen habe, „es sei denn, daß er an seiner Ehre angegriffen wird".

Ueber die aus solchen Elementen und auf solche Grundsätze aufgebaute Armee durfte schließlich der eigene König, Friedrich, urteilen: „Ein General, so bei anderen Völkern vor verwegen passieret, tut bei uns nur, was nach den ordinären Regeln erfordert wird, er kann alles wagen und unternehmen, was Menschen zu exekutieren möglich ist. Was kann man nicht mit so wohldisziplinierten Truppen entreprenieren!" (Die Generalprinzipien vom Kriege. 1753.) Das Mittel der Disziplin aber war, wie es auch bei den römischen Legionen gewesen war, der Stock. Mehrfach schreibt König Friedrich in seinen Anweisungen wie in seinen Briefen, der gemeine Mann müsse seinen Offizier mehr fürchten als den Feind.

So sehr sich die preußische Armee vor denen der anderen Staaten auszeichnete, so darf man doch nicht übersehen, daß sie im Wesen alle gleichartig waren: die preußische war nur in allen Eigenschaften sozusagen höher potenziert. Wie die brandenburgischen Kriegsartikel unter dem Großen Kurfürsten eine Wiedergabe der schwedischen Kriegsartikel waren, so war das Reglement Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1726 nach einem spanischen Muster gearbeitet.

Neben dem eigentlich stehenden Heer gab es in Preußen auch einige Miliz- oder Landregimenter, die, bald aufgehoben, bald wieder eingeführt, wesentlich aus ehemaligen Soldaten bestanden, auch hie

und da verwendet worden sind, eine besondere Bedeutung jedoch nicht erlangt haben.

Das Heer, das Friedrich Wilhelm I. seinem Sohn hinterließ, war 83 468 Mann stark, das sind fast dreieinhalb Prozent der damaligen Bevölkerung. Diese Zahlen dürfen jedoch nicht mit denjenigen der stehenden Heere unserer Zeit verglichen werden. Auch im achtzehnten Jahrhundert gab es in Preußen bereits ein Urlauber- und Reservesystem, das, ganz anders konstruiert, doch innerlich mit der heutigen Kriegsverfassung Aehnlichkeit hat. Heute zählt der Mann, der entlassen wird und die Uniform auszieht, nicht mehr zur aktiven Armee, sondern heißt Reservemann, und die älteren Jahrgänge werden im Kriegsfall zu eigenen Landwehr- oder Landsturmbataillonen organisiert. Auch die Heere der alten Monarchie entließen einen großen Teil ihrer Mannschaften die längste Zeit des Jahres; sie blieben aber dabei Soldaten und wurden eintretendenfalls sämtlich in die stehenden Kadres eingestellt. Diese Kadres waren also sehr klein und machten außer der Exerzierperiode überhaupt keine Uebungen, sondern beschäftigten die Mannschaften mit Wachdienst, der sehr ausgedehnt war und sehr peinlich gehandhabt wurde. Die Beurlaubten zerfielen in die beiden Klassen der wirklich nach Hause Entlassenen und der Freiwächter, die wohl völlig dienstfrei waren, so daß sie einem bürgerlichen Gewerbe in der Garnison nachgehen konnten, doch aber auf den Etats der Kompagnien standen und sofort zur Verfügung waren. Ziehen wir die Urlauber ab, so übernahm Friedrich ein Heer von 58 413 Mann; hiervon gehen noch die Freiwächter ab, deren Zahl wir nicht kennen, die man aber auf rund 18 000 Mann wird veranschlagen können. Das stehende Heer in unserem Sinne war also 40 000 Mann stark, das sind über eineinhalb Prozent der Bevölkerung, während das heutige Deutsche Reich nur ein Prozent seiner Seelenzahl unter Waffen hält.

Das Heer, das Friedrich der Große hinterließ, war auf dem Kriegsfuß 200 000 Mann, bei Abzug aller Urlauber und Freiwächter, eingeschlossen die Offiziere, 88 000, ohne diese 82 700 Mann stark, das sind 1,38 Prozent der Bevölkerung.

Die Exerzierkunst des preußischen Heeres, um die neben König Wilhelm I. der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau sich das größte Verdienst erworben hat, ermöglichte es, die Linien der Aufstellung noch weiter zu verdünnen und dadurch zu verlängern. Von den sechs Gliedern bei Gustav Adolf war man schon allgemein auf vier heruntergegangen, die Preußen kamen bis auf drei, so daß, wenn das

erste Glied kniete, die gesamte Mannschaft oder doch unter allen Umständen zwei Drittel der Mannschaft gleichzeitig feuern konnten. Man feuerte auf Kommando in Salven und übte die Mannschaft ein auf möglichst schnelles Laden und gleichzeitiges Abfeuern. Uebungen im Scheibenschießen wurden überhaupt nicht veranstaltet. Die glatte Muskete gab ja ohnehin keinen sehr sichern Schuß, und bei dem Feuern auf Kommando war wirkliches Zielen ausgeschlossen, wurde sogar direkt verboten. Die Wirkung wurde gesucht in der Massenhaftigkeit der Geschosse und in dem Zusammenbrennen der Salve, wobei man es dahin brachte, daß das Feuern des Pelotons klang wie ein Schuß. In einer langen Linie, der eine zweite als zweites Treffen folgte, unter unausgesetztem, abwechselndem Feuer der Pelotons, sollten die Preußen auf den Feind losrücken, um sich schließlich mit dem Bajonett auf ihn zu stürzen. Man solle den Burschen wohl einprägen, schrieb Friedrich einmal, daß es ihr eigener Vorteil sei, dem Feinde so auf den Leib zu gehen, und der König ihnen dafür repondiere, daß er nicht wiederstechen werde. Man erkennt, wie durchaus diese Taktik der Zusammensetzung der Armee entspricht: der gemeine Mann hat nichts zu tun, als zu gehorchen; im Gleichtritt wird er vorgeführt, rechts ein Offizier, links ein Offizier, hinten der schließende; auf Kommando werden die Salven abgegeben und schließlich in die Stellung des Feindes eingebrochen, wo ein eigentlicher Kampf nicht mehr erwartet wird. Bei solcher Taktik kam auf den guten Willen des Mannes, wenn er nur in der Hand des Offiziers war, wirklich nicht soviel an, und man konnte es wagen, auch sehr fremdartige Elemente unterzustecken.

Die Schwäche dieser Taktik aber war, daß erstens das Feuern in der Bewegung doch im Ernstfall nur sehr schwer durchzuführen war und daß ferner jede kleine Unebenheit, jedes Hindernis im Gelände die Ordnung zerriß und damit das eigentliche Wesen des Organismus aufhob. Dem ersten Mangel wurde einigermaßen dadurch abgeholfen, daß den Infanteriebataillonen ganz leichte Kartätschgeschütze beigegeben waren, der andere aber saß so tief, daß die Unfähigkeit, im durchschnittenen Gelände, wie man heute sagt, im kupierten Terrain, wie man früher sagte, zu kämpfen, als eine maßgebende Eigenschaft der friderizianischen Armee, als eine verhängnisvolle für die folgende Epoche anzusehen ist. Bei der Schwierigkeit des Feuerns im Avancieren hat der König zuweilen auch verlangt, daß man ohne Feuer die feindliche Stellung stürme und die Geschosse erst dem weichenden Feinde nachsende.

Im engsten Zusammenhang mit der Zusammensetzung der Armee steht auch das Verpflegungswesen. Bis auf den Dreißigjährigen Krieg hatte ein Feldzug die Gegend, die er durchtobte, aufs schwerste mitgenommen, oft fast wüstgelegt, indem die Soldaten sich daraus nahmen, was sie gebrauchten. Schon Wallenstein hatte sich eine gewisse Mühe gegeben, daß das Land selbst einigermaßen dabei bestehe, indem es die Armee ernähre. Die Franzosen unter Ludwig XIV. hatten das System, die Truppen aus Magazinen zu ernähren, vollständig ausgebildet; Turenne darf vielleicht als der erste Feldherr angesehen werden, der lieber eine Unternehmung aufgab, als daß er seine regelmäßige Verpflegung in Frage gestellt hätte. Es ist das aber nicht nur eine Frage der Schonung des Landes, sondern vor allem wieder der Disziplin. Die scharfe Disziplin, die man Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert ausbildete, wäre im Felde nicht aufrecht zu erhalten gewesen, wenn man die Soldaten zu Requisitionen für ihren eigenen Bedarf hätte auseinanderlaufen lassen. Am wenigsten wäre es möglich gewesen bei den Preußen, die soviel desertionsverdächtige Elemente unter ihren Mannschaften hatten. Ohne die regelmäßige Lieferung gut ausgebackenen Brotes neben der baren Löhnung wäre die Zucht in diesen von Natur keineswegs gutartigen Scharen nicht zu erhalten gewesen. Man bildete ein Fünfmärschesystem für die Verpflegung aus, das darauf basierte, daß die Armee sich nicht weiter als fünf Tage von ihrem Magazin, nicht weiter als zwei von ihrer Bäckerei entferne. Friedrich erweiterte das System zuweilen durch Verstärkung des Fuhrparks zu einem Sieben- und Neunmärschesystem. Zur Verpflegung der Soldaten auf dem Marsch durch die Wirte griff er aber nur ganz ausnahmsweise und bei der Natur seiner Soldateska mit Recht.

In der Infanterie hat Friedrich der Große in allem Wesentlichen die taktischen Formen, wie sie unter seinem Vater ausgebildet waren, beibehalten, in der Kavallerie aber trat er nach üblen Erfahrungen, die er in der Schlacht bei Mollwitz mit ihr gemacht, als Reformator auf. Er verlangte von ihr, daß sie ganz ohne zu schießen in der Karriere attackiere und den Feind durch den Chok werfe. Bügel an Bügel oder gar Knie an Knie sollten die Schwadronen durch Wucht, Geschlossenheit und Schnelligkeit den Feind überrennen. Der Kavallerieführer, der sich attackieren lasse und nicht selbst attackiere, werde cum infamia kassiert werden.

Die Vorschrift, daß die Kavallerie im Chok attackieren solle,

war schon öfter erlassen worden, schon vom Prinzen Eugen, aber sie war sehr schwer durchzuführen. Es gehörte dazu viel Uebung, und zwar eine Art Uebungen, die die Pferde sehr mitnahmen und die die Obersten daher scheuten. Wieder war es erst die preußische Disziplin, die der neuen Idee Verwirklichung schuf — nicht ohne Opfer: bei Seidlitz' Exerzitien brachen so oft Leute den Hals, daß der König ihm einmal deshalb Vorhaltungen machte, aber der General bat, von solchen Kleinigkeiten doch kein Aufhebens zu machen.

Merkwürdig berührt uns, daß in Friedrichs Zeit unter Kavallerie immer nur die Kürassiere und Dragoner verstanden und die Husaren besonders aufgeführt werden. Die Dragoner waren im siebzehnten Jahrhundert aufgekommen als berittene Infanterie; daher tragen sie noch heute den Infanteriehelm. Man gab ihnen möglichst billige Pferde, damit sie sie, wenn es ins Gefecht ging, zurücklassen konnten, ohne daß der Verlust zu schmerzlich gewesen wäre. Mit der Zeit aber war dieser besondere Charakter der Waffengattung verloren gegangen, und sie machten den Chok wie die Kürassiere. Von den Husaren aber wurde er nicht verlangt; sie sollten keine eigentliche Schlachttruppe sein, sondern als leichte Reiter für den Erkundungsdienst, Verfolgung und so weiter dienen. Friedrich Wilhelm I. hinterließ seinem Sohn von diesen Truppen nicht mehr als neun Eskadronen; sie sind also eigentlich erst eine Schöpfung Friedrichs. Der König nahm an, daß die Husaren aus kriegs-, abenteuer- und auch wohl beutelustigen Burschen bestanden, die, in einer gewissen halben Freiheit gehalten, nicht desertionsverdächtig waren, deshalb sogar zur Verhütung der Desertion bei den anderen Truppenteilen benutzt werden konnten, eben deshalb aber für die Aufgaben, die er von seiner Kavallerie in der Schlacht verlangte, zu locker. Ein charakteristischer Ausfluß dieser Auffassung ist, daß er den Husarenoffizieren grundsätzlich die Erlaubnis zur Heirat versagte und auch bürgerliche Offiziere bei ihnen zuließ.

Die Umwandlung der Ritter in Kavallerie auf dem Umweg über das Pistolenschießen hat es mit sich gebracht, daß die Bewaffnung mit der Lanze viele Generationen lang völlig verschwunden war. Heute ist die gesamte deutsche Kavallerie mit Lanzen ausgerüstet, die Ritter hatten sie auch, Friedrich der Große aber übernahm von seinem Vater gar keine Lanzenreiter, errichtete aber 1745 eine Schwadron „Bosniaken", die mit Lanzen bewaffnet waren, und aus dieser sind allmählich unsere Ulanenregimenter erwachsen und

haben ihre Waffe auch auf die Kürassiere, Dragoner und Husaren übertragen.

Trotz seiner Husaren konnte Friedrich doch seine Rekognoszierungen über gewisse sehr enge Grenzen nicht hinausbringen. Es ist höchst bezeichnend und bei der Unzuverlässigkeit der Elemente doch auch wieder verständlich, daß der König, als er 1744 bis in das südlichere Böhmen vorgedrungen war, obgleich er achtzehntausend Mann Kavallerie bei sich hatte, sehr lange nicht herausbringen konnte, wo die Oesterreicher standen, und wochenlang von allen Nachrichten abgeschnitten war. Die Oesterreicher sind dem König, soviel Mühe er sich auch gab, dem Mangel abzuhelfen, in leichten Truppen sowohl zu Fuß wie zu Pferd, Kroaten und Panduren, immer überlegen geblieben, weil sie in den halbwilden Völkern an der türkischen Grenze noch über natürliche kriegerische Elemente verfügten, die sich verwenden ließen, auch ohne daß sie der strengen Disziplin der Epoche unterworfen wurden. Mehrfach, namentlich in den Schlachten bei Lowositz und Kollin, haben Kroaten, indem sie sich auf einem günstigen Terrain einnisteten, große Teile der preußischen Infanterie verbraucht, die ihnen mit ihrem Salvenfeuer zu wenig anhaben konnte.

Die preußische Artillerie war schon durch Friedrich Wilhelm I. auf einen hohen Stand gebracht worden und hat zur Entscheidung in der Schlacht bei Mollwitz viel beigetragen. König Friedrich der Große hat sich auch um technische Verbesserungen in der Artillerie viel Mühe gegeben, während das Infanteriegewehr unter ihm und bis nach den Freiheitskriegen unverändert blieb.

Die Artilleristen wurden ursprünglich nicht als Soldaten, sondern als Techniker, als eine Art Zunft angesehen. Auch als die Bedienung der Geschütze soldatisch organisiert war, blieben noch lange die Fahrer bloße Fuhrknechte, was natürlich im Gefecht oft böse Folgen hatte und dann endlich auch abgeschafft wurde. Unter Friedrich dem Großen war eine der Folgen dieser Entwicklung, daß bei dieser Waffe Bürgerliche als Offiziere zugelassen wurden. Bis zum Jahre 1888 aber gab es als letzten Rest dieser Tradition noch keine „Generale der Artillerie“, sondern nur „Generale der Infanterie“ oder „der Kavallerie“.

Als die Schweizer ihrerzeit die neue Infanterie der geschlossenen Haufen mit der blanken Waffe schufen, da gehörte es zu der neuen Kriegskunst, unmittelbar auf die Entscheidung loszugehen, indem man den Feind aufsuchte, ihn angriff und schlug. Aber mit der

Schlacht bei Pavia, 1525, wo König Franz von Frankreich gefangen genommen wurde, hat diese Strategie fortwährender, schnell aufeinander folgender Schlachten ein Ende. Man fängt an, die Fragen aufzuwerfen, ob es ratsam sei, so sehr tief ins feindliche Land einzudringen, und ob der Vorteil, den eine Schlacht bringe, auch im Verhältnis stehe zu der Gefahr und dem Verlust. Die alten Ritterheere hatten sich einer Schlacht meist nur durch Zurückweichen oder Flucht in eine befestigte Stadt entziehen können. Die neue Infanterie lernte Stellungen nehmen, die nur sehr schwer angreifbar waren und dadurch dem Gegner Halt boten. Man gewann dadurch Zeit, Zeit war Geld, und der Feind, der seine Söldner nicht länger bezahlen konnte, war so gut wie besiegt. Schon von Belisar wird berichtet, daß er Schlachten zu vermeiden gesucht, Verfolgungen für unnötig erklärt habe. Solche Lehren kamen jetzt wieder auf. Der Ausgang einer Schlacht ist von Zufällen abhängig, und ein so gefährliches Spiel darf der Feldherr nicht auf seinen eigenen Kopf unternehmen, sondern bedarf dazu der besonderen Erlaubnis des Kriegsherrn. Der Spanier Mendoza lehrt in seiner „Theorie und Praxis" (1577), der Feldherr solle langsam, mit Bedacht und gleichsam mit bleiernen Füßen zur Schlacht schreiten. Eine verlorene Schlacht, sagte man, schade bei weitem mehr, als eine gewonnene nützen könne. Wallenstein trug seinem Kaiser vor: „wenn Eure Kaiserliche Majestät auch zehn Viktorias würden erhalten, sei doch nichts gewonnen, der Feind habe allezeit Mittel, sich wieder aus eigenen Kräften und benachbarten Hilfen zu erholen." Höchst vorsichtig operierte auch Gustav Adolf, so daß bei seiner Landung in Pommern bis zur Schlacht bei Breitenfeld fünf Vierteljahre vergingen, und im achtzehnten Jahrhundert lehrte der Spanier Santa Cruz, „man müsse niemals eine Schlacht wagen, es sei denn, man habe einen ausdrücklichen Befehl von seinem König oder doch die Einwilligung der übrigen Generale dazu erhalten".

Wann war denn nun aber schließlich überhaupt eine Schlacht ratsam oder geboten? Diese Frage suchte der vielgelesene und einflußreiche, auch in deutscher Uebersetzung verbreitete französische Militärschriftsteller Feuquières systematisch zu beantworten. „Weil die Schlachten Hauptactiones einer Armee sind und offtmahls dem gantzen Kriege oder wenigstens fast allezeit dem Feldzug den Ausschlag geben, so soll man solche nicht anders liefern, als wenn es die Nothdurfft erfordert und wichtige Ursachen dazu vorhanden sind. Die Gründe, den Feind aufzusuchen und mit ihm zu schlagen, sind:

Wenn man ihm an Zahl und Güte der Truppen überlegen: wenn die feindlichen Generale uneinig sind oder verschiedenes Interesse haben und wenig geschickt sind und sich unachtsam zeigen; wenn es gilt einen belagerten Platz zu entsetzen; wenn zu befürchten ist, daß die Armee auseinanderginge dafern man dem nicht durch einen Erfolg zuvorkäme, ferner wenn dem Feinde Succurs bevorsteht: wenn man bereits Vorteile davongetragen, und endlich wenn man gemeynet ist, den gantzen Krieg vermittelst einer einzigen Schlacht auf einmahl zu entscheiden. — Hingegen wird man zur Vermeidung eines Treffens bewogen, wenn man von einem Siege weniger Nutz zu erhalten als Nachtheil von einer Niederlage zu befürchten hat, wenn man dem Feinde weder an Zahl noch Tüchtigkeit der Truppen gleicht, wenn man selbst Hülffe erwartet, wenn man den Feind vorteilhafft postiret findet oder aber Ursache zu hoffen hat, die feindliche Armee durch Verzug und Vermeidung des Treffens zu zerstreuen."

Sieht man diese Darlegung näher an, so erkennt man, daß Feuquières eine wirkliche positive Antwort auf seine Frage nicht gefunden hat: es gibt Gründe für das eine und für das andere, aber die schließliche Entscheidung, ob geschlagen werden soll oder nicht, ist doch in das subjektive Ermessen des Feldherrn gestellt. Diese Strategie bewegt sich sozusagen zwischen zwei Polen, der Schlacht und dem Manöver, die einander entgegengesetzt und doch nicht voneinander zu trennen sind. Man erkennt ebensowohl, daß ein Krieg, der Schlacht und Blutvergießen ganz ausscheiden wollte, ein Unding ist, als man auf der anderen Seite einsieht, daß es eine Unmöglichkeit ist, mit den geringen Mitteln, über die man nun einmal nur verfügt, von Schlacht zu Schlacht schreitend die großen und starken Staatsgebilde, die in Europa bestanden, niederzuwerfen. Ein kriegerisches Genie höchsten Ranges, König Karl XII. von Schweden, der das Schicksal in dieser Weise zu zwingen suchte, ging endlich, nachdem er die glänzendsten Erfolge davongetragen, daran zugrunde.

Nichts ist interessanter, als zu sehen, wie Friedrich der Große mit diesem Problem gerungen hat. Er hat die Betrachtungen Feuquières' zum großen Teil wörtlich in seine Generalprinzipien vom Kriege aufgenommen und sozusagen versucht, den auf die Schlacht gerichteten Pol zu verstärken, indem er hinzufügte, daß die Kriege Preußens kurz und vif sein müßten. Aber eine prinzipielle Beantwortung der Frage: wann ist eine Schlacht zu schlagen? hat

auch er nicht gefunden und konnte sie nicht finden, weil es keine gab. Das preußische Heer war viel zu klein, in der Mannschaft zu viel Unzuverlässigkeit, die Lineartaktik zu unbiegsam, das Verpflegungswesen zu schwerfällig, als daß der König je daran hätte denken können, Oesterreich wirklich niederzuwerfen, Wien zu nehmen oder auch nur ernstlich zu bedrohen, also einen Krieg zu führen, wie er zu unserer Zeit im Jahre 1866 geführt worden ist. Auch wenn er im Augenblick große Ueberlegenheit in der Hand hatte, lehnte er doch eine Kriegführung in dieser Art ab. Nach seinem Siege bei Mollwitz stand er den ganzen Sommer Neippergs 25 000 Mann mit sechzigtausend Mann gegenüber, griff aber, statt eine Schlacht zu erzwingen, zu diplomatischen Hilfsmitteln. Im nächsten Jahre, 1742, machte ihm der französische Marschall Broglie, der mit einem Heer bis nach Böhmen gekommen war, vergeblich den Vorschlag zu einem großen konzentrischen Angriff gegen die Oesterreicher, der sie vernichtet hätte, wenn er gelang. Im Jahre 1744 ließ er sich, ohne eine Schlacht zu wagen, durch Traun aus Böhmen herausmanövrieren und erlitt dabei die schwersten Verluste. Selbst im Jahre 1756, wo er mit einer großen Uebermacht über die noch ungerüsteten Oesterreicher hätte herfallen können, ehe die Russen und Franzosen zur Stelle waren, tat er das nicht, sondern begnügte sich mit der Okkupation Sachsens. Das nächste Jahr, 1757, bewies ihm nur zu sehr, daß er damit richtig gehandelt hatte, denn der Schlag, den er jetzt mit unerhörter Wucht zu führen gedachte, mißlang. Wohl siegte er bei Prag, aber sechs Wochen darauf bei Kollin ging alles wieder verloren — nicht wegen einzelner Fehler, die der General von Manstein oder Moritz von Dessau oder er selbst begangen hätte, sondern weil er zu schwach war. Die Stellung der Oesterreicher war für die damalige Taktik fast unangreifbar; jede Bewegung, die die Preußen machten, konnte Daun von seiner Höhe aus einsehen und Gegenmaßregeln ergreifen. Der Ueberlegenheit der Oesterreicher fehlte nicht viel am Doppelten. Friedrich wußte, daß im Kriege gewagt werden muß, und gerade nach der Niederlage von Kollin befestigte er sich nur um so mehr in der Ueberzeugung, daß nur Kühnheit ihn retten könne. Diese Gesinnung führte ihn zu den Tagen von Roßbach und Leuthen, aber aus der Polarität der Ermattungsstrategie, die nun einmal durch die Verhältnisse unabänderlich gegeben war, kam er darum doch nicht heraus, und eigentlich nur noch dreimal in den übrigen fünf Jahren des Krieges, bei Zorndorf, Kunersdorf und Torgau,

hat er den Versuch gemacht, mit einer äußersten Kraftanstrengung durch Gewalt das Schicksal des Krieges zu wenden. Aber ganz abgesehen von Kunersdorf war auch bei Zorndorf und Torgau der Erfolg nicht durchschlagend genug, der Verlust zu furchtbar, als daß er auf diesem Wege hätte fortfahren können. Die Natur seines Temperaments, sein hoher strategischer Mut trieben ihn unausgesetzt auf den Pol der Schlacht und heben ihn damit hoch über alle seine Zeitgenossen im Kriegswerk, die sachlichen Bedingungen seines Handelns aber ketteten ihn mit unzerreißbaren Banden an den Pol des Manövers. Schließlich hat er sich diesen Anschauungen genähert, daß seine Aeußerungen fast in Widerspruch zu seinen Taten zu stehen scheinen.

In den im Herbst 1759 niedergeschriebenen Betrachtungen über das militärische Talent und den Charakter Karls XII. heißt es, der König habe bei mancher Gelegenheit sparsamer mit Menschenblut sein können. „Es gibt allerdings Lagen, wo man sich schlagen muß; man soll sich aber nur dann darauf einlassen, wenn man weniger zu verlieren als zu gewinnen hat, wenn der Feind, sei es beim Lagern, sei es beim Marsch, nachlässig ist, oder wenn man ihn durch einen entscheidenden Schlag zwingen kann, den Frieden anzunehmen. Es steht übrigens fest, daß die meisten Generale, welche sich leicht auf eine Schlacht verlassen, nur deshalb zu diesem Auskunftsmittel greifen, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Weit entfernt, dieses ihnen als Verdienst anzurechnen, sieht man es vielmehr als ein Zeichen von Mangel an Genie an."

Des breiteren hat der König sich in der Einleitung zu seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges ausgelassen. Er erklärt hier die Methode Dauns für „die ohne Widerspruch gute" und fährt fort: „— ein General würde Unrecht haben, wenn er darauf losgeht, den Feind in Gebirgsstellungen oder kupiertem Terrain anzugreifen. Der Drang der Umstände hat mich bisweilen gezwungen, zu diesem Aeußersten zu schreiten; aber wenn man Krieg mit gleichen Kräften führt, so kann man sich sicherere Vorteile durch List und Geschicklichkeit verschaffen, ohne sich so großen Gefahren auszusetzen. Häuft viele kleine Vorteile, ihre Summe bringt große zusammen. Uebrigens ist der Angriff eines gut verteidigten Postens ein hartes Stück Arbeit; man kann leicht zurückgeworfen und geschlagen werden. Man siegt mit einem Opfer von fünfzehn- und zwanzigtausend Mann; das legt eine schwere Bresche in eine Armee. Die Rekruten, selbst angenommen, Ihr habt deren genug, ersetzen die Zahl,

aber nicht die Qualität der Soldaten, welche Ihr verloren habt. Das Land entvölkert sich, indem es die Armee erneuert; die Truppen degenerieren, und wenn der Krieg lange währt, findet man sich endlich an der Spitze von schlecht exerzierten, schlecht disziplinierten Bauern, mit denen Ihr kaum wagt, vor dem Feinde zu erscheinen. In einer bösen Situation mag man sich mutig von den Regeln emanzipieren, die Notwendigkeit allein kann uns zu verzweifelten Mitteln treiben, wie man den Kranken ein Brechmittel gibt, wenn kein anderes Heilmittel bleibt. Aber diesen Fall ausgenommen, muß man meiner Meinung nach mit mehr Schonung vorgehen und nur mit guter Berechnung agieren, weil im Kriege der, der das wenigste dem Zufall überläßt, der geschickteste ist."

In seinem „Militärischen Testament" 1768 ist der König dann noch einen Schritt weiter gegangen und verwirft sogar die Schlachten in der Ebene, die ebenso gewagt seien, wie die gegen feste Stellungen. Die ungeheure Vermehrung der Artillerie, zu der beide Parteien sich im Laufe des Siebenjährigen Krieges getrieben gesehen hatte, hatten wesentlich dazu beigetragen, den Angriffsgedanken in dieser Art abzuschwächen.

Nur zwanzig Jahre nach dem Tode des großen Königs brach die preußische Armee und mit ihr der preußische Staat bei Jena und Auerstädt zusammen. Man hat das oft so zu erklären gesucht, daß die Nachfolger das Werk Friedrichs hätten verfallen lassen, und gewiß hatten sich mancherlei Mißbräuche eingeschlichen: die Festungen waren in schlechtem Zustand und hatten zum Teil abgelebte Kommandanten, und besonders ließ es die höchste Führung im Felde an sich fehlen. Aber alle diese Mängel gehen doch nicht auf den Kern der Sache, und man ist verpflichtet zu sagen, daß die Armee auch wieder in vielen Einzelheiten nicht schlechter, sondern sogar besser geworden war als zu Zeiten Friedrichs. Dennoch mußte sie erliegen, nicht nur, weil sie es mit dem Genie Napoleons zu tun hatte, weil dieser über fünfzig Millionen Untertanen gebot, der König von Preußen nur über zehn, sondern vor allem, weil sie noch die Armee des ancien régime war, während die Franzosen ein völlig neues, weit überlegenes Wehr- und Kriegswesen repräsentierten. Napoleons Infanterie tiraillierte und es gab für sie kein ungangbares Gelände und deshalb für den Feldherrn keine unangreifbaren Stellungen. Der Soldat ernährte sich vom Lande, requirierte, was er gebrauchte, und der Feldherr operierte deshalb unabhängig von den nachzuschleppenden Magazinen. Schließlich

erlaubte die gesteigerte Masse seiner Soldaten in der Verfolgung eines Sieges ganze feindliche Länder zu besetzen und auch die größten Verluste bald wieder auszugleichen.

Eine Reorganisationskommission, die König Friedrich Wilhelm III. nach dem Frieden von Tilsit einsetzte, unternahm es, aus den Trümmern der alten eine neue Armee im neuen Geiste auferstehen zu lassen. Es gibt kein schöneres Blatt in der Weltgeschichte, als die Arbeit dieser Reorganisationskommission, Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Boyen, Götzen, die in der wunderbarsten Weise den höchsten Idealismus mit den sichersten und klarsten Anschauungen von der Wirklichkeit vereinigte und in vollkommener Einigkeit ihr Werk gegen alle Anfeindungen des Egoismus und des Kleinmuts durchkämpfte.

Friedrichs des Großen Armee war, wie wir gesehen haben, aufgebaut auf den ständischen Staat und konnte nur ihn als Grundlage haben, da der Begriff des Vaterlandes noch fehlte. Friedrichs Ruhm selber hatte noch diesen Begriff geschaffen: seit Roßbach und Leuthen gab es ein Preußen, von dem die Menschen nicht mehr lassen und das sie gegen die Welt und den Teufel zu verteidigen gewillt waren. Auf die Idee der Vaterlandsverteidigung also war die neue Armee aufgebaut und ihr höchstes Prinzip ist die allgemeine Wehrpflicht. Auch die Franzosen in der Not ihres Revolutionskrieges hatten 1793 die allgemeine Wehrpflicht proklamiert, sie aber bald wieder auf die untersten Schichten des Volkes eingeschränkt. Um ihretwillen mußte nun der Organismus der alten preußischen Armee in allen seinen Gliedern umgeschaffen werden.

Das Anwerben fremder Söldner hörte auf und wurde verboten. An ihre Stelle trat der Bürgerstand, für den bisher in der Armee kein Raum gewesen war, in sie ein. Das ging nicht an ohne eine Wandlung sowohl im Offizierkorps, wie in der Behandlung und im Wesen der Mannschaft im ganzen. Man konnte es den Söhnen des höheren Bürgerstandes nicht zumuten, bloß als Gemeine zu dienen, das Offizierkorps also mußte seine Pforten öffnen und auch den Bürgerlichen den Zutritt gestatten. Während man bisher jeden Junker auch bei allerdürftigster Bildung oft schon mit elf, zwölf Jahren aufgenommen hatte, wurden die Knaben jetzt überhaupt nicht mehr zugelassen und die Zulassung von dem Bestehen eines Examens abhängig gemacht. Examina pflegen wir nicht als weltgeschichtliche Ereignisse zu betrachten, die Einführung des preußischen Fähnrichsexamens aber kann tatsächlich als ein solches

angesehen werden: es stellt den Abschluß einer mehr als tausendjährigen Epoche dar, wenn wir uns erinnern an jenes Geschichtchen von dem jungen Gotenkönig und uns die Bedeutung des Uebergangs vom ständischen in den staatsbürgerlichen Nationalstaat klarmachen. Wiederum die Mannschaft, befreit von den fremden Söldnern und ergänzt durch zahlreiche Söhne des Mittelstandes, die doch nicht hoch genug standen, um in das Offizierkorps einzutreten, konnte und brauchte nicht länger unter den alten Disziplinargesetzen gehalten zu werden. Die gräßliche Strafe des Spießrutenlaufens wurde abgeschafft und das Prügeln verboten. Gneisenau schrieb seinen prächtigen Artikel über die „Freiheit des Rückens". Vor Jena hatte es noch, wie manche Beobachter berichten, für preußische Zucht gegolten, den Rekruten beim Ausexerzieren krumm und lahm zu schlagen, Gneisenau schrieb jetzt: „Jede Nation muß sich selbst ehren und keine Einrichtungen bei sich dulden, die sie in den Augen anderer Völker herabsetzen"; die Beweggründe für das Wohlverhalten seien nicht ferner im Holz aufzusuchen, sondern im Ehrgefühl.

Unter der Roheit der älteren Zeit hatte nicht nur der gemeine Mann, sondern, wie wir schon gesehen haben, auch die vornehme Welt selber zu leiden. Offiziere wurden in Arrest geschickt, indem man sie vom Exerzierplatz weg durch einen Unteroffizier und zwei Mann wegführen ließ. Gneisenau entwarf die neue Verordnung, in der bestimmt wurde, daß der gewöhnliche Arrest eines Offiziers in der Beschränkung auf seine eigene Wohnung, ohne alle Bewachung, auf Treu und Glauben bestehen solle; wer einen solchen Arrest breche, sei nicht mehr fähig, Offizier zu sein. Das Ehrengericht des Offizierkorps selbst sollte in Zukunft die Disziplinargewalt des Vorgesetzten ergänzen.

Mit solchen Mitteln ist es der Reorganisationskommission gelungen, gleichzeitig die gesellschaftliche Sphäre des preußischen Offizierkorps zu erweitern und dennoch den ritterlichen Geist, diesen kostbaren Schatz, der sich von den Gefolgsmannen und Vasallen der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart fortgeerbt hat, nicht nur zu erhalten, sondern noch zu veredeln und zu läutern.

Die allgemeine Wehrpflicht blieb bis zum Jahre 1866 das große Prinzip, wodurch sich der preußische Staat nicht nur von den anderen deutschen, sondern von allen europäischen Staaten unterschied. Im Offizierkorps und in der allgemeinen Wehrpflicht, den deutschen Urinstitutionen, die sich, fortlebend oder wieder auflebend,

zu einer organischen Einheit zusammenschließen, liegt das sieghafte Prinzip, das Preußen befähigte, unter dem Sohn Friedrich Wilhelms III. den deutschen Nationalstaat zu schaffen.

Die Masse der Männer, die die allgemeine Wehrpflicht zur Verfügung stellte, war so groß, daß sie im Rahmen des stehenden Heeres und seiner Reserven nicht unterzubringen war. Scharnhorst stellte deshalb neben das stehende Heer die Landwehr mit eigener Organisation. Da es nicht möglich war, in der kurzen Zeit der Vorbereitung und bei den äußerst beschränkten Mitteln, wo man zeitweilig die Armee bis auf zwanzigtausend Mann vermindern mußte, die gesamte Mannschaft durch die Schule des stehenden Heeres hindurchgehen zu lassen, so haben im Jahre 1813 die Landwehrbataillone vielfach aus fast ganz unausgebildeten Mannschaften zusammengesetzt werden müssen. Man kann es wohl verstehen, daß die Offfziere der alten friderizianischen Schule vor Entsetzen starr waren, als Scharnhorst zuerst mit solchen Plänen hervortrat, und es muß auch zugestanden werden, daß die Landwehrbataillone, trotz des besten Geistes, der sie beseelte, im Jahre 1813 nicht selten versagt haben und auch in ihrem Bestande überaus schnell zusammenschmolzen. Aber nur um so höher werten wir den Idealismus der Männer der Reorganisationskommission, die sich durch solche Möglichkeiten und Besorgnisse nicht schrecken ließen, sondern nur das Plus, das trotz aller Mängel doch noch mit den Landwehrbataillonen für Preußen in dem großen Völkerkampfe in die Wagschale geworfen werden könne, in Betracht zogen.

Das Heer der allgemeinen Wehrpflicht löste sich los von der friderizianischen Lineartaktik und nahm das Schützengefecht an. Schon der große König selber hatte je länger, je mehr die Notwendigkeit dieser Reform erkannt und Ansätze dazu gemacht. Aber die Natur seines Heeres widersprach, und das Gros der Infanterie blieb in den Formen, in denen man im Siebenjährigen Kriege gesiegt hatte. Nunmehr machte das Exerzierreglement von 1812 ganze Arbeit. Obgleich man sich damit an das französische Muster anlehnte, so ist doch, merkwürdig genug, das preußische Reglement das frühere. Die neue Fechtweise hat sich in der französischen Armee lange rein praktisch entwickelt, sogar im Gegensatz zu den noch immer zu Recht bestehenden Vorschriften. Napoleon selbst hat es nie für nötig gehalten, eine systematische Vorschrift darüber zu erlassen, und erst im Jahre 1832 unter Louis Philipp ist das Tiraillieren bei den Franzosen reglementarisch geworden.

Mit dem neugebildeten Heer konnte nun nach Scharnhorsts frühem Tode Gneisenau als Blüchers Generalstabschef jene Operationen durchführen, durch die Napoleon strategisch überwunden worden ist und die für König Friedrich noch schlechthin unmöglich gewesen wären. Friedrich hat seine scharf disziplinierten Bataillone durch ein Feuer zum Siege geführt, daß keine Truppe der Welt zu irgendeiner Zeit Größeres hat tun können und die Kraft der preußischen Landwehren von 1813 schwerlich dazu hingereicht hätte. Aber seine Armee hätte sich aufgelöst, wenn sie die Vor- und Rückmärsche hätte ausführen sollen wie die Schlesische Armee vor der Schlacht an der Katzbach; kein Feldherr hätte mit desertionsverdächtigen Soldaten den Marsch um Napoleon herum unter Aufgabe der Rückzugslinie machen können, durch den die Schlesische Armee die Schlacht bei Leipzig erzwang. Friedrich hat Kollin und Kunersdorf überstanden, aber nur, weil die feindlichen Feldherren mit ihren schwerfälligen Heeresapparaten und schwerfälligem Geist nicht verfolgten. Die Schlesische Armee überstand die Niederlage an der Marne im Jahre 1814 trotz Napoleon und lieferte, bei Ligny geschlagen, zwei Tage darauf die Schlacht bei Belle Alliance.

„Die Schlesische Armee," schrieb Gneisenau nach Katzbach an seine Frau, „hat sich hochverdient um die gute Sache gemacht, in acht Tagen sieben große Gefechte und eine Schlacht geliefert, mit Entbehrungen gekämpft; im Schlamm die Nächte, zum Teil barfuß, zugebracht; durch angeschwollene Regenbäche gewatet; sich tapfer geschlagen. So ist der Soldat ein ehrwürdiges Glied der menschlichen Gesellschaft."

Die Bataillone und Schwadronen Friedrichs des Großen sind militärisch der konträre Gegensatz der Kriegsart des Rittertums. In diesem ist die einzelne Persönlichkeit alles, die Gesamtheit nur eine Summierung der Einzelnen, ihre Ordnung nur eine äußerliche und beiläufige. In Friedrichs Armee ist der Einzelne fast nichts, der taktische Körper, der Zusammenhalt alles; selbst die widerstrebendsten Elemente, einmal in diese festen Linien eingestellt, werden mitgenommen und gezwungen, die Helden zu spielen. Wir haben die Stärke und die Schwäche beider Formen kennen gelernt: die Ritter sind zu wenig zahlreich und ermöglichen nur im geringsten Maß eine taktische Führung; die friderizianischen Einheiten sind starr, in hohem Grade vom Gelände abhängig, unzuverlässig, sobald sie nicht in Reih und Glied sind. Die neue Zeit, die in Frankreich die Revolution gewaltsam heraufführte und Scharnhorst organisch aus

der alten preußischen Armee aufwachsen ließ, sucht mehr und mehr die Stärken der beiden Pole, des Qualitätskriegers auf der einen, des taktischen Körpers auf der anderen Seite zu vereinigen und die Schwächen auszuschalten. Die starren Linien werden aufgelöst in biegsame Schützenketten; die Mannschaft wird aus der Form der einexerzierten Glieder entlassen, aber so erzogen, daß sie auch in aufgelösten Wellen in der Hand ihres Offiziers bleibt. Der persönliche Wille des Einzelnen und der Gesamtwille des Organismus unterdrücken sich nicht, sondern greifen ineinander, halten und treiben sich gegenseitig.

Aus Scharnhorsts Schule ist schließlich auch der Mann hervorgegangen, der als der größte Denker aller Völker und Zeiten auf dem Gebiete des Mars durch sein Werk „Vom Kriege“ der Lehrer Moltkes, der „Schulmeister von Königgrätz“ geworden ist: Karl von Clausewitz. Clausewitz, der 1818 bis 1830 Direktor der Kriegsakademie war, bildet sozusagen den Uebergang, die Ueberleitung von der Epoche der Verjüngung des preußischen Staates und der Freiheitskriege zu der nächsten großen Epoche der deutschen Einigungskriege. Ich glaube daher, diesen Ueberblick nicht besser schließen zu können, als mit dem Satz, in dem Gneisenau selber das Verhältnis der militärischen Neuschöpfer des Staates charakterisiert hat. Als die Freunde im Jahre 1823 zusammentraten, um die Gebeine Scharnhorsts von Prag, wo er gestorben und beigesetzt war, in Berlin auf den Invalidenkirchhof überführen zu lassen und sein Grab mit dem Denkmal des schlafenden Löwen zu schmücken, da schrieb Gneisenau an Clausewitz: „Sie waren sein Johannes, ich nur sein Petrus, doch bin ich ihm nie untreu geworden, wie jener seinem Meister.“

Notizen und Besprechungen.

Der Wohnsitz der mittelbaren Staatsbeamten und die Gemeinden.

Das für den preußischen Staatsbeamten noch immer gültige Allgemeine Landrecht bestimmt, daß kein Beamter den ihm zur Ausübung seines Amtes angewiesenen Wohnort ohne Vorwissen und Genehmigung seiner Vorgesetzten verlassen darf (§ 92, II 10), und der erste Senat des Oberverwaltungsgerichts hat mit Berufung auf diese Bestimmung entschieden, daß auch die mittelbaren Staatsbeamten sich disziplinarisch strafbar machen, wenn sie eigenmächtig ihren Wohnsitz von dem Amtssitz nach einem Nachbarort verlegen (s. Das Recht, Rundschau für den deutschen Juristenstand, 1910, S. 45).

Demnach fordert ein Beamter, dessen Amtssitz Berlin ist, die Strenge des Gesetzes heraus, wenn er ohne zu fragen etwa aus dem Hause Nr. 100 der Bülowstraße in das Nebenhaus Nr. 101 zieht, denn damit verlegt er seinen Wohnsitz in den Nachbarort, und wenn ein Beamter, der aus der Provinz nach Berlin versetzt wird, sich in den schwierigen Grenzverhältnissen innerhalb Groß-Berlins nicht zurechtfindet und unwissentlich auf Schöneberger oder Charlottenburger Gebiet sich ansiedelt, so findet er in seiner mangelhaften topographischen Begabung keine Entschuldigung, denn Rechtsirrtum schützt nicht, wie das O.V.G. ausdrücklich einschärft.

Ganz so schlimm ist es nun freilich in der Praxis nicht. Die Verwaltung ist milder als das Gericht. Es wird nicht wenig unmittelbare Staatsbeamte in Berlin geben, die ahnungslos in einem Vorort Wohnung genommen haben, ohne von ihrer vorgesetzten Behörde über ihren Rechtsirrtum aufgeklärt zu werden, und wenn etwa ein Regierungsrat sich eine hübsche Villa im Grunewald baut, ohne seine Dienstvorgesetzten um die Erlaubnis dazu gebeten zu haben, so werden diese schwerlich Anstoß daran nehmen, in den gastlichen Räumen des Staatsverbrechers freundschaftlich zu verkehren.

Aber der Standpunkt der vorgesetzten Behörde ändert sich, sobald es sich um einen mittelbaren Staatsbeamten handelt. Wenn z. B. ein Lehrer an einer höheren Schule in Wilmersdorf sich einfallen ließe, aus Nr. 66 der Fasanenstraße nach Nr. 67 überzusiedeln, ohne sich der Genehmigung

seiner vorgesetzten Behörde, des Provinzialschulkollegiums, vorher versichert zu haben, so würde diese Behörde, obwohl ihre Mitglieder, so viel ich weiß, mit einer einzigen Ausnahme außerhalb ihres Amtssitzes wohnen, ihn alsbald auf seine Kontravenienz energisch aufmerksam machen. Würde er aber vorschriftsmäßig um die Genehmigung zu einer Verlegung seines Wohnsitzes einkommen, so würde man ihm ohne viele Worte bedeuten, daß davon keine Rede sein könne.

Warum wird hier mit so verschiedenen Maßen gemessen? Etwa weil der mittelbare Staatsbeamte dem unmittelbaren gegenüber als minderwertig angesehen wird? Gewiß nicht. Das A.L.R. schreibt dem mittelbaren Staatsbeamten dieselben Rechte und Pflichten zu wie dem unmittelbaren, und es macht in der Forderung der Residenzpflicht keinen Unterschied zwischen beiden; das O.V.G. aber leitet die Residenzpflicht des mittelbaren Staatsbeamten ausdrücklich aus seiner Beamtenqualität ab. Oder sind, um bei dem angenommenen Beispiele zu bleiben, die Provinzialschulräte von jeder altruistischen Regung so unberührt, daß sie anderen nicht gönnen, was sie sich selber zubilligen? O nein. Diese Herren sind ganz gewiß liebenswürdige und wohlwollende Vorgesetzte, die berechtigten Wünschen der ihnen unterstellten Beamten gern entgegenkommen. Aber sie können nicht, sie haben einen Aufpasser, der über die Erfüllung des Gesetzes wacht, und der sie unfehlbar bei dem Minister verklagen würde, wenn sie eine Uebertretung des Gesetzes zuließen, ja sogar wenn sie von dem ihnen gesetzmäßig zustehenden Rechte zur Genehmigung einer erbetenen Wohnungsveränderung Gebrauch machen wollten. Dieser Hüter des Gesetzes ist der Magistrat des Vorortes, in dem solch ein veränderungssüchtiger Lehrer beamtet ist. Es ist merkwürdig, daß die modernen, durchweg liberal angehauchten Magistrate so erpicht auf die Befolgung, ja Verschärfung des A.L.R. sind, da ihnen doch ein geringschätziges Lächeln über den veralteten Geist des aufgeklärten Despotismus so viel besser stehen würde. Aber vielleicht handeln auch die Magistrate, ebenso wie das Provinzialschulkollegium, nur in der Furcht eines höheren Herrn. Denn auch der mächtigste Magistrat ist nicht ganz unabhängig und kommt gar bald in eine unbehagliche Position, wenn er sich zu den Herren Stadtverordneten in Gegensatz stellt. Diesen kommt es zwar verzweifelt wenig auf das A.L.R. an, aber um so mehr auf das, was sie für das oberste Interesse der Stadt halten, die Steigerung der Steuerkraft und der Grundrente. —

Auf diese Weise wird einem veralteten Gesetze, dessen buchstäbliche Auslegung auf die modernen Verhältnisse, speziell auf die Verhältnisse von Groß-Berlin, wie die Faust aufs Auge paßt, eine seinem Sinne vollkommen widersprechende praktische Bedeutung gegeben. Denn es ist klar, daß der Gesetzgeber dem Beamten eine Residenzpflicht nur im Interesse des Dienstes auferlegt hat. Aber der mittelbare Staatsbeamte, der seinen Wohnsitz verlegen möchte, kann noch so bündig nachweisen, daß sein Wunsch mit den Interessen des Dienstes nicht kollidiert, er wird dafür bei seiner vorgesetzten

Behörde nur taube Ohren finden. Die vorgesetzte Behörde wird die Frage des Dienstinteresses überhaupt nicht prüfen. Sie wird bei dem betreffenden Magistrat anfragen, ob ihm die Absicht des Petenten genehm ist. Der Magistrat wird antworten, daß er sich aus prinzipiellen Gründen dagegen erklären müsse. Die vorgesetzte Behörde wird dem Petenten davon Mitteilung machen und daran den Bescheid knüpfen, daß sie somit nicht in der Lage sei, seinem Wunsche zu willfahren, und damit hat dann die Sache ihr Bewenden.

Warum beugt sich der Staat in dieser Weise vor dem Willen der Gemeinden? Warum enthält er den mittelbaren Staatsbeamten, denen nach dem Gesetz dieselben Rechte wie den unmittelbaren zustehen, etwas vor, was er diesen, sei es stillschweigend wie den meisten, sei es auf Ersuchen, wie den richterlichen Beamten, zugesteht?

Oder ist der steuerfiskalische Gesichtspunkt der Gemeinden zu billigen, und muß man es für ihr gutes Recht halten, wenn es auch nirgends geschrieben steht, daß sie von den Beamten, die sie besolden, einen Teil ihres Einkommens in Gestalt der Gemeindesteuern wieder zurückfordern? Die Frage ist zu prüfen. Ich will mich dabei auf eine bestimmte Beamtenkategorie, die der Oberlehrer, beschränken, weil ich ihr Verhältnis zu den Gemeinden aus unmittelbarer Erfahrung beurteilen kann.

Von den im Solde der Gemeinden stehenden Oberlehrern ist in letzter Zeit wiederholt der Anspruch erhoben, als unmittelbare Staatsbeamte anerkannt zu werden. Für unsere Frage ist es irrelevant, ob dieser Anspruch für begründet oder unbegründet erachtet wird. Ich für meine Person bin der Meinung, daß der Lehrer an einer städtischen Schule als Beamter zu der Stadt, die ihn besoldet, in einem näheren Verhältnis als zum Staate steht, und ich kann es den Magistraten, denen der Staat verstattet, die Lehrer an den von den Städten gegründeten Schulen anzustellen und über ihre Qualifikation für ihre Posten zu urteilen, nicht verdenken, wenn sie ihr Recht nicht lediglich auf die Vergünstigung, den Lehrern ihr Gehalt auszahlen zu dürfen, beschränkt sehen wollen. Aber ich bestreite, daß aus dem Patronat des Magistrats die Berechtigung folgt, den Lehrer in seiner Bewegungsfreiheit zu beschränken und für sein und seiner Familie Wohlbefinden so zu sorgen, wie er es für richtig hält, und ich behaupte, daß die Städte damit nicht in ihrem Interesse handeln, sofern sie das Interesse der von ihnen unterhaltenen Schulen für ihr eigenes Interesse halten. Es ist selbstverständlich, daß man von dem Beamten jede Beschränkung verlangen kann und soll, die die pflichtmäßige Erfüllung seines Amtes nötig macht, aber alle Bevormundung und Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit, die darüber hinausgeht, muß notwendig verbittern und die Freudigkeit am Berufe vermindern. Die Regelung der Wohnungsfrage aber ist für jeden Menschen die Grundlage nicht nur seiner äußeren Existenz. Wohlbehagen, gute Laune, Gesundheit, Gedeihen der Kinder hängt davon ab.

Und welchen Sinn hat es insbesondere in den Verhältnissen von Groß-Berlin, wenn die einzelnen Gemeinden sich gegeneinander abschließen und für eine nicht geringe Zahl von Staatsbürgern unüberschreitbare Grenzpfähle errichten? Befriedigen sie etwa alle berechtigten Wünsche auf dem Gebiete des Wohnungswesens? Ordnen sie ihre besonderen Interessen den Interessen der Gesamtheit unter, bändigen sie die Bodenspekulation und sind sie nach Möglichkeit bestrebt, allen Bürgern ihren Verhältnissen entsprechende Wohnungsbedingungen zu schaffen? Es gibt Vororte, die sich gern Gartenstädte nennen, in denen jeder Baum umgehauen wird, der einem künftigen Häuserblock im Wege steht. Die Gärten schwinden und die Häusermassen wachsen. Sie legen wohl hier und da Schmuckplätze an, auf deren wohlgepflegten Rasen die Bewohner der anliegenden Mietskasernen mit Wohlgefallen herabsehen können, auf dem sie aber beileibe ihre Kinder nicht spielen lassen dürfen. Kann man es bei einem solchen Gang der Dinge dem Einzelnen verdenken, daß er das Wohnungsproblem einstweilen für seine Person nach eigener Einsicht und eigenem Geschmack zu lösen sucht, und, wenn er das Bedürfnis nach Ruhe und Zurückgezogenheit fühlt oder den Wunsch hat, seine Kinder nicht in engen Straßen, sondern in reiner Luft aufwachsen zu lassen, ins Freie an den Waldesrand hinauszieht, solange das noch möglich ist?

Mir scheint diese Bindung, die die Magistrate der Vororte auf die mittelbaren Staatsbeamten ausüben, geradezu ungeheuerlich, am unbegreiflichsten aber, daß der Staat selbst diesen Zustand nicht nur toleriert, sondern unterstützt und ermöglicht. Ihm und nicht den Gemeinden sind die mittelbaren Staatsbeamten disziplinarisch unterstellt. Er braucht sie nur, wie das Gesetz vorschreibt, so zu behandeln wie die unmittelbaren, und jeder Grund zur Klage ist geschwunden. Solange aber der Staat das nicht tut, kann man von ihm nicht sagen, daß er jedem das Seine gibt. Dieser Grundsatz aber sollte doch wohl im preußischen Staate allen andern Rücksichten vorgehen.

Prof. Corßen.

Philosophie.

Zur ältesten Begriffsgeschichte von Deismus und Pantheismus.

Ein Nachtrag.

In meinem Aufsatz über den Pantheismus in seinem Verhältnis zum Gottesglauben des Christentums, Septemberheft der „Preußischen Jahrbücher“, habe ich S. 440 Anm. gezeigt, daß der erste „Pantheist“ dieses Namens, Toland, nach heutigem Sprachgebrauch nur Deist heißen könnte, wie auch der Erfinder und Gegner des „Pantheismus“, Fay in Holland, vielmehr Anti-Deist gewesen ist. Inzwischen habe ich dieselbe Begriffsverschiebung auch von der andern Seite her, in bezug auf Deist und Deismus,

gefunden und glaube nichts Ueberflüssiges zu tun, wenn ich die Hauptpunkte meiner Beobachtungen den Lesern dieser Zeitschrift vorlege.

In dem Briefwechsel des Spinoza, der neben des Meisters eigenen Briefen die wichtigsten Schriftstücke seiner Korrespondenten enthält, ist uns u. a. eine breite Kritik des theologisch-politischen Traktats überliefert. Der Verfasser dieser Abhandlung, in den älteren Ausgaben nur mit seinen Initialen L. v. V. bezeichnet, ist Lambert von Velthuysen, Doktor der Medizin zu Utrecht, Gegner und Freund Spinozas, 1622—1685*). Seine Kritik hat die Form eines Briefes an einen Freund J. O., was wahrscheinlich nicht, wie man bisher angenommen hat, in Johann Oosten, sondern in Jakob Ostens aufzulösen ist**).

Dieser Brief beginnt mit einem allgemeinen Urteil über Verfasser und Richtung des Traktats. Hier läßt sich der Briefschreiber also vernehmen: Von welchem Volk der Verfasser stammt und was für ein Leben er führt, ist mir nicht bekannt; es tut auch nichts zur Sache. Daß er ein guter Kopf ist und die Streitfragen, die die europäische Christenheit bewegen, gründlich studiert hat, beweist jede Seite seiner Schrift. Er geht von der Ueberzeugung aus, in bezug auf die Würdignng der Ansichten, die die Menschheit in Sekten und Parteien spalten, zu einem besseren Ergebnis zu gelangen, wenn er alle Vorurteile abstreife und ablege. Darum hat er ein übriges getan, den Geist von allem Aberglauben zu befreien, ist, um ganz unabhängig zu erscheinen, allzusehr in das Gegenteil verfallen und hat meines Erachtens, aus Furcht vor dem Aberglauben, mit der Religion überhaupt gebrochen. Wenigstens erhebt er sich nicht über die Religion der Deisten, die in diesem heruntergekommenen Zeitalter überall zahlreiche Anhänger hat, besonders in Frankreich, wo Mersennus eine mir von früher her bekannte Abhandlung gegen sie veröffentlicht hat. Meines Erachtens hat aber aus der Deistenschar kaum einer so raffiniert und gemein für jene abgründige Sache gekämpft, wie der Verfasser dieser Abhandlung. Ja, wenn mein Auge mich nicht trügt, so geht dieser Mensch noch über die Deisten hinaus und möchte die Menschen am liebsten, in religiöser Beziehung, noch ärmer machen (ep. 42, § 2. Opp. ed. Bruer II 282).

Velthuysen hat später anders geurteilt und ist aus einem Gegner wenigstens ein halber Freund Spinozas geworden. Aber das ist es nicht, worauf es hier ankommt, sondern die Tatsache, daß er den religiösen Standpunkt Spinozas, den er im weiteren Verlauf seines Briefes, nach den Daten des theologisch-politischen Traktats, mit allen Merkmalen des Pantheismus beschreibt, allgemein als Deismus charakterisiert. Spinoza, der seine Kritik durch Jakob Ostens erhielt, hat in seiner abgenötigten Erwiderung das Stichwort aufgenommen und die an dasselbe geknüpften Verdächtigungen

*) Vgl. über ihn Meinsma, Spinoza und sein Kreis. Deutsch von L. Schneider, 1909, S 246 f., 431 f., 444 Anm., 516.
**) Ibid. S. 413 Anm.

mit der überzeugenden Ruhe eines besseren Gewissens zurückgewiesen (ep. 49, § 2, p. 294).

Velthuysens Brief und die Tatsache, daß Spinoza in seiner Entgegnung das Stichwort selbst nicht korrigiert hat, beweisen, daß zu seiner Zeit Deismus und (rationaler) Pantheismus gleichbedeutende Begriffe waren. Man hat im 17. Jahrhundert Deismus genannt, was wir heute Pantheismus nennen. Dafür noch eine zweite Probe. Pierre Poiret, in seinen Cogitationes rationales de Deo, anima et malo, zweite Auflage 1685, die voll sind von bittersten Invektiven gegen die Person und Philosophie des Spinoza, sagt dem gehaßten Manne ebenfalls nach, daß er deistisch denke und lehre (p. 216 f. Anm.). Nach Poiret vereinigt Spinoza in seiner Doktrin vier grunderschütternde Ketzereien. Er ist erstens, wegen des Satzes von der Einheit der Substanz, Unitarier, zweitens, wegen der Lehre von den beiden gleich ewigen Attributen der Substanz, Polytheist, drittens, wegen seines hochmütigen Rationalismus, Deist, viertens, wegen seines Impersonalismus und dessen Konsequenzen, Atheist. Zu dem Titel Deist bemerkt Poiret, unter Berufung auf ep. 48 des Briefwechsels: Deisten sind Menschen, die von Gott nur gelten lassen, was ihre elende Vernunft, Phantasie und Gehirn, gelten lassen und auffinden, unter dem Bankerott des Glaubens und Offenbarung: wie es zuerst Spinoza getan hat, dem das Geheimnis der hochheiligen Trinität etwa ebenso sinnreich erscheint, wie die Freude eines Kreises an seiner (angeblichen) Dreifaltigkeit, wie auch die Menschwerdung Gottes für ihn soviel bedeutet, wie der Satz, daß ein Kreis ein Quadrat geworden sei u.s.f. — Im Anschluß an diese Erörterung tadelt er sogar noch den Philosophen Spinoza, daß er in seiner Erwiderung nicht streng zwischen Atheismus und Deismus unterschieden habe, sondern beide Begriffe als gleichwertig und gleichbedeutend behandele.

Wird nun auch mit dem Schlagwort „Deismus" in der Spinozakritik des 17. Jahrhunderts besonders das rationale Moment seines Pantheismus getroffen, so ist es doch, besonders bei Velthuysen, zugleich das Ganze dieses Standpunktes, was dadurch gerichtet werden soll. Velthuysen beruft sich auf Marinus Mersennus, den gelehrten Minoriten und bekannten Freund Descartes' (1588—1648). In der Tat hat Mersennus den Ausdruck „Deist". Er bedeutet bei ihm ungefähr dasselbe, wie Rationalist und Atheist. Deisten sind die Nachläufer der mittelalterlichen Freidenker, denen Moses, Mohammed und Christus für Betrüger, Judentum, Islam und Christentum für gleichberechtigte, weil gleichmäßig verlogene Religionen gelten (Quaestiones celeberrimae in Genesin, Paris 1623, p. 534).

Ausführlichst hat derselbe Mersennus sich ein Jahr später mit den Deisten auseinandergesetzt in der Schrift: L'impiété des Déistes, Athées et Libertins de ce temps, combatue et renversée de point en point par raisons tirées de la Philosophie et de la Théologie, Paris 1624*).

*) Ein Exemplar des äußerst seltenen Werkes befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Bonn.

Das Werk ist dem Kardinal Richelieu gewidmet und behandelt auf 834 Seiten in 26 Kapiteln mit umständlichster Breite die „Hauptlügen" des Deismus. Die Schrift ist in Dialogform verfaßt, das Ganze als ein Gespräch zwischen einem Theologen und einem „Deisten" gedacht und ausgearbeitet. Der Deismus wird auch hier mit allen Merkmalen des Freidenkertums gezeichnet und als dessen übelste Entartung vorgestellt. So schon in der Vorrede, wo es, nachdem von den Ungeheuerlichkeiten des modernen Atheismus kurz gesprochen worden ist, inbezug auf die Deisten weiter heißt: Comme le superbe n'a point de bornes et va tousiours croissant, il a faict renaistre en nos iours, et dans le coeur de nostre France, des cendres de ces malheureux une autre secte, qui sous l'appas d'un nom plus specieux expose un venin bien plus pernicieux en sa contagion que le premier. Les complices de ceste faction empruntent le nom et le titre de Deistes, pour abuser les ames plus simples et credules par l'opinion qu'ils leur donnent de recognoistre un Dieu et leur dessein est ce pendant de sapper sourdement les colomnes et les fondemens de la vérité Catholique.

Wir können auf Einzelheiten verzichten und heben nur noch ein Hauptstück heraus, nämlich das poetische Glaubensbekenntnis des Deisten in bezug auf Gott. Es lautet (p. 259):

Puisque l'estre éternel est éternellement
Très heureux et parfait en toute suffisance
Qu'il est la bonté mesme, et sage infiniment
Surtout ce qu'en conçoit l'humaine intelligence,

Le superstitieux est il pas insensé
De se le figurer constant et variable,
Embrasé de vengeance, et d'un rien offensé,
Ennemy des tyrans, et plus qu'eux redoutable?

Daß dieses Bekenntnis in keinem Sinne poetisch ist, gibt schon der Deist bei Mersennus zu. Aber darüber können wir mit ihm hinwegsehen, um festzustellen, daß ein sehr wichtiges Moment des Pantheismus, das Dogma von der Erhabenheit Gottes über alle menschlichen Vorstellungen und Begriffe, in diesen Reimen niedergelegt und gegen die Kirche ausgeprägt ist. In dem späteren Deismus spielt gerade das Erhabenheitsmotiv die geringste oder eigentlich gar keine Rolle. Die deistische Theologie ist überhaupt nur Antwort auf die Frage nach dem ersten Ursprung der Welt und der Dinge, und wo sie ins Materielle geht, denkt sie mit Vorliebe anthropomorph. Folglich werden wir sagen dürfen, daß, soweit man vor Spinoza, und auch noch geraume Zeit nach ihm, überhaupt Veranlassung fand, den Pantheismus von anderen religiösen „Verirrungen" abzuheben und abzugrenzen, man ihn unter dem Titel „Deismus" bekämpfte.

Das Stichwort „Deismus“ läßt sich bis in das zweite Drittel des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen. **Rudolf Eucken**, in seinen Beiträgen zur Einführung in die Geschichte der Philosophie, zweite Auflage 1906, teilt S. 146, Anm. 2, eine Stelle aus der mir nicht zugänglichen épitre dédicatoire des zweiten Bandes der Instruction Chrestienne des bekannten Genfer Mitreformators Petrus **Viret** vom Jahre 1564 mit. Dort lesen wir: Il y en a plusieurs, qui confessent bien qu'ils croyent qu'il y a quelque Dieu et quelque Divinité comme les Turcs et les Juifs. — J'ai entendu qu'il y en a de cette bande, qui s'appellent Déistes, d'un mot tout nouveau, lequel il veulent opposer à Athéisme.

Aus dieser wichtigen Mitteilung läßt sich ein Dreifaches entnehmen: (1). daß die Parteinamen „Deist“ und wahrscheinlich auch „Deismus“ um 1550 oder bald darnach entstanden sein müssen; (2). daß sie als Selbstbezeichnungen, zur wirksameren Abwehr des Atheismusvorwurfs entstanden sind; (3). daß der Deismus selbst sich als rationaler Monotheismus in die Geschichte eingeführt hat.

Durch diese Selbstabgrenzung wurde jedoch nur erreicht, daß in der Folge die Theologen und Wächter der Orthodoxie den Deismus als potenzierten, weil heimlichen und verkleideten Atheismus, mit doppelter Energie bekämpften. Wo man die Unterscheidung gelten ließ, wurde der Deismus als die gefährlichste und verheerendste Spielart des Atheismus verfolgt. Und zwar so, daß auch die pantheistischen Abweichungen vom kirchlich-trinitarischen Lehrbegriff unter diesen Titel mitbefaßt wurden.

Dafür haben wir noch aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein lehrreiches Beispiel. In seinem viel gelesenen Kompendium der Metaphysik: Entwurf der notwendigen Vernunftwahrheiten, dritte Auflage, Leipzig 1766, unterscheidet der bekannte Gegner des Wolffianismus, Christian August Crusius (1712—1775) S. 440 drei Hauptformen des Atheismus: die absoluten Atheisten, die, in der Art des Demokrit und Epikur, alle geistigen Substanzen leugnen, halbe Atheisten, die, wie Anaximander und Strato, geistige Kräfte nur innerhalb, nicht außerhalb der Welt als wirksam anerkennen, und endlich die Spinozisten, die den geistigen Weltgrund unter der Form der Substanz mit dem materiellen Weltinhalt zusammenfallen lassen. Er fährt dann wörtlich fort: Die beiden letzteren Arten von Atheisten meines Erachtens, sind es, welche man vor einiger Zeit auch mit einem besonderen Namen Deisten oder Universalisten zu nennen pflegte, weil nach ihrem Irrtum alles, was wir sehen und hören, mit zu Gott gehört. Jedoch, heißt es weiter, ist der Gebrauch des Wortes Deist schwankend, und diese Ursache der Benennung schickt sich auf die erste Art ebensowohl.

Es ist also noch zwischen 1760 und 1770 in Deutschland üblich gewesen, Deismus und Atheismus einerseits, Deismus und Pantheismus andererseits als gleichwertige Begriffe zu gebrauchen. Inzwischen läßt uns

gerade Crusius in den eben damals sich vollziehenden, zur Urform des Begriffes zurückstrebenden Verdichtungsprozeß hineinsehen. Denn S. 444 schlägt er vor, den Ausdruck Deismus auf die „virtuale Atheisterey" einzuschränken. Unter virtualer Atheisterei versteht er, was wir heute praktischen Atheismus nennen würden, nämlich die „der Verleugnung in den Folgen gleichgeltende Vorstellung von Gott, wenn man zwar den ersten Begriff von Gott einräumet, aber mit Verleugnung derjenigen moralischen Eigenschaften Gottes, aus welchen die Religion fließet." Diese letztere, fährt er fort, könnte man wohl dem gegenwärtigen Sprachgebrauch am gemäßesten die Deisterei nennen.

Wann der Begriff des Deismus von dem des Pantheismus scharf abgegrenzt und beide wieder zum Theismus in Gegensatz gestellt worden sind, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Den entscheidenden Anstoß hat wohl Jacobi gegeben, durch seine Mitteilungen über Lessings Pantheismus, 1780, und die große, dadurch entfesselte Kontroverse, an der bekanntlich auch Goethe bis zuletzt den nachhaltigsten Anteil genommen hat. Sein letztes Wort zu Eckermann ist noch ein Hymnus auf die pantheistisch-lebendige Gegenwart Gottes in der Welt und eine eben so kräftige Absage an die deistische Weltentfremdung der Gottheit.*) An der Herausarbeitung des Gegensatzes von Deismus und Theismus ist Kant, wie so oft, in hervorragender Weise beteiligt gewesen. In der Kritik der reinen Vernunft unterscheidet er Deisten und Theisten so, daß er sagt, der Deist glaube einen Gott sans phrase, der Teist dagegen einen lebendigen Gott (S. 661 der zweiten Auflage). Immerhin ist auch hier das charakteristische Merkmal der Weltentfremdung in bezug auf den deistischen Gottesbegriff noch nicht so deutlich ans Licht gestellt, daß man sagen könnte, Kant habe den gegenwärtigen Inhalt des Begriffes geschaffen. Er hat ihn mehr nur vorbereitet, und wenn er, kurz vorher (S. 660), den Deismus als Glaube an eine, nicht näher bestimmte, Weltursache definiert, im Unterschiede vom Theismus als dem Glauben an einen persönlichen Welturheber, so deutet er damit selber an, daß auch für ihn der Deismus noch nicht prinzipiell vom Pantheismus verschieden ist. Die strenge, dem heutigen Sprachgebrauch entsprechende Scheidung hat erst, unter lebhaftester Abweisung des Deismus, die Romantik vollzogen.

---

*) Mit Recht weist Lechler, Geschichte des englischen Deismus 1841, S. 459 darauf hin, daß die auf den Gegensatz von Immanenz und Transzendenz gestellte Begriffsbildung in bezug auf das Gottesproblem sich im Zeitalter des Deismus noch nicht so finde, wie man sich gewöhnlich vorstelle, weil die ganze Frage über das Verhältnis Gottes zur Welt damals überhaupt im Hintergrunde gestanden habe, und in diesem Sinne selbst pantheistische Deisten in jener Epoche nichts Unerhörtes gewesen seien. Er nennt als berühmtestes Beispiel den Dissenterprediger Thomas Morgan (+ 1743), der in seiner deistischen Hauptschrift The moral philosopher, 1737—40, auf die Weltgegenwart Gottes ein Gewicht legt, „das man nach der gewöhnlichen Vorstellung von der Ansicht des Deismus über das Verhältnis des Weltverlaufs zu Gott gerade umgekehrt erwartet" (S. 371).

Ich füge noch folgende, nach Abschluß des Manuskriptes gemachten Beobachtungen hinzu.

Die Parteinamen „Deismus" und „Pantheismus" finden sich in philosophischen Wörterbüchern zuerst bei J. G. Walch, in dessen Philosophischem Lexikon, Leipzig 1726. Hier heißt es vom Deismus (I 483): Man braucht dieses Wort . . . auf verschiedene Art. Einige belegen die Atheisten damit überhaupt, sie mögen nun die Existenz Gottes entweder ausdrücklich oder folgerungsweise leugnen, wenn sie in der Lehre von den Eigenschaften und Werken Gottes in gefährlichen Irrtümern stecken. Bayle (tom. 2 rép. aux quest. d'un Provincial p. 318, 468) versteht darunter die Feinde der Atheisten, welche von Gott wohl unterrichtet sind, gibt ihm also eine gute Bedeutung und schreibt es Theista*). Andere setzen die Deisten in die Klasse der Naturalisten**). Noch andere rechnen zu den Deisten diejenigen, welche den christlichen Glauben, die Vorsehung, die Geister, die Unsterblichkeit der Seele und das Gericht leugnen. — Hier hat also der Begriff des Deisten noch einen vierfachen Sinn. Er bezeichnet 1. den Atheisten, 2. den Theisten, 3. den Naturalisten, 4. den Materialisten. Kann man sich eine größere Unsicherheit denken? Deismus ist der bequeme Sammelname für jede philosophisch bestimmte Abweichung vom orthodoxen Gottesbegriff.

Der Pantheismus wird in demselben Lexikon als die frevelhafte Philosophie der Gleichsetzung von Gott und Welt erklärt (II 1951 p.).

In den gangbaren Wörterbüchern des 17. Jahrhunderts sucht man „Deismus" und „Pantheismus" vergebens. Sie fehlen sowohl bei Rud. Goclenius, Lexicon philosophicum, Frankfurt 1613, wie bei Joh. Micraelius, Lexic. phil., Stettin 1652; sie fehlen auch noch in dem großen Lexicon philosophicum des Stephan Chauvin, Leeuwarden 1713.

In dem aus den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts stammenden, von Lessing 1774 als erstes seiner Art veröffentlichten Fragment des Herm. Sam. Reimarus „Von Duldung der Deisten", werden unter Deisten moderne Arianer und Proselyten des Tores, das heißt Bekenner eines offenbarungsfreien, rational=natürlichen Monotheismus verstanden, ohne die leiseste Bezugnahme auf den Gegensatz von Immanenz und Transscendenz. Im Gegenteil: Deismus und Pantheismus rücken so dicht zusammen, daß, wenigstens für den common sense, jede Unterscheidung unmöglich wird. „Von Naturalisten, Deisten, Freidenkern stellt

*) Den Gegensatz von theists und atheists kann Eucken zuerst bei R. Cudworth, The true intellectual system of the universe 1678, nachweisen (Beiträge 2. Auflage, 1906, S. 146).

**) Der Jenenser Theologe Joh. Franz Buddeus, unterscheidet in seinen Theses theologicae de Atheismo et superstitione, Jena 1717, p. 211 Anm., drei Arten von Naturalismus: den feinen der Pelagianischen Naturbejahung, den gröberen des offenbarungskritischen Rationalismus, und den ganz groben der Verschmelzung von Gott und Natur: Spinozismus, Pantheismus, Atheismus.

sich der unwissende Hause im bösen Verstand nichts Besseres vor, als daß sie die Natur zu Gott machen, und in ungezügelter Frechheit bloß nach ihren Lüsten handeln" (Lessings Werke, Lachmann-Muncker, 3. Aufl., XII 259).

Auch Lessing, in seinem Nachwort (Ibid. S. 269), deutet den Gegensatz von Immanenz und Transscendenz nirgends an, sondern sieht im Deismus aufgeklärten Monotheismus und die Radikalphilosophie der Vernunft-Offenbarung. Ebenso der „platonisierende Gefühlsphilosoph", Jugendfreund und Schwager Goethes, Joh. Georg Schlosser, in seiner Abhandlung: Ueber die Duldung der Deisten, Basel 1784.

Der Ausdruck „Pantheismus", der sowohl bei dem englischen Spinozagegner Henri More (1614—1689), in seiner Kritik des theologisch-politischen Traktats 1677 (Opp. tom. I London 1679 p. 565 ff.) und der „Grundsäulen" des Spinozistischen „Atheismus" (Ibid. p. 615 ff.), wie bei Joh. Georg Wachter, in dessen „Spinozismus im Judentumb", Amsterdam 1699, und Elucidarius cabbalisticus, Romae 1706, noch fehlt, findet sich in Deutschland anscheinend zum erstenmal, noch vor Tolands Pantheisticon bei Joh. Franz Buddeus 1717. Während Buddeus*) noch in der Dissertatio philos. de Spinozismo ante Spinozam (Halle 1701), wie seine Vorgänger, im Spinozismus nur das Schreckgespenst des Atheismus umgehen sieht, spricht er 1717, wohl als der erste Philosoph und Theologe in Deutschland, in seinen Theses theologicae de Atheismo et superstitione, Jena 1717, p. 165 von Spinozisten vor Spinoza, die das Universum und die Natur als Gottheit verehren, und „darum neuerdings (hodie) von einigen Pantheisten genannt werden."

Für uns stellt sich heute der Gegensatz von Deismus und Pantheismus dar als der Gegensatz von Transscendenz und Immanenz, Personalismus und Impersonalismus, rationaler Theologie und mystischer Gottversunkenheit. Das 17. und 18. Jahrhundert hat, bis auf Jacobi, der die Persönlichkeitsfrage, und damit indirekt auch die übrigen Kontroversen, in Fluß gebracht hat, von diesem Gegensatz nichts gewußt. Es hat nur die Antithese gegen den kirchlichen Offenbarungsbegriff und das trinitarische Dogma, in welcher beide Standpunkte formell zusammentreffen, empfunden. Eine Differenzierung in unserem Sinne konnte erst eintreten, als dieses zertrümmert und jener zur Idee der allgemeinen Inspiration entschränkt und erweitert war. Sie ist, wie oben angedeutet, durch die Romantik vollzogen worden, und zwar zu gunsten eines lebendig-beseelten Pantheismus.

Berlin. Heinrich Scholz.

*) Eigentlich ein gewisser Joh. Friedr. Werder, unter dem Dekanat des Buddeus; aber Buddeus hatte sie, nach damaliger Sitte, wohl bis auf den Wortlaut des Textes inspiriert.

Geschichte.

ich nicht gleich die erste Ricke weg, sondern warte, bis das Rudel die Fütterung angenommen hat." — Dafür, daß auch 1870 noch große Hemmungen zu überwinden waren, bringt Suckow einen neuen Beleg; er erzählt, daß die Königin Olga für die Anerkennung der Kaiserkrone die Hohenzollernschen Lande zu erwerben wünschte, wie ja auch König Ludwig von Bayern nach ähnlichen territorialen Sondervorteilen strebte.

Das inhaltreichere Buch ist ohne Zweifel das Suckowsche. Während Mittnacht in der Hauptsache eine sachliche Rechtfertigung seiner Politik bis 1870 gibt, bringt Suckow außer seinen Erlebnissen als Minister eine Erzählung aus früheren Jahren, und was seine Denkwürdigkeiten besonders anziehend macht, ist nicht nur die Sache, die er vertritt, sondern vor allem die ungewöhnliche Persönlichkeit des Verfassers, die den Leser sofort mit Sympathie erfüllt. Er schildert die „gute alte Zeit" des Deutschen Bundes, den veralteten Schematismus im kleinstaatlichen Kontingent, das öde Garnisonleben in kleinen Städten, das den strebsamen, anregungsdurstigen, heißblütigen Offizier wiederholt auf Abwege brachte. Zum Glück errettete ihn stets seine große militärische Begabung und das Wohlwollen verständiger Vorgesetzter. Für den Einzelforscher sind von besonderem Interesse die Mitteilungen über den Feldzug von 1866, den er als Bevollmächtigter im bayerischen Hauptquartier mitmachte. Sie bestätigen durch viele Einzelzüge das, was man bereits über die Unzulänglichkeit der Bundesheerführung wußte. Gustav Roloff.

H. v. Arnim, Die politischen Theorien des Altertums. Wien, 1910. Verlag: Hugo Heller & Cie. Preis Kr. 1.50. 149 S.

In unserer Zeit des Drängens nach staatsbürgerlicher Belehrung darf auch die Altertumskunde nicht zurückbleiben; nicht nur die Geschichte, sondern auch die Philosophie des Altertums kann einen wertvollen Beitrag dazu leisten. Denn mit der Erklärung, daß Platos Staat eine bloße Utopie ist, ist die Sache nicht abgetan: mit wundervoller Klarheit heben sich doch auch daraus die nie veraltenden Grundbegriffe und Grundprobleme der Politik heraus. Mehr noch vielleicht hat uns der stets von den realen Verhältnissen und der Kenntnis des wirklichen Menschen ausgehende Aristoteles zu sagen. Wenn er z. B. anerkennt, daß bei jedem politischen Kampf neben ökonomischen Vorteilen auch die Ehre selbständiger Zweck ist, so beurteilt er die Volksseele richtiger, als die materialistischen Führer der gegenwärtigen Sozialdemokratie, und was er über die Notwendigkeit einer Mittelpartei oder über die Grenzen sagt, in denen sich die Besteuerung der Reichen halten muß, sollte auch unserer Zeit nicht verloren sein.

Die vorliegende Schrift v. Arnims nun bietet eine kurze und sehr klare Wiedergabe der politischen Theorien des Altertums, in welcher begreiflicherweise Plato und Aristoteles den breitesten Raum einnehmen. Nur

selten wird die Darstellung von kritischen oder polemischen Bemerkungen unterbrochen, die dann aber auch Hand und Fuß haben, wie man denn dem Verfasser z. B. darin Recht geben wird, daß Aristoteles keineswegs die Aufrichtung der absoluten Monarchie durch Alexander verschuldet hat.'

Wenn v. Arnim die in diesem Buch abgedruckten Vorlesungen auf dem Salzburger Ferialhochschulkursus gehalten hat, so denkt er sich seine Leser wohl zunächst in studentischen Kreisen. Wegen der Schlichtheit der Sprache eignet es sich aber auch für Gymnasiasten und alle, welche an die Lektüre der beiden großen Politiker des Altertums herantreten wollen oder nach einem Ersatz für eigene Lektüre suchen müssen.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Militärisches.

Die Einstellung „Vorbestrafter" in die französische Armee.

Im Aprilheft dieser Zeitschrift hatten wir den ungenügenden Bevölkerungszuwachs in Frankreich und seinen Einfluß auf die Armee besprochen. Es war dabei darauf hingewiesen worden, daß sich der Rückgang der Rekrutenkontingente von Jahr zu Jahr mehr fühlbar macht und daß die französische Regierung deshalb darauf bedacht sein muß, so viel als möglich die Zahl der Rekruten zu erhöhen oder wenigstens auf der jetzigen Höhe zu erhalten. Wir hatten einen kurzen Blick auf die beiden Rekrutierungsgesetze von 1889 und von 1905 geworfen und bemerkt, daß sich die milderen Bestimmungen des letzteren bezüglich Zuteilung der vorbestraften Rekruten in die Afrikanischen Strafbataillone als unheilvoll für die Armee erwiesen habe, so daß der Kriegsminister die Absicht ausgesprochen habe, auf die Bestimmungen des Gesetzes von 1889 in dieser Hinsicht zurückzukommen. Ein bezüglicher Gesetzentwurf ist im vorigen Jahre den Kammern vorgelegt und von ihnen angenommen worden. Die durch dieses Gesetz getroffenen Abänderungen traten bei der diesjährigen Rekrutierung zum ersten Male in Kraft: Der Einstellung in die Afrikanischen Strafbataillone sind demnach wieder — wie nach dem Gesetz von 1889 — diejenigen Rekruten unterworfen, die vor ihrer Aushebung eine Freiheitsstrafe von mindestens drei Monaten oder zwei Strafen, ohne Berücksichtigung ihrer Dauer, wegen der in Artikel 5 des Gesetzes von 1905 bezeichneten Vergehen (Sittlichkeitsverbrechen, Diebstahl, Betrug, Vertrauensmißbrauch, gewerbsmäßige Zuhälterei) erlitten haben, während nach dem bis jetzt gültigen Gesetz vom 21. März 1905 diese Einstellung von einer Mindeststrafe von sechs Monaten bedingt war. Diese Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen hat naturgemäß die Zahl der in die Strafabteilungen einzustellenden Leute wesentlich erhöht: sie beträgt in diesem Jahre 1702, gegen 1170 im Vorjahre. Die vaterländischen Truppen sind

dadurch von 532 gerichtlich Vorbestraften oder gefährlichen Rückfälligen befreit worden, die sonst noch als schädliche Elemente in ihre Reihen eingestellt worden wären.

Die wegen der bezeichneten Vergehen vorbestraften Rekruten, deren Strafe nicht das Mindestmaß von drei Monaten erreichte, und die demnach nicht den Afrikanischen Strafbataillonen zugeteilt wurden, werden vaterländischen Truppenteilen überwiesen; es bezieht sich dies sowohl auf die für den Dienst mit der Waffe wie für die Hilfsdienste (services auxiliaires) Ausgehobenen. Die Zahl der ersteren beträgt nach den diesjährigen Rekrutenlisten 1973, die der letzteren 166, also zusammen 2139 junge Leute, die wegen der in Artikel 5 bezeichneten Vergehen (s. o.) vorbestraft sind und in vaterländische Regimenter eingestellt werden.

Für geringere Vergehen als diese mehrfach erwähnten, hatten etwa 7000 der diesjährigen Rekruten gerichtliche Vorstrafen erlitten. Rechnet man diese zu den obigen 1702, 2139 und zu dem Etat der Afrikanischen Bataillone hinzu, so gelangt man, nach den Angaben französischer Blätter, zu einer Gesamtsumme von rund 12 000 Soldaten, über die strafgerichtliche Akten existieren.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der Kriegsminister sich veranlaßt gesehen hat, in diesem Jahre besondere Bestimmungen zu erlassen wegen des Transportes der nach Afrika bestimmten Leute, auf deren Gehorsam und Disziplin man anscheinend kein allzugroßes Vertrauen setzt: Bis Marseille werden sie durch Sonderzüge befördert, die aber, „um die früher oft vorgekommenen Unzuträglichkeiten zu vermeiden“, nicht auf dem Bahnhof Marseille anhalten, sondern direkt bis in den am Hafen gelegenen Bahnhof d'Arenc geführt werden, von wo aus die Einschiffung erfolgt. Der Transport nach Marseille erfolgt unter starker Bedeckung und die Bedeckungsmannschaften werden mit der größten Sorgfalt ausgewählt. Außerdem werden Offiziere, Unteroffiziere und Korporale der Afrikanischen leichten Infanterie nach Marseille geschickt, um dort den Befehl über den Transport zu übernehmen. v. W.

Kolonien.

Professor Dr. Hans Meyer, Das Deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Unter Mitarbeit von Professor Dr. Passarge, Professor Dr. Leonhard Schultze, Professor Dr. Wilhelm Sievers und Dr. Georg Wegener. Erster Band: Ostafrika und Kamerun. Mit 6 Tafeln in Farbendruck, 33 Doppeltafeln mit 138 Bildern in Kupferätzung, 20 farbigen Kartenbeilagen und 31 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Zweiter Band: Togo, Südwestafrika, Schutzgebiete in der Südsee und Kiautschougebiet. Mit 6 Tafeln in Farbendruck, 33 Doppeltafeln mit 139

Und welchen Sinn hat es insbesondere in den Verhältnissen [illegible] Berlin, wenn die einzelnen Gemeinden sich gegeneinander [illegible] für eine nicht geringe Zahl von Staatsbürgern unüberschreitbare [illegible] errichten? Befriedigen sie etwa alle berechtigten Wünsche auf dem [illegible] des Wohnungswesens? Ordnen sie ihre besonderen Interessen [illegible] der Gesamtheit unter, bändigen sie die Bodenspekulation und [illegible] Möglichkeit bestrebt, allen Bürgern ihren Verhältnissen entsprechende [illegible] bedingungen zu schaffen? Es gibt Vororte, die [illegible] nennen, in denen jeder Baum umgehauen wird, der einem [illegible] block im Wege steht. Die Gärten schwinden und die [illegible] Sie legen wohl hier und da Schmuckplätze an, auf deren [illegible] Rasen die Bewohner der anliegenden Mietskasernen mit [illegible] sehen können, auf dem sie aber beileibe ihre Kinder [illegible] dürfen. Kann man es bei einem solchen Geist der [illegible] verdenken, daß er das Wohnungsproblem einmal selbst [illegible] eigener Einsicht und eigenem Geschmack zu lösen sucht, und [illegible] Bedürfnis nach Ruhe und Zurückgezogenheit stillt oder [illegible] seine Kinder nicht in engen Straßen, sondern im [illegible] zu lassen, ins Freie an den Waldesrand hinauszieht, [illegible] möglich ist?

Mir scheint diese Bindung, die die Wohnstätte der [illegible] mittelbaren Staatsbeamten ausüben, geradezu unerhört [illegible] lichsten aber, daß der Staat selbst diesen Zustand nicht nur [illegible] unterstützt und ermöglicht. Denn und nicht den Gemeinden [illegible] baren Staatsbeamten disziplinarisch unterstellt. Er [illegible] das Gesetz verpflichtet, so zu behandeln wie die [illegible] Grund zur Klage ist geschwunden. Solange aber der Staat [illegible] kann man von ihm nicht sagen, daß er jedem das [illegible] Grundsätzen aber sollte doch wohl im preußischen Staate [illegible] richten werden. [illegible]

Philosophie.

Zur ältesten Begriffsgeschichte von Deismus und [illegible]

[illegible]

[illegible]

gefunden und glaube nichts Ueberflüssiges zu tun, wenn ich die Hauptpunkte meiner Beobachtungen den Lesern dieser Zeitschrift vorlege.

In dem Briefwechsel des Spinoza, der neben des Meisters eigenen Briefen die wichtigsten Schriftstücke seiner Korrespondenten enthält, ist uns u. a. eine breite Kritik des theologisch-politischen Traktats überliefert. Der Verfasser dieser Abhandlung, in den älteren Ausgaben nur mit seinen Initialen L. v. V. bezeichnet, ist Lambert von Velthuysen, Doktor der Medizin zu Utrecht, Gegner und Freund Spinozas, 1622—1685*). Seine Kritik hat die Form eines Briefes an einen Freund J. O., was wahrscheinlich nicht, wie man bisher angenommen hat, in Johann Osten, sondern in Jakob Ostens aufzulösen ist**).

Dieser Brief beginnt mit einem allgemeinen Urteil über Verfasser und Richtung des Traktats. Hier läßt sich der Briefschreiber also vernehmen: Von welchem Volk der Verfasser stammt und was für ein Leben er führt, ist mir nicht bekannt; es tut auch nichts zur Sache. Daß er ein guter Kopf ist und die Streitfragen, die die europäische Christenheit bewegen, gründlich studiert hat, beweist jede Seite seiner Schrift. Er geht von der Ueberzeugung aus, in bezug auf die Würdignng der Ansichten, die die Menschheit in Sekten und Parteien spalten, zu einem besseren Ergebnis zu gelangen, wenn er alle Vorurteile abstreife und ablege. Darum hat er ein übriges getan, den Geist von allem Aberglauben zu befreien, ist, um ganz unabhängig zu erscheinen, allzusehr in das Gegenteil verfallen und hat meines Erachtens, aus Furcht vor dem Aberglauben, mit der Religion überhaupt gebrochen. Wenigstens erhebt er sich nicht über die Religion der Deisten, die in diesem heruntergekommenen Zeitalter überall zahlreiche Anhänger hat, besonders in Frankreich, wo Mersennus eine mir von früher her bekannte Abhandlung gegen sie veröffentlicht hat. Meines Erachtens hat aber aus der Deistenschar kaum einer so raffiniert und gemein für jene abgründige Sache gekämpft, wie der Verfasser dieser Abhandlung. Ja, wenn mein Auge mich nicht trügt, so geht dieser Mensch noch über die Deisten hinaus und möchte die Menschen am liebsten, in religiöser Beziehung, noch ärmer machen (ep. 42, § 2. Opp. ed. Bruder II 282).

Velthuysen hat später anders geurteilt und ist aus einem Gegner wenigstens ein halber Freund Spinozas geworden. Aber das ist es nicht, worauf es hier ankommt, sondern die Tatsache, daß er den religiösen Standpunkt Spinozas, den er im weiteren Verlauf seines Briefes, nach den Daten des theologisch-politischen Traktats, mit allen Merkmalen des Pantheismus beschreibt, allgemein als Deismus charakterisiert. Spinoza, der seine Kritik durch Jakob Ostens erhielt, hat in seiner abgenötigten Erwiderung das Stichwort aufgenommen und die an dasselbe geknüpften Verdächtigungen

*) Vgl. über ihn Meinsma, Spinoza und sein Kreis. Deutsch von L. Schneider, 1909, S. 246 f., 431 f., 444 Anm., 516.

**) Ibid. S. 413 Anm.

mit der [illegible] eines bestimmten [illegible]
19, S. 2. p. 204.

[illegible] und die [illegible]
des [illegible] nicht [illegible]
Deismus und [illegible]
Man hat im 17. Jahrhundert Deismus genannt [illegible]
Pantheismus nennen. [illegible] eine [illegible]
in dessen Cogitationes rationales de Deo, anima et [illegible]
[illegible] 1656 [illegible] und von [illegible]
Philosophie des Spinoza [illegible]
[illegible] Denke und [illegible] p. 210 [illegible]
in seiner [illegible]
des [illegible] von der [illegible] der Substanz [illegible]
Seite von den beiden gleich ewigen Attributen der [illegible]
[illegible] seines [illegible]
seines [illegible] und [illegible]
[illegible]
und [illegible] die von Gott mit allen [illegible]
[illegible] und [illegible] und auf den [illegible]
des [illegible] und [illegible] wie es [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] man auch mit dem [illegible]
des 17. Jahrhunderts [illegible]
[illegible]

Das Werk ist dem Kardinal Richelieu gewidmet und behandelt auf 834 Seiten in 26 Kapiteln mit umständlichster Breite die „Hauptlügen" des Deismus. Die Schrift ist in Dialogform verfaßt, das Ganze als ein Gespräch zwischen einem Theologen und einem „Deisten" gedacht und ausgearbeitet. Der Deismus wird auch hier mit allen Merkmalen des Freidenkertums gezeichnet und als dessen übelste Entartung vorgestellt. So schon in der Vorrede, wo es, nachdem von den Ungeheuerlichkeiten des modernen Atheismus kurz gesprochen worden ist, inbezug auf die Deisten weiter heißt: Comme le superbe n'a point de bornes et va tousiours croissant, il a faict renaistre en nos iours, et dans le coeur de nostre France, des cendres de ces malheureux une autre secte, qui sous l'appas d'un nom plus specieux expose un venin bien plus pernicieux en sa contagion que le premier. Les complices de ceste faction empruntent le nom et le titre de Deistes, pour abuser les ames plus simples et credules par l'opinion qu'ils leur donnent de recognoistre un Dieu et leur dessein est ce pendant de sapper sourdement les colomnes et les fondemens de la vérité Catholique.

Wir können auf Einzelheiten verzichten und heben nur noch ein Hauptstück heraus, nämlich das poetische Glaubensbekenntnis des Deisten in bezug auf Gott. Es lautet (p. 259):

Puisque l'estre éternel est éternellement
Très heureux et parfait en toute suffisance
Qu'il est la bonté mesme, et sage infiniment
Surtout ce qu'en conçoit l'humaine intelligence,

Le superstitieux est il pas insensé
De se le figurer constant et variable,
Embrasé de vengeance, et d'un rien offensé,
Ennemy des tyrans, et plus qu'eux redoutable?

Daß dieses Bekenntnis in keinem Sinne poetisch ist, gibt schon der Deist bei Mersennus zu. Aber darüber können wir mit ihm hinwegsehen, um festzustellen, daß ein sehr wichtiges Moment des Pantheismus, das Dogma von der Erhabenheit Gottes über alle menschlichen Vorstellungen und Begriffe, in diesen Reimen niedergelegt und gegen die Kirche ausgeprägt ist. In dem späteren Deismus spielt gerade das Erhabenheitsmotiv die geringste oder eigentlich gar keine Rolle. Die deistische Theologie ist überhaupt nur Antwort auf die Frage nach dem ersten Ursprung der Welt und der Dinge, und wo sie ins Materielle geht, denkt sie mit Vorliebe anthropomorph. Folglich werden wir sagen dürfen, daß, soweit man vor Spinoza, und auch noch geraume Zeit nach ihm, überhaupt Veranlassung fand, den Pantheismus von anderen religiösen „Verirrungen" abzuheben und abzugrenzen, man ihn unter dem Titel „Deismus" bekämpfte.

Das Stichwort „Domino" [illegible]
16. Jahrhunderts zurückreichen. [illegible]
zur Einführung in die [illegible]
teilt S. 116, Anm. 2 eine Stelle aus der [illegible]
[illegible]
[illegible] Pierre [illegible]
mit: Il y en a plusieurs qui confessent [illegible]
a quelque Dieu et quelque Diable comme [illegible]
[illegible] qu'il y en a de cette bande [illegible]
dam [illegible] tout nouveau [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

gerade Crusius in den eben damals sich vollziehenden, zur Urform des Begriffes zurückstrebenden Verdichtungsprozeß hineinsehen. Denn S. 444 schlägt er vor, den Ausdruck Deismus auf die „virtuale Atheisterey“ einzuschränken. Unter virtualer Atheisterei versteht er, was wir heute praktischen Atheismus nennen würden, nämlich die „der Verleugnung in den Folgen gleichgeltende Vorstellung von Gott, wenn man zwar den ersten Begriff von Gott einräumet, aber mit Verleugnung derjenigen moralischen Eigenschaften Gottes, aus welchen die Religion fließet.“ Diese letztere, fährt er fort, könnte man wohl dem gegenwärtigen Sprachgebrauch am gemäßesten die Deisterei nennen.

Wann der Begriff des Deismus von dem des Pantheismus scharf abgegrenzt und beide wieder zum Theismus in Gegensatz gestellt worden sind, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Den entscheidenden Anstoß hat wohl Jacobi gegeben, durch seine Mitteilungen über Lessings Pantheismus, 1780, und die große, dadurch entfesselte Kontroverse, an der bekanntlich auch Goethe bis zuletzt den nachhaltigsten Anteil genommen hat. Sein letztes Wort zu Eckermann ist noch ein Hymnus auf die pantheistisch-lebendige Gegenwart Gottes in der Welt und eine eben so kräftige Absage an die deistische Weltentfremdung der Gottheit.*) An der Herausarbeitung des Gegensatzes von Deismus und Theismus ist Kant, wie so oft, in hervorragender Weise beteiligt gewesen. In der Kritik der reinen Vernunft unterscheidet er Deisten und Theisten so, daß er sagt, der Deist glaube einen Gott sans phrase, der Teist dagegen einen lebendigen Gott (S. 661 der zweiten Auflage). Immerhin ist auch hier das charakteristische Merkmal der Weltentfremdung in bezug auf den deistischen Gottesbegriff noch nicht so deutlich ans Licht gestellt, daß man sagen könnte, Kant habe den gegenwärtigen Inhalt des Begriffes geschaffen. Er hat ihn mehr nur vorbereitet, und wenn er, kurz vorher (S. 660), den Deismus als Glaube an eine, nicht näher bestimmte, Weltursache definiert, im Unterschiede vom Theismus als dem Glauben an einen persönlichen Welturheber, so deutet er damit selber an, daß auch für ihn der Deismus noch nicht prinzipiell vom Pantheismus verschieden ist. Die strenge, dem heutigen Sprachgebrauch entsprechende Scheidung hat erst, unter lebhaftester Abweisung des Deismus, die Romantik vollzogen.

---

*) Mit Recht weist Lechler, Geschichte des englischen Deismus 1841, S. 459, darauf hin, daß die auf den Gegensatz von Immanenz und Transzendenz gestellte Begriffsbildung in bezug auf das Gottesproblem sich im Zeitalter des Deismus noch nicht so finde, wie man sich gewöhnlich vorstelle, weil die ganze Frage über das Verhältnis Gottes zur Welt damals überhaupt im Hintergrunde gestanden habe, und in diesem Sinne selbst pantheistische Deisten in jener Epoche nichts Unerhörtes gewesen seien. Er nennt als berühmtestes Beispiel den Dissenterprediger Thomas Morgan († 1743), der in seiner deistischen Hauptschrift The moral philosopher, 1737—40, auf die Weltgegenwart Gottes ein Gewicht legt, „das man nach der gewöhnlichen Vorstellung von der Ansicht des Deismus über das Verhältnis des Weltverlaufs zu Gott gerade umgekehrt erwartet“ (S. 371).

[illegible] noch folgende [illegible]

Die [illegible] und [illegible]

[illegible] 1726. [illegible] es vom [illegible]

[illegible] und [illegible] Gott [illegible]

[illegible] der Seele und [illegible] Gott [illegible]

[illegible]

[illegible] Gott und [illegible] II. [illegible]

In den [illegible] 17[illegible]

[illegible] Lex. [illegible] Lex. [illegible] Lex. [illegible]

[illegible] 1724 [illegible]

sich der unwissende Hause im bösen Verstand nichts Besseres vor, als daß sie die **Natur zu Gott machen**, und in ungezügelter Frechheit bloß nach ihren Lüsten handeln" (Lessings Werke, Lachmann-Muncker, 3. Aufl., XII 259).

Auch **Lessing**, in seinem Nachwort (Ibid. S. 269), deutet den Gegensatz von Immanenz und Transscendenz nirgends an, sondern sieht im Deismus aufgeklärten Monotheismus und die Radikalphilosophie der Vernunft-Offenbarung. Ebenso der „platonisierende Gefühlsphilosoph", Jugendfreund und Schwager Goethes, **Joh. Georg Schlosser**, in seiner Abhandlung: Ueber die Duldung der Deisten, Basel 1784.

Der Ausdruck „Pantheismus", der sowohl bei dem englischen Spinozagegner Henri **More** (1614—1689), in seiner Kritik des theologisch-politischen Traktats 1677 (Opp. tom. I London 1679 p. 565 ff.) und der „Grundsäulen" des Spinozistischen „Atheismus" (Ibid. p. 615 ff.), wie bei Joh. Georg **Wachter**, in dessen „Spinozismus im Judentumb", Amsterdam 1699, und Elucidarius cabbalisticus, Romae 1706, noch fehlt, findet sich in Deutschland anscheinend zum erstenmal, noch vor Tolands Pantheisticon bei **Joh. Franz Buddeus** 1717. Während Buddeus*) noch in der Dissertatio philos. de Spinozismo ante Spinozam (Halle 1701), wie seine Vorgänger, im Spinozismus nur das Schreckgespenst des Atheismus umgehen sieht, spricht er 1717, wohl als der erste Philosoph und Theologe in Deutschland, in seinen Theses theologicae de Atheismo et superstitione, Jena 1717, p. 165 von Spinozisten vor Spinoza, die das Universum und die Natur als Gottheit verehren, und „darum neuerdings (hodie) von einigen **Pantheisten** genannt werden."

Für uns stellt sich heute der Gegensatz von Deismus und Pantheismus dar als der Gegensatz von Transscendenz und Immanenz, Personalismus und Impersonalismus, rationaler Theologie und mystischer Gottversunkenheit. Das 17. und 18. Jahrhundert hat, bis auf **Jacobi**, der die Persönlichkeitsfrage, und damit indirekt auch die übrigen Kontroversen, in Fluß gebracht hat, von diesem Gegensatz nichts gewußt. Es hat nur die Antithese gegen den kirchlichen Offenbarungsbegriff und das trinitarische Dogma, in welcher beide Standpunkte formell zusammentreffen, empfunden. Eine Differenzierung in unserem Sinne konnte erst eintreten, als dieses zertrümmert und jener zur Idee der allgemeinen Inspiration entschränkt und erweitert war. Sie ist, wie oben angedeutet, durch die Romantik vollzogen worden, und zwar zu gunsten eines lebendig-beseelten Pantheismus.

Berlin. **Heinrich Scholz.**

*) Eigentlich ein gewisser Joh. Friedr. **Werder**, unter dem Dekanat des Buddeus; aber Buddeus hatte sie, nach damaliger Sitte, wohl bis auf den Wortlaut des Textes inspiriert.

Geschichte.

[illegible]

ich nicht gleich die erste Ricke weg, sondern warte, bis das Rudel die Fütterung angenommen hat." — Dafür, daß auch 1870 noch große Hemmungen zu überwinden waren, bringt Suckow einen neuen Beleg; er erzählt, daß die Königin Olga für die Anerkennung der Kaiserkrone die Hohenzollernschen Lande zu erwerben wünschte, wie ja auch König Ludwig von Bayern nach ähnlichen territorialen Sondervorteilen strebte.

Das inhaltreichere Buch ist ohne Zweifel das Suckowsche. Während Mittnacht in der Hauptsache eine sachliche Rechtfertigung seiner Politik bis 1870 gibt, bringt Suckow außer seinen Erlebnissen als Minister eine Erzählung aus früheren Jahren, und was seine Denkwürdigkeiten besonders anziehend macht, ist nicht nur die Sache, die er vertritt, sondern vor allem die ungewöhnliche Persönlichkeit des Verfassers, die den Leser sofort mit Sympathie erfüllt. Er schildert die „gute alte Zeit" des Deutschen Bundes, den veralteten Schematismus im kleinstaatlichen Kontingent, das öde Garnisonleben in kleinen Städten, das den strebsamen, anregungsdurstigen, heißblütigen Offizier wiederholt auf Abwege brachte. Zum Glück errettete ihn stets seine große militärische Begabung und das Wohlwollen verständiger Vorgesetzter. Für den Einzelforscher sind von besonderem Interesse die Mitteilungen über den Feldzug von 1866, den er als Bevollmächtigter im bayerischen Hauptquartier mitmachte. Sie bestätigen durch viele Einzelzüge das, was man bereits über die Unzulänglichkeit der Bundesheerführung wußte.

Gustav Roloff.

H. v. Arnim, Die politischen Theorien des Altertums. Wien, 1910. Verlag: Hugo Heller & Cie. Preis Kr. 1.50. 119 S.

In unserer Zeit des Drängens nach staatsbürgerlicher Belehrung darf auch die Altertumskunde nicht zurückbleiben; nicht nur die Geschichte, sondern auch die Philosophie des Altertums kann einen wertvollen Beitrag dazu leisten. Denn mit der Erklärung, daß Platos Staat eine bloße Utopie ist, ist die Sache nicht abgetan: mit wundervoller Klarheit heben sich doch auch daraus die nie veraltenden Grundbegriffe und Grundprobleme der Politik heraus. Mehr noch vielleicht hat uns der stets von den realen Verhältnissen und der Kenntnis des wirklichen Menschen ausgehende Aristoteles zu sagen. Wenn er z. B. anerkennt, daß bei jedem politischen Kampf neben ökonomischen Vorteilen auch die Ehre selbständiger Zweck ist, so beurteilt er die Volksseele richtiger, als die materialistischen Führer der gegenwärtigen Sozialdemokratie, und was er über die Notwendigkeit einer Mittelpartei oder über die Grenzen sagt, in denen sich die Besteuerung der Reichen halten muß, sollte auch unserer Zeit nicht verloren sein.

Die vorliegende Schrift v. Arnims nun bietet eine kurze und sehr klare Wiedergabe der politischen Theorien des Altertums, in welcher begreiflicherweise Plato und Aristoteles den breitesten Raum einnehmen. Nur

[illegible]

Wenn v. Arnim [illegible] in diesem Buch [illegible] dem [illegible] [illegible]

[illegible]

Militärisches.

Die Einstellung [illegible] in die [illegible]

[illegible]

dadurch von 532 gerichtlich Vorbestraften oder gefährlichen Rückfälligen befreit worden, die sonst noch als schädliche Elemente in ihre Reihen eingestellt worden wären.

Die wegen der bezeichneten Vergehen vorbestraften Rekruten, deren Strafe nicht das Mindestmaß von drei Monaten erreichte, und die demnach nicht den Afrikanischen Strafbataillonen zugeteilt wurden, werden vaterländischen Truppenteilen überwiesen; es bezieht sich dies sowohl auf die für den Dienst mit der Waffe wie für die Hilfsdienste (services auxiliaires) Ausgehobenen. Die Zahl der ersteren beträgt nach den diesjährigen Rekrutenlisten 1973, die der letzteren 166, also zusammen 2139 junge Leute, die wegen der in Artikel 5 bezeichneten Vergehen (s. o.) vorbestraft sind und in vaterländische Regimenter eingestellt werden.

Für geringere Vergehen als diese mehrfach erwähnten, hatten etwa 7000 der diesjährigen Rekruten gerichtliche Vorstrafen erlitten. Rechnet man diese zu den obigen 1702, 2139 und zu dem Etat der Afrikanischen Bataillone hinzu, so gelangt man, nach den Angaben französischer Blätter, zu einer Gesamtsumme von rund 12000 Soldaten, über die strafgerichtliche Akten existieren.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der Kriegsminister sich veranlaßt gesehen hat, in diesem Jahre besondere Bestimmungen zu erlassen wegen des Transportes der nach Afrika bestimmten Leute, auf deren Gehorsam und Disziplin man anscheinend kein allzugroßes Vertrauen setzt: Bis Marseille werden sie durch Sonderzüge befördert, die aber, „um die früher oft vorgekommenen Unzuträglichkeiten zu vermeiden“, nicht auf dem Bahnhof Marseille anhalten, sondern direkt bis in den am Hafen gelegenen Bahnhof d'Arenc geführt werden, von wo aus die Einschiffung erfolgt. Der Transport nach Marseille erfolgt unter starker Bedeckung und die Bedeckungsmannschaften werden mit der größten Sorgfalt ausgewählt. Außerdem werden Offiziere, Unteroffiziere und Korporale der Afrikanischen leichten Infanterie nach Marseille geschickt, um dort den Befehl über den Transport zu übernehmen.

v. W.

Kolonien.

Professor Dr. Hans Meyer, Das Deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Unter Mitarbeit von Professor Dr. Passarge, Professor Dr. Leonhard Schultze, Professor Dr. Wilhelm Sievers und Dr. Georg Wegener. Erster Band: Ostafrika und Kamerun. Mit 6 Tafeln in Farbendruck, 33 Doppeltafeln mit 138 Bildern in Kupferätzung, 20 farbigen Kartenbeilagen und 31 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Zweiter Band: Togo, Südwestafrika, Schutzgebiete in der Südsee und Kiautschougebiet. Mit 6 Tafeln in Farbendruck, 33 Doppeltafeln mit 139

Bildern in Kupferätzung, 34 farbigen Kartenbeilagen und 71 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1910.

Hans Meyers „Deutsches Kolonialreich“ wird in seiner Darstellungsweise durchweg beherrscht von dem modernen wissenschaftlichen Prinzip der „kausativen“ Geographie, bei dem die Darstellung stets bemüht ist, den gegenwärtigen Zustand der geschilderten Länder nach der physikalisch-klimatischen, wie nach der wirtschaftsgeographischen Seite hin in unmittelbare Beziehung zu der geologischen Entstehungsgeschichte des betreffenden Erdstrichs und zu den meteorologischen Faktoren, denen er unterliegt, zu setzen. Allerdings haben nicht alle mitarbeitenden Autoren diesen Gesichtspunkt mit derselben Schärfe durchgeführt, wie der Herausgeber, der in dieser Beziehung schulebildend gewirkt hat. Man muß auch zugeben, daß die Befolgung des kausativen Darstellungsprinzips nicht überall von der gleichen grundlegenden Wichtigkeit ist. Für große Ländermassen, aber auch für Einzelgebiete, deren geographische und handelspolitische Wichtigkeit durchaus auf physikalischen Grundlagen beruht, ist sie absolut notwendig: für andere Darstellungsobjekte, die in der Hauptsache von politischen Gesichtspunkten aus gefaßt werden müssen, ist es weniger der Fall.

Die kausative Methode ist das innerlich einigende Band aller sechs, von fünf verschiedenen Autoren herrührenden Arbeiten. Im übrigen sind sie, sowohl was die Disponierung des Stoffes, als auch was die Darstellung anbetrifft sehr verschieden ausgefallen. Eine besondere Eigenheit, die zweifellos einen Vorzug des Ganzen bedeutet, stellen die ausführlichen Anhänge zu den Abschnitten über Ostafrika, Kamerun usw. dar. So finden sich z. B. bei Ostafrika besondere Anmerkungen zu den Klimakarten von Professor Dr. Hans Maurer, zur Vegetationskarte von Professor Dr. A. Engler, zur zoologischen Karte von Professor Paul Matschie, zur Völkerkarte von Professor Dr. Weule. Diese kartographischen Darstellungen mit ihrem eigenen kurzen, von Spezialfachleuten verfaßten Erläuterungstext sind eine sehr wertvolle Beigabe. Auch im übrigen stehen die Illustrationen, wie sich das beim bibliographischen Institut von selbst versteht, auf besonderer Höhe. —

Sehr kurz wird überall das Wirtschaftliche abgehandelt. So bildet z. B. der Abschnitt „Kolonialwirtschaft“ nur einen ca. 30 Seiten langen Anhang zu der im übrigen klassischen Darstellung, die der Herausgeber selbst auf nahezu 400 Seiten für unsere ostafrikanische Kolonie gibt. Verhältnismäßig noch kürzer hat Passarge die wirtschaftliche Entwicklung und die Handelsverhältnisse der von ihm bearbeiteten Gebiete, Kamerun und Togo, abgehandelt. Leonhard Schulze, der Bearbeiter von Südwestafrika, beschränkt sich, wo er auf die wirtschaftlichen Fragen kommt, gleichfalls auf wenige Seiten. Ich möchte das hervorheben, nicht um eine Ausstellung an dem ganzen Werk zu machen, sondern um seine vom Herausgeber und von den Verfassern offenbar gewollte und geplante Art zu charakterisieren.

Es soll keine Wirtschaftskunde, sondern eine Landeskunde unserer Kolonien im eigentlichen Sinne des Wortes sein.

Im übrigen ist es interessant, drei so grundverschieden ausgeprägte Persönlichkeiten und Methoden auf gemeinsamen Boden an der Arbeit zu sehen, wie z. B. Hans Meyer, Passarge und Schultze. Wenn man versuchen soll, ihre Eigenart mit kurzen Worten zu kennzeichnen, so tritt uns der erste mit einer besonderen Befähigung für die Gliederung des Stoffes, für den übersichtlichen Aufbau der einzelnen Teile und für die Eleganz der Darstellung entgegen; der zweite mit einer erstaunlichen Fülle und Akribie des Details, der dritte mit einer eigenartigen Durchtränkung seiner Darstellungsart mit einem aus Kritik, Humor und menschlicher Anteilnahme gemischten Ton. Ich selbst habe ja, mit Ausnahme der Südseegebiete, unser ganzes Kolonialreich aus eigener Anschauung kennen gelernt und viele der Landschaften, die Meyer, Passarge und Schultze schildern, selbst mit dem Ochsenwagen, zu Pferde, auf Fußmärschen oder in der Hängematte durchzogen. Es ist mir daher ein besonderer Genuß gewesen, das Ganze an der Hand einer wissenschaftlich-geographisch streng geschulten Darstellungsweise gleichsam noch einmal kennen zu lernen, und ich scheue mich nicht, zu bekennen, wieviel ich von allen Autoren dabei nachträglich gelernt habe. Jetzt, wo endlich, ein Vierteljahrhundert nachdem die deutsche Flagge zum erstenmal über transozeanischen Kolonien gehißt wurde, das Interesse Deutschlands am Kolonialwesen lebendig geworden ist, muß man es dankbar begrüßen, wenn eine solche Gemeinschaft wissenschaftlicher Fachleute und Führer, von denen jeder das ihm zugewiesene Gebiet selber kennt, sich zu einem Werke dieser Art vereinigen. Wirkliches Wissen von unseren Kolonien ist ja auch bei denen, die sich für Kolonialwesen interessieren immer noch erst in bescheidenem Maße vorhanden. Wen dieses Bewußtsein drückt — hoffen wir, daß es bei vielen der Fall ist — der wird das Meyersche „Kolonialreich“ gleichzeitig mit dem Empfinden des Dankes und der fundamentalen Belehrung aus der Hand legen. Daneben aber möchte ich das Werk denjenigen empfehlen, die in irgend einer Beziehung ein praktisch-geschäftliches Interesse an den Kolonien nehmen. Gründliches Studium der Abschnitte über die natürlichen Produktionsbedingungen der einzelnen Landschaften kann sie in mehr als einer Beziehung vor Enttäuschungen bewahren.

Paul Rohrbach.

Literatur.

Neue Bücher über Island.

E. Dagobert Schönfeld. An nordischen Königshöfen. Straßburg. Karl J. Trübner. 1910. VIII und 372 S.

Paul Herrmann. Island in Vergangenheit und Gegenwart. Reise-Erinnerungen III. Zweite Reise quer durch Island. Mit

28 Abbildungen im Text, einem farbigen Titelbild und einer Uebersichtskarte der Reiserouten des Verfassers. Leipzig. W. Engelmann. 1910. X und 312 S.

Walter Niemann. Das Nordlandbuch. Eine Einführung in die gesamte nordische Natur und Kultur. Berlin. Alex. Duncker. 1909. Mit 70 Illustrationen. XVI und 251 S.

Die letzten Jahre haben der Islandforschung einen neuen Aufschwung gebracht.

Andreas Heusler, der bedeutendste und feinsinnigste unserer Islandkenner, der schon 1902 eine meisterhafte Uebersetzung einer altisländischen Erzählung (der vom Hühnerthorir) geboten hatte, übertrug drei neue kleinere Geschichten, die ich noch in den III. Band meines Isländerbuchs als eine besondere Zierde hineinnehmen konnte. Friedrich Ranke gab eine sehr gute Uebersetzung der Gislasaga 1908, Rüttgers eine schwächere der Lachstalergeschichte 1908, Kromayer eine (mir unbekannt gebliebene) der „Winlandsagas", die von der Entdeckung Amerikas durch die Norweger um 1000 handeln, 1909; und neuerdings hat Dagobert Schönfeld nicht weniger als 28 kleine Erzählungen übersetzt. Am wichtigsten ist, daß der Diederichssche Verlag die Herausgabe einer nordischen Bibliothek unter Leitung von Andreas Heusler in Angriff genommen hat, die sich mit Uebersetzungen der Edda und der Egilssaga einführen wird.

Dazu erschienen neue Reisewerke. Walter Niemann ließ bei Alexander Duncker „eine Einführung in die gesamte nordische Natur und Kultur" erscheinen mit siebzig meist guten Photographiebeilagen (nicht „Illustrationen", wie der Titel sagt). Er will deutschen Nordlandreisenden auf kürzestem Raum eine Art vorbereitende Uebersicht über das Wissens- und Beachtenswerteste geben und mag diesen Zweck ganz wohl erreichen. Ina von Grumbkow schrieb Isafold, Reisebilder aus Island, 1909. Man erinnert sich vielleicht noch des in den Zeitungen viel besprochenen geheimnisvollen Todes des jungen Geologen Walter von Knebel. Ina von Grumbkow, die ihm verlobt war und an seinen Tod nicht glauben mochte, rüstete mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Expedition aus, um ihn zu suchen. Paul Herrmann 1907 zwei Bände isländischer Reiseerinnerungen, denen er soeben einen dritten hat folgen lassen.

Die 28 Erzählungen Dagobert Schönfelds und der III. Teil des Herrmannschen Reisewerks (I und II kenne ich nicht), die außer dem Niemannschen Buch zur Besprechung vorliegen, sind ihrem Stoff nach außerordentlich wertvoll. (Ueber Walter von Knebels Tod gibt Herrmann die Schilderung des Führers des Verunglückten.)

Dagobert Schönfeld hat seine isländischen Studien erst im Greisenalter begonnen, ein nobile otium mit ihnen füllend. Die Stücke seiner Sammlung geben kostbare Anschauungsbilder vom Leben am norwegischen Königshof während der drei ersten Jahrhunderte der eigentlichen Sagazeit.

Paul Herrmann hat sich um die Popularisierung germanistischer Studien bereits manche Verdienste erworben (Deutsche Mythologie 1902, 1906. Nordische Mythologie 1903. Uebersetzung der berühmten ersten neun Bücher des Saxo Grammaticus 1901). In seinem neuen Buch trägt er eine schwere Menge wichtigen und neuen Materials über die Verhältnisse auf der merkwürdigen Insel zusammen, während sehr gute Textphotographien den Beweis führen, daß nicht etwa ein Begeisterter übertreibt, wo von der Großartigkeit des Landschaftsbildes die Rede ist.

Kein Zweifel, daß die Bedeutung der Insel für uns in der Hauptsache in weiter Vergangenheit liegt.

Die Anfänge unserer eigenen Literatur sind bei uns durch die Wandlungen der Völkerwanderung und die Gehässigkeiten der Christianisierung untergegangen. Den Nordgermanen hat ein sonderbar günstiges Schicksal diese Insel gegeben, auf welcher sich, ungestört von den Stürmen, einerseits das Wichtigste der alten Mythologie erhalten, anderseits eine eigenartige und bodenwüchsige Prosaliteratur ausbilden konnte. Wie stark bodenwüchsig und realistisch, gibt die Herrmannsche Reisebeschreibung sehr charakteristisch darin zu erkennen, daß sie überall feststellt, wie deutlich sich auf Schrittmaß hin noch heute die Schauplätze der alten Geschichten, sogenannten „Sagas", wiedererkennen lassen (vgl. z. B. die verschiedenen Geschichten der Eyrbyggjasaga Isländerbuch II, S. 147—273, mit dem Kapitel 6 bei Herrmann, oder die Kjartan-Gudrungeschichte Isländerbuch I, S. 151—246, mit Herrmann Kapitel 7). Das läßt natürlich auf die Treue der anderen Ueberlieferungen schließen. Daß ab und zu Gespenstisches oder selbst Märchenhaftes und Wunderbares erzählt wird, spricht nicht dagegen. Kein Mensch erlebt objektiv, selbst heute nicht, wie viel weniger in Zeiten, die vom Zusammenhang des Geschehenen sehr andere Vorstellungen hatten als unsere Wissenschaft. Die Werte der künstlerischen Gestaltung bleiben von dieser realistischen Genauigkeit unberührt. Und manche Züge, wie gleich der, mit dem das Buch anhebt, ja manche ganze Geschichten, wie die des jungen Heming, eine Zwischenform zwischen der Wieland- und der Tellsage, sind ganz und gar Sagen in unserem Sinne des Wortes.

Wie die realistische Sage entsteht, zeigt lebendig die kleine Geschichte, die Schönfeld S. 303 seines Buches wiedergibt. An den Hof König Haralds des Harten, der ein besonderer Freund der Isländer und ihrer Kunst war, ist ein Sagamann gekommen. Er hat sich anheischig gemacht, das Gefolge zu unterhalten, und das geht für den Rest des Sommers und den Herbst unter großer Zufriedenheit aller von statten. Auf Weihnachten indessen merkt der König dem Erzähler ein gedrücktes Wesen an und sagt ihm auf den Kopf zu, jetzt wäre er wohl am Ende mit seinen Geschichten. Er habe allerdings nur noch eine, antwortet jener, und die getraue er sich hier nicht vorzutragen — es sei nämlich die Sage von des Königs eigener Griechenfahrt; — Harald war nach dem Untergang seines Stiefbruders, Olafs des Heiligen, viele Jahre lang Anführer der norwegischen Leibwache

gewesen, mit welcher die byzantinischen Kaiser sich umgaben, der sogenannten Wäringer. Harald sagt, diese Geschichten wolle er gerade gern hören. Nur solle der Sagamann nicht versuchen, während der Erzählung zu erforschen, welchen Eindruck sie auf ihn, den König, mache. Die Geschichte erregt großes Aufsehen am Hof. Einige finden es frech von dem Isländer, dem König seine eigene Geschichte vorzuerzählen, anderen ergeht's vielmehr wie dem König selbst. Zum Schluß lobt dieser den Erzähler und fragt, wo er sein Wissen von den Geschehnissen herhabe. Der antwortet, er habe zu Hause auf Island die Gewohnheit gehabt, jeden Sommer zum Thing zu reiten. Da habe er jedesmal „ein neues Stück von dieser Saga" erlernt, und zwar von Halldorr Snorrason. Worauf der König erwidert, dann sei es nicht zu verwundern, daß er so genau Bescheid wisse; denn Halldorr, des berühmten Goden Snorri Sohn, war Haralds unzertrennlicher Genosse gewesen in jenen griechischen Jahren.

Ich glaube, daß es nicht richtig ist, diese Erzählung dahin zu verstehen, daß der Sagamann im Gegensatz zum Skalden rein reproduzierender Künstler war, der einen „ihm zugeflogenen bereits geformten historischen Stoff lediglich in seinem erstarkten Gedächtnis" festhielt und zum Vortrag brachte, so daß also in unserer Geschichte Halldorr der eigentliche Dichter gewesen wäre. Die Bescheidenheit des Sagamanns entspricht vielmehr der Schätzung der Zeit, welche von jedem geschrobenen Skaldenvers den kunstreichen Verfasser merkte, aber ihre wahren Dichter nicht kannte. Die Gestaltung, die der wahre Dichter seinem Stoffe gibt, wird immer etwas von dem Eindruck hervorbringen, als habe der Stoff sich selbst gedichtet, während die Künsteleien mühevoller Versdrechsler den Einzelautor verraten. Die Dichter des Hildebrandsliedes und des Heliand, der Nibelungen und der Gudrun, des Tannhäuser und der ganzen prachtvollen Volksdichtung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts kennt man nicht, wenn sie nicht zufällig, wie Luther, aus anderen Gründen bekannt waren, wogegen jeder verrenkte Meistersang den Ruhm seines schwitzenden Autors mit Namen verbreitete.

Die achtundzwanzig Erzählungen der Schönfeldschen Sammlung, die bis auf eine und das Bruchstück einer zweiten bisher unübersetzt waren, geben trotz gewisser Mängel der Uebersetzung die Hauptstärken der Sagakunst deutlich zu erkennen: Schlagfertigkeit des Dialogs, guten Witz und vor allem psychologische Feinheit.

Schönfeld behauptet in seiner, übrigens zur ersten Einführung ganz brauchbaren „historischen Einleitung" irgendwo: „die Isländer waren von männlicher Schönheit". Ich weiß nicht, woher er sich diese Meinung gebildet hat. Daß die Schönheit einzelner gelegentlich gerühmt wird, kann ebensogut das Gegenteil für die große Menge bedeuten. Vor allem wehrt der Meinung eine Meistererkenntnis der Isländer selbst. Sie schildern ihren größten Skalden Egil, wie schon seinen Vater, der ebenfalls ein Skalde war, als grauenhaft häßlich, und von Egils Geschlecht heißt es ausdrücklich

(vgl. Isländerbuch I, S. 70 f.), daß einige große Helden waren, andere vielwissend und weise, einige zu den allerschönsten auf Island gehörten, die meisten aber zu den allerhäßlichsten. So ist auch der tapfere Gunnar schön, der weise Njal unansehnlich und ein geeigneter Gegenstand für Spottverse (Isländerbuch II, S. 66 f., 73, 107 f.). Dem begabtesten unter Njals Söhnen, dem bissigen Skalden Skarphedin, wird ein grimmiges und häßliches Aussehen nachgesagt. In der kostbaren Geschichte vom unbewanderten Hreidarr (Schönfeld, S. 160—181) ist der Titelheld häßlich und tölpelhaft dazu. Aber eben dieser, der unerzogen immer seine wirklichen Gedanken heraussagt, und damit so dumm und gleichzeitig so weise berührt, ist in eben diesen Eigenschaften ein Dichter, der sich (nicht unähnlich den Björnsonschen Dichternaturen) aus verworrenen und seltsamen Anfängen herausentwickelt, bis er eines Tages als wirklicher Skalde vor dem Könige erscheint mit der Bitte, ihm ein Lied vortragen zu dürfen. „Dein Lied dünkt mich seltsam, und doch klang es gut aus. Dem Laufe dieses Liedes gleicht ganz und gar der Lauf deines Lebens", sagt der König. Kurz, die isländische Saga weiß, daß in ursprünglichen Verhältnissen Geist als Surrogat für Gestalt entsteht, ähnlich wie er sich heute als Surrogat für Besitz einstellt. Waren die Isländer als Volksganzes die Hüter des geistigen Gutes der Nordgermanen, so haben sie sich als Gesamtheit also gewiß nicht durch „männliche Schönheit" ausgezeichnet.

Es mag gestattet sein, bei dieser Gelegenheit auch darauf hinzuweisen, was für einen Wert für die vierhundertjährige Freiheit Islands seine Bedeutung als das Land der öffentlichen Meinung hatte. Denn schließlich war es nicht sowohl die Waffentüchtigkeit der Isländer, die das durch den inneren Streit zerrissene Volk vor der Begehrlichkeit der norwegischen Herrscher schützte, als vielmehr der heimliche, aber gelegentlich sehr deutlich ausgesprochene Respekt vor der geistigen Macht, die sie durch ihre Lieder und Geschichten im ganzen Norden ausübten. Mit dem Augenblick, als Hakon der Alte (der Sieger in Ibsens „Thronforderern") Islands Freiheit vernichtet, schweigt auch die Sagastimme, und der Norden, dessen ältere Schicksale noch heute in der Dichtung der Isländergeschichten fortleben, sinkt in das Dunkel der von keiner Dichtung erhellten langen Jahrhunderte seit 1300.

Daß das Land trotzdem nicht nur durch seine alte Literatur — von der die beiden Hauptwerke, die Njals- und die Egilssaga (vgl. Isländerbuch II, S. 27—145, und I, S. 1—78) trotz aller Fortschritte der letzten Jahre immer noch keine vollständige Uebersetzung gefunden haben!*) —

*) Bei dieser Gelegenheit sei recht laut auf eine Bemerkung aufmerksam gemacht, die Willibald Leo 1878 in die Einleitung seiner Uebersetzung der Hovard Isfjordings-Saga (Heilbronn, Henninger) schrieb. Er erwähnt dort nämlich, daß Gottfried von Leinburg, „der Deutschland schon mit so vielen Meisterwerken der skandinavischen Literaturen in seinen ausgezeichneten Uebertragungen bereicherte, . . . schon seit mehr als 10 Jahren" an einer Uebersetzung der Njals-Saga arbeite. Leinburg ist meines Wissens gestorben, ohne daß diese Uebersetzung erschienen wäre. Was ist aus der Arbeit geworden?

unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermag, wird das Herrmannsche Buch seinen Lesern des Näheren demonstrieren. Besonders für Geologen scheint dies Eis- und Feuerland ein unerschöpfliches Studienmaterial zu bieten. Und daneben wird seine merkwürdige historische Entwicklung unserer Teilnahme sicher sein können. Dies unglückliche Land wurde jahrhundertelang von seinen Herren mit der größten Rücksichtslosigkeit ausgesogen. Dänemark, an das es in der Kalmarer Union kam, legte ihm ein Handelsmonopol auf, das soweit ging, daß schließlich jeder Bauer an einen bestimmten Händler gewiesen war, von dem allein er bei Zuchthaus- und Stäupungsstrafe kaufen und dem allein er verkaufen durfte! (Herrmann, S. 97). So wurde dem unglücklichen Volke durch ein System, für dessen barbarische Roheit man nur in Kolonien unter Wilden Analogien finden dürfte, jede bloße Fähigkeit zu eigener Fortarbeit, geschweige zu irgendeiner Initiative ausgebrochen. In diesen Zeiten der Not hat es seinen Trost in seinem alten Schrifttum gesucht und gefunden. Das bedeutet vielleicht die zweite und endgültige Rettung dieser Literatur, die ja erst seit noch nicht anderthalb Jahrhunderten aus den Handschriftenschätzen isländischer Bauernhöfe zum Druck befördert worden ist. Für die Isländer selbst bedeutet es einerseits, daß das Volk unpraktisch und dem Leben gegenüber schwerfällig, dagegen vom Knecht bis zum Pastor gleichmäßig, wenn freilich auch ganz einseitig literarisch, gebildet wurde, anderseits, daß es sich ein hohes Selbstbewußtsein bewahrte und darin die Kraft, sich, wenn auch langsam genug, wieder zu erheben, seit die Verhältnisse günstiger wurden. Wenn es in diesem Kampfe auch gegen das Nationallaster der Trunksucht mit etwas zu harten (doch völlig republikanisch frei selbst auferlegten) Freiheitsbeschränkungen vorgeht, so mag man das bedenklich finden, aber die wiederholten korpsstudentenhaften Anödungen in dem Herrmannschen Buch verdient dieser Kampf nicht. Wichtiger ist, daß auch das offene Streben Islands nach staatsrechtlich völliger Selbständigkeit in reiner Personalunion mit Dänemark seine Erfüllung finden zu wollen scheint (Herrmann, S. 275). Wir haben unsererseits kein Interesse am Zwiespalt unter den nordgermanischen Brudervölkern; unser Ideal ist der germanische Völkerbund als Ausgangspunkt für eine neue und friedlichere Welteinigung, als die Römer sie einst erreichten. Aber den Erfahrungen einer so sonderbar verkrüppelten Geschichtsentwicklung muß man es anderseits zugute halten, wenn die derart Betroffenen allem scheinbaren wie wirklichen Wohlwollen das äußerste Mißtrauen entgegensetzen und lieber Garantien gegen einen neuen Umschlag des Wetters zu schaffen wünschen. Herrmann erzählt eine hübsche kleine Episode, die ihm irgendwo im Vatnsdal zustieß. Der Bauer zu Haukagil hatte sich selbst Deutsch gelehrt. Er konnte es allerdings nur lesen, nicht sprechen, und ließ sich einige Worte vorsagen, um den Klang zu hören. Dabei hatte er es auf das Wort „Sehnsucht" abgesehen, das er sich wohl ein Dutzendmal vorsprechen ließ. Die Geschichte klingt wie symbolisch. Politisch wie geistig ist Island das Land der Sehnsucht. Von der neuen Zeit, von der

besseren Zukunft handelt alles, was neu gedacht und gedichtet wird. Selbst die Märchen. Wie das Märchendrama Indridi Einarssons „Die Neujahrsnacht", das Herrmann übersetzt hat (Torgau, 1910), eine gewiß nicht starke, aber eigentümliche und in manchen Einzelheiten sehr reizvolle Dichtung.

Nicht einverstanden bin ich mit der ästhetischen Seite der beiden Bücher. Daß die unzulänglich geblieben ist, wird dadurch fühlbar, daß beide sehr nachdrücklich ästhetische Ansprüche geltend machen. Dagobert Schönfeld hat früher zwei nordische Sagas als Stoffe für eigene Nachdichtungen benutzt und kommt in diesem neuen Buch anmerkungsweise des öfteren auf sie zurück: die Grettirssaga für eine Jugenderzählung, die Laxdöla gar für einen historischen Roman: beide sind völlig mißlungen. Seine neue Uebersetzung liest sich streckenweis, als wäre er in den Vorarbeiten stecken geblieben, um dann durch poetische Blüten und Modernismen nachzuhelfen. „Heimgekommen meldet man ihm seines Vaters Tod", wobei „man" nicht der Heimgekommene ist, S. 50, „Weil wahrlich lange wir suchen könnten, ehe wir finden würden einen mutigeren", S. 130; „hier wurde mittelst einer Fähre über verschiedene Fjorde gesetzt und nach Kräften die Fahrt beschleunigt", S. 106; dann wieder solche für den isländischen Stil völlig unmögliche Poetismen, wie: „(Sie) schwankte am Rande des Grabes", S. 117, oder „Dunkelheit deckte sein Haupt", S. 140, oder so prononziert moderne Fremdwörter, wie „Opposition", „Taufkandidaten", oder das fortwährende, völlig unerträgliche „Monarch" statt König. Trotz allem sind diesem Uebersetzer gerade die schwierigen Verse am besten gelungen, manchmal auffallend glücklich.

Paul Herrmann seinerseits hat den Ehrgeiz, seine Aufgabe im ganzen künstlerisch anzufassen. Er will persönliche Reiseerlebnisse mit Saga und Historie verknüpfen, „so, daß immer die Beschreibung der eigenen Reise den Ruhepunkt in der Flucht der Erscheinungen bildet". Wie ein derartiger Vorsatz zu einem wirklichen Kunstwerk führen kann, hat Paul Rohrbach in seinem Reisebuch „Im Lande Jahvehs" gezeigt. Herrmann ist es gründlich mißlungen. Das Persönliche ist persönlich, d. h. gleichgültig und, von rein Stofflichem abgesehen, uninteressant geblieben (nebenbei gesagt, ist mir recht fraglich, ob die isländischen Freunde des Verfassers sich des großväterlichen Lobes freuen werden, das ihnen als zum Teil „lieben", zum Teil „rührenden" Leuten gespendet wird), und der geschichtlich literarische Stoff liegt wie in Anmerkungen dazwischen. Ab und zu poetische Aufhellungen von der Art der folgenden: „Damals (auf der ersten Reise) war ich müde und abgespannt, ein schwerer Tag lag hinter mir, und Dämmerung deckte schon wie Todesahnung rings die Lande. Wie anders heute! Frisch und fröhlich war mein Mut, in meinen Adern welches Feuer, in meinem Herzen welche Glut! Ich freute mich ꝛc." (S. 41). Oder gar direkt poetische Einlagen, wie diese: „In strömendem Regen

ritten wir durch trostlose Lava weiter bis Hlidarendi, wo wir die Nacht bleiben wollten.

Ach und mit dem Donnerworte
Ward uns aufgetan:
Hier herrscht Typhus, fort ihr Fremden!
Sonst steckt ihr euch an!

Da der nächste Hof zu weit entfernt war, 2c." (S. 280). Ich habe den Zusammenhang mit herausgehoben, um erkennen zu lassen, daß der Vers nicht etwa als ein Max und Moritz-Zitat gemeint ist (vgl. auch das unglaubliche Eingangsgedicht). Dann wieder soll mit Forschheit nachgeholfen werden, und es wird etwa (S. 104) ein Lotse „herangeschleift", um über den Ankerplatz „ausgequetscht" zu werden, oder es wird eine Flasche Bier „genehmigt".

Wieviel der reine Prosastil der Isländer trotz allen Entgegenkommens modernster Kunstprinzipien doch noch bei uns zu überwinden hat, kann man gut daran abmessen, wie wenig er selbst auf so ausgesprochene Freunde und Kenner der Saga gewirkt hat. Auch das „Nordlandbuch" von Niemann gibt Beispiele dafür. Ein Satz wie: „Da geschah's, daß unser Kaiser der Deutschen Blick auf des Nordens Wunder lenkte" (S. 233), ist nicht nur durch seinen Byzantinismus unerträglich. Nebenbei auch solcher Byzantinismus ungermanisch ist. Gerade die glänzende Geschichte des freistaatlichen Islands kann erneut daran erinnern, wie es auch die Geschichten „an norwegischen Königshöfen" auf jeder Seite verraten.

Das sei nun genug mit der Aussetzung am Stil der Bücher. Ich hätte mich nicht solange bei ihr verweilt, wenn ich ihr nicht eine allgemeine Bedeutung zuschreiben müßte. Man hat den Deutschen solange vorgehalten, daß sie ihren wissenschaftlichen Arbeiten nicht den Reiz zu geben verstünden, wie etwa die Franzosen, bei denen die Auseinandersetzung immer zugleich interessant oder schön sei, daß nun alles den „gallischen Sprung" einübt und Dinge, die einfach hingeschrieben ihren Wert und auch die eigentümliche Schönheit des Zweckmäßigen haben könnten, durch Anbringung von allerlei unorganischem Zierat häßlich macht. Es ist aber betrübend, ernste und verehrungswerte Männer diese Sprünge exerzieren zu sehen.

Ich wünsche, daß diese Aussetzung den sachlichen Wert der beiden Bücher in den Augen des Lesers nicht herabsetze. Wer durch Unzuträglichkeiten der Darbietung hindurchzugenießen versteht, wird in beiden Büchern, besonders aber in den Schönfeldschen Uebersetzungen, reichlich auf seine Kosten kommen. A. Bonus.

Selig aus Gnade. Roman von El-Correï. Berlin W 30. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt. G. m. b. H.

Wie dem Lyriker irgend eine Stimmung zum Motiv eines Gedichts, so kann dem Romandichter irgend ein Erlebnis zum Motiv eines Romans werden. Einst verlangte man von einem solchen den regelrechten Aufbau einer Handlung, die sich folgerichtig aus den Charakteren der Hauptpersonen entwickelt. Das ist zurzeit ein überwundener Standpunkt; man begnügt sich mit einer Reihenfolge von Ereignissen und legt das Hauptgewicht auf psychologische Analyse; aber zu den Forderungen, auf deren Erfüllung man jetzt mehr besteht als früher, gehört eine feste Verankerung im Erdgrund, d. h. eine anschauliche Darstellung der landschaftlichen Atmosphäre, die um die Hauptpersonen weht, in der gesellschaftlichen Schicht, deren Einflüsse ihr Wesen haben bilden helfen, und eine Zergliederung des Herzens und seiner Leidenschaften, die nicht nur unser ästhetisches, sondern auch unser sittliches Gewissen befriedigt. Unter den unzähligen Romanen, die alljährlich den Büchermarkt überschwemmen, gibt es nur wenige, die diese Anforderung befriedigen, auch El-Correïs neuester Roman „Selig aus Gnade" tut es nicht. Das Milieu, in dem sich ihr Talent darin bewegt, ist ein solches, in dem sich künstlerische Bestrebungen mit alltäglichen Anschauungen und Gewohnheiten, Poesie und Prosa, verquicken; die psychologischen Studien, die sie uns gibt, und die Schilderung des landschaftlichen Hintergrundes, den sie uns vorführt, sind zum Teil recht oberflächlich. Ein Amtsrichter aus einer kleinen mitteldeutschen Stadt heiratet eine mit einer herrlichen Stimme begabte Venetianerin, deren mädchenhafte Lieblichkeit es ihm angetan hat. Jahrelang versucht sie, sich in der ihrer Natur so widersprechenden Heimat ihres Gatten einzuleben, aber schließlich scheitert das Eheglück der beiden doch an den Gegensätzen ihres inneren Lebens: er ist Protestant, sie eine gläubige Katholikin, er ist adlig, sie von bescheidenster Herkunft, er ist ein korrekter Beamter, in ihren Adern rollt Künstlerblut. Sie verläßt ihn und die drei Kinder, die sie ihm geboren hat, und wird eine berühmte, in der alten und neuen Welt hochgefeierte Sängerin; aber als sie auf der Höhe des Ruhmes steht, kommt, man weiß nicht recht wodurch, die Erkenntnis bei ihr zum Durchbruch, daß die Pflicht gegen die Familie höher steht, als das Recht sich auszuleben, sie kehrt zu ihrem Manne zurück, dessen Liebe zu ihr zwar lange geschlafen hat, aber nie erloschen ist, und der die vielen Jahre, die sie fort war, geduldig auf ihre Heimkehr gewartet hat, und ist selig, nicht weil sie sich selbst überwunden und die Liebe in ihr gesiegt hat, sondern nach ihrer eignen Aussage aus Gnade. Daher der Titel des Buches. Man sieht, eine richtige Familienblattgeschichte, wie sie von einem zahlreichen Publikum am liebsten gelesen wird und daher eine gewisse Berechtigung hat. Auch in stilistischer Beziehung erhebt sie sich nicht über deren Niveau; die Sprache entbehrt vielfach der Kraft und Anschaulichkeit und wird leicht phrasenhaft und verwaschen. Es soll aber gern anerkannt

werden, daß ihr ein persönliches Fluidum eigen ist, durch das sie sich vorteilhaft vor mancher anderen Schriftstellerin auszeichnet, und daß die Stimmungsbilder aus Venedig, „diesem Traum aus Stein und Wasser“, etwas von jener Magie der Schönheit besitzen, die den Sinn gefangen nimmt und den Leser für manche Prosa in der Schilderung der deutschen Kleinstadt und ihrer Umgebung entschädigt.

Kurfürstendamm. Roman von Rudolph Lothar. Berlin W 30. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. G. m. b. H.

Dieser Roman bringt das Spiegelbild eines gesellschaftlichen Kreises in Berlin W. Es ist ein so anschauliches und lebendiges, daß man an seiner Lebenswahrheit nicht zweifelt, auch wenn man nie Gelegenheit gehabt hat, einen ähnlichen Kreis kennen zu lernen. Hoffentlich ist das Bild nicht typisch für den gesamten Westen; wie zu des Propheten Elias Zeiten in Israel noch zehntausend übrig geblieben waren, die ihre Knie nicht gebeugt hatten vor Baal, so wird es heute auch am Kurfürstendamm zahlreiche Familien geben, in denen trotz ihres Reichtums Fleiß und Zucht herrscht, Ehrenhaftigkeit und ideales Streben zu Hause sind. Die Leute, die wir in Rudolph Lothars Roman kennen lernen, wissen nichts von diesen Tugenden. Sie gehören „zu den besten Kreisen“, besitzen entweder ererbten Reichtum oder befinden sich in hohen einträglichen Stellungen sie leben aber alle weit über ihre Verhältnisse, stecken stets in Schulden und scheuen sich nicht einmal, von ihrer eignen Dienerschaft zu borgen. Der Rest von Energie, den ihr Genußleben ihnen noch gelassen hat, ist darauf gerichtet, den Schein des Glanzes aufrecht zu erhalten und niemand merken zu lassen, daß es ein erborgter ist. Die Männer spielen an der Börse und im Klub, den Frauen bringt der Flirt die Aufregung, deren sie bedürfen. Ihre äußere Ueberkultur ist mit innerer Unkultur gepaart; sie sind wurmstichiges Fallobst. Einen warmen Anteil kann man an ihren Erlebnissen nicht nehmen, selbst nicht an denen der einzigen nicht unsympathischen Gestalt darin, eines jungen Mädchens, das klug und entschlossen für seine Liebe zu einem mittellosen jungen Gelehrten kämpft: man begreift nicht recht, wie es sich in der Atmosphäre ihres Elternhauses so hat entwickeln können, wie sie es getan. Die Kunst der Seelenentschleierung, die wir von einem Romandichter erwarten, tritt überhaupt wenig in diesem Werk zu Tage. Auch die Erfindung der Handlung leidet an mancher Unwahrscheinlichkeit. Im Mittelpunkt derselben steht Martin [illegible], Kurfürstendamm 193, der Neffe eines reichen rheinischen Industriellen. Der Konflikt, in den er gerät, ist ebenso märchenhaft wie der Reichtum des Onkels, der, frei nach Goldreis Burbero benefico, ein Brummbär mit einem goldenen Herzen ist. Ein Feind des Nichtstuns und der [illegible] Verschwendung, weigert er sich schließlich, seinem Neffen [illegible] länger die Mittel zu seinem sybaritischen Leben zu gewähren. Durch [illegible] und den Kauf eines echten Memling in einem zerfallenen

spukhaften Schloß in Böhmen, das von einer koboldartigen Marquise bewohnt wird, von der wie von dem Mädchen aus der Fremde niemand weiß, woher sie kam, wird dieser vorübergehend aus seiner Geldnot befreit, dafür aber in eine noch größere Not gestürzt; denn die Marquise erscheint in Berlin und verlangt von ihm, daß er sie entweder heirate, oder die ihr kontraktmäßig zugesicherte Hälfte der Summe ausbezahlt, die er für das Bild erhalten hat. Es sind 600 000 Mark, aber er besitzt kein einziges tausend mehr davon, ist längst verheiratet, lebt in einer durchaus korrekten Ehe und hat zwei erwachsene Kinder. Wie der willensschwache Martin Weltlin durch seine willensstarke Tochter aus diesem Dilemma befreit wird, soll hier nicht verraten werden; aber die Ansicht, daß die Mischung von Aktualität, die der Titel verheißt und die der Roman auch in seiner ersten Hälfte bringt, und von Romantik, die in der zweiten Hälfte vorwiegt, das Buch hat zu keinem einheitlichen Kunstwerk werden lassen, darf nicht verschwiegen werden.

Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri von Ricarda Huch. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1910.

Man mag zu Ricarda Huchs Eigenart stehen wie man will, diese bewundern oder finden, daß der oft zur Monotonie ausartende gleichmäßige Tonfall ihrer gedämpften Erzählungsweise auf die Dauer etwas Ermüdendes hat, immer wird man zugeben müssen, daß auf ihren Familiengeschichten, ob sie uns wie in Ludolf Ursleu eine Tragödie vorführt, in der wie in der Antike ein unabwendbares Schicksal daherschreitet und alles vor sich niederwirft, oder uns wie in der Triumphgasse Blicke tun läßt in das Triebleben und die Gedankenwelt kleiner Leute, der Abglanz einer reifen Künstlerschaft ruht, und daß ihre Sprache von einem wohlklingenden Rhythmus ist. Von den beiden historischen Romanen, die sie zuletzt geschrieben, läßt sich das nicht unbedingt sagen. In den Garibaldi-Geschichten, die uns ein fast unentwirrbares Mosaik von den Einheitskämpfen Italiens im vorigen Jahrhundert geben, sprengt der beständig wechselnde Schauplatz, die Ueberfülle von Ereignissen, die erdrückende Menge von Gestalten, deren Schicksale zum Teil mit epischer Breite, zum Teil im Lapidarstil erzählt werden, die künstlerische Form und läßt uns zu keinem Genuß des mancherlei Schönen kommen, das uns geboten wird, und in dem vorliegenden Roman wirkt die leidenschaftslose Objektivität, mit der die empörendste Ungerechtigkeit und Grausamkeit, bei der ein elementarer Schrei der Entrüstung, eine gellende Anklage am Platz wäre, ohne jedes Steigen und Fallen des Tones erzählt wird, oft geradezu beklemmend. Der Graf Confalieri hat sich, als die Lombardei nach dem Sturz der Napoleonischen Herrschaft österreichisch geworden ist, obgleich er den Bestrebungen der Carbonari fern gestanden und mit diesen nichts zu tun gehabt hat, der Regierung dadurch verdächtig und mißliebig gemacht, daß er wissenschaftliche Bildung und wirtschaftliche Fortschritte zu fördern gesucht hat, die, wie er hofft, einst Italiens Wiedergeburt herbeiführen werden.

Ohne jeden Schein von Recht und Gerechtigkeit wird er verhaftet, zum Tode verurteilt und dann zur lebenslänglichen Kerkerstrafe auf dem Spielberg begnadigt, deren Schrecken wir schaudernd von Silvio Pellicos „Le miei prigioni“ her kennen. Als er nach des Kaisers Tode begnadigt wird, ist er, wenn auch nicht den Jahren nach, so doch äußerlich und innerlich ein Greis und weiß wie ein Vogel, der zu lange im Käfig gesessen hat, mit der Freiheit, der er zurückgegeben ist, nichts anzufangen. Weder während seiner politischen Laufbahn, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, noch während seiner Gefangenschaft, noch nach seiner Rückkehr in die Welt können wir etwas anderes für ihn fühlen als Mitleid mit seiner Verblendung und Ungeduld über seinen Gleichmut, und was ist ein historischer Roman, dessen Held uns nicht zur Bewunderung seiner Größe in Glück und Unglück, in Schuld und Sühne hinreißt? Daß er vor seiner Verhaftung blind und taub ist gegen die Warnungen aller seiner Freunde und die Bitten seiner Frau, deren engelhafte Güte und Liebe er, nebenbei bemerkt, durchaus nicht zu würdigen weiß, und Mailand nicht rechtzeitig verläßt und sich in Sicherheit bringt, läßt sich begreifen, denn wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit, aber daß er alle mit teuflischer Grausamkeit ersonnenen Qualen der Kerkerhaft erduldet ohne jeden Ausbruch leidenschaftlicher Erregung, daß er, als es seiner Gattin mit Hilfe von Freunden gelungen ist, ihm die Flucht zu ermöglichen und er in wenigen Stunden die rettende Grenze erreichen könnte, es seiner Ehre schuldig zu sein glaubt zu bleiben und auch ferner alle Schmach zu dulden, die ihm angetan wird, und die sich gar nicht aufzählen läßt, das begreift man nicht. Kein Wunder, daß alle seine Mitgefangenen an ihm irre werden, ihm seine „elendende Unterwürfigkeit“ nicht verzeihen können und ihn verachten. Seine Frau stirbt an gebrochenem Herzen, aber auch da kein Wirbelsturm des Schmerzes, sondern ein „allmähliches Abfinden mit der Tatsache, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilt“, ein Ergehen in Betrachtungen, daß ihr Tod im Grunde weder für sie selbst noch für ihn zu beklagen sei. Die leidenschaftslose Ruhe, mit der Ricarda Huch in ihren anderen Romanen den Effekt meidet und selbst über den Höhepunkt der Handlung mit verhaltener Bewegung hinweggeht, wird weit übertroffen durch die Objektivität, mit der sie das furchtbare Schicksal des Grafen Confalonieri erzählt und das langsame Versiegen seiner Empfindungsfähigkeit schildert. Wenn er selbst bei den unerhörten Grausamkeiten, mit denen er gequält wird, gelassen bleibt und sich zu keiner Zornesäußerung aufrafft, so möchten wir wenigstens bei der Erzählerin etwas von einem heißen Unterstrom gerechter Empörung spüren, der dann und wann unter der Decke scheinbaren Gleichmuts emporquillt; aber diese Genugtuung bleibt uns versagt. Als der Graf nach dem Tode Franz' I. begnadigt wird, beteuert er wieder und wieder seine Loyalität und verlangt nichts weiter, als fortan als getreuer österreichischer Untertan in Mailand leben zu können. Einer seiner ehemaligen Mitgefangenen gibt in Frankreich seine Denkwürdigkeiten heraus, die ein ungeheures Aufsehen

erregen und der Regierung natürlich sehr peinlich sind; er findet die Herausgabe taktlos, und bei ihm lösen sie keine andere Empfindung aus als Unwillen und Besorgnis, daß sie ihm noch jetzt schaden könnten. Er lebte noch eine ganze Reihe von Jahren, ja, er verheiratete sich sogar noch einmal, aber er blieb ein müder alter Mann, bis der Tod ihn von seinem freudlosen Leben erlöste. Da vergaben ihm die stolzen Rebellen, welche einst mit ihm die Hölle auf dem Spielberg geteilt hatten, daß er nie mehr von Italien und Freiheit, sondern immer nur von Gott und Unterwürfigkeit gesprochen hatte, was sie ihm bis dahin so verdacht hatten, und es wurde eine Trauerfeier zu seinem Gedächtnis veranstaltet; aber auch dieser Schluß zieht uns nicht hinein in eine leidenschaftliche Bewegung; wir wohnen einem stilisierten Schauspiel bei, in dem jede Bewegung gehalten, jeder Gefühlsaufschwung gedämpft ist. Temperamentvolle Leser, die gern mitlieben und mithassen, werden das Buch trotz seiner mannigfachen dichterischen Vorzüge unbefriedigt aus der Hand legen.

Mozarts Briefe. Erste Auflage. Verlag von Karl Curtius, Berlin 1910.

Ob es richtig war, aus Mozarts Briefen, die längst im Druck erschienen sind, eine Auswahl zu treffen und neu herauszugeben, wird manchem fragwürdig erscheinen. Dr. M. Weigel, der Herausgeber der vorliegenden Sammlung, ist der Ansicht, daß die vielbeschäftigten Arbeitsmenschen der Gegenwart keine Zeit mehr haben, alle zu lesen, und daß sich auch, abgesehen von denen, die Musik studieren, niemand mehr für einen großen Teil ihres Inhalts interessiert, in dem von Tonwerken die Rede ist, die heute vollkommen vergessen sind, und von Musikern, Sängern und Sängerinnen, die dahingegangen sind, ohne eine Spur zu hinterlassen. Der Erfolg seines noch nicht zweihundert Seiten umfassenden Büchleins, aus dem die, welche zwar Mozarts Musik kennen, aber wenig von seiner Persönlichkeit wissen, ersehen können, welch ein herrlicher, liebenswerter Mensch er gewesen ist, wird erweisen, ob ihm viele dankbar sind für seine Liebesmüh. Sie könnten es sein. Einen Götterliebling kennen zu lernen, dessen Frohnatur über alle Not des Lebens siegte, von der ihm ein voll gedrückt, gerüttelt und geschüttelt Maß zuteil wurde, hat etwas Erhebendes. Die Sammlung enthält nur Briefe an seine Familie und beginnt mit einigen des Vierzehnjährigen an das Nannerle, seine nur um wenige Jahre ältere Schwester; der erste ist aus Mailand vom 26. Januar 1770 und ist, wie auch die vielen anderen, in denen er ihr die Erlebnisse seiner zweiten Kunstreise erzählt (die erste, deren Ziel Paris war, hatte er als siebenjähriges Wunderkind mit ihr zusammen gemacht) voll lustiger Einfälle und übermütiger Neckereien. Inmitten aller Ehren, mit denen er überhäuft wurde, und alles Jubels, der ihn, wohin er auch kam, umbrauste, bleibt er immer der einfache, herzige Knabe, der die größte Freude an harmlosen Schelmereien hat. Auch die späteren, während seiner Jünglings- und Mannesjahre geschriebenen, an das Bäsle, an die Eltern und

an das Stanzerle, seine Frau, sind von köstlicher Frische und oft sprudelnder Laune trotz aller Enttäuschungen und Sorgen, aus denen er niemals herauskam. Mit besonderer Rührung müssen den Leser die beiden letzten Briefe der Sammlung erfüllen. Sie sind Ende Oktober 1791 nach der ersten Aufführung der Zauberflöte an seine Frau geschrieben, die sich zu ihrer Erholung in Baden bei Wien aufhielt, und es spricht daraus nicht nur seine zärtliche Liebe für sie und sein berechtigter Stolz auf sein Werk, sondern auch soviel Freude am Leben, daß man kaum glauben kann, wie doch verbürgt ist, daß sich bald darauf dunkle Todesahnungen seiner bemächtigt haben. Vielleicht stiegen sie in ihm auf, weil er an dem Requiem arbeitete, um das er gebeten worden war, vielleicht aber auch aus dem Dunkel des Unterbewußtseins, aus dem so manches emporquillt, was nicht der Verstand der Verständigen sieht. Am 5. Dezember 1791, als er erst 35 Jahre alt war, raffte der Tod den Liebenswürdigen nach kurzer Krankheit hinweg. Wenige Stunden bevor sich seine glücklichen Augen, die, „was je sie gesehen, es sei, wie es wolle, es war doch so schön“, für immer schlossen, äußerte er den Wunsch, seine Zauberflöte noch einmal zu hören, und summte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Der Vogelsänger bin ich ja.“

Auguste Schidlof. Knospen. Gedichte eines Kindes. Berlin W 30. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. G. m. b. H.

Wir leben im Jahrhundert des Kindes. Jede Regung der Kinderseele wird belauscht und gebucht; über ihre Sprache werden die tiefsinnigsten Betrachtungen angestellt; Zeitungen bringen mit Vorliebe Anekdoten aus Kindermund, kurz der Verherrlichung des Kindes ist kein Ende. Wer Kinder lieb hat und weiß, daß sie am besten gedeihen, wenn kein Aufhebens von ihnen gemacht wird und sie keine Ahnung davon haben, wie interessant ihre Entwicklung, ihre Sprache und ihre Einfälle sind, kann diese Zeitströmung nur bedauern, die schließlich dahin geführt hat, daß die Gedichte einer Elfjährigen herausgegeben sind, und daß der ihnen beigelegte Reklamezettel mit Posaunenstößen ihre Vorzüge verkündet: „die Schönheit der Form, die Innigkeit und Wärme des Ausdrucks, das Musikalische, Melodiöse des Rhythmus.“ Daß die Elfjährige, Auguste Schidlof heißt sie, dichterisch begabt ist, läßt sich nicht in Abrede stellen, aber Eigenes bieten ihre Gedichte, wie das ja natürlich ist, noch nicht, sondern nur Gehörtes und Gelesenes, und die Form, in der sie es bieten, besonders der bildliche Ausdruck, ist, wie das ja auch natürlich ist, oft noch recht mangelhaft. Man sehe sich z. B. nur das „Lied an die Rose“ an (S. 59), die erste Strophe lautet:

„O holde Rose, wunderbare Blume,
O süßes Bild der Schönheit, du Gesandte
Von Gott. Ja selbst der Engel Heer entbrannte
Für dich und singt ein Preislied dir zum Ruhme.“

und nachher erfahren wir, daß auch die ganze Erde die Rose ohne Ende preist, daß die Hände von Elfen, die sie leise umschweben, sie weich und warm umhüllen, und daß die Elfen selig lächelnd mit ihr sterben, wenn ein herber Herbstessturm sie einknickt. In einem anderen Gedicht (S. 19) kommt die Nacht in ihrem langen schwarzen Schleppgewande dahergeschritten, und sein Rauschen klingt in dem losen Sande (Gewande brauchte einen Reim) wie Schluchzen über unerfüllte Bitten, als weine man in all den dunklen Hütten, vielleicht auch im Palast in fernem Lande, als schluchze jemand über seine Schande, ein anderer über das, was er gelitten. Und das soll Poesie, soll „nichts Anempfundenes oder Angelerntes sein? Auguste Schidlof, die jetzt zwölf Jahre alt ist, diese Gedichte aber schon, wie das Geleitwort betont, als Elfjährige gemacht, beinahe könnte man sagen verbrochen, hat, wäre zu bedauern, wenn sie schon etwas von Schande wüßte, über die man in der Nacht schluchzt, und wirklich der Ansicht wäre, daß jeder neue Tag mit neuem Kummer beginnt; sie hat aber nur etwas davon läuten hören und hat es, dichterisch begabt, wie sie ist, in Verse gebracht, und hätte sie diese in ihrem Schreibtisch verschlossen und sich in stillen Stunden allein daran gefreut, so ließe sich nichts dagegen sagen; aber daß sie sie den Ihrigen gezeigt hat, und daß ihre „lebhafte Mutter und der hochbegabte wissenschaftlich tätige Vater" (siehe Geleitwort) eingewilligt haben, sie drucken zu lassen, muß aufs strengste getadelt werden, sonst beschert uns der Buchhandel nächstens noch „Knöspchen", Gedichte einer Achtjährigen. Knospen soll man sich in ungestörter Stille entwickeln lassen, sonst werden sie nicht „zu köstlichen Blüten mit einer unabsehbaren Fülle von Schönheit."

M. Fuhrmann.

Lübeck im Roman der Gegenwart. Thomas Mann, Die Buddenbrooks, 1901. Ida Boy-Ed, Ein königlicher Kaufmann, 1910.

Auch die Dichtung ist ein ausgleichendes Jenseit. Diejenige unter den drei Hansestädten, die im Leben sich mit dem schwächsten Pulsschlag zu behelfen hat, ist im Reiche der Dichtung unbestritten die Königin unter ihnen geblieben. Die Dichtung hat vornehme Neigungen; von alter Kultur läßt sie sich anreizen und gibt ihr selbst wieder stärkere Reize zurück.

Neuerdings haben zwei Romane weiteste Verbreitung gefunden, die Lübecks Bild über Deutschlands Grenzen hinaus als lebendige Vorstellung haben entstehen lassen: Die Buddenbrooks von Thomas Mann und Ein königlicher Kaufmann, von Ida Boy-Ed. Beide Romane lassen sich gerade in ihren Gegensätzen als gegenständliche Einheit betrachten.

Sie spielen in zwei aufeinanderfolgenden Epochen Lübecks. Die Buddenbrooks gehören dem Lübeck des neunzehnten Jahrhunderts an, das als Handelsstadt dem Absterben verfallen schien; der Roman von Ida Boy-Ed

stellt das gegenwärtige Lübeck dar, welches denn doch noch die Kraft gehabt hat, zu beweisen, daß es das Spiel nicht aufzugeben braucht. Der ganzen Atmosphäre entspricht das Einzelleben: bei Th. Mann eine niedergehende Firma und eine sich zersetzende Familie, bei Ida Boy-Ed der kühne Unternehmungsgeist eines Hanseaten, der auch im geheimen Bezirke seines persönlichen Lebens sich dem süßen Gift entzieht und ein bleibendes Lebensglück findet. Polare Gegensätze glaubt der Leser auch in den künstlerischen Kräften zu erkennen, aus denen beide Romane hervorgegangen sind. Hier haben die Buddenbrooks ohne Zweifel die stärkere Intensität. Dieser Roman war eine erste Blüte eines jungen Talents, dem Drange entsprossen, sich selbst zu geben; dagegen ist der Königliche Kaufmann das Erzeugnis der Erzählungskunst einer Schriftstellerin, die mit sicherer Technik den Rahmen einer bestimmten Oertlichkeit und Landschaft, einer gesellschaftlichen und beruflichen Welt aufspannt, um die Gestalten hineinzusetzen, an denen sie den Reichtum ihrer Lebensbeobachtungen und besonders ihre Kenntnis des menschlichen Herzens kund tut. Ida Boy-Ed ist in unablässiger Produktion begriffen. Daraus allein schon erklärt sich, daß nicht alle Füllungen, deren die breite Fläche eines Romans bedarf, diejenige Tiefe haben, die ein langsamer Leser beansprucht. In den Hauptmomenten aber wird man neben der klaren Durchleuchtung auch die seelische Tiefe ihr nicht absprechen können.

Schließlich ist es bei der unaufhörlich fließenden Romanliteratur überhaupt wohl nicht richtig, einzig den literargeschichtlichen Maßstab anzulegen. Viel bedeutsamer ist hier die Frage nach der geistigen Ernährung der Nation, und zwar in breiteren Schichten, als die ganz wenigen Leser bilden, die immer nur nach neuen und bleibenden Werten ausspähen. Denn daran ist nicht zu zweifeln: unsere Romanliteratur, und zwar immer die neueste, ist das eigentliche tägliche Brot der überwiegenden Mehrheit. Und da ist es nur erfreulich, daß Ida Boy-Ed so sicher in der Gunst des Publikums steht: der in der Gartenlaube erschienene Roman hat in Buchform (Cotta) in wenigen Monaten die achte Auflage erlebt und wird in fremde Sprachen übersetzt. Die alte Hansestadt mit ihren ehrwürdigen Bauten, die holsteinische Landschaft, die kleine republikanische Welt Lübecks mit ihren Formen und Typen, das Kontor des Großkaufmanns und seine weitgreifenden Pläne, und in dieser Welt schlagende Herzen, in deren Odysseen dem Leser die sittliche Magnetnadel vor Augen bleibt, — eine solche Komposition in klarem Gedankenfluß zu mühelosem Genießen dargeboten, darf in ihrem allgemeinen Kulturwerte keineswegs unterschätzt werden. Der Lübecker besonders wird sich freuen, daß der Ponente von Th. Mann nunmehr eine Levante gegenübersteht.

Lübeck. Richard Zimmermann.

Sozialpolitik.

Das Reichs-Versicherungsamt und die deutsche Arbeiterversicherung. Festschrift des Reichsversicherungsamts zum Jubiläum der Unfall- und der Invalidenversicherung 1910. Berlin. Verlag von Behrend & Co.

Das große Werk unserer Sozialversicherung hat jüngst mit berechtigtem Stolz sein Jubiläum gefeiert, und die prächtig ausgestattete Festschrift gibt einen Ueberblick über die Leistungen des Versicherungswerkes und die Geschichte des Reichsversicherungsamts, dem soviel für die glückliche Durchführung zu danken ist. Mit vollem Recht wird der erste Präsident, Bödiker, gepriesen, daß er die Judikatur dieser obersten Instanz von Anfang an mit dem rechten Geiste erfüllt habe. Sein Denkmal schmückt das Dienstgebäude. Wenn ich hervorheben soll, daß ich auch etwas vermißt habe, so ist es der Hinweis auf die Leistung der Gesetzgebung und den Dank an die Männer, die durch ihre Arbeit doch den Bau erst geschaffen haben. Zwar war die Zeitungs-Nachricht falsch, daß bei den Feierlichkeiten der Name des Fürsten Bismarck nicht erwähnt worden sei. Aber wenn diesem auch der gebührende Dankeszoll nicht vorenthalten worden ist, so hätte doch auch wohl gesagt werden können und müssen, welches Verdienst sich der Minister v. Bötticher und seine beiden Gehilfen Bosse und Woedtke um die Ausarbeitung und parlamentarische Durchführung erworben haben. Es war wahrlich kein leichtes Werk — ich bin noch selber dabei gewesen und kann es bezeugen, und tue es um so lieber, als ich Bosses spätere Tätigkeit als Kultusminister zu billigen nicht in der Lage bin. Bosse war zu weich und zu unselbständig für eine Minister-Stellung, als Ministerial-Direktor aber an Böttichers Seite war er vortrefflich, und Bötticher wiederum war unvergleichlich durch die Art, wie er vermöge seiner Vereinigung von Liebenswürdigkeit, Intelligenz und Takt zwischen der herrischen Natur Bismarcks auf der einen Seite und den widerwärtigen parlamentarischen Trakasserien auf der anderen das Schiff zum glücklichen Ziel zu steuern verstand.

Delbrück.

Pädagogik

Eduard Spranger, Wilh. v. Humboldt und die Reform des Bildungswesens. Berlin, 1910. Verlag: Reuther & Reichardt. 255 S. Preis brosch. Mk. 3.—.

Das hundertjährige Jubiläum der Universität Berlin, welches im Oktober dieses Jahres begangen ist, lenkt die Gedanken nachdrücklich auch auf W. v. Humboldt und den hervorragenden Anteil, den er in den Jahren 1809—10 als damaliger Chef der dem Kultus und dem öffentlichen Unterricht vorstehenden Sektion des Ministeriums des Innern an der Gründung und Einrichtung der

Universität gehabt hat. In der Tat wird ihm nicht so sehr verdankt, daß Berlin überhaupt eine Universität erhielt, als daß diese die von Schelling, Fichte und Schleiermacher vorbereitete Idee der Universität verwirklichte und als Muster für alle andern deutschen Universitäten sich nicht wie die bisherigen nur zum Ziel setzte, Wissenschaften zu überliefern und zu erläutern, sondern eine die Universalität des Wissens darstellende Stätte der produktiven wissenschaftlichen Arbeit und der Anleitung zu solcher wurde.

In dem vorliegenden Buch beschränkt sich der Verfasser nicht auf diese Seite der organisatorischen Tätigkeit Humboldts, sondern hat, in Ausführung eines dem damals schon schwer leidenden Fr. Paulsen gegebenen Versprechens, der eigentlich selbst mit dieser Aufgabe betraut war, es unternommen, ganz im allgemeinen den Einfluß Humboldts auf die Reform des Bildungswesens seiner Zeit darzustellen. So mußte denn auch die von Humboldt freilich nur eingeleitete und nur zum Teil durchgeführte Reform der höheren Schulen mit einbezogen werden, und gerade hier leistet das Buch das Wertvollste, weil der Verfasser manche dafür in Betracht kommende Aufzeichnungen Humboldts, vor allem die sogenannten Königsberger und littauischen Schulpläne, neu entdeckt hat.

Obgleich auch jetzt noch nicht in allen Einzelheiten der Beitrag auseinandergehalten werden kann, den Humboldt und den die übrigen Mitglieder der Sektion, besonders Süvern, der Referent für das Gymnasialwesen, bei der Neugestaltung des preußischen Gymnasiums geleistet haben, so ist durch Auffindung dieser neuen Quellen doch deutlicher als bisher geworden, daß Humboldt wirklich alle die derselben zugrunde liegenden und mit seinem persönlichen Bildungsideal eng zusammenhängenden Hauptgedanken selbst vertreten hat. Als solche nenne ich das Ziel der universalen formalen Bildung, die überragende Wertschätzung der griechischen Sprache als derjenigen, welche unmittelbar in das Geistesleben des dem Menschheitsideal am nächsten stehenden Volkes blicken läßt, den Gedanken der Schule als einer Staatsanstalt, der durch staatliche Oberaufsicht, Prüfungen (zur strengeren Handhabung des Abiturientenexamens kam es damals noch nicht; aber am 12. Juli 1810 wurde die Prüfung pro facultate docendi eingeführt, wodurch zugleich der Oberlehrerstand begründet wurde) und finanzielle Unterstützung verwirklicht werden sollte.

So kann denn mit größerer Bestimmtheit als bisher von Humboldt gesagt werden, daß er das neuhumanistische Gymnasium geschaffen hat, eine Ruhmestat, für die ihm der größte Dank gebührt, auch wenn die weitere Entwicklung des deutschen Schulwesens zum Teil andere Bahnen eingeschlagen hat. Nicht als ob Humboldts Prinzip der formalen Bildung außer Kurs gekommen wäre oder außer Kurs zu kommen brauchte: denn er versteht es durchaus nicht in dem engen Sinne einer grammatischen Schulung zur Uebung des Intellekts, sondern verspricht sich von dem Sprachunterricht ebensosehr Ausbildung der Phantasie und des Gemüts, kurz aller Geisteskräfte. Dagegen hat Humboldts entschiedene durch seine

Ueberzeugung von dem einzigartigen Bildungswert der klassischen Sprachen bedingte Abneigung gegen Bürgerschulen in unserer Zeit einer weitgehenden Bevorzugung dieser Schulgattung Platz gemacht. Wenn dabei stets der platte Utilitarismus allzusehr sein Haupt zu erheben droht (vergl. den neuen preußischen Lehrplan für die Mittelschulen), so lohnt es sich wohl, zur Bekämpfung dieser Gefahr sich an der Hand des Sprangerschen Buches in Humboldts Ideal rechter Wissenschaftlichkeit zu vertiefen.

Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. XLVI: Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787—1806) und das Abiturientenexamen, von P. Schwartz. I. Band. Berlin, 1910. Verlag: Weidmannsche Buchhandlung. 516 Seiten. Preis ungeb. Mk. 13.60.

An einer quellenmäßigen Darstellung der Geschichte des Abiturientenexamens hat es bisher gefehlt. Künftig wird jeder, der über Zweck und Notwendigkeit des Abiturientenexamens ein Urteil gewinnen will, das oben genannte, allerdings auf drei starke Bände berechnete Werk, dessen erster Band jetzt erschienen ist, zur Hand nehmen müssen.

Der Verfasser ist kein unbedingter Lobredner des Abiturientenexamens, wie es jetzt gehandhabt wird; aber daß es ohne eine an der Schule abgehaltene Schlußprüfung nicht abgeht, beweist er durch das von ihm vorgebrachte Material unwidersprechlich. Vor der im Jahre 1788 erfolgten Einführung des Abiturientenexamens pflegten die Abiturienten sich schon mehrere Monate vor ihrem Abgang zur Universität ganz studentisch einzurichten und die Schule links liegen zu lassen, und die Universitäten wurden mit völlig unreifen jungen Leuten überschwemmt, weil bei der großen Zahl der Neulinge die mit ihnen an der Universität angestellte Prüfung nicht mehr als eine Formsache sein konnte, so daß es weniger von dem Maße der Kenntnisse, als von dem Wunsch der Eltern abhing, wann ein junger Mann die Universität bezog und es sogar vorkam, daß Tertianer (!) immatrikuliert wurden.

Daß ferner auch etwas auf vorsichtige Abfassung des Prüfungsreglements ankommt, mag die von Schwartz mitgeteilte kuriose Tatsache lehren, daß nach der ersten Einführung der Prüfung an einigen Schulen die Prüflinge bei der Anfertigung der schriftlichen Arbeiten ohne Aufsicht zusammen eingeschlossen wurden, sich also gegenseitig helfen konnten, ein Verfahren, das deswegen nicht unmöglich war, weil das erste Prüfungsreglement ausdrücklich nur den Rektoren und Lehrern untersagt hatte, bei den Prüfungsarbeiten Hilfe zu leisten.

Der vorliegende Band reicht bis zum Jahre 1806, in welchem mit dem Zusammenbruch des preußischen Staates der Abbruch der Schulreform zusammenfiel, führt also über den Zeitraum nicht hinaus, in welchem es auch mit einem Zeugnis der Unreife möglich war, immatrikuliert zu werden, und der Besitz des Reifezeugnisses als Bedingung nur von den Studenten ge=

forbert wurde, welche in den Genuß eines Stipendiums gelangen wollten. Wenn das Werk abgeschlossen vorliegt, wird es nicht nur über die Entwicklung des Abiturientenexamens klarer als bisher sehen lassen, sondern dazu, wie es auch im Plane des Verfassers liegt, einen Einblick in den Betrieb und die Leistungen der damaligen Gelehrtenschulen Preußens ermöglichen. In der letzteren Hinsicht können Proben aus den Abiturientenarbeiten besonders lehrreich sein, die aber tatsächlich etwas dürftig ausgefallen und meist aus dem Zusammenhang gerissen sind. Vielleicht könnte, um hierfür mehr Raum zu gewinnen, an der Geschichte der einzelnen Anstalten gekürzt werden. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Varia.

R. Schmölder, Zum Frieden unter den Konfessionen. Erstes und zweites Tausend. Bonn, 1910. Verlag: Carl Georgi. 51 Seiten.

Der Verfasser, Senatspräsident Schmölder, bringt hier manches weniger Bekannte zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Katholiken und Protestanten, wie es sich während der letzten Jahrzehnte in Deutschland entwickelt hat, und fordert zur Herstellung des Friedens zwischen den Konfessionen, daß das Zentrum als politische Partei sich auflöst. Die Schrift ist augenscheinlich vor dem Bekanntwerden der Borromäus-Enzyklika und der durch sie herbeigeführten beklagenswerten Verschärfung des Gegensatzes zwischen den Konfessionen verfaßt. Ihr Friedensruf hat daher, auch wenn der Katholizismus sich je dazu verstehen kann, politischem Einfluß zu entsagen, im Augenblick wenig Aussicht gehört zu werden.

C. Arnold, Urchristliches und Antichristliches im Werdegang Friedrich Nietzsches. Eilenburg, 1910. Verlag: Bruno Becker. Preis 1 Mk. 106 Seiten.

Aus dem Buche, in dessen erster, größerer Hälfte der richtige, freilich nicht ganz neue Gedanke durchgeführt wird, daß der Gegensatz zum Christentum den Schlüssel zum Verständnis der Entwicklung Nietzsches und seiner Weltanschauung bildet, hätte sich wohl etwas machen lassen. Allein es ist zu bedauern, daß es in dieser Gestalt auf den Büchermarkt geworfen ist. Die Zahl der Druckfehler übersteigt wirklich jedes verzeihliche Maß. Zwar ist eine „Druckfehlerberichtigung“ vorausgeschickt, aber sie berücksichtigt nur einen kleinen Teil der Druckfehler und enthält selbst wieder drei arge Druckfehler! Fast könnte man vermuten, daß selbst der Titel des Buches verdruckt ist, weil zwar überall Unchristliches, aber doch nicht Urchristliches im Werdegang Nietzsches nachgewiesen wird.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Eine Aufgabe für die deutsche Geschichtswissenschaft.

Vor neunzig Jahren war es, als Aug. Boeckh mit den Vorarbeiten begann für die von der Preußischen Akademie der Wissenschaften geplante Sammlung der griechischen Inschriften. In den Jahren 1828—1859 sind dann die vier stattlichen Foliobände erschienen, in denen die damals bekannten griechischen Inschrifttexte behandelt waren. Bei der gewaltigen Mehrung, die im Laufe des vorigen Jahrhunderts die griechischen Inschriften erfahren haben, mußte schon 1867 die Akademie an eine Neubearbeitung denken, die zunächst den attischen Inschriften zuteil geworden ist, 1873—97, zurzeit wird für einen Teil derselben bereits die dritte Bearbeitung vorbereitet, während die Inschriften der einzelnen Landschaften allmählich in neuer Aufnahme erscheinen.

Theodor Mommsens eminentes Organisationstalent hat es verstanden, das Riesenwerk des gleichfalls von der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Corpus Inscriptionum Latinarum in den vierzig Jahren, in denen er seiner Leitung selbst vorstand, soweit zu fördern, daß jetzt auch die letzten Bände ihrem Abschluß entgegengehen.

Die eifrige Pflege der antiken Epigraphik hat es zuwege gebracht, daß jeder Philologe auch das unscheinbarste Inschriftfragment mit ein paar lateinischen oder griechischen Buchstaben, und selbst eine Amphorenfackel von Rhodos oder Knidos mit eingepreßtem Beamten-Namen, der auf vielen Dutzenden von Exemplaren wiederkehren mag, in einer gewissen Ehrfurcht betrachtet. Verdienen denn aber die Inschriftsreste der griechischen und römischen Kultur allein diese Beachtung, wie sie ihnen bei uns geschenkt wird?

Viele Tausende von Inschriften aus der Zeit des Mittelalters und der Renaissance finden sich zerstreut in unserem Vaterlande in Kirchen, Klöstern, Friedhöfen, an Rathäusern und anderen öffentlichen und Privatbauten. Ein guter Teil davon ist noch heute an der Stelle, wofür sie ursprünglich bestimmt waren, andere haben den Aufstellungsort wiederholt gewechselt, man darf zufrieden sein, wenn sie wieder aufgerichtet und eingemauert worden sind; Schönheitsgefühl und Reinlichkeitssinn haben dann freilich oft genug dazu geführt, daß die weiße Tünche, recht dick aufgetragen, die flach eingegrabenen Schriftzüge halb zugedeckt hat. Vieles, das obdachlos geworden war, hat Aufnahme gefunden in die kleinen oder größeren Lokalmuseen; genug liegt auch noch unbeachtet umher, in den Städten wie auf dem Lande; es kann auch wohl begegnen, daß alte Grabsteine am Bürgersteig, der einen ehemaligen Friedhof umgibt, als Pflastersteine dienen.

Man wird dankbar anerkennen können, was heute unsere Regierungen für die Erhaltung der Kunstdenkmäler leisten. Durch die Tätigkeit unserer Kunstkonservatoren wird gar vieles vor der Zerstörung bewahrt, was ihr sonst unfehlbar anheimfallen würde. Die Anweisungen für die Erhaltung

von Resten der Vergangenheit, wie sie jetzt allenthalben Verbreitung finden, um zufällig auftauchende Stücke in Sicherheit zu bringen, werden den Lokalmuseen manchen Zuwachs verschaffen, wo irgendwelches architektonische Ornament die Aufmerksamkeit der Finder erregt; fehlt aber solches Beiwerk, wie es bei Inschriftfragmenten oft zu geschehen pflegt, so wird das Interesse viel geringer sein.

Bei Forschungen in der Lokalgeschichte ist den inschriftlichen Denkmälern, zumal wo es sich um Grabsteine handelt, von jeher fleißig nachgegangen worden; aber es wird so schwer nicht halten, bald ganze Reihen von Inschriften herauszufinden, denen noch nie Beachtung geschenkt worden ist. Die Verfasser der Denkmälerinventare, die jetzt für Preußen vollständig, für die anderen Bundesstaaten zum großen Teil vollständig vorliegen, haben inschriftliche Denkmäler zumeist nur soweit herangezogen, als sie mit den zu beschreibenden Baudenkmälern in irgendwelchem näheren Zusammenhang stehen; im übrigen sind die Inventare schon darum sehr ungleich ausgefallen, weil von den jeweiligen Finanzverhältnissen der betreffenden Staaten oder Provinzen das Arbeitsprogramm für die einzelnen Inventare und seine Ausgestaltung abhängig gewesen ist. Immerhin, nicht wenig Inschriftsteine sind dabei zum erstenmal oder doch zum erstenmal in sorgfältiger Kopie veröffentlicht worden. Viel wertvolles Material enthalten die Veröffentlichungen der Zentralkommission für die Erhaltung der Baudenkmäler in Oesterreich.

Für einen Teil des Inschriftmaterials in unserem Vaterland liegt seit zwanzig Jahren eine Sammlung vor, die den heutigen Anforderungen der Epigraphik im vollen Maße entspricht. Es sind: Die Christlichen Inschriften der Rheinlande. Herausgegeben von Franz Xaver Kraus. Freiburg i. Br. 1890/94. 2. Bd. 4^0. Im Verein der Altertumsfreunde im Rheinland war in der Zeit, da Fr. Ritschl den Vorsitz führte, eine solche Sammlung angeregt worden; Kraus, damals Privatdozent in Bonn, hat mit der Arbeit begonnen und sie später als Professor der Kirchengeschichte und christlichen Archäologie in Freiburg mit Unterstützung der badischen Regierung beendigen können. Kraus hat sich die Arbeitsweise seines Lehrers, des römischen Archäologen und Epigraphikers Gico. Balt. de Rossi zu eigen gemacht. Was Kraus gesammelt hat, sind die frühchristlichen und die frühmittelalterlichen Inschriften im Bereich der rheinischen Bistümer von Chur bis Köln, von der italienischen bis an die holländische Grenze: etwa 1500 Nummern. Kraus hat sich beschränkt auf das Gebiet, das ihm für sein Spezialstudium am nächsten lag; er bricht ab in der Mitte des 13. Jahrhunderts, wo die Gothik zur vollen Herrschaft gelangt und die Paläographie neue Gestalt annimmt: zweifellos hat er damit seiner Sammlung die so wohltuende Einheitlichkeit verliehen, und wir könnten auch schon froh sein, wenn wir für ganz Deutschland eine Sammlung besäßen, die bis zu dem von Kraus eingehaltenen Zeitgange herabreichte. Kraus hat als einzelner Gelehrter seine

Publikation unternommen und mußte sich dann Beschränkung auferlegen, er hat auch darin durchaus recht, daß von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab „durch das stärkere Anwachsen des handschriftlichen und urkundlichen Quellenmaterials der Wert und die Bedeutung der monumentalen Quellen bedeutend abnimmt“, während andrerseits das Inschriftenmaterial von diesem Zeitpunkt an eine gewaltige Mehrung erfährt. Aber freilich, kommt es dazu, daß die Aufgabe, die Kraus für ein beschränktes Gebiet unternommen hat, ins Große übertragen wird, dann muß jene Beschränkung auf das frühe Mittelalter fallen gelassen werden.

Das Unternehmen, wie es hier vorgeschlagen wird, ist ein weitausschauendes; soll es zustande kommen, so bedarf es eines einheitlichen Arbeitsprogramms und einheitlicher Leitung, denn die Arbeit wird an eine ganze Reihe von Gelehrten aufgeteilt werden müssen, die mit der Aufnahme des Inschriftenmaterials und der Bearbeitung zu betrauen sind, nicht anders wie es einst beim Beginn des Corpus Inscriptionum Latinarum geschehen ist. Als die für die Leitung des Unternehmens zunächst Berufenen könnten der Zeit wohl nur in Betracht kommen die Direktion der Monumenta Germaniae oder die Historische Kommission in München.

Die Aufnahme wird sich nicht beschränken dürfen auf die Inschriften der Bundesstaaten, die heute zum Deutschen Reich gehören; damit würde nur ein Torso geschaffen. Die Länder der Böhmischen Kur, die Erzherzogtümer, Steiermark, mit ihrer an Denkmälern reichen Vergangenheit dürfen nicht fehlen, das würde ganz von selbst der Sammlung einen Umfang geben, der im wesentlichen dem des alten Deutschen Bundes entspricht, mit Einschluß von Elsaß-Lothringen. Kann die Sammlung eingefügt werden in die Publikationen der Monumenta Germaniae, so würde allerdings die dort übliche Zeitgrenze des Jahres 1500 überschritten werden müssen. Liefert doch das 16. und 17. Jahrhundert ein sehr reiches Inschriftenmaterial, das man ungern in dem Sammelwerk vermissen würde.

Es war oben ausgegangen worden von den beiden großen Sammlungen der griechischen und der römischen Inschriften. Verkannt werden darf nicht, daß diesen beiden für das Studium der griechischen und römischen Altertumskunde eine ganz andere Bedeutung zukommt, als sie das hier vorgeschlagene Unternehmen für die Studien unserer heimischen Geschichte je gewinnen könnte. Für die politische Geschichte würde gewiß nur ganz vereinzelt einmal etwas aus den Inschriften festzustellen sein, das in der uns vorliegenden literarischen Ueberlieferung oder auch in unserem Urkundenmaterial nicht zu finden wäre. Ungleich ergiebiger verspricht die Sammlung schon für die Lokalgeschichte zu werden. Auch heute noch gilt, was Kraus in seinem Vorwort geschrieben hat: daß „eine den heutigen Anforderungen der epigraphischen Kritik entsprechende Veröffentlichung der Inschriften für ganze Abschnitte der mittelalterlichen Kirchen- und Kunstgeschichte erst eine gesicherte Grundlage zu schaffen imstande sei“. Den

reichsten Gewinn aber wird aus der Sammlung zu ziehen haben unsere Kulturgeschichte, und sie wird es gerade dann, wenn die Sammlung auch noch hinübergreift bis ins 16. und 17. Jahrhundert. Was von Inschriften an Rathäusern, Privathäusern, an Weihungen in Kirchen und vor allem an Grabsteinen enthalten ist, wird ja, zumal gegen Ende dieses Zeitraums, oft redselig, aber ein gutes Stück unseres Volkstums und seiner Eigenart kommt darin zum Ausdruck. Die einzelne Grabschrift, die sich erhalten hat auf irgendeinem in Verfall geratenen Friedhof mag vielen als gar wertlos erscheinen, sie gewinnt ihren Wert, wenn sie in die Sammlung eingereiht wird; müssen wir doch auch damit rechnen, daß es in unserem Vaterlande weite Landstriche gibt, wo die alten Kirchenbücher verloren gegangen sind unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, den Raubzügen Ludwig XIV., und den Kriegserschütterungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Was an Handschriften und Urkunden von unserer Geschichtsforschung veröffentlicht wird, ist mit verschwindenden Ausnahmen wohlverwahrt und wohlgeborgen in Bibliotheken und Archiven. Von unseren inschriftlichen Denkmälern fällt ein großer Teil allmählich der Vernichtung anheim; sie vollzieht sich langsamer auf dem platten Land, rascher in den Städten. Man kann es keiner Stadtverwaltung verargen, wenn sie in die alten, engen, winkligen Viertel, also gerade die für ihre Vergangenheit wertvollsten Stadtteile, die aber unter veränderten Zeitansprüchen für die Bewohner völlig entwertet sind, Luft und Licht bringt. Die Gegenwart braucht ihr Recht; unter den systematisch vorgenommenen neuen Straßenanlagen und Durchbrüchen muß das Alte schwinden; nirgends vielleicht in ganz Deutschland vollzieht sich diese Umwandlung so gründlich wie in Frankfurt am Main; aber auch in kleinen, wenig belebten Städten wird der Zeitströmung Rechnung getragen. Mögen diese Umwandlungen in unseren Städten den Lokalmuseen auch manchen wertvollen Zuwachs bringen, vieles geht doch dabei unwiederbringlich verloren. Es ist hohe Zeit, daß mit der Sammlung der inschriftlichen Denkmäler in unserem Vaterlande begonnen wird.

Daß es sich um ein weitausschauendes Werk dabei handelt, daß sich Schwierigkeiten in Menge ergeben werden, wenn zu der Ausführung geschritten werden soll, braucht man sich nicht zu verhehlen; aber sie werden längst nicht so groß sein, als die, die Th. Mommsen zu überwinden hatte, als er mit den Corpus Inscriptionum Latinarum begann.

R. Weil.

Theater-Korrespondenz.

Shaksperes Komödie der Irrungen in den Kammerspielen des Deutschen Theaters.

Wie öde der Unterricht in der Stratforder Grammar School, in der man eigentlich nur Latein, aber auch Arithmetik und ein bißchen Griechisch lernte, gewesen sein muß, das lassen uns gewisse Partien in Verlorner Liebesmühe und den Lustigen Weibern mehr als ahnen. Ein Geist wie der des Knaben William konnte nur freudlos eine Nahrung aufnehmen, wie sie ihm verabreicht wurde in der abschreckenden Weisheit der Lilyschen Grammatik, in den Fabeln des Aesop, in den Briefen und Reden Ciceros und den Eklogen des Baptista Mantuanus; auch Virgil und Horaz haben ihm wenig gesagt; Erquickung gewonnen hat er nur von Ovid und Plautus, die er vom vierten bis zum sechsten Schuljahre, also im Alter von 10 bis 13 Jahren, las.

Die Verwechselungen der beiden Zwillingsbrüder in den Menaechmi bereiteten dem Knaben ein kindliches Vergnügen; sie sind ja ohne reales Fundament, denn schon bei der ersten, wo der Syrakuser von der Kurtisane seines Bruders zu dem von diesem bestellten Liebesmahl in ihr Haus gezogen wird, mußte dieser an einen Doppelgänger denken, zumal er ja auf der Suche nach seinem Zwillingsbruder ist. Eine solche Kritik können wir freilich von dem Knaben nicht verlangen, auch der Jüngling übte sie nicht: dieser naheliegende Gedanke, der sowohl die Menaechmi wie die Irrungen als Lustspiel unmöglich gemacht haben würde, kommt weder dem Syrakuser Menächmus noch dem Syrakuser Antipholus. Auch der andere Gedanke, daß das zu seiner Zeit sehr gebräuchliche komische Mittel der Verkleidungen und Verwechselungen außerordentlich diskret gehandhabt werden muß, wenn es so erheiternd wirken soll wie in Was ihr wollt, lag dem Verfasser der Komödie der Irrungen noch fern. Er war so überzeugt von der Wirksamkeit dieses Mittels, daß er Plautus sogar übertrumpfte und zu den Zwillingsherren aus dem Amphitruo die Zwillingsdiener herübernahm. Er sah nicht ein, daß der Zuschauer, um die Komik der Situation zu fassen, sich zuerst immer klar machen muß, welcher Antipholus, welcher Dromio augenblicklich redet und handelt — denn äußerlich sollte er sie

doch nicht unterscheiden können; und wenn er sich das schließlich klar gemacht hat, dann sind bereits so und so viele komische Reden an seinem Ohr unverstanden und wirkungslos vorbeigegangen. Es ist eine ermüdende Komik.

Die große Jugendlichkeit der Arbeit legt die Annahme nahe, daß sie zum Teil schon in Stratford geschaffen ist. Durch die Anregung, welche von Seneca, Plautus und Terenz ausging, und mehr noch von den Londoner Schauspielergesellschaften, die wiederholt in Stratford Vorstellungen gaben, mußte allein schon eine so gewaltige Kraft wie die seinige zur Betätigung getrieben werden; ein weiteres taten die Armut John Shaksperes, von dem der einundzwanzigjährige Vater dreier Kinder abhing, und höchstwahrscheinlich das unerfreuliche Eheverhältnis mit der acht Jahre älteren Frau; und wenn er, wie es um diese Zeit geschehen sein muß, den Plan faßte, sich einer Truppe Londoner Schauspieler anzuschließen, so mußte es ihn drängen, mit einer Probe seiner Fähigkeit diesen entgegenzutreten. So weisen denn auch die verschiedenen Elemente dieses Lustspiels auf Stratford: den Stoff entnahm er seiner Schullektüre; und was er aus dem Eigenen zunächst hinzutat, bot ihm seine Umgebung: den derben, aber guten Witz der beiden vorzüglichen Clowns — der Diener Messenio bei Plautus ist gar nicht komisch — und das Muster einer bösen Sieben, welche an die Stelle der viel geduldigeren Frau des Menächmus aus Epidamnus tritt. Es ist auffallend, daß in zwei seiner jugendlichsten Dramen, diesem und der *Bezähmten Widerspenstigen*, zwei schlimme Weiber die Hauptrolle spielen und diese bei der sonstigen Schwäche der Charakteristik vortrefflich gezeichnet sind. Wenn man die harte Verurteilung liest, welche die Aebtissin der Adriana zuteil werden läßt, so scheint es, als ob er selbst von einem bösen Weibe zu leiden gehabt hat, und man bezieht sie gewöhnlich auf seine Anna:

Das gift'ge Schrein der eifersücht'gen Frau
Wirkt tödlicher als tollen Hundes Zahn.
Es scheint, dein Zanken hindert' ihn am Schlaf,
Und daher ward er endlich irr im Kopf.
Du sagst, sein Mahl ward ihm mit Schmähn gewürzt;
Unruhig Essen wird nur schlecht verdaut,
Daher entstand des Fiebers tobend Feuer.
Du sagst, dein Keifen störte seine Freuden;
Wo der Erholung Lust fehlt, was kann folgen
Als dumpfe, düstere Melancholie,
Die Schwester grimmer, trostloser Verzweiflung?
Ist Mahl und Lieb' und Ruh' erquickungsvoll,
Macht ihre Störung Vieh und Menschen toll.

Wie dieses letzte jugendliche Couplet, so weist auch das ganze Niveau der Lebenserfahrung mehr auf Stratford als auf London; das zeigt besonders die Verwendung der Kurtisane. Bei Plautus tritt sie entsprechend ihrer

gesellschaftlichen Stellung im griechischen Altertum viel mehr hervor; sie ist, wie ihr Menaechmus, vortrefflich gezeichnet und belebt die Handlung und unser Interesse an ihr. Bei Shakspere tritt sie ganz zurück, sie ist eigentlich nur ein Werkzeug mehr zur Verschlingung des Knotens der Verwicklung; im übrigen tritt sie gesellschaftlich so harmlos und gleichberechtigt neben den anständigen Frauen auf, wie es nur im Altertum und bei Plautus geschehen konnte. Hier liegt offenbar keine persönliche Erfahrung vor, wie sie das vollendete Bild der Kupplerin im Romeo, der Amme, bereits voraussetzt; hätte der Dichter das Londoner Leben hier schon gekannt, in dem die Kurtisanen zwar nicht die antike gesellschaftliche Stellung hatten, aber doch eine nur zu hervortretende Rolle spielten, so wäre seine Zeichnung kundiger ausgefallen.

An den ersten Beginn der dichterischen Tätigkeit gehört dieses Lustspiel, wie die Widerspenstige, deshalb, weil der Lyly-Petrarkische Stil der Jugenddramen hier noch nicht vorhanden ist; es fehlen Lylys Euphuismus und der platonische Gehalt der Liebesgespräche ganz, und wenn hin und wieder ein Anlauf zu Lylyschen Silbenstechereien und Petrarcas sublimer Künstelei genommen wird, so sind das wohl erste Versuche, die erst in der Londoner Zeit hinzugefügt wurden. Was aber die Irrungen als Erstlingsprodukt kennzeichnet, ist die allgemeine Unbedeutendheit der Mache, während doch in der Widerspenstigen die prachtvolle erste Szene zwischen Petruchio und Käthe die Klaue darstellt, an der man den Löwen erkennt. Zum Ueberfluß ist nun dieses nichtige Erzeugnis von einer Einleitung und einem Schluß umrahmt, die in einem edleren, auf eine etwas spätere Zeit verweisenden Stil eine höchst gesuchte, wunderbare Motivierung und Lösung der törichten Verwicklung geben.

Nun steht ja selbst diese Dichtung höher als ihre Quelle — den undramatischen Dialog des Plautus, der seine Leute oft seitenlange gleichgültige Gespräche führen und oft in sechs Reden sagen läßt, wofür zwei ausreichten, finden wir hier nirgends — und die zeitgenössischen komisch sein sollenden Dichtungen, z. B. Lylys; aber mit Shaksperes anderen Dramen verglichen, ist sie doch eine der minderwertigsten und für unsern Geschmack durchaus veraltet, weshalb sie denn auch mit Recht sehr selten aufgeführt wird.

* * *

Wenn das Deutsche Theater ein neues Shakspere-Drama herausbringt, ist die ganze gebildete Welt Berlins gespannt. Denn Reinhardt ist — darüber kann nicht der geringste Zweifel existieren — ein genialer Regisseur von originalen Gedanken und von jener Energie eines bis in die kleinste Einzelheit sich durchsetzenden Willens, wie sie gewöhnlich mit der größten Kraft gepaart ist. Als solcher hat er uns Aufführungen vom Sommernachtstraum, vom Kaufmann von Venedig und Wintermärchen, vom Romeo und Lear geboten, die in ihrer originalen Nachschaffung, in

ihrer feinen Ausarbeitung unerreicht dastehen; er hat dadurch in weiten Kreisen ein Interesse an dem gesundesten und größten Dichter geweckt, wie es durch die Lektüre gerade in heutiger Zeit nie hätte geschehen können; denn das Lesebedürfnis unserer Gebildeten ist in demselben Maße zurückgegangen, als der Sport obenauf gekommen ist. Und seinem Feldherrntalent entspricht eine bewundernswerte Disziplin — man denke nur an die Bezähmte Widerspenstige! — seiner Gefolgsleute.

Aber dieser große Bühnenleiter trägt leider auch, wie so viele Genies, zwei Seelen in seiner Brust, eine künstlerische und eine „andere“, eine „moderne“. Die beiden Vorstellungen decken sich. Genau definieren läßt sich „moderne Kunst“ ebensowenig wie die heutige Mode. Wollte ein späterer Literarhistoriker sich die Aufgabe stellen, das, was man von 1887 bis 1910 „moderne“ Dichtung genannt hat, gattungsmäßig zu charakterisieren, so würde er sehr bald erkennen, daß er vor etwas Unmöglichem stehe. Denn es gibt in dieser Kunstübung mehr Arten, als es Künstler gibt. Die wirklichen Künstler von heute, die aus dem starken Drange ihrer Natur heraus schaffen und schaffen müssen, kann man leicht erkennen und charakterisieren. Aber daß die übergroße Masse des heute Zusammengedichteten, Zusammengemalten, Zusammenkomponierten diesen allein legitimen Entstehungsgrund, den unwiderstehlichen Seelendrang des Schöpfers, habe, wird kein Verständiger, dessen eigenes Gewissen rein ist von illegitimen Kunstbeziehungen, behaupten. Was diese vielen Leute zur Kunstnachahmung treibt, ist neben manchen Nebenmotiven, wie Eitelkeit, Erwerbsbedürfnis usw., ein Haupttrieb: das Verlangen, etwas „Anderes“ zu machen, etwas anderes, als A. und B. gemacht haben und — in dieser Zeit des Persönlichkeits-, des Individualitäts-Kultus! — als man selbst vorgestern gemacht hat. Mit der „modernen Kunst“ ist es schlimmer als mit der heutigen Mode, die doch nur jedes Halbjahr zwar auch nicht neue Persönlichkeiten und Individualitäten, aber neue Kleiderpuppen schafft. Und nun sollte der Literarhistoriker sich das Hirn zermartern, um Machwerken, deren Schöpfer selbst nicht wußten, was sie eigentlich wollten, die nur was „anderes“ wollten, einen Charakter aufzustempeln, den sie gar nicht haben? Das wird er bleiben lassen; er wird die ganze wüste Masse etikettieren als Anders-Kunst, Nicht-Kunst, die für die Literaturgeschichte keine Bedeutung hat.

Es ist schade, daß derselbe Mann, der, wenn er seinem natürlichen Kunstdrange folgt, bewundernswerte Gebilde auf die Bühne stellt, sobald er von der „andern“ Seele umgarnt wird, Machwerke zustande bringt, die für die Bühnenkunst keine Bedeutung haben, die man gar nicht charakterisieren kann, weil sie keinen bestimmten Charakter haben, sondern nur etwas anderes sein sollen, als was sonst die Bühnen aus ihnen zu machen pflegen. Was ihr wollt ist als eine der vollendetsten Komödien allgemein anerkannt; ihre meisterhafte Vorführung, wie wir Aelteren sie noch von den Meiningern gesehen haben, gehört zu den höchsten Kunstgenüssen, die man haben kann. Sie wurde im Deutschen Theater zur Posse ver-

unstaltet: die derbe, nicht possenhafte Komik des Tobiaskreises wurde einige Stufen herabgedrückt, das scharfe Charakterbild des eitlen Puritaners Malvolio wurde zum gespreizten Narren erniedrigt, und die feine Komik der Liebesirrungen, die zarten, zum Teil tief empfindungsvollen Liebesgespräche mit platonischem Gehalt? — die konnten allerdings nicht possenhaft dargestellt, wohl aber verkürzt und unerkannt gesprochen werden. Wo ist hier eine künstlerische Einheit? wo ein künstlerischer Charakter? Die bezähmte Widerspenstige hat allerdings possenhafte Elemente; aber die eigentliche Zähmung der bösen Käthe ist mit der vollen Kraft des jugendlichen Ehemannes Shakspere geschrieben und von ihm ernst gemeint. Man braucht das unvollkommene Jugendwerk nicht aufzuführen; wenn man es aber tut, so sollte Shaksperesche Poesie zu hoch stehen, um sie unter athletischen und gymnastischen Kunststücken zu begraben. Und dann: ist es ganz gleichgültig, wenn die nämlichen Intelligenzen, welche dem Zirkus-Ulk ihren Beifall spenden, auch im Deutschen Theater lachen?

Die Darstellung der Komödie der Irrungen, die ja noch unbedeutender ist, läßt sich nicht charakterisieren; aus dem wüsten Durcheinander der Erscheinungen lassen sich nur ein paar Einzelheiten anführen, um einen Eindruck von den künstlerischen Unstimmigkeiten zu geben, mit denen anderthalb Stunden ohne Erleichterungspause die Tragkraft unseres ästhetischen Gewissens erprobt wurde.

Das Lokal dieses Lustspiels, in dem Shakspere noch an dem antiken Brauch der Ortseinheit festhält, ist ein öffentlicher Platz, an dem zwei Häuser stehen müssen, das Haus des Antipholus aus Ephesus und das Kloster. Um dem Auge wohlzutun, kann man Anlagen auf diesem Platz anbringen, wie ich es in Weimar sah, wo die Irrungen zu Shakspeares Geburtstag mit einer Vollendung gegeben wurden, welche über die Schwächen der Erstlingsarbeit angenehm hinwegtäuschte. Solche triviale Oertlichkeit widerspricht jedoch dem modernen Geiste, der alles anders verlangt. Aber wo können denn sonst all diese verschiedenen Menschenklassen vom Fürsten bis zum Clown immer wieder zusammentreffen? — Es wäre interessant, den Fahrten der Phantasie des Erfinners zu folgen, die ihn schließlich auf einem Brückenbogen landeten. Ja, auf einem Brückenbogen, durch den man die Schiffe im Hafen in ihrer ganzen Größe schwimmen sieht, der also in Wirklichkeit sehr hoch sein muß. Ach was, Wirklichkeit! Die ist immer gleich und langweilig. Auf der Bühne kann der Brückenbogen doch so niedrig sein, daß sein Gipfel von den Logen aus bequem gesehen werden kann, wenn die Schiffe, die man auf dem Hafen schwimmen läßt, Spielschachtelschiffe sind. Aber an der Brücke stehen doch Häuser, das Kloster und das Wohnhaus des Antipholus! — Die müssen allerdings etwas mehr als Spielschachtelgröße haben, so daß man sie wenigstens kriechend betreten kann. Ueberhaupt ist Perspektive für die „moderne“ Bühne Vorurteil. Das am meisten Andere auf diesem seltenen Bühnenbilde ist aber, daß der Brückenbogen über das Land da, wo die kurze

fordert wurde, welche in den Genuß eines Stipendiums [illegible] das Werk abgeschlossen vorliegt, wird es nicht nur [illegible] des Abiturientenexamens [illegible] als [illegible] lesen lernen. [illegible] auch im Plane des Verfassers liegt, einen Einblick in den [illegible] Leistungen der damaligen Gelehrtenschulen [illegible] letzteren Sinne könnten Proben aus den Abiturienten[illegible] lehrreich sein, die aber tatsächlich etwas dürftig [illegible] dem Zusammenhang gerissen sind. Vielleicht [illegible] Raum zu gewinnen, an der Geschichte der [illegible] werden.

Prof. Dr. [illegible]

Varia.

M. Schmölder, Zum Frieden unter den [illegible] und zweites Tausend. Bonn 1910. [illegible] 31 Seiten.

Der Verfasser, Sanitätsrat Dr. [illegible] [illegible]

[illegible]

Eine Aufgabe für die deutsche Geschichtswissenschaft.

Vor neunzig Jahren war es, als Aug. Boeckh mit den Vorarbeiten begann für die von der Preußischen Akademie der Wissenschaften geplante Sammlung der griechischen Inschriften. In den Jahren 1828—1859 sind dann die vier stattlichen Foliobände erschienen, in denen die damals bekannten griechischen Inschrifttexte behandelt waren. Bei der gewaltigen Mehrung, die im Laufe des vorigen Jahrhunderts die griechischen Inschriften erfahren haben, mußte schon 1867 die Akademie an eine Neubearbeitung denken, die zunächst den attischen Inschriften zuteil geworden ist, 1873—97, zurzeit wird für einen Teil derselben bereits die dritte Bearbeitung vorbereitet, während die Inschriften der einzelnen Landschaften allmählich in neuer Aufnahme erscheinen.

Theodor Mommsens eminentes Organisationstalent hat es verstanden, das Riesenwerk des gleichfalls von der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Corpus Inscriptionum Latinarum in den vierzig Jahren, in denen er seiner Leitung selbst vorstand, soweit zu fördern, daß jetzt auch die letzten Bände ihrem Abschluß entgegengehen.

Die eifrige Pflege der antiken Epigraphik hat es zuwege gebracht, daß jeder Philologe auch das unscheinbarste Inschriftfragment mit ein paar lateinischen oder griechischen Buchstaben, und selbst eine Amphorenfackel von Rhodos oder Knidos mit eingepreßtem Beamten-Namen, der auf vielen Dutzenden von Exemplaren wiederkehren mag, in einer gewissen Ehrfurcht betrachtet. Verdienen denn aber die Inschriftsreste der griechischen und römischen Kultur allein diese Beachtung, wie sie ihnen bei uns geschenkt wird?

Viele Tausende von Inschriften aus der Zeit des Mittelalters und der Renaissance finden sich zerstreut in unserem Vaterlande in Kirchen, Klöstern, Friedhöfen, an Rathäusern und anderen öffentlichen und Privatbauten. Ein guter Teil davon ist noch heute an der Stelle, wofür sie ursprünglich bestimmt waren, andere haben den Aufstellungsort wiederholt gewechselt, man darf zufrieden sein, wenn sie wieder aufgerichtet und eingemauert worden sind; Schönheitsgefühl und Reinlichkeitssinn haben dann freilich oft genug dazu geführt, daß die weiße Tünche, recht dick aufgetragen, die flach eingegrabenen Schriftzüge halb zugedeckt hat. Vieles, das obdachlos geworden war, hat Aufnahme gefunden in die kleinen oder größeren Lokalmuseen; genug liegt auch noch unbeachtet umher, in den Städten wie auf dem Lande; es kann auch wohl begegnen, daß alte Grabsteine am Bürgersteig, der einen ehemaligen Friedhof umgibt, als Pflastersteine dienen.

Man wird dankbar anerkennen können, was heute unsere Regierungen für die Erhaltung der Kunstdenkmäler leisten. Durch die Tätigkeit unserer Kunstkonservatoren wird gar vieles vor der Zerstörung bewahrt, was ihr sonst unfehlbar anheimfallen würde. Die Anweisungen für die Erhaltung

von Resten der Vergangenheit, wie sie jetzt allenthalben [illegible] um zufällig auftauchende Stücke in Sicherheit zu bringen [illegible] man[illegible] Zuwachs verdanken, [illegible] Ornament die Aufmerksamkeit der Finder erregt [illegible] wie es bei Inschriftfragmenten oft in geringem [illegible] Interesse viel geringer sein.

Bei Forschungen in der [illegible] mit den [illegible] malern, zumal wo es sich um Grabsteine handelt, von [illegible] gemacht worden, aber es wird [illegible] Resten von Inschriften herausgefunden, deren noch nie [illegible] worden ist. Die Vorarbeit der Denkmälerinventare, die [illegible] vollständig, für die anderen Bundesstaaten zum größten [illegible] vorliegen, haben inschriftliche Denkmäler [illegible] als sie mit den zu beschreibenden Bauwerken in [illegible] Zusammenhang stehen, [illegible] und die [illegible] ungleich ausgefallen, weil von den [illegible] Staaten oder Provinzen des Reiches [illegible] Inventare und deren Ausarbeitung [illegible] wenig Inschriftsteine sind daher zum erstenmal oder [illegible] in sorgfältiger Weise veröffentlicht worden. [illegible] haben die Veröffentlichungen der Zentralkommission für [illegible] Baudenkmäler in Österreich.

Für einen Teil des Inschriftenmaterials [illegible] eine Sammlung der [illegible] [illegible]

[illegible]

Publikation unternommen und mußte sich dann Beschränkung auferlegen, er hat auch darin durchaus recht, daß von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab „durch das stärkere Anwachsen des handschriftlichen und urkundlichen Quellenmaterials der Wert und die Bedeutung der monumentalen Quellen bedeutend abnimmt“, während andrerseits das Inschriftenmaterial von diesem Zeitpunkt an eine gewaltige Mehrung erfährt. Aber freilich, kommt es dazu, daß die Aufgabe, die Kraus für ein beschränktes Gebiet unternommen hat, ins Große übertragen wird, dann muß jene Beschränkung auf das frühe Mittelalter fallen gelassen werden.

Das Unternehmen, wie es hier vorgeschlagen wird, ist ein weitausschauendes; soll es zustande kommen, so bedarf es eines einheitlichen Arbeitsprogramms und einheitlicher Leitung, denn die Arbeit wird an eine ganze Reihe von Gelehrten aufgeteilt werden müssen, die mit der Aufnahme des Inschriftenmaterials und der Bearbeitung zu betrauen sind, nicht anders wie es einst beim Beginn des Corpus Inscriptionum Latinarum geschehen ist. Als die für die Leitung des Unternehmens zunächst Berufenen könnten der Zeit wohl nur in Betracht kommen die Direktion der Monumenta Germaniae oder die Historische Kommission in München.

Die Aufnahme wird sich nicht beschränken dürfen auf die Inschriften der Bundesstaaten, die heute zum Deutschen Reich gehören; damit würde nur ein Torso geschaffen. Die Länder der Böhmischen Kur, die Erzherzogtümer, Steiermark, mit ihrer an Denkmälern reichen Vergangenheit dürfen nicht fehlen, das würde ganz von selbst der Sammlung einen Umfang geben, der im wesentlichen dem des alten Deutschen Bundes entspricht, mit Einschluß von Elsaß-Lothringen. Kann die Sammlung eingefügt werden in die Publikationen der Monumenta Germaniae, so würde allerdings die dort übliche Zeitgrenze des Jahres 1500 überschritten werden müssen. Liefert doch das 16. und 17. Jahrhundert ein sehr reiches Inschriftenmaterial, das man ungern in dem Sammelwerk vermissen würde.

Es war oben ausgegangen worden von den beiden großen Sammlungen der griechischen und der römischen Inschriften. Verkannt werden darf nicht, daß diesen beiden für das Studium der griechischen und römischen Altertumskunde eine ganz andere Bedeutung zukommt, als sie das hier vorgeschlagene Unternehmen für die Studien unserer heimischen Geschichte je gewinnen könnte. Für die politische Geschichte würde gewiß nur ganz vereinzelt einmal etwas aus den Inschriften festzustellen sein, das in der uns vorliegenden literarischen Ueberlieferung oder auch in unserem Urkundenmaterial nicht zu finden wäre. Ungleich ergiebiger verspricht die Sammlung schon für die Lokalgeschichte zu werden. Auch heute noch gilt, was Kraus in seinem Vorwort geschrieben hat: daß „eine den heutigen Anforderungen der epigraphischen Kritik entsprechende Veröffentlichung der Inschriften für ganze Abschnitte der mittelalterlichen Kirchen- und Kunstgeschichte erst eine gesicherte Grundlage zu schaffen imstande sei“. Den

reichsten Gewinn aber wird aus der Sammlung [illegible] Kulturgeschichte, und sie wird es gerade dann, wenn die Samm[illegible] übergreift bis ins 16. und 17. Jahrhundert. Was [illegible] Rathhäusern, Privathäusern, an Wohnungen in Dörfern [illegible] Grabsteinen enthalten ist, wird ja, zumal gegen Ende [illegible] oft redselig, aber ein gutes Stück unseres Volksthums [illegible] kommt darin zum Ausdruck. Die einzelne [illegible] hat auf irgendeinem im Verfall geratenen [illegible] wertlos erscheinen, sie gewinnt ihren Wert, wenn sie in [illegible] eingereiht wird. Müssen wir doch auch damit rechnen, daß [illegible] Vaterlande keine Landstriche gibt, wo die alten [illegible] getragen und unter den Stürmen des dreißigjährigen [illegible] Ludwig XIV. und den [illegible]

Was an Handschriften und Urkunden von unserer [illegible] veröffentlicht wird, ist mit verschwindenden Ausnahmen [illegible] wohlgeborgen in Bibliotheken und Archiven. Von unseren Denkmälern fällt ein großer Teil allmählich der [illegible] vielleicht nicht [illegible] auf dem platten Land [illegible] Man kann es keiner Stadtverwaltung verargen, wenn [illegible]

[illegible]

Theater-Korrespondenz.

Shaksperes Komödie der Irrungen in den Kammerspielen des Deutschen Theaters.

Wie öde der Unterricht in der Stratforder Grammar School, in der man eigentlich nur Latein, aber auch Arithmetik und ein bißchen Griechisch lernte, gewesen sein muß, das lassen uns gewisse Partien in Verlorner Liebesmühe und den Lustigen Weibern mehr als ahnen. Ein Geist wie der des Knaben William konnte nur freudlos eine Nahrung aufnehmen, wie sie ihm verabreicht wurde in der abschreckenden Weisheit der Lilyschen Grammatik, in den Fabeln des Aesop, in den Briefen und Reden Ciceros und den Eklogen des Baptista Mantuanus; auch Virgil und Horaz haben ihm wenig gesagt; Erquickung gewonnen hat er nur von Ovid und Plautus, die er vom vierten bis zum sechsten Schuljahre, also im Alter von 10 bis 13 Jahren, las.

Die Verwechselungen der beiden Zwillingsbrüder in den Menaechmi bereiteten dem Knaben ein kindliches Vergnügen; sie sind ja ohne reales Fundament, denn schon bei der ersten, wo der Syrakuser von der Kurtisane seines Bruders zu dem von diesem bestellten Liebesmahl in ihr Haus gezogen wird, mußte dieser an einen Doppelgänger denken, zumal er ja auf der Suche nach seinem Zwillingsbruder ist. Eine solche Kritik können wir freilich von dem Knaben nicht verlangen, auch der Jüngling übte sie nicht: dieser naheliegende Gedanke, der sowohl die Menaechmi wie die Irrungen als Lustspiel unmöglich gemacht haben würde, kommt weder dem Syrakuser Menächmus noch dem Syrakuser Antipholus. Auch der andere Gedanke, daß das zu seiner Zeit sehr gebräuchliche komische Mittel der Verkleidungen und Verwechselungen außerordentlich diskret gehandhabt werden muß, wenn es so erheiternd wirken soll wie in Was ihr wollt, lag dem Verfasser der Komödie der Irrungen noch fern. Er war so überzeugt von der Wirksamkeit dieses Mittels, daß er Plautus sogar übertrumpfte und zu den Zwillingsherren aus dem Amphitruo die Zwillingsdiener herübernahm. Er sah nicht ein, daß der Zuschauer, um die Komik der Situation zu fassen, sich zuerst immer klar machen muß, welcher Antipholus, welcher Dromio augenblicklich redet und handelt — denn äußerlich sollte er sie

doch nicht unterscheiden können, und wenn er sich [illegible] macht hat, dann sind bereits so und so viele komische [illegible] Ohr unverstanden und wirkungslos vorbeigegangen. [illegible] Komik.

Die große Jugendlichkeit der Arbeit legt die Annahme [illegible] zum Teil schon in Stratford geschrieben ist. Durch die [illegible] von Seneca, Plautus und Terenz angeregt, und mehr noch [illegible] doner Schauspielertruppen, die wiederholt in Stratford [illegible] gaben, mußte allein schon eine so gewaltige Kraft wie die [illegible] tätigung getrieben werden, ein weiteres taten die [illegible] von dem der einundzwanzigjährige Vater dieser Kinder [illegible] wahrscheinlich das unerquickliche Eheverhältnis mit der [illegible] Frau, und wenn er, wie es um diese Zeit [illegible] hatte, sich einer Truppe Londoner Schauspieler anschließen [illegible] ihn drängen, mit einer Probe seiner Fähigkeit [illegible] ent[illegible] weisen denn auch die verschiedenen Elemente dieses Lustspiels [illegible] den Stoff entnahm er seiner Schullektüre, und was er [illegible] ganz frei hinzutat, bot ihm seine Umgebung: den [illegible] der beiden vorzüglichen Clowns — der Diener [illegible] gar nicht komisch — und das Muster einer [illegible] Stelle der viel geduldigen Frau des [illegible] aus [illegible]. Es ist auffallend, daß in zwei seiner [illegible] der berühmten Wortgefechte, [illegible] und [illegible] bei der [illegible] geeignet sind. Wenn man [illegible] der [illegible] hat, so scheint es, [illegible] haben [illegible] zu lassen [illegible] hat, und man [illegible] seine [illegible]

[illegible]

[illegible]

gesellschaftlichen Stellung im griechischen Altertum viel mehr hervor; sie ist, wie ihr Menaechmus, vortrefflich gezeichnet und belebt die Handlung und unser Interesse an ihr. Bei Shakspere tritt sie ganz zurück, sie ist eigentlich nur ein Werkzeug mehr zur Verschlingung des Knotens der Verwicklung; im übrigen tritt sie gesellschaftlich so harmlos und gleichberechtigt neben den anständigen Frauen auf, wie es nur im Altertum und bei Plautus geschehen konnte. Hier liegt offenbar **keine** persönliche Erfahrung vor, wie sie das vollendete Bild der Kupplerin im Romeo, der Amme, bereits voraussetzt; hätte der Dichter das Londoner Leben hier schon gekannt, in dem die Kurtisanen zwar nicht die antike gesellschaftliche Stellung hatten, aber doch eine nur zu hervortretende Rolle spielten, so wäre seine Zeichnung kundiger ausgefallen.

An den ersten Beginn der dichterischen Tätigkeit gehört dieses Lustspiel, wie die Widerspenstige, deshalb, weil der Lyly-Petrarkische Stil der Jugenddramen hier noch nicht vorhanden ist; es fehlen Lylys Euphuismus und der platonische Gehalt der Liebesgespräche ganz, und wenn hin und wieder ein Anlauf zu Lylyschen Silbenstechereien und Petrarcas sublimer Künstelei genommen wird, so sind das wohl erste Versuche, die erst in der Londoner Zeit hinzugefügt wurden. Was aber die Irrungen als Erstlingsprodukt kennzeichnet, ist die allgemeine Unbedeutendheit der Mache, während doch in der Widerspenstigen die prachtvolle erste Szene zwischen Petruchio und Käthe die Klaue darstellt, an der man den Löwen erkennt. Zum Ueberfluß ist nun dieses nichtige Erzeugnis von einer Einleitung und einem Schluß umrahmt, die in einem edleren, auf eine etwas spätere Zeit verweisenden Stil eine höchst gesuchte, wunderbare Motivierung und Lösung der törichten Verwicklung geben.

Nun steht ja selbst diese Dichtung höher als ihre Quelle — den undramatischen Dialog des Plautus, der seine Leute oft seitenlange gleichgültige Gespräche führen und oft in sechs Reden sagen läßt, wofür zwei ausreichten, finden wir hier nirgends — und die zeitgenössischen komisch sein sollenden Dichtungen, z. B. Lylys; aber mit Shaksperes anderen Dramen verglichen, ist sie doch eine der minderwertigsten und für unsern Geschmack durchaus veraltet, weshalb sie denn auch mit Recht sehr selten aufgeführt wird.

* * *

Wenn das Deutsche Theater ein neues Shakspere-Drama herausbringt, ist die ganze gebildete Welt Berlins gespannt. Denn Reinhardt ist — darüber kann nicht der geringste Zweifel existieren — ein genialer Regisseur von originalen Gedanken und von jener Energie eines bis in die kleinste Einzelheit sich durchsetzenden Willens, wie sie gewöhnlich mit der größten Kraft gepaart ist. Als solcher hat er uns Aufführungen vom Sommernachtstraum, vom Kaufmann von Venedig und Wintermärchen, vom Romeo und Lear geboten, die in ihrer originalen Nachschaffung, in

ihrer feinen Ausarbeitung unerreicht dastehen, er hat dadurch [illegible]
Kreisen ein Interesse an dem gesundesten und größten D[illegible]
es durch die Lektüre gerade in heutiger Zeit nie hätte gew[illegible]
denn das Lesebedürfnis unserer Gebildeten ist in demselben [illegible]
gegangen, als der Sport obenauf gekommen ist. Und sein[illegible]
talent entspricht eine bewundernswerte Dramatik — man [illegible]
die [illegible] Widerspenstige" [illegible] seiner [illegible]

Aber dieser große Bühnenleiter trägt leider auch, wie [illegible]
zwei Seelen in seiner Brust, eine künstlerische und eine „[illegible]
„moderne". Die beiden Konstellationen decken sich. [illegible]
sich „moderne Kunst" ebensowenig wie die heutige [illegible]
späterer Literarhistoriker sich die [illegible] stellen, das, was man [illegible]
bis 1910 „moderne" Dichtung genannt hat, [illegible]
ihren, so würde er sehr bald erkennen, daß er [illegible]
Denn es gibt in dieser Gattung mehr Nieten, als es [illegible]
[illegible] Künstler von heute, die aus dem tiefsten [illegible]
heraus schaffen und schaffen müssen, kann man leicht erkennen [illegible]
[illegible]. Aber daß die [illegible] das heute [illegible]
Zusammengewürfelten, Zusammenkomponierten [illegible]

[illegible]

unstaltet: die derbe, nicht possenhafte Komik des Tobiaskreises wurde einige Stufen herabgedrückt, das scharfe Charakterbild des eitlen Puritaners Malvolio wurde zum gespreizten Narren erniedrigt, und die feine Komik der Liebesirrungen, die zarten, zum Teil tief empfindungsvollen Liebesgespräche mit platonischem Gehalt? — die konnten allerdings nicht possenhaft dargestellt, wohl aber verkürzt und unerkannt gesprochen werden. Wo ist hier eine künstlerische Einheit? wo ein künstlerischer Charakter? Die bezähmte Widerspenstige hat allerdings possenhafte Elemente; aber die eigentliche Zähmung der bösen Käthe ist mit der vollen Kraft des jugendlichen Ehemannes Shakspere geschrieben und von ihm ernst gemeint. Man braucht das unvollkommene Jugendwerk nicht aufzuführen; wenn man es aber tut, so sollte Shaksperesche Poesie zu hoch stehen, um sie unter athletischen und gymnastischen Kunststücken zu begraben. Und dann: ist es ganz gleichgültig, wenn die nämlichen Intelligenzen, welche dem Zirkus-Ulk ihren Beifall spenden, auch im Deutschen Theater lachen?

Die Darstellung der Komödie der Irrungen, die ja noch unbedeutender ist, läßt sich nicht charakterisieren; aus dem wüsten Durcheinander der Erscheinungen lassen sich nur ein paar Einzelheiten anführen, um einen Eindruck von den künstlerischen Unstimmigkeiten zu geben, mit denen anderthalb Stunden ohne Erleichterungspause die Tragkraft unseres ästhetischen Gewissens erprobt wurde.

Das Lokal dieses Lustspiels, in dem Shakspere noch an dem antiken Brauch der Ortseinheit festhält, ist ein öffentlicher Platz, an dem zwei Häuser stehen müssen, das Haus des Antipholus aus Ephesus und das Kloster. Um dem Auge wohlzutun, kann man Anlagen auf diesem Platz anbringen, wie ich es in Weimar sah, wo die Irrungen zu Shaksperes Geburtstag mit einer Vollendung gegeben wurden, welche über die Schwächen der Erstlingsarbeit angenehm hinwegtäuschte. Solche triviale Oertlichkeit widerspricht jedoch dem modernen Geiste, der alles anders verlangt. Aber wo können denn sonst all diese verschiedenen Menschenklassen vom Fürsten bis zum Clown immer wieder zusammentreffen? — Es wäre interessant, den Fahrten der Phantasie des Erfinners zu folgen, die ihn schließlich auf einem Brückenbogen landeten. Ja, auf einem Brückenbogen, durch den man die Schiffe im Hafen in ihrer ganzen Größe schwimmen sieht, der also in Wirklichkeit sehr hoch sein muß. Ach was, Wirklichkeit! Die ist immer gleich und langweilig. Auf der Buhne kann der Brückenbogen doch so niedrig sein, daß sein Gipfel von den Logen aus bequem gesehen werden kann, wenn die Schiffe, die man auf dem Hafen schwimmen läßt, Spielschachtelschiffe sind. Aber an der Brücke stehen doch Häuser, das Kloster und das Wohnhaus des Antipholus! — Die müssen allerdings etwas mehr als Spielschachtelgröße haben, so daß man sie wenigstens kriechend betreten kann. Ueberhaupt ist Perspektive für die „moderne“ Bühne Vorurteil. Das am meisten Andere auf diesem seltenen Bühnenbilde ist aber, daß der Brückenbogen über das Land da, wo die kurze

Vorderbühne vom Wasser bespült wird, ja, man kann sagen, zwischen den beiden Häusern geschlagen ist: wenn die gesamte Antipholusgesellschaft zuletzt von der Aebtissin ins Kloster geführt wird, so geschieht das vermittelst des Brückenbogens, obgleich die Häuser doch nicht im Wasser, sondern auf dem Lande stehen und das natürliche Medium die Erde ist — freilich die langweilig alltägliche, immer gleiche, gar nicht andere Erde!

Auf diesem Brückenbogen spielt nun die ganze Komödie. Der Herzog wählt sich — ohne Absperrung! — dieses engste Défilé auf seinem Wege vom Schlosse zum Hinrichtungsplatz für seine Auseinandersetzung mit dem Syrakuser Kaufmann Aegeon; die Dromios können ihre schlechten und guten Scherze machen, ihre vielfachen Prügel besehen nur auf dem Brückenbogen; wenn die schlimme Adriana auf ihren leichtsinnigen Antipholus schimpft, so muß es der ganze Hafen hören, und von dem Brückenbogen zieht sie den falschen Antipholus in ihr kleines Haus; wenn dieser Verkannte und die reizende Schwester seiner Schwägerin ihr zierliches Gespräch über die Liebe führen wollen, dann ziehen ihre Empfindungen sie empor zur Höhe der Brücke; wenn der Juwelier den andern Antipholus wegen einer unbezahlten Kette verhaften lassen will, so weiß er genau, daß er ihn auf dem Brückenbogen findet; hier allein kann der wackere Pinch es unternehmen, aus dem für wahnsinnig gehaltenen Antipholus die Teufel zu bannen; auf dem Brückenbogen — denn er ist fest gebaut — kommen in der Schlußszene alle Mitwirkenden zusammen, um den verwickelten Handel aufzulösen, und es ist bei dem Gedränge auf dem schmalen Raum keine geringe equilibristische Sicherheit erforderlich, wenn es erreicht werden soll, daß keiner von ihnen von dem Brückenbogen — aufs Land fällt. Denn die ebene Erde ist ihnen allen offenbar verhaßt, sie haben sich verschworen, nie in ihrem Leben ihrem Herzen Luft zu machen als — um das Wort nicht tot zu hetzen — auf der Bogenbrücke.

Die Tracht pflegt sich nach der Nationalität und der Zeit zu richten, und wenn mich nicht alles täuscht, war Ephesus eine griechische Kolonie; also man erwartet altgriechische, oder, nach der Ursprungszeit, Renaissance-Tracht. Die das Stück eröffnende Prozession, die sich außerdem wiederholt unter den Klängen eines immer wiederkehrenden Marsches über die Brücke bewegte, zeigte jedoch eine Kostümmischung aus verschiedenen Zeiten und Nationen: vorwiegend war altpersische Tracht mit langen Gewändern und der hohen, schwarzen Persermütze, an deren Stelle bei dem Herzog eine kronartige Kopfbedeckung in Zuckerhutform trat; der Büttel war so angezogen, wie das Volk im „Cäsar" zu erscheinen pflegt; die zwei Scharfrichter trugen lange Frauenröcke bei nacktem Oberkörper (warum dieser überflüssige Schönheitskult, der nur in der geistigen Mittelklasse ein paar Anhänger hat und sonst mit Recht perhorresziert wird?); und die Antipholusse wiesen mit den faltigen Schößen ihrer enganliegenden Röcke sowie mit der Schnurrbartform ins slawische Halbasien, trugen aber die hohe, schwarze Tatarenmütze. Also Mummenschanz? — Es ist ein Eindruck, der dem

künstlerischen sehr fern steht, wenn man die Absicht des Künstlers nicht erkennen kann und immerfort fragen muß: warum ist dies? warum das? z. B. auch bei dem Negerknaben, der mit seinen schwindlig machenden Knie- und Handhebungen dem Herzog von Ephesus wahrscheinlich als krampfhafter Vorläufer dienen sollte.

Was die Darstellung betrifft, die, wie gesagt, als Ganzes nicht charakterisiert werden kann, so schien die Absicht vorzuliegen, die possenhafte Wirkung durch Uebertreibung hervorzubringen. Aber Karikatur als Gesamteindruck mag wohl von glücklich zusammengesetzten Operetten- und Parodiebühnen erreicht werden; Künstlerbühnen sollten ihn nicht erstreben aus dem naheliegenden praktischen Grunde, weil viele Künstlerindividualitäten, und nicht die kleinsten, die Gabe der Karikatur nicht besitzen. Auch hier wurde ein parodistischer Gesamteindruck nicht erweckt. Eine durchgeführte Karikatur lieferte eigentlich nur die Kurtisane. Wie sie aber mit ihrer Art des Auftretens die Gunst des Antipholus erlangen und ihrem Gewerbe nachgehen konnte, blieb unklar. Luciana — der erste Anlauf Shaksperes nach jenen sympathie- und liebevollen Frauengestalten hin, die später in Viola, Imogen, Cordelia u. a. ihre Triumphe feiern — sollte karikiert werden durch deklamatorische Uebertreibung ihrer Empfindungen, und die damit verbundene unablässig lachende Fröhlichkeit sollte wohl andeuten, wie lächerlich solche expansive Herzenskraft ist; das war zwar gar nicht komisch, aber es hatte auch wenig Sinn; denn die Frage, auf welche es objektiv allein ankommt, ist, ob Shakspere das so beabsichtigt hat. Die Charakteristik in dieser Erstlingsarbeit ist schwach, aber die Bemühungen des Dichters in dieser Beziehung sind unverkennbar. So läßt er den fremden Antipholus gleich anfangs sich als eine weiche, zur Melancholie geneigte Natur bezeichnen, während der ephesische ein Mensch von impulsiver Energie ist. Die Darsteller dieser beiden Figuren karikierten nur hin und wieder und wurden im ganzen den Intentionen des Dichters gerecht, trotzdem der der letzteren (Waßmann) die parodistische Gabe in seltenem Maße besitzt. Um so dankbarer sind wir ihm, daß er sie nur wenig anwandte, wo sie der Natur des Gegenstandes widerspricht und uns einen urfrischen Antipholus von Ephesus vorführte. Besonders hervorzuheben ist Adriana (Elisabeth Weirauch), die ohne Spintisiererei einfach tat, was Shakspere von ihr wollte, und eine eifersüchtige junge Frau gab, die leidenschaftlich und doch ansprechend war; denn Shakspere läßt in ihr die wirkliche Liebe zu ihrem tollen Manne noch stärker durchschimmern, als es bei dem bösen Käthchen geschieht.

Vollständig scheitern muß die parodistische Komik in der ganz ernsten Anfangs- und Schlußszene. Der Kaufmann Aegeon (Paul Conradi) trug sein Familienunglück, wie es nicht anders sein kann, mit ernstem Pathos vor; nun mag Reinhardt neben ihn auf die Brücke den vollendetsten Marionettenherzog stellen und ihn mit der wunderlichsten Maskerade umgeben: er kann damit wohl eine widerspruchsvolle, schreiende Wirkung erzielen, eine komische nie.

Wenn man bedenkt, daß der Spruch Noblesse oblige auf jedem Gebiete gilt; daß die hohen Ansprüche, die Reinhardt durch den Adel der erstgenannten Kunstleistungen in unserm urteilsfähigen Publikum erweckt hat, doch befriedigt sein wollen: so steht man ratlos vor den künstlerisch ganz wertlosen Darstellungen dieser drei Shakspereschen Komödien. Der Versuch, Shakspere zum Possendichter zu stempeln, der hier gemacht wird, kann nur absolut erfolglos sein; das ist ja selbstverständlich. Und so brauchen wir in diesen Vorführungen nichts ernsteres zu sehen, als ein paar Satyrsprünge nach dem „Anderen“ hin, in denen etwas von dem Geiste steckt, der stets verneint, und dürfen uns für die Zukunft getrösten: denn weiter kann Reinhardt in der „Modernität“ ganz bestimmt nicht gehen, als in dieser seiner Irrungskomödie, die ihren Brückenbogen bereits in die gefährliche Nähe des Kasperle-Theaters schlug.

Daß der Text trotz seines geringen Umfanges sehr stark gekürzt war — das zarte Liebesgespräch zwischen Antipholus und Luciana natürlich am meisten —; daß die Szenenskizzen traumhaft phantastisch und nur teilweise verständlich an uns vorüberrauschten, brauchen wir in diesem Falle nicht übelzunehmen, da ja gar nicht Shakspeares Komödie aufgeführt wurde, sondern das, was Reinhardt im Gegensatz zu ihr gedacht hatte.

An demselben Abend verschwendet die andere Seele Reinhardts ihre ganze Liebe auf Molières Mariage forcé, einen nicht besonders würdigen Gegenstand. Wer diesen auf Befehl des Sonnenkönigs verfaßten, durch Allerhöchsten Beifall ausgezeichneten und Allerhöchst mitgetanzten Schwank liest, kann sich keine Vorstellung von dem machen, was hier aus dem karikierten Bilde einer unsittlichen Gesellschaft wurde. Die altfranzösische Eleganz und Grazie trat uns in ihrer höchsten Vollendung entgegen. Das Spiel aller Mitwirkenden, ausgearbeitet bis in die kleinste Bewegung, die feinste Modulation des Vortrages, war einfach entzückend. Selbst die mit kavaliermäßiger Höflichkeit dem verliebten Alten applizierten Prügel waren künstlerisch abgetönt. Der von Altersschwächen zeitweise unterbrochene und von Mißtrauen gemäßigte Liebestrieb Sganarells wurde unübertrefflich dargestellt von Arnold, dessen ausgezeichneter Polonius nicht leicht vergessen wird; die vielliebende und -geliebte Dorimene (Leopoldine Konstantin) gab ihre bedenkliche Rolle mit einer vornehmen Unbefangenheit, die jeden Anstoß vermied; und der Philosoph Pancrazio — nun, man muß eben die verirrte Komödie mit in den Kauf nehmen, bloß um Waßmann als Philosophen zu sehen. Das war echte Reinhardt-Kunst; selbstliebende Politik hätte dieses schauspielerische Kabinettstück an den Schluß des Abends setzen sollen.

Hermann Conrad.

Politische Korrespondenz.

Zur Diamantenfrage in Südwestafrika.

Im Februar dieses Jahres habe ich hier zuletzt über den damaligen Stand der Diamantenfrage berichtet. Bald darnach gab mir eine Einladung der Minenkammer in Lüderitzbucht persönlich Gelegenheit, die deutschen Diamantfelder eingehend zu besuchen und mich mit dem vorhandenen Material an Ort und Stelle vertraut zu machen. Als Resultat dieser Studien wird voraussichtlich im Laufe dieses Monats eine größere Sonderarbeit erscheinen, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Politik des Staatssekretärs Dernburg gegenüber Südwestafrika sowohl in der Diamantenfrage, als auch nach einigen anderen Richtungen hin zur kritischen Darstellung zu bringen. An dieser Stelle möchte ich einen bestimmten, sehr wichtigen Gegenstand, dessen neuestes Stadium in dem bereits abgeschlossenen Buche nicht mehr berücksichtigt werden konnte, kurz behandeln: Die gegenwärtige Haltung der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die unerwarteterweise den schon beendeten Diamantenstreit zu erneutem Aufflammen bringen zu wollen scheint.

Die Kritik an der Dernburgschen Diamantenpolitik nimmt zum größten Teil ihren Ausgang von der auffallenden Begünstigung, die der Staatssekretär der Kolonialgesellschaft hat zuteil werden lassen. Dadurch entstand der Anschein, als ob nicht das Verfahren des Staatssekretärs, sondern die Gesellschaft selbst Objekt der Kritik sei, und das war bisher im Grunde falsch. Die Kolonialgesellschaft mußte es sich natürlich gefallen lassen, wenn inbetreff ihrer Tätigkeit tatsächliche Feststellungen gemacht wurden, wie z. B. die, daß sie lange Zeit hindurch sehr wenig geleistet hat, daß ihre Existenz nicht von Vorteil für die allgemeine Entwicklung der Kolonie Südwestafrika gewesen ist, und dergleichen mehr. Das ist aber nicht eigentlich ein moralischer Vorwurf, oder doch höchstens nur in soweit, als es immer ein Vorwurf ist, wenn jemand dadurch, daß er existiert, andere Existenzen beeinträchtigt. Noch viel weniger war es ein Vorwurf für die Gesellschaft, wenn sie als geschäftliches Unternehmen stets nach Kräften bemüht war, ihre geschäftlichen Interessen zu vertreten und jede legale Gelegenheit in diesem Sinne auszunutzen. Wenn also Herr Dernburg die

Kolonialgesellschaft begünstigt hat, so darf sicher niemand sie darum tadeln, weil sie sich diese Begünstigung hat gefallen lassen, und weil sie bemüht gewesen ist, die daraus für sie entstehenden Vorteile so lange und so energisch wie möglich festzuhalten. Das galt auch von dem vorläufigen Abschluß — wenigstens hoffte man, daß es ein Abschluß sein würde —, den der langdauernde Streit durch die am 7. Mai 1910 zwischen der Kolonialgesellschaft und ihrer Tochtergründung, der Deutschen Diamantengesellschaft, auf der einen, dem Reichskolonialamt auf der andern Seite geschlossenen Verträge erfuhr. Nach diesen Verträgen behielten die beiden Gesellschaften auch für die Zukunft große Vorteile und Privilegien, aber sie machten ebenso gewisse Zugeständnisse im öffentlichen Interesse. In Südwestafrika hätte man zweifellos mehr zu erreichen gewünscht, aber man war bereit, die Lage so hinzunehmen, wie sie nunmehr war, und auch auf seiten der Kolonialgesellschaft schien während der letzten Zeit meines Aufenthaltes drüben ein guter Wille zur Verständigung über etwa noch schwebende kleine Differenzen und zum praktischen Zusammenschluß in bestimmten Fragen erkennbar zu sein.

Bald danach begann der die Oeffentlichkeit zum Teil stark interessierende Kursrückgang in den Anteilen der Kolonialgesellschaft. Sie hatten zu Anfang 1910 kurze Zeit auf über 2000 % gestanden, waren dann ziemlich gefallen und nach dem Abschluß der Verträge mit dem Kolonialamt wieder bis auf zirka 1800 % gestiegen. Vor einem Monat aber standen sie unter 900 und haben sich seitdem nicht wesentlich erholt. Von seiten der Gesellschaft ist mitgeteilt worden, daß die Diamantenförderung während der Sommermonate nur gering gewesen sei, weil ein großer Teil der Arbeiter zum Abstecken neuer Felder gebraucht werde, und weil die Förderung zeitweilig auch ärmere Lagerstätten verarbeiten müsse. Das kann bis zu einem gewissen Grade beides richtig sein, aber ein Rückgang der Produktion um zwei Drittel der Ausbeute aus solchen Gründen könnte doch nur bei starken Fehlern seitens der Verwaltung der Gesellschaft angenommen werden. Solche Fehler anzunehmen, liegt gar kein Grund vor. In Südwestafrika wie in Deutschland besteht daher an unterrichteten Stellen die Meinung, daß der Kolonialgesellschaft ein gewisser Rückgang ihrer Kurse nicht durchaus unangenehm sein könne, weil zu Beginn der Reichstagssession ein erneutes Einsetzen der Kritik an den Dernburgschen Verträgen zu erwarten steht, und weil außerdem der bekannte Antrag Erzberger wegen der Kriegssteuer, die hauptsächlich die Kolonialgesellschaft treffen würde, noch nicht erledigt ist. Es besteht also immerhin ein Interesse für die Gesellschaft, nicht allzu wohlhabend zu erscheinen.

Vielleicht ist dieser Verdacht bis zu einem gewissen Grade berechtigt, obwohl die Verwaltung der Gesellschaft die Sache bestreitet. Bei Diamantenwerten haben Geschäftsberichte immer einen besonderen, geschäftlich-politischen Beigeschmack, ohne daß man darüber mit den Berichterstattern in ein peinliches Kontroversverfahren eintreten dürfte. Das ist aber auch gar nicht die

Hauptsache. Wer ein Spekulationspapier gekauft hat, wie die Anteile der Kolonialgesellschaft seit etwa 2 Jahren notorisch eins sind, der darf sich nicht über Kursschwankungen und Geschäftspolitik beklagen. Es handelt sich auch um etwas viel Wichtigeres: Die Gesellschaft hat, sei es mit Rücksicht auf den Rückgang ihrer Einnahmen, sei es ohne eine solche Rücksicht, jetzt vor kurzem einen unzweifelhaften und bedauerlichen Angriff auf den eben eingetretenen, kaum sich festigenden Friedenszustand in Südwestafrika unternommen. Sie hat ihn ohne einleuchtende Gründe, und ohne ein halbwegs klares Recht auf ihrer Seite zu haben, ins Werk gesetzt, und das ist allerdings ein Vorwurf, der ihr entgegengehalten werden muß.

Ich habe in meinen früheren Korrespondenzen zur Diamantenfrage auseinandergesetzt, daß die Kolonialgesellschaft ursprünglich gar keine Vorstellung von den auf ihrem Gebiete vorhandenen Reichtümern besaß, auch dann noch nicht, als bereits zahlreiche und bedeutende Diamantfundstellen entdeckt waren. Infolgedessen erklärte sie sich damit einverstanden, den Schürfern Abbaufelder von 314 Hektar Umfang statt der ihnen zustehenden $2^1/_2$ Hektar gegen die verhältnismäßig geringe Erhöhung der Förderungsabgabe von $2^1/_4$ auf 5 % zu überlassen und in Abbaufelder umzuwandeln. Schürfscheine gab die Kolonialgesellschaft bis zum 18. September 1908 aus; danach trat bald die Sperre auf den Diamantenfeldern ein, und vom 1. Oktober 1908 ab verlor das Bergregulativ der Kolonialgesellschaft seine Wirksamkeit. An seine Stelle trat, abgesehen von der Sperrverfügung selbst, die kaiserliche Bergverordnung für Südwestafrika. Ein Teil der Lüderitzbuchter Schürfer bewerkstelligte die erwähnte Umwandlung ihrer Schürffelder in große Bergbaufelder noch vor dem 1. Oktober 1908, d. h. vor dem Inkrafttreten der Kaiserlichen Bergverordnung. Ein anderer Teil der Schürfberechtigten hatte vor dem 1. Oktober zwar Schürfscheine der Kolonialgesellschaft nach deren Bedingungen entnommen, die bis zum 1. April 1909 Gültigkeit hatten, so daß bis zu diesem Datum Felder belegt werden konnten, aber sie kamen mit dem Belegen erst allmählich und unter mancherlei Schwierigkeiten zustande. Namentlich erschien die Gültigkeit vieler Schürfkreise dadurch in Frage gestellt, daß sie sich gegenseitig überschnitten, anstatt sich bloß zu berühren. Nach den Bestimmungen der Kolonialgesellschaft hatten die Schürfer an Abgaben normalerweise je nach Wahl der Gesellschaft 216 Mk. bar oder $2^1/_4$ % vom Bruttowert ihrer Förderung zu entrichten. Die sogenannte Feldessteuer dagegen, im Betrage von 30 Mk. pro Hektar für ein Edelmineralfeld wie in der Kaiserlichen Bergverordnung für Südwestafrika von 1905 vorgesehen, kannte die Kolonialgesellschaft nicht. Mit dem 1. Oktober trat das Bergregulativ der Kolonialgesellschaft außer Kraft und die Kaiserliche Bergverordnung erhielt auch für das Gesellschaftsgebiet Geltung. Gesetzt also den Fall, daß jemand nach dem 1. Oktober einen Schürfschein auf Gesellschaftsland erhielt, so hätte er nach den Bestimmungen der Bergverordnung 2 % Förderungsabgabe und 30 Mk. Feldessteuer für jeden Hektar zahlen müssen. Infolge der Sperrverfügung vom 22. September 1908 wurden

allerdings für das Diamantengebiet zwischen dem 22° nördlicher Breite und dem Oranje-Fluß keine neuen Schürfscheine ausgegeben, so daß überhaupt nur solche Scheine existierten, die vor der Sperre, d. h. also unter den alten Bedingungen aus der Zeit der eigenen Verwaltung der Kolonialgesellschaft, erteilt waren. Für diese Schürfscheine konnte daher auch keine Feldessteuer in Frage kommen.

Diejenigen Abbaugesellschaften nun, die bis zum 1. Oktober 1908 mit der Kolonialgesellschaft dahin einig geworden waren, daß sie das „große" Feld gegen Erhöhung der Abgabe von $2^1/_4$ % auf 5 % haben sollten, sind auch mit irgendwelchen Forderungen bezüglich der Feldessteuer nicht behelligt worden. Wohl aber tritt die Kolonialgesellschaft an die später zustande gekommenen Abbaugesellschaften, trotzdem auch diese ihre Felder ausschließlich unter den früher in Geltung befindlichen Schürfbestimmungen der Kolonialgesellschaft belegt haben, seit kurzem mit der Forderung heran, sie sollten Feldessteuer zahlen, und zwar deshalb, weil ihre Konstituierung erfolgt sei, als bereits die Kaiserliche Bergverordnung galt. Es ist leicht ersichtlich, daß hier ein durchaus unbilliges Verlangen vorliegt, denn wenn die Schürfer seinerzeit ihren Schein von der Gesellschaft erwarben, so erwarben sie damit den Anspruch auf spätere Verleihung der Felder zum Abbau unter den damals gültigen Bedingungen. Jedermann wußte, daß in kurzem die Einführung der Kaiserlichen Bergverordnung, die andere Bedingungen für das Verleihen von Abbaurechten enthielt, bevorstand. Wenn also die Kolonialgesellschaft mit dem Gedanken umging, in der Folge Förderungsabgaben und Feldessteuer nach der Bergverordnung auch von ihren alten Schürfscheinen für sich zu beanspruchen, so wäre sie verpflichtet gewesen, allen denjenigen, die Schürfscheine bei ihr entnahmen, mitzuteilen, daß die Ausgabe der Scheine nur unter dieser Bedingung erfolge. Sie hat das aber nicht getan und kann daher auch nicht jetzt nachträglich eine solche unberechtigte Forderung erheben.

Ende März 1909 erfolgte eine Einigung zwischen den Schürfern, der Kolonialgesellschaft und dem Reichskolonialamt, dahingehend, daß auch alle diejenigen Felder, die auf Grund früher entnommener Schürfscheine in der Zeit zwischen dem 1. Oktober 1908 und dem 1. April 1909 belegt worden waren, als „große" Abbaufelder anerkannt werden, daß etwaige Unregelmäßigkeiten, namentlich das gegenseitige Ueberschneiden der Schürfkreise, die Gültigkeit des Feldes nicht beeinträchtigen und daß die Kolonialgesellschaft von diesen Feldern gleichfalls die erhöhte Abgabe von 5 % erhalten solle. Außerdem verpflichteten sich die Abbaugesellschaften noch zu einer besonderen Abgabe an die Tochtergründung der Kolonialgesellschaft, die Deutsche Diamantengesellschaft. Der Vertrag vom März 1909 sah eine besondere Kommission zur Regelung etwa noch übrig bleibender zweifelhafter Fragen vor. Bei einer Sitzung dieser Kommission in Lüderitzbucht Anfangs 1909 kam auch die Feldessteuer zur Sprache. Auf eine Anfrage des Lüderitzbuchters Bezirksamtmanns, der gleichfalls Mitglied der Kommission

war, erklärten die Vertreter der Kolonialgesellschaft gleich den übrigen Mitgliedern, daß die Feldessteuer selbstverständlich in der festgesetzten Erhöhung der Abgaben mit einbegriffen sei und so wenig in Frage komme, daß man die Erwähnung der Sache im Protokoll nicht einmal für nötig hielt. Um so mehr muß es überraschen, wenn die Kolonialgesellschaft jetzt die Feldessteuer verlangt.

Es bedarf nur einer kurzen Ueberlegung, um einzusehen, daß eine derartige Forderung nicht nur aus den eben vorgetragenen Gründen unberechtigt, sondern auch an sich sinnwidrig und geeignet ist, von neuem Unfrieden und Unsicherheit in die kaum zur Ruhe kommenden Verhältnisse des Diamantengebietes zu bringen. Die Auseinandersetzungen in der Diamantenfrage zwischen den Südwestafrikanern, der Kolonialgesellschaft und dem Staatssekretär Dernburg haben im ganzen wie im einzelnen schon soviel Unerfreuliches gezeitigt und sind von solchem Schaden für Südwestafrika und für unsere gesamte Kolonialpolitik gewesen, daß man es mit wahrer Erleichterung und Befriedigung begrüßen mußte, als endlich Anfang Mai dieses Jahres durch die letzten Dernburgschen Verträge ein Ende des Streits gekommen zu sein schien. Diese Verträge waren weder im Interesse der Kolonie noch im allgemeinen Interesse durchaus befriedigend, aber wie die Dinge lagen, konnte man sich zur Not mit ihnen zufrieden geben, und, was das Wichtigste war, man konnte hoffen, daß nun endlich Ruhe sein würde. Und so größer ist die Verantwortlichkeit, die diejenige Partei jetzt auf sich ladet, von der eine so gewaltsame nnd ziellose Erneuerung des Streites ausgeht, wie jetzt durch die Kolonialgesellschaft geschieht. Man ist nun endlich doch müde, immer wieder Unerfreuliches und Aufreizendes aus Südwestafrika zu hören und man hat ein Recht, zu verlangen, daß Unruhestifter energisch zurückgewiesen werden, namentlich auch aus dem Grunde, weil die Forderung der Kolonialgesellschaft wegen der Feldessteuer im Diamantengebiet ohne vernünftigen Sinn und erfüllbaren Zweck ist. Die Kolonialgesellschaft verlangt die Steuer von dem gesamten Umfang der belegten Felder. Von diesem ist aber nur ein geringes Areal diamantenführend. Die Diamanten liegen nicht gleichmäßig über die ganzen Flächen verteilt, sondern sie sind in schmalen Streifen und lokal begrenzten Anreicherungsgebieten gelagert. Diese können gar nicht von vornherein festgestellt werden, sondern es bedarf dazu längerer Untersuchungen, die erst angestellt werden, nachdem das Schürffeld belegt ist. Als die Feldessteuer der Bergverordnung fixiert wurde, kannte man ein derartiges Mineralvorkommen in Südwestafrika noch gar nicht, sondern hatte nur solche Erzgänge im Auge, die bei schmaler Erstreckung in horizontaler Richtung massiv in die Tiefe gehen. Die Diamanten aber beschränken sich erstens auf vereinzelte Striche innerhalb der ganzen belegten Schürffläche, und sie liegen außerdem nur in einer verhältnismäßig dünnen Schicht an der Oberfläche. Wenn diese obere Sandschicht durchgewaschen ist, dann ist an der betreffenden Stelle in dem ganzen Abbaufelde nichts mehr drin. Nun sind aber gerade diejenigen

Gesellschaften, um die es sich jetzt bei der Forderung der Kolonialgesellschaft handelt, als die später gekommenen keineswegs im Besitz so reicher Felder, wie die alten Gesellschaften, bei denen die Feldessteuer nicht in Frage steht. Wenn sie jetzt Hunderttausende jährlich an Steuern für die Kolonialgesellschaft bezahlen sollten, so würden verschiedene ihren Betrieb einstellen müssen, zumal die Steuer mit rückwirkender Kraft für die Zeit vom Belegen der Felder an gefordert wird.

Welchen Zweck die Kolonialgesellschaft angesichts dieser Sachlage mit ihrem Anspruch verfolgt, erscheint nicht klar. Daß sie ihre Sache rechtlich nicht durchfechten kann, weiß sie vermutlich selbst. Also scheint nur die Annahme übrig zu bleiben, daß sie die Schürfer einschüchtern will, um sie durch eine solche Pression in anderer Beziehung gefügig zu machen. Natürlich ist die Erregung in Lüderitzbucht wieder groß, und wir stehen vor der Aussicht, daß der Diamantenstreit mit allem Ueblen, was dazu gehört, wieder in hellen Flammen aufschlägt — wenn man sich nicht im Kolonialamt der Sache in gehöriger Weise annimmt.

Paul Rohrbach.

Die portugiesische Revolution. Der Streik der französischen Eisenbahner. Die Spanier in Marokko. Teilung Persiens? Das Huldigungstelegramm der Türken an den Deutschen Kaiser. Englische Stimmungen.

Die verhältnismäßige Ruhe, welche seit der serbisch-bosnischen Krisis vom Frühjahr 1909 in der auswärtigen Politik geherrscht hatte, ist zu Ende. An den verschiedensten Punkten der Erde sind politische Gewitter niedergegangen, oder haben sich am politischen Horizont dunkle Wolken zusammengezogen. In Portugal ist das alte Königtum, das einst mit unzerstörbaren Lettern seinen Namen in das Buch der Weltgeschichte eingetragen hatte, durch eine Revolution gestürzt worden. Zum erstenmal während seiner Geschichte ist Portugal Republik. In unserer demokratischen Presse hat man die junge Republik mit lebhafter Sympathie willkommen geheißen und der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck gegeben, dank der republikanischen Staatsform werde sich Portugal in ein modernes Kulturland verwandeln. Unsere Demokraten scheinen zu erwarten, daß sich nunmehr an den Ufern des Tajo so etwas wie ein zweites Belgien entwickeln werde. In Wahrheit ist für absehbare Zeit daran nicht zu denken. Wenn die Portugiesen auch, im Widerspruch mit den Prinzipien der Toleranz und der allgemeinen Gleichberechtigung, die Kongregationen auflösen, werden sie doch den Geist des iberischen Katholizismus ihrem Volk sobald nicht auszutreiben vermögen. Der iberische Katholizismus aber ist ganz etwas anderes als der belgische, der mit dem französischen aufs engste zusammenhängt. Der iberische Katholizismus hat sich nicht mehr geändert seit dem

Konzil von Trient und der von Spanien ausgegangenen Gründung des Jesuitenordens. Der gegenwärtige Staatssekretär der Kurie, Kardinal Merry-del Val, ein geborener Spanier, verkörpert in seinem der Weltanschauung unserer Tage bitter feindlichen Eifer jenes iberische Kirchenwesen, das in der Kunst und Literatur des 16. Jahrhunderts Außerordentliches leistete, aber im Lauf des 17. erstarrte. Der französisch-belgische Katholizismus ist viel beweglicher und gedankenreicher, denn er ist nicht stillgestanden, sondern hat im 17., 18. und 19. Jahrhundert seine ununterbrochen lebensvolle Geschichte gehabt. Ich erinnere nur an Corneille, Bossuet, den Gallikanismus, an Jansen, der ein Niederländer war und den Streit um die Bulle Unigenitus, an die vereidigten Priester und Bischöfe der Revolution, die das Papsttum trotz seines Sträubens durch das Konkordat von 1801 wieder in die römische Kirche aufnehmen mußte, nachdem sie vorher in den Bann getan und verflucht worden waren, an de Maistre, an den katholischen Liberalismus Montalemberts, an den katholischen Demokratismus von Lammenais. Während die katholische Kirche Frankreichs und der Niederlande immer wieder neue fruchtbare Gedanken hervorbrachte, so daß sie trotz aller ihr anhaftenden Intoleranz und Beschränktheit dennoch dem öffentlichen und geistigen Leben der ihr anhängenden Völker stets frische Anregungen bieten konnte, verwandelte sich die iberische Halbinsel unter der ewig fortdauernden Alleinherrschaft der im Zeitalter der Gegenreformation einmal produktiv gewesenen kirchlichen Ideen in einen dumpfen Kerker des menschlichen Geistes.

Die siegreichen portugiesischen Republikaner sind gescheit genug, um einzusehen, daß nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, die Korruption das Grundübel der gefallenen Monarchie war, sondern daß die Sache tiefer liegt. Der Präsident der provisorischen Regierung, Herr Theophil Braga, hat öffentlich erklärt, Portugal bedürfe einer neuen Weltanschauung, und er und seine Genossen würden dem Land eine solche in der Gestalt des Positivismus bieten. Der Positivismus ist nun philosophisch etwas sehr Schwaches, aber er besitzt am Ende ebensoviel Wert wie der Buckleianismus, den der Großwesir Hilmi Pascha seinen jungtürkischen Freunden als Gegengift wider den unbequemen Islam empfahl. Wir wollen hier weder prophezeien, wer auf die Dauer der Stärkere bleiben wird, noch können wir uns allzusehr vertiefen. In diesen flüchtigen Zeilen kommt es nur darauf an, zu skizzieren, welche Geister in den Lüften kämpfen; am Tajo Ignatius Loyola und August Comte, am Bosporus Henry Thomas Buckle und Mohammed.

Seit der spanischen Revolution von 1820 haben alle romanisch-südeuropäischen Revolutionen immer ansteckend gewirkt. So haben auch die jüngsten Ereignisse in Lissabon den Streik der Eisenbahnbeamten in Frankreich hervorgerufen. Zwar wurde der Streik seit Monaten vorbereitet, aber es wollte nicht dazu kommen. Erst der Kanonendonner am Tajo brachte Elan in die Reihen der französischen Eisenbahner, und nun brach der

Monsterausstand so rasch aus, daß die französische Regierung nach dem Geständnis des Ministerpräsidenten Briand von den Ereignissen vollkommen überrascht wurde.

Die Minister der französischen Republik sind mit den Streikenden durch ein sehr undemokratisches Mittel fertig geworden, indem sie dieselben unter die Soldaten steckten. Der Kriegsminister berief die militärpflichtigen Eisenbahner ein, und fast niemand unter ihnen wagte der im wütendsten Tone vorgebrachten Aufforderung der sozialistischen Führer, der angeblich ungesetzlichen kriegsministeriellen Ordre keine Folge zu leisten, nachzukommen. Der Kriegsminister rief, und alle, alle kamen. Schon vor Jahrzehnten ist die französische Republik tot gesagt worden; auch in den „Preußischen Jahrbüchern" hat Heinrich von Treitschke einmal geäußert, die dritte Republik zeige das hippokratische Gesicht. Gleichwohl sind trotz aller Erschütterungen ihrer Harmonie Autorität und Majorität in der dritten französischen Republik bisher immer soweit vereinigt geblieben, daß am letzten Ende die revolutionären Demagogen doch niedergekämpft worden, mochten sie in Kutte, Bluse oder roten Beinkleidern aufgetreten sein. Die erzdemokratische Republik jenseits der Vogesen und die legitime preußische Militärmonarchie haben grundverschiedene Lebensbedingungen und dürfen nur sehr vorsichtig miteinander verglichen werden. Die Stärke des einen Gemeinwesens ist die Schwäche des anderen. Unser Beamtentum vom Minister bis zum Schutzmann fühlt sich durch seinen Amtseid zugleich gebunden und gehoben; so auch die Angestellten unserer Staatsbahnen, deren wir vollkommen sicher sind, obwohl bei Gelegenheit des französischen Poststreiks ein Minister der Republik in der Kammer ausdrücklich behauptete, derartige Bewegungen würden bald in der ganzen zivilisierten Welt auftreten und selbst das festgefügte preußische Gemeinwesen nicht verschonen. In Wahrheit schützen uns dagegen neben der Strenge und Schneidigkeit der Regierung der Standesstolz unserer Unterbeamten und die selten profanierte Heiligkeit des Eides in Deutschland. Den französischen Beamten ist ihr Treueid weniger heilig, denn bei jeder der zahllosen Umwälzungen seit 1789 haben sie in Masse umschwören müssen. Trotzdem haben bei dem Streik in der französischen Republik nicht nur die Schaffner, Lokomotivführer und Heizer der verstaatlichten Westbahn, sondern auch die Angestellten der Privatbahnen noch Autoritätsgefühl genug gezeigt, um dem Ruf zur Fahne auch gegen ihre sozialen Interessen zu folgen. Die Trikolore gilt seit den Siegen der Revolution und des „korsischen Parvenüs" für ein demokratisches Banner, und darum wird das Gift des Hervéschen Antipatriotismus wohl nie allzuweit unter den französischen Wehrmännern um sich greifen. Der alte napoleonische Grenadier Bérangers, der die Truppen unter der weißen Fahne der restaurierten Bourbonen marschieren sah, rief ingrimmig: „C'est un drapeau, que je ne connais pas. Ah! Comme les rois, le peuple a ses couleurs!" In diesem Sinne ist die dreifarbige Fahne von 1815 bis 1830 vergöttert worden. Nach 1871 hat Graf

Chombard seine Wiedereinsetzung als König von Frankreich daran scheitern lassen, daß er die Trikolore als Symbol der Revolution nicht zu seiner Fahne annehmen wollte. Und zu dieser Fahne haben sich noch heute die eingezogenen Mannschaften gestellt, zähneknirschend aber unverzüglich. Dieses Stück edler französischer Geschichte des 19. Jahrhunderts ist noch lebendig.

Verderblich genug freilich hausen die Roten auf anderen Gebieten in diesem uralten, der menschlichen Kultur so nützlichen Gemeinwesen. Für die französische Ochlokratie war die große Menge und Intensität der anarchistischen Ausschreitungen von jeher bezeichnend. Unsere Krawalle in Moabit, Bremen und am Wedding sind ein Kinderspiel gegen die zahllosen freventlichen Sachbeschädigungen, die, unter dem Namen Sabotage in Frankreich schon seit Jahren üblich, beim Streik der Eisenbahner zum Teil zu Verbrechen größten Stiles zu führen drohten. Auch auf englischem Boden sind im Laufe des letzten Jahrhunderts eine Unmenge von Arbeiterunruhen vorgekommen, bei denen von den Tumultuanten viel gewaltsamer und zerstörender zu Werke gegangen wurde als in Moabit. Beispielsweise sei nur an die walliser Aufruhrbewegung vom Winter 1842 auf 43 erinnert, wo Haufen von Verschworenen in Weiberkleidern unter dem wunderlichen Namen „Rebekka und ihre Töchter" erst nächtlicherweile die Zollhäuser überfielen und dann zu Brandstiftungen und Mordtaten weiterschritten. Auch die Chartisten und Fenier waren hochgefährliche Gewaltmenschen und Anarchisten. Trotzdem rühmen unsere Konservativen den gesetzlichen Sinn der Engländer und halten ihn unseren Arbeitern als Muster vor. In Wahrheit neigen die unteren Klassen jenseits der Nordsee sehr stark dazu, im öffentlichen Leben Gewaltsamkeiten zu begehen; davon legt fast jede Wahlbewegung in Großbritannien und Irland Zeugnis ab. Wie übel hat man nicht zur Zeit des südafrikanischen Krieges in öffentlichen Versammlungen den verhaßten „Proburen" mitgespielt! In unserem straff organisierten Militärstaat sind die Behörden mächtig genug, um mit der Revolte rascher und gründlicher abzurechnen, als das in irgendeinem anderen Staate möglich ist. Das wissen unsere roten Malkontenten nur zu gut, und wenn sie auch unaufhörlich die Revolution im Munde führen, sind sie doch zu gewaltsamer Auflehnung weit weniger geneigt, als die destruktiven Elemente in den lockerer konstruierten Staaten Frankreich und England. In dem Frankreich der Restaurationszeit höhnten die Bonapartisten, die Regierung zehre von dem Kapital von Autorität, welches das Kaiserreich ihr hinterlassen habe. Auch die heutigen französischen Minister mit ihrer zum Teil beinahe anarchistischen Vergangenheit sind die Erben eines Kapitals von Autorität, das andere Régimes geschaffen haben. Unter diesen Régimes würden die Herren Briand und Genossen nach Neukaledonien, Lambessa, Cayenne deportiert worden sein. Es soll nicht behauptet werden, daß die Ueberfülle der obrigkeitlichen Gewalt in der preußischen Monarchie etwas absolut Wertvolles sei; auch der geweckte und befriedigte Freiheitssinn der Westeuropäer hat sein Gutes; sein Gutes sogar für die Macht des Staates. Aber wir ziehen doch auch große Vorteile aus unserer starken, auf sich selber

Monsterausstand so rasch aus, daß die französische Regierung nach dem Geständnis des Ministerpräsidenten Briand von den Ereignissen vollkommen überrascht wurde.

Die Minister der französischen Republik sind mit den Streikenden durch ein sehr undemokratisches Mittel fertig geworden, indem sie dieselben unter die Soldaten steckten. Der Kriegsminister berief die militärpflichtigen Eisenbahner ein, und fast niemand unter ihnen wagte der im wütendsten Tone vorgebrachten Aufforderung der sozialistischen Führer, der angeblich ungesetzlichen kriegsministeriellen Ordre keine Folge zu leisten, nachzukommen. Der Kriegsminister rief, und alle, alle kamen. Schon vor Jahrzehnten ist die französische Republik tot gesagt worden; auch in den „Preußischen Jahrbüchern" hat Heinrich von Treitschke einmal geäußert, die dritte Republik zeige das hippokratische Gesicht. Gleichwohl sind trotz aller Erschütterungen ihrer Harmonie Autorität und Majorität in der dritten französischen Republik bisher immer soweit vereinigt geblieben, daß am letzten Ende die revolutionären Demagogen doch niedergekämpft worden, mochten sie in Kutte, Bluse oder roten Beinkleidern aufgetreten sein. Die erzdemokratische Republik jenseits der Vogesen und die legitime preußische Militärmonarchie haben grundverschiedene Lebensbedingungen und dürfen nur sehr vorsichtig miteinander verglichen werden. Die Stärke des einen Gemeinwesens ist die Schwäche des anderen. Unser Beamtentum vom Minister bis zum Schutzmann fühlt sich durch seinen Amtseid zugleich gebunden und gehoben; so auch die Angestellten unserer Staatsbahnen, deren wir vollkommen sicher sind, obwohl bei Gelegenheit des französischen Poststreiks ein Minister der Republik in der Kammer ausdrücklich behauptete, derartige Bewegungen würden bald in der ganzen zivilisierten Welt auftreten und selbst das festgefügte preußische Gemeinwesen nicht verschonen. In Wahrheit schützen uns dagegen neben der Strenge und Schneidigkeit der Regierung der Standesstolz unserer Unterbeamten und die selten profanierte Heiligkeit des Eides in Deutschland. Den französischen Beamten ist ihr Treueid weniger heilig, denn bei jeder der zahllosen Umwälzungen seit 1789 haben sie in Masse umschwören müssen. Trotzdem haben bei dem Streik in der französischen Republik nicht nur die Schaffner, Lokomotivführer und Heizer der verstaatlichten Westbahn, sondern auch die Angestellten der Privatbahnen noch Autoritätsgefühl genug gezeigt, um dem Ruf zur Fahne auch gegen ihre sozialen Interessen zu folgen. Die Trikolore gilt seit den Siegen der Revolution und des „korsischen Parvenüs" für ein demokratisches Banner, und darum wird das Gift des Hervéschen Antipatriotismus wohl nie allzuweit unter den französischen Wehrmännern um sich greifen. Der alte napoleonische Grenadier Bérangers, der die Truppen unter der weißen Fahne der restaurierten Bourbonen marschieren sah, rief ingrimmig: „C'est un drapeau, que je ne connais pas. Ah! Comme les rois, le peuple a ses couleurs!" In diesem Sinne ist die dreifarbige Fahne von 1815 bis 1830 vergöttert worden. Nach 1871 hat Graf

Chombard seine Wiedereinsetzung als König von Frankreich daran scheitern lassen, daß er die Trikolore als Symbol der Revolution nicht zu seiner Fahne annehmen wollte. Und zu dieser Fahne haben sich noch heute die eingezogenen Mannschaften gestellt, zähneknirschend aber unverzüglich. Dieses Stück edler französischer Geschichte des 19. Jahrhunderts ist noch lebendig.

Verderblich genug freilich hausen die Roten auf anderen Gebieten in diesem uralten, der menschlichen Kultur so nützlichen Gemeinwesen. Für die französische Ochlokratie war die große Menge und Intensität der anarchistischen Ausschreitungen von jeher bezeichnend. Unsere Krawalle in Moabit, Bremen und am Wedding sind ein Kinderspiel gegen die zahllosen freventlichen Sachbeschädigungen, die, unter dem Namen Sabotage in Frankreich schon seit Jahren üblich, beim Streik der Eisenbahner zum Teil zu Verbrechen größten Stiles zu führen drohten. Auch auf englischem Boden sind im Laufe des letzten Jahrhunderts eine Unmenge von Arbeiterunruhen vorgekommen, bei denen von den Tumultuanten viel gewaltsamer und zerstörender zu Werke gegangen wurde als in Moabit. Beispielsweise sei nur an die walliser Aufruhrbewegung vom Winter 1842 auf 43 erinnert, wo Haufen von Verschworenen in Weiberkleidern unter dem wunderlichen Namen „Rebekka und ihre Töchter" erst nächtlicherweile die Zollhäuser überfielen und dann zu Brandstiftungen und Mordtaten weiterschritten. Auch die Chartisten und Fenier waren hochgefährliche Gewaltmenschen und Anarchisten. Trotzdem rühmen unsere Konservativen den gesetzlichen Sinn der Engländer und halten ihn unseren Arbeitern als Muster vor. In Wahrheit neigen die unteren Klassen jenseits der Nordsee sehr stark dazu, im öffentlichen Leben Gewaltsamkeiten zu begehen; davon legt fast jede Wahlbewegung in Großbritannien und Irland Zeugnis ab. Wie übel hat man nicht zur Zeit des südafrikanischen Krieges in öffentlichen Versammlungen den verhaßten „Proburen" mitgespielt! In unserem straff organisierten Militärstaat sind die Behörden mächtig genug, um mit der Revolte rascher und gründlicher abzurechnen, als das in irgendeinem anderen Staate möglich ist. Das wissen unsere roten Malkontenten nur zu gut, und wenn sie auch unaufhörlich die Revolution im Munde führen, sind sie doch zu gewaltsamer Auflehnung weit weniger geneigt, als die destruktiven Elemente in den lockerer konstruierten Staaten Frankreich und England. In dem Frankreich der Restaurationszeit höhnten die Bonapartisten, die Regierung zehre von dem Kapital von Autorität, welches das Kaiserreich ihr hinterlassen habe. Auch die heutigen französischen Minister mit ihrer zum Teil beinahe anarchistischen Vergangenheit sind die Erben eines Kapitals von Autorität, das andere Régimes geschaffen haben. Unter diesen Régimes würden die Herren Briand und Genossen nach Neukaledonien, Lambessa, Cayenne deportiert worden sein. Es soll nicht behauptet werden, daß die Ueberfülle der obrigkeitlichen Gewalt in der preußischen Monarchie etwas absolut Wertvolles sei; auch der geweckte und befriedigte Freiheitssinn der Westeuropäer hat sein Gutes; sein Gutes sogar für die Macht des Staates. Aber wir ziehen doch auch große Vorteile aus unserer starken, auf sich selber

ruhenden Exekutive. Vor einem Menschenalter, zur Zeit der Ermordung des Polizeirats Rumpf in Frankfurt am Main, hatten wir die Anfänge einer anarchistischen Bewegung. aber durch scharfe Polizeimaßregeln und die von oben her durchgesetzten sozialen Reformen, die Franzosen und Engländer uns jetzt nachzumachen suchen, haben wir dieses in Frankreich kaum noch zu löschende Feuer vollkommen erstickt. Mit alledem soll gesagt werden: Es ist eine einseitige unfruchtbare Abstraktion, wenn unsere Scharfmacher die Vorgänge in Lissabon, Paris und Moabit kurzerhand für gleichartig erklären, indem sie, nach der Methode Manteuffels und Gerlachs, in jenen drei Volksbewegungen weiter nichts als die sich überall gleichbleibende „Revolution" sehen. Die Dimensionen, der Ursprung, die Mittel, die Ziele der drei Empörungen weichen weit von einander ab, und nicht aus den wenigen übereinstimmenden Merkmalen, sondern nur aus den Verschiedenheiten kann man etwas lernen. In Frankreich charakterisierte der Ministerpräsident die Erhebung der Eisenbahner als eine hochpolitische Aktion, welche die Grundlagen des Staats zerstören wolle, der Polizeipräsident von Berlin aber sprach von den Moabiter Tumultuanten als von Exemplaren der Gattung homo sapiens, die man nur mit Achselzucken betrachten könne. Diese geringschätzige Kennzeichnung von Seite des Herrn von Jagow trifft das Richtige.

Ebenso große Aufmerksamkeit wie der Gang der Dinge in Portugal und Frankreich verdienen die Bewegungen der Spanier in Marokko. Fast niemand in Deutschland beachtet sie, trotzdem wir alle vor fünf Jahren in Marokko große deutsche Interessen engagiert glaubten. Gegenwärtig scheint Deutschland dort ganz „désinteressé" zu sein. Gleichwohl dürfen wir nicht übersehen, daß Spanien zwischen Ceuta und Melilla 30 000 Mann zusammengezogen hat und an das ausgesogene Marokko das Ansinnen richtet, ihm mehr als 100 Mill. Franken Entschädigung zu bezahlen. Im vorigen Jahr, als Spanien Krieg gegen die Stämme in der Umgegend von Melilla führte, erhob in Frankreich General d'Amade seine Stimme und klagte die Regierung der französischen Republik an, sie sei blind gegen die Gefahr, daß das von Eroberungslust ergriffene Spanien zum großen Schaden Frankreichs in das Herz Marokkos, nach Tasa, vordringe. Heute hat man in den Kreisen der französischen Regierung die Spanier im Verdacht, daß sie jene 30 000 Mann bei ihren Presidios aufgestellt haben, um dem zahlungsunfähigen Marokko als Kompensation für eine Kriegsentschädigung die Stadt Tetuan und vielleicht noch mehr abzupressen. Wenn Deutschlands Regierung auch an den marokkanischen Dingen keinen direkten Anteil mehr zu nehmen scheint, so bleibt Marokko als ein großer muhammedanischer Staat doch immer sehr wichtig für die allgemeine Politik, und keine Uebersicht über die wieder ins Rollen gekommenen Weltbegebenheiten würde vollständig sein, wenn sie die dem Kabinett von Madrid von der grollenden offiziösen Presse Frankreichs zugeschriebenen marokkanischen Pläne unerwähnt ließe.

Von Marokko im fernen Westen bis Persien tief im Osten ist ein

weiter Weg, aber es wurde schon gesagt, daß in den verschiedensten Teilen der Welt öffentliche Krisen von internationaler Bedeutung eingetreten sind oder einzutreten drohen. Auch in Persien geht es allem Anschein nach mit der relativen Ruhe zu Ende. England hatte den Machthabern in Teheran in Aussicht gestellt, daß es in Südpersien eine von angloindischen Offizieren befehligte Miliz errichten lassen werde. Da in Nordpersien schon russische Truppen stehen und England und Rußland gemeinsam den geldbedürftigen Persern unerbittlich jedweden ausländischen Kredit abtreiben, weil man sich in Teheran keiner russisch-englischen Finanzkontrolle unterwerfen will, so kann die demnächstige virtuelle Teilung Persiens als in den Bereich der Möglichkeit gerückt gelten.

Die Franzosen behaupten, England und Rußland würden in Persien durch die Besorgnis vor einer deutschen Einmischung vorwärts getrieben. Nach dem „Temps“ will Deutschland die Bagdadbahn von Bagdad aus in nordöstlicher Richtung fortbauen, über das Gebirge hinweg, das Mesopotamien von Medien trennt. Hamadan, das alte Ekbatana, soll Station des Schienenweges werden, der von Bagdad bis Teheran laufen würde. Der „Temps“ meint, die Linie Bagdad—Teheran würde einen vortrefflichen Abschluß der Bagdadbahn bilden. Dies meinen wir nun nicht. Der Endpunkt der Bagdadbahn liegt nach der erteilten Konzession nirgendwo anders als am persischen Golf. Allerdings betrachten die Engländer die Bagdadbahn mit um so größerer Feindseligkeit, je weiter sie sich Bassora und dem Schatt-el-Arab nähert, aber vielleicht noch größer wären die Furcht und der Haß, welche eine von Deutschen gebaute Bahn Bagdad—Hamadan—Teheran bei den Russen hervorrufen würde.

Die Drohnote des Kabinetts von St. James an die persische Regierung hat in Stambul beinahe ebensoviel Aufsehen gemacht wie in Teheran. In der türkischen Hauptstadt waren die Geister schon in Bewegung geraten durch den Versuch Frankreichs, das Geldbedürfnis der Türkei zur politischen Unterjochung des Jungtürkentums auszunutzen. Man wollte dem Marschall Scheffet Pascha die virements unmöglich machen, die nachträglichen Aenderungen im Budget, von denen die Franzosen aus der Geschichte ihres Napoleon III. doch wissen, daß scheinkonstitutionelle Militärdiktaturen sie schwer entbehren können. Durch ein Veto-Recht gegenüber den allerdings sehr großen unproduktiven Ausgaben des jungtürkischen Militarismus hofften die Franzosen gelegentlich die Eintracht der osmanischen Reformer militärischen und zivilen Standes sprengen zu können. Wenn die Osmanen hier einen Abgrund vor sich sahen, schien sich hinter ihnen ein zweiter zu öffnen, indem Persien, dieses Glacis des türkischen Reichs im Osten, unter die Botmäßigkeit der Entente-Genossen von Reval gelangte. Die Aufregung, welche dieses Zusammentreffen bedeutungsvoller Umstände in Konstantinopel hervorrief, zeitigte das Huldigungstelegramm an den Deutschen Kaiser, „den Freund und Bruder aller Muhammedaner“, wie sich unser Herrscher schon vor zwölf Jahren auf dem Festmahl zu Damaskus genannt hat. Unter

den sensationellen Ereignissen des letzten Monats nimmt jene Kundgebung muhammedanischer Theologen und Publizisten nicht die geringste Stelle ein. Was die gescheiterte türkische Anleihe in Paris betrifft, so wird die Anatolische Bahn in die Bresche treten. Englische und französische Revuen sind in dem Wahn einig, daß das deutsche Kapital auf die Dauer nicht ausreichen werde, um die einheimische Industrie mit Geld zu versehen, die Bagdadbahn u. s. w. zu finanzieren, Ungarn und Türken große Anleihen zu gewähren, die Reichskriegsflotte zu bestreiten. Um diese Illusion zu nähren, zieht die westeuropäische Publizistik aus dem Sinken der deutschen Staatspapiere Schlüsse, deren Hinfälligkeit in einem anderen Teile dieses Heftes der „Preußischen Jahrbücher“ dargetan worden ist. Auch finanziell sind wir für unsere Orientpolitik, die eminent populär ist, weil sie nicht nur wichtigen materiellen Interessen dient, sondern auch die nationale Phantasie befriedigt, sehr solide gerüstet.

Allerdings — je großartiger die Stellung ist, welche Wilhelm II. im Augenblick einnimmt, indem der ganze Islam die Hände hilfeflehend nach ihm ausstreckt, desto stärker wird das Mißtrauen des englischen Volks gegen ihn anwachsen. Mit Recht bemerkte vor kurzem Graf Aehrenthal in der Delegation, der allgemeine Friede, den aufrechtzuerhalten die europäischen Kabinette mit Erfolg bemüht wären, könne durch populäre Strömungen immer aufs neue bedroht werden. Eine der friedensgefährlichsten populären Strömungen ist der englische Pazifismus. Die öffentliche Meinung in England ist zur einen Hälfte jingoistisch, zur anderen pazifistisch, besonders gewandte Schriftsteller wie der Herausgeber der „Review of Reviews“, W. T. Stead, wissen beide Gesinnungen in sich zu verschmelzen und zeigen handgreiflich, wie leicht die eine Tendenz in die andere umschlagen kann. Die letzten Reden des Deutschen Kaisers nun, die jetzt erst in den britischen Monatsschriften besprochen werden, haben sowohl die nationale Empfindlichkeit der Jingos gereizt, als auch die Pazifisten in Harnisch gebracht, wegen der kaiserlicherseits in Aussicht gestellten neuen Rüstungen. In der Oktober-Nummer der genannten „Review of Reviews“ sagt der Herausgeber W. T. Stead in dem Artikel „The progress of the world“: „Der Kaiser hat seine Sprache wiedergefunden und will sie nicht ungebraucht lassen. Im August statuierte er in Königsberg sein göttliches Recht. Im letzten Monat übertrumpfte er das noch durch eine Rede in Wien, in der er mit außerordentlicher Mißachtung der Gefühle des Zaren auf die Demütigung hinwies, welche Deutschland Rußland angetan hatte, als es durch ein Ultimatum Graf Iswolsky zwang, seinen Widerstand gegen die Annexion Bosniens und der Herzegowina aufzugeben .... Die Wendung von der schimmernden Wehr Deutschlands wird in der Geschichte fortleben neben der von der gepanzerten Faust, aber es war urteilslos und undiplomatisch, mit unserer schimmernden Wehr bei allen Gelegenheiten zu paradieren. In einem berühmten Gesange des Niebelungenliedes, wo einem Freund ein bemerkenswerter Dienst geleistet wird, wird er in einer dunkeln

Wolke vollführt. Man denke sich Brunhilds Gefühle, wenn Siegfried sich gerühmt hätte, er habe Gunther in seiner Hochzeitsnacht „in schimmernder Wehr“ beigestanden. Aber der Kaiser gehört offenbar nicht zu den Leuten, die in der Stille Gutes tun und rot werden, wenn davon gesprochen wird.“

Die englischen Revuen sind, wie ich öfter hervorgehoben habe, sehr einflußreich; darum ist es zu bedauern, daß bei der Kritik von Handlungen und Reden Wilhelms II. so viele falsche Tatsachen, schiefe Urteile, schillernde Vergleiche und ungerechte Beschuldigungen vorgebracht werden können wie oben. Noch weniger erfreulich als der Artikel in der „Review of Reviews“ über die Wiener Kaiserrede ist die Besprechung, welche die Oktober-Nummer von „Contemporary Review“ der Königsberger Rede Wilhelms II. widmet. „Contemporary Review“ gehört zu den angesehensten Organen der liberalen Partei, in deren Händen gegenwärtig die Regierungsgewalt ist. Die liberalen Minister Englands erstreben mit Zähigkeit und Leidenschaft die vertragsmäßige Beschränkung der internationalen Wehrausgaben, besonders auf maritimem Gebiet; soeben hat Minister Pease zu Manchester wieder in diesem Sinne öffentlich geredet. Abgesehen von seinem prinzipiellen Pazifismus trachtet das Ministerium Asquith jenem schwer zu erreichenden Ziel mit verdoppelter Ungeduld deshalb nach, weil es kostspielige, sozialpolitische Reformen plant, aber fürchten muß, durch die militärischen Rüstungen anderer Mächte zu unproduktiver Verwendung der verfügbaren Geldmittel gezwungen zu werden. Deshalb hat das Kaiserwort von der lückenlosen deutschen Rüstung bei den englischen Pazifisten von der liberalen und Arbeiterpartei viel Zorn erregt. Zum Sprachrohr dieser ungerechten, aber begreiflichen und jedenfalls beachtenswerten, weil nicht ungefährlichen Erbitterung macht sich Doktor E. J. Dillon in dem Artikel der „Contemporary Review“, der betitelt ist „Foreign Affairs“, zweifellos dem meistgelesenen Beitrag zur Oktober-Nummer jener Zeitschrift. Der Verfasser behauptet, ganz Europa würde mit Freuden ein internationales Abkommen gutheißen, welches die Rüstungen schrittweise verminderte oder dieselben wenigstens auf ihren gegenwärtigen Stand festlegte. Vorschläge dieser Art seien unter der Hand (von England) gemacht worden: „Ganz Europa würde ihre Verwirklichung mit Freuden begrüßen, ganz Europa, ausgenommen der Herrscher von Gottes Gnaden, den Gott von der Verpflichtung entbunden haben soll, die Wünsche seiner Geschöpfe zu Rate zu ziehen. Und jetzt belegt dieser Schiedsrichter über Krieg und Frieden diese Vorschläge mit seinem Veto . . . . .“

An einer anderen Stelle dieses Heftes der „Preußischen Jahrbücher“ ist an der Hand der Geschichte dargetan worden, wie notwendig es zu allen Zeiten für die Völker gewesen ist, ihre kriegerischen Kräfte ganz zu entwickeln, und daß speziell die Rüstungen unserer Tage eine unerläßliche Bürgschaft für die Erhaltung des Weltfriedens bilden. Die leitende Monatsrevue der England regierenden Partei aber stellt den demagogischen

Satz auf, es würde möglich sein: „die militärischen und maritimen Ausgaben zu beschneiden, bis auf ein Minimum, dessen Aufrechterhaltung kaum als eine Bürde empfunden werden würde. Aber der Gesalbte Gottes tritt auf und erklärt, er werde der Bewegung die Stirn bieten und sie durchkreuzen.

Da der Deutsche Kaiser seine Königsberger Rede schon am 26. August gehalten hat, so läuft „Contemporary Review“ geringe Gefahr, von einem Leser ihrer Oktober-Nummer daran erinnert zu werden, daß Wilhelm II. in Königsberg von allen jenen Dingen gar nichts gesagt hat. Der Deutsche Kaiser hat nur gesagt, an Stelle der aufgelassenen Festung Königsberg vertraue er nötigenfalls auf den lebendigen Wall seiner ostpreußischen Regimenter, und die Rüstungen zur Verteidigung Deutschlands müßten lückenlos sein. Aber seitdem sich die Türkei von den Westmächten abgewendet und Deutschland und Oesterreich genähert hat, sind in England die kaum erst ein wenig in den Hintergrund getretenen Vorurteile gegen die Staatsmänner Deutschlands von neuem erwacht, und man ist drüben gar nicht mehr in der Stimmung, sich unbefangen darüber Rechenschaft zu geben, was bei uns gesagt oder getan wird. Es vermehrt nur die Gereiztheit, daß die Briten in bezug auf die militärische Macht der Tripel-Entente sehr weit von der Zuversicht entfernt sind, mit der Deutschland auf seine Kriegsbereitschaft sieht. In der pazifistischen „Contemporary Review“ heißt es: „Augenscheinlich haben wir keine Hoffnung, daß in diesem unheilvollen Ringen um die maritime Suprematie bald eine Ruhepause eintritt . . . . Wir müssen entweder Farbe bekennen oder uns mit Konsequenzen befreunden, die für das Reich zerstörend sein würden. Wie die Dinge heute liegen, sind zugestandenermaßen die Schwierigkeiten und Gefahren unseres Wehrwesens viel furchtbarer, als sie je gewesen sind . . . . Der Beitritt der Türkei zur Tripel-Allianz . . . würde das Gleichgewicht der Macht vollkommen umstürzen . . . Keine Kombination könnte drei durch und durch militärischen Mächten widerstehen, mit denen verschiedene kleine Staaten, wie Rumänien, zweifellos ihr Schicksal verknüpfen würden. Die Tripel-Entente . . . hat kein nennenswertes militärisches Rückgrat, und ihre maritime Stärke wird durch Deutschland und Oesterreich schrittweise gelähmt — mit dem finanziellen Beistand Frankreichs! Gegenwärtig und für weitere fünf Jahre mindestens muß Rußland sich ducken und seine verlorenen Kräfte wieder sammeln. Und Frankreich ist, wenn man scharf zusieht, als Militärmacht von ungewissem Wert. Den Franzosen von heute, deren Gott das Geld ist, geht es gegen die Natur, zu fechten . . . .“

Für eine pazifistische Zeitschrift ganz hübsch gesagt! Zwar der Vorwurf gegen den modernen französischen Nationalcharakter ist nicht am Platze; auch im klassischen Lande des Komforts liebt man das Geld. Ohne Zweifel aber richtig ist, daß in der letzten Periode der europäischen Geschichte die pazifistischen Engländer martialischere Neigungen gezeigt haben als die vorderhand gar nicht mehr nach gloire begierigen Franzosen.

Darum ist es auch leicht möglich, daß wir in England bald eine neue Flottenagitation erleben, mit allen ihren eigentümlichen Begleiterscheinungen, die für ein gutes Verhältnis zwischen den Nationen so nachteilig sind. Der Führer der unionistischen Opposition, Balfour, hat soeben wieder das Kabinett wegen der Saumseligkeit, mit der es die Flottenrüstungen betreibt, heftig angegriffen, und andere angesehene Unionisten setzen den Feldzug fort. Freilich behaupten voreilige Kritiker in der englischen und deutschen Presse, schon heute zu erkennen, daß das ehrgeizige Bestreben der britischen „Outs“, die maritimen Beklemmungen John Bulls wiederzuerwecken, vollkommen gescheitert sei. Indessen braucht der Leser nur auf den oben zitierten Artikel von „Contemporary Review“ zurückzublicken, um sich zu überzeugen, daß nicht bloß die Outs den Stand der Marine ungenügend finden, sondern daß auch die Ins schon wieder anfangen, die Seemacht des Vereinigten Königreichs für nicht ausreichend zu halten. Uebrigens muß der unparteiische kontinentale Beobachter ehrlich gestehen, daß nicht alle diejenigen, welche für eine neue Verstärkung der britischen Flotte eintreten, blind fanatische Jingos sind. So kann man wirklich sehr viel lernen aus einem anonymen Beitrage zu „Quarterly Review“, der in der Oktobernummer dieser alten konservativen Revue unter dem Titel „The naval crisis“ erschienen ist. Der Autor, offenbar ein hochgestellter Mann, der sich der besten Informationen erfreut, geht aus von einer Parlamentsrede des Premierministers Asquith vom letzten Sommer. Hier glaubte Herr Asquith feststellen zu können, daß im April 1913 England 25, Deutschland 21 Dreadnoughts haben würde. Also, sagt der anonyme Mitarbeiter von „Quarterly Review“, wird England nach dem Zugeständnis des verantwortlichen Leiters seiner Geschicke in der Waffe, auf die es vorzugsweise ankommt, bald nur noch eine knappe Ueberlegenheit über Deutschland besitzen.

Der anonyme Verfasser beruft sich ferner auf eine Unterhausdebatte, in der das Mitglied des Hauses, Admiral Lord Charles Beresford, bezüglich jenes angeblichen Verhältnisses von 25 zu 21 Dreadnoughts äußerte, er habe einmal ein Geschwader von acht Schlachtschiffen kommandiert und hiervon seien durch einen Unfall vier wrak geworden und zwei in Reparatur gewesen.

Der Staatssekretär der Marine, Mc. Kenna, erwiderte dem Oppositionsredner, der edle Lord dürfe nicht vergessen, daß im Kriege Unfälle nicht immer blos einer, sondern beiden Parteien zu widerfahren pflegten.

Es ist dies ein Argument, mit dem der englische Marineminister offenbar ein schweres Gewicht in die Wagschale der parlamentarischen Debatte geworfen hat. Wer kriegshistorische Studien betreibt, weiß, wie oft methodisch dadurch gesündigt wird, daß der gelehrte Kritiker von Kriegsbegebenheiten auf der einen Seite alle möglichen organisatorischen Gebrechen und widrigen Zufälle gewissenhaft hervorhebt, um den Ausgang des Feldzuges aus ihnen zu erklären, während er vergißt, daß in Wahrheit alles jenes durch analoge Erscheinungen auf der Gegenseite vollkommen kompensiert

wird. Im übrigen liegt es uns natürlich durchaus fern, zwischen Mc. Kenna und Beresford entscheiden zu wollen. Ich komme an der Hand des anonymen Autors in „Quarterly Review“, der mit größtem Nachdruck für die pessimistische Auffassung Beresfords Partei ergreift, auf jene Parlamentsdebatte nur zurück, um zu zeigen, wie die Engländer gegenwärtig über ihre Lage als Seemacht denken.

Vor einiger Zeit wußte der „Vorwärts“ von einem neu erfundenen Kriegsschiff zu berichten, das alle Eigenschaften besitzen sollte, um Dreadnoughts zu vernichten. Es war, wie es an jener Stelle beschrieben wurde, ein unheimliches Gespensterschiff, und alles sprach dafür, daß das leitende Organ der deutschen Sozialdemokratie seine Informationen direkt vom Kapitän des „Fliegenden Holländer“ erhalten habe. Aus „Quarterly Review“ ersehen wir nun, was es mit den neuesten Fortschritten im Bau von Kriegsschiffen wirklich für eine Bewandtnis hat, und wie diese jüngste Abwandlung der Schiffbautechnik auf die öffentliche Meinung in Großbritannien zu wirken scheint.

In den letzten ein bis zwei Jahren, setzt „Quarterly Review“ auseinander, sind über den Dreadnought-Typ hinaus große technische Fortschritte gemacht worden, und ein Ueberdreadnought ist entstanden. In der englischen Flotte wird auf den allerjüngsten Schiffen eine 13½zöllige Kanone angebracht, deren Geschoß 1250 Pfund wiegt. Das ist eine kolossale Uebertrumpfung selbst der letzten Dreadnoughts, die aus 12zölligen Geschützen Granaten von nur 850 Pfund schleuderten. Nach „Quarterly Review“ bemüht sich Krupp sogar, eine 14zöllige Kanone herzustellen, während die Ingenieure der Vereinigten Staaten für ihre Marine das Problem schon befriedigend gelöst haben. Zwölf 14zöllige Kanonen werden in jedem der beiden Ueberdreadnoughts aufgestellt werden, die der Kongreß dieses Jahr genehmigt hat, während die letzten englischen Dreadnoughts, was das schwere Geschütz anbelangt, ein jeder nur zehn zwölfzöllige Feuerschlünde führen.

„Quarterly Review“ fürchtet also erstens, daß England eine zu knappe Ueberzahl an Dreadnoughts und Ueberdreadnoughts im Vergleich mit Deutschland besitzt und zweitens, daß vielleicht sogar ein gewisser qualitativer Vorsprung im Moment des Kriegsausbruchs bei den Deutschen sein könnte, wenn englischerseits nicht das Wettlaufen mit der äußersten Anstrengung betrieben wird. Die preußische Geschichte lehrt, sagt „Quarterly Review“, daß dieser Staat die Gewohnheit hat, in der Stille gewaltig zu rüsten und dann mit überraschender Stärke unversehens über seine Rivalen herzufallen. Während Großbritannien von dieser Gefahr bedroht ist und zugleich alle anderen Mächte Riesenschiffe bauen, ohne daß man weiß, welche von diesen „Leviathans“ einmal für und welche gegen England kämpfen werden, bildet sich — so behauptet der Anonymus der konservativen Revue — im Schooße des eigenen Volks eine Verschwörung gegen die maritime Suprematie Englands. Die Verschwörer sind die Liberalen,

welche die für neue Ueberdreadnoughts und Docks, sowie für eine Vermehrung der Marinemannschaften erforderlichen Summen auf soziale Reformen verwenden wollen.

Hier springt so recht in die Augen, wie gefährlich der Mißbrauch, den die englische Publizistik mit den Reden des Deutschen Kaisers treibt, für die Beziehungen zwischen den beiden Nationen ist. Indem die jingoistischen und imperialistischen Agitatoren die Worte von der lückenlosen Rüstung und der schimmernden Wehr dem englischen Publikum in einem falschen Lichte erscheinen lassen, erschweren sie den Regierungsfreunden den Kampf gegen die Ansprüche der Flottenenthusiasten und Flottenpessimisten. Die zur Reform des Oberhauses eingesetzte Versöhnungskonferenz läßt seit Monaten nichts von sich hören. Leicht möglich, daß sie ohne Resultat auseinandergeht, und dann wird der Streit zwischen Liberalen und Unionisten schärfer geführt werden als je. Eine der wirksamsten unter den Waffen, welche die Liberalen für die kommende schicksalsschwangere Parlamentssession in Händen haben, ist eben die soziale Reform. Während der letzten Session sagte der Schatzkanzler Lloyd George im Hause der Gemeinen, indem er sich zu den Bänken der Radikalen und Arbeiterparteiler wendete: „Wenn die (neuen) Steuern im nächsten Jahre halten, was sie versprechen . . . ., und wenn wir im folgenden Jahre zu der normalen Ausgabe für die Flotte zurückkehren, haben wir Aussicht, uns im nächsten Jahr an ein großes nationales Projekt der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit und Invalidität machen zu können, ein Projekt auf der Basis von Beitragsleistungen mit einem liberalen Staatszuschuß, einem Staatszuschuß doppelt so liberal, wie der von Deutschland für denselben Zweck gegebene. Wir wollen so $2^1/_2$ Million Arbeiter in besonders ungewissen Branchen gegen die Uebel der Arbeitslosigkeit versichern und 13 Millionen arbeitender Männer und arbeitender Frauen gegen das Elend infolge von Krankheit oder vorzeitiger Entkräftung des Ernährers. Auch gedenken wir Sanatorien zur Heilung von Krankheiten zu schaffen."

Gewaltig wirkt Deutschland sowohl durch seine sozialen Reformen als auch durch den Bau seiner Kriegsflotte und durch seine auswärtige Politik auf Englands öffentliches Leben ein. Die Briten verdanken dem modernen deutschen Staat eine Fülle fruchtbarer Anregungen und erkennen das auch ehrlich an. Zugleich aber zeigen sie sich von Besorgnis und Mißtrauen gegen uns erfüllt. Diese Gefühle sind verständlich und innerhalb gewisser Grenzen vielleicht sogar gesund. Denn es wäre ein aller historischen Erfahrung ins Gesicht schlagender Optimismus, wenn man mit den Pazifisten in den zivilisierten Staaten fortan bloß eine einträchtige Familie sehen wollte. Die Mächte der Welt sind ihrer innersten Natur gemäß auch Rivalen und werden es immer bleiben. Darum tun die Engländer recht daran, wenn sie sich neben ihrer qualitativ so ausgezeichneten Armee die Marine ersten Ranges erhalten, deren sie bedürfen. So haben auch wir uns eine Marine zweiten Ranges geschaffen, um bei allen diplo-

matischen Unterhandlungen über weltpolitische [illegible] Landheer noch ein zweites ehernes Gewicht in die [illegible] können.

Warnen aber müssen wir die befreundete Nation [illegible] davor, daß sie sich von Pazifisten oder [illegible] deutsche [illegible] zu Wasser oder zu Lande [illegible] läßt, die in [illegible] beschäftigt sind. Zweitens sollten die Engländer als [illegible] Volk sich davor hüten, in [illegible] gegen uns [illegible] Herrscher zu verfallen, weil wir uns nicht im [illegible] der Weltgeschichte auf [illegible] einlassen [illegible] kommt noch ein Drittes, im gegenwärtigen Augenblick [illegible] wichtiges. Der englische Staatssekretär des [illegible] Sir [illegible] Grey, hat soeben in Darlington eine Rede gehalten, in der [illegible] die Diskussionen des 20. Jahrhunderts würden sich [illegible] vorzugsweise um Fragen der auswärtigen Politik [illegible] Fortschritts drehen. Staatssekretär Grey hat dies in [illegible] gesagt, wo das Kabinett von St. James sich anschickt [illegible] nach Sarajevo zu senden. Da Sir Edward Grey [illegible] Friedensliebe über jeden Zweifel erhaben und und er [illegible] sicher nicht zu dem Zweck gemacht hat, um die [illegible] Wohltaten von [illegible] in [illegible] zu dem unbegreiflichen Schluß, der in der [illegible] britannischen Fehler und Widersprüche [illegible] denken ist die Quelle dieser diplomatischen [illegible]. Sie liegt in den [illegible] [illegible]

[illegible]

hingeben, daß dort manche Ideen und Institutionen des Abendlandes Wurzel zu schlagen und Frucht zu bringen vermögen. In mehr oder weniger europäisierter Gestalt würden dann die muhammedanischen Reiche vielleicht noch viele Generationen fähig sein, zu bestehen. Wer die noch freien muhammedanischen Völker unterjochen will oder auch nur den Untergang ihrer Selbständigkeit auf die leichte Achsel nimmt, läuft bei jedem seiner Schritte Gefahr, selbst wenn er die sozialen Fragen für wichtiger, als die der auswärtigen Politik erklärt, vielleicht ganz wider seinen Willen den Erisapfel unter die Großmächte zu schleudern.

Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

The Anglo-Russian Literary Society. — Proceedings, May, June and July 1910. The Imperiale Institute, London SW.

Andreas-Salomé, Lou. — Die Erotik. Band 33 von der „Gesellschaft". Preis M. 1.50. Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Babbitt, Irving. — The New Laokoon London, Constable & Co.

Berger, Martin. — Pascal David und die politische Entwicklung Elsass-Lothringens 1882—1907. M. 4.—, geb. M. 5.—. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Bernstein, Eduard. — Die Arbeiterbewegung. Band 35/36 von der „Gesellschaft", Preis 3.— M. Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Dreher, Ferdinand. — Das Städtische Archiv zu Friedberg i. d. W. 1278—1910. — Friedberg i. H. Verlag des Geschichts- und Altertumsvereins Friedberg i. H.

Dürr, J. F. — Das bulgarische Bildungswesen. M. 2.—. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Eberhardt, Paul. — Wohin der Weg? Ein Versuch an dieser Zeit. M. 4.—, geb. M. 5.—. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Eberhard, Dr. Paul. — Dokumente der Religion; Um den Nazarener. M. 1.75. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Ebner-Eschenbach. — Ausgewählte Erzählungen. 8 Bände geb. M. 12.—. Berlin, Gebr. Paetel.

Eicke, Hermann. — Der ostpreussische Landtag von 1798, M. 1.80. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

v. Gwinner, Wilhelm. — Schopenhauers Leben. Mit 4 Porträts und einer Steindrucktafel. Dritte, neugeordnete und verbesserte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1910.

Goethe, Hermann und Dorothea, eingeleitet von Otto Harnack, in Leinenband, M. 1.—. E. F. Amelang's Verlag in Leipzig.

Halifax v. M. — Charakterbild eines Königs. Erste deutsche Uebersetzung, herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Ferd. Tönnies. Preis 1.50 Mk. Verlag v. Carl Curtius, Berlin.

Hart, Hans. — Liebesmusik. Eine Alt-Wiener-Geschichte. Broschiert M. 4.—, geb. M. 5.—. Leipzig, Verlag von L. Staakmann.

Hasse, Else. — Dantes göttliche Komödie. M. 5.40, geb. M. 7.40. Kempten & München, Jos. Kösel.

Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Cöln. Heft 1—2. Cöln, Druck von M. Du Mont Schauberg.

Ideler Paul. — Der Sozialismus und die Beamtenschaft. Preis M. 1.—. 1910. Buchhandlung der Nationalliberalen Partei G. m. b. H. Berlin W. 9.

Jentsch, Carl. — Die Partei. Band 30 von d. „Gesellschaft". Preis M. 1.50. Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach. — Ihr Briefwechsel aus den Jahren 1841—1853. — Herausgegeben von Ferdinand Vetter. M. 3.—. Basel, C. F. Lendorff.

Joachimsen, Paul. — Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung. I. Teil. M. 3.—. 1910. Leipzig und Berlin Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Kassner, Rudolf. — Der Dilettantismus. Band 34 von der „Gesellschaft". Preis M. 1.50. Literarische Anstalt. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Katzer, Ernst. — Luther und Kant. Ein Beitrag zur einen Entwicklungsgeschichte des deutschen Protestantismus. Preis M. 2.80. Verlag von Alfred Töpelmann, Giessen 1910.

Klank, Dr. W. — Die Braunschweigische Thronfolgefrage. M. 2.—. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Kohler, Josef — Das Recht. Band 31 von d. „Gesellschaft". Preis M. 1.50. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

ruhenden Exekutive. Vor einem Menschenalter, zur Zeit der [illegible] des Polizeirats Rumpf in Frankfurt am Main, hatten [illegible] einer anarchistischen Bewegung, aber durch schärfste P[illegible] von oben her durchgesetzten sozialen Reformen, die [illegible] uns jetzt nachzumachen suchen, haben wir dieses in [illegible] zu schürende Feuer vollkommen erstickt. Mit alledem [illegible] Es ist eine einseitige unfruchtbare Abstraktion, wenn [illegible] die Vorgänge in London, Paris und Moabit kurzerhand [illegible] klären, indem sie, nach der Methode Manteuffels und [illegible] drei Volksbewegungen weiter nichts als die sich überall [illegible] volution" sehen. Die Dimensionen, der Ursprung, [illegible] der drei Empörungen weichen weit von einander ab, und [illegible] wenigen übereinstimmenden Merkmalen, sondern nur [illegible] halten kann man etwas lernen. In Frankreich charakteris[illegible] präsident die Erhebung der Eisenbahner als eine [illegible] welche die Grundlagen des Staats zerstören wolle, [illegible] Berlin aber sprach von den Moabiter Tumultuanten als von [illegible] der Gattung homo sapiens, die man nur mit [illegible] Diese geringschätzige Kennzeichnung von Seite des [illegible] das Richtige.

Ebenso große Aufmerksamkeit wie der Gang der [illegible] und Frankreich verdienen die Bewegungen der Spanier in [illegible] niemand in Deutschland beachtet sie, trotzdem wir [illegible] Marokko große deutsche Interessen engagiert glauben [illegible] Deutschland dort ganz [illegible] nicht übersehen, daß Spanien [illegible] zusammengezogen hat und an das [illegible] über mehr als 100 Mill. Franken [illegible] Jahr, als Spanien [illegible] in der [illegible] [illegible]

weiter Weg, aber es wurde schon gesagt, daß in den verschiedensten Teilen der Welt öffentliche Krisen von internationaler Bedeutung eingetreten sind oder einzutreten drohen. Auch in Persien geht es allem Anschein nach mit der relativen Ruhe zu Ende. England hatte den Machthabern in Teheran in Aussicht gestellt, daß es in Südpersien eine von angloindischen Offizieren befehligte Miliz errichten lassen werde. Da in Nordpersien schon russische Truppen stehen und England und Rußland gemeinsam den geldbedürftigen Persern unerbittlich jedweden ausländischen Kredit abtreiben, weil man sich in Teheran keiner russisch-englischen Finanzkontrolle unterwerfen will, so kann die demnächstige virtuelle Teilung Persiens als in den Bereich der Möglichkeit gerückt gelten.

Die Franzosen behaupten, England und Rußland würden in Persien durch die Besorgnis vor einer deutschen Einmischung vorwärts getrieben. Nach dem „Temps" will Deutschland die Bagdadbahn von Bagdad aus in nordöstlicher Richtung fortbauen, über das Gebirge hinweg, das Mesopotamien von Medien trennt. Hamadan, das alte Ekbatana, soll Station des Schienenweges werden, der von Bagdad bis Teheran laufen würde. Der „Temps" meint, die Linie Bagdad—Teheran würde einen vortrefflichen Abschluß der Bagdadbahn bilden. Dies meinen wir nun nicht. Der Endpunkt der Bagdadbahn liegt nach der erteilten Konzession nirgendwo anders als am persischen Golf. Allerdings betrachten die Engländer die Bagdadbahn mit um so größerer Feindseligkeit, je weiter sie sich Bassora und dem Schatt-el-Arab nähert, aber vielleicht noch größer wären die Furcht und der Haß, welche eine von Deutschen gebaute Bahn Bagdad—Hamadan—Teheran bei den Russen hervorrufen würde.

Die Drohnote des Kabinetts von St. James an die persische Regierung hat in Stambul beinahe ebensoviel Aufsehen gemacht wie in Teheran. In der türkischen Hauptstadt waren die Geister schon in Bewegung geraten durch den Versuch Frankreichs, das Geldbedürfnis der Türkei zur politischen Unterjochung des Jungtürkentums auszunutzen. Man wollte dem Marschall Schefket Pascha die virements unmöglich machen, die nachträglichen Aenderungen im Budget, von denen die Franzosen aus der Geschichte ihres Napoleon III. doch wissen, daß scheinkonstitutionelle Militärdiktaturen sie schwer entbehren können. Durch ein Veto-Recht gegenüber den allerdings sehr großen unproduktiven Ausgaben des jungtürkischen Militarismus hofften die Franzosen gelegentlich die Eintracht der osmanischen Reformer militärischen und zivilen Standes sprengen zu können. Wenn die Osmanen hier einen Abgrund vor sich sahen, schien sich hinter ihnen ein zweiter zu öffnen, indem Persien, dieses Glacis des türkischen Reichs im Osten, unter die Botmäßigkeit der Entente-Genossen von Reval gelangte. Die Aufregung, welche dieses Zusammentreffen bedeutungsvoller Umstände in Konstantinopel hervorrief, zeitigte das Huldigungstelegramm an den Deutschen Kaiser, „den Freund und Bruder aller Muhammedaner", wie sich unser Herrscher schon vor zwölf Jahren auf dem Festmahl zu Damaskus genannt hat. Unter

ruhenden Exekutive. Vor einem Menschenalter, zur Zeit des [illegible] des Polizeistaats Rumpf in Frankfurt am Main, hatten wir [illegible] einer anarchistischen Bewegung, aber durch [illegible] von oben her durchgesetzten sozialen Reformen, die [illegible] uns jetzt nachzumachen suchen, haben wir dieses im [illegible] zu leitende Feuer vollkommen erstickt. Mit [illegible] Es ist eine einseitige unfruchtbare Abstraktion, wenn [illegible] die Vorgänge in [illegible], Paris und Moabit [illegible] klaren, indem sie, nach der Methode [illegible] und [illegible] drei Volksbewegungen weiter nichts als die [illegible] volution" sehen. Die Dimensionen, der Ursprung, [illegible] der drei Empörungen weichen weit von einander ab, und [illegible] wenigen übereinstimmenden Merkmalen, sondern nur [illegible] halten kann man etwas lernen. In Frankreich [illegible] präsident die Erhebung der Eisenbahner als eine [illegible] welche die Grundlagen des Staats zerstören wolle, [illegible] Berlin aber sprach von den Moabiter Tumultuanten [illegible] der Gattung homo sapiens, die man nur mit [illegible] Diese [illegible] Kennzeichnung von Seite des [illegible] das [illegible].

Ebenso [illegible] Aufmerksamkeit wie der Gang der [illegible] und Frankreich verdienen die [illegible] der Spanier in [illegible] niemand in Deutschland beachtet sie, trotzdem [illegible] [illegible] deutsche Interessen [illegible] Deutschland [illegible] zu [illegible] nicht [illegible], den Spanien [illegible] zusammengezogen hat und an das [illegible] um mehr als 100 Mill. [illegible] Jahr, als Spanien [illegible] die [illegible] in der [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] Spanien zum [illegible] [illegible] im [illegible]

[illegible]

weiter Weg, aber es wurde schon gesagt, daß in den verschiedensten Teilen der Welt öffentliche Krisen von internationaler Bedeutung eingetreten sind oder einzutreten drohen. Auch in Persien geht es allem Anschein nach mit der relativen Ruhe zu Ende. England hatte den Machthabern in Teheran in Aussicht gestellt, daß es in Südpersien eine von angloindischen Offizieren befehligte Miliz errichten lassen werde. Da in Nordpersien schon russische Truppen stehen und England und Rußland gemeinsam den geldbedürftigen Persern unerbittlich jedweden ausländischen Kredit abtreiben, weil man sich in Teheran keiner russisch-englischen Finanzkontrolle unterwerfen will, so kann die demnächstige virtuelle Teilung Persiens als in den Bereich der Möglichkeit gerückt gelten.

Die Franzosen behaupten, England und Rußland würden in Persien durch die Besorgnis vor einer deutschen Einmischung vorwärts getrieben. Nach dem „Temps" will Deutschland die Bagdadbahn von Bagdad aus in nordöstlicher Richtung fortbauen, über das Gebirge hinweg, das Mesopotamien von Medien trennt. Hamadan, das alte Ekbatana, soll Station des Schienenweges werden, der von Bagdad bis Teheran laufen würde. Der „Temps" meint, die Linie Bagdad—Teheran würde einen vortrefflichen Abschluß der Bagdadbahn bilden. Dies meinen wir nun nicht. Der Endpunkt der Bagdadbahn liegt nach der erteilten Konzession nirgendwo anders als am persischen Golf. Allerdings betrachten die Engländer die Bagdadbahn mit um so größerer Feindseligkeit, je weiter sie sich Bassora und dem Schatt-el-Arab nähert, aber vielleicht noch größer wären die Furcht und der Haß, welche eine von Deutschen gebaute Bahn Bagdad—Hamadan—Teheran bei den Russen hervorrufen würde.

Die Drohnote des Kabinetts von St. James an die persische Regierung hat in Stambul beinahe ebensoviel Aufsehen gemacht wie in Teheran. In der türkischen Hauptstadt waren die Geister schon in Bewegung geraten durch den Versuch Frankreichs, das Geldbedürfnis der Türkei zur politischen Unterjochung des Jungtürkentums auszunutzen. Man wollte dem Marschall [illegible] Schefket Pascha die virements unmöglich machen, die [illegible]derungen im Budget, von denen die Franzosen aus der Geschichte ihres [illegible] Napoleon III. doch wissen, daß scheinkonstitutionelle [illegible] schwer entbehren können. Durch ein Veto-Recht gegenüber dem allerdings sehr großen unproduktiven Ausgaben des jungtürkischen [illegible] die Franzosen gelegentlich die Eintracht der osmanischen Reformer militärischen und zivilen Standes sprengen zu können. Wenn die Osmanen hier einen Abgrund vor sich sahen, schien sich hinter ihnen ein zweiter zu öffnen, indem Persien, dieses Glacis des türkischen Reichs im Osten, unter die Botmäßigkeit der Entente-Genossen von Reval gelangte. Die Aufregung, welche dieses Zusammentreffen bedeutungsvoller Umstände in Konstantinopel hervorrief, zeitigte das Huldigungstelegramm an den Deutschen Kaiser, „den Freund und Bruder aller Muhammedaner", wie sich unser Herrscher schon vor zwölf Jahren auf dem Festmahl zu Damaskus genannt hat. Unter

Lamer, Hans. — Römische Kultur im Bilde. M. 1.25 Leipzig, Quelle & Meyer.
Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. 20. Band. III. (Schluss-)Heft. Riga, Nicolai Kymmels Buchhandlung.
Müllenhoff, E. — Aus einem stillen Hause und andere Geschichten für besinnliche Leute. E. F. Amelangs Verlag, Leipzig.
Müller-Lyer, Dr. F. — Der Sinn des Lebens. M. 4.—, geb. M. 5 —. München, J. F. Lehmann's Verlag.
Natur und Bibel — ein Handbuch moderner Forschung, in Verbindung mit Prof. Dr. Hamann und Dr. Hauser herausgegeben von Dr. Johs. Riem. Brosch. M. 4.50, gebd. M. 5. . Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.
Pannwitz, Rudolf. — Die Erziehung. Band 32 von d. „Gesellschaft". Preis M. 1.50. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.
Preuss, Dr. Hugo. — Zur preussischen Verwaltungsreform. M. 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Püschel, Dr. Alfred. — Das Anwachsen der deutschen Städte in der Zeit der mittelalterlichen Kolonialbewegung. M 7.50. Berlin, Karl Curtius.
Raumer, Sigmund v. — Erlangen und Christian und Christian Ernst. Erlangen 1910. K. B. Hof- und Universitätsbuchdruckerei Junge & Sohn.
Rumpf, Dr. Max. — Volk und Recht. M. 2.40, geb. M. 3.—. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling.
Rupp, Julius. — Gesammelte Werke. Bd. III über Klassiker und Philosophen der Neuzeit. M 6.—, geb. M. 7.50. Leipzig, Fritz Eckhardt, G. m. b. H.
Schmidt, Max C. P. — Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht. Preis M. 2.—. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.
Schreiber, Georg. — Kurie und Kloster im 12. Jahrhundert. Heft 65 und 66 von Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von Dr. U. Stutz. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke.
Shakespeare — Romeo und Julia, übersetzt v. A. W. von Schlegel, überarbeitet und mit einer Einleitung versehen von Max J. Wolff. In Leinenband M. 1.—. E. F. Amelangs Verlag, Leipzig.
Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1909. Riga, Druck von W. F. Häcker.
v. Sokolowski, Dr. Eugen. — Krakau im XIV. Jahrhundert. M. 2.—. Marburg. Adolf Ebel.
Friedrich Julius Stahl, Staatslehre. — Im Auszug neu herausgegeben. gr. 8°. XVI u. 347 Seiten, elegant gebunden Mk. 4 —. (Hobbings Politische Bibliothek Bd. I.) Verlag Reimar Hobbing in Berlin SW. 11.
Wernicke, Dr. J. — Der Kampf um den wirtschaftlichen Fortschritt. M. 3.50. Jena, Gustav Fischer.
Wohnungsfürsorge — in deutschen Städten. Beiträge zur Arbeiterstatistik. Berlin, Carl Heymann's Verlag.
Zeitschrift für Deutsches Altertum — und deutsche Literatur, herausgegeben von Eduard Schroeder und G Roethe. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Zeitschrift für Bewegungslehre. — Heft 7. 30 Pfg. Im Kampf mit dem pathologischen Denken Friedrich Huth's Verlag, Charlottenburg.
Zuchardt, Karl. — Die Finanzpolitik Bismarcks und die Parteien im Norddeutschen Bunde. M. 2.25. Leipzig, Quelle & Meyer.

L'Action Française. Organe du Nationalisme Intégral. Abonnements étranger 3 mois = 10, 6 mois = 18, un an = 35. Paris rue du croissant 19.
Bau, Emil. — Jedem sparsamen Arbeiter ein eigenes Wohnhaus. Ein Beitrag zur Arbeiter-Wohnungsfrage.
Behrnauer. — Der Streit über die Steuerhinterziehungen in Preussen. Preis 80 Pf. Berlin, Reimar Hobbing.
Braunsberger, Otto. — Beati Petri Canisii, Societatis Jesu, Epistulae Acta Volumen Quintum 1565—1567. M. 30,—, gebd. 33,—. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Breisgau.
Bund, Der. Organ für die gemeinsamen Interessen der Arbeiter und Arbeitgeber. Erscheint jeden Sonnabend und kostet durch die Post bezogen und abgeholt 75 Pf. vierteljährlich.
Christliche Welt, Die. Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände Wöchentlich eine Nummer. Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen. Vierteljährlich 2,50 M. Marburg i. H.
Deutsche Arbeit Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Vierteljährlich 3 M., Einzelheft 1,20 M. Verlag von Karl Bellmann, Prag.
Deutsche Japan-Post. Wochenzeitung für deutsche Interessen in Japan. M. Ostwald. Yokohama. In Europa werden Bestellungen entgegengenommen von Schweitzer und Busch, Berlin SW. 68, Lindenstr. 36.
Deutsche Literaturzeitung. Erscheint jeden Sonnabend. Abonnementpreis vierteljährlich 7,50 M. Preis der einzelnen Nummer 75 Pf. Verlag der Weidmannschen Buchhandlung. Berlin SW. 68.
Friedenswerte, Die. Für zwischenstaatliche Organisation. Erscheint in der Mitte eines jeden Monats und kostet durch den Buchhandel für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 6 M. Pass und Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.
Friendly Relations between Great Britain and Germany. Souvenir Volume of the visit to Germany of representatives of the british christian Churches. F. Siegmund Schulze, Berlin.
Grenzboten, Die. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Das Heft 50 Pf Vierteljahr 6 M. Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Vierteljährlich 4 M. Einzeheft 1,50 M. Jos. Köselsche Buchhandlung.
Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. Herausgegeben von Gustav Schmoller. 34. Jahrg. 3. Heft. M. 12,60. Leipzig. Duncker & Humblot.
Jugendschriften-Warte. Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften. Jahres-Abonnement 12 Nummern 1,20 M. Verlag Ernst Wunderlich, Leipzig.
Kipe, Emilia. — Monografie. W. Zakresie. Dyiejów Nowożytnych. Tom XV. Cena 60 kop. Warszawa.
Konjunktur, Die. Halbmonatsschrift für Wirtschaftskunde und Wirtschaftspolitik. Vierteljährlich 6 M., Einzelheft 1 M. Verlag, Berlin W. 30, Schwäbischestr 25.
Müller. Dr. Karl. — Kirche, Gemeinde und Obrigkeit nach Luther. M. 5,—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Oesterreichische Rundschau. 6 Hefte vierteljährlich K. 6 = M. 6, einzeln K. 1 = M. 1. Verlag L. Stackmann in Leipzig.
Petermann, Dr. A. — Mitteilungen aus Justus Perthes Geographische Anstalt. Jährlich 12 Hefte, Preis 24 M. Jedes Heft einzeln 3 M. Gotha, Justus Perthes.
Revue de Paris. Prix de la livraison 2,50 Fr. Paris, Fanbourg-Honré, 85.
Salzer, Anselm — Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Heft 1 M. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
Sello, Erich. — Erntetag. Gedichte. Vita, Deutsches Verlagshaus. Berlin-Ch.
Süddeutsche Monatshefte. 6. Jahrgang. Vierteljahr 4 M. Einzelheft 1,50 M. München, Verlag Süddeutsche Monatshefte

Bauer, Adolf. — Vom Griechentum zum Christentum. M. 1.—. Leipzig, Quelle & Meyer
Berendts, Eduard. — Ueber Grenzmark und die finnländische Frage insbesondere. Rede gehalten am 14. Januar 1907. Preis 50 kopeks. St. Petersburg, Buchdruckerei. Nicolai Uhl, Kasanskaja 46
Bürgerliches Gesetzbuch. — Liliput-Ausgabe. Band 1. Preis Mk. 1.—. 6. Auflage. Berlin 1910. Verlag Otto Liebmann.
Christaller, Helene — Das Gotteskind. M. 2.40, geb. M. 3.20. Basel, Friedrich Reinhardt.
Cartiner, Egon H. — Chamberlain gegen Schopenhauer. Verlag von Schmitz & Olberitz, Düsseldorf 1910.
Duncker, Dora. — Das Perlenbuch. Neue Novellen und Skizzen. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Gebrüder Paetel, Berlin.
Elster, Dr. Alexander. — Lexikon des Arbeitsrechts. — M. 3.60, geb. Mk. 4.50. Jena, Gustav Fischer.
Evréinow, Grégoire. — Exposé de la Question Finnlandaise. Prix 20 kopeks (50 centimes). St. Petersburg, Imprimerie Russo-Française, rue des Officiers N. 6.
Falke, Gustav. — Klaus Bärlappe. Mit Bildern von Otto Gebhardt. (Mainzer Volks- und Jugendbücher, Band 12). In Leinen gebunden M. 3.—. Verlag von Jos. Scholz in Mainz.
Fleck, Wilhelmine. — Heinz Consentius. Brosch. M 3.—, geb. M. 4.—. Friedrich Reinhardt, Basel.
Franke, Kuno. — Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters. M. 6.—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Friedrich, B. — Die Befreiungskriege 1813—1815. Vier Bände à M. 5.—, geb. M. 6.50, in Halbfranzband M 7.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Frommel, Otto. — Mannelin. Das Schattenspiel einer Jugend. Broch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Gebrüder Paetel, Berlin.
Gerhardt, Otto. — Richard Löwenherz. Schauspiel in vier Aufzügen. M. —.75, geb. M. 1.50. Leipzig, Verlag für Liter., Kunst und Musik.
—„—. Nausikaa. Schauspiel in zwei Aufzügen. M. —.75, geb. M. 1.50. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Gillette, King C. — World Corporation. The New England, News Company, Boston.
Grillparzers Werke. — Im Auftrage der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien herausgegeben von August Sauer. Erster Band die Ahnfrau. Sappho. Gerlach & Wiedling, Wien und Leipzig.
Henckel von Donnersmarck. — Im Dienst König Friedrich Wilhelm III. Geb. M. 3.—. Leipzig, Georg Wigand.
Hesselbacher, Karl. — Silhouetten neuer badischer Dichter. M. 3.50, geb. M. 4.50. Heilbronn, Eugen Salzer.
Hochwacht, Die — Monatsschrift zur Bekämpfung des Schundes und Schmutzes in Wort und Bild. Herausgegeben in Verbindung mit dem Verein zur Verbreitung volkstümlicher Schriften von Prof. Dr. Karl Brunner. Vierteljährlich M. —.75. Berlin W. 57, Verlag von Ulrich Meyer, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Hölderlin, Friedrich. — Ausgewählte Briefe. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, in Pergamentband M. 6.—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.
Huch, Friedrich. — Enzio. Ein musikalischer Roman. Brosch. M. 4.80, geb. M. 6.—, Martin Mörikes Verlag in München.
Hugelmann, Karl. — Ein Stammbuch aus dem Kreise Karl Leonhard Reinholds. (Jena und Kiel 1792—1795). Wien, Verlag der Buchhandlung Ambr. Opitz Nchf.
Jastram, Wilhelm. — Matten Bautz. M. 3.—, geb. M. 4.—. Basel, Friedrich Reinhardt.
Josky, Felix. — Wenn Frauen lächeln. Geh. M. 2.—. geb. M. 3.—. Concordia, deutsche Verlagsgesellschaft G. m. b. H., Berlin W. 30.
Jungnickel, Friedrich. — Staatsminister Albert von Maybach. Ein Beitrag zur Geschichte des preussischen und deutschen Eisenbahnwesens. Preis M. 3.—. Stuttgart und Berlin, I. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfl.

Kaemmel, Otto. — Deutsche Geschichte. Band I u. II. Geheftet M. 17.—, geb. M. 20.—. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.
Kaiser, Eduard. — Aus alten Tagen. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—. C. R. Gutsch, Lörrach.
Kirchenrechtliche Abhandlungen. — Herausgegeben von Dr. Ulrich Stutz. 67./68. Heft. Kurie und Kloster im 12. Jahrhundert von Dr. phil. Georg Schreiber. Ferdinand Enke, Stuttgart.
Kirchlicher Liberalismus von heute. — In Verbindung mit badischen Theologen herausgegeben von J. R. von Loewenfeld, Pfarrer in Wolfsburg (Altmark). Kommissionsverlag des Ev. Schriftenvereins, Karlsruhe i. B., 1910. — 141 Seiten 8° steif broschiert. Preis M. 1.—.
Kotzde, Wilhelm. — Die Geschichte des Stabstrompeters Kostmann. Nach seinen Aufzeichnungen dargestellt. Mit Bildern von Arthur Lehmann-Ajax. Mainzer Volks- und Jugendbücher. Buch 11. In Leinen gebunden M. 3.—.
Kutter, Hermann. — Gerechtigkeit! Ein altes Wort an die moderne Christenheit. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50. Eugen Diedrichs Verlag, Jena.
Kutter, Hermann. — Sie müssen! Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft. Brosch. M 2.50, geb. M. 3.50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.
Landes-Versicherungsanstalt, Berlin. -- Verwaltungsbericht, der, für das Rechnungsjahr 1909.
Die Landwirtschaftliche Unfallversicherung in Deutschen Reich. Preis M. 10.—. Berlin, Behren & Co.
Lienhard, F — Oberlin, Roman aus der Revolutionszeit im Elsass. Broch. M. 4.50, geb. M. 5.50. Stuttgart, Druck & Verlag von Greiner & Pfeiffer
Logos. — Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Jährlich 1 Band von 3 Heften, M. 9.—, Einzelpreis M. 4.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Lublinski, Samuel. — Das werdende Dogma vom Leben Jesu. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.
Marquardt, Dr. Ulrich. — Die Interessengemeinschaften, eine Ergänzung zur Entwicklungsgeschichte der Zusammenschlussbewegung von Unternehmungen. M. 2.—. Verlag von Julius Springer, Berlin.
Meyer, Richard M. — Altgermanische Religionsgeschichte. Geh. M. 16.—, geb. M. 17.—. Quelle & Meyer, Leipzig.
Mitteilungen der Handelskammer Graudenz. — Herausgegeben von der Handelskammer als ihr amtliches Organ. 6. Jahrgang, No. 1.
Mollwo, Dr. Carl. — Die wirtschaftliche Entwicklung der Industrie im Osten und ihre Einwirkung auf das Bevölkerungsproblem. M. 1.—. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
Müller, Brandenburg. — An die Gewehre. Ein Mahnwort an das deutsche Volk. — Preis M. —.50. Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchhandlung.
Oppenheimer, Franz. — Theorie der reinen und politischen Oekonomie. M. 14.—, geb. M. 15.—. Berlin, Georg Reimer
Paszkowski, Dr. Wilhelm. — Berlin in Wissenschaft und Kunst. M. 2.—. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Pérez, Doctor Abel I. — Memoria Correspondiente Al Anno 1908. Tomo I, II. Montevideo, Talleres A. Barreiro J. Ramos 1910. Calle Bartolomé Mitre 61.
Pfeiffer, Ludwig. — Kriegsgeist. Ein Beitrag zur Geschichte der Menschheitsprüfungen, in vier Teilen, M. 12.—.
Philippi, Georg. — Das Erbe. Ein Zukunftsbild. M. 1.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Reich, Emil. — Aus Leben und Dichtung. Aufsätze und Vorträge M. 4.—, geb. M. 4.80. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
Das Reichs-Versicherungsamt und die Deutsche Arbeiterversicherung. M. 9. Behrend & Co., Berlin.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke. Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Reinkes Grundzüge der Biologie.

Von

Anton Korwan.

Von dem Verfasser für Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bestimmt, sollen diese Grundzüge in ersterer Hinsicht sich nur auf die wichtigsten Ergebnisse biologischer Forschung erstrecken und dem Lehrer nur Leitgedanken bieten für eine Erziehung der Schüler zu wissenschaftlicher Auffassung, zur Anschauungs- und Denkweise der Biologie. Außerdem sind sie aber auch noch dazu bestimmt, den Gebildeten durch Selbstbelehrung diejenigen biologischen Kenntnisse zu übermitteln, die sie als Gebildete besitzen sollten. Ihnen Anregung zum Nachdenken und zu weitergehenden eigenen Studien zu geben, ist also ihre zweite Aufgabe, und diese letztere veranlaßt uns, das Werkchen hier etwas näher zu betrachten.

Nach einem einleitenden Kapitel bezieht sich sein Inhalt auf die Zelle, den Bau und die Ernährung der höheren Pflanzen sowie vergleichsweise der Tiere, die Abhängigkeit des Lebens von der Sonne, die Erhaltung des Lebens durch Betriebsenergie, auf Fortpflanzung und Vermehrung, Entwicklung und Vererbung, Reizbarkeit und Empfindung, Anpassungen, die Mannigfaltigkeit der Organismen, den Körper der höheren Tiere, auf Pilze und Bakterien als Krankheitserreger, die Geschichte der Organismen, die Abstammungslehre oder Deszendenztheorie.

Schon in der Einleitung läßt der Verfasser seinen Standpunkt durchblicken. Bezüglich der Streitfrage, ob in der Biologie der Mechanismus oder der Vitalismus Gültigkeit habe, d. h. ob die Lebenserscheinungen sich auf ausschließlich physikalische und chemische Gesetze zurückführen lassen oder nicht, entscheidet er sich nämlich im vorhinein dahin, den Mechanismus zwar gelten zu lassen, aber nur als Problem, nicht als Ergebnis oder erfahrungsmäßig festgestellte

Tatsache, wie es von manchen Mechanisten übertreibend geschieht, da es bis zur Stunde noch nicht gelungen sei, mehr als einen bescheidenen Bruchteil der Lebensvorgänge mechanisch zu erklären und wir von einem Teil der wichtigsten Lebensvorgänge, z. B. den psychischen Erscheinungen, heute nicht einmal die Möglichkeit absähen, wie einer fernen Zukunft ihre Zurückführung auf mechanisches Geschehen gelingen werde. Deshalb behaupte sich neben dem Mechanismus in der Wissenschaft auch der Vitalismus, der mit Nachdruck auf solche Lebenserscheinungen hinweise, die sich der mechanistischen Deutung bisher entzogen hätten und vielleicht für immer entziehen würden. Eine vorurteilslose, besonnene Biologie habe daher neben den berechtigten Bestrebungen des Mechanismus auch den Gesichtspunkten des Vitalismus Rechnung zu tragen. Darum verwirft er auch sogleich jenen alten Hylozoismus, der zwischen lebendigen und toten oder unbelebten Dingen keinen Unterschied macht, wonach vielmehr alles belebt oder beseelt sein soll. Wäre dem wirklich so, dann bliebe freilich das Problem des Lebens kein Sonderproblem mehr, insofern dies eben erst durch die für das Leben im Unterschiede vom Tode charakteristischen Merkmale entsteht. Weiter betont Reinke die Gefühle, die Menschen und Tiere vor Maschinen oder sonstigen anorganischen Dingen auszeichnen und von ihnen trennen, bespricht dann kurz den Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozeß, wobei er sich zum transzendentalen Realismus bekennt, deutet auf das Forschungsgebiet der Psychologie sowie auf das der Morphologie, Physiologie und Pathologie hin als diejenigen vier Forschungsrichtungen, aus denen sich die Gesamtwissenschaft der Biologie ergibt, wirft einen Blick auf die Forschungsmethoden der Biologie, in welcher Hinsicht eine spezielle, vergleichende und allgemeine Biologie zu unterscheiden sind, und verweist schließlich auf Beobachtung und Experiment als ihre Forschungsmittel, ohne jedoch die Hypothese davon auszuschließen, die er vielmehr gleichsam als Kitt betrachtet, durch den wir die Mosaiksteine der Einzeltatsachen zu einem zusammenhängenden Naturbilde vereinigen. Nur hält er es für unerläßlich, daß wir uns darüber ganz klar seien, welche Bestandteile unserer Naturbilder tatsächlich, welche hypothetisch wären, und daß wir die Hypothesen niedriger bewerteten als die Tatsachen, was z. B. bekanntlich von Haeckel und seinen Nachfolgern bezüglich ihrer Hypothesen nicht immer gesagt werden kann. Eine Hervorhebung der Zelle als elementarer Organismus, durch dessen Studium sich uns die Grundlagen des Lebens enthüllen müßten, dient dem Autor als Ueber-

gang zum zweiten Kapitel, in welchem er Bau und Leben der Zelle alsdann genauer darstellt.

Mit Hilfe von Abbildungen, die auch in den übrigen Abschnitten des Buches zur Veranschaulichung benutzt sind, werden hier die Bestandteile der Zelle, wie Zellwand, Protoplasma, Zellkern, Farbträger oder Chloroplasten, Vakuolen rc. vorstellbar gemacht, ferner die Zellteilung, namentlich die Chromosomenteilung beschrieben und daraus die Berechtigung abgeleitet, die Gültigkeit des Grundgesetzes der Biologie, nach dem jedes Lebewesen von einem anderen Lebewesen abstammt, nicht nur auf die Zelle als elementaren Organismus, sondern auch auf deren wichtigste Organe, Kerne und Farbträger, ja sogar auf die in den Kernen befindlichen Chromosomen auszudehnen. In keinem Falle, sagt der Verfasser, habe die Entstehung eines neuen Kerns, geschweige denn einer ganzen kernhaltigen Zelle aus bloßem Protoplasma heraus beobachtet werden können. Völlig gescheitert seien außerdem alle Versuche, Zellen aus einem Gemenge von Eiweißstoffen, Kohlenhydraten und anderen organischen Substanzen entstehen zu lassen, und als theoretisch unmöglich müsse schließlich auch die Neubildung von Zellen aus anorganischen Verbindungen, wie Kohlensäure, Wasser und Ammoniak erscheinen. Nach dem gesamten chemischen Wissen der Gegenwart habe eine solche elternlose Entstehung von Zellen als ausgeschlossen zu gelten. Die sogenannte Urzeugung von Zellen aus leblosem Material sei wohl von einigen Biologen als naturphilosophisches Postulat hingestellt worden, allein nach unserer Erfahrung komme sie tatsächlich nicht vor. Wenn man aber glauben machen wolle, daß vor sehr langer Zeit doch einmal „von selbst" Urzeugung von Zellen aus Kohlensäure, Wasser, Ammoniak, Salpetersäure habe stattfinden können, so stelle man damit die Konstanz der Naturgesetze in Frage. Wer die Möglichkeit einer Urzeugung durch die uns bekannten physikalischen und chemischen Kräfte behaupte, setze sich nicht nur mit aller Erfahrung, sondern auch mit jeder gültigen chemischen Theorie in Widerspruch. Wie und wodurch die ersten, an der Erdoberfläche aufgetretenen Zellen entstanden seien, wüßten wir nicht und vermöchten es nicht einmal zu ahnen. Seien die ersten Zellen aber als Urzellen gegeben gewesen, so hätten alle späteren aus ihnen durch Teilung hervorgehen können. Diese Aeußerungen Reinkes sind zutreffend, insofern man sich die Selbstentstehung der Urzellen materialistisch-mechanisch-zufällig denkt, anders jedoch, wenn man dieselbe auf der Materie immanente höhere Kräfte, als die physiko-

chemischen sind, zurückführt. Doch darüber brauchen wir hier jetzt nicht zu diskutieren, da, wie man sieht, der Verfasser sich in dieser Frage selber nur auf Andeutungen beschränkt.

Von der Beschreibung der Zelle geht er über zur Betrachtung des Baues und der Ernährungsweise der höheren Pflanzen, auf deren Feld er als Botaniker ja besonders gut orientiert ist, wie er denn auch überhaupt mit Vorliebe sich der Pflanzen zur Demonstration bedient, ohne jedoch deshalb, wo sie zweckmäßig sind, Tierbeispiele unberücksichtigt zu lassen. So zieht er auch in diesem Kapitel die Tiere zum Vergleiche heran, um an den übereinstimmenden und den abweichenden Zügen der miteinander verglichenen Organisation der höheren Tiere und Pflanzen das so bedeutsame, alle Organisationsverhältnisse beherrschende „Prinzip der Anpassung", d. h. des Zusammenhangs zwischen Gestalt und Verrichtung, zwischen Bau und Aufgabe der einzelnen Tiere und Pflanzen vorläufig kurz darzutun.

Alsdann untersucht er „die Abhängigkeit des Lebens von der Sonne" und faßt dabei die Assimilation der Nährstoffe durch die Pflanzen ins Auge, hauptsächlich die Assimilation der Kohlensäure, sofern diese zu der organischen Kohlenstoffverbindung des Traubenzuckers führt. Die Untersuchung ergibt, daß in der anorganischen Natur nun und nimmer Kohlendioxyd und Wasser „von selbst" in Zucker übergehen, d. h. durch Kräfte, die in der anorganischen Natur gegeben sind, jede Zuckerbildung mittelst Assimilation vielmehr das Dasein lebender Pflanzenzellen zur Voraussetzung hat, die das Assimilationsvermögen vererben oder kurz m. a. W., erst muß die Zelle vorhanden sein, bevor in der Natur Kohlensäure in Zucker verwandelt werden kann. Allerdings könne dies heute auch durch den menschlichen Geist geschehen, bemerkt Reinke, jedoch sei der Weg, den die Zuckersynthese des Chemikers einschlage, völlig verschieden vom Vorgange der Synthese in der Pflanze, und wäre es ein völlig vergebliches Bemühen, wollte der Chemiker die Umwandlung von Kohlensäure in Zucker im Laboratorium auf dieselbe Weise ausführen, wie sie sich in den Pflanzen gleichsam von selbst vollziehe. Dieses „von selbst" erklärt er für ein Eingeständnis unserer Unwissenheit; es deute nur an, daß in den grünen Farbträgern der Pflanzenzellen eine erbliche Struktur der diese Farbträger zusammensetzenden Stoffe bestehe, die unerläßliche Bedingung sei für das Zustandekommen der Assimilation. Wie man die von der Konfiguration der Teile abhängige Leistungsfähigkeit einer Maschine die Maschinenbedingungen zu nennen pflegt,

so nennt er zur Erleichterung des Verständnisses dem analog jene erbliche Struktur der Zellen, von der ihre chemischen und sonstigen Leistungen abhängen, die „Systembedingungen" der lebenden Zelle. Zuvor schon hatte er theoretisch erwiesen, daß die bei der Assimilation der Kohlensäure den Sauerstoff von der Kohlensäure losreißende Energie nicht, wie in dem Laboratorium, eine chemische, sondern eine physikalische sein müsse. Da nun die Beobachtung das Sonnenlicht als diese geforderte Energie hat erkennen lassen, so folgt, daß durch die Sonne als Energiequelle und durch die Systembedingungen in den grünen Pflanzenzellen als Transformatoren oder Umbildner strahlender Energie in chemische die Unterhaltung des Lebens auf unserem Planeten bestritten wird, soweit es eben von dem Vorhandensein von Zucker abhängt, der das Ausgangsmaterial für die Erzeugung aller übrigen im Pflanzen- und Tierreich vorkommenden organischen Kohlenstoffverbindungen bildet. Aber nicht nur in dieser, sondern auch noch in anderen Beziehungen dient die Sonne als Lebensspenderin, die der Verfasser mit einigen Worten ebenfalls erwähnt.

Andererseits ist wiederum das Leben, wenn auch in erster Linie, so doch nicht ausschließlich abhängig von der Sonne. Es sind dazu noch außerdem Atmungs-, Gärungs- und Eiweißzersetzungsprozesse erforderlich. Das Leben besteht also nicht nur durch Assimilation oder Aufbau, sondern auch durch Dissimilation oder Abbau organischer Substanz. Hierdurch gewinnt es in den Organismen „Betriebsenergie". Diese „Erhaltung des Lebens durch Betriebsenergie" unterwirft Reinke daher einer Sonderdarstellung, bei der hauptsächlich die vorgenannten Prozesse als Kraftquellen aufgezeigt werden, so daß wir in den Lebensvorgängen nicht nur einen Kreislauf des Stoffes (Stoffwechsel), sondern auch ein großartiges Schauspiel von Energiewechsel erblicken, indem durch die unserem Planeten zustrahlende Sonnenenergie mit der Bildung verbrennlicher Kohlenstoffverbindungen das gewaltige und vielfache Leben an der Oberfläche der Erde gleichsam wie ein Uhrwerk aufgezogen wird, um dann nach Art eines solchen Mechanismus abzulaufen.

Der Erhaltung des Lebens dienen weiterhin „Fortpflanzung und Vermehrung". Die Fortpflanzung geschieht meistens entweder geschlechtlos durch bloße Zellteilung oder geschlechtlich durch Zellverschmelzung, welch' letztere sowohl zwischen gleich großen und sich gleich verhaltenden Geschlechtszellen oder Gameten als auch zwischen zu Eiern und Spermien oder Samenfäden differenzierten Gameten

stattfinden kann. Bei zahlreichen Algen und Pilzen, sowie den Moosen und Farnkräutern gibt es aber auch beide zusammen, eine geschlechtlose und eine geschlechtliche Fortpflanzung, die im sogenannten Generationswechsel einander ablösend folgen. Diese Fortpflanzungsarten sowie die Fortpflanzung der Blütenpflanzen, der Gymnospermen sowohl als auch der Angiospermen, mittelst Bestäubung finden seitens des Autors eine ausführliche Darstellung. Dabei wird auf die bemerkenswerte Tatsache hingewiesen, daß bei der Bestäubung meistens Pollen von anderen Blumen derselben Pflanze oder von Blumen anderer Pflanzen (derselben Art) auf die Narbe gelangen muß, um aus der Bestäubung eine erfolgreiche Befruchtung werden zu lassen. Die Selbstbestäubung wird nun auf verschiedene Weise vermieden: bei den Zwitterblüten z. B., bei denen Staubfäden und Fruchtknoten in einer Blume vereinigt sind, geschieht die Vermeidung durch Dichogamie, die darin besteht, daß die Antheren früher oder später als die Narben derselben Blume geschlechtsreif werden. Im ersten Falle spricht man von Proterandrie, im zweiten von Protogynie. Leider stimmt das von Reinke angeführte Beispiel insofern nicht, als es seiner Beschreibung nach die Proterandrie und nicht die Protogynie illustriert. Als Uebertragungsmittel der Pollen dienen Wind und Insekten. Für die Bestäubung durch Insekten sind in den Blumen ebenfalls mannigfaltige Einrichtungen getroffen, durch die verhindert wird, daß die Insekten den Pollen auf die Narben derselben Blume absetzen und wodurch sie gezwungen werden, ihn auf die Narben anderer Blumen und womöglich anderer Stöcke zu verschleppen. Als rätselhafte, in ihrer Bedeutung bis jetzt noch unerklärte Blütenform erwähnt der Autor ferner die kleistogame, bei der umgekehrt eine Selbstbestäubung unter Ausschluß der Fremdbestäubung stattfindet. Darauf beschreibt er die der Bestäubung folgende und von ihr zu unterscheidende Befruchtung und bemerkt angesichts der gerne als unzweckmäßig hingestellten Ueberproduktion von Spermien im Vergleich zu der Zahl der Eizellen, daß dieser Substanzverlust in Wirklichkeit unbedeutend sei und nicht ins Gewicht falle gegenüber der Wichtigkeit des dadurch gewährleisteten Zustandekommens der Befruchtung. Ebenso deutet er die scheinbare Samenverschwendung bei den Pflanzen. Auch diese diene der Erhaltung der Art: denn zahlreiche, ja die meisten Keime gingen an der Ungunst äußerer Verhältnisse zugrunde und nur wenige würden blühende und samentragende Pflanzen. Zum Schlusse gedenkt er der Verbreitung der Samen, und zwar der mit Flugvorrichtungen versehenen durch den

Wind und anderer durch die Vögel, sowie der Verbreitung und Vermehrung der Pflanzen durch kriechende Erdstengel (Rhizome), oberirdische Ausläufer und Stecklinge.

In dem anschließenden Kapitel über „Entwicklung und Vererbung" haben wir erst ein technisches Versehen zu berichtigen: nicht in Figur 17, Seite 29, sondern in Figur 16, Seite 28, ist der Vegetationspunkt der Wasserpest abgebildet. Aus einem solchen Vegetationspunkt, bzw. aus dessen ursprünglichem, noch undifferenziertem Gewebe haben sich alle Teile, Blätter und vielgestaltige Blüten entwickelt, weshalb diese als unsichtbare „Anlagen" in ihm gegeben sein mußten. Dasselbe ist mit der Keimzelle der Fall. Auch in ihr sind alle Eigenschaften des Organismus als unsichtbare Anlagen gegeben. Weil z. B. aus der Keimzelle des Salamanders immer wieder nur ein Salamander, aus der Keimzelle des Apfelbaums immer nur ein Apfelbaum wird, so müssen „der Anlage nach" die Keimzellen der verschiedenen Arten bei Tieren und Pflanzen spezifisch so verschieden voneinander sein, wie die fertigen Organismen, und diese Verschiedenheit kann nur auf einer eigenartigen, wenn auch nicht erkennbaren Struktur der Keimzellen beruhen, die diese von ihren Eltern ererbt haben. Unter „Vererbung" versteht Reinke den Ursachenkomplex, der die Gestalt der Eltern in die Anlagen der Keimzellen umsetzt, aus der sie dann im Entwicklungsgange des neuen Individuums zur Entfaltung gelangen und dadurch den Bestand der Art oder Rasse erhalten. Bei näherer Betrachtung der Vererbungserscheinungen kommt er zunächst auf die sogenannten Mendelschen Regeln zu sprechen, die bei der Bastardierung oder Bildung von Mischrassen gültig sind. Dann redet er vom Träger der Vererbung, als welcher der Zellkern anzusehen ist. Und weil bei der Befruchtung gerade die Zellkerne sich vereinigen und das Protoplasma der männlichen Sexualzellen oft an Menge ganz zurücktritt, so hat man, zweifelsohne mit Recht, den festen Bestandteilen der Kernsubstanz, den Chromosomen, eine besonders wichtige Rolle für die Uebertragung der erblichen Eigenschaften zugesprochen. Bei dieser Annahme übersieht der Verfasser indes nicht, daß immerhin auch das Protoplasma in Frage kommt. Man dürfe sich vorstellen, schreibt er, daß die Kernsubstanz in den Keimzellen jeder einzelnen Tier- und Pflanzenart eine spezifische Beschaffenheit habe und daß diese Beschaffenheit sich in den Kernen aller Körperzellen erhalte. Wie die Substanz der Kerne dürfte auch die Substanz des Protoplasmas jeder Art eine etwas andere sein. Endlich müßten in

einer Pflanze die Protoplasmen verschieden gestalteter, nebeneinander liegender Zellen auch verschiedene Eigenschaften besitzen, sonst wären sie nicht zu verschiedenen Formen geworden Durch das alles würden wir auf den in der neueren Biologie wichtig gewordenen Begriff des „Individualplasma" hingeführt. Worin die Verschiedenheit der Eigenschaften von Zellkern und Protoplasma bestehe, sei unbekannt; doch die Unauslöschlichkeit und Selbständigkeit der in den Keimzellen gegebenen, unsichtbaren Merkmalsanlagen gelangten im Verfolge der Entwicklung stets zum klaren Ausdruck. Wenn die Nachkommen „gesetzmäßig" den Eltern glichen, so würden sie dazu durch den „Erbzwang" genötigt, der von den elterlichen Organismen in die Keimzellen hineingelegt werde und in der Entwicklung dieser bis zu neuen fertigen Organismen hin sich geltend mache. Worin dieser Erbzwang bestehe, sei gleichfalls unaufgeklärt und die darüber aufgestellten Hypothesen könnten hier nicht berücksichtigt werden. Da die Uebereinstimmung der Nachkommen mit den Eltern, sowie der Geschwister untereinander bekanntlich keine vollständige ist und weder zur Kongruenz noch zur völligen Gleichheit der Gestalt führt, so ist mit dem Problem der Vererbung das der Variation stets innig verknüpft. Auf dieses kommt der Verfasser jedoch erst in dem letzten Kapitel seines Buches über die Abstammungslehre eingehender zu sprechen, während er jetzt nur noch die äußeren Bedingungen der Entwicklung, wie Brutwärme beim Vogelei, Feuchtigkeit und Wärme bei Pflanzensamen und Nährmaterial in beiden Fällen hervorhebt. Mit einem ebenso kurzen, nochmaligen Blick auf den Generationswechsel bei den Farnen und außerdem bei den Medusen, sowie auf die Metamorphose der Kerbtiere als besonders bemerkenswerte Entwicklungsgänge schließt er seine Erörterung der Entwicklung und Vererbung, um im folgenden Kapitel einer solchen der „Reizbarkeit und Empfindung" Raum zu geben.

Nach einer flüchtigen Schilderung des Nervensystems und Scheidung der Nervenfasern in sensible und motorische erklärt Reinke es zunächst für unbekannt, in welcher Weise die psychische Erscheinung, d. h. die eigentliche Empfindung mit der physiologischen Reizkette zusammenhängt. Vom empirischen Standpunkt aus muß man dem beistimmen, braucht es aber nicht auf dem Standpunkt spekulativer Psychologie; doch davon redet der Autor nicht. Statt dessen geht er zur Betrachtung der Sinnesorgane über, bezeichnet die Ganglienzellen der Großhirnrinde als den Ort der Bewußtseinsentstehung, d. h. wo der Reiz als Empfindung ins Be-

wußtsein tritt und zur Wahrnehmung wird. Dann spricht er von den „spezifischen Sinnesenergien“, der Reizschwelle, den Reflexen und den mit ihnen verwandten Instinkten. Die Instinkthandlungen sind auch seiner Ansicht nach ererbte Fähigkeiten der Tiere, die auf einer vererbbaren Struktur beruhen, in der von außen sowohl wie von innen erzeugte Reizwirkungen entstehen, die sich in der Ausübung jener Instinkthandlungen geltend machen. Es ist dies der übliche Instinktbegriff. Außer ihm gibt es aber noch einen solchen, den E. v. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten“ mit Nachdruck vertreten hat, der tiefer geht und schon die erste Entstehung der vererbbaren Fähigkeiten als Instinkt auffaßt. Uebrigens nähert sich Reinke Hartmann gleich in den anschließenden Ausführungen über die Abnahme des Bewußtseins in absteigender Richtung der Stufenleiter des Tierreichs. Weil die Ausbildung des Nervensystems und besonders der Zentren, der Ganglien, immer unvollkommener wird und bei den niedersten Tieren zuletzt ganz aufhört, so nimmt auch er an, daß das Bewußtsein immer unvollkommener — nach Hartmann, genauer, immer inhaltsärmer — wird, daß es zuletzt vielleicht ganz schwindet und daß lediglich eine nicht zum Bewußtsein gelangende Reizerregung übrig bleibt. Anscheinend glaubt aber Reinke im Unterschiede von Hartmann, nur allein in den Ganglienzellen sei Empfindung bzw. Bewußtsein möglich, da diese bei uns an jene geknüpft erscheint, und verhält sich daher der Pflanzenempfindung gegenüber sehr skeptisch. Denn auch auf den höchsten Stufen des Gewächsreichs, so schreibt er, kennten wir keine nervösen Zentralorgane, wenn auch ohne Zweifel in den feinen Plasmaverbindungen der Zellen Bahnen für die Fortleitung von Reizen gegeben seien, wie ja auch die Reflexe im Tierkörper durch Leitungsbahnen vermittelt würden. Gewiß sei das Protoplasma der Pflanzenzellen nicht weniger reizbar als das der tierischen Zellen. Wenn aber angenommen werde, daß auch den Pflanzen Empfindung, d. h. ein Bewußtwerden von Reizwirkungen zukomme, so sei dies eine unbeweisbare (!) Hypothese. Vorsichtiger sei jedenfalls, bei den Pflanzen nicht von Reizempfindung, sondern von Reizerregung zu sprechen. Hierzu müssen wir bemerken: richtig ist es, die Empfindungsfähigkeit der Pflanzen ist eine Hypothese, als unpassend jedoch erachten wir es insbesondere für Reinke, diese Hypothese als „unbeweisbar“ zu diskreditieren. Denn um befugt zu sein, einen so streng empirischen Maßstab in dieser Frage anzulegen, müßte er sich auch sonst als Positivisten bekennen und den

größten Teil der neovitalistischen Theorien als unbeweisbare Hypothesen der Skepsis preisgeben, nicht minder diejenigen mechanistischen, die sich voraussichtlich für immer des Beweises durch die Erfahrung entziehen. Daß die Pflanzenzellen irgend welche, wenn auch noch so geringe und unvollkommene Empfindungen, und seien es bloß Lust- und Unlustgefühle, haben, ist keineswegs unwahrscheinlich; es ist dies vielmehr ein zulässiger Analogieschluß von der Empfindungsfähigkeit gewisser, in dieser Richtung besonders hochentwickelter tierischer Zellen auf andere Zellen als ähnliche Elementarorganismen, der jedenfalls näher liegt, als die Annahme eines erst auf einer höheren Stufe plötzlich, man weiß nicht woher, von außen angeflogenen oder von innen hinzutretenden, quantitativ und qualitativ nicht unbedeutenden Empfindungsvermögens. Im Anschlusse an seine Bevorzugung der faktischen Reizerregung vor der hypothetischen Reizempfindung als Studienobjekt, die allerdings auch mehr vor das Forum der Psychologie als vor das der Biologie gehört, bespricht der Autor die Reizbarkeit der Fliegenfalle (Dionaea muscipula), des Sonnentaus (Drosera), der Ranken gewisser Gewächse, der Sinnpflanze (Mimosa pudica), ferner bei den Erscheinungen der Chemotaxis, des Heliotropismus und Geotropismus und bei dem Einflusse von Wärme, Feuchtigkeit, Standort und Klima. Daß er selber diese Reizvorgänge als „mechanische" ansieht, sagt er am Schlusse des Kapitels. Er deutet sie dort „als Vorgänge der Auslösung und Hemmung". Danach habe man sich vorzustellen, daß auch das Licht auf der Netzhaut des Auges oder am heliotropisch reizbaren Blatte auslösend wirke, und zwar dürfte es sich bei den Organismen überwiegend um chemische Auslösungen handeln, wie bei der Entzündung des Schießpulvers. Die an den Stellen der Reizaufnahme, den Reizpforten, eintretende Auslösung könne dann eine Kette weiterer Auslösungen zur Folge haben, wie wir sie bei der Fortleitung von Reizen in den Organismen kennen gelernt hätten, so daß wir auch die Reflexe als Auslösung von Reaktionsbewegungen durch den Reiz auffassen dürften. Wenn wir in Tieren und Pflanzen das Protoplasma als den Sitz der Reizbarkeit ansprächen, so sei darin leider ein vorläufiger Verzicht auf die weitere mechanische Analyse des Reizvorgangs ausgedrückt, auch wenn wir die verschiedene Wirkung der einzelnen Reize nach Qualität und Intensität, sowie nach ihrem Schwellenwert feststellen könnten. Hier werden wir halt voraussichtlich stets auf Hypothesen, und zwar, insofern sie wohl niemals empirisch verifizierbar werden, ebenfalls

auf sogenannte „unbeweisbare“ angewiesen bleiben, welche Aussicht sich zudem auch aus der von Reinke als wichtige Eigentümlichkeit der lebenden Wesen hervorgehobenen Tatsache ergibt, daß die in der Natur zum Vollzug gelangenden Reizwirkungen meistens obendrein noch mit irgend einem biologischen Vorteil für die Pflanzen verknüpft sind, namentlich wenn wir in dieser Beziehung an die noch nicht mechanisierten ersten Reaktionen denken. Wenn Reinke behauptet, mit der Definition des Reizes als Auslösung oder Hemmung sei zugleich ausgesagt, daß ein Bewußtseinsvorgang mit dem Reiz nicht verbunden zu sein brauche, bei Tieren und Pflanzen so wenig wie bei Bahnsteig-Automaten, so stimmt dieser Vergleich doch nur in solchen Fällen, in denen ein organischer Vorgang mit einem unorganischen gleichgesetzt werden darf. Und wo darf dies geschehen, ohne den gerade von den Vitalisten mit Recht so energisch betonten Wesensunterschied zwischen Organischem und Unorganischem, Lebendigem und Leblosem zu übersehen? Die Auslösungen bei einem Bahnsteig-Automaten oder bei Entzündung des Schießpulvers haben doch nur eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit mit denjenigen eines lebenden Organs; letztere müssen auf Zellreaktionen zurückgeführt werden, erstere nicht, diese vielmehr auf die Kräfte einer toten Masse, während jene die geheimnisvolle Kraft affizieren, von der das Leben der Zelle selbst abhängt, um die sich ja eben der Streit zwischen Vitalisten und Mechanisten dreht und die am deutlichsten wird bei Erscheinung von ganz neuen, erstmaligen zweckmäßigen Reizwirkungen, die nur auf sie zurückgeführt werden können, wie z. B. die im folgenden Kapitel behandelten „Anpassungen“ an veränderte Lebensbedingungen. Wenn nun auch weder Automat noch Schießpulver ein Bewußtsein zu haben brauchen, so ist dies also keineswegs maßgebend für die Zelle. Schließlich kann sich auch der Verfasser dieser Einsicht nicht ganz verschließen und „nicht mit Sicherheit behaupten, daß die Pflanze nichts von den Reizen empfinde, auf die sie automatisch antwortet“, indem er es für denkbar hält, daß in den einzelnen Zellen ein ähnliches undeutliches Bewußtsein sich geltend mache, wie es bei den Instinkthandlungen der Tiere wenigstens angenommen werden könne. Ob es indes zweckmäßig sei, das Wort „Sinnesorgan“ unmittelbar auf die Pflanzen zu übertragen, will er dahingestellt sein lassen. Jedenfalls hat Reinke hiermit zugegeben, daß auch die Empfindungslosigkeit der Pflanze eine „unbeweisbare“ Hypothese ist. Es fragt sich also, welche von den beiden Hypothesen betreffend die Empfindungs-

fähigkeit der Pflanzen die „Wahrscheinlichkeit" [illegible]
oben dargetan haben. Ein Hin- und Herschwanken [illegible]

Im Kapitel über die „Anpassungen" werden uns [illegible]
Beispiele aus verschiedenen Tierklassen für deren Anpassung [illegible]
jeweiliges Lebenselement, sei es Luft, Wasser oder [illegible]
dann gezeigt, wie auch der innere Bau der [illegible]
setzen der Anpassung unterliegt, besonders in [illegible]
Beziehung, und in gleicher Hinsicht auch die [illegible]
betrachtet. Daraus leitet der Autor den [illegible]
der Tiere und Pflanzen ab, der die ersteren [illegible]
stimmt, letztere nicht. Als merkwürdigste [illegible]
dem Pflanzenreich beschreibt er die als Insekten[illegible]
Kannen der Nepenthes, sowie die [illegible]
Utricularia vulgaris, bei denen sich die [illegible]
Konservenraten, sondern zugleich auch zu [illegible]
gestaltet haben, und dennoch das [illegible]
das zu einer anderen Gattung, zu den [illegible]
dennoch in ganz ähnlicher Weise wie [illegible]
[illegible] von Insekten beruht, damit wir [illegible]
zwei systematisch weit voneinander [illegible]
[illegible] und [illegible], [illegible]
[illegible], von denen die Gattungen [illegible] und [illegible]
nach demselben Schema funktionieren, [illegible]
[illegible] Gattung [illegible]
Mechanismus zum Fangen und [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Merkmalen, so daß sie wegen des Blütenbaus in ganz verschiedene Familien einzureihen sind, während die übereinstimmende oder doch ähnliche Ernährungsweise als gemeinsames Anpassungsmerkmal ihr mehr oder weniger seltsames, von den übrigen Dicotylen und Monocotylen außerordentlich abweichendes Aussehen hervorgebracht hat, das wesentlich in den negativen Kennzeichen des Fehlens von Laubblättern und des Chlorophyllmangels besteht. Wichtige Anpassungen sind ferner die Schutzeinrichtungen verschiedener Art, durch die sich die Lebwesen gegen äußere Unbill zur Wehre setzen, wie Umhüllungen, widerwärtiger Geruch und Geschmack, Gifte, Nadeln, Stacheln, Dornen, Klebegürtel, Färbungen, Gestaltsnachahmung oder Mimikry usw. Die bemerkenswertesten Anpassungen aber befinden sich im Bereich der Blütenbildung, insofern die Blumen der meisten Pflanzen geradezu als ganz eigenartige Anpassungsapparate zur Ausführung einer Fremdbestäubung durch Vermittlung der den Honig aufsuchenden Insekten angesehen werden können. Als Musterbeispiel für viele schildert Reinke die Schlüsselblume. Hier wie in vielen anderen Fällen haben wir es danach mit einer wechselweisen Anpassung von Tieren und Pflanzen aneinander zu tun, ohne die weder die Blume noch die Insekten existenzfähig sein würden. Als erwähnenswerter Anpassungen gedenkt er weiterhin der Flugapparate an Samen und Früchten, der Aufspeicherung von Reservematerial in den Pflanzensamen und den Vogeleiern, der dem Alter des Säuglings entsprechenden chemischen Veränderung der Muttermilch, der Brutpflege, und der Selbstregulation bei Verwundungen, die sogar bis zum Organersatz sich betätigen kann. Ein Teil der Anpassungen kann sich sofort vollziehen, ein anderer bedarf hingegen der Einwirkung äußerer Umstände eine mehr oder weniger lange Reihe von Generationen hindurch. Zum Schlusse bemerkt Reinke, daß auch innere Bedürfnisse Anpassungen hervorrufen können und verweist auf das Auge als ein der Wahrnehmung äußerer Gegenstände angepaßtes Organ, das unwirksam wäre ohne die zwischen seinen Teilen, der Hornhaut, Linse, Iris, Netzhaut usw. bestehenden inneren Anpassungen. Ebenso sei die ganze Entwicklung eines höheren Tieres oder einer höheren Pflanze ein verwickelter Werdegang solcher innerer Anpassung der Teile aneinander, der zur Organisation des fertigen Lebewesens hinführe.

Im Hinblick auf die „Mannigfaltigkeit der Organismen“ bespricht Verfasser die Systematisierung derselben, den Begriff der

„idealen" naturgeschichtlichen Verwandtschaft. [illegible] in ein Pflanzen- und ein Tierreich, deren Unterscheidung [illegible] künstlich erklärt, da Tiere und Pflanzen nicht [illegible] zu trennen seien, weil die fundamentalen Lebens[illegible] Organismen im wesentlichen, also wohl auch in der [illegible]fähigkeit! Reiz- miteinander übereinstimmten. Wohl [illegible] geschichte der Lebewesen in den höheren Typen [illegible] dar, doch würden sie gerade durch die niedersten Typen miteinander verknüpft. Darauf deutet er die [illegible]faltigkeit bei den Algen und Pilzen an, gedenkt [illegible] ihres aus Algenzellen und Pilzfäden kombinierten [illegible] den Moosen, Farnen und Blütenpflanzen [illegible] als [illegible] [illegible] Sonderung in Stempel und [illegible] Übereinstimmungen und Unterschiede untereinander, bei [illegible] oder einzelligen Tieren der Rhizopoden und Infusorien, [illegible] ersteren wiederum namentlich der Radiolarien und [illegible] dieselben kurz beschreibend, während er von den [illegible] nur deren Klassen namhaft macht. Eine Vorstellung [illegible] ordentlichen Mannigfaltigkeit, die innerhalb einer [illegible] wesen herrschen kann, gibt der Hinweis, daß in der [illegible] der [illegible] mehr als 10000, in der [illegible] 5000 Arten unterschieden worden sind, und [illegible] morphologischen Merkmalen. Aber auch bei den [illegible] leiter des Lebens am tiefsten stehenden [illegible] Bakterien, lassen sich überaus zahlreiche Arten [illegible] [illegible] nach physiologischen Merkmalen. [illegible] widmet der Autor die Bakterien in [illegible] [illegible], daß er bei ihrer Betrachtung bis zum [illegible] verweilt.

Im nächsten wird [illegible]

die Leitung eines tausendköpfigen Orchesters durch einen Dirigenten als ein Kinderspiel erscheine. Und um bei dem Gleichnis zu bleiben: ein solcher Dirigent sei im Tierkörper nicht einmal zu finden. Wenn wir die Großhirnrinde als den Sitz des Bewußtseins auffaßten, wenn von ihr Willensakte ausgingen, die dem Tier z. B. für den Gewinn seiner Nahrung nützlich seien, so vollziehe sich gerade die Entwicklung des Körpers ganz außerhalb der Sphäre des Bewußtseins; der bewußte Wille habe nicht den leisesten Einfluß darauf. Dennoch baue sich jedes Teilchen, man möchte sagen, mit mathematischer Sicherheit an dem Punkte auf, an den es gehöre, und die geringste Abweichung von dieser Regel führe zu Mißbildungen, die nur ausnahmsweise aufträten und dann verderblich werden könnten. Sähen wir von den psychischen Funktionen ab, so könnten wir den höheren Tierkörper (wie den Körper der Organismen überhaupt) auffassen als ein höchst kompliziert gebautes „materielles System", wie auch eine Maschine oder eine Fabrik materielle Systeme seien. Reinke führt diese Vergleichung des Körpersystems mit der Maschine weiter aus, indem er hier von Maschinenbedingungen und dort analog wiederum von Systembedingungen redet, hebt aber alsdann auch die Unterschiede zwischen Organismus und Maschine hervor, nämlich, erstens das Vermögen der Lebewesen, leichte Beschädigungen (Verwundungen) durch eigene Tätigkeit aus sich selbst heraus wieder auszugleichen, zweitens deren Entwicklungsvermögen, das zu einer ganz anderen Art des Aufbaus führt, als er bei den von Menschenhand gefertigten Maschinen vorkommt, drittens deren selbsttätige Vermehrung in der Fortpflanzung, welche bei Maschinen unmöglich ist. In der Entwicklung und in der Fortpflanzung hingegen erkennt er leider nur ein Spiel von Kräften, die ihrem Wesen nach unbekannt seien und von denen es dahingestellt bleiben möge, ob es der Wissenschaft der Zukunft einmal gelingen werde, sie als besondere Systembedingungen zu erweisen, oder als Kräfte eigener Art zu klassifizieren, die von den Systembedingungen wesentlich verschieden sind, indem sie die letzteren als Ursachen hervorbringen. Da wir zurzeit diese gestaltenden Kräfte nur unvollkommen zu erkennen vermöchten, so habe er dafür das Wort „Dominanten" nur als Ausdruck für einen provisorischen Begriff verwendet. Auch hier dürfte nach Ansicht des Referenten nur mittelst Naturphilosophie ein Fortschritt möglich werden, und zwar nur in der Richtung, die das Genie E. v. Hartmanns bereits mit Erfolg eingeschlagen, die aber, wie man sieht, vorläufig selbst

Klinke zu vermeiden sucht. Und doch muß [illegible] schritten werden, wenn unsere Erkenntnis [illegible] Transzendente übergreifenden Problemen nicht [illegible]. Die empirische Forschung ist durch spekulative [illegible], d. h. der Naturforscher muß sich entweder [illegible] induktiv spekulativen Philosophie erheben [illegible] negativen Ergebnisse den spekulativen Vertretern [illegible]sophie zur Vertiefung und Vollendung überlassen.

Einen Exkurs über „Pilze und [illegible]erreger" stellt das folgende Kapitel dar, und [illegible] Rost, insbesondere der Grasrost mit [illegible] Wirtswechsel, ferner der Brand und [illegible] epidemischen Pflanzenkrankheiten [illegible]. Außerdem enthält es noch einige [illegible] über Bakterien, Beispiele von [illegible] hervorgerufen werden, wie [illegible], Typhus, Cholera usw., sowie [illegible] und [illegible] und [illegible] besprochen.

Nach dieser Abschweifung [illegible] Gebiet der „Geschichte der Organismen" [illegible] Pflanzen und Tieren [illegible]

[illegible]

Leben, soweit es auf der Organisation und Tätigkeit der Zellen beruhe, müsse seit den ältesten Zeiten der Erdgeschichte, in denen Lebewesen aufgetreten seien, im wesentlichen sich gleich geblieben sein. Es sei das eine Schlußfolgerung, auf die alle Tatsachen hinwiesen, und der keine einzige widerspreche.

Im Kapitel über den „Menschen“ betrachtet er denselben erst naturwissenschaftlich bzw. biologisch als oberstes Säugetier, hierauf dessen Rassen und Urgeschichte, auf die wir jedoch nicht weiter eingehen wollen. Während er so anfänglich den Menschen durch den sichtbaren Teil seines Wesens alle Lebens- und Erscheinungsbedingungen der Tierwelt teilen läßt, läßt er ihn später durch sein unsichtbares Teil, durch seinen Geist und durch den Wert seiner seelischen Persönlichkeit, unermeßlich hoch über die gesamte Tierwelt, insbesondere auch über die im zoologischen System ihm am nächsten stehenden Säugetiere, die Menschenaffen, erhaben sein. Denn die Tierwelt besitze nur eine Naturgeschichte, keine Kulturgeschichte. Letztere bestehe in Berichten über fortgesetzte Siege des menschlichen Geistes über die Natur und in einer selbstbewußten Ueberwindung der eigenen Naturtriebe in Fällen, wo es nachteilig und unstatthaft wäre, ihnen zu folgen. Logisches und abstraktes Denken, richtiges Urteil auf Grund von Ueberlegung, zweckmäßiges Handeln, religiöses, künstlerisches, sittliches Fühlen und Wollen — das seien die unsichtbaren, geistigen Eigenschaften des Menschen, durch welche die Grenzlinien zwischen ihm und den Säugetieren festgelegt wären. Gegen diese Scheidung und Ueber- bzw. Unterordnung ist nichts einzuwenden, um so weniger als auch Reinke an späterer Stelle trotzdem nicht verkennt, daß in den seelischen Eigenschaften der Tiere mancherlei Anklänge an die des Menschen zutage treten, nur möchte er diese Aeußerungen der Tierseele höchstens mit denen einer unentwickelten Menschenseele vergleichen. Auch verkennt er nicht, daß es nicht bloß bei den Tieren, sondern auch bei den Menschen Instinkte gibt. Wenn er aber glaubt, auf Grund dessen, daß dem Tiere die eigentlich geistigen Fähigkeiten, das abstrakte Denken, das sittliche Fühlen, Wollen und Handeln, die freie Persönlichkeit, die Fähigkeit zur Kultur, das Streben nach dem Ideal abgehen, eine „tiefe unüberbrückbare Kluft“ zwischen Tier und Mensch erblicken und „den Menschen als eigenartiges Lebewesen der gesamten Tierwelt gegenüberstellen“ zu dürfen, so geht er, wenn er sich nicht streng auf diese geistigen Vorzüge des Menschen beschränkt, entschieden zu weit, und selbst dann ist die Kluft nicht „unüberbrückbar“.

einer Pflanze die Protoplasmen verschieden gestaltet [illegible] liegender Zellen auch verschiedene Eigenschaften [illegible] sie nicht zu verschiedenen Formen geworden. Dadurch [illegible] wurden wir auf den in der neueren [illegible] Begriff des „Individualplasma" hingeführt. [illegible] heit der Eigenschaften von Zellen und Protop[illegible] unbekannt; doch die Unausweichlichkeit und [illegible] den Keimzellen gegebenen, unsichtbaren Merk[illegible] im Verfolge der Entwicklung stets zum klaren [illegible] Nachkommen „gleichmäßig" den Eltern [illegible] durch den „Erbzwang" genötigt, der [illegible] in die Keimzellen hineingelegt werde und in [illegible] bis zu neuen fertigen Organismen [illegible] dieser Erbzwang bestehe, ist gleichfalls unerklärt [illegible] aufgestellten Hypothesen konnten [illegible]

Da die Uebereinstimmung der Nachkommen mit [illegible] der Gestalter unter einander bekanntlich keine [illegible] weder zur Konstanz noch zur [illegible] so ist mit dem Problem der Vererbung [illegible] innig verknüpft. Auf dieses kommt der [illegible] letzten Kapitel eines Buches über die [illegible] zu sprechen, während er jetzt nur noch [illegible] der Entwicklung, wie Wachstum [illegible] Wärme bei Pflanzen und [illegible] [illegible] Mit [illegible] [illegible] Generationswechsel bei den Farnen und [illegible] [illegible] auf die Metamorphose der [illegible] [illegible] und Vererbung, um im folgenden Kapitel [illegible] [illegible] und Entstehung" Raum zu geben.

[illegible]

wußtsein tritt und zur Wahrnehmung wird. Dann spricht er von den „spezifischen Sinnesenergien“, der Reizschwelle, den Reflexen und den mit ihnen verwandten Instinkten. Die Instinkthandlungen sind auch seiner Ansicht nach ererbte Fähigkeiten der Tiere, die auf einer vererbbaren Struktur beruhen, in der von außen sowohl wie von innen erzeugte Reizwirkungen entstehen, die sich in der Ausübung jener Instinkthandlungen geltend machen. Es ist dies der übliche Instinktbegriff. Außer ihm gibt es aber noch einen solchen, den E. v. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten“ mit Nachdruck vertreten hat, der tiefer geht und schon die erste Entstehung der vererbbaren Fähigkeiten als Instinkt auffaßt. Uebrigens nähert sich Reinke Hartmann gleich in den anschließenden Ausführungen über die Abnahme des Bewußtseins in absteigender Richtung der Stufenleiter des Tierreichs. Weil die Ausbildung des Nervensystems und besonders der Zentren, der Ganglien, immer unvollkommener wird und bei den niedersten Tieren zuletzt ganz aufhört, so nimmt auch er an, daß das Bewußtsein immer unvollkommener — nach Hartmann, genauer, immer inhaltsärmer — wird, daß es zuletzt vielleicht ganz schwindet und daß lediglich eine nicht zum Bewußtsein gelangende Reizerregung übrig bleibt. Anscheinend glaubt aber Reinke im Unterschiede von Hartmann, nur allein in den Ganglienzellen sei Empfindung bzw. Bewußtsein möglich, da diese bei uns an jene geknüpft erscheint, und verhält sich daher der Pflanzenempfindung gegenüber sehr skeptisch. Denn auch auf den höchsten Stufen des Gewächsreichs, so schreibt er, kennten wir keine nervösen Zentralorgane, wenn auch ohne Zweifel in den feinen Plasmaverbindungen der Zellen Bahnen für die Fortleitung von Reizen gegeben seien, wie ja auch die Reflexe im Tierkörper durch Leitungsbahnen vermittelt würden. Gewiß sei das Protoplasma der Pflanzenzellen nicht weniger reizbar als das der tierischen Zellen. Wenn aber angenommen werde, daß auch den Pflanzen Empfindung, d. h. ein Bewußtwerden von Reizwirkungen zukomme, so sei dies eine unbeweisbare (!) Hypothese. Vorsichtiger sei jedenfalls, bei den Pflanzen nicht von Reizempfindung, sondern von Reizerregung zu sprechen. Hierzu müssen wir bemerken: richtig ist es, die Empfindungsfähigkeit der Pflanzen ist eine Hypothese, als unpassend jedoch erachten wir es insbesondere für Reinke, diese Hypothese als „unbeweisbar“ zu diskreditieren. Denn um befugt zu sein, einen so streng empirischen Maßstab in dieser Frage anzulegen, müßte er sich auch sonst als Positivisten bekennen und den

fähigkeit der Pflanzen die „[illegible]“ [illegible] oben dargetan haben. Ein Hin- und Herschwanken [illegible]

Im Kapitel über die „Anpassungen“ [illegible] Beispiele aus verschiedenen Tierklassen für deren An[illegible] jeweiliges Lebenselement, sei es Luft, Wasser [illegible] dann gezeigt, wie auch der innere Bau der Wirbeltiere [illegible] setzen der Anpassung untersteht, besonders in [illegible] Beziehung, und in gleicher Hinsicht auch die [illegible] betrachtet. Daraus leitet der Autor den Gegensatz [illegible] der Tiere und Pflanzen ab, der die ersteren zur [illegible] stimmt, letztere nicht. Als merkwürdige An[illegible] dem Pflanzenreich beschreibt er die als Insekten[illegible] Kannen der Nepenthes, sowie die Blasen des [illegible] Utricularia vulgaris, bei denen sich die Blätter [illegible] Fangapparaten, sondern zugleich auch zu Verdauungs[illegible] gestaltet haben, und dann das Fettkraut Pinguicula [illegible] das zu einer anderen Gattung, zu den [illegible] dennoch in ganz ähnlicher Weise wie Drosera [illegible] Verdauen von Insekten bewirkt. Damit [illegible] zwei systematisch weit voneinander abstehenden [illegible] Droseraceen und Lentibulariaceen, [illegible] kommen, von denen die Gattungen Drosera und [illegible] nach demselben Schema funktionieren, während [illegible] letzteren [illegible] Gattung Utricularia [illegible] Mechanismus zum Fangen und Verdauen von [illegible] [illegible] Anpassungen an [illegible] Pflanzen mit ähnlichen und [illegible] [illegible]

Merkmalen, so daß sie wegen des Blütenbaus in ganz verschiedene Familien einzureihen sind, während die übereinstimmende oder doch ähnliche Ernährungsweise als gemeinsames Anpassungsmerkmal ihr mehr oder weniger seltsames, von den übrigen Dicotylen und Monocotylen außerordentlich abweichendes Aussehen hervorgebracht hat, das wesentlich in den negativen Kennzeichen des Fehlens von Laubblättern und des Chlorophyllmangels besteht. Wichtige Anpassungen sind ferner die Schutzeinrichtungen verschiedener Art, durch die sich die Lebwesen gegen äußere Unbill zur Wehre setzen, wie Umhüllungen, widerwärtiger Geruch und Geschmack, Gifte, Nadeln, Stacheln, Dornen, Klebegürtel, Färbungen, Gestaltsnachahmung oder Mimikry usw. Die bemerkenswertesten Anpassungen aber befinden sich im Bereich der Blütenbildung, insofern die Blumen der meisten Pflanzen geradezu als ganz eigenartige Anpassungsapparate zur Ausführung einer Fremdbestäubung durch Vermittlung der den Honig aufsuchenden Insekten angesehen werden können. Als Musterbeispiel für viele schildert Reinke die Schlüsselblume. Hier wie in vielen anderen Fällen haben wir es danach mit einer wechselweisen Anpassung von Tieren und Pflanzen aneinander zu tun, ohne die weder die Blume noch die Insekten existenzfähig sein würden. Als erwähnenswerter Anpassungen gedenkt er weiterhin der Flugapparate an Samen und Früchten, der Aufspeicherung von Reservematerial in den Pflanzensamen und den Vogeleiern, der dem Alter des Säuglings entsprechenden chemischen Veränderung der Muttermilch, der Brutpflege, und der Selbstregulation bei Verwundungen, die sogar bis zum Organersatz sich betätigen kann. Ein Teil der Anpassungen kann sich sofort vollziehen, ein anderer bedarf hingegen der Einwirkung äußerer Umstände eine mehr oder weniger lange Reihe von Generationen hindurch. Zum Schlusse bemerkt Reinke, daß auch innere Bedürfnisse Anpassungen hervorrufen können und verweist auf das Auge als ein der Wahrnehmung äußerer Gegenstände angepaßtes Organ, das unwirksam wäre ohne die zwischen seinen Teilen, der Hornhaut, Linse, Iris, Netzhaut usw. bestehenden inneren Anpassungen. Ebenso sei die ganze Entwicklung eines höheren Tieres oder einer höheren Pflanze ein verwickelter Werdegang solcher innerer Anpassung der Teile aneinander, der zur Organisation des fertigen Lebewesens hinführe.

Im Hinblick auf die „Mannigfaltigkeit der Organismen“ bespricht Verfasser die Systematisierung derselben, den Begriff der

„ideellen" naturgeschichtlichen Verwandtschaft, ihre Einteilung u. a. in ein Pflanzen- und ein Tierreich, deren Unterscheidung er für künstlich erklärt, da Tiere und Pflanzen nicht scharf voneinander zu trennen seien, weil die fundamentalen Lebensvorgänge bei allen Organismen im wesentlichen (also wohl auch in der Empfindungsfähigkeit! Ref.) miteinander übereinstimmten. Wohl biete die Naturgeschichte der Lebewesen in den höheren Typen viel Eigenartiges dar, doch würden sie gerade durch die niederen Typen einheitlich miteinander verknüpft. Darauf deutet er die ungeheure Mannigfaltigkeit bei den Algen und Pilzen an, gedenkt bei den Flechten ihres aus Algenzellen und Pilzfäden kombinierten Organismus, bei den Moosen, Farnen und Blütenpflanzen ihrer als höherer Gewächse typischen Sonderung in Stempel und Blatt, sowie ihrer Uebereinstimmungen und Unterschiede untereinander, bei den Protozoen oder einzelligen Tieren der Rhizopoden und Infusorien und bei ersteren wiederum namentlich der Radiolarien und Foraminiferen, dieselben kurz beschreibend, während er von den vielzelligen Metazoen nur deren Klassen namhaft macht. Eine Vorstellung von der außerordentlichen Mannigfaltigkeit, die innerhalb eines Typus der Lebewesen herrschen kann, gibt der Hinweis, daß in der Pflanzenfamilie der Kompositen mehr als 10 000, in der der Orchideen gegen 8000 Arten unterschieden worden sind, und zwar lediglich nach morphologischen Merkmalen. Aber auch bei den auf der Stufenleiter des Lebens am tiefsten stehenden Typen, wie dem der Bakterien, ließen sich überaus zahlreiche Arten, wenn auch hauptsächlich nach physiologischen Merkmalen, feststellen. Ueberhaupt findet der Autor die Bakterien in biologischer Hinsicht so interessant, daß er bei ihrer Betrachtung bis zum Schluß des Kapitels verweilt.

Im nächsten wird vorzugsweise „der Körper der höheren Wirbeltiere" skizziert, von dessen Nachzeichnung wir hier jedoch absehen. Am Ende kommt Reinke noch extra auf die ungeheure Komplikation dieses Körpers zu sprechen, ja schon des Baues der einzelnen wichtigen Organe, wie Auge und Ohr, Gehirn und Muskulatur, Darmkanal und Nieren usw. Er bemerkt, schon innerhalb dieser Einzelorgane bedürfe es einer bewunderungswürdigen Abstimmung und Harmonie in der Ausbildung der einzelnen Bestandteile, um ihr erfolgreiches Zusammenwirken zu ermöglichen. Der Einklang sämtlicher Organe miteinander erfordere eine weitere höhere Harmonie und eine so straffe Zentralisierung, daß dagegen

die Leitung eines tausendköpfigen Orchesters durch einen Dirigenten als ein Kinderspiel erscheine. Und um bei dem Gleichnis zu bleiben: ein solcher Dirigent sei im Tierkörper nicht einmal zu finden. Wenn wir die Großhirnrinde als den Sitz des Bewußtseins auffaßten, wenn von ihr Willensakte ausgingen, die dem Tier z. B. für den Gewinn seiner Nahrung nützlich seien, so vollziehe sich gerade die Entwicklung des Körpers ganz außerhalb der Sphäre des Bewußtseins; der bewußte Wille habe nicht den leisesten Einfluß darauf. Dennoch baue sich jedes Teilchen, man möchte sagen, mit mathematischer Sicherheit an dem Punkte auf, an den es gehöre, und die geringste Abweichung von dieser Regel führe zu Mißbildungen, die nur ausnahmsweise aufträten und dann verderblich werden könnten. Sähen wir von den psychischen Funktionen ab, so könnten wir den höheren Tierkörper (wie den Körper der Organismen überhaupt) auffassen als ein höchst kompliziert gebautes „materielles System“, wie auch eine Maschine oder eine Fabrik materielle Systeme seien. Reinke führt diese Vergleichung des Körpersystems mit der Maschine weiter aus, indem er hier von Maschinenbedingungen und dort analog wiederum von Systembedingungen redet, hebt aber alsdann auch die Unterschiede zwischen Organismus und Maschine hervor, nämlich, erstens das Vermögen der Lebewesen, leichte Beschädigungen (Verwundungen) durch eigene Tätigkeit aus sich selbst heraus wieder auszugleichen, zweitens deren Entwicklungsvermögen, das zu einer ganz anderen Art des Aufbaus führt, als er bei den von Menschenhand gefertigten Maschinen vorkommt, drittens deren selbsttätige Vermehrung in der Fortpflanzung, welche bei Maschinen unmöglich ist. In der Entwicklung und in der Fortpflanzung hingegen erkennt er leider nur ein Spiel von Kräften, die ihrem Wesen nach unbekannt seien und von denen es dahingestellt bleiben möge, ob es der Wissenschaft der Zukunft einmal gelingen werde, sie als besondere Systembedingungen zu erweisen, oder als Kräfte eigener Art zu klassifizieren, die von den Systembedingungen wesentlich verschieden sind, indem sie die letzteren als Ursachen hervorbringen. Da wir zurzeit diese gestaltenden Kräfte nur unvollkommen zu erkennen vermöchten, so habe er dafür das Wort „Dominanten“ nur als Ausdruck für einen provisorischen Begriff verwendet. Auch hier dürfte nach Ansicht des Referenten nur mittelst Naturphilosophie ein Fortschritt möglich werden, und zwar nur in der Richtung, die das Genie E. v. Hartmanns bereits mit Erfolg eingeschlagen, die aber, wie man sieht, vorläufig selbst

Reinke zu vermeiden sucht. Und doch muß Hartmann nachgeschritten werden, wenn unsere Erkenntnistätigkeit vor diesen ins Transzendente übergreifenden Problemen nicht ewig stille stehen soll. Die empirische Forschung ist durch spekulatives Denken zu ergänzen, d. h. der Naturforscher muß sich entweder nolens volens selbst zur induktiv-spekulativen Philosophie erheben oder seine positiven und negativen Ergebnisse den speziellen Vertretern einer solchen Philosophie zur Vertiefung und Vollendung überlassen.

Einen Exkurs über „Pilze und Bakterien als Krankheitserreger" stellt das folgende Kapitel dar, und zwar wird darin der Rost, insbesondere der Grasrost mit seinem Generations- und Wirtswechsel, ferner der Brand und als drittes Beispiel einer epidemischen Pflanzenkrankheit die Kartoffelkrankheit beschrieben. Außerdem enthält es nach einigen zusammenfassenden Bemerkungen über Bakterien Beispiele von Tierkrankheiten, die durch sie hervorgerufen werden, wie Diphtherie, Tuberkulose, Milzbrand, Typhus, Cholera usw., sowie einen Hinblick auf die Toxin- und Antitoxinbildung und die bakterienfressenden weißen Blutkörperchen.

Nach dieser Abschweifung begibt sich der Verfasser auf das Gebiet der „Geschichte der Organismen" und berichtet daraus in deren Zeitverlauf rückwärts gehend über die Formationen und ihren Gehalt an Pflanzen- und Tierversteinerungen, zugleich auf die Uebereinstimmung mancher Fossilien der ältesten Formationen mit denen der späteren und mit Lebewesen der Gegenwart und auf den Umstand hinweisend, daß ältere Typen nicht selten Merkmale vereinigen, die in jüngeren auf besondere Formen verteilt erscheinen. Als Beispiel der „Mutation" (in weiterem Sinne. Ref.) führt er u. a. diejenige des Pferdes an, wobei er hauptsächlich die Mutation des Pferdefußes während der Tertiärzeit zur Darstellung bringt. Schließlich zieht er aus seiner paläontologischen Gesamtbetrachtung das Ergebnis, daß, wie sehr im einzelnen auch die uns im versteinerten Zustande überlieferten Typen der Pflanzen und Tiere früherer Erdepochen von denen der Gegenwart abweichen möchten, ihre Organisation doch darauf hindeute, daß die Grundlagen ihres Körperbaus und damit ihrer Lebensverrichtungen von den Zeiten des Cambriums und des Silurs bis in die Gegenwart hinein sich nicht wesentlich geändert hätten. Wohl seien manche Sonderanpassungen ausgestorben, andere neu hinzugekommen; allein das

Leben, soweit es auf der Organisation und Tätigkeit der Zellen beruhe, müsse seit den ältesten Zeiten der Erdgeschichte, in denen Lebewesen aufgetreten seien, im wesentlichen sich gleich geblieben sein. Es sei das eine Schlußfolgerung, auf die alle Tatsachen hinwiesen, und der keine einzige widerspreche.

Im Kapitel über den „Menschen" betrachtet er denselben erst naturwissenschaftlich bzw. biologisch als oberstes Säugetier, hierauf dessen Rassen und Urgeschichte, auf die wir jedoch nicht weiter eingehen wollen. Während er so anfänglich den Menschen durch den sichtbaren Teil seines Wesens alle Lebens- und Erscheinungsbedingungen der Tierwelt teilen läßt, läßt er ihn später durch sein unsichtbares Teil, durch seinen Geist und durch den Wert seiner seelischen Persönlichkeit, unermeßlich hoch über die gesamte Tierwelt, insbesondere auch über die im zoologischen System ihm am nächsten stehenden Säugetiere, die Menschenaffen, erhaben sein. Denn die Tierwelt besitze nur eine Naturgeschichte, keine Kulturgeschichte. Letztere bestehe in Berichten über fortgesetzte Siege des menschlichen Geistes über die Natur und in einer selbstbewußten Ueberwindung der eigenen Naturtriebe in Fällen, wo es nachteilig und unstatthaft wäre, ihnen zu folgen. Logisches und abstraktes Denken, richtiges Urteil auf Grund von Ueberlegung, zweckmäßiges Handeln, religiöses, künstlerisches, sittliches Fühlen und Wollen — das seien die unsichtbaren, geistigen Eigenschaften des Menschen, durch welche die Grenzlinien zwischen ihm und den Säugetieren festgelegt wären. Gegen diese Scheidung und Ueber- bzw. Unterordnung ist nichts einzuwenden, um so weniger als auch Reinke an späterer Stelle trotzdem nicht verkennt, daß in den seelischen Eigenschaften der Tiere mancherlei Anklänge an die des Menschen zutage treten, nur möchte er diese Aeußerungen der Tierseele höchstens mit denen einer unentwickelten Menschenseele vergleichen. Auch verkennt er nicht, daß es nicht bloß bei den Tieren, sondern auch bei den Menschen Instinkte gibt. Wenn er aber glaubt, auf Grund dessen, daß dem Tiere die eigentlich geistigen Fähigkeiten, das abstrakte Denken, das sittliche Fühlen, Wollen und Handeln, die freie Persönlichkeit, die Fähigkeit zur Kultur, das Streben nach dem Ideal abgehen, eine „tiefe unüberbrückbare Kluft" zwischen Tier und Mensch erblicken und „den Menschen als eigenartiges Lebewesen der gesamten Tierwelt gegenüberstellen" zu dürfen, so geht er, wenn er sich nicht streng auf diese geistigen Vorzüge des Menschen beschränkt, entschieden zu weit, und selbst dann ist die Kluft nicht „unüberbrückbar".

Er brauchte sich bloß an seinen Vergleich der Tierseele mit einer „unentwickelten" Menschenseele zu erinnern, um den beide verbindenden Steg zu finden. Man darf eben einem Affen keinen Plato oder Goethe vergleichsweise zur Seite stellen, sondern einen auf tiefster Geistesstufe stehenden Natur- oder Urmenschen oder ein kleines Kind. In ähnlicher Weise schießt Reinke über das Ziel hinaus, wenn er an anderer Stelle dieses Kapitels, und zwar im Widerspruch mit seinem oben erwähnten Zugeständnis, es lasse sich die Bewußtlosigkeit der Pflanzen nicht mit Sicherheit behaupten, nunmehr doch bestimmt behauptet, wir hätten kein Recht, den Pflanzen eine Seele zuzuschreiben, weil sich im Pflanzenreich keine Spur von Bewußtsein nachweisen lasse und das Bewußtsein das Grund-Symptom alles Seelenlebens sei. Erstens bedenkt er hierbei nicht, daß, wie die Erkenntniskritik schon längst ergeben hat, ein Bewußtsein in einem anderen als meinem eigenen Organismus sich überhaupt nicht „nachweisen", sondern nur „annehmen" läßt, wie wäre sonst eine solipsistische Weltanschauung auch nur denkbar, zweitens, daß wir aus den von uns oben angeführten Gründen wohl berechtigt sind, Empfindungen und damit das auch von dem Verfasser in jenem früheren Kapitel nachträglich für „denkbar" gehaltene Bewußtsein bei Pflanzen anzunehmen und schließlich drittens, daß es auch ein unbewußtes Seelenleben gibt, das dem bewußten als Untergrund und Ursprungsquelle dient, so daß dieses von jenem mitumfaßt wird, jenes in diesem aber nicht restlos aufgehend zur Erscheinung kommt. Hätte er dies alles bedacht, so würde er weiterhin auch nicht geschrieben haben, der Zusammenhang zwischen dem geistigen und körperlichen System des lebenden Menschen sei in Dunkel gehüllt, und je tiefer die Forschung eingedrungen, um so dichtere Schleier habe sie über diesen Zusammenhang gebreitet gefunden. Nur soviel sei festgestellt, daß das Bewußtsein an den lebenstätigen Zustand der Zellen in der Großhirnrinde geknüpft sei, daß zahlreiche einzelne psychische Verrichtungen ihren „Sitz" in abgegrenzten Bezirken des Gehirns hätten, daß man letzteres, sofern es gesund sei, als die Werkstatt bezeichnen dürfe, in der der Geist seine Gedanken hervorbringe, von der seine Willensakte ausstrahlten. Ueber die Mitwirkung der materiellen Hirnprozesse am Denken, Vorstellen, Fühlen und Wollen fehle jede annehmbare Vorstellung, jede einleuchtende Hypothese. Geistige und materielle Vorgänge seien ihrem Wesen nach etwas völlig Verschiedenes, sie seien unvergleichbar. Diese Dunkelheit herrscht nämlich nur für denjenigen, der

an die Stofflichkeit der Materie sowohl wie an das Bewußtsein „als Grundsymptom alles Seelenlebens“ glaubt, nicht aber für den, der die Materie dynamistisch und die Seele als den unbewußten der Materie immanenten Urquell des Bewußtseins auffaßt. Dieser durchschaut die Schleier, die den Blick des Bewußtseinspsychologen hemmen, und vermag sehr wohl sich annehmbare Vorstellungen über die Mitwirkung der Hirnprozesse bei Hervorrufung der Empfindungen als Bauelemente der Vorstellungen und Begriffe einerseits und der Willenshandlungen andererseits zu bilden. Man blicke nur gründlich in Hartmanns psychologische Schriften und in dessen „Kategorienlehre“, dort kann man diese Vorstellungsbildung lernen. Hat man dadurch die Täuschung der Stofflichkeit der Materie eingesehen, so erscheinen uns geistige und materielle Vorgänge „ihrem Wesen nach“ nicht mehr „völlig“ verschieden und „unvergleichbar“. Dann klärt sich auch das von Reinke vor Kapitelschluß noch zur Sprache gebrachte Problem der Vererbung geistiger Eigenschaften. Insofern die Vererbung ihre Grundlage in materiellen Trägern, im Protoplasma und in den Kernen der Keimzelle hat, schließt er ganz richtig darauf, daß die Anfänge der geistigen Entwicklung nicht erst auf einer späteren Stufe der physischen Entwicklung einsetzen, sondern von den ersten Anfängen an die Entwicklung des physischen Organismus begleiten und findet dies auch als eine weitere Erhärtung des engen Zusammenhangs der geistigen und körperlichen Eigenschaften des Menschen. Statt aber durch die hier so naheliegende Annahme einer „unbewußten“ Seele den Schleier vom Wesen dieses Zusammenhangs zu entfernen, unterläßt er dies, und so erscheint ihm derselbe nur noch dichter, als wenn er lediglich die Beziehung des Geistes zur Großhirnrinde eines erwachsenen Menschen ins Auge fasse, was dann freilich die Folge ist.

Ergebnisreicher und darum befriedigender sind seine Ausführungen im Schlußkapitel seines Buches über die „Abstammungslehre oder Deszendenztheorie“. Hier zeigt er sich ja auch der Hypothese, die er, namentlich wenn sie auf einen Monismus hinausläuft, zuweilen verschmäht, wieder freundlicher gesinnt und tritt wieder für sie ein, indem er schreibt: „In bezug auf den Ursprung der Arten und Gattungen ist die Abstammungslehre nicht das beweisbare Ergebnis der Erfahrung, sondern eine allgemeine Idee, die bei Uebertragung auf die einzelnen Typen der Pflanzen- und Tierwelt zahlreiche Hypothesen umspannt. Die Mehrzahl der Biologen ist aber in hohem Maße von der Richtigkeit dieser Idee überzeugt,

und ich selbst habe den Grad ihrer Sicherheit dem der geometrischen Axiome verglichen, wonach z. B. die gerade Linie zwischen zwei Punkten den kürzesten Weg bildet (was offenbar auch wieder zu weitgehend ist. Ref.). Die Berechtigung der Abstammungsidee auf dem Gebiete der theoretischen Biologie kann um so weniger bestritten werden, als in der Physik und Chemie der Aether, die Elektronen, die Atome, Moleküle und Strukturformeln gleichfalls der unmittelbaren Wahrnehmung unzugänglich sind und, an philosophischem Maßstabe bemessen, nur als Ideen oder Hypothesen bewertet werden können. Physiker und Chemiker halten jene Hypothesen aber für unentbehrliche Bausteine ihrer theoretischen Lehrgebäude." Von den vielen Hypothesen, die die Abstammungslehre involviert, werden von dem Verfasser diejenigen über den Ursprung der Urzellen nur kurz erwähnt, da die Urzellen für die theoretische Biologie „ein Gegebenes" seien, wie für den Chemiker die Eigenschaften der Elemente, dann wird die Frage erörtert, ob nach Erkaltung der Erdoberfläche eine, mehrere oder sehr zahlreiche Urzellen auf derselben erschienen sind und dabei die Friedmannsche Konvergenztheorie gestreift, sowie die Darwinsche Divergenztheorie dargelegt. Das wichtigste, überzeugungskräftigste Argument für den gemeinsamen Ursprung der Arten liefern nach Reinkes Ansicht die rudimentären Organe, die sich, was an Beispielen gezeigt wird, nur als stammesgeschichtliche Verkümmerungen deuten lassen. Die zum Schlusse gestellte Frage nach den Vorfahren oder Phylembryonen, d. h. Stammesembryonen, beantwortet er nach längerer Erwägung dahin, daß wir sie nicht kennen und daß spekulatives Nachdenken auch hier nur Mutmaßungen zutage gefördert hat, die er berichtet, dabei zu erkennen gebend, welch' große Rolle in dieser Hinsicht die Phantasie zu spielen vermag.

Damit sind wir am Ende unserer Besprechung angelangt. Ihre Ausführlichkeit, die in Anbetracht des interessanten, z. Z. im Vordergrunde der naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Diskussion stehenden mannigfaltigen Inhalts dem Leser nicht unwillkommen gewesen sein dürfte, wird diesem gezeigt haben, daß Reinkes Buch eine beachtenswerte Erscheinung auf dem einschlägigen Büchermarkte ist, insbesondere für solche, die sich, wie es der Verfasser bezweckte, schnell eine vorläufige Orientierung in der Biologie der Gegenwart verschaffen möchten. Finden sie, dadurch angeregt, ein tieferes Interesse an den von dem Autor oft mehr angedeuteten als gelösten Problemen, so werden sie nicht fehlgreifen, wenn sie

neben dessen größeren Werken: „Die Welt als Tat“ und „Einleitung in die theoretische Biologie“ auch Eduard von Hartmanns in historischer wie systematischer Beziehung umfassendes Buch über „Das Problem des Lebens“ zu Rate ziehen, da in letzterem Werke die biologischen Probleme in einer Reihe ausgezeichneter Essays rückhaltlos mittelst Empirie und Philosophie durchforscht und durchdacht worden sind, und zwar bis zu dem Prinzip des Lebens hin.

Marxismus und Sozialdemokratie.

Von

Prof. Dr. H. Herkner.

Als mich die Redaktion aufforderte, unter [illegible] neuesten Arbeiten von Kautsky, [illegible] Adler zu besprechen, leitete mich die [illegible] Ueberwindung. Handelt es sich doch um [illegible] als einer Ansicht durchaus [illegible] [illegible] [illegible] und einiger Wiederholung [illegible] [illegible] des Marxismus den Massen [illegible] zu dieser dogmatischen Gebundenheit [illegible] [illegible] der [illegible] Literatur noch als [illegible] Unbefangenheit [illegible] [illegible] [illegible] et extra [illegible] [illegible]

einen erheblichen Einfluß in Gesetzgebung und Verwaltung, in Staat und Gemeinde, machen sich die Klassengegensätze nur noch in stark abgeschwächter Form geltend, so handelt es sich um durchaus unentwickelte, rückständige Verhältnisse, die soziale Bewegung steht auf beklagenswert tiefer Stufe. Sind aber die Lebensverhältnisse des Proletariats einfach trostlos, hat der Klassenhaß die höchste Steigerung erreicht, ist die Arbeiterklasse als politischer Faktor im ganzen öffentlichen Leben ausgeschaltet, setzt man unter Verzicht auf positive politische Arbeit alle Hoffnung nur noch auf den nahen gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden, dann glaubt man es herrlich weit gebracht zu haben und auf einer Höhe zu stehen, von der man hochmütig auf alle herabsehen kann. Wer den Gang der Entwicklung wirklich richtig beurteilt oder gar nach dauernden politischen Erfolgen schielt, wird Kleinbürger gescholten und in schwereren Fällen als Verräter am Proletariat zum Bourgeois degradiert. Je öfter sich jemand aber durch irrige Prophezeiungen gründlich blamiert, desto sicherer kann er darauf rechnen, als tiefer Denker gepriesen zu werden. Er zählt dann zu den „Papabilis" und darf von der Tiara träumen. So spottet diese Gruppe ihrer selbst und weiß nicht wie! Der Vorwurf „Nichts gelernt und nichts vergessen" trifft auf sie besser als auf irgend eine konservative Dynastie zu.

Nur in Erfüllung einer harten Berufspflicht befaßt man sich im allgemeinen mit dieser Literatur. Zum Glücke steht es dieses Mal nicht ganz so schlimm, als befürchtet werden mußte. Das Buch von K. Kautsky, Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft, Stuttgart 1910, bringt einige neue, über Waldverwüstung, Kunst und Natur sogar einige sehr ansprechende Gedanken. Es beginnt mit einigen Bekenntnissen autobiographischer Art. Kautsky stand ursprünglich unter dem Einflusse von Buckle, Darwin und Büchner, war enragierter Materialist, sein heißestes Sehnen war auf Barrikadenkämpfe gerichtet. Leider verrät uns Kautsky nicht, ob diese Sehnsucht noch in ihm lebt. Obzwar Sozialist, stand er Marx kühl, ja ablehnend gegenüber. Sein wissenschaftliches Interesse fesselte die Bevölkerungsfrage, in der ihm der landläufige sozialistische Standpunkt nicht genügte. Mittelst des Buches „Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft", Wien 1880, strebte er aus eigener Kraft diese Lücke in der sozialistischen Literatur auszufüllen. „Der Leser sieht", bemerkt Kautsky, „daß ich auch einmal Revisionist gewesen

ben. Als junges, unreifes Bürschchen, das [illegible] verstand, hielt ich es für die [illegible] Aufgabe [illegible]. Man sollte nach diesem [illegible] Ausfall [illegible] nismus erwarten, daß die jetzt von dem alten und [illegible] verfaßte Schrift einen reuigen Rückzug und [illegible] darstelle. Das ist aber [illegible] in ere [illegible] Fall. Auch heute ist Kautsky noch der Meinung, [illegible] Engel in der Bevölkerungslehre eine Lücke [illegible] zufüllen ist.

Diesem Zwecke dient die vorliegende Schrift. [illegible] noch weiter und will das Weltbild zeigen, das [illegible] Verfassers zugrunde liegt. Bei dem [illegible] daß, den Kautsky als theoretisches Haupt der [illegible] der Sozialdemokratie auf die Massen unserer [illegible] verdient dieses Weltbild unsere Aufmerksamkeit. [illegible] Einheit zwischen gesellschaftlichem und natürlichem [illegible] aber auch die Eigenart des ersteren [illegible] zu jenen Vertretern der Geisteswissenschaften, [illegible] liche Geschehen als Produkt eines freien Willens [illegible] der Naturgesetzlichkeit herausheben wollen, als auch [illegible] zu jenen Vertretern der Naturwissenschaften, [illegible] gesellschaftlichen Organismus verkennen und [illegible] der Geister, die den pflanzlichen und tierischen [illegible] herrschen, genügen, die Probleme [illegible] lösen. [illegible] Wer nun erwartet, in dem [illegible] Einheit der [illegible] und materiellen [illegible] etwa einen [illegible] Monismus im Sinne [illegible] enttäuscht [illegible] Kautskys Weltbild ist der [illegible] Materialismus. [illegible]

[illegible]

sucht, ergibt sich die sehr bemerkenswerte Differenz, daß für Darwin der Kampf absolutes Entwicklungsprinzip darstellt, während die Marxisten den sozialen Kampf ja gerade im Sozialismus aufheben wollen, also nach darwinistischer Auffassung das Prinzip alles Fortschrittes lahmlegen. Im übrigen kann den Marxisten, die ihre Hoffnungen auf Katastrophen setzen, die allmähliche Wandlung durch die Summierung einer großen Zahl kleiner Wirkungen, womit der Darwinismus operiert, nicht sympathisch erscheinen. Auch in der Betonung der Vererbung liegen ebenso wie im ganzen Begriffe der Auslese aristokratische Momente, die den Gleichheitsbestrebungen der Sozialdemokratie keinen Vorschub leisten.

Was ist es nun aber, was Kautsky selbst am Darwinismus bemängelt? Bekanntlich hat Darwin die Anregung zu seinen Theorien teilweise aus dem Werke von Malthus erhalten. Nach Kautsky widersprechen sich aber Malthus und Darwin insofern, als der Daseinskampf bei Malthus zur Herabdrückung, zu Not und Elend führt, bei Darwin dagegen den Antrieb zu jeder Höherentwicklung bedeutet. Nur eines von beiden kann richtig sein. Kautsky stellt sich zunächst auf die Seite von Darwin, da ja in der Wirklichkeit von einem Verkommen der organischen Natur, wie es nach Malthus der Fall sein müßte, nicht die Rede sein könne. Diese Auffassung scheint mir in keiner Weise zuzutreffen. Malthus sagt ja nicht, daß die starke Vermehrungstendenz alle Individuen einer Art in Elend versetzen müsse Er betont nur, daß die im Verhältnis zum Nahrungsspielraum Ueberzähligen durch Elend, Not, Krankheit usw. beseitigt werden. Es ist ihm sogar nicht unbekannt, daß hierbei vorzugsweise die minder kräftigen ausgemerzt werden und insofern die Rassentüchtigkeit gewinnen kann. Er berichtet von amerikanischen Stämmen, die infolge der Schwierigkeit der Aufzucht mißgestaltete Kinder aussetzen, ja selbst die Kinder von Müttern, die ihre Mühen nicht gut aushalten können, und zwar aus Furcht, daß die Nachkommen die Schwäche der Eltern erben könnten. „Ursachen dieser Art müssen wir die auffallende Seltenheit von Mißgestalten bei den Amerikanern zuschreiben. Selbst wenn eine Mutter sich bemüht, alle ihre Kinder ohne Unterschied aufzuziehen, gehen von der Gesamtheit infolge der harten Behandlung, die im Zustande der Wildheit ihr Los sein muß, soviele zugrunde, daß wahrscheinlich keins von jenen, die an einer angeborenen Schwäche oder Krankheit leiden, das Mannesalter erreichen kann. . . In den spanischen Provinzen, wo die Indianer kein so arbeitsames Leben führen und

gehindert werden, ihre Kinder zu töten, sind viele mißgestaltet, zwergenhaft, verstümmelt, blind und taub".*)

Wenn die Volksvermehrung in der zivilisierten menschlichen Gesellschaft unter Umständen eine körperliche Entartung begünstigt, so widerspricht diese Erscheinung durchaus nicht der Darwinschen Lehre. Hier werden eben die untüchtigeren Elemente durch den Kampf ums Dasein zwar, sofern sie besitzlos sind, leicht auf eine sehr tiefe Stufe der Lebenshaltung herabgedrückt, aber doch nicht an der Fortpflanzung verhindert. Andererseits können auch körperlich oder geistig minderwertige Glieder der Gesellschaft durch günstige Eigentumsverhältnisse am Leben erhalten und in den Stand gesetzt werden, ihre Untüchtigkeit auf Nachkommen zu vererben. Malthus ist also keineswegs so pessimistisch, Darwin durchaus nicht so optimistisch, wie Kautsky darlegt, und die Grundgedanken ihrer Lehren stehen in keinem Widerspruch zu einander.

Weit größere Beachtung scheint mir ein anderer Einwand von Kautsky zu beanspruchen. Die Darwinisten begehen, wie er glaubt, den Fehler, „jede Art von Organismen für sich allein zu betrachten und nur zu sehen, daß die vollkommensten und stärksten Individuen innerhalb jeder Art sich erhalten und über die anderen siegen. Betrachten wir aber die Welt der Organismen in ihrer Gesamtheit, dann muß das Malthussche Gesetz dahin führen, daß im Kampfe der verschiedenen Arten untereinander um den Nahrungsspielraum die stärkeren Arten die schwächeren verdrängen, bis innerhalb des gleichen Nahrungsspielraumes schließlich nur noch eine Art da ist, die stärkste, die allen anderen Organismenarten die Existenz unmöglich macht, auch jenen, die ihr als Nahrung dienen, und die damit sich selbst das Grab gräbt. Das und nicht die Entwicklung innerhalb jeder Art zu höheren Formen ist das logische Resultat der Darwinistischen Auffassung, wenn man sie auf das Malthussche Gesetz der Bevölkerung basiert. Das Resultat steht im Widerspruch zu allen Tatsachen, womit die Unhaltbarkeit der Grundlage erwiesen ist."

Kautsky sucht demgegenüber in Anlehnung an H. Spencer darzutun, daß in der Natur eine ständige Tendenz nach einem Zustande des Gleichgewichts zwischen den die Individuen und die Arten erhaltenden und den sie zerstörenden Kräften besteht.

---

*) Malthus, Bevölkerungsgesetz, herausgegeben von Waentig. Jena 1905. S. 49.

Kommt z. B. die Art A als wichtigstes Nahrungsmittel für die Art B in Betracht, so wird eine starke Vermehrung von A eine starke Vermehrung von B ermöglichen. Die starke Vermehrung von B führt aber zu einer erheblichen Einschränkung der Art A. Diese Einschränkung drängt wieder die Art B zurück. Auf diesem Wege kommt gewissermaßen automatisch ein Gleichgewicht zwischen Art A und B zustande.

Ich sehe nicht ein, wie in diesen Verhältnissen ein Widerspruch gegen den malthusisch fundierten Darwinismus erblickt werden kann. Das Gleichgewicht wird doch nur auf Grund der Tatsache herbeigeführt, daß eben jede Art jeweils soviel zunimmt, als der Nahrungsspielraum gestattet.

In dieser gegenseitigen Abhängigkeit, in der verschiedene Arten zueinander stehen, liegt wohl auch eine Ursache des Nebeneinanderbestehens verschiedener ungleicher Arten, die mir daher ebenfalls nichts gegen Darwin oder Malthus zu beweisen scheint. Mir ist auch nicht verständlich, warum diese Gleichgewichtstendenz die Entwicklung neuer Arten aus dem Kampf ums Dasein hindern soll, da dieser Kampf ums Dasein doch bestehen bleibt und geradezu die Bedingung jenes Gleichgewichtes darstellt.

Kautsky führt an Stelle der Variation in Verbindung mit Vererbung und natürlicher Auslese die Veränderung der äußeren Existenzbedingungen infolge kosmischer Revolution als Prinzip der Artenveränderung ein und schlägt damit die Brücke zu den ihm teuren Ideen der Milieutheorie und der Revolution als Prinzip des Fortschritts (S. 55). „Die Unverändertheit der Arten in historischer Zeit läßt sich nur dadurch erklären, daß die Bedingungen ihres Daseins in dieser Epoche keine tiefgehenden Aenderungen erfuhren und daß es nicht bloß revolutionäre, sondern auch ruhige Epochen in der Erdgeschichte ebenso wie in der Geschichte der Gesellschaft gibt.“ (S. 58.)

„Die Unverändertheit der Arten in historischer Zeit bleibt unerklärlich, wenn wir annehmen, daß die ununterbrochen wirksame Tendenz der Organismen, sich rascher zu vermehren als der Nahrungsspielraum, die Triebkraft der organischen Entwicklung ist. Die Schwierigkeit schwindet, wenn wir annehmen, daß es die zeitweise Wandlung der äußeren Lebensbedingungen ist, die neue Arten schafft, und daß es die zunehmende Mannigfaltigkeit dieser Bedingungen ist,

was bewirkt, daß immer kompliziertere höhere Organismen auftauchen." (S. 59.*)

Als Laie in den Naturwissenschaften denke ich nicht daran, zu diesen Hypothesen, mit denen Kautsky die Deszendenztheorie marxistischen Bedürfnissen anzupassen sucht, irgendwie Stellung zu nehmen. Es kam hier nur darauf an, hervorzuheben, daß solche Versuche gemacht werden, daß also die Vereinigung von Darwinismus und Marxismus zu einem einheitlichen Weltbilde auch in der Sozialdemokratie noch Schwierigkeiten begegnet. Doch kehren wir zur Oekonomie zurück. Auch das „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrage", über dessen Tragweite gerade in den letzten Jahren sehr lehrreiche, von Kautsky selbstverständlich keiner Aufmerksamkeit gewürdigte literarische Auseinandersetzungen stattgefunden haben, muß den revolutionären Bedürfnissen angepaßt werden. Die Erweiterung des Nahrungsspielraumes ist nach Kautsky ein höchst ungleichmäßiger Prozeß. Er kann Jahrhunderte, selbst Jahrtausende völlig stocken, „um dann plötzlich ein ganz tolles Tempo nach vorwärts einzuschlagen" (S. 77). Oder an anderer Stelle (S. 97): Der Nahrungsspielraum „kann dann wieder mit einem Schlage, z. B. durch eine Revolution, in Bedingungen versetzt werden, die seine rascheste Ausdehnung ermöglichen und herbeiführen". Die Erweiterung des Nahrungsspielraumes für den Menschen bedeutet aber „fast stets eine Einengung des Nahrungsspielraumes anderer Organismen, Tiere und Pflanzen — nicht selten auch anderer Menschen, wie die Kolonialpolitik bezeugt" (S. 99). So greift der Mensch also ununterbrochen störend in das Gleichgewicht ein, welches in der Natur herrscht. Je mehr Tiere und Pflanzen den menschlichen Zwecken entsprechend gezüchtet werden, desto mehr werden sie von Krankheiten befallen. So muß der Mensch mit zunehmender Kultur immer mehr Arbeit leisten zur Beseitigung oder Verhütung der Folgen, die das vom Menschen gestörte Gleichgewicht der Natur zeitigt. Allein nicht nur Tiere und Pflanzen, auch die Menschen selbst leiden unter der Kultur. Für die großen Massen wenigstens wird das Leben immer monotoner.

---

*) Eine in diesem Zusammenhange stehende und für den literarischen Geschmack des Autors bezeichnende Stelle lautet: „Seitdem (Tertiärzeit) sind wohl zahlreiche Formen ausgestorben, neue aber kaum hinzugetreten, sicher keine neuen von Bedeutung, außer etwa jenen Parasitenformen, für die der Mensch selbst wohl Wohnung und „Nahrungsspielraum", also Vorbedingung, „Milieu", wurde, wie die Kleiderlaus, manche Bandwurmarten und der den Tripper erzeugende Gonokokkus. Diese angenehmen Organismen sind wahrscheinlich erst nach dem Menschen entstanden. Sie, nicht wir, bilden die „Krone der Schöpfung"".

Nur in einem kleinen Kreise von Ausbeutern in den Städten entwickelt sich eine höheres Interesse einflößende einheitliche wissenschaftliche Weltanschauung (S. 125). Dieses Weltbild steht freilich unter dem Einflusse der Klassenlage der Forscher. „In diesem Sinne kann man von bürgerlicher oder proletarischer Wissenschaft reden. Es gibt viele Männer, die darüber spötteln, daß es eine proletarische Chemie oder Physik geben soll. Ihre Weisheit besteht in der Borniertheit, daß sie ein Stück Wissenschaft für die Wissenschaft, für die Gesamtheit des einheitlichen Weltbildes halten, von dem jeder Teil mit dem anderen in notwendigem Zusammenhang steht" (S. 128). Leider verrät Kautsky nicht, welche Stücke der Wissenschaft gerade in bürgerlichen, fürstlichen und proletarischen Bauten vorkommen können. Vielleicht sind diese Stücke doch groß und geschlossen genug, um schon für ein ganz erträgliches Weltbild auszureichen. Oder gibt es auch eine proletarische Mathematik, Medizin, Biologie, Geologie, Sprachwissenschaft, Technologie?

Je monotoner das Dasein und das Arbeitsleben der Menschen wird, desto stärker erfaßt sie der Drang nach Wissenschaft. Der Inhalt des proletarischen Klassenkampfes besteht nicht bloß in der Erweiterung des „Nahrungsspielraumes", wie die Malthusianer glauben, sondern auch, und fast noch mehr, in dem Kampfe um die Vermehrung der Muße für geistige Arbeit (S. 133). Diese geistigen Interessen beziehen sich aber ebensosehr wie auf die Wissenschaft auch auf Pflege und Genuß der Kunst. Wo Technik und Oekonomie zur höchsten Entfaltung kommen, hört die Kunst zwar auf, aber andererseits wächst gerade mit und durch den ökonomischen Fortschritt das künstlerische Bedürfnis immermehr. In diesem Zusammenhange versucht Kautsky noch rasch die materialistische Geschichtsauffassung zu verbessern. Kunst und Wissenschaft sind kein Reflex der Oekonomie, entsprechen auch nicht immer den Bedürfnissen der Oekonomie, sondern können auch zur Rebellion gegen die Oekonomie führen. „Diese ist jedoch nicht minder durch die Oekonomie bestimmt, wie die Unterwerfung unter deren Diktate" (S. 139). Diese „Rettung" scheint mir nicht besonders glücklich zu sein. Es gibt doch sehr weite Gebiete der Kunst und Wissenschaft, die sich gegenüber der Ökonomie absolut indifferent verhalten. Kautsky hat selbst früher zugegeben, daß Stücke der Wissenschaft dieselben sein können, für das proletarische Weltbild sowohl wie für das bürgerliche. Wie kann ihnen gegenüber die Lehre, die ökonomische Entwicklung bestimme in letzter Linie alle Veränderungen des geistigen Lebens, aufrecht erhalten werden? Heute

bildet, nach Kautsky, die Kunst einen Teil des kapitalistischen Luxus. Die Kapitalisten verstecken aber ihre Kunstschätze aus Furcht vor dem revolutionären Proletariate. Unsere zahlreichen Kunstmuseen und Kunstausstellungen sind dem Proletariate anscheinend nicht zugänglich. Von aller Kunst ausgeschlossen entwickelt sich im Proletariate schließlich ein ebenso heißes Sehnen nach Kunst wie nach Wissenschaft.

Da es kein abstraktes Bevölkerungsgesetz für die Menschen gibt, sondern jede Gesellschaftsperiode, jede Nation, jede Gegend, jede Klasse ihre besonderen Bedingungen und Proportionen der Vermehrung aufweist, so wird dieses von der Sehnsucht nach Kunst und Wissenschaft erfüllte Porletariat, sobald es die sozialistische Gesellschaftsordnung verwirklicht, auch ganz besondere Bevölkerungsverhältnisse entwickeln. Damit ist Kautsky glücklich beim Sprunge aus dem Reiche der Notwendigkeit und des Zwanges in das der Freiheit angelangt und braucht seiner Phantasie keine Fesseln mehr anzulegen. Noch der größere Teil des XX. Jahrhunderts wird dem Sozialismus angehören (S. 234).

Wie eine tüchtige Katze das Mausen nicht läßt, so kann, nach Kautsky, ein Sozialist, der etwas taugt, das Prophezeien nicht lassen. Da Kautsky aber ein Sozialist ist, der viel taugen will, so leistet er auch im Prophezeien fast ebensoviel wie sein Freund Bebel. Der auf sozialistischer Grundlage ruhende Großbetrieb der Landwirtschaft produziert, zunächst wenigstens, alles in Hülle und Fülle. Er arbeitet mit 3 Arbeitergruppen, von denen jede immer nur eine fünfstündige Tagesschicht zu leisten hat, ausgenommen im Winter. Da gibt es drei Monate hindurch einen zweimaligen Schichtwechsel, während die dritte Schicht für einen Monat Urlaub erhält. So lebt trotz rapider Vermehrung, die entsprechend den Annahmen der Malthusianer zunächst erfolgen wird (S. 244), alles herrlich und in Freuden. In dieser Jubelouvertüre erklingt aber plötzlich die schrille Dissonanz eines düsteren Leitmotives. Kautsky erinnert sich nämlich an die trüben Thesen, die er früher über die Störung des Gleichgewichts in der Natur durch den Menschen (S. 243) aufgestellt hat. Wir brauchen aber trotzdem nicht zu verzagen. Wissenschaft und Kunst tun rasch ihre Schuldigkeit. Die Frauen finden jetzt, daß ihre schöngeistigen Bestrebungen auch im Sozialismus, der darin freilich eine bedenkliche Verwandtschaft mit dem Kapitalismus zeigt, mit großem Kindersegen nicht gut vereinbar sind (S. 251). Sie schränken daher ihre Fruchtbarkeit künstlich ein. So kommen wir

nach langen Irrfahrten schließlich bei demselben Auskunftsmittel an, das schon der junge, vom Marxismus noch spärlich erleuchtete Kautsky im Jahre 1880 empfohlen hat.*) Kautsky scheint es nicht für unmöglich zu halten, daß die Bürgerinnen der sozialistischen Zukunft in der weisen Beschränkung sogar zuviel des Guten leisten könnten. Der bergeversetzende Glaube an die Vortrefflichkeit der neuen Ordnung stellt aber auch da zur rechten Zeit sich ein. Die sozialistische Gesellschaft entwickelt einfach eine Sexualmoral, welche die Bevölkerung nicht nur quantitativ sondern auch qualitativ den Bedürfnissen der Gesellschaft anpaßt. Der Sozialismus beschert uns auch die Verwirklichung der Sozial-Eugenik und der Rassenhygiene. Wenn heute Eltern schwächliche Kinder in die Welt setzen, so sind nicht die Eltern, sondern die sozialen Verhältnisse verantwortlich zu machen. In der sozialistischen Gesellschaft darf aber die Gesellschaft, das ist vermutlich der erste Paragraph ihrer ungeschriebenen Verfassung, für nichts mehr verantwortlich gemacht werden, da fällt das ganze Odium mit voller Wucht auf die Eltern, die ungeeignete Nachkommen aufweisen. So ist also auch in dieser Hinsicht die sozialistische Verfassung die denkbar beste aller Gesellschaftsordnungen; quod erat demonstrandum. „Ein neues Geschlecht wird erstehen, stark und schön und lebensfreudig, wie die Helden der griechischen Heroenzeit, wie die germanischen Recken der Völkerwanderung, die wir uns als ähnliche Kraftnaturen vorstellen dürfen, wie etwa heute noch die Bewohner Montenegros.“ (S. 267.) Sehr merkwürdig, daß Kautsky diese eminent kriegerischen Typen uns zum Vergleiche vorführt, während es in der sozialistischen Gesellschaft doch ganz friedlich zugehen soll, noch friedlicher selbst als auf sozialdemokratischen Kongressen.

Kautsky ist stolz auf seine durch Marx und Engels aus der Hegelschen Schule erworbene Dialektik. Es bewegt sich alles in schroffen Gegensätzen. Der Ueberfluß an Nahrungsmitteln bedingt den Mangel, der Mangel den Ueberfluß, die Uebervölkerung die Entvölkerung und umgekehrt. Die Kultur vernichtet Kunst und

*) Bebel (Die Frau und der Sozialismus, 50. Aufl. 1910, S. 506, 507) ist bekanntlich anderer Meinung. Er glaubt, — auf ein bißchen Glauben mehr oder weniger kommt es ja bei ihm nicht mehr an — daß sich die Regulierung der Volkszahl in einer naturgemäß lebenden Gesellschaft ohne schädliche Enthaltsamkeit und ohne widernatürlichen Präventivverkehr vollziehen werde. Entwickeln doch Pflanzen in gutem und fett gedüngtem Boden keinen Samen. Warum soll also nicht ein Teil der Genossen und Genossinnen auf der fetten Weide der sozialistischen Produktionsweise nicht auch steril werden?

Wissenschaft auf der einen Seite und bringt sie auf der anderen zur höchsten Entfaltung. Je schlechter alles ist, um so näher ist die Besserung herangerückt. Vom Wellental der höchsten Ausbeutung wird das Proletariat auf den Wellenberg der höchsten Glückseligkeit und zwar dauernd gehoben usw. Es entspricht einer Methode und einem Stile, der mit Karikaturen arbeitet, daß diese Kapitel, in denen nur Wunderglaube und das kritische Tageslicht schlecht vertragende Theatermalerei herrschen, mit einem begeisterten Hymnus auf die Wissenschaft abgeschlossen werden. So soll dem naiven Leser, wenn er endlich das Buch zuklappen kann, wohl noch gar die Idee suggeriert werden, er habe nicht einen sozialistischen Jules Verne, sondern ein Werk ernster Wissenschaft in der Hand gehabt.

Da weder über die Familienverfassung, noch über die ökonomische Verantwortlichkeit der Eltern für die Kinder, noch über die Einkommenverteilung der sozialistischen Ordnung irgendetwas zuverlässig bekannt ist, wird ein besonnener Kritiker mit Kautsky über das Bevölkerungsgesetz im Sozialismus ebensowenig streiten, wie über den Bevölkerungswechsel unter den Marsbewohnern. Ich bin aber unbesonnen genug, doch eine Frage an Kautsky zu richten. Wie steht es mit den Nationalitäten und Rassen in der völkerbefreienden sozialistischen Weltrepublik? Der Oesterreicher Kautsky weiß, daß, je länger je mehr, die sozialistischen Proletarier Oesterreichs in dieselben Nationalitätenkämpfe geraten wie das „verrottete Bürgertum". Die relative Indifferenz des sozialistischen Proletariates gegen Nationalitätsfragen in früheren Zeiten war nicht das Zeichen einer sehr hohen, sondern einer sehr geringen Entwicklungsstufe des Proletariats. Wird mit dem Kapitalismus auch der Nationalismus zusammenbrechen durch Einführung des Esperanto als Weltsprache nach dem Rezepte des Antimilitaristen Hervé in Frankreich? Und werden bei einheitlicher Verständigungssprache auch die Rassengegensätze verschwinden? Wenn nicht, was wird geschehen, sofern etwa bei den tschechischen, russischen, chinesischen oder schwarzen Mitbürgerinnen die mütterlichen Instinkte so stark bleiben, daß sie sich lieber in der Aufzucht einer zahlreichen Nachkommenschaft als in Kunst und Wissenschaft ausleben, während die Genossinnen in den deutschen, französischen oder englischen Ländern für eine weitgehende weise Beschränkung eintreten; wenn einzelne Rassen annehmen, der Höhepunkt der Entwicklung auf Erden sei erst dann erreicht, nachdem sie allein die ganze Erde bewohnen?

Ich gebe ohne weiteres zu, das alles sind sehr unbillige und

indiskrete Fragen. Aber Leuten gegenüber, die, wie Kautsky, alles wissen, was war, was ist und was sein wird, kann man diese Neugierde kaum überwinden.

Vom deutsch-österreichischen Kautsky gelangen wir zu Plechanow*), dem russischen Kautsky, oder dem „Vater des Marxismus“ in Rußland. Plechanow (Beltow) war ursprünglich Narodnik, also ein Anhänger der Lehre, daß in Rußland der Sozialismus ohne kapitalistisches Zwischenspiel unmittelbar aus der kommunistischen russischen Dorfverfassung (Obtschina) heraus verwirklicht werden könnte. Er hat sich aber bald zum orthodoxen Marxismus bekehrt und gehört nun schon seit Jahrzehnten mit Axelrod und Vera Sassulitsch zu den hervorragendsten Vertretern der reinen Lehre. Die Vorrede, welche der Uebersetzer dem Büchlein vorausschickt, hebt rückblickend hervor, daß Plechanow auch während der russischen Revolution genau die Taktik befolgt habe, die von Marx vor mehr als einem halben Jahrhundert im „kommunistischen Manifest“ empfohlen wurde. Man kann in der Tat als Revolutionär nicht mehr konservativer sein. Diese Haltung verdient um so größere Bewunderung, als die Geschichte die Unrichtigkeit der dort von Marx erteilten Ratschläge längst erwiesen hat. Sollte nach Marx die bürgerliche Revolution in Deutschland (1848) ja nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein. Man müßte daher bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat herausarbeiten, damit die deutschen Arbeiter sogleich die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, welche die Bourgeoisie mit ihrer Herrschaft herbeiführen müßte, als ebensoviele Waffen gegen die Bourgeoisie kehren könnten; damit nach dem Sturze der reaktionären Klassen sofort der Kampf gegen die Bourgeoisie selbst aufgenommen würde.

Unter dem Einflusse dieser vortrefflichen Ratschläge haben dann auch Plechanow und Konsorten, nachdem die Erfolge der Japaner und die Empörung des ganzen russischen Volkes den Absolutismus ohne ihr Zutun gestürzt hatten**), sofort damit begonnen, die eigent-

*) Die Grundprobleme des Marxismus. Autorisierte Uebersetzung von Dr. M. Nachimson. Stuttgart 1910.

**) Die entscheidende Aktion, der große politische Oktoberstreik 1905, ist von der bürgerlichen Intelligenz organisiert und geleitet, von den Arbeitgebern, welche ihren streikenden Arbeitern den vollen Lohn ausbezahlten, aber erst finanziell möglich gemacht worden. Das wird, nachdem es schon durch Tscherewanin „Das Proletariat und die russische Revolution“, Stuttgart

liche Trägerin der Bewegung, die konstitutionelle-demokratische Partei, die sogenannten Kadetten, aufs Gehässigste zu bekämpfen und den bewaffneten Aufstand zur Einführung einer demokratischen Republik zu betreiben. Bei den Wahlen zur ersten Duma, die als eine kadettische Kompromißeinrichtung namentlich auf Wunsch des jüdischen Arbeiterbundes boykottiert werden sollte, wurden die Wählerversammlungen der Kadetten gesprengt und zum Gaudium der Reaktion die Kraft der Duma von vornherein gelähmt. Man erklärte die „Revolution in Permanenz", ließ durch den Petersburger Arbeiterdeputiertenrat die gewaltsame Einführung des Achtstundentages beschließen, verkündete die unmittelbar bevorstehende, auf das Bauertum gestützte Diktatur der revolutionären Sozialdemokratie und zeterte über den Verrat des feigen Bürgertums, als dieses sich unter diesen Umständen der Regierung wieder näherte. Besonnene russische Sozialdemokraten sehen heute klar ein, wie verfehlt dieses ganze Vorgehen gewesen ist und verlassen das Lager des großen Verführers Marx.

Plechanow könnte kein orthodoxer Marxist mehr sein, wenn er zu dieser Auffassung käme. Er kann nicht begreifen, daß anderen der Marxismus nicht genügt. Er steht daher heute außerhalb der beiden sozialdemokratischen Fraktionen. Die eine, der er früher angehörte, die Menschewiki, ist ihm zu opportunistisch geworden, während die andere, die Bolschewiki, anfängt, wenigstens in philosophischer Hinsicht, anderen Göttern als Marx zu opfern, Männern wie Mach, Avenarius, Ostwald und Dietzgen. Plechanow erkennt aber, wie der Uebersetzer rühmt, mit großem Scharfsinn, daß der Versuch, aus dem Marxismus die materialistische Philosophie Feuerbachs auszuschalten, auch in anderer Hinsicht dem „Revisio-

1908, S. 50 und 54, anerkannt worden war, jetzt auch in der „Neuen Zeit" (vgl. XXVIII. 2. Bd. S. 912) zugegeben, ohne daß aber die naheliegenden Konsequenzen für die von Rosa Luxemburg entfachte Massenstreik-Agitation gezogen würden. Wenn sich der russische Marxismus rühmt, den Absolutismus gestürzt zu haben, so geschieht es mit demselben Rechte, mit dem der bekannte „dumme August" im Zirkus die anderen Artisten geltenden Beifallsbezeigungen auf sich bezieht. Vgl. dazu auch die wertvollen Ergänzungen in dem Artikel Dr. Quessels in den „Sozialistischen Monatsheften", 1910, S. 1244 ff. Es ist überhaupt lehrreich, die Artikel, welche die „Sozialistischen Monatshefte" über die russische Revolution gebracht haben, mit denen der „Neuen Zeit" zu vergleichen. Während in den Monatsheften eine in der Regel durchaus zutreffende Beurteilung des Ganges der Dinge zu finden ist, haben die Mehring und Kautsky in der Verkennung der Lage nicht nur das Aeußerste geleistet, sondern infolge der Autorität, die sie im rechtgläubigen sozialistischen Rußland besitzen, sich auch zu Mitschuldigen an der verfehlten Taktik der russischen Sozialdemokratie gemacht.

nismus" Tür und Tor öffnen würde. Es gilt also, auf der Hut zu sein. Wenn nun behauptet wird, Plechanow behandle hier fast sämtliche Fragen des philosophischen und historischen Materialismus und suche dabei alle beachtenswerte Einwände zu widerlegen, die von bürgerlicher oder revisionistischer Seite gegen ihn erhoben wurden, so ist das eine starke Aufschneiderei. Plechanow scheint die Arbeiten von Masaryk, Rickert, Windelband, Avenarius, Mach, Ostwald nicht einmal zu kennen. Jedenfalls verrät er von dieser Kenntnis nichts. Immerhin ist anzuerkennen, daß er sich nicht, wie Mehring es getan hat, ausdrücklich dieser Nicht-Kenntnis rühmt. Da Plechanow Russe ist und auch als Emigrant in Frankreich oder der französischen Schweiz gelebt hat, so soll es ihm nicht besonders verübelt werden, daß er diese deutschen Autoren nicht studiert hat. Weit bedenklicher ist es, daß er auch die glänzenden russischen Arbeiten von Struve und Tugan-Baranowski, die er kennen muß, hier ignoriert. Nur mit Stammler wird eine ganz unzulängliche Auseinandersetzung versucht. An Stelle einer gründlichen Widerlegung der Argumente, welche von den Kritikern des historischen Materialismus vorgebracht worden sind, tritt der Hinweis auf den Einfluß, den äußere geographische Bedingungen auf das wirtschaftliche und gesamte übrige Leben der Naturvölker ausüben. Dieser Einfluß ist meines Wissens kaum je in Abrede gestellt worden, beweist aber gar nichts für die Geltung der materialistischen Geschichtsauffassung. Nirgends finden wir, daß die äußeren wirtschaftlichen Verhältnisse das Leben der Naturvölker in religiöser, rechtlicher und sozialer Beziehung ganz eindeutig bestimmen. Es finden sich vielmehr viel größere Unterschiede in allen diesen Beziehungen vor, als den äußeren Umständen entspricht. Sodann brauchen Gesichtspunkte, die für die Naturvölker zutreffen, noch lange nicht in demselben Maße zur Erklärung der Geschichte der Kulturvölker brauchbar zu sein.

Die ganze Schrift von Plechanow zeigt nur, wie wenig selbst die gewaltigen Ereignisse der russischen Revolution imstande gewesen sind, ihm zur Lehre zu dienen. Unbeirrt durch das klägliche Fiasko seiner Partei versichert er im Anschlusse an Marx, daß „sich die Menschheit immer nur Aufgaben stellt, die sie lösen kann". Die „Menschheit" bedeutet nach Plechanow eine Klasse, die in einem gewissen Zeitpunkte die großen Interessen der Menschheit vertritt. Diese Klasse ist natürlich das Proletariat, soweit es sich von einer Handvoll marxistischer Doktrinäre bevormunden läßt. Die großen

Massen, die von den Marx-Gläubigen nichts oder nichts mehr wissen wollen, zählen einfach nicht mit. Wer nun glauben sollte, daß sich die Menschheit in den Versuchen der russischen Sozialdemokraten, die bürgerliche Revolution in eine soziale Revolution zu verwandeln, doch Aufgaben gestellt habe, die sie nicht lösen konnte, der wird über den Unterschied belehrt zwischen dem Wirklichen und dem, was nur wirklich scheint. In Wirklichkeit war, wie die russische Sozialdemokratie triumphierend verkündigte, die eklatante Niederlage im Moskauer Dezemberaufstand nur eine „formelle Niederlage, welche die Kräfte der Revolution verdoppelte", also ein Sieg. Ich fürchte sehr, daß die Tausende und Abertausende, welche durch die Taktik der russischen Sozialdemokratie auf das Schaffot, in die Gefängnisse und die Verbannung gebracht worden sind, den „unwirklichen" Sieg des Zarismus als einen sehr wirklichen empfunden haben werden. Wer nach so entsetzlichen Erfahrungen sich noch nicht veranlaßt sieht, die gegnerische Kritik, die an seinen Ueberzeugungen geübt wird, ernsthaft zu prüfen, kann nur noch den Forschern Interesse einflößen, welche die Monomanie zum Gegenstand ihres Spezialstudiums gewählt haben.

Es soll Plechanow aber nicht Unrecht geschehen. Er ist der modernen Wissenschaft nicht so unzugänglich, wie es scheint. Die de Vriessche Mutationstheorie, d. h. die Lehre von der „sprunghaften" Entwicklung der Arten, ist ihm ungemein sympathisch. Vermutlich hat diese Lehre dann auch mitgewirkt, als die russische Sozialdemokratie während der Revolution die Klasse, die historisch berufen ist, den „Sprung in das Reich der Freiheit" zu tun, vor allem „auf die Unvermeidlichkeit dieses Sprunges hinwies". —

Man darf aber keineswegs glauben, daß der für die „sprunghafte" Entwicklung schwärmende Verfasser nicht auch Reformen, „allmähliche Aenderungen", wünschte. Man muß vielmehr Reformen erkämpfen ohne dabei aufzuhören, die Revolution zu propagieren. Dadurch werden „Reformen" und „Endziel" vereinigt. Wer glaubt, daß Reform und Revolution Gegensätze seien, beweist nach Plechanow nur „seine eigene Unfähigkeit, den Geist und die Methode des modernen wissenschaftlichen Sozialismus zu begreifen". Ich bekenne mich offen zu dieser Unfähigkeit. Ich bin auch unfähig, zu begreifen, wie man im Anschlusse an Marx mit Recht eine sozialistische Revolution in Rußland noch für unmöglich halten kann, da die Produktivkräfte für diese Revolution noch ungenügend entwickelt

sind, und wie man trotzdem eine Politik vertreten hat,*) die, wenn sie überhaupt einen Sinn haben sollte, unmittelbar auf die sozialistische Revolution, auf die „Revolution in Permanenz“ lossteuerte.

Während Plechanow m. W. niemals einen direkten Einfluß auf die deutsche Arbeiterbewegung zu nehmen versucht hat, erdreistet sich sein Landsmann Dr. Helphant, der aus mir nicht bekannten Gründen unter dem nom de guerre Parvus schreibt, alle Regungen von Vernunft in der deutschen Sozialdemokratie oder Gewerkschaftsbewegung in der gehässigsten Weise zu schulmeistern. Er wird darin nur von seiner geistigen Zwillingsschwester, der aus Russisch-Polen stammenden Dr. Rosa Luxenburg übertroffen. Die Niederlage der russischen Sozialdemokratie hat die unerwünschte Wirkung, daß „Parvus“ sich nunmehr wieder „voll und ganz“ der Aufklärung der deutschen Genossen zuwendet. Während Plechanow, wie es scheint, während der Revolution immerhin, wenn auch mit geringem Nachdruck, vor der maßlosen Ueberschätzung der Kraft des russischen Proletariats gewarnt hat, gehörte Parvus derjenigen Gruppe an, die eine revolutionäre, auf das revolutionäre Proletariat sich stützende Regierung „durch eine Konstituante oder außerhalb dieser“ etablieren wollte.**) Man sollte nun glauben, daß Leute, die ihren Nichtbefähigungsnachweis so gründlich erbracht haben, entweder das dringende Bedürfnis zu einer stillen Einkehr bei sich selbst empfinden müßten, oder daß die deutsche Partei sich wenigstens auf das entschiedenste weitere Belästigungen von ihrer Seite verbitten würde. Weder das eine noch das andere trifft wirklich zu. Ein rechtgläubiger Marxist besitzt eben einen Freibrief, sich überall einzumischen. So läßt sich auch hier eine Berücksichtigung seiner neuesten Leistung nicht umgehen.***)

Parvus hat sich das dankbarste Thema, das es für einen Marxisten gibt, auserkoren, nämlich die Konzentration im Bankwesen und in der Großindustrie. Er stützt sich vor allem auf „bürgerliche“ Forschungen, wie die bekannten und vortrefflichen Arbeiten von Jeidels und Rießer. Auf das konfuse Durcheinander von Marx-Thesen und Lesefrüchten aus der neueren nationalökonomischen

---

*) Vergl. Max Weber, Zur Lage der bürgerlichen Demokratie in Rußland. Archiv für Sozialwissenschaft. XXII. Band. 1. Heft. Beilage S. 53 ff. (bez. 281 ff.) Tübingen 1906.

**) Vergl. Tscherewanin, Das Proletariat und die russische Revolution. 1908. S. 75.

***) Der Staat, die Industrie und der Sozialismus. Kaden & Komp. Dresden-A. o. J.

Literatur soll nicht weiter eingegangen werden. Es genügt ein Bruchteil, um die Sachkunde, mit der „Parvus“ über deutsches Bankwesen schreibt, hinreichend zu kennzeichnen. Auf Seite 104 lesen wir:

„Neben dem Geschäft mit den Banken pflegte nun der Staat seit alters her das eigene Bankgeschäft. Die Staatsbanken wurden groß durch die Notenausgabe. In der Banknote sah der Staat ein Mittel, aus Nichts Geld zu machen.“ Er erkannte aber infolge böser Erfahrungen, daß die Banknoten, um ihren Wert zu behalten, eine Goldreserve nötig haben. „In welchem Verhältnis diese zum Notenumlauf sein muß, darüber gibt es nur Erfahrungssätze, die durch Entwicklung des Warenverkehrs und der Kapitalzirkulation, die fortlaufend neue Kombinationen, Zusammenfügungen, Wechselbeziehungen erzeugen, über den Haufen geworfen werden und immer neu gewonnen werden müssen. Unter diesen Umständen ist die Notenausgabe zu einem Hemmnis der Entwicklung des Geschäfts der Staatsbanken geworden. Um die Goldreserve zu schützen, suchen die Notenbanken den Kredit einzuschränken, statt ihn zu entwickeln, und halten deshalb ihren Diskontosatz bedeutend über dem Diskontosatz der Privatbanken, desgleichen scheuen sie sich, fremdes Geld aufzunehmen. . . . Das Notenprivileg ist deshalb zu einer Last für die Banken geworden. Die Effektenbanken, die kein Notenrecht haben, überflügeln sie in ihren Geschäftsergebnissen. Eine Zusammenstellung der Dividenden der Notenbanken und der Effektenbanken bringt das klar zum Ausdruck:

Dividenden der Notenbanken:

Dividenden in Prozenten.

Name	1909	1908	1907	1906	1905
Reichsbank	5,83	7,77	9,89	8,22	6,15
Bayrische Notenbank . .	10	11	12	11	9
Sächsische Bank	8	9	10	8	6
Württembergische Notenbank	5	6	7	6	$5^1/_4$
Badische Bank	$5^3/_4$	7	8	$6^1/_2$	$5^1/_2$

Dividenden der Effektenbanken:

Dividenden in Prozenten.

Name	1909	1908	1907	1906	1905
Deutsche Bank	$12^1/_2$	12	12	12	12
Diskonto-Gesellschaft . .	$9^1/_2$	9	9	9	9
Dresdner Bank	$8^1/_2$	$7^1/_2$	7	$8^1/_2$	$8^1/_2$

Dividenden der Effektenbanken:

Dividenden in Prozenten.

Name	1909	1908	1907	1906	1905
Schaaffhausen'scher Bankverein	$7^1/_2$	7	7	$8^1/_2$	$8^1/_4$
Darmstädter Bank	$6^1/_2$	6	6	8	8
Berliner Handels-Gesellschaft	9	9	9	9	9
Nationalbank	$6^1/_2$	6	6	$7^1/_2$	7
Kommerz- und Diskonto-Bank	6	$5^1/_2$	$5^1/_2$	$6^1/_2$	$6^1/_2$
Mitteldeutsche Kreditbank	6	$6^1/_2$	$6^1/_2$	$6^1/_2$	$6^1/_2$.

Während die Erträgnisse der Notenbanken im Rückgange begriffen sind, zeigen die Gewinne der Effektenbanken, die auch sonst die anderen im allgemeinen übertreffen, Steigerungen. Die Staatsbanken werden deshalb immer mehr aus ihrer Sonderstellung herausgedrängt, um zum regulären Bankgeschäft überzugehen." So ergibt sich für Parvus die Verstaatlichung des ganzen Bankwesens als Notwendigkeit, und da die Banken bereits Herren oer Industrie sind, vollzieht sich auf diese Weise auch die Verstaatlichung der Industrie usw.

Parvus weiß also nicht:

1. Daß wir in Deutschland keine Notenbanken haben, die Staatsbanken sind. Die „Reichsbank", „Bayrische Notenbank" usw. sind für ihn, der sich an den Namen hält, Banken des Reichs, des bayerischen Staats.

2. Daß wir eine Bankgesetzgebung haben, welche der Reichsbank so weitgehende Prärogativen einräumt und die Diskontopolitik der übrigen Notenbanken so stark an diejenige der Reichsbank bindet, daß der größte Teil der früheren privaten Notenbanken auf das Notenprivileg verzichtet hat. Daß die Reichsbank selbst ihr Notenprivileg als Last empfände, wird in den beteiligten Kreisen gewiß überraschen.

3. Daß ein Vergleich der Dividenden, welche die Aktionäre der Notenbanken beziehen, mit denjenigen der Effektenbanken nicht ohne weiteres vorgenommen werden kann. Die Aktionäre der Reichsbank beziehen infolge der Beteiligung des Reichs an den Reinerträgen der Bank eben nur einen Teil des gesamten Reinertrages, während den Aktionären der Effektenbanken der ganze Reinertrag zusteht. Auch bei einigen der übrigen Notenbanken findet eine gewisse, wenn auch

viel bescheidenere Beteiligung der betreffenden Staaten an den Gewinnen statt. Im Jahre 1908 flossen von dem Gesamtgewinn der Reichsbank, in der Höhe von 37 Millionen, 23 Millionen in die Reichskasse und nur 14 Millionen wurden an die Aktionäre als Dividende ausgeschüttet. Bezieht man den Gewinn der Reichsbank im Jahre 1908 auf ihr Grundkapital von Mk. 180 Millionen, so ergibt sich eine Rentabilität von über 20 %, also eine Gewinnhöhe, welche auch die glänzend rentierende Deutsche Bank niemals erreicht hat. Die Bayrische Notenbank kann sich mit ihren 10—12 % übrigens selbst vom Aktionär-Standpunkte noch immer mit allen anderen Banken, abgesehen von der Deutschen Bank, messen. Es ist also in keiner Weise zutreffend, daß die Effektenbanken die „Staats"-Banken, wie Parvus glaubt, überflügelten und daß man im Interesse der „Staatsbanken" deshalb das Bankgeschäft verstaatlichen müsse.

Vielleicht glauben manche, einem so gesinnungstüchtigen Sozialisten wie Parvus dürfe man es nicht hoch ankreiden, wenn er in der Bankwelt nicht gut Bescheid weiß. So mag denn noch ein zweiter Beweis für die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit des Verfassers vorgeführt werden. Eine seiner Lieblingsthesen bildet die Behauptung, daß die Entwicklung der Produktivkräfte heute schon ausreiche, um allen Volksgenossen eine durchaus behagliche Existenz zu verschaffen. „Die Bourgeoisie in ihrer Gesamtheit, als soziale Schicht, verbraucht keineswegs soviel, daß die Volksmassen deshalb Not leiden sollten. O nein, ernähren könnten die Arbeitermassen die Bourgeoisie schon; das ist eben der Fluch, daß die Bourgeoisie die Arbeiter nicht zum Brote kommen läßt" (S. 32). Oder S. 154: „Wir wissen, daß die gesellschaftlichen Produktivkräfte bereits vollkommen ausreichen, um den Kulturbedarf aller zu befriedigen." Aus anderen Aeußerungen (S. 33) geht hervor, daß ein Jahresverbrauch pro Haushalt von 5000—6000 Mk. für ein kulturelles Dasein erfordert wird. Eine einfache Rechnung auf Grundlage statistischer Daten, die Parvus selbst für seine Darlegungen verwendet, ergibt, daß das Volkseinkommen in Preußen, „um den Kulturbedarf aller" zu decken, 4—5mal so groß sein müßte, als es heute ist. Bei der hohen technischen Entwicklung, die schon heute ein großer Teil unserer Industrie aufweist, und der starken Reduktion der täglichen Arbeitsleistung im Sozialistenstaate (Kautsky rechnet, wie wir früher sahen, schon mit einem 5 Stundentage) ist es mir ganz unfaßbar, woher diese Steigerung kommen soll, selbst wenn für alle arbeitsorganisatorischen

Fragen eine ideelle Lösung gefunden werden sollte. Für Kautsky, Parvus und die ganze Sekte der Glaubensstarken gibt es überhaupt nur abstrakt technische Probleme. Von der Arbeitsorganisation sprechen sie gar nicht, geschweige denn, daß sie imstande wären, auch nur einen schwachen Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Ueberlegenheit einer sozialistischen Produktionsweise vorzuführen.

Wie immer man über die wissenschaftlichen Leistungen der Klassiker des deutschen Sozialismus denken mag, niemand wird bestreiten, daß selbst die schwächeren Arbeiten von Marx, Engels und Lassalle turmhoch über den Produktionen stehen, mit welchen heute ihre Epigonen das heiße Sehnen unserer Arbeiterklasse nach Wissen befriedigen. Steine, statt Brot! —

Es kann auch nicht befremden, daß der Sozialismus deshalb heute, wenigstens in der dogmatischen Fassung, die er durch die Epigonen des Marxismus erhalten hat, auf streng wissenschaftlich denkende Männer keine große Anziehungskraft mehr ausübt. Insofern ist das Thema „Der Sozialismus und die Intellektuellen“, das der Wiener Max Adler behandelt,*) durchaus aktuell. Während die geistige Impotenz der deutschen oder, besser gesagt, der in Deutschland lebenden Marx-Apostel auch darin zutage tritt, daß sie keinen Nachwuchs besitzen, sind aus dem Wiener Milieu einige junge Gelehrte hervorgegangen, die sich, wenigstens heute noch, zum orthodoxen Marxismus zählen. Max Adler gehört zu diesen jungen Marxisten, um welche unsere Mehring, Kautsky usw. die Donaustadt beneiden. Er besitzt eine in sozialdemokratischen Kreisen ziemlich selten gewordene Vertrautheit mit der klassischen deutschen Philosophie und kann deshalb von vornherein auf höhere Beachtung auch außerhalb der orthodoxen Zirkel rechnen. Seine Arbeiten „Immanuel Kant zum Gedächtnis“, „Kausalität und Teleologie im Streite um die Wissenschaft“, „Karl Marx als Denker“ dürfen durchaus ernst genommen werden. In der vorliegenden Broschüre zeigt sich der Verfasser leider in weniger vorteilhafter Beleuchtung. Er sucht in deduktiv-abstrakter Weise die Sozialdemokratie als einzige Kulturpartei hinzustellen, deren Ziele daher mit den Lebenszwecken der „Intellektuellen“ identisch sind. Indem Sozialismus und Sozialdemokratie ebenso wie die Bezeichnung Intellektuelle als eindeutige, einheitliche Begriffe verwendet werden, während die Flagge dieser Worte doch außerordentlich verschiedene

*) Wien 1910. Ignaz Brand & Co.

Bestrebungen und Persönlichkeiten deckt, wird für Trugschlüsse ein weites Feld gewonnen. Daß an Stelle von Beweisen nur zu oft einfach die Bezugnahme auf irgendeinen Ausspruch von Marx tritt, wird wirkliche Intellektuelle nicht sympathisch berühren. Der Autor schildert in sehr beweglichen Worten die Einschränkung der Geistesfreiheit, welche heute etwa die Intellektuellen im Staatsdienste oder in bürgerlichen Berufen erfahren. Daran, daß innerhalb der marxistischen Sozialdemokratie die Beschränkung des freien Denkens soweit geht, daß wissenschaftlich begabte Sozialdemokraten sich nach der Geistesfreiheit der Türkei sehnten (NB. noch vor der jungtürkischen Revolution!), darüber gleitet Adler schonend hinweg. Falls er nochmals die ja in der Tat recht interessante Frage behandeln sollte, möchte ich ihm empfehlen, die Stellung der „Intellektuellen“ in denjenigen Gemeinwesen etwas eingehender zu studieren, in denen schon heute die Sozialdemokratie oder wenigstens eine Arbeiterdemokratie maßgebend geworden ist. Professor Manes schließt einen Bericht über Australien und Neuseeland in der Internationalen Wochenschrift mit der Versicherung, „ein Paradies für die Handarbeiter, eine Hölle für die Kopfarbeiter.“

Ich fürchte deshalb nicht, daß diese Schrift dazu beitragen wird, das intellektuelle Defizit des orthodoxen Marxismus zu decken. Selbst in der „Neuen Zeit“ gibt ein Rezensent zu,*) daß die Adlersche Schrift nur Leuten, die bereits gewonnen sind, einleuchten werde. Das ist natürlich die denkbar schlechteste Note, die man einer Werbeschrift ausstellen kann.

Nimmt man nach Schriften der geschilderten Art die Broschüre von Arthur Schulz**) zur Hand, so ist einem zumute, als ob man aus einem Narrenhause wieder unter geistig gesunde Menschen versetzt würde. Der Verfasser stammt aus den ländlichen Verhältnissen Ostpreußens und hat sich, wie aus manchen Aeußerungen hervorgeht, auch ein starkes Heimatsgefühl, wie es bei Sozialdemokraten selten angetroffen wird, bewahrt. Durch längeren Aufenthalt in München sind ihm auch süddeutsche Agrarzustände vertraut geworden. Er arbeitet überdies mit dem gesamten Rüstzeug der wissenschaftlichen Agrarliteratur. Die Aufgabe, die er sich stellt, besteht darin, zu zeigen, daß die klein- und mittelbäuerlichen Verhältnisse des Südens im Vergleiche zu den Großbetrieben Nord-

*) Neue Zeit, XXVIII. 2 Bd. S. 853.

**) Oekonomische und politische Entwicklungstendenzen in Deutschland. München. G. Birk & Co. o. J.

ostdeutschlands durchaus nicht als rückständige charakterisiert werden dürfen. Die materialistische Geschichtsauffassung der Marx-Gläubigen erklärt ja den Reformismus der süddeutschen Sozialdemokraten durch die „weniger entwickelten" Zustände des Südens und Westens. Nach Schulz, der damit nur die Ergebnisse der neueren Agrarliteratur resumiert, ist das ostdeutsche Rittergut weder technisch noch sozial dem bäuerlichen Betriebe überlegen. Die Zukunft gehört auch in Ostelbien dem Bauerntume. Die Ansiedlungsaktionen der preußischen Regierung und des „polnischen Gemeinwesens" stehen mit den herrschenden Entwicklungstendenzen in voller Harmonie. Je mehr aber in Ostdeutschland das Bauerntum emporkommt, desto mehr wird auch die Sozialdemokratie den berechtigten Wünschen der Agrarbevölkerung entsprechen müssen, wenn sie als politischer Faktor nicht abdanken will. Zu den berechtigten Forderungen der Landwirte rechnet Schulz, im Gegensatz zur sozialdemokratischen Parteileitung, auch Vieh- und Fleischzölle (S. 84). Die wichtigste Aufgabe der sozialdemokratischen Abgeordneten im preußischen Landtage bestände darin, die Ansiedlungsbestrebungen so zu fördern und zu gestalten, daß auch deutsche Arbeiter zu bäuerlicher Selbständigkeit gelangen könnten. „Auch wir wollen den deutschen Osten, wo mit die besten Wiegen unseres Volkes stehen und von wo noch in jeder Generation ein Ver sacrum deutschen Geistes ausgezogen ist, deutscher Kultur erhalten wissen" (72).

Schulz beurteilt die Aussichten des landwirschaftlichen Großbetriebes ungünstiger als mir für eine rein wissenschaftliche Betrachtung gerechtfertigt zu sein scheint. Trotzdem kann seine äußerst lesbare und inhaltsreiche Schrift zur Lektüre bestens empfohlen werden. Wenn sie in landwirtschaftlicher Hinsicht nichts Neues sagt oder Bedenken erregt, dann wird sie doch die interessante Bekanntschaft eines neuen sozialdemokratischen Typs vermitteln. Jedenfalls gähnt zwischen Männern wie Schulz und den alten revolutionären Utopisten eine weit tiefere und breitere Kluft als zwischen Schulz und vielen Männern anderer Parteien, die Konservativen nicht ausgenommen.

So beachtenswert viele Arbeiten der revisionistischen Richtung, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, erscheinen mögen, es ist doch sehr fraglich, ob die Arbeitermassen aus dem dogmatischen Schlummer, in den sie das marxistische Epigonentum eingelullt hat, durch die revisionistische Literatur aufgerüttelt werden können. Die Revisionisten, zum guten Teil Akademiker, schreiben

weniger populär und drücken sich, um nicht vor die Inquisitionstribunale der Partei geschleppt zu werden, diplomatischer aus, als mit der Einwirkung auf Massen verträglich scheint. Da die Organisationen, die den Massenvertrieb der sozialdemokratischen Literatur besorgen, in den Händen der orthodox gesinnten Mehrheit liegen, steht auch in dieser Hinsicht die Verbreitung des sozialistischen Kritizismus unter keinen vorteilhaften Bedingungen.

Es ist sehr zu begrüßen, daß neuerdings einzelne unabhängige Verleger (B. G. Teubner, Quelle & Meier, Göschen, Alfred Kröner u. a.) auf die Entwicklung einer populärwissenschaftlichen Literatur große Aufmerksamkeit verwenden, die vielfach in bezug auf Schreibweise, Umfang und Preis auch den Bedürfnissen der Arbeiterklasse entspricht. In dem Verlag von Alfred Kröner, Leipzig, ist vor kurzem Friedrich Albert Langes klassisches Buch „Die Arbeiterfrage" von Dr. Grabowski herausgegeben worden. Mögen auch mehr als drei Jahrzehnte verflossen sein, seit dieses Buch von seinem Autor die letzte Fassung erhielt, so sind seine Ideen doch nichts weniger als veraltet, ja sie können vielleicht heute besser verstanden und gewürdigt werden als in den Zeiten, in denen sie erstmals ausgesprochen worden sind. Damals war man selbst in gebildeten Kreisen noch nicht weit genug, um Lange ganz folgen zu können, so klar und glänzend er auch seine Gedanken zu entwickeln imstande war. Grabowski hat sich leider nicht damit begnügt, die „Arbeiterfrage" in der letzten Fassung durch den Autor, etwa mit Streichung einiger heute gegenstandslos gewordener Anmerkungen, herauszugeben. Er hat nicht nur manches aus den früheren Auflagen in den Text aufgenommen, sondern auch Streichungen und „Verbesserungen" eigenen Gepräges vorgenommen. Das wäre noch nicht zu beanstanden, wenn die vom Herausgeber herrührenden Textstellen als solche ersichtlich gemacht würden. Das ist nicht der Fall. Grabowski erklärt, er habe ein lesbares Volksbuch schaffen wollen, es sei daher nicht möglich gewesen, nach philologischen Gesichtspunkten vorzugehen. Diese Auffassung kann nicht zugegeben werden. Es würde auch, ohne den Leser irgendwie zu stören, sehr wohl möglich gewesen sein, in einem Anhange die Zusätze des Herausgebers als solche zu bezeichnen, wenn er schon nicht zu dem einfachen Mittel der Einklammerung seine Zuflucht nehmen wollte. Jetzt kann der Leser nur durch umständlichen Vergleich mit den Urtexten feststellen, ob er es mit Lange oder Grabowski zu tun hat. Soweit ich die Texte kontrolliert habe, sind die Text-

verbesserungen größtenteils sehr harmloser Art. So wird z. B. S. 41 an Stelle von „herrschender Volkswirtschaftslehre" „Manchesterlehre" gesetzt, da Lange bei den betreffenden Ausführungen in der Tat die damals herrschende Manchesterlehre im Auge hatte; S. 46 ist „Gewerkschaftswesen" zwischen „Volksbildung" und „Genossenschaftswesen" unter die Reformen, die noch „nicht die eigentliche Lösung der großen Aufgabe" sind, eingefügt worden. Hier kann man schon fragen, ob Lange das Gewerkschaftswesen nicht wesentlich höher als das Genossenschaftswesen eingeschätzt hat. Bedenklicher sind die Auslassungen im Schlußkapitel. Es ist mir nicht recht verständlich, warum S. 89 bei dem „vierten Prinzip" fast drei Druckseiten mit Gedanken ausgefallen sind, die auch heute noch Interesse einflößen.

Diese Editionsfehler sind um so mehr zu beklagen, als sie den sozialdemokratischen Hütern der reinen Marxlehre den vermutlich recht willkommenen Vorwand geliefert haben, das Buch sofort mit ihrem Anathema zu stigmatisieren*), ein Umstand, der der Verbreitung gerade in denjenigen Arbeiterkreisen, welchen Lange viel zu sagen hätte, empfindlich im Wege stehen dürfte. Man wird den Verlust, den die Sache der deutschen Arbeiter dadurch erlitten hat, daß Lange in den besonders kritischen Jahren 1866—1872 der Schweiz angehörte und bei seiner Rückkehr in die Heimat bereits ein todkranker Mann war, nicht überschätzen können. Die Züricher, denen er durch seine in Zürich verlebte Jugendzeit nahestand, würden ihre demokratische Verfassungsrevision auch ohne ihn zu einem glücklichen Ende gebracht haben, in der deutschen Arbeiterbewegung gab es niemand, der die durch seine Uebersiedlung eingetretene Lücke zu schließen vermochte.

Diese Ueberzeugung drängt sich wieder mit großem Nachdruck bei der Lektüre eines Buches auf, das Gustav Mayer**) der Persönlichkeit Johann Baptist von Schweitzers gewidmet hat. Es ist eine überaus fleißige, gewissenhafte, vortreffliche Studie, die auch mancherlei bisher unbekanntes Material verwertet. Trotz all dieser Vorzüge befriedigt das Werk nicht ganz. Ich kann wenigstens die Empfindung nicht los werden, daß der aufgebotene Apparat doch nicht in dem rechten Verhältnisse

*) Soeben ist auch durch Mehring Lange's Arbeiterfrage nach dem Texte der radikaleren ersten Auflage von 1865 mit entsprechendem Kommentar als „sozialistischer Neudruck" im Verlag der Buchhandlung Vorwärts 1910 herausgegeben worden.

**) Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Jena, G. Fischer. 1909.

zu der Persönlichkeit steht, welcher er gilt. Ein Buch von 448 Seiten Großoktav wird einem Manne gewidmet, der nur wenige Jahre an der Spitze eines Zweiges der deutschen Arbeiterbewegung gestanden und ihr keineswegs ein bleibendes Gepräge verliehen hat. Wieviele Bände müßten auf Marx und Engels, auf Lassalle, auf Bebel und Liebknecht verwendet werden, wenn bei der Schilderung ihres Wirkens derselbe Maßstab zur Anwendung käme? Mit peinlicher Gründlichkeit und Umständlichkeit wird die ganze Familiengeschichte und Genealogie der v. Schweitzer-Allesina vor uns ausgebreitet, obwohl sie zum Verständnis der politischen Rolle des Mannes doch eine mehr als bescheidene Ausbeute liefert. Wesentlich ist allein, daß Schweitzer ein aus konservativ-klerikalem Milieu stammender, von Jesuiten erzogener Frankfurter Patriziersohn war, der, ewig von Wucherern umstrickt, den bürgerlichen Emporkömmlingen, welche die von ihm so schwer entbehrten Reichtümer besaßen, von vornherein sehr viel kritischer gegenüberstand, als dem reaktionären Feudaladel. Man hat wohl geglaubt, daß sich dieser durch Macchiavelli geschulte Aristokrat nur deshalb in die Arbeiterbewegung stürzte, weil er durch ein Sittlichkeitsdelikt in anderen Kreisen unmöglich geworden war. Mayer zeigt sehr gut, daß Schweitzer schon vor seiner Verurteilung auf sozialistischem Boden stand. Die Wirksamkeit in seiner Heimat wurde aber allerdings durch die Verurteilung selbst in den Arbeitervereinen abgeschnitten. Insofern hat diese Katastrophe die Annäherung an Lassalle und die Uebersiedelung nach Berlin doch mitbestimmt.

Muß Schweitzer als ein Verräter angesehen werden, der, im Solde Bismarcks stehend, die Arbeiterbewegung spaltete und gegen das fortschrittliche Bürgertum verwertete? Nach Mayer trifft dieser Verdacht ebensowenig zu, wie die damals oft geäußerte Behauptung, Bebel und Liebknecht bezögen von dem König von Hannover und dem in österreichische Dienste übergetretenen Minister von Beust die Geldmittel für ihre politische Wirksamkeit. Meyer glaubt all' die Tatsachen, die man als Beweise für Schweitzers Verrat anführte, mühelos auf andere Weise erklärlich machen zu können. Er stimmt insofern mit Mehring überein, der ebenfalls, im Widerspruche mit Bebel, Schweitzer für schuldlos hält. Immerhin bleibt manches in Dunkel gehüllt. Ob Schweitzer tatsächlich den behaupteten großen Aufwand trieb und woher er, bejahendenfalls, die Mittel dazu beschaffte, das sind Fragen, die auch durch Mayer nicht restlos beantwortet werden. Dagegen läßt sich das größere Verständnis, das

Schweitzer im Gegensatze zu Bebel und Liebknecht für Preußen und Bismarck besaß, gewiß aus seiner politischen Begabung und den Traditionen ableiten, die er als Nachfolger Lassalles bei der Leitung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu respektieren hatte. Im übrigen ist das Maß nationaler Gesinnung, das diese als kgl. preußische Regierungssozialisten verhöhnten Lassalleaner aufbrachten, nicht absolut, sondern nur im Vergleiche mit den ganz unqualifizierbaren Leistungen von Liebknecht und Bebel bemerkenswert gewesen.

Die rüden Preßfehden und Verleumdungskampagnen, welche „Lassalleaner" und „Internationale" gegen einander führten, werden mit einer Ausführlichkeit wiedergegeben, die manchen Leser zur Verzweiflung bringen wird. Weniger wäre hier wirklich mehr gewesen. Ich fürchte, daß das Buch deshalb nicht soviel gelesen werden wird als man wünschen muß. Es wäre namentlich auch für Sozialdemokraten sehr instruktiv zu sehen, welch' erbärmlicher Taktiker Liebknecht gewesen ist, wie seine Prognosen immer und immer wieder durch den wirklichen Gang der Ereignisse Lügen gestraft wurden. Es klingt heute märchenhaft, daß Liebknecht den norddeutschen Reichstag boykottieren wollte, daß in seinen Augen der Reichstag nur ein Feigenblatt des Absolutismus darstellte, daß er von sozialer Gesetzgebung nichts wissen wollte, solange nicht die preußische Reaktion niedergerungen wäre. Und noch schlimmer blamierte er sich auf dem Gebiete der großen internationalen Politik, das er mit besonderer Vorliebe kultivierte. Die Kennzeichnung Liebknechts, mit dem sich Mayer als wichtigstem Gegner Schweitzers oft befassen muß, gehört meines Erachtens zu den Glanzpartien des Buches. Ich führe aus der großen Zahl feiner Bemerkungen über diesen Don Quixote des großdeutschen demokratischen Republikanertums wenigstens eine an: „Schon bevor er in die Schule von Marx und Engels kam, hatte er diese Ideale unauflöslich verschmolzen mit dem Emanzipationskampf des Proletariats. Seines ursprünglichen ideologischen Adams hat sich Wilhelm Liebknecht, wie schon öfters gezeigt wurde, niemals vollständig entledigt, so sehr er auch später „die schwarz-rot-goldenen Parlamentshähne der Paulskirche" und erst recht deren Epigonen im Reichstage verachten zu dürfen glaubte. Mochte es ihm aber in den Augen von Marx oft schaden, daß die Färbung seiner Gedanken mit historischem Materialismus nicht waschecht genug ausgefallen war, bei einer so auf Ideen und Ideale eingeschulten Bevölkerung, wie es die deutschen

zu der Persönlichkeit steht, welcher er gilt. Ein Buch [illegible] Großoktav wird einem Manne gewidmet, der nur [illegible] der Spitze eines Zweiges der deutschen Arbeiter[illegible] und ihr keineswegs ein bleibendes Gepräge [illegible] viele Bände müßten auf Marx und Engels, auf L[illegible] und Liebknecht verwendet werden, wenn bei [illegible] Wirkens derselbe Maßstab zur Anwendung kam[illegible] Gründlichkeit und Umständlichkeit wird die ganze [illegible] und Genealogie der v. Schweitzer Allsina vor [illegible] obwohl sie zum Verständnis der politischen Rolle [illegible] eine mehr als bescheidene Ausbeute liefert. [illegible] daß Schweitzer ein aus konservativ-katholischem [illegible] von Jesuiten erzogener Frankfurter Patrizier [illegible] von Wucherern umstrickt, den bürgerlichen Empor[illegible] die von ihm so schwer entbehrten Reichtümer [illegible] derein sehr viel kritischer gegenüberstand, als [illegible] Feudaladel. Man hat wohl geglaubt, daß [illegible] Machiavelli geschulte Aristokrat nur [illegible] bewegung stürzte, weil er durch ein Sittlich[illegible] Kreisen unmöglich geworden war. [illegible] Schweitzer schon vor seiner Verurteilung auf [illegible] stand. Die Wirksamkeit in seiner [illegible] durch die Verurteilung selbst in den Arbeiter[illegible] Inzwischen hat diese Kriminalgeschichte [illegible] Ueberredung nach Wesen doch nicht [illegible]

Daß Schweitzer als ein [illegible] Zeit Bismarcks stand, die Arbeiter [illegible] [illegible]

Schweitzer im Gegensatze zu Bebel und Liebknecht für Preußen und Bismarck besaß, gewiß aus seiner politischen Begabung und den Traditionen ableiten, die er als Nachfolger Lassalles bei der Leitung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu respektieren hatte. Im übrigen ist das Maß nationaler Gesinnung, das diese als kgl. preußische Regierungssozialisten verhöhnten Lassalleaner aufbrachten, nicht absolut, sondern nur im Vergleiche mit den ganz unqualifizierbaren Leistungen von Liebknecht und Bebel bemerkenswert gewesen.

Die rüden Preßfehden und Verleumdungskampagnen, welche „Lassalleaner" und „Internationale" gegen einander führten, werden mit einer Ausführlichkeit wiedergegeben, die manchen Leser zur Verzweiflung bringen wird. Weniger wäre hier wirklich mehr gewesen. Ich fürchte, daß das Buch deshalb nicht soviel gelesen werden wird als man wünschen muß. Es wäre namentlich auch für Sozialdemokraten sehr instruktiv zu sehen, welch' erbärmlicher Taktiker Liebknecht gewesen ist, wie seine Prognosen immer und immer wieder durch den wirklichen Gang der Ereignisse Lügen gestraft wurden. Es klingt heute märchenhaft, daß Liebknecht den norddeutschen Reichstag boykottieren wollte, daß in seinen Augen der Reichstag nur ein Feigenblatt des Absolutismus darstellte, daß er von sozialer Gesetzgebung nichts wissen wollte, solange nicht die preußische Reaktion niedergerungen wäre. Und noch schlimmer blamierte er sich auf dem Gebiete der großen internationalen Politik, das er mit besonderer Vorliebe kultivierte. Die Kennzeichnung Liebknechts, mit dem sich Mayer als wichtigstem Gegner Schweitzers oft befassen muß, gehört meines Erachtens zu den Glanzpartien des Buches. Ich führe aus der großen Zahl seiner Bemerkungen über diesen Don Quixote des großdeutschen demokratischen Republikanertums wenigstens eine an: „Schon bevor er in die Schule von Marx und Engels kam, hatte er diese Ideale unauflöslich verschmolzen mit dem Emanzipationskampf des Proletariats. Seines ursprünglichen ideologischen Adams hat sich Wilhelm Liebknecht, wie schon öfters gezeigt wurde, niemals vollständig entledigt, so sehr er auch später „die schwarz-rot-goldenen Parlamentshähne der Paulskirche" und erst recht deren Epigonen im Reichstage verachten zu dürfen glaubte. Mochte es ihm aber in den Augen von Marx oft schaden, daß die Färbung seiner Gedanken mit historischem Materialismus nicht waschecht genug ausgefallen war, bei einer so auf Ideen und Ideale eingeschulten Bevölkerung, wie es die deutschen

Arbeiter der sechziger und siebziger Jahre waren, verstärkte gerade dieser irrationale Bodensatz seines Wesens den Erfolg seiner Agitation! Es war nicht anders: für diesen Cato, der nicht müde wurde, den Sturz der Gewaltschöpfung von 1866 als das vornehmste Ziel aller demokratisch-sozialistischen Politik hinzustellen und der sogar alle sozialen Bestrebungen des Proletariates dahinter in den zweiten Rang drängte, gründete sich in diesen Jahren seine ganze politische Haltung auf den fest in ihm lebenden Glauben, daß eine neue revolutionäre Lawine, gewaltiger als jene von 1848, über Europa hinge, und daß schon ein geringer Anstoß sie ins Rollen bringen würde" (S. 381). „In seinem Herzen behielt der Achtundvierziger die Mitregierung neben dem internationalen Sozialdemokraten."

Nur einmal hat Liebknecht als Taktiker geglänzt: als er gegen den Protest von Marx 1875 die Vereinigung mit den Lassalleanern durchführte.

Mayer bringt einen sehr interessanten Exkurs, in dem er die Stellung Fr. Albert Langes in den Jahren 1865 und 1866 auf Grund des von Lange redigierten „Boten vom Niederrhein" schildert. Die Urteile Langes treffen durchaus den Kern der Sache und bestätigen, welch eminente Fähigkeiten in ihm der deutschen Politik verloren gegangen sind. Aber gerade deshalb, weil er die Größen des Tages, die Schweitzer, M. Hirsch, Bebel, Liebknecht und Sonnemann soweit überragte, ist es zweifelhaft, ob er zum Führer einer Massenpartei getaugt hätte. Lassalle hat zwar von dem Bündnis zwischen Wissenschaft und Arbeiterklasse gesprochen. Die nüchterne Betrachtung der Geschichte zeigt aber, daß auch bei uns, im „Volke der Dichter und Denker", die Massen auf Dogmen und Persönlichkeiten eingeschworen sind und sein wollen und daß nur diejenigen Männer die Massen dauernd leiten können, welche den Massen in ihren guten und weniger guten Eigenschaften noch recht nahe stehen. Der landesübliche Respekt vor der Wissenschaft tritt nur darin zu Tage, daß die Dogmen, mögen es materialistische oder marxistische sein, mit dem Nimbus der Wissenschaft umgeben werden müssen. Nachdem man eine besondere „proletarische" Wissenschaft für diesen Zweck erfunden hat, ist alle Gefahr, welche dem Glauben aus der Berührung mit dem Wissen erwachsen könnte, wenigstens solange ausgeschlossen, als es gelingt, den echten Wissensdurst der besseren Köpfe mit diesem Surrogate zu befriedigen.

Niebuhr und Goethe.

Von

Dr. Hermann Dreyhaus.

Es ist bekannt, welches Interesse und welche Anerkennung Goethe der Römischen Geschichte B. G. Niebuhrs gezollt hat. Die Herausgeberin der Lebensnachrichten über Niebuhr hat in deren drittem Bande mit Stolz und Liebe die Aeußerungen des Meisters von Weimar über das Lebenswerk ihres Schwagers zusammengestellt. Seitdem haben diese Worte als maßgebendes Urteil ihren Lauf genommen. Und mit Recht! Allein daneben bildete sich die Auffassung, daß Niebuhr in entsprechend gleichmäßiger Weise die Genialität Goethes bewundert habe. Ja, er wird als feinsinniger Interpret Goethescher Kunst und antiker Weltanschauung in Anspruch genommen. Die Meinung ist: der Historiker Roms muß notwendig eine antik veranlagte Persönlichkeit sein! Die Richtigkeit dieser Auffassung wage ich in Zweifel zu ziehen.

Niebuhr war eine durchaus romantische Natur! —

Dieser Satz bestimmt im allgemeinen das Verhältnis Niebuhrs zu Goethe. Im einzelnen müssen wir jedoch die Linien noch enger ziehen, um zu einem vollen Verständnis zu gelangen. Daher ein paar Worte über Niebuhrs Charakter. Treffend äußert sich in dieser Beziehung einmal Heinrich von Beguelin, ein Generalsekretär unter Stein, der uns in seinen Erinnerungen manches Urteil über Persönlichkeiten aus der Zeit der Befreiungskriege hinterlassen hat. Er sagt: „Herr Niebuhr, der Sohn des berühmten Niebuhr, eine wahre Encyklopädie und Polyglotte, ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen, gutmütig, sanft, liebenswürdig, aber von schwankendem Gemüt und noch schwankenderer Gesundheit. Wenn ich sein Gemüt schwankend nenne, so will ich damit nicht sagen, daß er das Unglück nicht mit Fassung ertragen hätte, aber er ist unbeständig."

Diese Unbeständigkeit — Niebuhr selbst nennt sie die ihm angeborene Disharmonie — ist der hervorragendste Charakterzug des Verfassers der römischen Geschichte.

In diesem Unbestimmten, wenn nicht Fragmentarischen, berührt er sich mit den Romantikern der älteren Schule. In seinem Lebensgang hat er so manches mit ihnen, besonders mit den Brüdern Schlegel, gemeinsam. Jene erschließen Goethe die Fülle der griechischen Poesie und Verskunst, Niebuhr baut aus dem Schutt und den Trümmern überwucherter Ueberlieferung eine neue Form der römischen Geschichte, deren Ausdruck Goethe auf das höchste entzückt. Dem Grundzug des romantischen Wesens entsprechend, verliert er sich mit einer gewissen Freude in dem dunklen Reich der Sage: er konstruiert die Liedertheorie über die Königsgeschichte Roms. Eigenartig und — anschließend an moderne Forschungsergebnisse, kann man wohl sagen — romantisch ist seine Auffassung von der Antike überhaupt. Weniger findet er die edle Einfalt und stille Größe hellenischer Kunst, vor allem fesselt ihn das nationale Element der Staatensysteme. Der national empfindende Politiker nimmt einen nicht geringen Raum in dem Denken Niebuhrs ein. — Und schließlich noch eins, was Niebuhr mit den Romantikern verbindet: seine Abneigung gegen Schiller. Doch darüber später noch mehr. Hier mögen nur die wesentlichen Merkmale der romantischen Natur angedeutet werden.

Allein trotz dieser Uebereinstimmungen findet sich doch auch wieder eine tiefe Kluft zwischen Niebuhr und den Romantikern.

Niebuhr war eine stark ethische Persönlichkeit! — Die düstere Schwermut des Niedersachsen, verbunden mit einer höchst merkwürdigen Erziehung, hatten ein überaus sensibeles Naturell geschaffen, dem besser die immer gleichmäßige Luft eines Treibhauses zugesagt hätte. Statt dessen wurde das zarte Wesen auf den Ozean des Lebens hinausgepeitscht, und so sind seine zahlreichen Briefe in den Lebensnachrichten eigentlich nur eine lange Kette bitterster Klagen über die Härte des Schicksals. „Es war“, so sagt E. M. Arndt in einem Nachruf bei Niebuhrs Tod, „viel Tragisches in dem Mann, und vom Alfa bis Omega seines Lebens waren es seine oft zu kindlichen und zu geschwinden Träume. Ja, viele der Ergießungen, Klagen und Selbstanklagen des edlen Mannes — denn das war er — sind mir unendlich tragisch: denn vieles darin ist mir die eigene tragische Fabel jedes strebenden, zwischen Himmel und Erde hin und her schwebenden Menschen.“ Unschwer wird man in diesem Urteil des Freiheitssängers eine Zusammenfassung des vorher Aus-

geführten erblicken. Wie in Niebuhrs Natur sich das Romantisch-traumhafte mit dem Sittlich-persönlichen durchdringt, so auch hier in den Worten des Freundes. —

Am 9. Dezember 1796 schrieb Niebuhr im Alter von 20 Jahren an seinen Freund Adam Moltke: „Es scheint, daß es sichtbarlich mit Deutschlands Litteratur auf die Neige geht. Schiller und Goethe sind schlimmer wie tot. Wielands Agathodämon ist unausstehlich. Was aufwächst ist Zwergenvolk. Soll Voß allein stehen bleiben? Auch Klopstock hat sich in seinem Letzten mit nichten ausgezeichnet. O gestehe es Moltke: die Blüthe unserer Litteratur ist dahin." Mutet es nicht seltsam an, wenn in dem Jahre, wo die ersten Früchte des gemeinsamen Schaffens unserer größten Dichter sich zeigen, wenn da ein Jüngling über sie den Stab bricht?! — Zweifellos sind es die Xenien gewesen, die ein solch scharfes Urteil hervorgerufen haben. Und doch ist dieses bei der Jugend Niebuhrs nur allzu verständlich. Die einseitige Erziehung seines Vaters, der fest geschlossene Kreis seiner Verwandten, die Vetternverehrung für Voß, an dessen Luise besonders gedacht wird, all dieses hatte dem ausdehnungsbedürftigen Geist eine Fessel angelegt, die ihn zu derartigen Aeußerungen nur zu häufig hinriß. Deshalb wird es füglich erscheinen, über diese Dinge als einen Jugendirrtum hinwegzugehen. Nur in einer Hinsicht sollen sie uns bedeutungsvoll sein: sie kennzeichnen die Stimmung, mit der Niebuhr nicht nur der deutschen Literatur, sondern vor allen Dingen auch später Goethe gegenübersteht. Die hausbackene Moral des Dichters der Luise ist ein wesentlicher Bestandteil der Niebuhrschen Ethik, auf diese Tatsache muß nachdrücklich hingewiesen werden.

In den nächsten fünfzehn Jahren (bis 1811) haben wir wenig oder keine Aufzeichnungen Niebuhrs über die deutsche Literatur, speziell über Goethe. Doch ist nach zahlreichen späteren Notizen anzunehmen, daß er sich in dieser außerordentlich unruhigen Zeit viel mit Goethe beschäftigt hat. Sein so abweisendes Urteil von 1796 wird bedeutend modifiziert. Ja, den Faust, bezw. das Faustfragment, nennt er geradezu seinen Katechismus, „den Inbegriff seiner Ueberzeugungen und Gefühle". Und fast will es scheinen, daß er sogar für Goethe Propaganda gemacht habe, wenn er von Stein und dem Fürsten Radziwill als von „Mitbewunderern des Faust" spricht.

Wir wundern uns, daß Niebuhr, der in eben dieser Zeit (1809 – 11) an die Ausarbeitung seiner Römischen Geschichte ging und dessen so weltberühmt gewordene Vorlesungen am 26. Oktober

1810 begannen, daß Niebuhr in einer Zeit, wo er in den musischen und beschreibenden Künsten des Altertums schwelgte, daß er in dieser Zeit ein Werk wie das Fragment von Goethes Faust zu seinem — Katechismus macht. Es ist merkwürdig, daß die gänzlich unklassische Form des Ganzen, der Knittelvers Hans Sachsens so wenig oder gar nicht den Mann abstieß, dessen ganze Erziehung und ganzes Denken sich im Geiste der Antike abgespielt hatten. Von Iphigenie, von Tasso, von Hermann und Dorothea, von den kleinen so ganz im griechischen Gewande gehaltenen Werken Goethes überhaupt zu schweigen, von all diesen findet sich kein Wort in Niebuhrs Briefen — über die beiden ersten allerdings eine später zu erwähnende scharfe Ablehnung — und doch sind dieses Produkte einer Zeit in Goethes Schaffen, für die Schiller nicht mit Unrecht das Wort „Gräkomanie“ geprägt hat.

Hier stehen wir einem Rätsel gegenüber, das nur eine Tatsache lösen kann. Wenn auch Niebuhr seine Lebensaufgabe darin sah, die Welt der Alten systematisch zu erforschen, wenn er auch mit unendlichem Fleiß und großer Liebe die Wirrnisse der römischen Geschichtsquellen auflöste, so war er doch eine völlig unantike Natur. Er gehört nicht in die Reihe der Goethe-Winkelmann, wohl aber paßt er zu den Schlegel, Fichte, Schleiermacher. Niebuhr ist Romantiker, und nur als solcher faßt er den Faust auf, nur als solcher versteht er ihn und macht ihn zu seinem Katechismus. Der romantisch-menschliche Stoff des Faust wendet sich an sein Herz, sein Gemüt und seine sensible Seele, damit ist Niebuhrs Stellung zu Goethe in ihren Prinzipien festgelegt: Niebuhr bewundert Goethe in der Weise Friedrichs und August Wilhelms von Schlegel zu Ende des 18. Jahrhunderts, er sieht in ihm den größten deutschen Dichter, doch in rein menschlicher und künstlerischer Beziehung ist er wie diese von Goethe durch eine Kluft der Weltanschauung überhaupt getrennt.

Goethe trat zum ersten Male mit Niebuhr in eine nähere Verbindung, nachdem dieser ihm den ersten Band seiner Römischen Geschichte übersandt hatte. Vorher hatte er zwar schon „viel Liebes, Gutes und Vorzügliches“ von ihm gehört. Daher hegte er den Wunsch, den bewunderten Historiker auch persönlich kennen zu lernen. Die Verhältnisse sollten indessen einen andern Lauf nehmen. Die Begeisterung des Frühjahrsfeldzuges von 1813 ließ Niebuhr seine Wissenschaft vergessen, dann rief ihn die Politik, und als im Mai ihn der Weg durch Weimar führte, gesteht er sich sogar, recht be-

kümmert: „Goethe war schon abgereist, als wir ankamen; und was man von seiner politischen Bitterkeit, von seinen Unglücksprophezeiungen und seiner Verstimmung hört, läßt mich auch zufrieden sein, ihn jetzt nicht gesehen zu haben." Die in dem Empfehlungsschreiben von 1811 in lichten Flammen lohende Begeisterung für den großen Dichter ist arg verraucht, sein Subjektivismus, verbunden mit einer auf die Spitze getriebene Sensibilität, vor allem aber seine romantisch-nationale Begeisterung für das Vaterland seiner Wahl und das Deutschtum überhaupt, diese führen Niebuhr zu einer wenn nicht gerade einseitigen, so doch parteiisch gefärbten Auffassung des Goetheschen Wesens, wenn auch nicht in der Schärfe, wie wir später noch wahrnehmen werden.

Den Briefen, die zwischen Goethe und Niebuhr über die Römische Geschichte gewechselt sind, vermag ich keine besondere Bedeutung für ihr gegenseitiges Verhältnis beizumessen. Meiner Ansicht nach sind sie von beiden Seiten, besonders aber von der Niebuhrs zu sehr auf den Empfänger berechnet. Zweifellos ist ja das Urteil Goethes überzeugend, und mit Recht führt man es immer als besonders charakteristisch für die Bedeutung des Niebuhrschen Lebenswerks an, aber schon der eben erwähnte Fall mag zeigen, wie wenig Allgemeingültigkeit man der unbeschränkten Bewunderung Niebuhrs für Goethe nach den im Grunde doch nur wenigen Briefen zuschreiben kann.

Hingegen sind die Briefe, die Niebuhr aus Italien an seine Freunde geschrieben hat, und in denen er sich über Goethe äußert, als eine ganz besonders wichtige und ergiebige Quelle anzusehen. Denn hier ist es der reife Mann, der ein Urteil spricht, nicht mehr der von Stimmungen und Augenblicksverhältnissen abhängige Jüngling.

Im Juli 1816 trat Niebuhr als außerordentlicher Gesandter Preußens am päpstlichen Stuhl seine Reise nach Rom an. Lange Verhandlungen, sowie seine Wiedervermählung hatten die Abreise hinausgeschoben und eine Begegnung mit Goethe, die Niebuhr zweimal nachgesucht hatte, verhindert. Am 7. Oktober 1816 kam der Verfasser der Römischen Geschichte in Rom an.

Welche Bedeutung hat Italien für Goethe, der ungefähr in demselben Alter wie Niebuhr gen Süden fuhr, gehabt! Hoffnungsfreudig war auch Niebuhr. „Gestatten Sie", so hatte er schon 1812 an Goethe geschrieben, „nur die Aeußerung, daß Sie zu sehen, wie Italien und Griechenland zu besuchen mein liebster Wunsch ist."

Der erste Teil davon ging nie in Erfüllung, der zweite um so reichlicher. Volle sieben Jahre weilte Niebuhr in Italien. Doch wie grundverschieden sind seine Eindrücke in dem Lande der Sehnsucht von denen Goethes. Eine lange, lange Klage über die dekadenten Staaten, über die verkommene Bevölkerung, das ist in wenigen Worten der Inhalt der Niebuhrschen Erfahrungen in Italien.

Zur Illustration und Verdeutlichung des ungeheuren Gegensatzes zwischen Goethe und Niebuhr will ich etliche Aeußerungen von ihnen einander gegenüberstellen. Beider Sehnsucht war Rom. Man höre Goethe. „Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, wo ich Rom betrat." (2. Dezember 1786.) „Ich bin wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte der Dichtkunst, der Altertümer genesen." (6. Januar 1787.) „Ich lebe eine neue Jugend!" (6. Februar 1787.) Daneben Niebuhr: „Die Stadt, soweit sie bewohnt ist, mit ihren Bewohnern, hat keinen Reiz für mich. Die Ruinen der Kaiserzeit beharre ich nur fremd zu finden: wahrhaft schön ist außerordentlich wenig." — „Der Aufenthalt hier wird mir wenig und keinen mehreren Stoff geben. Rom ist dem alten Rom so fremd wie Berlin. Hier weht keine Lebensluft mehr." — „Es ist und bleibt sonst ein elend und jämmerlich Leben." — Auf den Kontrast dieser beiden Anschauungen braucht wohl nicht mehr hingewiesen zu werden. Wenn auch zum Teil diese schwermütige Resignation durch das dauernde Kränkeln entweder Niebuhrs selbst oder seiner Gattin hervorgerufen wird, so liegt doch in der Hauptsache eine Differenz grundsätzlicher Natur zwischen der Auffassung der antiken Kunst durch Niebuhr und Goethe vor.

Noch auf der Reise nach Italien will Niebuhr einen Teil von Goethes Leben erhalten haben. Zweifellos ist hierunter der erste Teil der italienischen Reise zu verstehen, der 1816 erschien. Denn von Dichtung und Wahrheit war schon 1814 der letzte Band herausgekommen. Unschwer läßt sich aber auch die Italienische Reise unter die Rubrik „Goethes Leben" bringen.

Niebuhr findet in diesem Buche nicht mehr „das goldene und silberne Zeitalter der ersten Bände, es ist ein sehr eisernes, und selbst seine Freude und Glückseligkeit ist ein Rausch, den der Zuschauer nicht teilen kann noch mag." Erscheint diese allgemeine Kritik zwar befremdend, aber immerhin ganz den Anschauungen Niebuhrs über Italien entsprechend, so muß sein Urteil im einzelnen bei denen, die Niebuhr als klassische Persönlichkeit beanspruchen.

...dezu Kopfschütteln erregen. „Es scheint mir", so schreibt er ... Savigny am 16. Februar 1817, „als ob es Goethen selbst wie ...chen geht, die sich mit Liebhabereien wissen, wofür ihnen gerade ... Sinn versagt ist. Ich möchte glauben, daß Goethe für bild= ... darstellende Künste gerade gar keinen Sinn hat: d. h. ...n Licht, was aus ihm selber leuchtend, ihm, unabhängig ...n Geschmack der Zeit, noch weniger gegen diesen, das ...hrhaft Schöne zeige: oder, wenn er diese Gabe als Jüngling ... Straßburg hatte, so ist sie ihm in der unseligen Zeit verloren ...gangen, deren Erzählung er übersprungen ist, während des Weimarer ...lebens bis zur Italienischen Reise, und wieder hergestellt hat ... sich nicht; davon zeugte Winckelmann und sein Jahrhundert, ...ackerts Leben, die Propyläen, die Kunstaufgaben und Kunstartikel ... der Literaturzeitung, ohne vom Main und Rhein zu reden." ...ch mag nicht diese Klagereihe fortsetzen. Immer leidenschaftlicher ...ird der Ton, immer schärfer die Art und Weise der Ablehnung, ...nd schließlich der wehmütige Schmerz: „ich sage dies alles nur, ...m meinen Spruch wahr zu machen, daß er (Goethe) ohne Liebe ...esehen hat." Es berührt uns heute etwas seltsam, dieses Urteil ...über den Dichter des Mignonliedes zu hören: Dahin möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn! Dahin, o Vater, laß uns ziehn! Das ist allerdings keine Liebe mehr, das ist tiefinnerste Sehnsucht, das ist Fanatismus für das Land der Römer! —

Und doch erscheint mir die Stimmung Niebuhrs auf Grund des bisher Geschilderten so überaus verständlich. Als Romantiker sieht er in Italien nur ein Trümmerfeld. In diesem Chaos findet sein kritisches Auge keine Linie, die nach oben führt. Verwirrt und zerrissen neigt seine ohnehin zu sensibele Natur nur zum Klagen. Und dann! Diese Urteile sind an einem ganz bestimmten Maßstab gemessen: und dieser soll ein Schlußstein sein in der Reihe der Beweise für die romantische Natur Niebuhrs

Walzel stellt einmal, gelegentlich einer Betrachtung des Verhältnisses der Schlegels zur darstellenden Kunst in Hinblick auf Goethe, folgenden Satz auf: „Die Romantik gelangte durch Vermittlung ihres Lieblingsaperçus von plastisch-antiker und pittoresk-moderner Kunst von einem echt Goethischen Postulate zum Sternbaldisieren, zum Nazarenismus." (Schrift. d. Goethe-Ges. Bd. 13, LIII.) Wendet man dieses Gesetz auch auf den Entwicklungsgang Niebuhrs an, allerdings seinem nicht eben innigen Verhältnis zur Kunst entsprechend nur in den Grundzügen, so wird uns das ab=

Arbeiter der sechziger und siebziger Jahre [illegible]
dieser [illegible] seines [illegible]
tion! Es war nicht anders [illegible]
den Sturz der [illegible] von 18[illegible]
aller demokratisch-sozialistischen [illegible]
alle sozialen Bewegungen des Proletariats [illegible]
Rang drängte, gründete sich in [illegible]
Haltung auf den [illegible]
revolutionäre [illegible], gewaltiger [illegible]
bringe, und daß schon ein geringer [illegible]
würde" (S. 381). „In seinen [illegible]
[illegible]

Nur einmal hat [illegible]
den Prozeß von März 187[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Niebuhr und Goethe.

Von

Dr. Hermann Drehhaus.

Es ist bekannt, welches Interesse und welche Anerkennung Goethe der Römischen Geschichte B. G. Niebuhrs gezollt hat. Die Herausgeberin der Lebensnachrichten über Niebuhr hat in deren drittem Bande mit Stolz und Liebe die Aeußerungen des Meisters von Weimar über das Lebenswerk ihres Schwagers zusammengestellt. Seitdem haben diese Worte als maßgebendes Urteil ihren Lauf genommen. Und mit Recht! Allein daneben bildete sich die Auffassung, daß Niebuhr in entsprechend gleichmäßiger Weise die Genialität Goethes bewundert habe. Ja, er wird als feinsinniger Interpret Goethescher Kunst und antiker Weltanschauung in Anspruch genommen. Die Meinung ist: der Historiker Roms muß notwendig eine antik veranlagte Persönlichkeit sein! Die Richtigkeit dieser Auffassung wage ich in Zweifel zu ziehen.

Niebuhr war eine durchaus romantische Natur! —

Dieser Satz bestimmt im allgemeinen das Verhältnis Niebuhrs zu Goethe. Im einzelnen müssen wir jedoch die Linien noch enger ziehen, um zu einem vollen Verständnis zu gelangen. Daher ein paar Worte über Niebuhrs Charakter. Treffend äußert sich in dieser Beziehung einmal Heinrich von Beguelin, ein Generalsekretär unter Stein, der uns in seinen Erinnerungen manches Urteil über Persönlichkeiten aus der Zeit der Befreiungskriege hinterlassen hat. Er sagt: „Herr Niebuhr, der Sohn des berühmten Niebuhr, eine wahre Encyklopädie und Polyglotte, ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen, gutmütig, sanft, liebenswürdig, aber von schwankendem Gemüt und noch schwankenderer Gesundheit. Wenn ich sein Gemüt schwankend nenne, so will ich damit nicht sagen, daß er das Unglück nicht mit Fassung ertragen hätte, aber er ist unbeständig."

Diese Unbeständigkeit — Niebuhr selbst nennt sie [illegible] Disharmonie — ist der hervorragendste Charakterzug [illegible] der römischen Geschichte.

In diesem Unbestimmten, wenn nicht [illegible] er sich mit den Romantikern der älteren Schule. [illegible] gang hat er so manches mit ihnen, besonders mit [illegible] Schlegel, gemeinsam. Jene erschlossen Goethe die [illegible] Poesie und Verskunst, Niebuhr baut aus den [illegible] Trümmern überwucherter Überlieferung eine neue [illegible] Geschichte, deren Ausdruck Goethe auf das [illegible] Grundzug des romantischen Wesens entsprechend, [illegible] einer gewissen Freude in dem dunklen Reich der [illegible] die Liedertheorie über die Königsgeschichte Roms [illegible] anschließend an moderne Forschungsergebnisse [illegible] sagen — romantisch ist seine Auffassung von der [illegible] Weniger findet er die edle Einfalt und [illegible] Kunst, vor allem fehlt ihm das national [illegible]. Der national empfindende Politiker [illegible] engen Raum in dem Denken Niebuhrs ein. — [illegible] eins, was Niebuhr mit den Romantikern [illegible] gegen Schiller. Doch darüber später noch [illegible] die wesentlichen Merkmale der romantischen [illegible]

Allein trotz dieser Übereinstimmungen [illegible] eine tiefe Kluft zwischen Niebuhr und den [illegible]

Niebuhr war eine streng ethische [illegible] Schwermut des Norddeutschen, verbunden [illegible] [illegible]

geführten erblicken. Wie in Niebuhrs Natur sich das Romantisch-traumhafte mit dem Sittlich-persönlichen durchdringt, so auch hier in den Worten des Freundes. —

Am 9. Dezember 1796 schrieb Niebuhr im Alter von 20 Jahren an seinen Freund Adam Moltke: „Es scheint, daß es sichtbarlich mit Deutschlands Litteratur auf die Neige geht. Schiller und Goethe sind schlimmer wie tot. Wielands Agathodämon ist unausstehlich. Was aufwächst ist Zwergenvolk. Soll Voß allein stehen bleiben? Auch Klopstock hat sich in seinem Letzten mit nichten ausgezeichnet. O gestehe es Moltke: die Blüthe unserer Litteratur ist dahin." Mutet es nicht seltsam an, wenn in dem Jahre, wo die ersten Früchte des gemeinsamen Schaffens unserer größten Dichter sich zeigen, wenn da ein Jüngling über sie den Stab bricht?! — Zweifellos sind es die Xenien gewesen, die ein solch scharfes Urteil hervorgerufen haben. Und doch ist dieses bei der Jugend Niebuhrs nur allzu verständlich. Die einseitige Erziehung seines Vaters, der fest geschlossene Kreis seiner Verwandten, die Vetternverehrung für Voß, an dessen Luise besonders gedacht wird, all dieses hatte dem ausdehnungsbedürftigen Geist eine Fessel angelegt, die ihn zu derartigen Aeußerungen nur zu häufig hinriß. Deshalb wird es füglich erscheinen, über diese Dinge als einen Jugendirrtum hinwegzugehen. Nur in einer Hinsicht sollen sie uns bedeutungsvoll sein: sie kennzeichnen die Stimmung, mit der Niebuhr nicht nur der deutschen Literatur, sondern vor allen Dingen auch später Goethe gegenübersteht. Die hausbackene Moral des Dichters der Luise ist ein wesentlicher Bestandtteil der Niebuhrschen Ethik, auf diese Tatsache muß nachdrücklich hingewiesen werden.

In den nächsten fünfzehn Jahren (bis 1811) haben wir wenig oder keine Aufzeichnungen Niebuhrs über die deutsche Literatur, speziell über Goethe. Doch ist nach zahlreichen späteren Notizen anzunehmen, daß er sich in dieser außerordentlich unruhigen Zeit viel mit Goethe beschäftigt hat. Sein so abweisendes Urteil von 1796 wird bedeutend modifiziert. Ja, den Faust, bezw. das Faustfragment, nennt er geradezu seinen Katechismus, „den Inbegriff seiner Ueberzeugungen und Gefühle". Und fast will es scheinen, daß er sogar für Goethe Propaganda gemacht habe, wenn er von Stein und dem Fürsten Radziwill als von „Mitbewunderern des Faust" spricht.

Wir wundern uns, daß Niebuhr, der in eben dieser Zeit (1809–11) an die Ausarbeitung seiner Römischen Geschichte ging und dessen so weltberühmt gewordene Vorlesungen am 26. Oktober

Der erste Teil davon ging nie in Erfüllung, der [illegible] licher. Volle sieben Jahre weilte Niebuhr in [illegible] grundverschieden sind seine Eindrücke in dem Lande [illegible] von denen Goethes. Eine lange, lange Klage [illegible] Staaten, über die verkommene Bevölkerung. [illegible] Worten der Inhalt der Niebuhrschen Erfahrungen in [illegible]

Zur Illustration und Verdeutlichung des [illegible] satzes zwischen Goethe und Niebuhr will ich [illegible] von ihnen einander gegenüberstellen. [illegible] Man höre Goethe. „Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine Wiedergeburt von dem Tage, wo ich Rom betrat" [illegible] 1786). „Ich bin wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Altertümer genesen" [illegible] „Ich lebe eine neue Jugend!" (6. Februar 178[illegible]) [illegible] Niebuhr: „Die Stadt, soweit sie bewohnt ist, [illegible] hat keinen Reiz für mich. Die Ruinen der [illegible] nur fremd zu finden: [illegible] schon ist auf [illegible] „Der Aufenthalt hier wird mir wenig und [illegible] geben. Rom ist dem alten Rom so fremd [illegible] keine Lebenslust mehr." — „Es ist und bleibt [illegible] jämmerlich Leben." Auf den Kontrast [illegible] braucht wohl nicht mehr hingewiesen zu werden. [illegible] Teil diese schwermütige Stimmung durch [illegible] entweder Niebuhrs selbst oder seiner Gattin [illegible] liegt doch in der Hauptsache ein [illegible] zwischen der Auffassung der antiken Kunst durch [illegible] Goethe vor.

Noch auf der Reise nach Italien [illegible] Goethes Leben erhalten haben. [illegible] Teil der italienischen Reise zu [illegible] 181[illegible] von Dichtung und Wahrheit [illegible] 1814 [illegible] angekommen. [illegible]

[illegible]

geradezu Kopfschütteln erregen. „Es scheint mir", so schreibt er an Savigny am 16. Februar 1817, „als ob es Goethen selbst wie manchen geht, die sich mit Liebhabereien wissen, wofür ihnen gerade der Sinn versagt ist. Ich möchte glauben, daß Goethe für bildlich darstellende Künste gerade gar keinen Sinn hat: d. h. kein Licht, was aus ihm selber leuchtend, ihm, unabhängig vom Geschmack der Zeit, noch weniger gegen diesen, das wahrhaft Schöne zeige: oder, wenn er diese Gabe als Jüngling zu Straßburg hatte, so ist sie ihm in der unseligen Zeit verloren gegangen, deren Erzählung er übersprungen ist, während des Weimarer Hoflebens bis zur Italienischen Reise, und wieder hergestellt hat sie sich nicht: davon zeugte Winckelmann und sein Jahrhundert, Hackerts Leben, die Propyläen, die Kunstaufgaben und Kunstartikel in der Literaturzeitung, ohne vom Main und Rhein zu reden." Ich mag nicht diese Klagereihe fortsetzen. Immer leidenschaftlicher wird der Ton, immer schärfer die Art und Weise der Ablehnung, und schließlich der wehmütige Schmerz: „ich sage dies alles nur, um meinen Spruch wahr zu machen, daß er (Goethe) ohne Liebe gesehen hat." Es berührt uns heute etwas seltsam, dieses Urteil über den Dichter des Mignonliedes zu hören: Dahin möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn! Dahin, o Vater, laß uns ziehn! Das ist allerdings keine Liebe mehr, das ist tiefinnerste Sehnsucht, das ist Fanatismus für das Land der Römer! —

Und doch erscheint mir die Stimmung Niebuhrs auf Grund des bisher Geschilderten so überaus verständlich. Als Romantiker sieht er in Italien nur ein Trümmerfeld. In diesem Chaos findet sein kritisches Auge keine Linie, die nach oben führt. Verwirrt und zerrissen neigt seine ohnehin zu sensibele Natur nur zum Klagen. Und dann! Diese Urteile sind an einem ganz bestimmten Maßstab gemessen: und dieser soll ein Schlußstein sein in der Reihe der Beweise für die romantische Natur Niebuhrs

Walzel stellt einmal, gelegentlich einer Betrachtung des Verhältnisses der Schlegels zur darstellenden Kunst in Hinblick auf Goethe, folgenden Satz auf: „Die Romantik gelangte durch Vermittlung ihres Lieblingsaperçus von plastisch-antiker und pittoresk-moderner Kunst von einem echt Goethischen Postulate zum Sternbaldisieren, zum Nazarenismus." (Schrift. d. Goethe-Ges. Bd. 13, LIII.) Wendet man dieses Gesetz auch auf den Entwicklungsgang Niebuhrs an, allerdings seinem nicht eben innigen Verhältnis zur Kunst entsprechend nur in den Grundzügen, so wird uns das ab-

lehnende Urteil dem Goetheschen Kunstverständnis gegenüber bald erklärlich erscheinen.

Niebuhr lebte in Rom in einem Kreis von Künstlern, die gleich ihm die „Italienische Reise“ deutlich verneinten, deren Eigenart ihn aber anzog und befriedigte. Die Kunst der Nazarener war es, die den Historiker Roms fesselte, eine Kunstrichtung, die auf das engste mit der deutschen Romantik zusammenhängt. „Cornelius, der Düsseldorfer, Platner der Leipziger, Koch der Tiroler, Overbeck der Lübecker, Moseler der Coblenzer, Wilhelm Schadow der Berliner, waren mit Bunsen bei Brandis (Niebuhrs Sekretär) versammelt. Auf verschiedene Weise und in verschiedenen Graden sind sie uns alle lieb: alle bedeutend. Ihre Kunst ist viel für die Gegenwart, noch verheißender für die Zukunft.“ Hier ein rückhaltloses Anerkennen. Daneben wieder über Goethe: „Viele Urteile, namentlich über Kunstwerke, würde er zurücknehmen müssen: es ist sehr schlimm, daß er sie bekannt gemacht hat, da gegenwärtig ein weit gesunderer Sinn über die Kunst herrscht, der sich schon eben an Goethens früher ausgesprochenen Kunsturteilen ärgert und ihnen nicht nur die als unfehlbar aufgetragene Entscheidung aberkennt, sondern ihm vielmehr ein auch nur besonders befugtes Urteil abspricht. Unsere Kunst scheint auf einem sehr schönen Wege zu sein, und unsere Künstler übersehen Goethens damaligen Standpunkt bei weitem und verwerfen ihn mit Recht als falsch. Ich wollte, er hätte seinen Hackert und Winckelmann nicht geschrieben.“ Wiederum eine scharfe Ablehnung Goethes, und sogar eine durchaus höhere Einschätzung der Kunst der Nazarener gegenüber der der Griechen. Kann sich Niebuhrs romantische Natur und Gesinnung wohl noch deutlicher dokumentieren? Es ist hier nicht die Frage, wer von beiden recht hat, ob Goethe, ob Niebuhr: mir ist es von Bedeutung, festzustellen, welch ein fundamentaler Gegensatz zwischen ihren Naturen bestanden hat, obwohl in der Geschichte ungefähr das Gegenteil als Wahrheit gelehrt wird. Lehnt Niebuhr so den Standpunkt Goethes, d. h. die Vergötterung der antiken Kunst, energisch ab, so zeigt sich diese Stimmung auch gegenüber Goethes eigenen Schriften, die in antikem Gewande umhergehen.

Ueber die einzelnen Prosaschriften werden wir kaum im unklaren sein. Winckelmann und Hackert fanden eine zweimalige, deutliche Abweisung. Nicht viel besser geht es den Werken in gebundener Form. Leider ist es hier nicht möglich, eine eingehendere Betrachtung zu geben. Fast bizarr mutet die Stelle eines Briefes

an, in der Niebuhr zu dem Schluß kommt, daß Goethes Leben geradezu ein Anachronismus sei. „Der jugendliche Goethe gehörte auch mehr in das Rom des fünften Jahrhunderts der Stadt, als in das der Caesaren, mehr in das Deutschland Luthers und Dürers, als in das des achtzehnten Jahrhunderts, mehr in Dantes und Boccaccios Florenz, als in das Ferdinands des Dritten; oder vielmehr er gehörte dort ganz hin, als er Faust und Götz und seine Lieder sang. Welcher Dämon verführte ihn auch, dem achtzehnten Jahrhundert gerecht sein zu mögen? Aus dieser italienischen Reise ging der Großkophta hervor und was alles sonst die große und heilige Natur verhüllt zeigt." Während der erste Teil dieser Aeußerung wieder recht bezeichnend für die romantische Auffassung Niebuhrs ist, so enthält doch der letztere ein schmerzliches Urteil über die Bedeutung der italienischen Reise Goethes. Iphigenie einfach totzuschweigen, diese Tatsache läßt wirklich manchmal an Niebuhr irre werden. Mag er schon den Egmont und Tasso ignorieren — und wer würde diese Werke heute bei Goethe missen wollen? — die Iphigenie, die doch dem in der griechischen Literatur Heimischen so überaus nahe stand, die durfte mehr als ein bloßes Stillschweigen verlangen. Den Großkophta auf das Konto der italienischen Reise zu setzen, würde heute der Literarhistoriker übel vermerken, indessen nimmt man eine Ablehnung ganz gerne hin.

Wohl das bedeutsamste Urteil über Goethes Schaffen gibt uns Niebuhr in einem Briefe aus dem Jahre 1812. Gelegentlich der Lektüre von Wilhelm Meister, von dem „auch das Ganze keine erfreuliche und keine hinreißende Wirkung macht, knüpft er eine Betrachtung über Goethe an, die die schon so häufig genannten Eigentümlichkeiten der Auffassung Niebuhrs deutlich erkennen lassen. Es ist ihm peinlich, „wenn ein großer Geist sich seine Flügel bindet und eine Virtuosität in etwas weit Geringerem sucht, indem er dem Höheren entsagt! Goethe ist der Dichter der Leidenschaft und der Erhabenheit der gesamten menschlichen Natur, und so erscheint er in den Gedichten seiner Jugend. Man kann es wohl für sehr wahrscheinlich halten, daß er damals fähig gewesen wäre, sich der ganzen Sphäre zu bemeistern, an deren äußerste Grenzen ihn ein unwillkürlicher Flug aus seinem Innersten oft hinaushob. Er versäumte es, sich diese Einheit zu erwerben, welche vielleicht kein einziger Geist so beherrscht hatte, wie er es gekonnt hätte, und das Fragmentarische und Wilde seiner Jugendarbeiten mißfiel ihm selbst in reiferen Jahren. Er strebte nach einer Einheit und Vollendung,

vorzüglich nachdem er auf seiner Reise in Italien die Kunst erforscht hatte. Seine ersten Versuche in dieser Manier — und was er um 1786—90 schrieb, ist ganz seiner unwürdig. Es war eine ganz unpoetische, mühselige Realität. Er mußte aber auch hierin zum Virtuosen werden; und um es zu werden, beschränkte er seinen Geist. Dies macht mich sehr wehmütig. Studiert man seine Schriften von dieser Epoche an, so findet man darin fast durchgehend eine Vernüchterung, die ihm ganz unnatürlich ist. Allmählich scheint, besonders in seinem Innern, das ihm eigentümliche Gefühl wieder zu erwachen, wenigstens in der Erinnerung: aber die vergangenen Jahre sind verloren, und durch sie auch die, welche er noch hat. Ich hoffe aber, daß für ihn selbst die Durcherinnerung seines Lebens wieder verjüngend sein soll". Man verzeihe mir dieses lange Zitat. Aber ich muß es hier so umfassend anführen, weil ich im Schluß auf ein ähnliches zurückkomme.

Zweifellos hat Niebuhr recht, wenn er in Goethe vor allen Dingen den Dichter der Leidenschaft und der Erhabenheit der menschlichen Natur sieht. Die Betrachtung, die er daran knüpft, hat sicher vieles für sich, und der Mensch von heute, der der Antike anders gegenübersteht als die Zeitgenossen Goethes, wird vielleicht mit Niebuhr diese Versäumnis beklagen. Auch in der Vernüchterung wird er dem Verfasser der Römischen Geschichte recht geben: der nachitalische Goethe steht nicht mehr als Mensch zwischen uns, ihn trennt der Dunst einer griechischen Idealwelt, die ihn selbstverherrlicht, und hier fühlt Niebuhr wie alle Romantiker instinktiv den Mangel in Goethes Natur, den wir heute vielleicht noch herber empfinden. Doch ist es nicht eine gewisse Tragik, daß gerade der Mann, der der Historiker eines Teils der Antike geworden ist, die uns Goethe entfremdet, daß gerade der Mann diesen Mangel beklagt?! Allein ich mag nicht das wiederholen, was schon so häufig gesagt ist.

Hat sich im Verlauf der Untersuchung immer klarer das Verhältnis zwischen Niebuhr und Goethe herausgeschält, so muß doch noch ein Punkt hervorgehoben werden, der wesentlich für die Auffassung Niebuhrs ist. Ich sagte zu Anfang, Niebuhr ist eine ethische Natur. Die Frage, was Recht, was Unrecht, legt er bisweilen als Maßstab an. Die Idee der künstlerischen Einheit kümmert ihn wenig. Vielleicht ist Niebuhrs so außerordentlich empfindliches Gefühl in ethischer Hinsicht auch die Ursache, daß er mit den Romantikern, wenigstens den älteren, persönlich so wenig gemein hat. Diese leichtsinnigen Genies waren seiner tiefernsten, bisweilen

philiströsen Natur in ihrer Lebensauffassung geradezu ein Greuel. Daher berührt er sich im direkten Verkehr auch nur mit Schleiermacher, über die andern fällt er manch scharfes Urteil. Daß dabei Goethe auch nicht ganz ohne Tadel ausging, ist nur zu begreiflich. Curtius erzählt uns: „Seiner Natur war jede Schwelgerei, auch die geistigste, zuwider, er konnte den epikureischen Zug bei Humboldt so wenig wie bei Goethe billigen, er besaß nicht die Kunst, sich selbst zu vergessen, ohne welche Rom nicht Rom ist". Diese Aeußerung faßt zusammen, was wir schon in vielen Einzelfällen gesehen haben. Doch müssen wir unser Urteil noch etwas schärfer formulieren.

Niebuhrs Ethik unterscheidet sich häufig nicht auf ein Haar von dem, was man im gewöhnlichen Leben eine ganz hausbackene oder Spießermoral nennt. Bei Goethes Liebe zum Frankfurter Gretchen wünscht er, daß eine zweite Liebe nicht mehr vorkommen möge, und Friderike Brion kann er ihm nie verzeihen. Und weiter, wieder seiner romantischen Natur entsprechend, die Helena nennt er einen starken Mißton. — Schön scheint in seiner Meinung recht zu haben, wenn er in einem Briefe von dem „engelreinen Niebuhr" spricht. Wahrlich, seine Natur war zu sensibel, will nicht sagen sensitiv, um die großen Leidenschaften der menschlichen Seele mit ihren Irrungen und Beseeligungen zu erfassen: Moral statt Leidenschaft, Gelehrsamkeit statt Genie! —

Wenn Niebuhr auch nie die Totalität des Goetheschen Wesens erkannt hat — wie das Zeitgenossen vielleicht überhaupt nicht möglich ist —, so macht sich doch zum Schluß seines Lebens eines weitherzigere Auffassung geltend. Dank dem apostolischen Beruf der älteren Romantiker war Goethes Weltruhm ein nicht mehr zu verrückender. Und dieser allgemeinen Bewunderung verschließt sich auch Niebuhr nicht, besonders nicht, als gelegentlich der zweiten Auflage seiner Römischen Geschichte weitere Beweise der Anerkennung aus Weimar kommen. Er schreibt 1830, als die Ausgabe von Goethes Werken von 1827 ff. sich dem Ende zuneigte und 1828 Goethes Briefwechsel mit Schiller erschienen war: „Goethes Größe in seiner ganzen Vielseitigkeit und Tiefe tritt noch über alle meine Erwartung aus der Gesamtausgabe der Sammlung hervor, und in seinen Briefen ist er groß wie Cicero". So klingt Niebuhrs Leben wenigstens in reiner Versöhnung aus, wenn auch der letzte Vergleich uns heute ein leichtes Lächeln abnötigt.

Am großartigsten gibt Niebuhr seiner Bewunderung für Goethe in dem nach seinem Tode 1832 erschienenen dritten Bande der

Römischen Geschichte Ausdruck. Zwar ist die Zeit der Abfassung und die Stimmung die gleiche wie bei den eben angeführten Worten. Es heißt dort: „Schon blickt das dritte Geschlecht reifer Männer zu ihm hinauf als dem Ersten der Nation, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler, und die Kinder vernehmen seinen Namen wie einst unter den Griechen den des Homerus".

Sogar Schiller wird schließlich noch in Gnaden angenommen. Als hervorragendste Eigenschaft wird ihm vermerkt, daß er trotz der allgemein herrschenden Vergötterung die Ueberlegenheit seines Freundes Goethe nicht verkannte, sondern ihm liebend huldigte. Diese Tatsache scheint für Niebuhr von besonderer Wichtigkeit gewesen zu sein. Denn er kommt in nicht weniger als vier Briefen darauf zu sprechen. Aus einem von ihnen, aus dem an Dahlmann, will ich etliche Worte zugleich als Endurteil Niebuhrs über den anderen unserer großen Klassiker zitieren. Er beruft sich auf Lessings Wort über Voltaire und sagt: „Der liebe Gott verzeihen in Gnaden ihm seine Geschichten und seine Lieder und einige seiner Trauerspiele, nicht bloß die drei ersten Monstra — das ist ein herrlicher Geist und eine große, schöne Seele, die hier herrscht: die es sich vom Publikum nicht hat einbilden lassen, er sei größer als Goethe."

Reform der Schule und der Schulaufsicht.

Von

Landrat a. D. v. Dewitz, Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

In den höheren, mittleren und niederen (Volks-) Schulen herrscht hinsichtlich des Lehrplanes in letzteren ebenso Einheitlichkeit, wie in den ersten beiden Mannigfaltigkeit. Sind hierfür in den mittleren Schulen äußere Verhältnisse und eine gewisse Freiheit der Gemeinden in der Bestimmung und Wahl der Klassenanzahl entscheidend gewesen, so hat für die höheren Schulen der innere Streit um den Vorzug der humanistischen oder der realistischen Vorbildung in absehbarer Zeit noch keine Aussicht auf ein gütliches Ende. Und das ist vielleicht gut. Denn das deutsche Volk hat ebenso ein Anrecht auf die Erhaltung einer Vorbildung, die ihm sein geistiges Erkennungszeichen seit mehreren hundert Jahren auf die Stirne geschrieben hat, wie auf die Probe, ob sich auf Grund der besseren Erkenntnis der Natur und der Steigerung in der methodischen Uebung von Auge, Hand und Ohr die mehr formale Wirkung der humanistischen Bildung mit einer unmittelbaren Verwendungsmöglichkeit der Schätze des realen Wissens vereinigen läßt. Nur die Erfahrung kann darüber entscheiden, was des Besseren wert ist, und ob namentlich auch das Realgymnasium imstande sein wird, die geistigen Blüten in solcher Mannigfaltigkeit zu treiben, mit denen das Gymnasium bisher das deutsche Volk gesegnet hat. Nur zwischen diesen beiden dürfte einst eine Wahl erfolgen müssen. Denn die Existenznotwendigkeit der Realschulen wird wohl nirgend mehr an sich in Frage gezogen, höchstens ihr Berechtigungswesen wird noch bestritten. Freilich hat es, abgesehen von Bayern und Württemberg, die sogar noch heute die Reformschulen ablehnen, den Anschein, als solle jetzt schon die Entscheidung für das Realgymnasium fallen. Denn die Bestimmung der Prüfungsordnung für Elsaß-Lothringen,

die mit derjenigen der Preußischen Schulverwaltung [illegible] und die Uebersetzung eines deutschen Schriftstücks [illegible] verlangte, ist angeblich seit dem 1. Oktober d. [illegible] Damit ist ein weiterer Schritt der Annäherung des [illegible] Gymnasiums an das Real-Gymnasium erfolgt. Es [illegible] wesentlichen nur noch der Unterschied zwischen [illegible] ersten griechischer, in dem anderen englischer Unterricht [illegible] betrieben wird. Ob Preußen den Reichslanden [illegible] wäre zu bedauern. Denn mit der [illegible] Extemporale ist auch eine weitere Kürzung des [illegible] richts verbunden. Ein Eindringen in den [illegible] auf diesem Wege wieder um ein erhebliches [illegible] gibt man auch den Standpunkt, daß die sprachlich [illegible] naturwissenschaftlichen gleichwertig sei, der noch [illegible] Breslauer Universitätsprofessor Dr. Hillebrandt [illegible] Revue" vertreten wird, nahezu preis. Es [illegible] nicht viel mehr, als daß man bei der Reifeprüfung [illegible] Buch ins Deutsche zu übersetzen versteht. [illegible] oder englisch in dem humanistischen Gymnasium [illegible] lichen Leute vielfach gefordert wird, und führt [illegible] des Gymnasiums den lateinlosen Unterbau von [illegible] entsprechend der Realschule ein, dann hat [illegible] Vorbildung auf einem humanistischen oder R[illegible] rechtigung verloren. Diesem Projekt sollte [illegible] Widerstand geleistet werden. Man sollte [illegible] daß die Gelehrten, die Deutschlands Ruhm [illegible] haben, aus dem Gymnasium hervorgegangen [illegible] daher doch zunächst möglichst [illegible] und abwarten, ob der [illegible] in [illegible] [illegible] ist [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] unmöglich macht.

[illegible]

beiden Arten des Gymnasiums, deren Wissensehrgeiz mit der Berechtigung zum einjährigen Dienst ungeteilte Befriedigung findet. Das wäre für diese in keiner Weise bedenklich, wenn die Reife für Obersekunda auf den beiden Gymnasien eine abgeschlossene Schulbildung irgendwelcher Art anzeigte. Dies trifft aber für den Unterricht auch nur einer der alten, wie der neuen Sprache kaum oder überhaupt nicht zu. Auch für die modernen Wissenschaften fehlt nach Ansicht vieler Philologen ein weiteres Jahr der Vorbildung zur Reife für Prima, um den Schülern einen sicheren Schatz für das Leben mitzugeben. Es liegt nahe, zur Sicherung dieses Zieles die Ableistung der Reifeprüfung zu verlangen. Jedoch würde sich dieses schon mit Rücksicht auf die Beamten und Offiziere verbieten, die oft an Orte versetzt werden, in denen sich nur Gymnasien befinden, und die demnach keine Gelegenheit hätten, für ihre Söhne eine vorzeitigere Berechtigung zu erlangen. Das Erfordernis längerer Vorbildung wird aber immer dringender, weil die Zahl der Schüler in den unteren Klassen, namentlich in den größeren Städten, immer mehr und mehr ansteigt und dadurch das Erreichen auch nur mittlerer Leistungen weiter beeinträchtigt. Hierin liegt ja auch vielfach der Grund zu den Ueberbürdungsklagen wegen häuslicher Arbeiten, zu deren Aufgabe der Lehrer angeblich gezwungen ist, weil er sich mit den einzelnen Schülern zu wenig während des Unterrichtes beschäftigen kann. Hieraus ist dann wieder das körperliche Zurückbleiben eines Teiles der Jugend herzuleiten und hierin muß auch die Ursache der Nichtbefriedigung gesucht werden, die so häufig die begabteren und wissensdurstigen Schüler in den Klassen bis zur Obersekunda empfinden. Sie sind dann genötigt, in den letzten drei Jahren bis zum Abiturientenexamen ihre Kräfte über das wünschenswerte Maß hinaus anzuspannen, um das in den unteren Klassen ohne ihre Schuld Versäumte nachzuholen.

Und wenn man fragt, was denn der Untersekundaner, der mit einem Berechtigungsschein der Gymnasien die Schule verläßt und der bis dahin durch seine Anwesenheit die Entwicklung derjenigen, welche zu einer höheren Bildung bestimmt sind, gehemmt hat, für sein Leben mitnimmt, so wird man dem in der Hauptsache nur eine formale Bedeutung beimessen können, die für seinen Beruf wenig Bedeutung hat und die nach gangbarer Ansicht doch nur für den von Wert ist, der die Schule ganz durchläuft, um sich einem wissenschaftlichen Beruf zu widmen. Diejenigen aber, die die Schule überhaupt nur besuchen, um die Berechtigung zum einjährigen Dienst

zu erlangen und dann sich vorwiegend einem praktischen Beruf hingeben, gehören überhaupt nicht auf das Gymnasium oder Realgymnasium. Sie gewinnen eine weit geeignetere Vorbildung auf den Realschulen, die in ihrem Aufbau und Lehrplan eine abgeschlossene Schulbildung gewährleisten und den Realitäten und unmittelbaren Erfordernissen des Lebens sich in bewußter Weise nähern. Daß hierzu ein Bedürfnis auch im Interesse der Gymnasien vorliegt, wird niemand heute mehr bestreiten, der die Statistik zur Hand nimmt, und es wird daher Aufgabe der Schulverwaltung sein, nach dieser Seite hin fundamental in die bestehenden Verhältnisse und die durch sie bedingten Uebelstände einzugreifen, die sich zu einem Krebsschaden in des Wortes vollster Bedeutung ausgewachsen haben.

Die Zahl der Schüler an den höheren Lehranstalten hat sich in dem letzten Jahrzehnt um 40 % erhöht bei einer Zunahme der Bevölkerung in der gleichen Zeit um rund 15 %. In welchem Grade die höheren Lehranstalten für die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst benutzt werden, geht aus nachstehender Aufstellung für die Zeit vom April 1908/09 hervor:

	1 Zahl der Anstalten	2 Zeugnis für den einjährigfreiwilligen Dienst	3 Abgegangen zu einem Beruf	4 Prozentsatz von 3:2
Gymnasien . . .	336	9 697	2269	23,4
Progymnasien . .	35	437	207	47,3
Realgymnasien . .	138	3 714	1324	35,7
Real-Progymnasien	45	312	178	57
Oberrealschulen . .	85	2 991	1585	53
Realschulen . . .	169	3 352	2590	77,2

Es ist daraus zu ersehen, ein wie erheblicher Prozentsatz von Versorgungsbedürftigen auf den beiden Arten der Gymnasien und Progymnasien bis zur Obersekunda mitgeschleppt wird, es ist aber nicht die Zahl der Mitläufer zu ersehen, die schon vorher aus der Schule ausscheiden, letztere aber zugleich mit der ersten Kategorie in ihrer Wirksamkeit und in der Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe hemmen. Andererseits ergibt die Aufstellung die Tatsache, daß die Bevölkerung die Realschulen bevorzugt, soweit die Berechtigung zum einjährigfreiwilligen Dienst in Frage steht. Denn während diese für jede Anstalt im Durchschnitt mehr als 16 Köpfe ausweisen, sind durch Gymnasialbildung pro Anstalt nur rund 7 Reflektanten

vorgebildet worden. Die Realschulen kommen also offensichtlich mit ihrem Lehrplan bis Obersekunda den Wünschen der Bevölkerung entgegen. Der Grund ist, daß ihre Vorbildungsart mit dem späteren Berufsleben dieser Kategorie von Schülern engere Fühlung hat, als es für die Gymnasien möglich ist. Das soll ein Fingerzeig für den nachfolgenden Vorschlag sein.

In erster Linie sollte der Aufbau und der Lehrplan des Gymnasiums ohne jede Konzession an das sogenannte Reformgymnasium erhalten bleiben, um die alte Stätte der Gelehrtenbildung nicht zu verlieren. Daß sich dabei die Notwendigkeit ergeben wird, die Zahl der Gymnasien allmählich durch Umwandlung in Realgymnasien zu verringern, ist anzunehmen, da ein organischer Zusammenhang mit anderen Schularten absichtlich vermieden werden soll. Dagegen sollten alle anderen Schulen, also Volksschulen, Realschulen und Realgymnasien in einen inneren Kontakt gebracht werden. Dies ist ja auch bis zu einem gewissen Grade schon der Fall. Denn die Realschule hat mit dem Realgymnasium den lateinlosen Unterbau von Sexta bis Tertia oft ebenso gemeinsam, wie eine Verbindung zwischen dem Lehrplan der Vorschule einer Realschule und der mehrklassigen Volksschule besteht. Diese organische Verbindung kann so weit ausgedehnt werden, daß da, wo nicht die Schülerzahl ein anderes erfordert, die Aufgabe der Vorschulen ganz von der Volksschule und die Aufgabe der drei untersten Klassen des Realgymnasiums von der Realschule übernommen wird.

Neben dem Gymnasium soll das Realgymnasium die gleiche Berechtigung für die Universität behalten, wie sie heute besteht, d. h. mit Ausnahme der Zulassung zum Studium der Theologie, des wissenschaftlichen Bibliothek- und des Staatsarchivdienstes. Für beide Vorbildungsanstalten soll die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst aber erst mit dem Reifezeugnis für Prima eintreten, während der Schüler der Realschule, wie bisher, sein Einjährigen-Zeugnis schon mit dem Reifezeugnis für Obersekunda, also ein Jahr früher, erhält. Die hier notwendige Differenzierung habe ich innerlich bereits damit begründet, daß das Reifezeugnis für Obersekunda auf den Gymnasien hinsichtlich der Vorbildung für das praktische Leben des mittleren Bürgerstandes nicht den gleichen Wert hat, wie das gleiche Reifezeugnis auf den Realschulen. Das ist ein natürliches Ergebnis der erheblichen Zeitverwendung für alte Sprachen. Deshalb wird ein weiteres Jahr Schularbeit erforderlich sein, um einer abgebrochenen Bildung entgegen zu wirken. Die äußere

Bedeutung des Vorschlages liegt darin, daß [illegible] der Schüler, die nur wegen des [illegible] Gymnasien besuchten, nunmehr zu der [illegible] weil sie dort ihr Ziel ein Jahr früher [illegible] würden die Gymnasien entlastet werden, und [illegible] alle die Uebelstände beseitigen, die ihnen heute [illegible] ihrer Ueberfüllung vorgeworfen werden. Wenn [illegible] kurzem ein Schriftstück vor Augen kam, in dem [illegible] Gymnasiums auf den Vorwurf der Ueberbürdung [illegible] schüler erklärte, seine Jungen brauchten, wenn [illegible] zwei Stunden häuslicher Arbeit, während [illegible] Prima einer Oberrealschule 5 Stunden nötig [illegible] leicht zu dem Gedanken kommen, dem auch der [illegible] lehrer Ausdruck gibt, daß die Ueberbürdung [illegible] in der Ueberfüllung der Klassen und der [illegible] wie in der Lehrfähigkeit und Methodik der Lehrer [illegible] die äußeren Einwendungen beheben, so wird man [illegible] packen und unfähige Lehrer beseitigen können. [illegible] deutschen Volkes, die Gesundheit seiner Kinder [illegible] zu [illegible], als daß es sich die heute [illegible] auf die Dauer gefallen lassen dürfte.

Soll aber die Entwicklung der Schule [illegible] werten Weise befördert und in [illegible] müssen in Zukunft weit mehr Real- oder [illegible] schaffen werden, als heute zur [illegible] annimmt, daß ein Teil der [illegible] sich aus [illegible] und elementaren [illegible] umwandeln, weil die Schulpflicht [illegible] [illegible] 10 Jahren und 161 [illegible] Schulen [illegible] 14 [illegible] [illegible]

Elementarschulen. In dem Ministerialerlaß vom 21. Februar 1865 heißt es ausdrücklich: „Die Grenzscheide zwischen den Elementarschulen bildet die Berechtigung zu gültigen Abgangsprüfungen, und alle Schulen, denen diese Berechtigung fehlt, gehören zur Kategorie der Elementarschulen, selbst dann, wenn in ihnen eine über das Ziel der Elementarschule hinausgehende sprachliche oder Realbildung angestrebt wird oder die Qualifikation ihres Vorstehers durch akademische Studien bedingt ist." Auch die allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 ändern an dieser Begriffsbestimmung nichts wesentliches, wenn sie die Mittelschulen als Schulanstalten bezeichnen, welche neben den Volksschulen des Ortes bestehen und mindestens 5 aufsteigende Klassen mit einer Maximalzahl von je 50 Schülern haben. Als Norm für die zu erstrebenden Ziele und als Grundlage für die Organisation ist ein für 6 aufsteigende Klassen berechneter Plan gegeben mit der ausdrücklichen Maßgabe, daß eine Vermehrung der Zahl der aufsteigenden Klassen wie die Erweiterung der Lehrziele statthaft sein solle. Dementsprechend werden auch an das Lehrerpersonal höhere Anforderungen, die Mittelschullehrerprüfung, gestellt. Mehr und mehr hat sich jedoch eine Scheidung von den Volksschulen vollzogen, wenn die Veranlassung dazu auch zunächst nur auf finanziellem Gebiet lag. Denn nach dem Gesetz vom 14. Juni 1888 gewährte der Staat nur den Gemeinden für ihre Volksschulen unter der Bedingung Zuschüsse, daß jedes Schulgeld fortfiel. Da dies für die mittleren Schulen nicht zutrifft, so sind sie seitdem aus der Kategorie der Volksschuleu ausgeschieden. Das Gesetz vom 11. Juni 1894, betreffend das Ruhegehalt der Lehrer und Lehrerinnen der mittleren Schulen, präzisiert die Scheidung noch mehr, indem der § 1 bestimmt: „Mittlere Schulen sind diejenigen Unterrichtsanstalten, welche allgemeinen Bildungszwecken dienen und welche weder zu den höheren Schulen, noch zu den öffentlichen Volksschulen, noch zu den Fach- und Fortbildungsschulen gehören." Charakteristisch ist dabei, daß die Begriffsbestimmung der mittleren Schulen vornehmlich in der Unterscheidung von anderen Schularten gesucht wird. Dieser Mangel resultiert aus einer nicht abgeschlossenen Organisation, sowie aus dem Umstande, daß die Mittelschulen wohl ein Bestandsrecht, aber keine Bestandspflicht haben. Sie beruhen ganz auf dem freien Willen der Gemeinden. Ihre Bedeutung liegt in dem Bedürfnis der Bevölkerung, den Kindern eine über die Leistungen der Volksschule hinausgehende Bildung zu schaffen Dieses Bedürfnis hat sich insofern mehr und

mehr erweitert, als nicht mehr 5, sondern 8 bis 9 aufsteigende Klassen die Norm bilden, in denen zwei fremde Sprachen statt einer gelehrt werden. Annähernd wird sich heute die Zahl dieser Schulen für Knaben auf 100 belaufen. Außerdem gibt es aber noch weit über hundert Keime von Mittelschulen der vorstehenden Art, deren Ausbau sich allmählich vollzieht und die durch Aufstellung eines vorbereitenden Lehrplanes in Voraussicht dessen in Betracht gezogen werden können, daß das Bedürfnis zur Einrichtung von Anstalten zur Erteilung der Berechtigung zum einjährigfreiwilligen Dienst sich steigert. So sehr auch die einzelnen Anstalten, abgesehen von der durch den Normallehrplan gegebenen Grundrichtung, hinsichtlich der Lehrziele und der Qualifikation des Lehrerpersonals von einander abweichen, so bietet es doch keine Schwierigkeit, für die neunklassige Mittelschule, sowie für etwaige Voranstalten die Einhaltung eines einheitlichen Lehrplanes durchzuführen. Daß sich dieser schon heute vielfach dem Lehrplan der Realschule stark nähert, ist nicht zu verkennen. Die neunklassige Mittelschule bleibt hinter jener nur um 1 Jahr im Französischen zurück, und das Englische ist nicht überall Pflichtfach. Als Ersatz lehrt sie Buchführung und Stenographie. Diese Differenzen auszugleichen, kann nicht schwer sein. Ob nicht auch seitens der Realschule zu diesem Zweck einige Konzessionen gemacht werden können, soll hier ebensowenig erörtert werden, wie die Frage, welchen Namen man den betreffenden Anstalten geben will. Entweder müßten sie Realschulen, oder letztere Mittelschulen genannt werden. Letztere Bezeichnung hat nach der Richtung den Vorzug, als sie ganz allgemein die mittlere Vorbildung im Gegensatz zur höheren richtig qualifiziert. Das wird noch bedeutungsvoller, wenn mit dem Zeugnis zum einjährigfreiwilligen Dienst auch zugleich die Berechtigung für den *gesamten* mittleren Beamtendienst verbunden wird, soweit nicht für einzelne Berufszweige desselben höhere Anforderungen gestellt werden. Die Befürchtung, daß damit junge Leute schon mit 15 Jahren ihre Berechtigungen erhalten, wird gegenüber den Ergebnissen der neunklassigen Realschulen bedeutungslos, da diese nur von einem verhältnismäßig kleinen Teil im Alter von 15 Jahren absolviert werden, während ca. 80 % erst mit 16 und 17 Jahren den Berechtigungsschein erlangen. Daß übrigens die Vereinigung der Realschule mit der Mittelschule nicht unbedingte Voraussetzung meines Vorschlages ist, soll nicht unerwähnt bleiben. Aber für die Beseitigung der Vielgestaltigkeit unseres Schulwesens scheint sie äußerst wünschenswert. An sich können jedoch auch Realschulen und Mittel-

schulen nebeneinander bestehen. In jedem Falle müßte den Gemeinden ihre Einrichtung von ökonomischem Standpunkt aus dadurch schmackhaft gemacht werden, daß wie bisher eine möglichst große Anzahl von geringer bezahlten Mittelschullehrern Anstellung finden kann. So wünschenswert es ist, die Anstellung von Elementarlehrern, namentlich an den höheren Vollanstalten, zu vermeiden, um die so notwendige Einheitlichkeit des Lehrerkollegiums zu erhalten, um so mehr wird man die Verwendung von Elementarlehrern, die die Mittelschullehrerprüfung bestanden haben, an den Schulen, die zwischen den Elementar- und höheren Schulen stehen, zu begünstigen haben. Denn es liegt einmal im Interesse dieser Schulen selbst, sich besonders in den unteren Klassen die bewährte Methodik und Pädagogik der gehobenen Elementarlehrer nutzbar zu machen, andererseits würde aber dadurch diesen selbst auch die Möglichkeit eines Aufstieges gewährt, was bei der Auswahl unter rund 100 000 Elementarlehrern ein nach jeder Richtung hin bedeutungsvolles Moment bliebe. Hier ist eine ausgezeichnete Gelegenheit gegeben, dem so stark lebendigen Trieb der Volksschullehrer zur eigenen Weiterbildung ausgedehntere Nahrung und Erfolg zu schaffen.

Soll aber eine organische Verbindung zwischen Volksschule und Mittelschule, sowie zwischen Mittelschule und höheren Schulen mit Ausnahme der humanistischen Gymnasien hergestellt werden, indem die Möglichkeit geschaffen wird, von der fünften Klasse der Volksschule ab auf die Mittelschule und von dieser auf die Klasse des Realgymnasiums überzugehen, in der der lateinische Unterricht beginnt, so muß auch eine einheitliche Aufsicht geschaffen werden. Die Erhaltung der Schulabteilungen bei den Regierungen hat für die vorgeschlagene Organisation keine Berechtigung mehr. Wenn die Bevölkerung, soweit sie sich für die Schule interessiert, eine Einheitlichkeit in ihrem Aufbau und im Lehrplan wünscht und isolierte Zwischenkonstruktionen nur duldet, meinetwegen auch begünstigt, weil Rat zu etwas Besserem teuer ist, so kann man auch eine Zweiteilung in der Aufsicht nicht mehr bestehen lassen. Die Instanz, von der das gesamte Schulwesen zu ressortieren hat, kann darum nur das Provinzial-Schulkollegium sein, dem ja heute auch schon die Aufsicht über das Volksschulwesen der Stadt Berlin zusteht. Man fürchtet in manchen Kreisen, daß dieser Aufsichtskörper zu groß und schwerfällig werden würde. Wo dies, wie z. B. vielleicht in der Rheinprovinz, der Fall wäre, könnte man sich mit der örtlichen Teilung dieser Behörde in eine in Coblenz und Düsseldorf amtierende Be-

hörde behelfen. Die Einheitlichkeit ließe sich hier durch einen den Oberpräsidenten vertretenden Beamten ebenso gut erreichen, wie dieser ihn zuweilen an dem Orte seines Wohnsitzes vertritt. Die Aufsicht über die äußeren Angelegenheiten der Volksschulen hätte an den Regierungspräsidenten überzugehen, während die Aufsicht sowohl über die inneren, wie über die äußeren Schulverhältnisse in den Kreisen von einer besonderen Behörde wahrgenommen werden müßte. Die Frage der Einstellung von Schulinspektoren im Hauptamt, wie der Beseitigung der Ortsschulinspektion hinsichtlich der technischen Aufsicht, ist schon in so vielfältiger Weise behandelt worden, daß sie nicht weiter erörtert zu werden braucht. Der Weg des tatsächlichen Vorgehens in dieser Richtung ist auch schon seit Jahren beschritten. Jährlich werden durch den Etat eine Reihe von Kreisschulinspektionen im Hauptamt geschaffen, und andererseits übernehmen an mehrklassigen Schulen die Rektoren, an anderen die Kreisschulinspektoren direkt die Funktionen des Ortsschulinspektors. In Schleswig-Holstein wird seit alter Zeit die Schulaufsicht in den ländlichen Gemeinden des Kreises von einem Schulvisitatorium ausgeübt, welches aus dem Landrat und dem Kreisschulinspektor besteht und welchem zugleich ein Disziplinarrecht über die Lehrer zufällt. Diese Einrichtung, bei der der Landrat die äußeren, der Kreisschulinspektor die inneren Angelegenheiten bearbeitet, hat sich durchaus bewährt. Sie braucht aber eine Ergänzung hinsichtlich der Beteiligung der Einwohner an der Schulverwaltung. Der Aufschwung des Schulwesens in den Städten ist nicht zum geringsten Teil auf die Mitwirkung des Laientums in den Schuldeputationen zurückzuführen. Je mehr dasselbe auch auf dem platten Lande herangezogen wird, desto mehr wird sich auch dort das allgemeine Interesse für die Schule, das heute noch nicht in allen Gemeinden lebendig ist, zu einer wirksamen Wärme erheben und das Maß von Idealismus für sie in die Bevölkerung hineintragen, das nötig ist, um den vorhandenen Nützlichkeitsgedanken mehr mit ethischen Zielen zu durchsetzen. Es ist nun einmal nicht zu bestreiten, daß behördliche Anregungen und Anforderungen oft so lange unpopulär bleiben, so lange sie nicht von dem Gedanken des Laientums mit durchtränkt sind. Die erfolgreiche Entwicklung der Kreisverwaltung wäre ohne Mitwirkung des Kreisausschusses wohl kaum denkbar gewesen. Eine vom Kreistage gewählte Kreisschuldeputation von fünf Personen, denen der Landrat und der Kreisschulinspektor hinzuzutreten hätten, würde sicher bald denselben ungeahnten Einfluß auf die Schulen

gewinnen, den der Kreisausschuß auf das wirtschaftliche Leben des Kreises ausgeübt hat. Man wird sich nur hüten müssen, hier etwa geborene Mitglieder einzuführen. Das hieße, den ganzen Gedanken schwächen und Mißtrauen erwecken. Dabei braucht für diejenigen, die die konfessionelle oder religiöse Seite der Schulaufsicht betonen, keine Furcht vor Nichtberücksichtigung zu bestehen. Die Kreistage — und von ihnen, nicht etwa von den Kreisausschüssen, ist die Rede — sind überall so zusammengesetzt, daß diese Rücksichten zweifellos lebendig werden. Sie werden sicher auf dem Gebiete der Schule bewährte Geistliche zur Wahl und sie dem Regierungspräsidenten zu der erforderlichen Bestätigung in Vorschlag bringen. Freilich darf man die Kreisschuldeputation nicht etwa nur mit beratender Stimme ausstatten; das wäre von vornherein ein totgeborenes Kind, ohne Wirkung für gewöhnlich, aber gefährlich, wenn die beschließende Behörde sich im Gegensatz zum Laientum befände. Nein, im Gegenteil, der Deputation ist die volle Verantwortlichkeit nach oben und nach unten zu geben. Sie muß nicht weniger die Unterverteilung der Staatsbeiträge zu den Schullasten auf die einzelnen Gemeinden vornehmen, eine Funktion, die zurzeit dem Kreisausschuß zufällt, sie hat nicht weniger über die Notwendigkeit von Bauten zu beschließen, wie sie zuständig sein muß für Disziplinarsachen der Lehrer oder für Dispensationen der Kinder vom Schulbesuch, die über eine bestimmte Frist hinausgehen. Kurz, alle Fragen, die nicht rein technischer Natur sind, müssen ihrem Beschluß unterliegen. Der Kreis wird damit als legitimer Verwalter seiner Schulen eingesetzt. Es wäre das nur die letzte Etappe auf dem steuerlich, polizeilich und verwaltungsrechtlich betretenen Wege, für die die Bedeutung und die Wirksamkeit der einzelnen Gemeinden überragenden Fragen ein gemeinsames, mit den erforderlichen Kompetenzen ausgestattetes Zentrum der Verwaltung zu schaffen, dessen Einzelorgane sich aus den einzelnen Teilen des Kreises rekrutieren.

Daß man einer solchen Behörde weit eher auch Funktionen übertragen kann, die bisher einer höheren Instanz zustanden, und daß man infolgedessen in der Lage ist, von der so oft gepriesenen, aber so zaghaft befolgten Dezentralisation Gebrauch zu machen, liegt auf der Hand. Der Gedanke, daß in allen inneren Schulangelegenheiten der Volksschule gleich die nächste Instanz eine so hohe Behörde, wie das Provinzialschulkollegium mit dem Oberpräsidenten an seiner Spitze, sein soll, wird manchem Bureaukraten geradezu ungeheuerlich erscheinen. Die Bevölkerung würde sich aber sicher über eine dadurch ein-

tretende Hemmung der Vielregiererei freuen und [illegible] wahrtem Pflichtgefühl auch die Bearbeitung ein[illegible] in die Hand nehmen.

Soviel dürfte jedenfalls feststehen, daß die Schul[illegible] Regierung keine innere Berechtigung auf ihr Fort[illegible] eine wirkliche Einheitlichkeit und eine organische Ver[illegible] Volks-, mittleren und höheren Schulen geschaffen [illegible]

Anglikanische Kirche und deutsche Philosophie.*)

Von

Charlotte Broicher.

II.

1. Tulloch: Movements of Religious Thought in Britain during the Nineteenth Century. London, Longmans, Green & Co. 1885.
2. Samuel Taylor Coleridge: Aids to Reflection and the Confessions of an Inquiring Spirit. — London, George Bell & Sons. 1884.
3. Coleridge. Biographia Literaria. London. J. M. Dent & Co.
4. Charles Sareola: Cardinal Newman & his Influence on Religious Life & Thought. Edinburgh, 1908.
5. William Barry: Newman. London. Hodder & Stoughton, 1904.
6. Lady Blennerhasset: J. H. Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Paetel. Berlin 1904.
7. Richard H. Hutton: Cardinal Newman. London. Methuen & Co. 1891.
8. J. H. Newman: Oxford University Sermons. und:

8a. An Essay in Aid of a Grammar of Assent London. Longmans, Green & Co. 1906.

9. A. J. H. Newman: Apologia pro Vita sua. Ebendaselbst.
10. Paul Sabatier: Les Modernistes. Paris. Fischbacher. 1909.
11. George Tyrrell: Through Scylla and Charybdis, or the old Theology & the new. — Longmans, Green & Co. London 1907.
12. Alfred Loisy: Evangelium und Kirche. München. Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung 1904.
13. Programm der italienischen Modernisten. Jena. Eugen Diederichs.

So hat Coleridge für England eine ähnliche religiöse Bedeutung gewonnen, wie Schleiermacher für Deutschland. Die einen führt er zu freierem und zugleich verinnerlichtem religiösen Denken, die andern zu alten kirchlichen Formen zurück. Wiederholt es sich doch immer aufs neue, daß der Einfluß schöpferischer Menschen bei ihren Nachfolgern sich selten auf das Gesamtgebiet erstreckt, das ihr Geist um-

---

*) Siehe Teil I dieses Aufsatzes im Novemberheft der Preuß. Jahrbücher. — Lies daselbst S. 210, Z. 9 v. u: Evangelismus statt Evangeliums. S. 216 im Gedicht: constancy statt constancey und asunder statt arunder. S. 218, Z. 10 v. u.: irdischen statt religiösen Lebens.

Auch in diesem Aufsatz sind einige kurze Abschnitte aus der demnächst bei Fr. A. Perthes in Gotha erscheinenden dritten vermehrten Auflage von Fr. W. „Robertsons Lebensbild in Briefen" von Charlotte Broicher aufgenommen.

spannte. Er zersplittert sich in Einzelzüge und wird von hier aus in verschiedener Richtung fruchtbar. In dem Lande der Tradition, mit seinem Bedürfnis nach festen Formen, verdichtete sich das spekulative Element von Coleridges Mystizismus, das ihn einst über Raum und Zeit getragen, zu strengen kirchlichen Institutionen. Die letzte Phase seiner Entwicklung, die Hinneigung zur Kirche, wurde ausschlaggebend auch für die Männer freier Forschung. Ebenso haben jene, die die Verjüngung der Kirche aus ihrem Ursprung in ferner Vergangenheit schöpfen wollten, die Gefäße dazu von ihm so gut empfangen wie Robertson, der neuen Wahrheitsformen entgegentrachtete.

Schon zu Coleridges Lebzeiten hatte in Oriel College in Oxford eine theologische Schule ihren Sitz, die, wo sie nicht auf ihn zurückging, in enger Fühlung mit seinen Anschauungen stand. Ihre Hauptvertreter waren Dr. Hawkins und Whately, später Erzbischof von Dublin.

Whately ist für England auf dem Gebiet der Dogmenforschung bahnbrechend geworden. Obwohl ihm Coleridges philosophische Behandlung religiöser Probleme fremd blieb, waren beide darin einig, „daß die Theologie von den Fesseln der Logik befreit werden müsse". Neben Whately treten Dr. Hawkins und Hampden als Kirchenhistoriker hervor, die zuerst darauf hinwiesen, daß die Entstehung der Dogmen auf zeitgeschichtlichen Vorstellungen und scholastischen Voraussetzungen beruhte. Auffassungen, die den Tories um so gefährlicher erschienen, als Oxford von jeher eine Burg altenglischer Tradition gewesen war. Die Mauern und Zinnen ihrer Laienklöster, der normannischen und gotischen Colleges, ragen als Zeugen der Vergangenheit unangetastet von den zerstörenden Einflüssen der Zeit hinein in die Gegenwart. Alte Sitten, alte Gewandungen bestehen fort, und daneben braust das moderne Leben in Spiel und Sport. So erscheint schon in dem mittelalterlichen Charakter der äußeren Umgebung die Möglichkeit vorgebildet, die rückwärtsschauenden Tendenzen der Romantik auf kirchlichem und wissenschaftlichem Gebiet neu aufleben zu lassen. Nur in dieser dünnen Luft war der archäologische Charakter jener Kontroversen möglich, wie er sich im Traktarismus ausbildete; das Fußen auf historischen Präzedentien, auf Formeln und unwirklichen Argumenten.

Die Woge modernen Liberalismus, die Anfang des vorigen Jahrhunderts England durchflutete, schien mit ihren neuen Maßregeln der Toleranz am ersten die Privilegien und Traditionen der

alten Alma Mater zu bedrohen. Die so empfanden, waren drei junge Fellows,*) John Keble, Hurrell Froude und John Henry Newman, hervorgegangen aus Oriel College. Wie sie sich fanden, wie einer den andern in seinen Tendenzen bestärkte, und sie sich gegenseitig überzeugten dazu berufen zu sein, die anglikanische Kirche aus ihrer Gleichgültigkeit und Versunkenheit emporzuheben und ihr Licht wieder auf den Leuchter zu stellen, hat uns Newman in seiner **Apologia pro Vita sua** mit der ihm eigenen Eindringlichkeit berichtet. Es war ihnen klar, daß die Kirche selbst Schuld trüge an ihrer Schwäche und sowohl ihre Lehre wie ihre Organisation reformieren müsse, um dem Staat gegenüber ihre Selbständigkeit zurückzugewinnen. Vor allem aber müsse sie sich freimachen von ihrer weltlichen Gesinnung; die Quellen geistlichen Lebens erneuen, den Rationalismus ausschalten und ein deutlicheres Bewußsein ihrer Würde und Mission zurückgewinnen.**)

Auch erkannten sie, daß vereinzelte Anstrengungen nichts fruchten würden. Die Kirche werde nichts erreichen, wenn sie sich nur auf der Defensive halte. Sie müsse eine wirksame Offensive ergreifen und sich mit ihrer Propaganda an die öffentliche Meinung wenden.

Unter den drei Männern war John Keble der älteste. Er führte — sagt Newman — der Bewegung „das Prestige eines berühmten Namens zu, mit dem Heiligenschein des Genius". Sein „Christian Year" war damals in aller Händen und hatte das ganze Land in Begeisterung versetzt. Es machte Stimmung für altkirchliche Vorstellungen und religiöse Natursymbolik. Sein Erscheinen hat wahrscheinlich mehr zur Ausbreitung der neuen Richtung beigetragen, als alle kirchliche Polemik. Newman erklärt sich den Einfluß dieser Gedichte aus der Kraft- und Saftlosigkeit der vorhergehenden christlichen Literatur. Aber sein Urteil, Keble unter die englischen Klassiker zu zählen, ist uns heute unverständlich. Newmans später erschienene eigene Dichtungen durchdringt ein soviel hinreißenderer, tragischer Zug. Barry nennt Kebles Gedichte „gedankenvoll und beschwichtigend, aber nicht Poesie höchster Ordnung. Die Dantеske Flamme fehlt ihnen, in der alle Dinge in Farben der übersinnlichen Welt erglühen." Anthony Froude rühmt ihre Sprache,

*) Sind Erzieher und Lehrer der ihnen unterstellten Studenten. Sie müssen unverheiratet sein, im College wohnen und genießen besondere Privilegien.
**) Vgl. Sarolea: Cardinal Newman, „The Oxford Movement" und Tulloch a. a. O.

„die jedermann verstehen und behalten kann. Das Hochkirchentum war bislang trocken und formal. Keble trug die evangelikalen Emotionen hinein und vermied böse Zusammenstöße mit evangelikalen Ansichten. So fanden alle Parteien in ihm viel zu bewundern und wenig zu beargwöhnen.“*)

Für Keble war die anglikanische Kirche von Jugend auf die einzig wahre, und wer nicht zu ihr gehörte, als Ketzer gerichtet. Bei abgeklärter persönlicher Güte und Milde urteilte er hart und unduldsam über jede von der seinen abweichende Meinung. Vor allem war ihm das Puritanertum, obwohl die Wiege der anglikanischen Kirche, verhaßt. Aber seine Frömmigkeit war tief und echt, und sein selbstloses Leben stand in Einklang mit den hohen Idealen, die ihn erfüllten. Er war kein origineller Kopf. Barry meint, Newman habe in ihm die lebendige Verwirklichung apostolischer Institutionen erblickt, ja eine persönliche Vergegenwärtigung der alten Kirche.

Hurrell Froude war anders geartet. Ein Mensch genialen, ungestümen Temperaments, „schön und leuchtend“, hinreißend in seinem Wesen und überschäumend von originellen Ideen, die in ihrer Leidenschaftlichkeit aneinanderprallten und sich steigerten in dem Bemühen, fest umrissene Form zu gewinnen. Seine zarte Konstitution wurde dadurch frühzeitig aufgerieben. „Bei aller Einsicht in abstrakte Wahrheit war er Engländer bis ins Rückgrat: in dem unentwegten Festhalten am Wirklichen und Konkreten“, sagt Newman. Er hatte starke ästhetische Bedürfnisse, die in der Nüchternheit jener Zeit unbefriedigt blieben. Die von der Romantik ausgehenden Strömungen hatten ihn daher voll ergriffen, und nichts ersehnte er heißer, als mit den Empfindungen jener Zeit auch ihre Zustände und Einrichtungen wieder ins Leben zu rufen. So war er nicht nur ein begeisterter Verehrer der Kunst des Mittelalters, seiner Lehnsverfassung, vor allem seiner Ritterlichkeit, der Verwegenheit und Kühnheit seiner Gesinnung und Taten. Ein Hochtory von reinstem Wasser, dem schon das Wort Liberalismus Grauen erregte. Die Herrlichkeit jener Zeit gipfelte für ihn in der Kirche, dem Zauber ihres Kultus, ihrer Marienverehrung und der ganzen Symbolik ihrer Institutionen. In der römischen Kirche sah er sie noch heute lebendig und strebte ihr mit Sehnsucht entgegen, ohne in sie einzutreten. Denn er starb früh, ehe seine Ueberzeugungen sich geklärt hatten. Er brachte einen neuen Begriff von

*) Barry: Newman p. 31.

Kirche und Tradition in die Bewegung und eine neue Stellung dem Katholozismus gegenüber. Doch ist es schwierig, ihn richtig einzuschätzen, da die Urteile über ihn völlig auseinandergehen. Sein Bruder, der Historiker A. Froude, meint, er habe mit Leichtigkeit alle Hindernisse genommen und seine Freunde mit sich fortgerissen: „Privaten Meinungen und Menschenrechten gegenüber besaß er aber die Verachtung des geistigen Aristokraten". Barry erklärt ihn für den einzigen unter Newmans Freunden, der ihm geistig ebenbürtig, wo nicht überlegen gewesen sei. Tulloch dagegen schließt aus seinen hinterlassenen „Remains" auf Zerfahrenheit, Unklarheit, auf Mangel an wirklichem Wissen und eine oft kindische Unreife. Daß Newman und Keble sie herausgegeben, erscheint ihm unverständlich. Newman selbst stellt seinen Charakter so hoch wie seine Gaben, bekennt aber mit eigentümlich wehmütiger Schlichtheit, daß er kaum wisse, was er Froude, dem er als Freund soviel verdanke, auf dem Gebiet theologischer Ueberzeugung eigentlich schulde. So beruht sein Einfluß auf Newman wohl auf persönlichen Zügen, die jene Aktivität in ihm auslösten, zu der er von sich aus nicht gelangt wäre.

John Henry Newman gebührt der Hauptanteil an der Bewegung. Denn neben seinem religiösen Genie besaß er einen wundersamen Zauber persönlicher Anziehungskraft. Er hat die Bewegung zu einem Ziele geführt, das weder Keble noch Froude vorausgesehen hatten. Den Versuch, dem Liberalismus zu widerstehen, hat er in eine Gegenreformation gewandelt, so mächtig und unwiderstehlich, daß ihre Wirkungen noch heute nicht erschöpft sind. 1801 geboren und erst 1891 gestorben, steht in England fast die ganze kirchliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts nach der positiven wie negativen Seite hin, unter seinem Zeichen.

Newman gehört zu jenen Geistern, die uns die Idee der Seelenwanderung glaubhaft machen. Er erscheint wie die Reinkarnation eines Kirchenfürsten des 3. Jahrhunderts, mit dem Einschlag israelitischen Ursprungs. So fest wurzelt er nicht nur in den religiösen Vorstellungen jener Zeit, so lebhaft erfüllt ist nicht nur seine Phantasie von altorientalischen Vorstellungen, die fast als Atavismus erscheinen: seine Geistesart trägt auch die unverkennbaren Züge jüdischer Spitzfindigkeit, die da noch differenziert und auf subtile Unterscheidungen neue Deduktionen türmt, wo das germanische Einheitsbewußtsein tiefe beglückte Atemzüge tut.

Väterlicherseits entstammte er einer holländisch-jüdischen Bankiersfamilie und mütterlicherseits den französischen Hugenotten. An-

hängerin eines gemäßigten, evangelikalen Kalvinismus, hat die Mutter schon früh auf das religiöse Bewußtsein des Knaben eingewirkt. In der **Grammar of Assent** enthüllt er (p. 112) die ersten gottesfürchtigen Regungen eines Kindes, die offenbar autobiographischer Natur sind. Der dem alten Evangelismus eigene Zug persönlichen Gotterlebens bildet von Anfang an den entscheidenden Zug seiner Frömmigkeit. Es scheint, daß er nie von andern Problemen bewegt worden ist als von dem einen: wie gelange ich dazu, Gott zu schauen in Gerechtigkeit. Die sichtbare Welt erscheint dem Kinde unwirklich, aber von der Gegenwart verborgener Engel erfüllt. Das äußere Geschehen traumhaft, die eigene Existenz fraglich. Neben diesen mystisch-mythischen Zügen tritt aber das dem Kalvinismus eigene Verlangen hervor, den persönlichen Vorgang des Gotterlebens dogmatisch zu begründen, so daß er mit fünfzehn Jahren schon seiner Erwählung gewiß wird, einer Ueberzeugung, die ihn nie verlassen hat und die er noch als Katholik dem Einfluß des berühmten Evangelikalen Thomas Scott zuschreibt. Noch ein spezifisch kalvinistischer Zug durchdringt seine ganze spätere Theologie: die Vorstellung von dem richtenden und vergeltenden Gott. Mag er den Begriff der Dreieinigkeit zerlegen wie die Griechen von Alexandrien, mag er die Attribute Gottes bis ins Unendliche erweitern: von der Vorstellung des zürnenden Gottes hat er sich nie lösen können, und sein Erlösungsschema wie seine Ueberzeugung von der Ewigkeit der Höllenstrafen basiert auf der seinem Gemüt unverlierbar eingeprägten altjüdischen Gottesvorstellung.

Newman hat die Geschichte seiner komplizierten inneren Entwicklung in wundervoller Offenheit in der **Apologia pro Vita sua** niedergelegt. Hier erfahren wir, was entscheidenden Einfluß auf sein Denken und Handeln gewinnt, und die Charakteristik macht seine Zeitgenossen so lebendig, wie die religiösen Mächte seiner Zeit.

Während er in der Knabenzeit noch von der Theologie der alten großen Evangelikalen erfüllt ist und Thomas Scotts Motto zu dem seinen macht: „Lieber Heiligkeit als Frieden“ und „Wachstum der einzige Beweis, daß wir leben“, treten in Oxford, wo er sich dem Studium der Theologie zuwendet, andere Einflüsse an ihn heran. In **Oriel College** waren Männer, die später in entgegengesetzter Richtung umwälzend auf Englands religiöse und kirchliche Entwicklung wirken sollten, wie John Keble und Thomas Arnold, nahe befreundet. Whately, der maßgebenden Einfluß auf die jüngere Generation ausübte, erkannte bald Newmans ungewöhnliche

Begabung und zog ihn in seine Kreise. „Er zuerst lehrte mich meine Worte wägen und meine Behauptungen vorsichtig prüfen", rühmt Newman ihm nach. Hawkins machte ihm die geschichtliche Bedeutung der Tradition klar, und daß es nicht die Bestimmung der Schrift sei, Doktrin zu lehren, diese vielmehr nur den Katechismen und Bekenntnissen der Kirche zu entnehmen sei. Whately huldigte der Auffassung, der Staat habe sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Kirche zu mischen. Er führte Newman in die Kirchengeschichte ein. Was für ihn aber der Vergangenheit angehörig, lediglich geschichtliche Entwicklungen bedeuteten, wurden für Newman lebendige, der Fortentwicklung fähige Mächte. Und dieselben Männer, gegen deren Richtung er später den erbittertsten Kampf führte, vermittelten ihm das Werkzeug, mit dem er die Grundmauern der alten Kirche neu aufrichtete. Bald aber empfand er in Whatelys Einfluß eine Gefahr, die intellektuelle Bedeutung seiner Studien der moralischen überzuordnen, der er durch schmerzliche persönliche Erfahrungen jäh entrissen wurde. Dem schroffen Bruch dieser Beziehungen folgte die enge Verbindung mit Keble und Hurrell Froude. Durch den Einfluß der beiden Freunde beginnt der allmähliche Umschwung seiner Anschauungen. In Kebles Dichtung werden ihm vor allem zwei Punkte wichtig. Einmal die sakramentale Bedeutung realer Dinge, wie die Anschauung, daß materielle Phänomene sowohl Abbild wie Werkzeug realer Dinge der unsichtbaren Welt seien. Ein Gedanke den der berühmte Theologe des 17. Jahrhunderts, Bischof Butler, ihm in seiner „Analogia" zuerst nahe gebracht, der aber bei Keble in schöpferischer Weise neu zum Ausdruck komme.

Es ist für Newman überaus charakteristisch, daß er Keble auch die Begründung der Wahrheit durch philosophische Analyse zu verdanken glaubt. Wenn Keble die Gewißheit, aus der die Bejahung religiöser Doktrin stammt, nicht wie Butler den Wahrscheinlichkeiten zuschreibt, die sie aufgestellt, sondern der lebendigen Kraft des Glaubens und der Liebe, die sie aufnimmt, so genügt dies Newman nicht nach der logischen Seite hin. Es erscheint ihm sogar feige, in der Vernunft keine Basis für den Glauben gewinnen zu können, und als moralisch feige, diese Basis nicht zu bekennen. Dies führt ihn zum Ausbau des Systems, das er später in dem Essay über „Entwicklung der Lehre" niedergelegt hat. Zu diesen Einflüssen trat das Studium der Kirchenväter. Sie werden ihm zum Exponent der christlichen Lehren: „Aussprüche von Clemens und Origines klangen meinem Ohr wie Musik, wie die Antwort auf Vorstellungen, die nicht von

außen an mich herangetreten waren, die ich aber in mir trug. Sie gründeten sich auf das mystische oder sakramentale Prinzip und handelten von den verschiedenen Arten der Gottesmitteilung an uns. . . . Ich verstand dies dahin, daß die äußere Welt, die physikalische wie die historische, unserer sinnlichen Wahrnehmung nur Realitäten offenbare, die sie überragten. Natur war ein Gleichnis, die Schrift Allegorie, Philosophie und Mythologie, recht verstanden nur Vorbereitung auf das Evangelium. . . Die heilige Kirche würde in ihren Sakramenten, in ihrer hierarchischen Ordnung, selbst bis zum Ende der Welt, nur ein Symbol der himmlischen Tatsachen bleiben, die die Ewigkeit erfüllen. Ihre Mysterien sind nur menschliche Ausdrucksweise von Wahrheiten, die die menschliche Fassungskraft übersteigen. . ."

Hat diese Auffassung manche Aehnlichkeit mit der der gleichzeitigen deutschen Romantik, so ist sie von Zügen durchflochten, die dieser ganz fern lagen. In Newman lebte die Mythologie des Orients als religiöse Vorstellung weiter. War es Atavismus, war es die an den Bildern des alten Testaments genährte Phantasie, in der abstrakte Vorstellungen sich zu unfaßbaren und doch konkreten Bildern verdichten, was ihn dazu führte, die Naturgewalten zu personifizieren. Herder spricht ausführlich darüber, wie der Orient alles mit unsichtbaren Wesen bevölkert . . . die sich der Pflanzen, Bäume . . . ja, der Elemente annehmen." *) So sieht Newman in den Engeln die realen Ursachen von Bewegung, Licht und Leben und jener elementareren Prinzipien des physikalischen Universums, die, wenn sie sich in ihren Aeußerungen unsern Sinnen mitteilen, uns den Begriff von Ursache und Wirkung und dessen, was Naturgesetze genannt werden, suggerieren.**) Wir werden später sehen, wie aus dieser mythologischen Mystik heraus auch der biblische Bericht vom Sündenfall für Newmans historische und naturwissenschaftliche Erkenntnis keinerlei Schwierigkeit bietet. Es ist aber begreiflich, daß der Protestantismus einer solchen Geistesart mehr und mehr identisch mit allen auflösenden Tendenzen erschien und sich die Meinung in ihm befestigte, die Zeit bewege sich nach etwas hin, das unglücklicherweise heut praktisch nur noch im Besitz der römischen Kirche sei: „Sie allein, inmitten aller Schäden und Irrtümer, habe den Gefühlen der Scheu, des Geheimnisses, der Zartheit, Ehrfurcht, Hingebung und

*) Vom Geist und Wesen der Ebräischen Poesie, I 54, 1827.
**) Apologia pro Vita sua.

der Gefühle, die man als spezifisch katholisch bezeichnen könne, vollen Spielraum gelassen. Die Frage erhebt sich: „sollen wir sie der römischen Kirche überlassen, oder auch für uns in Anspruch nehmen?“

Nun schien die Zeit reif, um mit der Reform der anglikanischen Kirche hervorzutreten und das ursprüngliche Christentum, d. h. das des dritten Jahrhunderts, wieder aufzurichten. Denn Newman fand seine Ideen am genausten in der alexandrinischen Theologie widergespiegelt, in der das Griechentum von jüdischen Zügen durchsetzt war. Das Christentum dieser Kirchenväter war für ihn in den Glaubensartikeln der englischen Kirche verzeichnet und bezeugt. Es galt nur, es aus den protestantischen Entstellungen wieder hervorzuholen. Fünf Jahre hatten Newmans Predigten an der Kirche St. Mary in Oxford Stimmung für die neue Bewegung gemacht und erst kleinere, dann immer erweiterte Kreise gewonnen. Dabei gleichen diese Predigten mehr philosophischen Diskursen als exegetischen Betrachtungen und setzen strenge Verstandesarbeit neben gereifter geistiger Fassungskraft voraus. Die dogmatischen Auseinandersetzungen sind aber von dem Atemzug geistlichen Lebens erfüllt und lassen den Hörer immer wieder die Realitäten einer übersinnlichen Welt ahnen. Kaum merklich nehmen die Vorstellungen katholische Färbung an. Die Bewegung gewann an Bedeutung als Dr. Pusey sich ihr anschloß und ihr durch seine wissenschaftlich theologische Bildung Rückgrat verlieh.

Puseys theologische Entwicklung hat einen eigentümlichen Weg eingeschlagen. Er hatte in Halle unter Tholuck studiert, und sein kritisches Werk über den deutschen Rationalismus, dessen Ursprung er überaus gerecht und objektiv beurteilt, hatte ihm hüben und drüben den Ruf ungewöhnlicher Gelehrsamkeit eingetragen. Um so erstaunlicher war seine Schwenkung in das reaktionäre Lager. Ob er, besorgt gemacht durch die liberalen Tendenzen der Zeit, in der traktarischen Bewegung ihnen einen Damm entgegenzusetzen glaubte — genug er trat der Bewegung bei und wurde bald nicht nur ihr Beistand: Newman hat nach der Meinung seiner neusten Biographen Puseys Bedeutung überschätzt, wenn er sagt: „Er machte uns eine Position“: „Ohne ihn hätten wir nicht die Möglichkeit gehabt, der liberalen Aggression wirklich ernstlich entgegenzutreten. Dr. Pusey aber war Professor und Kanonikus von Christ-Church in Oxford — (eine der bedeutendsten Stellungen in der anglikanischen Kirche). Er besaß den weitgehendsten Einfluß durch seinen tiefen religiösen Ernst, die Munifizenz seiner Stellung als

Professor, ferner durch seine Familienverbindungen und selbstverständlichen Beziehungen zu den Autoritäten der Universität ... In ihm gewannen wir Haupt- und Mittelpunkt der Bewegung." (**Apologia.**)

Im Jahre 1833 erschien das erste Pamphlet Newmans, das der Bewegung den ersten Namen gegeben hat, der „Traktat, um den Notständen der Zeit entgegenzuwirken". Er eröffnete eine Reihe von Erlassen, die innerhalb acht Jahren erschienen.

In diesem ersten Traktat entwickelt Newman den Begriff von der Katholizität der Kirche, stellt das Sakrament als objektives Gnadenmittel hin, bezeugt die Notwendigkeit der apostolischen Nachfolge, die mystische Mitteilung des Geistes durch Handauflegen, wodurch die anglikanische Kirche in ununterbrochenem Zusammenhange mit der Urkirche stehe, die Rechtmäßigkeit des Priestertums und Episkopats. Er betont die ausschließliche Autorität der Kirche auf dem Gebiet der Schriftauslegung und stattet die Bischöfe neben untergeordneten Befugnissen mit Ausübung der Disziplinargewalt aus. Schließlich bezeugt er, die anglikanische Kirche trage deutlich die Merkmale der wahren Kirche an sich. Seine Stellungnahme erlaubt ihm, sich sowohl von dem römischen „Dissidententum" wie den protestantischen „Sekten" zu trennen. Letztere haben, losgerissen von der apostolischen Nachfolge, die Wirksamkeit der Sakramente und damit die erlösende Kraft des Christentums eingebüßt. Die römische Kirche besitzt noch die sakramentalen Gnadengüter, ist aber als ein geil gewordener Zweig des ursprünglichen Stammes anzusehen. Die groben Irrtümer ihrer Lehre machen eine Vereinigung mit ihr unmöglich; denn der Papst ist der Antichrist.

Im ersten Augenblick war die Aufnahme eine fast durchweg günstige. Das Zurückgehen auf das Altertum schien kein erstorbenes, sondern neues, reiches Leben zu verheißen. Der Grundriß der Urkirche stieg aus den verfallenen mittelalterlichen und patristischen Zeiten wieder auf.

Trotzdem bemächtigte sich der Einsichtigen eine dumpfe Beunruhigung. In dem Maße, wie die noch unbewußten Tendenzen an Intensität wuchsen, und sich die Konsequenzen eines Prinzips enthüllten, das noch nicht formuliert und ausgestaltet war, erwachte das Mißtrauen. Es wurde allmählich klar, daß die Führer der Bewegung von einem Impuls getrieben wurden, dessen Tragweite sie selbst nicht ermessen konnten. Die Evangelikalen, die Rom schon

am Horizont Englands aufsteigen sahen, stießen den ersten Alarmruf aus, der im ganzen Lande Widerhall fand.

Newman versuchte nun mit seiner Via media-Theorie die einen in ihrer Meinung zu stärken, die anderen zu widerlegen. Schon der Name an sich enthält ein ganzes Programm. Er vertritt eine Art religiösen Eklektizismus, der sich auf das Beispiel der anglikanischen Theologie des 17. Jahrhunderts stützt. Er weist darin eine Mittelstraße nach zwischen dem römischen Katholizismus und der protestantischen Reformation und baut die Dogmen, die er daraus kristalliert — ein Sauerteig seiner evangelikalen Erziehung —, mit einer Subtilität, ja einer Spitzfindigkeit aus, für die man heutzutage schwerlich noch Interesse finden wird.

Ferner erweist er, daß eine wahrhaft katholische Kirche sich sowohl vor Irrtümern der Lehre, wie vor dem Eindringen sektiererischer Abweichungen hüten müsse. Er zeigt einen Weg auf, der zwischen der Autorität des Papstes und dem schismatischen Individualismus die Mitte halte, einen Weg, den man einschlagen müsse innerhalb der weiten, freien Strömung der christlichen Tradition, die zugleich die der ersten Jahrhunderte und die der nationalen englischen Kirche sei.

Der Ton, den die Traktarer angeschlagen, wird aber für die Gesamtheit immer beunruhigender. Einige Geistliche der neuen Richtung zögern schon, die Bekenntnisformel der anglikanischen Kirche zu unterzeichnen. Da unternimmt es Newman, den Beweis anzutreten, die Artikel seien eigentlich nicht gegen die römische Kirche gerichtet. Er fragt nicht danach, was die Artikel bezeugen, sondern wie man sie das sagen lassen könne, was sie nicht behaupten, um die Doktrin daraus zu entnehmen, gegen die sie sich richten! „Denn wie die unmündigen Kinder in der Taufe nicht durch den Glauben ihrer Eltern, sondern den der Kirche wiedergeboren werden, so müssen die Artikel nicht in dem Sinn derer aufgefaßt werden, die sie formuliert haben, sondern in dem einigen katholischen Sinn.“ Zugleich war man bestrebt, nachdem die Grundprinzipien der Reformation einmal aufgegeben waren, auch die Messe, Ohrenbeichte wieder einzuführen. Man ordnete Fasten an und trat für den Zölibat der Geistlichen ein.

Seit der Reformation war aber die anglikanische Kirche nicht weniger, sondern ausgesprochen protestantischer geworden. Die Mehrzahl ihrer Anhänger hatte mit großer Befriedigung Josias von Bunsens Vorschlag zugestimmt, der auf einer Lieblingsidee Friedrich

Wilhelm IV beruhte, gemeinsam mit Preußen einen Bischofssitz in Jerusalem zu errichten, der abwechselnd von der preußischen Landeskirche und der anglikanischen Kirche zu besetzen sei. Bunsen stand in enger Fühlung zu Whately, Thomas Arnold, Julius Hare und den von Coleridge beeinflußten Männern freierer Richtung, wie Maurirce und Kingsley. Mit Entsetzen sahen Männer wie diese die wachsende Hinneigung zur römischen Kirche, die sich in ihrer Mitte vollzog. Newman aber erschien Bunsens Plan wie ein Sakrilegium. Trakt 90, in dem er darlegte, daß das tridentinische Konzil die Artikel nicht hätte verdammen können, und in dem er seine Wünsche und Absichten zusammenfaßte, erregten im ganzen Lande einen Sturm des Unwillens. Zwei Jahre dauerte der Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Prinzipien. Die Bischöfe erklärten sich gegen Newman und donnerten gegen die päpstliche Ketzerei. Der Bischof von Oxford verbietet das Weitererscheinen der Traktate, und Newman gehorcht seinem kirchlichen Oberen. Es entstehen Spaltungen innerhalb der Partei. Newmans Position wird unhaltbar. Er gibt seine Ämter eins nach dem andern auf und zieht sich in das theologische Stift von Little-More, das er gegründet hatte, zurück.

Er hat dann noch fünf Jahre gezögert, ehe er zu der römischen Kirche übertrat. Heiße Kämpfe hat es ihn gekostet, sich innerlich von der von ihm über alles geliebten vaterländischen Kirche zu lösen, deren „echter Katholizität“ die ihr gebührende Würde und Stellung zurückzugewinnen, er seine Persönlichkeit und volle Kraft eingesetzt hatte. Die Trennung von den alten Freunden und der mit seinem Dasein verwachsenen Beziehungen hat ihm — nach seinen eigenen Worten — ein Stück Leben gekostet, „denn seit 1841 habe ich in bezug auf die englische Kirche auf dem Sterbebett gelegen.“

Wie ist es nun zu erklären, daß die römische Kirche, für die sein Uebertritt ein Triumph sein mußte, ihm erst gegen Ende seines Lebens die Stellung eingeräumt hat, die seinem religiösen Genie und seiner machtvollen lauteren Persönlichkeit gebührte? Daß er beargwöhnt wurde in Rom wie von der römischen Kurie in England, protestantische Ketzereien in die römische Lehre zu tragen?

Es wird dies wohl auf dieselbe Ursache zurückzuführen sein, die ihn zum Vorläufer des „Modernismus“ hat werden lassen, der in ihm den Urheber der Lehre von der Entwicklung christlicher Doktrin und von der Autonomie des Gewissens verehrt: Newman hatte Coleridges Gedankenwelt in sich aufgenommen.

Es gehört zu den interessantesten Zügen in der Geschichte des Anglokatholizismus, wie Newmans Genius, der soviele jüdische Eigentümlichkeiten aufweist, sich die Anschauungen des deutschen transzendentalen Idealismus angeeignet und zu welch großartig konkreten Gebilden er sie umgestaltet hat.

In einem der fesselndsten Bücher über Newman, der Monographie des katholischen Priesters William Barry (dessen Abschnitt The Logic of Belief das Schlußkapitel in Lady Blennerhassets Buch über Newman bildet), heißt es ausdrücklich (p. 38) Newman habe in hohem Alter brieflich geäußert, er habe nie ein Wort von Kant und Coleridge gelesen.

Angenommen, Newman habe sich als fast Neunzigjähriger nicht mehr an das ausführliche Zitat erinnert, das er in der Grammar of Assent aus den Aids to Reflection anführt und (p. 305) ausführlich bespricht. Er habe vergessen, daß er in einer Fußnote zu der Predigt über The Influence of Natural and Revealed Religion respectively*), gehalten 1830, ausdrücklich bemerkt, damals habe er Coleridges Werke noch nicht gekannt und sei erst von anderer Seite freundlich darauf aufmerksam gemacht worden, daß Coleridge seine Ideen in der Biographia Literaria (p. 104) antizipiert habe. Abgesehen von diesen äußeren Beweisen, bildet Coleridges Gedankenwelt so sehr das Gerüst, hinter dem sich der subtile Ausbau des Newmanschen Systems erhebt, daß es nicht zweifelhaft bleibt: wir treffen hier noch einmal auf eine Umbildung Kantischer Gedanken in eine noch konkretere Sphäre. Hat Newman zur Zeit der ersten Oxforder Predigten Coleridges Werke noch nicht gekannt, so mußten doch die grundlegenden Ideen seiner Philosophie an ihn herangetreten sein. Denn die geistige Atmosphäre in Oxford war von ihnen erfüllt. Die berühmten Oxforder Predigten über „bewußt und unbewußt folgernde Vernunft" und „die Entwicklung religiöser Doktrin" (1840) weisen aber bis ins einzelne auf Coleridges wundervolle Ausführungen zurück über die Tiefe unbewußter Erkenntnis und unmittelbaren intuitiven Verständnisses, im Gegensatz zum begrifflichen Verstehen, das nur die schattenhafte Abstraktion lebendiger, realer Wahrheit ist.**) Ge-

*) University Sermons Longmans Green & Co. 1906. p. 23.

**) „Ein philosophisches System, dessen erstes Prinzip darauf beruht, den Geist aufnahmefähig zu machen für die Intuition des Geistlichen im Menschen (i. e. für das, was jenseits unsres natürlichen Bewußtseins liegt), muß für solche ganz dunkel bleiben, die dieses Unterbewußtsein nie entwickelt und diszipliniert haben. Es muß tatsächlich ein dunkles Bereich für sie

danken, in denen auch die Grammar of Assent gipfelt. Vor allem ist es Coleridges Unterscheidung der Qualitäten von Verstand und Vernunft, von der Newmans Predigten über die verschiedenen Befugnisse, die der Vernunft als dem Organ religiöser Erkenntnis zukommen, durchzogen sind, obwohl er Coleridges Definitionen abstreift. Ferner der durch Coleridge übertragene Kantische Grundgedanke von der Autonomie des Gewissens, und dem kategorischen Imperativ. Dem Willen als Zentrum der Persönlichkeit, dem Ursprung der Sünde als einer vorgeschichtlichen, verhängnisvollen Katastrophe, die Mysterium bleibt. Endlich aber Coleridges Definition der Zustimmung (Assertion), auf die der Christ seine Philosophie gründet. Ein kurzer Passus den die Grammar of Assent ausgearbeitet hat. Die stilistische Eigenart der beiden Männer ist grundverschieden. Wo Coleridge die Worte zur Charakteristik häuft und ineinander schachtet, gleitet Newmans Diktion in klassischer Einfachheit dahin. Und doch ist seine Sprache von einer ihm besonderen Suggestivität. Konkrete Vorstellungen, wie sie uns in der Bibel entgegentreten, klingen in vorüberziehenden, fast musikalischen Stimmungen auch aus seinen Abstraktionen heraus. Barry sagt darüber: „Newman malt niemals . . . denn für ihn ist nicht das Auge, sondern das Ohr das geistliche Organ dem Offenbarung gewährt wird. Seine Sentenzen gleiten dahin wie eine musikalische Tonleiter, wie ein Strom, fixieren sich aber nicht

---

bleiben, für Menschen, die die köstlichsten Schätze ihres Wesens nur in leblosen beschränkten Regionen suchen. Vielleicht in Worten, die nur die Schatten von Begriffen sind; wie denn begriffliches Verstehen selbst nur die schattenhafte Abstraktion lebendiger und realer Wahrheit ist. Auf dem Unmittelbaren das in jedem Menschen lebt, auf der ursprünglichen Intuition, oder ihrer absoluten Bejahung beruht alle Gewißheit unserer Erkenntnis, die niemandem deutlich wird, durch Worte die von außen an ihn gelangen. Das Medium, durch welches die Seelen einander verstehen, ist nicht die sie umgebende Luft, sondern die Freiheit, die sie gemeinsam atmen als geistige Atmosphäre ihres Seins und deren zitternde Schwingungen sich bis in die innerste Seele fortpflanzen. Wo der Geist des Menschen nicht von dem Bewußtsein der Freiheit erfüllt ist (wäre es auch nur durch Ruhelosigkeit, als stände er noch in Banden), ist jeder geistige Austausch gehemmt; nicht nur mit andern, auch mit sich selbst. Daher kein Wunder, daß er sich und andern unverständlich bleibt. Kein Wunder, daß in der furchtbaren Oede seines Bewußtseins er sich mit leeren Worten ermattet, denen kein freundschaftliches Echo wird, weder aus seinem eigenen Herzen, noch dem Herzen eines Mitmenschen. Denn in dem Nachjagen begrifflicher Phantome der bloßen Strahlenbrechung unsichtbarer, ferner Wahrheit täuscht ihn das Medium seines unlebendigen, stagnierenden Verstandes. Solchem Geist unverständlich bleiben, ruft Schelling bei ähnlicher Gelegenheit aus, ist Ehre und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Biographia Liter ria (p. 132).

auf der Leinwand. In allem, was er geschrieben, wird man schwerlich ein äußeres Bildnis des Menschen finden. Seine Methode dringt ins Innere der Dinge so tief und intensiv, bis sie ihre konkrete Substanz auslöst. Dies ist die Art des ebräischen Genius exemplifiziert in den Psalmen, die uns Landschaften zeigen, aber, nicht menschliche Züge, oder in St. Paulus Briefen, dem Stimmungskünstler ohne Bilder." *)

Das vielgesungenste Lied im anglikanischen Gottesdienst exemplifiziert diese Züge:

Lead, Kindly Light, amid the encircling gloom,
Lead Thou me on!
The night is dark, and I am far from home,
Lead Thou me on!
Keep Thou my feet: I do not ask to see
The distant scene, — one step enough for me.

I was not ever thus, nor prayed that Thou
Shouldst lead me on.
I loved to choose and see my path; but now
Lead Thou me on!
I loved the garick day, and spite of fears,
Pride ruled my will: remember not past years.

So long Thy power hath blest me, sur it still
Will lead me on
O'er moor and fen, o'er crag and torrent till
The night is gone;
And with the morn those angel faces smile
Which I have loved long since, and lost awhile.

Stärker noch tritt diese Eigenart in der Dichtung „The Dream of Gerontius" **) hervor. Sie ist von einer religiösen Inbrunst erfüllt, die an Dante erinnert der, wie Rossetti sagt, sein brennendes Herz in der bloßen Hand trug.

Wo bei Dante aber alles lebendige Szenerie ist und die Dinge in farbiger Wirklichkeit leuchten, ist hier der einsamste seelische Vorgang Wirklichkeit, ohne sichtbar zu werden. Wir erleben das Sterben, und verborgenste Seelenzustände werden offenbar. Gerontius liegt auf dem Totenbett, und während Gebete und Litaneien die Seele emportragen wollen und die Umstehenden den Freund schon hinüber

*) „Newman", Barry. p. 60.
**) Von Elgar als Oratorium in Musik gesetzt und z. B. in Köln aufgeführt.

glauben, fühlt er noch das Verebben des Lebens, „das Schwinden jeder natürlichen Kraft, das Fortgleiten der Realität des Seins, das Fallen aus dem Rahmen des Alls in jenen gestaltlosen, ziellosen, raumlosen, öden Abgrund, jenes völlige Nichts, aus dem er gekommen.“

Wer je beim Vergehen des Bewußtseins, das Gefühl gehabt hat von allem fort, von sich selbst fort zu sinken in unerlotbare Tiefen, in lautlose Einsamkeiten, und damit ein Vorgefühl des Todes schmeckte, der staunt über das Vermögen, das, was Goethe die Realität der Unmöglichkeit nennt und was noch niemand, der es erlebt, gekündigt hat, vor sich aufsteigen zu sehen in Worten. Das Erwachen jenseit der Leiblichkeit. Nicht wissen, wie und woher der Seele das Bewußtsein ihres Selbst verblieben? Bis ihr Schutzengel ihr die neuen Daseinsformen deutet:

Nor touch, nor hearing hast thou now;
Thou livest in a World of signs and types,
The presentations of most holy truths,
Living and throng, which now encompass thee,
A disembodied soul, thou hast by right
No converse with aught else beside thyself;
But, lest so stern a solitude should load.
And break thy being, in mercy are vouchsafed
Some lower measures of perception,
Which seem to thee, as though through channels brought,
Through ear, or nerves, or palate, which are gone.
And thou art wrapp'd and swathed around in dreams
Dreams that are true, yet enigmatical.

In diesem Traume vernimmt die Seele Engelchöre und den grausigen Hohngesang der Dämonen, während der Engel sie vor Gottes Richterstuhl emporträgt. Da genügt die Empfindung vor ihrem Erlöser zu stehen, sie willig zu machen, in die läuternde Flut gesenkt zu werden, um gereinigt daraus hervorzugehen und ewig anzubeten:

Take me away, and in the lowest deep
There let me be,
And there in hope the long night-watches keep,
Told out for me.
There motionless and happy in my pain,
Lone, not forlorn, —

There will I sing my sad perpetual strain
Until the morn . . .
There will I sing my absent Lord and Love,
Take my away,
That sooner I may rise, and go above,
And see Him in the truth of everlasting day."*)

Sind auch die Chöre der Engel von jener Monotie, die von jeher alle Versuche, übersinnliche Vorgänge in das Bewußtsein zu führen gehabt haben, mit der einen Ausnahme von Dantes Paradies — so ist das Ganze doch von dem durchglüht was Newmans religiöse Besonderheit ausmacht: die Fähigkeit, traditionelle religiöse Vorstellungen und dogmatische Abstraktionen mit Leben zu erfüllen.

* * *

Die „Grammatik der Zustimmung" ist erst nach Newmans Uebertritt zur römischen Kirche verfaßt. Aber abgesehen von dem Schlußkapitel und hin und wieder verstreuten katholischen Grundideen, behandelt sie die Frage: wie gelange ich zu religiöser Ueberzeugung? in interkonfessioneller Weise. Das Letzte, was Newman von der Zustimmung verlangt, ist freilich innerste Zustimmung zu den Lehren der katholischen Kirche. Die darauf bezüglichen Erörterungen, befremdend genug für den Protestanten, verschwinden aber den Problemen gegenüber, die uns auch im Protestantismus heut mehr wie je bedränger: Wie ist der Anmaßung des Intellekts zu begegnen und welche Geisteskräfte müssen angerufen werden, um seinem Vordringen auf einem Gebiet Einhalt zu tun, auf dem seine Herrschaft

*) Uebersetzung von Etta Federn:
O nimm mich fort, und in der tiefsten Nacht
Laß mich allein
Und hoffend laß mich halten einsam Wacht,
Wie es soll sein.
Dort, regungslos und froh in meiner Pein,
Allein, doch nicht verzagt,
Dort sing' ich meinen ew'gen Trauerreim
Bis es mir tagt.

Dort singe ich dem wunden Herzen Trost,
Das immerzu
Trägt Schmerz und Sehnsucht, bis es sich erlost
Die einz'ge Ruh.
Dort sing' ich meinem Herrn der Liebe vor
O nimm mich fort —
Daß ich mich hebe bald, und steig' empor,
Ihn seh' im ew'gen Licht der Wahrheit dort.

keine legitime ist? Wenn nach Coleridge*) „der Christ seine Philosophie auf Zustimmung (Assertion) gründet, d. h. auf das was er weder beweisen, noch erklären, noch selbst verstehen kann, so beruht diese Zustimmung nicht auf Theorien, sondern unmittelbar auf drei letzten Tatsachen: Auf der Realität vom Gesetz des Gewissens — als Tatsache des Bewußtseins —; auf der Existenz eines verantwortlichen Willens, dem Subjekt jenes Gesetzes — als Tatsache der Vernunft; — und endlich auf der Existenz des Bösen — als Tatsache der Geschichte, von den beiden andern interpretiert."

Der Aufbau der Grammar of Assent folgt diesen Grundlinien. Wo Coleridge sich aber mit (Assertion) einfacher „Bejahung" begnügt, betrachtet Newman vielfache Grade der „Zustimmung" (Assent), um an Beispielen und Erfahrungen aus allen Lebensgebieten in immer reicheren Ausführungen neue Erweise zu bringen. Daß nämlich begriffliche Zustimmung (notional assent) nur kalte, verstandesmäßige Annahme religiöser Wahrheit erreiche. Wirkliche Zustimmung (real assent) aber nie durch logische Schlußfolgerungen gewonnen werde. Denn sie beruht auf erlebten Tatsachen, und ist ganz persönlicher Natur.

„Wenn Philosophen von Fach von Graden der Zustimmung sprechen, so definieren sie damit nicht die Stellung des Geistes den gegebenen Schlußfolgerungen gegenüber. Sie erhellen nur die Beziehung jener Schlußfolgerung zu ihrer Voraussetzung. Sie betrachten die Wirkung repräsentativer Symbole, nicht aber wie der Intellekt von dem affiziert wird, was diese Symbole repräsentieren. Sie behaupten so wenig das Prinzip unserer Zustimmungen wie unserer Logik zu bemessen, als sie sich einbilden würden, die Erfrischung, die uns durch reine Luft wird, von der Skala eines Thermometers abzulesen." Und während Verstandesschlüsse und logische Folgerungen wechseln und der innersten Persönlichkeit keine festen Verankerungen gewähren, sie im Gegenteil ihren Impulsen ausliefern und dem Nachjagen von Irrlichtern, ist das, was das Bewußtsein als wirkliches Erlebnis erfaßt hat, was sich seiner Phantasie in bildhaftem Umriß und Farbe unverlierbar eingeprägt hat, ihr unveräußerlicher Besitz, den sie von sich selbst nicht lösen kann. Gilt dies von wahren Ueberzeugungen auf allen Lebensgebieten, so ganz besonders von religiöser Zustimmung. Parallel mit dem an-

---

*) Aids to Reflection: Elements of Religious Philosophy. p. 91. 1884. London.

geborenen Sinn für Schönheit, mit Geschmack und musikalischer Begabung geht im Menschen der moralische Sinn einher — das Gewissen. „So wirklich wie unser Gedächtnis, unser Denken, unsere Phantasie, unser Schönheitssinn . . . ist das Bewußtsein des Gewissens: ein Urteilsspruch der Vernunft und ein gebieterischer Befehl".

Man möchte hier ohne weiteres mit kategorischem Imperativ übersetzen, so sehr fühlt man Coleridge heraus, wie wenn Newman bei anderer Gelegenheit das Gewissen den „autoritativen Warner" nennt. Bis hierher stimmen Coleridge und Newman überein. Wenn Newman aber den Schönheitssinn dahin begrenzt, daß er sich nur um sein selbst willen an der Schönheit in Natur und Kunst erfreue, empfindet Coleridge in Natur und Kunst in gleicher Stärke das göttliche Urbild.

Newman aber lehnt pantheistisches Empfinden ab in jeder Form. Das Gewissen unterscheidet sich für ihn von jedem ästhetischen Bewußtsein dadurch, daß es allein sich auf ein außer ihm Seiendes bezieht. Und er hat dieser Ueberzeugung wundervolle Worte verliehen: „Das Gewissen beruht nicht auf sich selbst, sondern erstreckt sich unbestimmt nach etwas über sich hinaus, und undeutlich entdeckt es eine höhere Sanktion seiner Entscheidungen, wie sich in dem Bewußtsein der Verpflichtung und Verantwortung, die es übermittelt, klar beweist. Daher sprechen wir vom Gewissen als von einer Stimme, oder dem Echo einer Stimme, die imperativ und zwingend ist, wie kein anderes Diktum in dem ganzen Bereich unserer Erfahrung" . . . Newman erweist den stets emotionellen Charakter des Gewissens aus seiner steten Bezugnahme auf ein lebendiges Objekt. Emotionen, die als erregende Ursache ein intelligentes Wesen voraussetzen . . .: „Wer ist es, der in die Einsamkeit blickt, in die Dunkelheit, in die verborgenen Kammern unseres Herzens? . . . Wenn die Ursache dieser Emotionen nicht dieser sichtbaren Welt angehört, muß dies Objekt supranaturalistisch und göttlich sein, und damit das Phänomen des Gewissens auf einer Eingebung beruhen, die die Einbildungskraft mit dem Bilde eines höchsten Wesens beeindruckt. . .

Ist sonach „die Realität vom Gesetz des Gewissens eine Tatsache des Bewußtseins" — so ist die Existenz eines verantwortlichen Willens eine Tatsache der Vernunft" und damit ein Postulat der Freiheit. (Coleridge a. a. O.)

Newman ist wie Coleridge ein abgesagter Feind aller a priori-Ideen. Coleridge stellt sich damit in bewußten Gegensatz zu den

Deterministen und Deisten des 18. Jahrhunderts, „die ihre Beweise auf a priori-Annahmen (assumptions) gründen und ihre Vorstellungen für Wirklichkeit halten.*) Newman verlangt „das Konkrete zuerst, danach das Allgemeine". Das Konkrete ist ihm aber die Erfahrung der Wirklichkeit, wie sie sich in der Persönlichkeit spiegelt.

An Kants Auffassung von den verschiedenen Kategorien im Menschen, mit denen er urteilt, gemahnt sein Ausspruch: „Wenn ich nicht annehme, daß ich bin, und in besonderer Weise, d. h. mit einer besonderen geistigen Konstitution, so kann ich über nichts spekulieren. Alles Wissen, alle Erkenntnis ist in diesem Ich enthalten."

Barry meint, Newman habe Schopenhauer vorausgefühlt, wenn er, „wo er sagt ich muß, entdeckt, daß das Wunder des Wissens virtuell in diesem Ego, und das Herz in dem: ich will enthalten ist, und die verhüllte Realität des Seins ans Licht tritt." Doch liegt es näher, hier an Coleridge zu erinnern, der den Willen als „das wahre und einzig strikte Synonym des Wortes Ich oder des intelligenten Selbst" bezeichnet, „als Ursache und Bedingung dessen, was ihn zum Menschen macht." Denn der verantwortliche Wille ist eine Tatsache der Vernunft, mithin ein Zeugnis für das überempirische Wesen des Menschen.

Coleridge sieht in der Tatsache, daß die innere Ueberzeugung des Menschen „zu dem führen kann, was man in der Religion weder beweisen, noch erklären, noch selbst verstehen kann" — ein unlösbares Problem. Newman wirft das Senkblei in „die Abgrundtiefen der Persönlichkeit" (Wordsworth), die sich ins Unbewußte erstrecken. Denn hier, hier, wo die Seele sich mit dem Unendlichen berührt, fallen die letzten Entscheidungen, die erst der Instinkt oder die Intuition über die Schwelle des Bewußtseins führt, wo die bewußten Seiten des Menschen sie in Empfang nehmen, und vor der Vernunft rechtfertigen. Denn die letzten Schlußfolgerungen der bewußten Vernunft (explicit Reason), die den Menschen zur Gewißheit führen, sind nicht die klaren, durch bewußte Vernunftschlüsse an einandergereihten Ideen, sondern vielmehr die dunkeln. . . ." Die Art, wie sich die religiöse Ueberzeugung vollzieht, ist daher individuell ganz verschieden. Was den einen überzeugt, stößt den andern ab. „Keine Analyse ist fein und zart genug, um die geistige Verfassung, in der wir glauben . . . angemessen wiederzugeben. . .

*) Aids to Reflection p. 93.

„Fast alle moralischen Untersuchungen formal beigebrachter Gründe sind viel mehr Proben und Symbole der wirklichen Gründe als diese selbst . . . Verteidiger des Christentums jedoch sind versucht, als Gründe des Glaubens nicht die höchsten, die wahrsten, die innerlich überzeugendsten, sondern solche vorzubringen, die sich am besten in der Argumentation verwenden lassen; für religiöse Menschen meist nicht die entscheidenden. (Predigt „über die unbewußt und bewußt folgende Vernunft.“*)

„Das gilt ebensowohl von den Ergebnissen der Mathematik wie den Gesetzen der Physik und Geschichte. Der große Forscher auf allen Gebieten kommt zu letzten Entscheidungen durch unbewußte Schlüsse seiner Intuition, die er aus verschiedenen Wahrscheinlichkeiten folgert. Eine Fähigkeit, die sich weder lehren noch lernen läßt und die der, dem sie eignet, meist nur auf einem bestimmten Gebiet besitzt. . . . Sie ist auch der letzte Grund des Genies. Und die Erkenntnis der Beziehung von Gewißheit zu unbewußtem Beweis muß ein Gesetz unseres Geistes sein. (p. 350.) Denn außer dem Zeugnis, das der Geist selbst für die Wahrheit ablegt, gibt es keinen Wahrheitsbeweis, und dies Phänomen, so verwirrend es scheinen mag, ist das normale und unvermeidliche Charakteristikum der geistigen Konstitution eines Wesens wie der Mensch auf einer Bühne wie die Welt.“ Den Weg, um zu dieser inneren Ueberzeugung zu gelangen, nennt Newman informale, d. h. natürliche Folgerung. Er versteht darunter jene Divinationsgabe, die ihr Urteil mit Sicherheit fällt, weil ihr eine Fülle von Voraussetzungen zu Gebote steht, die sie nicht durch unwiderlegliche Syllogismen gewonnen hat, sondern durch überwundene Einwürfe, durch widersprechende Theorien, durch Ausnahmen, die die Regel bestätigen usw. Auf solche Weise wird der erfahrene Geist fähig, eine sichere Divination zu treffen, d. h. eine unvermeidliche Schlußfolgerung, die nicht von Proposition auf Proposition folgert, sondern von Dingen auf Dinge, von Konkretem auf Konkretes, vom Ganzen auf ein Ganzes.“ . . .

In seiner Vollendung ist dies Vermögen, zu innerster Zustimmung zu gelangen, das ableitende Bewußtsein. (Illative Sense.) Eine Bezeichnung, die den Umfang dieses Vermögens nicht erschöpft. Er charakterisiert es „als autoritatives“ Orakel, das im Geist des Individuums seinen Sitz hat, das damit sein eigenes Gesetz ist, sein

*) Siehe ausführlicher in dem außerordentlich instruktiven Buch der Lady Blennerhasset: „Cardinal Newman“: „Logik des Glaubens“ Paetel, Berlin.

eigener Lehrer und eigener Richter in allen persönlichen und besonderen Angelegenheiten. Auf das sittliche Gebiet angewandt, entspricht dies Vermögen Kants autonomer Selbstbestimmung des Menschen. Denn, „die Gedanken, die uns zu Wahrheit und Gewißheit führen, sind mancherlei und verschieden. . . . Regeln des Tuns, die für einen gelten, sind nicht die gleichen für den andern, obwohl die Regel abstrakt und prinzipiell unverändert bestehen bleibt. Um seine besondere Pflicht in jedem besonderen Fall zu erfassen, muß jedes Individuum Zuflucht zu der ihm gemäßen Regel nehmen. . . . In religiösen Fragen kann jeder nur für sich selbst entscheiden, und das ist sein Recht. . . . Er kann aber für andere keine Gesetze aufstellen, sondern seine eigenen Erfahrungen nur den allgemeinen psychologischen Tatsachen hinzufügen.

„Gibt es demnach keinen objektiven Unterschied zwischen Wahrheit und Irrtum, sondern ist das, dem der Mensch traut (. . . is anything truth to a man which he troweth?), oder ist es nicht vielmehr wie die Lösung eines großen Mysteriums, daß es Wahrheit gibt und sie erreichbar ist? Daß ihre Strahlen aber in uns einströmen durch das Medium sowohl unseres sittlichen wie intellektuellen Wesens, und konsequenterweise jene Wahrnehmung ihrer ersten Prinzipien, die uns naturgemäß ist, geschwächt, aufgehalten, verkehrt wird, durch sinnliche Verführungen und Herrschaft der Selbstsucht; anderseits aber durch Aspirationen nach dem Uebersinnlichen beflügelt, so daß sich zwei Geistesarten gestalten, zweierlei Maßstäbe und Systeme des Denkens — jedes logisch an sich und doch einander widersprechend, und nur deshalb nicht antagonistisch, weil kein gemeinsamer Boden vorhanden ist, auf dem sie zusammenstoßen könnten." (p. 311.)

Danach wäre auch das Gewissen nicht der absolute Maßstab für unsere Wahrheitserkenntnis? „Nein", sagt Newman, „auch vom Gewissen gilt, daß es die Stunden schlägt, und ehe es nicht reguliert ist, sie falsch schlägt. . . . Denn wie der Uhrenschlag falsch ansagen mag, so mögen Gewissen und Ueberzeugung sich an geistiges Tun heften, das nicht den Anspruch hat, sanktioniert zu werden. . . . So geraten selbst gebildete Geister, ernst in ihrem Suchen nach Wahrheit, in vielen Fällen unter die Macht der Vorurteile oder des Selbstbetruges."

Dies führt zu der dritten Tatsache, auf die nach Coleridge der Christ seine Zustimmung gründet: nämlich auf „die Existenz des Bösen — einer Tatsache der Geschichte, interpretiert vom Bewußtsein und der Vernunft".

Die Existenz des Bösen ergibt sich für Newman aus seinem Glauben an Gott, der ihm so gewiß ist, wie seine eigene Existenz. Aber der Anblick der Welt um ihn her in ihrer Wirrsal und Gesunkenheit straft den Glauben an Gott Lügen und erfüllt ihn mit unaussprechlichem Schmerz.*)

„Die Welt scheint jene große Wahrheit, von der mein ganzes Sein erfüllt ist, einfach Lügen zu strafen, und die Wirkung ist folgerichtig und notwendig so verwirrend, als ob sie meine eigene Existenz verneinte. Wenn ich in einen Spiegel schaute, und dort nicht mein Bild erblickte, würde mich ein ähnliches Gefühl überkommen, was mich tatsächlich erfaßt beim Anblick dieser lebenden geschäftigen Welt ohne einen Widerschein ihres Schöpfers. Das ist für mich eine der größten Schwierigkeiten dieser absolut primären Wahrheit gegenüber. Spräche nicht jene Stimme so deutlich in meinem Gewissen und Herzen, so würde ich ein Atheist, Pantheist oder Polytheist sein, beim Anblick der Welt. . . . Es liegt mir fern, die wirkliche Kraft der Argumente für die Gottesbeweise, die aus den allgemeinen Tatsachen der menschlichen Gesellschaft und ihrem geschichtlichen Verlauf gezogen werden, zu leugnen. Aber sie erwärmen mich nicht und erleuchten mich nicht. Sie entheben mich nicht dem Frost in meiner Verlassenheit, sie entfalten nicht die Knospen in mir, noch lassen sie die Blätter in mir sprießen und mein moralisches Wesen frohlocken. Der Anblick der Welt ist nichts anderes als die Rolle des Propheten, erfüllt von Klageliedern, Jammer und Schmerz."

Nachdem er weiter den Zustand des Menschengeschlechts, der Völker, ihrer Konflikte, Unternehmungen, Gottesverehrungen u.s.f. betrachtet und in erschütternder Weise Menschenschicksal und Weltgeschichte an sich vorüberziehen läßt, drückt diese ergreifende Schau dem Geist das Bewußtsein eines tiefen Mysteriums auf, das absolut jenseits menschlicher Lösung liegt. „Was soll man sagen zu dieser herzzerreißenden, die Vernunft verwirrenden Tatsache? Doch nur dies: entweder es gibt keinen Schöpfer, oder diese lebendige menschliche Gesellschaft ist im wahren Sinn aus seiner Gemeinschaft ausgestoßen. . . . Wenn es aber einen Gott gibt, da es einen Gott gibt, ist das Menschengeschlecht in ein furchtbares, ursprüngliches Verhängnis verstrickt. Es hat sich den Absichten des Schöpfers entwunden." . . . „Das ist eine Tatsache, so wahr wie ihre Wirklichkeit.

*) Die folgenden Zitate sind der Apologia entnommen, die markiger sind, als ihre Parallele in der Grammar of Assent.

Daher wird die theologische Doktrin vom Ursprung der Sünde, mir fast so gewiß, wie das Dasein der Welt und das Dasein Gottes." (Apologia p. 150.)

Obwohl Newman sich mit dieser Anschauung in absoluten Gegensatz stellt zu der heut dominierenden Ueberzeugung vom allmälichen Aufstieg der Menschheit aus dumpfem tierischen Zustand, webt in seiner Fassung der uralten Tragödie vom Sündenfall ein Etwas, das uns Wesen und Schicksal der Menschheit tiefer erschließt, als Geschichte und Philosophie. Als besänne sich in ihm die Menschheit auf Vorgänge, von alten Religionen geheimnisvoll angedeutet, mythologische Vorgänge, in denen gleichwohl das Rätsel von Schuld, Leid und Geschick beschlossen läge. Obwohl Coleridges spekulative Definitionen hier ausgeschaltet sind, weist der Grundgedanke doch auf seine Vorstellung eines ursprünglichen Sündenfalles, von dessen vorgeschichtlicher Katastrophe die Legenden aller Völker berichten. Newman schließt auch fast mit Coleridges Worten.*)

„Interpretiert das Bewußtsein (damit) die Existenz des Bösen als geschichtliche Tatsache", so weist Newman der Vernunft zu, sie aus der Tatsache der natürlichen Religion zu erklären.

Hatte der Evangelismus die völlige Verderbnis der menschlichen Natur hervorgehoben, so wollte Coleridge „den Erweis führen, daß der christliche Glaube die Vervollkommnung des menschlichen Geistes sei." (Vorrede zu den Aids of Reflection.) Vermutlich verdankt Newman diesem Gedanken die Anregung zu seinem System von der natürlichen Religion, deren Konzeptionen dem Menschen angeboren seien und deren Bedürfnisse in der Offenbarung ihre Erfüllung fänden. „Vielleicht gibt es für den Christen keine höhere Befriedigung, als daß das System der Offenbarung tief in dem natürlichen Lauf der Dinge wurzelt und seine Folge und Vollendung bildet. Daß sein Heiland ihm die schwachen und gebrochenen Laute der Natur interpretiert hat."

Die natürliche Religion ist Newman die unerläßliche Voraussetzung der geoffenbarten Religion. In ihr findet er bei allen primitiven Völkern dieselben Grundzüge wieder: die Furcht Gottes, das Schuldbewußtsein und das Bestreben, die Gottheit durch Opfer zu versöhnen.

Der Fortschritt, dessen die menschliche Natur fähig ist, beruht auf der Entwicklung, nicht aber Zerstörung der elementaren Züge

*) Vgl. Aids to Reflection p. 189.

natürlicher Religion. Um keine perverse, sondern gesunde Entwicklung zu erzielen, muß sie die natürlichen (kosmischen) Elemente, aus denen sie hervorgegangen, mit in Betracht ziehen. Aber die Religion der sogenannten Zivilisation entwickelt vornehmlich den Intellekt; sie ist daher eine künstliche Religion und hat wenig Beziehungen zu den elementaren wie metaphysischen Seiten des Menschen.

Wohl ist die Religion der Philosophie vornehmer und humaner, als die Vorstellungen der Primitiven. Aber sie erzeugt jene abstrakt künstliche Religion, die einseitig nur dem intellektuellen Fortschritt entspringt, und besitzt kein Verständnis mehr, weder für die Furcht und Hoffnung der erwachenden Seele, noch für jene schauerlichen Vorgefühle, wie sie sich in der Tradition der Heiden künden."

In dieses Bereich gehören jene volkstümlichen Kultformen, die die katholische Kirche in weiser Berücksichtigung der instinktiv menschlichen Bedürfnisse geweiht und erhoben hat. Das Segnen der Felder bei Aussaat und Ernte, Bittzüge um Regen und Sonnenschein, Bußgänge und dergl. Auch der Modernismus weiß die instruktiven Züge natürlicher Religion, das Ahnungsvermögen, die Telepathie, religiös zu verwerten. Man erinnere sich an die geheimnisvollen Erlebnisse des „Heiligen" von Fogazzaro auf diesem Gebiet. Protestantischerseits hat uns Selma Lagerlöf die religiöse Bedeutung dieser Regionen wieder nahe gebracht. Fast alle ihre Erzählungen eröffnen einen Einblick in den volkstümlichen Untergrund religiöser Anschauungen und Erlebnisse und wie sich hier mythologische mit christlichen Vorstellungen durchdringen. Und damit erst entfaltet ihr poetisches Genie seine volle Kraft.

Der dritte Unterweiser der natürlichen Religion ist das System und der Lauf der Welt. „Wenn die bestehenden Ordnungen, unter denen wir leben, einen Schöpfer haben, müssen sie in großen Umrissen auch seinen Willen künden. Wenden wir dies Prinzip aber auf die bestehenden Zustände an, so bemächtigt sich unser Erstaunen und Verzweiflung, daß seine Leitung der Welt eine so indirekte ist und sein Tun so dunkel. Was sich so schmerzlich nachdrücklich aufdrängt, ist sein Fernsein von seiner eigenen Welt. Es ist eine Stille, die spricht. Als hätten andere sich seines Werkes bemächtigt. Warum gibt er, unser Schöpfer und Herrscher, uns nicht unmittelbare Erkenntnis seiner selbst? Warum schreibt er sein moralisches Wesen nicht in großen Buchstaben auf das Antlitz der Geschichte und bringt das blinde, stürmische Ungestüm der Ereignisse nicht in eine himmlische hierarchische Ordnung? Warum offenbart er sich

uns nicht in der gesellschaftlichen Struktur wenigstens soweit, wie es die heidnischen Religionen zu tun suchen? .. Warum ist es möglich, ohne Albernheit seinen Willen, seine Attribute, sein Dasein zu leugnen? Warum wandelt er nicht mit uns wie mit seinen Erwählten der alten Zeit? Warum, wenn wir ihn nicht schauen können, erkennen wir ihn nicht wenigstens? Im Gegenteil, er ist ganz besonders ein verborgener Gott, und mit unsern höchsten Anstrengungen erreichen wir nicht mehr, als auf der Oberfläche der Welt schwache und fragmentarische Wahrnehmungen von ihm. Eine kritische Tatsache, die nur zweierlei Deutungen zuläßt. Entweder gibt es keinen Schöpfer, oder er verleugnet seine Geschöpfe. Sind nun die undeutlichen Schatten seiner Gegenwart in menschlichen Dingen nur unsere eignen Phantasmen, oder hat er sein Antlitz und das Licht seines Angesichts verborgen, weil wir ihn in ganz bestimmter Weise entehrt haben? Mein wahrer Berater, mein belastetes Gewissen, gibt mir die Antwort auf diese entgegengesetzten Fragen zugleich: Es verkündet, ohne zu zweifeln, Gottes Dasein, und ebenso gewiß, daß ich von ihm geschieden bin, „daß seine Hand nicht zu kurz geworden ist, aber daß unsre Missetaten uns von unserm Gott geschieden haben." So erblickt er in jenem Mysterium nur die Bestätigung seines eignen ursprünglichen Lehrens.

Eine andere gewaltige Erfahrung, die sich auf Religion bezieht, ist das Leid der Welt. Wie läßt sich das mit dem Walten eines guten Gottes einen? Und sprechen die Mythologien der Völker nicht nur von gegenwärtigem Elend, auch von Schmerz und Jammer ohne Ende? Aber die Schrecknisse der Religion sind nur ihre Kehrseite. Jede echte Religiosität ist ein Segen . . . Auch im Lauf der Geschichte und der Folge ihrer Geschehnisse bietet sich der unsophistischen Auffassung die Wahrnehmung göttlicher Gegenwart dar. „Wenn dies eine unlogische Anwendung der Vernunft sein soll, die dazu bestimmt ist, hier die richtige Folgerung zu ziehen — wenn die Logik dies tadelt", um so schlimmer für die Logik" . . . . Von den Opferriten der natürlichen Religion kommt er auf die Doktrin der Stellvertretung. Auf ihr ist die ganze Struktur der Gellschaft errichtet, sie sei erzwungen oder freiwillig. Newman zitiert hier Bischof Butler, der dies zuerst, auf der Natur beruhend, in ein System gebracht habe. Auch Robertson vertritt diese Vorstellung. und William James stellt das Prinzip in unlöslichen Zusammenhang mit dem Leiden der Welt.*)

*) S. „der Wille zum Glauben." Stuttgart 1899.

Bringt die Form der Grammatik, die Newman gewählt hat, notwendig Trockenheit der Erörterungen mit sich, so wird dies gleichwohl unterbrochen von Ausblicken auf eine Tiefe und Herrlichkeit geistlichen Erlebens, daß man die vielen Stufen der steilen Leiter, die er den Leser zu diesem Gipfel emporführt, nicht bereut, erklommen zu haben. Denn hier atmet er eine Luft, zu der der moderne Protestantismus in dem Streben und Forschen seines Intellekts nach empirischer Wahrheit sich nicht mehr zu erheben vermag. Und es dämmert ihm, daß das Sein in Gott, nach dem Newman ringt und dessen der Heilige des Mittelalters in diesem Leben froh ward, ihm in dem rastlosen Streben nach den Ergebnissen der neusten und allerneusten Kritik verloren gegangen ist.

Nach Coleridges Auffassung von der Phantasie als höchster, weil bildhafter, zu lebendiger Anschauung führenden Geisteskraft weist Newman ihr als religiösem Organ, im Gegensatz zum Verstand, die bedeutsamsten Befugnisse christlicher Erkenntnis zu. Er kann z. B. nicht stark genug hervorheben, welch Leben für ihn in den Vorstellungen der Attribute Gottes pulsiert: „Dem bloßen unfruchtbaren Intellekt sind Worte über Gottes Attribute nur bleiche, begriffliche Gespenster." Aber die geübte Phantasie erblickt in ihnen die Darstellung von Dingen. „Wer jemals in seinem Gewissen den Umriß eines Gesetzgebers und Richters gewahrt hat, bedarf keiner Definition von ihm, den er undeutlich aber sicher dort schaut, und er lehnt den Mechanismus der Logik ab, die so wirkliche, geheime Dinge nicht erfassen und umschließen kann. Er vermag der Stärke und eindringenden Klarheit seines Geistes wie seiner Vorgefühle und seiner Fähigkeit konzentrierten Aufmerkens entsprechend, — über das große „Gesicht", das ihn umfängt, auszusagen wie über ein sinnliches Objekt. Und in seiner Untersuchung der göttlichen Attribute folgert er nicht eine Abstraktion aus der andern, sondern seine Ueberzeugung wird bewirkt durch die Anschauung und die Erscheinungen des einen Dinges, auf das sein Blick unentwegt gerichtet ist. Noch ist es möglich, die Tiefe der Bedeutung zu bestimmen, die er schließlich mit Worten verknüpft, die für die meisten nur Definitionen enthalten, denen die lebendige Einbildungskraft aber immer weit jenseit aller Worte liegenden Sinn verleiht" (p. 315). Und in diesem Zusammenhang ist es, wo er Coleridge zitiert und erläutert (p. 305). Daraus ergibt sich, daß, was Coleridge als Identität des geistlichen Menschen mit der Vernunft

erklärt, als dem Organ göttliche Wahrheit zu erfassen, die Voraussetzung dessen bildet, was Newman zu dem Schauen Gottes im Geist führt.

Für Newman erhebt sich auf der Grundlage dessen, was er als natürliche Religion definiert, die geoffenbarte Religion. Gott habe auf wunderbare Weise in die oben geschilderten anarchischen Zustände eingegriffen und die Erlösung bewirkt. Die geoffenbarte Religion findet in dem gewaltigen System der katholischen Kirche ihre endgültige Form.

Auch wer hierin nur die Vision eines rückwärtsweisenden Propheten erblickt, kann sich dem Eindruck der Größe und symbolischen Wahrheit, das die Idee in Newmans konkreter Gestaltung in sich faßt, schwerlich entziehen. Und wenn er weiterhin die Kirche als Repräsentantin „unsichtbarer Dinge" preisen hört, als Vergegenwärtigung des Messianischen Reiches und Regiments auf Erden, der der Schöpfer Unfehlbarkeit verliehen, um eine Macht aufzurichten gegen „die gewaltige Energie des aggressiven, unglaubwürdigen Intellekts, dem universellen Zersetzer, der jede Wahrheit in Zweifel wandelt . . ." — dann spürt er wiederum Coleridges Diktum, „daß Denkformen, die allein der natürlichen Welt entsprechen, nicht auf geistliche Realitäten anzuwenden sind, und zwar um so weniger, je logischer sie im einzelnen sind".

Hier wird auch das Problem erörtert, weshalb das Christentum die Welt so wenig umgestaltet habe und weshalb sein Einfluß auf den sittlichen und religiösen Fortschritt der Menschheit ein so geringer sei? Denn die Entwicklung der weltlichen Kultur gehe keineswegs Hand in Hand mit der religiösen Kultur. Newman findet eine Antwort in Jesu Voraussagen, in den Gleichnissen von den törichten Jungfrauen, vom großen Abendmahl usw. Wohl sollte das Christentum seinen Weg unter Leiden und in Heiligung der Geister beginnen, aber ausgehen in Sünde und Unglauben. Denn derer, die seine Lehren im Leben verwirklichen, sind weniger als derer, die ihm Schmach bereiten und es in den Augen der Welt diskreditieren, zumal unter denen, die seine Führer sein sollten. . . .

In Newmans Theorie von der „Entwicklung christlicher Doktrin" erscheint die katholische Kirche als organisches Gebilde, dessen später zur Reife gelangte Züge schon keimartig in ihren Anfängen beschlossen liegen. In diese Idee hat er sichtlich seinen eigenen Ent-

wicklungsgang hineinprojiziert. Denn er ist überzeugt, daß seine letzten religiösen Entwicklungen im Keime schon von Kind auf in ihm gelegen.

Die Folgerichtigkeit dieses Gedankens kann, so meint er, ein jeder in der Erfahrung seiner eigenen Entwicklung nachprüfen. Es fällt ein Keim in unsere Seele und treibt dort weiter, ohne über die Schwelle des Bewußtseins zu treten. Ein anderer Keim senkt sich daneben, und ohne daß wir wissen wie und woher, ist eine Ueberzeugung in uns gereift und unser eigen geworden, deren Ursprung wir nicht nachweisen können. So ist es auch mit den Lehren der Kirche gegangen. Was im Evangelium keimartig enthalten war, tritt oft erst nach Jahrhunderten als festumrissener Besitz, als Dogma in das Bewußtsein der Kirche. Denn Entwicklung ist die Veränderung eines Lebendigen, das seine innere, ursprüngliche Anlage verwirklicht. „Die halben Setenzen des Evangeliums, seine überströmende Sprache gaben der Entwicklung Raum: sie haben ein Leben in sich, das sich im Fortschreiten bezeugt; eine Wahrheit, die das Merkmal der Beständigkeit in sich trägt, eine Realität fruchtbar an Lebensquellen, eine Tiefe, die sich in Mysterien erstreckt. Denn sie sind die Darstellungen von dem, was tatsächlich ist: sie haben ihre bestimmten Begrenzungen und ihre notwendige Bedeutung in dem großen System der Dinge, mit dem sie in Einklang stehen. Zugleich aber eine Anpassungsfähigkeit (an die Bedürfnisse verschiedener Zeiten) durch das, was sie in sich schließen. . . .“

Die Dogmen sind entstanden aus dem Bedürfnis, das religiöse Erleben in bestimmten Formen festzuhalten. Sie sind die Ergebnisse der Eindrücke, die der Geist aus der geoffenbarten Wahrheit empfangen hat, über die er fortlaufend reflektiert und so bestimmt formulierte Gedanken gewinnt. . . . Selbst Jahrhunderte konnten vergehen, ohne den formalen Ausdruck einer Wahrheit zu finden, die schon immer das geheimnisvolle Leben von Millionen gläubiger Seelen gewesen war. . . . Eine Proposition führt notwendig zu einer andern, eine zweite zu einer dritten, bis die dogmatische Begrenzung notwendig wird. Und die Kombination dieser Gegensätze bringt neue Entwicklungen der ursprünglichen Idee mit sich, die in der Tat nie völlig zu erschöpfen ist. Dieser Prozeß ist die Entwicklung der Doktrin und resultiert in einem dogmatischen Organismus, bis das, was zuerst ein Eindruck der Phantasie war, ein System oder Bekenntnis der Vernunft wird. . . . Dogmen und Bekenntnisse sind notwendig, weil der Menschengeist die ihnen zu-

grunde liegende Idee, kraft deren sie leben, nur als Stückwerk erfassen kann. . . . Als Ausdrucksmittel entsprechen sie aber niemals der Wirklichkeit. Und so können die katholischen Dogmen als solche keine wahre Idee des allmächtigen Gottes vermitteln, nur eine irdische, aus irdischen Gleichnissen gewonnene Vorstellung, wenn wir anderseits zugeben, daß die Sinne uns keine andere Vorstellung der Materie geben, als die auf Sinneseindrücken beruht. Aber obwohl nur Symbole, bedeuten sie Realitäten, mit denen wir denken und folgern können, als wären sie die Dinge selbst, die sie vorstellen. . . . Sie sprechen zu uns wie die Töne der Musik, die, selbst nur einfache Tonfolgen, uns Klänge übersinnlicher Welten übermitteln. Und jene sind so wenig bloße Wortgefüge, wie die Musik nur kunstreiche Tonfolge ist. Beides ist erfüllt und durchpulst von einem Leben göttlicher Realitäten, das gefühlt, aber nicht bewiesen werden kann.

Auch wer die Forderung ablehnt, in den Dogmen Formulierungen ewiger Wahrheit zu sehen, wird die Prämisse des Werdens persönlicher Ueberzeugung zugeben: das Geheimnisvolle des inneren Wachstums, das sich in tieferen Regionen, als denen des klaren Bewußtseins, vollzieht; insbesondere auf religiösem Gebiet. Es ist dies ein Problem, das Newman nie losgelassen hat. Es steht im Mittelpunkt seines Romans „Callista“, der das Märtyrertum in den Christenverfolgungen des dritten Jahrhunderts behandelt.

Aber so unumstößlich ihm das Entstehen religiöser Ueberzeugung und Gewißheit bleibt, so dauernd ist es ein unumstößliches Bedürfnis seiner komplizierten Natur, das Gefühlsmäßige seiner Religion, an dessen Wirklichkeit er nie zweifelt, sich zu objektivieren. Und das gewaltige Ringen seines Lebens gipfelt darin, den logischen Beweis zu erbringen, daß göttliche Wahrheit **nicht** durch logische Beweisgründe gewonnen wird, sondern sich geheimnisvoll in der unerlotbaren Tiefe der Persönlichkeit offenbart. Daß dieser geheimnisvolle Vorgang, der sich der Seele unanfechtbar bezeugt, aber erst legitim erscheint, wenn er seinem Inhalt nach von der Autorität der Kirche getragen wird. Es ist dies um so merkwürdiger, als ihm später, während des heißesten Ringens um Gewißheit, ob die anglikanische oder römische Kirche Verwalterin der absoluten Wahrheit sei, die Gewißheit seiner Beziehung zu Gott, ja die Erfühlung des Unendlichen, nie abhanden gekommen ist. Es ist dies der Punkt, der es Protestanten schwierig macht, seinen Kämpfen zu folgen. Für sein innerstes Gotterleben bedarf er keiner äußeren Autorität oder Beglaubigung. Aber die Frage, in welcher Kirche die Tradi-

tion am reinsten fortlebt, wo der Zusammenhang zwischen der Apostellehre und ihre Ausbildung durch die Kirchenväter und Konzilien ununterbrochen geblieben sei — das alles ist ihm von großer Bedeutung und nimmt in seiner „Apologia" breiten Raum ein. Sein haarscharf zerlegender Verstand führt ihn zu stetig sich erneuernder, fast mathematischer Prüfung seines Inneren. Was aber bei einer weniger auf ein Ziel gerichteten Natur zur Spaltung von Glauben und Intellekt geführt hätte, erhebt sich in der gewaltigen Konzentration dieses asketischen Geistes zu großartiger Einheit, in der das logische Erfassen und Darlegen von Phantasie und Leben durchglüht ist. Denn Newman war nicht nur scharfsinniger Analytiker: er war Dichter, der z. B. Keble an künstlerischer Kraft der Ausdrucksmittel und Tiefe des Erlebens weit überragt. Er war auch Musiker, und die Musik war ihm das überzeugendste Symbol übersinnlicher Dinge. Protestantischerseits hat man seinen Uebertritt zur römischen Kirche aus einer tiefliegenden Skepsis seiner Natur erklären wollen. Daß er unter den Widersprüchen seines Wesens gelitten hat, geht aus Aeußerungen hervor, in denen er es als eine dem Menschen gesetzte Aufgabe erklärt, sich mit seiner eigenen Natur abzufinden und auszusöhnen, in der Hoffnung, daß Gott, der sie ihm gegeben habe, ihm helfen werde, ihrer Herr zu werden (to overrule it).*) Nicht als hätte ihm die schon als Jüngling erwählte Askese Kämpfe verursacht, etwa wie dem heiligen Augustin. Er war Asket von Natur, und religiöse Probleme beherrschten von jeher seine Gedanken. „Aber daneben war er Künstler und literarischer Epikureer, der Stilschönheit und Formvollendung von sich und anderen forderte. Er war liebevoll und ablehnend. Er hatte die Phantasie des Mystikers und den quälenden Verstand des Skeptikers. Er freute sich an intellektuellen Schwierigkeiten und sehnte sich nach fester Ueberzeugung. Er war die Aufrichtigkeit selbst und von der Subtilität des Kasuisten. Uninteressiert bis an die Grenze der Selbstverneinung hat er alles geopfert, um in die römische Kirche zu treten, und nachdem er den Schritt getan, erklärt er, im Zweifelsfalle stets seinem Gewissen und nicht dem Papste gehorchen zu wollen. Die Ungnade und Unterdrückung der römischen Kirche erträgt er mit bewundernswerter Demut. Und daneben ist er egoistisch, selbstquälerisch und von fast krankhafter Subjektivität. Er ist schüchtern und aggressiv. Er liebt die Einsamkeit, und kein

*) Grammar of Assent.

Mensch seines Jahrhunderts hat soviele Herzen an sich gezogen." Soweit einer seiner neuesten Biographen, Sarolea. Und, können wir hinzufügen: vom Menschheitsjammer überwältigt, lehnt er ab, nur den Finger zu heben, um schreiende soziale Notstände abzustellen. Anderseits geht er während der Choleraepidemie in Birmingham (1849) furchtlos zu den Kranken und Sterbenden in den verseuchtesten und elendesten Stadtteilen. Ironisch, ist er reich an Sympathie. Von feinstem Anempfinden und bewundernswerter Assimilationskraft — zugleich von herber Intoleranz. Aber gerade diese Gegensätze, das tief in seinem Gemüt wurzelnde Verlangen, die mystischen „Gesichte" vor dem Intellekt zu behaupten, den er gleichwohl als ungenügend erachtet, das, was ihm z. B. die Entzückung der Musik offenbart, im täglichen Leben zu realisieren; die Sehnsucht, das Jenseit als konkreten Zustand im Diesseit auszuwirken, und gleichwohl in friedelose Polemik und Streit durch dies Bestreben verflochten zu werden, mußten jene Unständigkeit, jenes Schwanken und jene Unruhe des Innenlebens erzeugen, die seine „Apologia" widerspiegelt. Und wie man sich St. Augustins Uebertritt zur römischen Kirche aus der Unständigkeit seines Inneren erklärt hat, die gleichwohl andere Ursachen hatte, so findet wohl auch auf Newman das auf jenen geprägte Wort seine Anwendung: „Er hat sich selbst festgelegt, besitzen wollen in Dogma, Autorität, Kirche." *)

Es kommt hierbei aber noch ein Moment in Betracht, wenn man der Lockung folgt, seinen persönlichen Beweggründen an der Hand seiner Theorien nachzugehen.

Das Bedürfnis nach Freundschaft war ein überaus lebendiges bei ihm und hatte das, was die Franzosen **le mystère du coeur** nennen, zur Voraussetzung. Er verstand darunter das geheimnisvolle Ineinsschlagen der höchsten Lebensimpulse. Freundschaft war ihm undenkbar, wo er nicht Uebereinstimmung und damit Gemeinschaft der religiösen Ueberzeugungen fand.

Dies charakterisiert ebenso seine Freundschaft mit Hurret Froude wie die Freundschaft seiner letzten zwanzig Lebensjahre mit Ambrose St. John, einem Mitglied vom Orden des heiligen Philipp von Neri dem auch Newman nach seinem Uebertritt in die römische Kirche angehörte.

---

*) Georg Misch, Geschichte der Autobiographie I. Teubner, Leipzig.

Nach Froudes Tode fügte er dem Gedicht **Separation of Friends** die an Froude gerichteten Verse hinzu:

Ah! dearest, with word a he could dispel
All questioning, and raise
Our hearts to rapture, whispering all was well,
And turning prayer to praise.

And other secrets too he could declare,
By patterns all divine,
His earthly creed retouching here and there,
And deepening every line.

Dearest! he longs to speak as I to know,
And yet we both refrain:
It were not good; a little doubt below,
And all will soon be plain.

Und an Ambrose St. John wendet er sich in den Schlußworten der Apologia als „an den, den Gott mir gegeben, als er mir jeden andern genommen. Der das Bindeglied geworden zwischen meinem vergangenen und gegenwärtigen Leben .... Auf den ich mich mit der ganzen Last meines Lebens stützen durfte; der mich nie aus den Augen gelassen, der nie an sich gedacht, sobald ich in Frage kam."

Dieses Bedürfnis ist aber die Grundlage eines wichtigen Zuges seiner kirchlichen Ueberzeugung geworden. Er spricht es unumwunden aus, daß die religiöse Gemeinschaft wertlos sei, wo sie nicht auf persönlicher Grundlage, auf freundschaftlicher Beziehung sich auferbaue. Bei seiner Gewohnheit, Vorstellungen derart auf das okkulte Gebiet zu übertragen, hat ihn das Verlangen, durch völlige religiöse Uebereinstimmung in geistliche Gemeinschaft mit den Heiligen der einen wahren Kirche aller Zeiten zu treten, gewiß nicht wenig in dieser Richtung bestärkt. Denn die geistliche Gemeinschaft war für ihn keine Abstraktion, sondern von göttlichem Leben erfüllte Realität. Und obwohl er die auf Freundschaft beruhende Gemeinschaft in der anglikanischen Kirche voll und beglückend besaß, machte ihn der immer wachsende Zweifel an ihrer Berechtigung, sich als Zweig der einen katholischen Kirche zu betrachten, irre an seiner Gemeinschaft mit den Heiligen der wahren apostolischen Kirche.

Vielleicht liegt hierin einer der vitalen Unterschiede zwischen Protestantismus und Katholizismus, und besonders zwischen dem modernen Protestantismus und dem Katholischen Modernismus.

Denn daß das Bedürfnis nach religiöser Gemeinschaft im Pietismus auch heute noch lebendig ist, beweist die Ausbreitung der „Gemeinschaftsbewegung".

Der moderne deutsche Protestant aber wird mehr und mehr Individualist. Er erscheint sich unwahr, wenn er nicht jeder Bekenntnisformel seiner Kirche voll und ganz zustimmen kann. Denn die verstandesmäßige Erfassung seines Glaubens überwiegt die religiöse. Eher glaubt er der Kirche ganz entraten zu können. Er begnügt sich mit dem Beten im Kämmerlein, hinter dem er die Türe fest verschließt. Für den Katholiken aber ist die Vereinigung der Geister und Seelen in der Anbetung mystischen Charakters, untergeordnet nur der Vereinigung der Seele mit Gott.

Es ist daher begreiflich, daß der Modernismus — so eingehend seine Anfänger auch die kritische protestantische Theologie studieren — weit entfernt ist, wie Paul Sabatier*) sagt, „eine protestantische Infiltration zu sein", noch sich jemals mit dem Protestantismus vereinigen könnte. Nach wie vor empfindet er die Kirche als seine Mutter. Er kann den Gedanken nicht ertragen, aus dem Zusammenhang mit ihr und der Gemeinschaft der Gläubigen aller Zeiten gelöst zu werden. Und dies Verlangen ist lebendiger als das Bedürfnis, sich in jedem Augenblick in voller Uebereinstimmung mit dem jeweiligen Stande der wissenschaftlichen Forschung zu befinden. Es macht ihm weder Skrupel noch Schwierigkeiten, sich den alten Bekenntnisformen anzuschließen, weil er das Ganze über das Einzelne stellt. Sie sind ihm ein Ausdruck der Wahrheit, durch die er fortlaufend mit der alten Kirche in geistlichem Zusammenhange steht. Sind es doch die Formeln geheiligter Ueberlieferung, die er in einem Sinn interpretiert, der seinem geistlichen Bedürfnis entspricht. „Katholisch sein, bedeutet dem Modernisten nicht die Denkart eines bestimmten Menschen, einer bestimmten Epoche, einer bestimmten Schule. Es bedeutet das Mitschwingen der Seele in den Gedanken aller Jahrhunderte, das Begreifen ihres Entstehens, ihrer Entwicklung, ihrer Etappen, ihres Lebens. Aber unter der Voraussetzung, dadurch nicht gefesselt, sondern erhoben zu werden und innerlich frei zu bleiben .... Und wenn Zeiten kommen, in denen die dogmatischen Entwicklungen abgetragen und veraltet wirken, weiß er, daß sie in neuer Form wieder erstehen werden."

*) „Les Modernistes" p. 26. Paris, Fischbacher, p. 26.

So faßt Paul Sabatier kurz zusammen, wie der heutige Modernismus Newmans Entwicklungslehre ausgebildet hat.*) Ist Kardinal Newman auch nicht bewußt der geistige Urheber der Bewegung, so gewinnt seine Erscheinung in diesem Zusammenhang einen neuen Zug. Am Wendepunkt der Zeiten stehend, gemahnt seine Gestalt an einen Janus, dessen eine Seite rückwärts, die andere vorwärts weist. Denn was in der anglikanischen Kirche eine Gegenreformation herbeigeführt hat, wird in der römischen Kirche zum Ausgang der modernen Reformbewegung. So kreuzen sich in ihm entgegengesetzte Strömungen, und seine Persönlichkeit erhebt sich zu einzigartiger kirchengeschichtlicher Bedeutung.

Der von Pius X. exkomminizierte Priester Don Romolo Murri hat „die Entwicklung christlicher Doktrin" ins Italienische übersetzt.

Das für den Beginn des Modernismus maßgebende Werk des französischen Führers der Bewegung, des Abbé Alfred Loisy:' „L'Evangile et l'Eglise" beruht zum großen Teil auf Newmans „Entwicklung christlicher Doktrin", dessen Ideen er zum Leitmotiv der Bewegung nimmt.**)

Auch Newmans jüngst verstorbener Schüler, der frühere Jesuitenpater George Tyrrell, setzt sich mehrfach mit diesem Werke Newmans auseinander und gewinnt daraus den Beweis für jene von Sabatier erwähnte Weiterentwicklung der Dogmatik, in freierer Weise vielleicht, als Newman beabsichtigt hatte. Tyrrel sagt:***) „Newman versteht unter „Idee" nicht die geistige Formulierung eines Objekts der Erfahrung, sondern das Objekt selbst, als intelligibel und verständlich. Im Essay On Development of Christian Doctrine definiert er die Idee eines Objekts als Totalsumme ihrer möglichen Erscheinungsformen oder, wie wir sagen würden, als Totalsumme der von ihr ausgehenden möglichen Erfahrungen. Und da diese für den endlichen Geist unerschöpflich sind, folgt daraus, daß wir ohne Ende fortfahren können unsere Formulierungen oder herausdeduzierten Rekonstruktionen zu entwickeln." Damit ist einem unendlichen Fortschreiten Tür und Tor geöffnet. Tyrrell geht aber auch direkt auf

---

*) A. a. O. vgl. p. 93—97.

**) In französischer Sprache vergriffen, liegt eine ausgezeichnete Uebersetzung vor von „Evangelium und Kirche", München, Kirchheimsche Buchhandlung. Vgl. daselbst S. 145 und 147 bis 152 mit Newmans oben zitierten Ausführungen.

***) „Through Scylla and Charybdis." Semper Eadem (II) p 141. In deutscher Uebersetzung bei Eugen Diederichs-Jena erschienen.

Coleridge zurück und bringt (a. a. O.) lange Zitate aus den Confessions of an Inquiring Spirit. Was Coleridge hier (Letter VI und VII p. 325) über Ungleichheit und den verschiedenen Wert der einzelnen biblischen Bücher sagt, überträgt Tyrrell auf die Tradition. „Denn was Coleridge über die heilige Schrift sagt, muß von der ganzen katholischen Tradition gelten, deren kanonisierten Bestandteil sie bilden. . . . Und das geistvolle Argument, das Coleridge für die Göttlichkeit der Bibel beibringt," nimmt Tyrrell für die Tradition in Anspruch.

Auch das „Programm der italienischen Modernisten"*) ist von Newmanschen Gedanken durchtränkt. So legt es u. a. dar, daß „die Erfahrung des Göttlichen in den dunkelsten Tiefen unseres Bewußtseins stattfindet. . . . Uns liegt nichts mehr daran, zu Gott zu gelangen durch die Darlegungen der mittelalterlichen Metaphysik oder durch das Zeugnis der Wunder und Prophezeiungen. . . . Wir haben andere Fähigkeiten das Göttliche zu erkennen; wir finden in uns jenen von Newman erwähnten Sinn, durch den es uns gegeben ist, der Gegenwart höherer Kräfte, mit denen wir in direkter Berührung stehen, in ihrem unaussprechlichen Geheimnis inne zu werden. . . . Die Religion stellt sich uns dar als das spontane Produkt unveräußerlicher Bedürfnisse des menschlichen Geistes, deren Befriedigung durch die in den Tiefen des Gemüts sich vollziehende Erfahrung vom Göttlichen in uns möglich wird. . ."

Es wird verständlich, daß die anglikanische Kirche heute Fühlung und Annäherung an die Modernisten sucht. Denn trotz Newmans Uebertritt betrachtet sie ihn als ihr noch zugehörig. Schrieb doch der „Guardian", das Organ der Hochkirche, bald nach seinem Tode: „Newman ist der Gründer der anglikanischen Kirche, so wie sie jetzt ist." So hat Sarolea wohl nicht unrecht mit der Behauptung, Newman habe England aus dem protestantischsten Lande Europas zu dem katholischsten gemacht. Denn die Hochkirche nähert sich in ihren Einrichtungen immer mehr der römischen Kirche. Sie hält streng an dem gesteigerten, sakramentalen Charakter der Kirche fest, als sichtbaren Symbols des Unsichtbaren, als einzigen Organs der göttlichen Offenbarungen, Gnaden und Gaben, durch Vermittlung der Priesterschaft. Nur das Papsttum lehnt sie energisch ab. Auch unterscheidet sich ihr Kultus äußerlich kaum von dem der römischen Kirche. In ihm kommt die Idee von Sichtbarkeit und Autorität

*) „Eine Antwort auf die Enzyklika Pascendi Dominici Gregis." Jena, Eugen Diederichs, 1908. S. 88, 89.

der Kirche voll zum Ausdruck. Kunst und Schönheit der Form erheben die Stätten der Anbetung über die Nüchternheit des Alltags und symbolisieren eine höhere Welt. Der Zusammenhang mit der Urkirche, und die Gemeinschaft aller Gläubigen wird in den alten Riten fühlbar.

Tausende von Geistlichen und Laien sind Newman damals in die römische Kirche gefolgt. Pusey trat an die Spitze der Bewegung. Nach ihm wurden die Traktarer zeitweilig Puseyisten genannt. Heut ist die Bewegung nicht mehr Ausdruck einer Minderheit in der Kirche: sie ist die Hochkirche schlechthin. Sie hat die englische Kirche, auch deren liberale Gruppe, fast durchgehends mit ihrem Ritual und mit ihrem vorzüglich organisierten System der Armenpflege erobert. Heutzutage beschränkt sich diese nicht mehr, wie unter den Evangelikalen, auf das leibliche und geistliche Wohl der niederen Stände, sondern sucht vor allem die Härten sozialer Unterschiede und Verhältnisse auszugleichen. Ihre Geistlichkeit steht in enger Beziehung zu den Settlements in London nnd den großen Fabrikzentren. Die aufopfernden Leistungen der hochkirchlichen Geistlichkeit an den Stätten ärgster Verwahrlosung und Verwilderung haben etwas Heroisches und manchen unter ihnen zum Märtyrer gemacht. Ruskins Forderung, Freude in das Leben der hart und schwer Arbeitenden zu tragen, findet in immer neuen Formen Anwendung. Und zwar ohne an den Charakter der Jünglings- und Jungfrauenvereine zu erinnern, und ohne daß sich ein religiöses Moment an ungeeigneter Stelle eindrängt.

Die heutige Hochkirche hat von ihren Begründern gelernt, die Zeittendenzen zu verstehen und kirchlich zu verwerten. So erhält sie sich — trotz der zunehmenden Ausdehnung des Agnostizismus — den Einfluß auf die Masse der Gebildeten. Sie hat der theologisch-historischen Forschung nicht nur Konzessionen gemacht, ihre Resultate auch in ihr Lehrgebäude aufgenommen und die Entwicklungslehre adoptiert. Die Inspiration des Alten Testaments hat sie fallen lassen und beschäftigt sich eingehend mit den Resultaten der deutschen Leben-Jesu-Forschung, die sie in einer ihr eigentümlichen Weise mit der griechischen Logosidee verschmilzt. Doch steht ihre darauf bezügliche Literatur nicht annähernd auf der Höhe Newmanscher Werke*). Im Mittelpunkt ihrer philosophischen Studien steht Hegel.

*) Vgl. Inge: Mysticism and Idealism.

Auch die Vertreter freier Richtung legen den allergrößten Wert auf ihre Zugehörigkeit zur nationalen Kirche. Sie erstreben nichts mehr, als ihre Tore weit und hoch zu machen, um den verschiedenen Parteien, Meinungen, Lehren Raum in ihren Mauern zu gewähren und den mannigfaltigen Bedürfnissen anders gearteter Menschen gerecht zu werden. Auch ist die politische Richtung nicht maßgebend für die kirchliche Position. Man findet z. B. Politisch-Konservative unter den Kirchlich-Liberalen und umgekehrt.

Die liberalen Bestrebungen innerhalb der Kirche hat man als Broad Church (Weite Kirche) bezeichnet, im Gegensatz zur Hochkirche, wie zur Unterkirche (Low Church) der heutigen sehr zusammengeschmolzenen evangelikalen Partei. Die Bezeichnung Broad Church wird zuerst auf die kritische Schule Whatelys angewandt. Vielleicht ist Thomas Arnold der bewußte Begründer ihrer Tendenz geworden. Doch sind die Männer, die bei uns als ihre Hauptvertreter bekannt sind, unter einander so abweichend in ihren theologischen Ansichten, daß man von einer Schule oder gar Partei der Broad Church nicht sprechen kann.

Thomas Arnold (1795—1842) war einer der charakteristischsten Vertreter des spezifisch angelsächsischen kirchlichen Liberalismus. Er blieb unberührt von den Ergebnissen der wissenschaftlichen deutschen Theologie. Sein instinktiver Forschungsdrang führte ihn selbständige Wege, und das Bestreben, die christlichen Vorstellungen seiner Zeit zu erheben, erstreckten sich auf das praktische Gebiet. In der Kirche sah er nur eine besondere Form des Staates nach seiner vollkommensten Entwicklung. Von Whately maßgebend beeinflußt, wuchs er an Bedeutung für seine Zeit weit über ihn hinaus.

Frederic Denison Maurice (1805—1871) hatte von früh auf die Wurzeln seines religiösen Lebens in Coleridges Grundanschauungen gesenkt. Von der Notwendigkeit einer kirchlichen Reformation war er so durchdrungen wie Newman. Sie schien ihm aber von einer sozialen Reformation untrennbar. Seine schwer definierbare und widerspruchsvolle Theologie weist in ihren Hauptzügen auf Coleridge zurück: Die Einheit der universellen, unsichtbaren Kirche steht über der Form der einzelnen nationalen Kirchen. Und die Kirche legt ihm Zeugnis ab für die wahre Konstitution des Menschen, die auf seiner metaphysischen Natur beruht. In der traktarischen Auffassung von Einheit der Kirche als einem äußeren Organismus sah Maurice aber eine Gefahr. Die wahre Idee der

Kirche lag für ihn — wie für Coleridge und Robertson — nicht in Verneinungen oder strengen Grenzlinien, sondern im Zusammenfassen dessen, was die verschiedenen Konfessionen bejahen, und im Ablehnen dessen, was sie verneinen.

Die enge Verknüpfung seines Namens mit Charles Kingsley (1819—1875) gilt nicht allein auf sozialem Gebiet. Kingsley betrachtet ihn auch in religiös-theologischer Hinsicht als seinen „Meister". Aber Kingsley war weitherziger als Maurice, freudiger, begeistert von der Schönheit der äußeren Welt. Volle menschliche Entwicklung ist ihm die Voraussetzung allen religiösen Wachstums. Was ihn am meisten von den Trakterern zurückstößt, ist die asketische Lebensauffassung. Die wundervolle Versöhnung christlicher Anschauungen mit höchster menschlicher Kultur hat seinen Zeitgenossen die immer neue Lebensformen erzeugende Kraft des Christentums vor Augen gestellt. Coleridges Einfluß aber, auf den er sich des öfteren beruft, kommt wiederholt in seinen Briefen zum Ausdruck. Namentlich in Hinsicht auf den Intellekt, der ihm „nichts anderes ist, als ein edler Mechanismus. Denn der Ursprung des Empfindens quillt in der Seele".

Kingsley hat seinerzeit einen heftigen persönlichen Kampf gegen Newman geführt, in dem er dialektisch den kürzeren gezogen und auch sachlich diesem Manne unrecht getan hat. Newmans Erwiderung war aber von erbitterter Schroffheit, und es ist gut für sein Andenken, daß sie in den letzten Auflagen der Apologia fortgeblieben ist.*)

Frederic William Robertson (1816—1853) steht der Gedankenwelt dieser beiden Männer in vielem nahe, die er gleichwohl an Scharfsinn des Denkens, an Freiheit der Anschauung und durchdringender Tiefe der Erkenntnis überragt. Auch haben sie nie seinen freien Standpunkt Bekenntnissen und Formeln gegenüber eingenommen. In seinen Briefen spiegeln sich die Kämpfe seiner Zeit und ihrer Strömungen persönlich wieder. Man spürt ihre Erschütterungen in dem Leben eines Einzelnen. Man erkennt, wie dieser Einzelne, auch ein Kind seiner Zeit, all ihre Tendenzen versteht, verarbeitet und zu einer freien Gesamtanschauung auswirkt, die sie alle umfaßt, ohne sich doch an eine zu verlieren.

*) Siehe ausführlicher über diese Männer und ihre Stellung in der anglikanischen Kirche in „Robertsons Lebensbild." 3. Auflage, S. 14 u. 31—35. Perthes, Gotha.

Dem Studium deutscher Philosophie und Theologie in Heidelberg (1846) — insbesondere Lessings — verdankt er das Freiwerden von der engen Theologie des Evangelismus. In seinem Entwicklungsgang finden sich viele verwandte Züge mit Schleiermacher. Nach heiß durchkämpften Zweifeln bleibt die pietistische (evangelikale) Frömmigkeit ihrer Jugend bei beiden ein unverlierbarer Zug ihrer freieren religiösen Anschauung, an der Kantische Grundbegriffe soviel teilhaben wie die Gefühlswelt der Romantik. Was aber Schleiermacher aus Kant selbst schöpfte und systematisch verarbeitete, hat Robertson in der von Coleridge überlieferten Form angenommen.

Seiner dichterischen Natur lagen philosophische Begründungen und systematische Durcharbeitungen fern. Coleridges konkrete Fassung der Kantischen Begriffsbestimmung von Vernunft und Verstand bot ihm die geeignete Formel für das Fundament seiner religiösen Ueberzeugung, und die Möglichkeit Kantische Grundgedanken für die allen Abstraktionen und Spekulationen unzugänglichen Angelsachsen fruchtbar zu machen. Er gewann daraus die Anschauung, die stetig bei ihm wiederkehrt, daß das überempirische Wesen der Religion sich begrifflicher Deutung entzieht. Ihre Lebenserweisungen vollziehen sich in einer Region, in die der Verstand nicht hinein- oder hinabreicht. Auch den Begriff der Sünde hat er von Kant-Coleridge übernommen: Die sich aus Coleridges Definition von Verstand und Vernunft ergebenden Gedanken hat er weiterhin mit den Gedanken der Romantik, wie diese sie von Herder aufgenommen, verschmolzen. Ihre Anwendung aber auf die Deutung der Dogmen ist ganz sein eigen. Das Prinzip Schleiermachers und Coleridges, den Wahrheitserweis des Christentums aus den Grundzügen der Menschennatur zu erbringen, ist in seinen „Sermons" das eigentlich bezwingende Element.

Coleridges Nachweis einer Uebereinstimmung von Kants Postulat der Vernunft als dem religiösen Organ oder Vermögen mit Paulus „geistlichem Menschen" kommt in Robertsons Lehrweise wiederholt zum Ausdruck. Vor allem in dem „dritten Prinzip", das er aufstellt: „Geistliche Wahrheit wird geistlich ergründet (discerned), und nicht durch verstandesmäßige Schlußfolgerungen (propositions). Deshalb sollte sie nicht dogmatisch, sondern suggestiv verkündet, d. h. an Herz und Einbildung gerichtet werden."

Robertson überträgt hier die religiöse Erkenntnis, wie auch Newman, von dem Gebiet des Intellekts in das Bereich der Poesie, der Einbildungskraft, d. h. der höchsten Kraft der Seele göttliche Wahr-

heit aufzunehmen und in sich hinein zu bilden. Während aber für Newman dies alles dazu dient, die Dogmen mit Leben zu durchpulsen und die Seele durch Suggestion dieses Lebens in sie hinein wachsen zu lassen, sieht Robertson in ihnen wohl Stützen des Glaubens. die aber unerträglich werden, sobald man sie zu Schranken erhebt, Und in diesem Sinn dürfte er die Einheit von Poesie und Religion verstanden haben, wenn er behauptet, die tiefsten Wahrheiten lassen sich nur indirekt durch Gleichnisse oder Symbole ausdrücken. „Nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen", wie Goethe es formuliert.

Robertsons bedeutendster Einfluß beginnt erst nach seinem frühen Tode. Die Herausgabe seiner Predigten trug seine Gedanken in alle Schichten der Bevölkerung Englands und seiner Kolonien, Amerikas und Frankreichs. Am stärksten ist sein Einfluß auf jene große Schar, die sich keiner kirchlichen Gemeinschaft anschließen kann, die religiöses Bedürfnis hat, sich aber von dogmatischen Vorstellungen abgestoßen fühlt.

Auf die Entwicklung der Hochkirche hat er keinen Einfluß gewonnen. Ihre Versuche ihn hinüberzuziehen blieben erfolglos. Was ihn grundlegend von ihren Anhängern trennte, war seine Auffassung von Befugnis und Amt der Kirche. Seine Ueberzeugung auf diesem Gebiet kommt in Tennysons Versen am geschlossensten zum Ausdruck:

Our little systems have their day;
They have their day and cease to be;
They are but broken lights of Thee,
And Thou, O Lord, are more than they.

Ebensowenig Einfluß hat Robertson auf die liberale Theologie in England gewonnen. Ihre Anhänger verehren zwar seinen Genius, und bewundern sein Leben. Seine Theologie erscheint ihnen jedoch schwach und inkonsequent. Seine Christologie*) aber überwunden. Sein Einfluß ist am nachhaltigsten auf die Partei, die ihn zu Lebzeiten am unerbittlichsten bekämpft hat. Den Evangelismus hat er wesentlich umgestaltet und auch auf die Dissidenten befreiend gewirkt. Sein Prinzip, in allen Religionformen das ihnen zugrunde liegende Wahrheitsmoment herauszufinden, hat in allen Dominationen nicht wenig zu der heut in England vorwiegenden gegenseitigen religiösen Toleranz beigetragen.

In Deutschland ist Robertson vornehmlich der Freund**) derer geworden, die den Besitzstand ihrer geistigen nationalen Kultur mit

*) Siehe Robertsons Christologie in seinem Lebensbild. 3 Auflage, S. 101.
**) Siehe Robertson: „Religiöse Reden", 2 Bände mit Vorwort von Adolph Harnack. Leipzig, Hinrichs. 11. Auflage.

ihren religiösen Bedürfnissen einen möchten. Die Verlangen tragen nach geistlichem Erleben religiöser Wahrheit, es aber in den Formen des Pietismus unannehmbar finden, und in den Ergebnissen der modernen kritischen Theologie vergebens suchen. Robertson aber läßt dem Geheimnis in der Religion sein Recht und faßt es in Symbol und Gleichnis. Er hat tief aus dem Born unserer Klassiker getrunken, und ihre Errungenschaften haben ihm die Methode für die Formulierung seiner geistlichen Ueberzeugungen geboten. Der deutsche transzendentale Idealismus aber, nach dem sich jetzt auch bei uns die Blicke hilfesuchend aus den religiösen Tageswirren zurückwenden, ist — auf Umwegen freilich — für seine religiöse Leseweise grundlegend geworden. Was dieser aber ihren unveräußerlichen Vorzug verleiht, ist „ihre Fundamentierung auf etwas dem Menschen Ureigenes, in dessen gesamter Vernunftanlage mit Notwendigkeit Begründetes, was nicht durch supranaturale Offenbarung als etwas Fremdes an ihn herangebracht ist". Es ist daher innerlich unabhängig von dem jeweiligen Stande der wissenschaftlichen und historischen Kritik. „Denn religiöse Ideen können niemals bewiesen, sondern immer nur als ein Besitzstand menschlicher Vernunft aufgewiesen werden. Religiöse Ideen liegen jenseits aller wissenschaftlichen Beweisbarkeit. Ergibt sich von hier aus die Notwendigkeit der Rückkehr von allem einseitigen Historismus zur Vernunftgemäßheit Lessings und Kants, ... so bilden religiöse Ideen für die Erkenntnis zwar den letzten ehernen Bestand in aller Religion, aber sie sind zu abstrakt, als daß der Glaube von ihnen leben könnte. Sie bedürfen der umhüllenden Symbolisierung. Der Glaube lebt vom Bild und Symbol."*) Diese Thesen wurden auf dem Weltkongreß für freies Christentum im August 1910 aufgestellt. Danach möchte es scheinen, als sei Robertson nicht nur nicht überholt von der modernen Theologie, sondern als bräche seine Zeit für Deutschland erst an.

Religiöse Reden. Berlin, Reuther & Reihard. 2. Auflage.
Religiöse Reden: Fr. A. Perthes, Gotha. 3 Auflage, mit Porträt.
Reden über die Korintherbriefe. 3. Auflage Mit Einleitung von Paul Drews. Vandenhoeck & Ruprecht.
Sozialpolitische Reden. Vandenhoeck & Ruprecht.
Tägliche Gedanken aus Robertsons Werken. Vandenhoeck & Ruprecht.
Religiöse Reden. Basel. Friedrich Reinhardt.

*) Siehe: „Historische und nationale Grundlagen des Glaubens", von D. Wilhelm Bousset.

Türkische Eisenbahn- und Kultivierungspläne.

Von

Dr. Paul Rohrbach.

Gabriel Noradounghian: Empire Ottoman, Programme du Ministère des Travaux Publics, Constantinople 1909.

Im Sommer vorigen Jahres ist in Konstantinopel unter dem vorstehenden Titel eine Denkschrift des türkischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten erschienen, in dessen Tätigkeitsbereich u. a. die Eisenbahn-, Hafen- und Bewässerungsanlagen des Reichs fallen. Sie ist unterzeichnet von dem mittlerweile zurückgetretenen Minister Gabriel Effendi Noradunghian, bekanntlich einem Armenier, der unter dem alten Regime persönlicher Jurisconsult des Sultans Abdul Hamid gewesen war. Für die technischen Details der Denkschrift war der Minister also auf seine sachverständigen Beamten und Berater angewiesen; die allgemeinen ökonomischen und politischen Grundsätze der Veröffentlichung gehen dagegen auf ihn selbst zurück. Sie sind in mehr als einer Beziehung höchst bemerkenswert, und da auch nach dem erfolgten Wechsel im Ministerium, wie aus verschiedenen Anzeichen hervorgeht, an ihnen unverkennbar festgehalten wird, so wird es von Interesse sein, dieses Programm auch in Deutschland näher kennen zu lernen. Die Arbeit gliedert sich, nach einem einleitenden Bericht an den Großwesir, in 5 Kapitel: I. Brücken und Chausseen, II. Eisenbahnen, III. Seehäfen, IV. Binnenschiffahrt und landwirtschaftliche Bewässerung, V. Geplante Arbeiten in Mesopotamien. An Karten sind beigegeben: 1. eine Straßen- und Eisenbahnkarte der europäischen Türkei, 2. eine solche der asiatischen Reichsteile, 3. eine Spezialkarte der Eisenbahnen in Mesopotamien, Syrien und Arabien, 4. eine Karte von Südmesopotamien für die dortigen besonderen Projekte.

Das erste Kapitel, das von den Chaussee- und Brückenbauten handelt, kann hier im wesentlichen übergangen werden. Die Denkschrift zeichnet ohne viel Schönrednerei den bisher bestehenden wenig erfreulichen Zustand des türkischen Straßennetzes in Europa und Asien, stellt fest, daß während der letzten Jahre immerhin einige Fortschritte gemacht worden sind, charakterisiert u. a. auch die allgemeine militärische Wichtigkeit der hauptsächlichsten Routen und weist darauf hin, daß es an gewissen Stellen voraussichtlich rationeller sein würde, gleich Schmalspurbahnen statt Chausseen zu bauen. Im übrigen werden für das sehr ausführlich projektierte Netz von Kunststraßen, namentlich in der europäischen Türkei, wesentlich militärische Gesichtspunkte geltend gemacht. Nach Zeitungsnotizen ist im September 1910 die Erbauung eines 9000 km umfassenden Netzes von Wegen und Chausseen an ein französisches Syndikat vergeben worden, und hiervon sind 1000 km im Vilajet Angora bereits in Angriff genommen. Von Angora wird berichtet, daß gleichzeitig in drei Richtungen zu arbeiten begonnen sei: westwärts nach Ismid—Stambul, östlich nach Sivas—Ersingian und nordwärts nach Kastamuni—Ineboli. Von diesen drei Strecken hat die erste fast nur und die zweite überwiegend strategische Bedeutung.

Im nächsten Kapitel, Eisenbahnen, wird zunächst für die notwendigen Hauptlinien ein Plan aufgestellt, der folgende Strecken umfaßt:

1. Konstantinopel—Konia—Adana—Bagdad—Persischer Golf, mit einer Zweigbahn aus dem Bagdadgebiet zur persischen Grenze.

2. Konstantinopel-Konia—Adana—Aleppo—Rayak—El—Arisch, wo der Anschluß an das ägyptische Netz stattfinden soll.

3. Konstantinopel—Aleppo—Maan—Medina—Mekka—Dschidda mit einer Abzweigung nach Südarabien.

4. Konstantinopel—Angora—Sivas—Erserum—Bayasid—Persische Grenze. Für die europäische Türkei wird außerdem der Plan entwickelt, die türkischen Eisenbahnen mit denen der benachbarten Länder in systematische Verbindung zu bringen, d. h. mit den Eisenbahnnetzen Griechenlands, Bulgariens, Serbiens, Montenegros und Bosniens. Besonders wird die Aufschließung Albaniens durch ein Bahnsystem für notwendig erklärt. Die Länge der neu zu erbauenden Schienenwege gibt die Denkschrift für die europäische Türkei auf 1720 km, für Asien auf 7945 km an, und die Länge des gesamten Netzes nach Vollendung dieser Bauten, einschließlich der bereits bestehenden Linien, auf rund 17000 km.

Von den vier Hauptlinien ist die erste die sogenannte Bagdadbahn. Die zweite fällt bis Aleppo mit der ersten zusammen; bei Aleppo zweigt sie sich nach Süden ab und geht über Hama und Homs nach Rayak, wo sie auf die ältere Linie Beirut—Damaskus trifft. Von Rayak soll sie durch das alte Galiläa nach Haifa, Jaffa und zur ägyptischen Grenze weitergeführt werden. Die dritte Hauptlinie ist die sogenannte Mekkabahn, die bei Damaskus beginnt. Die vierte fällt mit der anatolischen und der Bagdadbahn bis Eski-Schehir zusammen, soll dort an den Hauptstamm ansetzen und weiter das ganze nördliche Kleinasien durchziehen. Von diesem projektierten Gesamtsystem ist bereits ein nicht unerheblicher Teil gebaut. Fertig ist vor allen Dingen die Strecke von Konstantinopel über Eski-Schehir und Konia bis zum Taurus, wo gegenwärtig die Arbeiten zur Weiterführung der Bagdadbahn durch das schwierige Gebirge stattfinden. Bei Eski-Schehir setzt, um das vorwegzunehmen, ein bereits ausgebautes Stück der vierten Hauptlinie, bis Angora, an. Die größte Lücke in dem geplanten System klafft, abgesehen von Mesopotamien, noch zwischen Bulgurlu am Nordfuß des Taurus und Aleppo: eine Distanz von etwa 500 km. Von Aleppo bis Damaskus ist die Verbindung fertig, ebenso von Damaskus einerseits nach Süden bis über Medina hinaus, andererseits nach Südwesten bis Haifa. Das gegenwärtige syrisch-arabische Netz steht also noch außer Verbindung mit dem anatolischen System. Die möglichst baldige Schließung dieser Lücke kann als die wichtigste Aufgabe der türkischen Eisenbahnpolitik angesehen werden. Die Verlängerung der Mekkabahn bis nach Yemen kommt vorläufig wohl ernsthaft nicht in Frage, und die Verbindung zwischen Haifa und den englisch-ägyptischen Bahnen wird weniger eine finanzielle oder bautechnische, als vor allen Dingen eine politische Erledigung fordern; außerdem ist diese Strecke kurz. Es handelt sich also bei dem Plan des Ministeriums um folgende drei Hauptstücke: 1. Die Verbindung zwischen den anatolischen und den syrischen Bahnen von Bulgurlu nach Aleppo; 2. Die Fortsetzung der Bagdadbahn von Aleppo bis zum persischen Golf; 3. die Nordlinie von Angora nach Erserum. Hier würde vorläufig ihr Endpunkt liegen; der Weiterbau nach der persischen Grenze könnte erst in Frage kommen, wenn die Verhältnisse in Persien eine andere Wendung nehmen, als jetzt abzusehen ist.

Dies sind die Hauptstücke des gegenwärtigen offiziellen Eisenbahnbauplanes der Türkei. Das Thema ist aber auch im Einzelnen so wichtig, daß am besten die Tabellen der Denkschrift auf Seite

57 bis 59, die ein vollständiges Verzeichnis der projektierten Strecken enthalten, hier vollständig wiedergegeben werden.

I. Für die europäische Türkei.

1.	Rodosto—Murabli	40 km
2.	Demir Hissar—Dschuma-i-Bala	107 „
3.	Drama—Kavalla	32 „
4.	Janina—Sarandos	78 „
5.	Florina—Durazzo	270 „
6.	Papri - Elbassan	14 „
7.	Karaferia—Trapezika—Kozana—Janina	280 „
8.	Gabrès—Trapezika	56 „
9.	Baba-Eski - Kirk-Kilissé	45 „
10.	Monastir—Perlepe	14 „
11.	Kirk-Kilissé—Bulgarische Grenze	45 „
12.	Tren—See von Presbe	10 „
13.	Nihavec—See von Ochrida	17 „
14.	Topsin—Vardar	4 „
		1012 km

Diese Linien sind in der Denkschrift der Reihenfolge ihrer Dringlichkeit nach ausgeführt, wodurch sich die auf der Karte bunt hin- und herspringende Aufzählung erklärt. Nr. 1 und 3 sind kurze Verbindungsbahnen, die von der bestehenden Linie Saloniki—Konstantinopel nach den wichtigen Seeplätzen Kavalla und Rodosto geführt werden müssen, da die Hauptlinie s. Zt. aus strategischen Rücksichten durchgehends in großer Entfernung vom Meere erbaut worden ist. Nr. 2 ist ein sehr wichtiger, von Saloniki gegen die Südweststrecke von Bulgarien zielender Strang. Nr. 4, 5, 6, 7, 8, 10, 12 und 13 dienen ausschließlich der Oeffnung Albaniens und sind gleichfalls im wesentlichen nach strategischen Gesichtspunkten entworfen. Nr. 9 und 11 bilden zusammen das Pendant zu Nr. 2 am östlichen Ende der türkisch-bulgarischen Grenze; Nr. 14 endlich ist ein kleines, bloßen Abkürzungszwecken dienendes Verbindungsprojekt. Auffallend ist an dem ganzen Entwurf vor allen Dingen die Energie, mit der es auf die Erschließung des bisher so ungenügend zugänglichen albanesischen Gebiets hinzielt. „Zu diesen Linien muß man noch eine Anzahl anderer hinzufügen, die an sich zwar nur ein sekundäres Interesse haben, aber unter internationalen Gesichtspunkten doch von Wichtigkeit sind und die, sei es vollständig, sei es zum Teil, auf dem Wege von Kompensationen oder durch besondere Abkommen finanziert werden können", nämlich:

1.	Mrdar (serbische Grenze)—Skutari—Adriatisches Meer	310	km
2.	Kumanova—bulgarische Grenze	78	„
3.	Ghida—Platamona (griechische Grenze)	90	„
4.	Mitrovitza—Novibazar—Uwatsch	230	„

Von diesen 4 Linien ist Nr. 1 ein Stück der öfters diskutierten Donau—Adriabahn, Nr. 2 ein Strang von geringerer Bedeutung. Nr. 3 und 4 gehören, obwohl weit voneinander entfernt, insofern zusammen, als sie zwei Glieder des berühmten österreichischen Verbindungsplanes sind, dessen Auftauchen die Einleitung zu der bosnisch-serbischen Krisis bildet. Die Strecke Uwatsch—Mitrovitza ist nämlich nichts anderes, als die sogenannte Sandschak-Bahn, und die Linie von Ghida nach Platamona wird das griechische Eisenbahnsystem mit dem türkisch-österreichischen in Verbindung bringen. Für die asiatische Türkei wird folgendes Tableau aufgestellt:

1.	Panderma—Soma	190	km
2.	Samsun—Siwas, inkl. Abzweigungen . . .	434	„
3.	Angora—Josgad—Siwas	408	„
4.	Siwas—Sarikli—Erserum	542	„
5.	Sarikli—Egin—Charput—Diarbekir . . .	390	„
6.	Diarbekir—Bitlis - See von Wan	250	„
7.	Eregli—Nigdé—Kaisarie	187	„
8.	Kaisarie—Siwas	204	„
9.	Rayak—Aegyptische Grenze	385	„
10.	Helif—Sadidjé—Bagdad	685	„
11.	Chanikin—Sadidjé	120	„
12.	Bagdad—Nedschef	175	„
13.	Trapezunt (oder Tireboli) - Erserum . . .	380	„
14.	Erserum—Bajasid	360	„
15.	Nedschef—Zubeir—Basra	410	„
16.	Zubeir—Persischer Golf	110	„
17.	Harran—Urfa	30	„
18.	Adabasar—Haffa, mit Abzweigung nach Eregli	170	„
19.	Diarbekir—Urfa	690*)	„
20.	Tripoli—Kattine	100	„
21.	Mekka—Dschidda	75	„
22.	Mekka—Medina	470	„
23.	Mekka—Sanaa	960	„
24.	Sanaa—Rotes Meer	260	„
		7945*)	km

*) Von Urfa nach Diarbekir sind es nicht 690, sondern nur 190 km. Der ursprüngliche Schreibfehler in der Denkschrift hat aber auch auf die Endsumme gewirkt; diese darf in Wirklichkeit nicht 7945, sondern nur 7445 km betragen.

Auch für diese Tabelle gilt das weiter oben Gesagte: die Bahnen und einzelnen Abschnitte sind nach der Wichtigkeit geordnet, die ihnen nach der Ueberzeugung der türkischen Regierung im Augenblick zukommt. In einer besonderen Tabelle (Seite 66) der Denkschrift wird das vorstehend entworfene asiatische Gesamtnetz in vier Klassen eingeteilte: „IIe, IIIe, IVe Urgence“ und vorher als erste Kategorie Bahnen „à entreprendre immédiatement“. Zu den unmittelbar dringlichen gehören die Strecken Panderma—Soma, Angora—Siwas und Rayak—Aegyptische Grenze; außerdem mit Schmalspurgleis (1,05 m): Samsun—Siwas, Siwas—Erserum und Sarikli—Diarbekir. Man sieht auf den ersten Blick, daß dies alles strategische Linien erster Ordnung sind, mit dem Zweck, die Verteidigungsfähigkeit der Türkei im nördlichen Kleinasien und in Syrien zu erhöhen. Die Linie von Panderma nach Soma verbindet Smyrna direkt mit dem Marmarameer und wird nach ihrer Vollendung den Aufmarsch der Truppen aus Nordwest-Anatolien in der Richtung auf die Hauptstadt bedeutend erleichtern. Angora—Siwas und Siwas—Erserum bedürfen mit Bezug auf ihre absolute militärische Notwendigkeit für den Fall eines Konflikts mit Rußland oder eines Eingreifens in Persien keiner Erörterung. Samsun—Siwas stellt die Verbindung zwischen der Linie Konstantinopel—Erserum und dem wichtigsten Hafen an der türkischen Küste des Schwarzen Meeres her, und Sarikli (Egin)—Diarbekir schließt das wichtige Südarmenien und Kurdistan an den eventuellen Schauplatz militärischer Operationen an der Nordostgrenze an. Neben diesem umfassenden nördlichen System findet sich unter den „unverzüglich“ notwendigen Linien eine ganz im Süden: von Rayak nach der ägyptischen Grenze. Rayak liegt an der bereits bestehenden Bahn von Beirut nach Damaskus und ist die Station, wo von dieser nach Norden die bereits funktionierende Verbindung nach Aleppo abzweigt. Aleppo wird in einigen Jahren durch die anatolische und die Bagdadbahn direkt mit Konstantinopel verbunden sein. Wie der Strang nach Erserum mit seinen Hilfslinien gegen einen aus dem Kaukasus kommenden Angriff zielt oder die Gegenoffensive dorthin ermöglicht, so verbindet die von Rayak nach Süden geplante Bahn Anatolien und die Hauptstadt mit einen Operationsschauplatz in oder zwischen Syrien und Aegypten.

Der Leser wird bemerkt haben, daß in der Liste die bereits in Bau gegebene Strecke der Bagdadbahn von Eregli bis Helif in Obermesopotamien, südlich von Diarbekir, nicht mit aufgeführt worden

ist, und zwar deshalb, weil sie nicht mehr unter die Rubrik der Projekte fällt. Dagegen ist die Fortsetzung von Helif nach Bagdad und weiter nach Nedschef und zum persischen Golf folgerichtig in der Liste enthalten, und zwar das Stück bis Nedschef, dem großen schiitischen Walfahrtsmittelpunkt jenseits Bagdad, in der Klasse „IIe urgence“; alles dagegen, was jenseits Nedschef liegt, als „IVe urgence“. Auch das erscheint begreiflich, denn hinter Nedschef hört das spezifisch türkische Interesse an der sogenannten Bagdadbahn auf, abgesehen höchstens davon, daß die Zuwendung des Durchgangsverkehrs für Post und Personen für die Türkei finanziell nützlich sein wird. Aus diesem Grunde versteht sich die Durchführung der Bahn bis zum Golf ja auch von selbst.

Die Denkschrift führt weiter aus (Seite 60 ff.): „Indem diese 7945 (lies 7445) km zu den bereits existierenden 5489 km des Bahnnetzes in Asien hinzutreten, ergibt sich die Gesamtziffer von 13 434 (lies 12 934) km für die asiatische Türkei. Abgesehen von den speziell für Arabien bestimmten Bahnen entsteht hier also ein Netz von rund 10 000 km Ausdehnung, d. h. von rund 0,50 km Eisenbahn auf 100 qkm Oberfläche. Diese Ziffer kann gering erscheinen, aber sie genügt doch in Anbetracht dessen, daß ein großer Teil der betreffenden Gebiete fast menschenleer oder nur von Nomaden bevölkert ist.“ Die asiatische Türkei könne also, was die mit Eisenbahnen auszustattenden Zonen betrifft, in drei wohl unterschiedene Gebiete geteilt werden:

1. das Gebiet nördlich des Breitengrades von Aleppo;
2. das Gebiet zwischen diesem Breitengrad, der Trace der Bagdadbahn und der persischen Grenze;
3. Palästina, Syrien und ein Teil des Vilajets von Aleppo.

„Die zweite Zone wird ausreichend durch die Bagdadbahn und ihre Abzweigungen bedient. Die dritte Zone wird bereits in ihrer ganzen Länge durch die Linien von Aleppo nach Rayak, von Damaskus nach Maan und von Damaskus nach Muserib durchzogen; sie ist außerdem quer durchschnitten durch die Bahnen von Damaskus nach Beirut, von Deraa nach Haifa und von Jerusalem nach Jaffa. Außerdem ist, wie gesagt, eine Linie von Tripolis nach Kattine in der Nähe von Homs geplant und die Linie von Rayak zur ägyptischen Grenze. Diese wird aus der dritten Zone ein Durchgangsgebiet für eine der wichtigsten Weltverkehrslinien machen: Europa—Konstantinopel—Aleppo—Kairo—Kap der Guten Hoffnung. Man kann

ohne Uebertreibung sagen, daß diese Bahnen das genannte Gebiet in ganz außerordentlicher Weise fördern werden.“ Für die erste, d. h. die nördliche Zone, ergeben sich dabei 7500 km Bahnen auf rund 770 000 qkm, also auf je 100 qkm einen Kilometer Bahn, doppelt soviel, als in den übrigen Teilen der asiatischen Türkei und die Hälfte der Dichtigkeit des für die europäische Türkei projektierten Netzes.

Die Denkschrift wendet sich nunmehr der Kostenberechnung für die zu erbauenden Eisenbahnen zu. Dabei ist bemerkenswert, daß die Fortsetzung der Bagdadbahn über Helif hinaus ganz auf gleicher Linie mit den übrigen Teilen des Netzes behandelt wird. In ziemlich summarischer Weise errechnet die Denkschrift nach Abzug derjenigen Strecken, die voraussichtlich imstande sein werden sich selbst zu erhalten, bei einem Betrage von ca. 7000 Baukilometern auf jeden dieser Kilometer ein jährliches Defizit von 388 türkischen Pfund, gleich ca. 7000 Mk.; also fast genau denselben Betrag, der pro Kilometer im Durchschnitt während der ersten fünf Betriebsjahre für die bereits bestehenden und mit einer Garantie ausgestatteten Bahnen hat gezahlt werden müssen. „Dieses Resultat“, heißt es, „kann uns nicht überraschen, denn wenn man auch auf der einen Seite dank dem liberalen Regime auf bessere Bedingungen von seiten der Unternehmer und auf einen stärkeren Verkehr rechnen kann, so darf andererseits nicht außer Acht gelassen werden, daß — abgesehen von den Linien Samsun—Siwas und Rayak—Aegypten, die in die Durchschnittsberechnung nicht mit aufgenommen sind — die Bahnen des gegenwärtigen Programms schwierig zu bauen sind und armen Gegenden dienen werden. Es gibt allerdings die Möglichkeit einer teilweisen Kompensation, aber auf jeden Fall wird eine jährliche Belastung von 2,7 Mill. türkischen Pfund zu schwer für die Finanzen sein. Um das Programm verwirklichen zu können, müssen daher die Arbeiten erstens auf eine längere Reihe von Jahren verteilt werden, indem man die Linie nach dem Maß ihrer Dringlichkeit klassifiziert . . . und zweitens muß eine gewisse Zahl von Linien nicht mit der Normalspur (1,44 m), sondern mit mittlerer Spurweite (1,05 m) gebaut werden.“ Auf diese Weise, heißt es, könne eine Ersparnis von 0,4 bis 0,5 Mill. Pfund jährlich gemacht werden.

Interessant sind die nun folgenden ausführlichen Erörterungen über die Frage, welches finanzielle System für den Bau und den Betrieb der türkischen Bahnen zu wählen sei. Die Denkschrift entscheidet sich (Seite 77) für das Prinzip der Konzession,

aber so, daß der Staat und die betreffende Eisenbahngesellschaft dabei gewissermaßen in Kompagnie treten. Das ist also ein ähnlicher Gedanke, wie ihn der Staatssekretär Dernburg bei unseren kolonialen Eisenbahnbauten in Afrika verfolgt hat.

Die Ausführungen der Denkschrift über die Häfen des Reichs und die Binnenschifffahrt können hier kurz übergangen werden, da sie, im Zusammenhang mit den charakterisierten Eisenbahnprojekten, nur Selbstverständliches bringen. Es werden sechs Haupthäfen aufgezählt, die bereits bis zu einem gewissen Grade ausgebaut sind: Konstantinopel, Haidar-Pascha, Smyrna, Saloniki, Beirut, Chios. Diese sollen zur Verbesserung und zum Betrieb ohne Einnahmegarantie an Konzessionsgesellschaften vergeben werden. An neu zu zu erbauenden Häfen werden zwei am Adriatischen Meer genannt, Santi-Quaranta und Durazzo, und einer am ägäischen Meer: Dedeagatsch; in Asien fünf: Trapezunt oder Tireboli und Samsun am Schwarzen Meer, Panderma am Marmara-Meer, Mersina und Tripolis am Mittelmeer. Ganz obenhin werden die Kosten für sämtliche acht neu zu errichtenden Häfen auf vier Millionen türkische Pfund geschätzt. Aus dieser Summe läßt sich entnehmen, daß, mit Ausnahme etwa von Samsun und Mersina, für die zusammen 1,8 Mill. Pfund eingesetzt sind, nirgends große Bauten, sondern nur die notwendigsten Verbesserungen an den natürlichen Verhältnissen geplant sind.

Sehr wichtig sind wiederum die Ausführungen im zweiten Abschnitt des vierten Kapitels über die Bewässerungsprojekte in Kleinasien und im fünften Kapitel über die großen Pläne in Mesopotamien.

Bereits im Jahre 1880 hatte der damaligen Großwesir Hassan Fehmi Pascha eine Denkschrift über Austrocknungs- und Bewässerungsarbeiten in Kleinasien und Syrien im Umfange von 17,8 Mill. Dönum (gleich ca. 1,6 Mill. Hektar) verfassen lassen. Hiervon liegen

in Cilicien	4,4	Mill. Dönum
am Golf von Adalia	2,2	„ „
im Vilajet von Aïdin (Smyrna)	2,2	„ „
im Vilajet Brussa	2 2	„ „
in Syrien	3,3	„ „
an den kleinasiatischen Binnenseeen 2c.	3,3	„ „
Zusammen	17,6	Mill. Dönum

ohne Uebertreibung sagen, daß diese Bahnen [illegible] in ganz außerordentlicher Weise fördern werden [illegible] d. h. die nördliche Zone, ergeben sich dabei 7000 km [illegible] rund 770000 qkm, also auf je 100 qkm einen [illegible] doppelt soviel, als in den übrigen Teilen der [illegible] die Hälfte der Dichtigkeit des für die [illegible] Reiches.

Die Denkschrift wendet sich nunmehr der [illegible] die zu erbauenden Eisenbahnen zu. [illegible] die Fortsetzung der Bagdadbahn über Helif hinaus [illegible] Linie mit den übrigen Teilen des Reiches [illegible] summarischer Weise errechnet die Denkschrift [illegible] Strecken, die voraussichtlich imstande sein werden [illegible] halten, bei einem Betrage von ca. 7000 [illegible] dieser Kilometer ein jährliches Defizit von [illegible] gleich ca. 7000 Mk.; also fast genau [illegible] Kilometer im Durchschnitt während der ersten fünf [illegible] die bereits bestehenden und mit einer Garantie [illegible] hat gezahlt werden müssen. „Diese Resultate“ [illegible] uns nicht überraschen, denn wenn man [illegible] dank dem liberalen Regime auf [illegible] Unternehmer und auf einen [illegible] andererseits nicht außer Acht [illegible] den Linien [illegible] und [illegible] schnittsberechnung nicht mit [illegible] genommenen Programms [illegible] [illegible] 2,7 Mill. [illegible] Pfund [illegible] [illegible] 1,44 m [illegible] Mill. Pfund [illegible]

[illegible]

aber so, daß der Staat und die betreffende Eisenbahngesellschaft dabei gewissermaßen in Kompagnie treten. Das ist also ein ähnlicher Gedanke, wie ihn der Staatssekretär Dernburg bei unseren kolonialen Eisenbahnbauten in Afrika verfolgt hat.

Die Ausführungen der Denkschrift über die Häfen des Reichs und die Binnenschifffahrt können hier kurz übergangen werden, da sie, im Zusammenhang mit den charakterisierten Eisenbahnprojekten, nur Selbstverständliches bringen. Es werden sechs Haupthäfen aufgezählt, die bereits bis zu einem gewissen Grade ausgebaut sind: Konstantinopel, Haidar-Pascha, Smyrna, Saloniki, Beirut, Chios. Diese sollen zur Verbesserung und zum Betrieb ohne Einnahmegarantie an Konzessionsgesellschaften vergeben werden. An neu zu zu erbauenden Häfen werden zwei am Adriatischen Meer genannt, Santi-Quaranta und Durazzo, und einer am ägäischen Meer: Dedeagatsch; in Asien fünf: Trapezunt oder Tireboli und Samsun am Schwarzen Meer, Panderma am Marmara-Meer, Mersina und Tripolis am Mittelmeer. Ganz obenhin werden die Kosten für sämtliche acht neu zu errichtenden Häfen auf vier Millionen türkische Pfund geschätzt. Aus dieser Summe läßt sich entnehmen, daß, mit Ausnahme etwa von Samsun und Mersina, für die zusammen 1,8 Mill. Pfund eingesetzt sind, nirgends große Bauten, sondern nur die notwendigsten Verbesserungen an den natürlichen Verhältnissen geplant sind.

Sehr wichtig sind wiederum die Ausführungen im zweiten Abschnitt des vierten Kapitels über die Bewässerungsprojekte in Kleinasien und im fünften Kapitel über die großen Pläne in Mesopotamien.

Bereits im Jahre 1880 hatte der damaligen Großwesir Hassan Fehmi Pascha eine Denkschrift über Austrocknungs- und Bewässerungsarbeiten in Kleinasien und Syrien im Umfange von 17,8 Mill. Dönum (gleich ca. 1,6 Mill. Hektar) verfassen lassen. Hiervon liegen

in Cilicien	4,1	Mill. Dönum
am Golf von Adalia	2,2	„ „
im Vilajet von Aidin (Smyrna)	2,2	„ „
im Vilajet Brussa	2,2	„ „
in Syrien	3,3	„ „
an den kleinasiatischen Binnenseen &c.	3,3	„ „
Zusammen	17,6	Mill. Dönum

Der Typus dieser Gebiete ist überwiegend der eines sehr fruchtbaren, aber von verwilderten Gewässern durchzogenen, zur Hochwasserzeit weithin überschwemmten Alluviums, teilweise dauernd sumpfiger Natur. So geartet ist z. B. großenteils die cilicische Ebene, das Anschwemmungsprodukt der Flüsse Cydnus, Sarus und Pyramus, heute Tarsus-Tschai, Seihun und Djihan; ebenso die kleinere Ebene am Unterlauf des Calycadnus (Gök-Su) bei Selefke, wo Friedrich Barbarossa seinen Tod fand. Im Vilajet von Aïdin (Smyrna) handelt es sich hauptsächlich um das heute stark versumpfte, im Altertum größtenteils kultivierte Tal des Mäander. Ganz anders geartet ist dagegen das Bewässerungsgebiet in der Ebene von Konia auf dem anatolischen Hochland, wo der große See von Beyschehir einen künstlichen Abfluß nach dem Dorfe Tschumra, ca. 40 **km** östlich von Konia an der Bagdadbahn gelegen, erhalten soll. Dadurch sollen fast 50 000 Hektar für den Anbau gewonnen werden, und die Arbeiten sind schon in vollem Gange. Mit ihrer Ausführung ist die Anatolische Bahngesellschaft betraut, und obwohl noch mehrere Jahre bis zur Vollendung vergehen werden, ist der Eindruck des Werks doch schon ein so guter gewesen, daß die Gesellschaft von der Regierung den Auftrag erhalten hat, auch für Cilicien ein umfassendes und systematisches Projekt auszuarbeiten. Hier würde es sich auf jeden Fall um mehrere 100 000 Hektar neu zu gewinnenden Kulturlandes handeln, und die Folgen der Ausführung des cilicischen Planes würden speziell für die Baumwollkultur sehr bedeutende sein. Cilicien ist schon jetzt ein verhältnismäßig wichtiges Baumwollgebiet, und nach Durchführung der projektierten Arbeiten würde es seine gegenwärtige Leistung mehr als verdreifachen können.

Allerdings sind die Kosten für solche Arbeiten sehr bedeutend. Für die Koniaebene beträgt der Kontraktpreis, um den die Anatolische Bahngesellschaft das ganze Werk übernommen hat, 836 000 türkische Pfund, ca. 15½ Mill. Mk., und für das neu zu gewinnende Land in Cilicien, um Adana und Sis, sieht die Denkschrift 2 Mill. Pfund, 37 Mill. Mk., vor. Welchen Illusionen man sich unter dem alten Regime in der Türkei bezüglich der Kosten derartiger Projekte hingegeben hat, geht z. B. daraus hervor, daß, wie die Denkschrift berichtet, Hassan Fehmi Pascha das ganze Gebiet von 17½ Millionen Dönum in Kleinasien und Syrien für 130 000 Pfund (ca. 2,4 Mill. Mark) in kulturfähigen Stand versetzen wollte! Demgegenüber bemerkt die Denkschrift trocken, daß diese „lächerliche Summe“ nicht einmal hinreichen würde, um die Zinsen für das erforderliche Kapital zu decken.

Wie umfassend die jetzigen Pläne sind, geht z. B. aus der Aufzählung der in Syrien in Aussicht genommenen Arbeiten hervor: Austrocknung der Sümpfe bei Alexandretta, Regulierung des Zuflußgebiets für den See von Antiochien, Bewässerung der Ebenen von Killis und Aintab, von Hama und Homs, Bewässerung der palästinensischen Küstenebene, endlich sogar Ausnutzung des Jordanwassers für die Kultivierung des Ghor, was sehr schwierig sein wird, denn wegen der tiefen Lage des Flußspiegels im Verhältnis zu seinen Ufergebieten beschränkte sich die Kultur hier sogar im Altertum fast ganz auf die Oase von Jericho, wo reiche Quellen zutage treten, während das übrige Jordantal eine von Busch und Wald erfüllte Wildnis war. Was die Beschaffung der Mittel betrifft, so steht die Denkschrift auf dem Standpunkt, das an sich wünschenswerte System sei Ausführung der Arbeiten durch eine direkt vom Staat beauftragte Baugesellschaft, die nach einem bestimmten Kostenanschlag arbeitet, Vorschüsse aus der Staatskasse entsprechend dem Fortschritt des Werks bezieht und den Ueberschuß der vereinbarten Gesamtsumme über die wirklichen Kosten als ihren Gewinn behält. Nach diesem Prinzip wird in der Koniaebene auch wirklich gearbeitet. In geeigneten Fällen, heißt es allerdings, würde es sich mit Rücksicht auf die Lage der Staatsfinanzen empfehlen, Konzessionsgesellschaften zuzulassen.

Auch in Mesopotamien haben die Vorarbeiten für die Wiederherstellung des alten Bewässerungssystems im Gebiet von Bagdad bekanntlich schon begonnen. Noch zur Zeit Abdul Hamids trat Willcocks, dessen Name seit einem Jahrzehnt mit dem Problem der Wiedererweckung der alten Kultur Babyloniens untrennbar verbunden ist, in die Dienste der türkischen Regierung, nahm seinen Sitz in Bagdad und arbeitete ein Programm aus, das die Denkschrift in wörtlicher Uebersetzung widergibt. Ueber seine Persönlichkeit spricht sich der Minister in seiner Denkschrift mit großen und in einem offiziellen Aktenstück immerhin auffallenden Lobeserhebungen aus. Willcocks hat aber, als er zu arbeiten begann, große Schwierigkeiten gehabt. Sein Fahrzeug wurde sogar auf dem Euphrat einmal überfallen und von den Beduinen, die große Gegner der Kulturprojekte sind, beschossen. Auch die Notabeln in Bagdad verfolgen seine Pläne, die zum Teil in sehr nahem Zusammenhange mit den englischen Wünschen bezüglich der Schiffahrt auf den Strömen steht, mit patriotischem Mißtrauen. Willcocks Ideen hatten, als er sie zuerst bei seinem Vortrage in der geographischen

Gesellschaft in Kairo vor zehn Jahren öffentlich aussprach, zweifellos einen stark politischen Beigeschmack. Er stellte z. B. die verfängliche Frage auf, ob die Hauptader des Systems in Zukunft der Kanal des Kaisers von Indien oder der Kanal des Kaisers von Deutschland heißen würde, und er verfocht den Gedanken, die neugewonnenen Ländereien sollten mit Bauern aus Aegypten und Indien, die der Bewässerungskultur kundig seien, also mit englischen Untertanen, besiedelt werden. Daß er trotzdem zum Chefingenieur für das Bagdadgebiet berufen wurde, mutete merkwürdig an, und daß er es auch nach der jungtürkischen Revolution blieb, läßt sich wohl nur durch das besonders intime Verhältnis der Armenier zu England erklären. Sowohl der Minister Noradunghian, als auch sein gegenwärtig im Amt befindlicher Nachfolger sind ja Armenier. Dieser Hinweis ist nützlich, um das merkwürdige Nachwort zu verstehen, das am Schlusse der Denkschrift, unmittelbar nach Wiedergabe des Willcocksschen Planes, steht. Es wird hier bemerkt, daß der vorläufige Umfang des Projekts sich „nur" auf ca. 13 000 qkm, rund 1,3 Millionen ha, belaufe. Das Programm umfasse nicht alles, was in Mesopotamien geschehen könne, sondern nur diejenigen Arbeiten, „die im Laufe von 7 bis 8 Jahren in dem Gebiet zwischen Bagdad und dem Persischen Golf zu vollenden und ohne Sorge um die Besiedlungsfrage in direkte Verwertung zu nehmen seien". Zu gelegener Zeit müsse ein Gesamtprojekt für ganz Mesopotamien verwirklicht werden, aber abgesehen von der Kostenfrage sei es klar, „daß die betreffenden Arbeiten solange keine Berechtigung hätten, wie die Türkei diese großen Gebiete nicht kolonisieren könne, und an diese Frage könne man nicht eher denken, als bis es gelungen sein würde, die Kapitulationen abzuschaffen". Das heißt also, daß nach der Meinung der Denkschrift Arbeiten im großen Stil erst unternommen werden können, wenn die von auswärts heranzuziehenden Kolonisten ohne Weiteres türkische Untertanen und damit der türkischen Rechtsprechung unterworfen sein würden. Diese Ausführungen klingen vom türkischen Standpunkt aus nur plausibel, aber dann ist es seltsam, daß die Denkschrift sich so gibt, als ob ca. 13 000 qkm zwischen Bagdad und dem Persischen Golf in Kultur genommen werden könnten, ohne daß man Ansiedler von außerhalb heranzieht. Schon bei dem gegenwärtig in der Ausführung begriffenen Projekt in der Koniaebene, das nur 400 bis höchstens 500 qkm umfaßt, bildet die Frage, woher die Ansiedler kommen sollen, um dieses neue Land

ohne zu große Verzögerung in Bearbeitung zu nehmen, einen ernsthaften Gegenstand der Sorge für die beteiligten Stellen, und dasselbe ist bei dem großen cilicischen Projekte der Fall. Wie soll es da bei einem Areal, das dreißig Mal größer ist, als die Irrigationsfläche bei Tschumra, ohne Heranziehung auswärtiger Elemente für die Besiedlung abgehen? Wenn also die Denkschrift so tut, als ob es doch möglich sei, so ist das nur durch ausgesprochene Anglophilie zu erklären.

Aus dem Inhalt des Willcockschen Berichtes sei das Wichtigste nachstehend kurz wiedergegeben. Willcocks bestimmt zunächst das Gesamtareal der wiederzugewinnenden Ländereien auf 2,8 Mill. ha. Hiervon entfallen auf das Gebiet

der Dijala und des Adhem . .	300 000	ha
des Tigris	1 100 000	„
des Euphrat	1 200 000	„
des Schatt el-Arab	200 000	„
zusammen	2 800 000	ha

Willcocks fügt hinzu, daß im ganzen 5,6 Millionen ha vorhanden seien, aber gegenwärtig sei nur die Hälfte hiervon für die Vornahme von Bewässerungsarbeiten geeignet. Hierbei denkt der berühmte Ingenieur aber weniger an natürliche, als an andere Hindernisse. Auch von den als besonders geeignet bezeichneten 2,8 Millionen ha sondert er die knappe Hälfte, 1 285 000 ha, aus und empfiehlt nur diese Fläche zur unmittelbaren Vornahme der Arbeiten; mit ihr rechnet, wie wir sahen, auch die oben wiedergegebene Kalkulation des türkischen Arbeitsministers. Es sollen in Angriff genommen werden

am Tigris und an der Dijala . .	445 000	ha
am Euphrat	780 000	„
am Schatt el Arab	60 000	„
	1 285 000	ha

Diese engere Auswahl von 1 285 000 ha, die er fürs erste empfiehlt, teilt Willcocks in drei Klassen:

Arbeiten, die „sofort“ zu unternehmen seien;
Arbeiten, die ein halbes Jahr aufzuschieben seien;
Arbeiten, die noch längere Vorstudien erforderten.

In die erste Kategorie stellt er 25 000 ha und 135 000 £ Kosten, in die zweite 200 000 ha und 1,2 Millionen £ Kosten, in die dritte ca. 1 Million ha und rund 6 Millionen £ Kosten. Die erforderliche Gesamtsumme wird auf rund 7,4 Millionen £ berechnet.

Die allerdringlichste Arbeit, heißt es, sei die Erbauung einer neuen Barrage im Euphrat an Stelle des alten Dammes bei Mussеijib, wo der Euphrat sein eigentliches Bett von Jahr zu Jahr mehr verläßt und seine Gewässer schon fast ganz in den sogenannten Hindije-Kanal hinübergeworfen hat. Wenn bei Musseijib nichts geschieht, so würden Einkünfte von 100 000 £ jährlich verloren gehen und mehr als 100 000 Menschen müßten auswandern, denn auf einer Strecke von ca. 240 km, von Hindije bis Semawa, verschwänden jetzt schon allmählich die Dattelpalmen, die Gärten und die Aecker, und die Städte Hilleh und Diwanije gingen zugrunde.

Das zweite notwendige Projekt sei die Verbesserung der Schiffahrtsverhältnisse auf dem Tigris, in Verbindung mit der Verstärkung der bestehenden Deiche sowohl am Tigris als auch am Euphrat. Es folgen dann, einzeln aufgezählt, die Spezialprojekte für die Bewässerung westlich, östlich, südöstlich und nordwestlich von Bagdad, südlich von Basra und in der Gegend von Basra selbst, zwischen Bagdad und Musseijib, bei Korna*), und endlich die Wiederherstellung des Kanals Schatt el-Hai, wahrscheinlich des ursprünglichen Tigrislaufes. Bemerkungen und Tabellen und die Zusammensetzung des Schwemmbodens von Mesopotamien, über die Wasserführung der beiden Ströme, die Jahrestemperatur, den Regenfall und die notwendigen Wassermengen für die Irrigation der verschiedenen Kulturen vervollständigen die Denkschrift. Die letztere sehr wichtige Frage beantwortet Willcocks dahin, daß während des Winters, d. h. zur Regenzeit, die Getreidefelder 25 cbm Wasser pro Tag und Hektar nötig hätten, während des Sommers aber 70 cbm; denselben Wasserbedarf habe die Baumwolle. Reisfelder dagegen würden während der Bewässerungsperiode 140 cbm pro Tag und Hektar nötig haben. Auch Willcocks bestätigt also im Wesentlichen die aus Turkestan, Aegypten und Indien her bekannte Durchschnittsquote von einem Sekundenliter (86 cbm täglich) auf den Hektar während der Trockenzeit.

Willcocks selbst hat zu Anfang dieses Jahres in einem Londoner Vortrag (veröffentlicht im Geographical Journal) eine Uebersicht

*) Hier steht ein arger Druckfehler: 2 000 000 ha statt 200 000.

über seine Pläne gegeben, die weit ausführlicher ist, als seine kurze an die türkische Regierung gerichtete Denkschrift. Abgesehen von seiner alten Liebhaberei für Identifizierungsversuche heutiger und biblischer Oertlichkeiten enthält sein Vortrag aber auch noch ein sehr interessantes Eisenbahnbauprogramm für Mesopotamien, das von dem der türkischen Regierung vollständig abweicht. Willcocks will von Bagdad einen Schienenweg ans Mittelmeer bauen, der mit der alten Karawanenstraße, die den Euphrat aufwärts geht und dann über Palmyra und Damaskus das syrisch-phönizische Küstengebiet erreicht, im wesentlichen übereinstimmt. Diese Bahn, sagt Willcocks, müsse gebaut werden, weil die Produkte der wiedererweckten babylonischen Alluvialebene ihren Markt im Westen hätten, und weil die Euphratlinie mit einem Hafen in Mittelsyrien kürzer sei und billigeren Transport ermögliche, als die Tigrislinie mit einem Hafen in Nordsyrien, d. h. die Bagdadbahn. Auch für die Verbindung Persiens mit Europa sei die Euphratbahn vorteilhafter, als jede andere Route. Die Hauptsache wird aber wohl die sein, daß eine Bahn, die am Persischen Golf anfängt und über Bagdad, Palmyra und Damaskus ans Mittelmeer geht, den politischen Interessen Englands in ganz anderer Weise dienen würde, als eine Bahn, die Bagdad in direkte und ununterbrochene Ueberlandverbindung mit Anatolien und der türkischen Reichshauptstadt setzt. Eine solche würde das Bagdadgebiet militärisch, politisch und wirtschaftlich mit dem übrigen Körper des türkischen Staats fest verbinden und vor allen Dingen in strategischer Beziehung rein den türkischen Interessen dienen: ein Projekt wie das Wicocksche dagegen würde, wenn es ausgeführt wird, eine Linie schaffen, die an einem Binnenmeer anfängt, das unter englischer Herrschaft steht, und an einer Küste endet, die unter den Kanonen englischer Kriegsschiffe und Flottenstation liegt, aufhört oder umgekehrt. Will England die Bahnbauten im engeren Gebiet von Bagdad durchaus unter seinen besonderen Einfluß bringen, so ist das natürlich vor allen Dingen Sache der Türkei: die türkische Politik aber wird sich verständigerweise nie darauf einlassen können, das Bagdadgebiet mit Punkten, die innerhalb einer fremden Machtsphäre liegen, früher in Bahnverbindung treten zu lassen, als mit dem Kräftezentrum des eigenen Staats.

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

Kirchlicher Liberalismus von heute. In Verbindung mit badischen Theologen herausgegeben von J. R. v. Loewenfeld. Karlsruhe, 1910. Kommissionsverlag. Ev. Schriftenverein. 141 S. Preis brosch. M. 1,—.

Die sieben hier vereinigten Aufsätze haben mit einer Ausnahme badische Geistliche positiver Richtung zu Verfassern und beziehen sich daher zunächst auf die kirchlichen Verhältnisse Badens; da aber ihr Herausgeber, der Pfarrer in der Altmark ist, den überall hindurchklingenden Kampfesruf auch in Norddeutschland widerhallen lassen möchte, so soll diese Aufsatzsammlung nicht unbesprochen und nicht unwidersprochen bleiben. Nicht als ob die sogenannte liberale Theologie, der die Polemik gilt, nicht allerlei aus dem Buche lernen könnte; lernen könnte sie vielleicht z. B. daraus, den Begriff der Sünde ernster zu fassen, auch mit größerer Entschlossenheit die Gefolgschaft des religiös indifferenten Schwarmes abzulehnen, mit denen sie nur den Gegensatz gegen die Orthodoxie gemeinsam hat. Daß man auch im eigenen Lager nicht blind ist gegen vorhandene Schwächen und begangene Mißgriffe, zeigt ein sehr freimütiger Aufsatz, den die Christliche Welt kürzlich (7. Nov., auf S. 1084ff.) aus der Feder Fr. Rittelmeyers gebracht hat.

Trotzdem kann man den Badensern für ihren Uebereifer nicht danken. Zwar fehlt es einigen von den Verfassern nicht an Verständnis (warum aber dann die schroffe Abweisung?) für die geschichtliche Aufgabe der liberalen Theologie, welche, ohne eine neue Religion schaffen zu wollen, denjenigen das Christentum zu retten bestrebt ist, welche es in seiner orthodoxen Form gegenüber moderner Bibelkritik und modernem Wirklichkeitssinn nicht haben behaupten können; im ganzen aber schießt diese Kritik so weit über das Ziel hinaus, daß sie nur eine schon vorhandene Verbitterung zu verschärfen droht.

Nichts anderes als Scharfmacherei ist es doch, wenn einer der Verfasser sich zu der Gegenüberstellung versteigt (S. 75): „Damals (in der Zeit der Reformation) hieß das Kampfgeschrei: evangelisch oder katholisch?

heute ... christlich oder unchristlich?", und zur Erläuterung vorausgeschickt wird (S. 68): „Der heutige Katholizismus steht der religiösen Grundstimmung der Reformation nahe." Wenn es freilich weiter heißt, daß damit „praktische Richtlinien" nicht gegeben werden sollen, so zeigt sich, daß diese Aeußerung nicht voll ernst gemeint ist, jedenfalls weniger ernst, als bei einem andern Verfasser, der erklärt (S. 91): „Mit dem Zentrum verbindet uns die christliche Grundbestimmtheit." Aber wozu dann diese Liebäugelei mit der Kirche, der für die Gegenwart Borromäus-Enzyklika und Modernisteneid den Stempel aufdrückt, wenn es auf Kosten des liberalen Protestantismus geschieht, der somit halbwegs der „unchristlichen" Welt zugezählt wird?

Möge man doch auf der andern Seite, ehe man zu solcher Mißachtung des Gegners schreitet, sich einmal über die tatsächliche Lage klar werden: Keine der innerhalb der protestantischen Kirche vorhandenen Richtungen ist gegenwärtig zur Alleinherrschaft befähigt, auch die orthodoxe nicht. Würde diese selbst ihr Ziel erreichen, alle Lehrstühle an den Universitäten mit Parteigenossen zu besetzen, so würden für das theologische Studium die jetzt nach Zahl und Intelligenz nicht gering zu schätzenden jungen Leute in Wegfall kommen, welche zur Wahl ihres Berufes sich nur haben entschließen können, weil sie wissen, auf den Universitäten auch eine liberale Theologie zu finden. Auf sich allein angewiesen, würde die orthodoxe Richtung ganz außerstande sein, einen theologischen Nachwuchs zu stellen, der annähernd ausreichte, die protestantischen Gemeinden kirchlich zu versorgen. Wo man so doch gegenseitig auf einander angewiesen ist, wird die Parole besser als sich schlagen heißen: Ertragen und Vertragen.

Der kirchliche Liberalismus Norddeutschlands wird also gut tun, den hingeworfenen Fehdehandschuh gar nicht aufzunehmen. Und das nicht bloß aus dem äußeren Grunde, um nicht, in die Auseinandersetzung mit dem Monismus und Arthur Drews mit seiner Gefolgschaft verwickelt, einen Kampf gegen zwei Fronten führen zu müssen; sondern vor allem aus dem innern Grunde, weil er sich nur schwer zum Kampfe mit dem orthodoxen Gegner, soweit er ehrlich ist, entschließen kann, in dem er auch wenn ihm selbst die gleiche Anerkennung versagt wird, den wertvollen Kern gemeinsamer christlicher Frömmigkeit schätzt, dem gegenüber die Frage, ob alte oder neue Form, von untergeordneter Bedeutung ist.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Geschichte.

Paul Goldschmidt, Berlin in Geschichte und Gegenwart. Berlin 1910. Verlag von Julius Springer.

Vor allem die Politik, dann aber auch eine gewisse Naturbevorzugung, die Berlin eigentümlich ist, haben bewirkt, daß aus einer ursprünglich nur wenig vor ihresgleichen ausgezeichneten Ansiedlung deutscher Kolonisten

und slawischer Fischer das mächtige Gebilde unserer modernen Weltstadt entstand, welche heute nicht nur ihre älteren deutschen Schwestern an Volkszahl erheblich überflügelt hat, sondern sich auch immer mehr anschickt, wenigstens nach dieser Richtung hin in die erste Stelle auf dem europäischen Kontinente überhaupt einzurücken. An diesen für die praktische Politik wie für die theoretische Erkenntnis so überaus fruchtbaren Gedanken von der entscheidenden Bedeutung politischer Macht selbst für wirtschaftliches Gedeihen, wie ihn H. Delbrück gerade auch für Berlin mit überzeugender Klarheit in seinem Festvortrag vom 19. März 1897 entwickelt hat,*) wird der nachdenkliche Leser des Goldschmidtschen Buches fast auf jeder Seite erinnert, obwohl ihn der Verfasser keineswegs immer mit gewollter Schärfe in den Vordergrund der Betrachtung stellt. Aber wenn überhaupt eine Stadtgeschichte, so weist die Geschichte der Reichshauptstadt auf die Gültigkeit des oben ausgesprochenen Satzes hin; denn während bei anderen europäischen Metropolen wie Rom, Paris, London die Gunst der natürlichen Lage sofort in die Augen springt, tritt dieser mehr geographische Faktor bei der Entwicklung Berlins sichtlich zurück. Ganz fehlt er freilich auch hier nicht, und sowohl Delbrück wie Goldschmidt haben seinen Einfluß nachgewiesen und gebührend bewertet. Der wesentliche Umstand indessen, dem Berlin seine Größe verdankt, ist und bleibt doch seine Stellung als Haupt- und Residenzstadt des aufkommenden brandenburgisch-preußisch-deutschen Staates; in dem Maße wie dieses starke Staatswesen sich reckt und dehnt, wächst auch Berlins Bevölkerungsziffer, nimmt seine wirtschaftliche Kraft zu, steigt seine geistige Bedeutung. Die größte Zäsur seiner Geschichte ist daher in die Regierung Kurfürst Friedrichs II., des Eisenzahns, zu setzen, welcher die schon ziemlich weit fortgeschrittene Entwicklung zur freien Reichs- und Hansestadt kurz abschneidet, als Wahrzeichen fürstlicher Macht das Schloß auf der Spreeinsel erbaut und dem ungeberdigen Berliner Bären Halsband und Kette anlegt. So bitter die großen Berliner Geschlechter damals diesen Fall von erträumter Höhe empfanden, so wurde doch damit der erste Grundstein zur heutigen Blüte ihrer Stadt gelegt, denn von nun an war deren Schicksal unauflöslich mit dem des Staates und seines Herrscherhauses verflochten. Preußen und die Hohenzollern haben dann im Laufe beinahe eines halben Jahrtausends Berlin zu einer Bedeutung in Deutschland und Europa erhoben, die es aus eigener Kraft niemals hätte erreichen können.

Es ist psychologisch nicht uninteressant, wie sich der moderne Berlinismus zu dieser Tatsache stellt. In einem so gewaltigen Gemeinwesen lebt naturgemäß ein besonders starker Selbständigkeitsdrang, der doch stets wieder an den staatlichen Notwendigkeiten seine Grenze finden muß; es entstehen dadurch nicht selten Reibungen zwischen den städtischen Behörden und den Organen der Regierung, welche oft genug das gegenseitige Verhältnis ver-

*) H. Delbrück, Erinnerungen, Aufsätze und Reden. Berlin 1905. S. 386 ff.

bittern. Für die großen demokratischen Tendenzen der Neuzeit ferner bildet diese unruhige, bewegliche, durch das zahlenmäßige Ueberwiegen der Zugewanderten einigermaßen wurzellos gewordene Großstadtbevölkerung einen besonders geeigneten Nährboden; sie pflegen hier mit Vorliebe radikale Schößlinge zu treiben. Alles bewirkt eine Art gewohnheitsmäßiger Oppositionsstimmung, in welcher der Normalberliner lebt und webt; die Stadt, welche Preußen und seiner Dynastie fast das meiste verdankt, wählt seit langer Zeit linksliberale oder sozialdemokratische Vertreter in Landtag und Reichstag. Und doch kann derjenige, welcher den echten Berliner in seinem täglichen Tun und Treiben beobachtet, sich leicht davon überzeugen, daß er im innersten Grunde seines Herzens ein starkes Gefühl für den Glanz seines Herrscherhauses, für das Ansehen und die Macht Preußens und des Reiches hegt. So absprechend er Maßnahmen der Regierung zu beurteilen liebt, so laut er auf die „Reaktion" schilt, einen Begriff, unter dem er die verschiedenartigsten ihm unsympathischen Mächte zusammenzufassen pflegt, im stillen weiß er doch recht gut, daß die Reichshauptstadt und die preußisch-deutsche Monarchie zusammengehören, daß beide aufeinander angewiesen sind. In den besseren und gediegeneren Kreisen des eingesessenen Bürgertums verbinden sich diese zwei Empfindungsreihen zu einem wohlmeinenden, königstreuen, allerdings auch etwas verwaschenen und lehrhaften Linksliberalismus, wie er etwa in den Spalten der „Vossischen Zeitung" herrscht. Eine Gesinnung, welche Achtung abnötigt, obwohl man sie kaum als besonders tragfähige Stütze für die altererbte Machtstellung der Krone wird einschätzen können, wenn diese einmal vorwiegend auf solche Schichten angewiesen sein sollte. Als ausgleichendes Element zwischen dem Radikalismus der Massen und unserer starken Regierungsmacht jedoch ist diese Gesinnung in normalen Zeiten sehr brauchbar und beherrscht daher seit langem die städtische Verwaltung.

Etwas von diesem Geiste durchweht denn auch das Goldschmidtsche Buch, dessen Verfasser durchaus im Berliner Boden wurzelt und für sein auf langjährigen Studien beruhendes Werk die Unterstützung angesehener städtischer Kreise fand. Ein gewisser liebenswürdiger Zug berlinischen Patriotismus beherrscht die Darstellung; die großen Linien der geschichtlichen Entwicklung sind zwar korrekt gezogen, aber auch zu einer taktvollen Weichheit abgerundet, welche über allzu anstößige Spitzen diskret hinweggleitet. Die Schärfe der historischen Gegensätze kommt nicht ganz zu ihrem Rechte, und auch die mancherlei Schatten im glänzenden Bilde des heutigen Berlin erscheinen in gedämpftem Lichte. Dafür bietet aber der Verfasser eine reiche Fülle von wissenswertem Detail zur Geschichte seiner Heimatstadt, in welche er für die letzten Kapitel auch sympathisch erzählte Erinnerungen aus einem langen Leben einflicht. Wer zu erfahren wünscht, auf welchen geologischen Schichten die Weltstadt erbaut ist, wie die Berliner zur Zeit Joachims II. lebten, nach wem der Hackesche Markt benannt ist, welche Bedeutung die moderne Berliner Konfektion hat, der findet für diese

und für zahlreiche andere Fragen in dem Buche reichliche und zuverlässige Auskunft. Vier beigegebene Uebersichtspläne veranschaulichen überdies die großen Veränderungen, welche das Stadtbild Berlins in den letzten Jahrhunderten erfahren hat. Nach Inhalt und Gesinnung empfiehlt sich daher das Buch in erster Linie als wertvoller Beitrag zur Heimatkunde den Kreisen der soliden, eingesessenen Berliner Bevölkerung; es sollte hier in jedem besseren Bürgerhause zu finden sein. Auch der Historiker aber wird es bei seinen Studien gern zu Rate ziehen, und der gebildete Nichtberliner wird sich daraus über die Einzelheiten des Werdens unserer Reichshauptstadt belehren, die als solche ja kein isoliertes Phänomen mehr darstellt, sondern bis zu einem gewissen Grade Gemeingut des preußisch-deutschen Volkes geworden ist. Otto Diether.

Literatur.

Bernard Shaw von Julius Bab. S. Fischer Verlag. Berlin 1910.

Bernard Shaw, ein geborener Ire, der aber seit seinen Knabenjahren in London lebt, ist eine der vielumstrittensten Persönlichkeiten unsrer Zeit. Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Wertschätzung seiner Zeitgenossen und wird vielleicht auch in der der Nachwelt schwanken. „Er soll ein Anarchist sein!“ Das ist er durchaus nicht. Er ist zwar ein Freund des Fürsten Krapotkin, aber ein viel zu klarer Kopf und gesunder Realist, um ein Ideal anzustreben, das mit dem vorhandenen Menschenmaterial nicht zu verwirklichen ist, und er erwartet keine soziale Reorganisation von dem freiwilligen Zusammenwirken der Menschen in zwanglosen Verbänden, sondern hält den Staat für nötig als eine Zwangsmacht, welche die Gesellschaft den egoistischen Einzelnen gegenüber sichert; er hat erklärt, er könne den Anarchismus im besten Falle nur als eine Ermutigung für den Arbeiter betrachten, das Menschenmögliche zu unterlassen unter dem Vorwande, auf das Unmögliche zu warten. „Aber ein Sozialist ist er doch?“ Allerdings, aber nicht in dem Sinne der unentwegten deutschen Genossen; er gibt sogar zu, daß ein genialer absoluter Herrscher eventuell mehr Gutes leistet, als fünfhundert mittelmäßige Volksvertreter. Mit der deutschen Sozialdemokratie hat er sich in einem Briefe auseinandergesetzt, den das Berliner Tageblatt 1907 an leitender Stelle abdruckte. Mit ingrimmigem Spott verhöhnte er darin die Theoretiker des Klassenkampfes, die nicht über eine unfruchtbare Negation hinauskommen und drei Millionen zur Ohnmacht verdammen, was die bürgerliche Presse mit Frohlocken erfüllte und den Vorwärts in wilde Wut versetzte. Bis dahin wußte der Durchschnittsgebildete bei uns zu Lande wenig von dem geistreichen Schriftsteller und Journalisten Shaw, dem realistischen Praktiker, der Lebenskraft und Arbeit predigt und nicht tatenlos auf eine Normalwelt wartet, sondern versucht, auf Vorhandenem Neues zu bauen, und dem in

England ein Sensationserfolg nach dem andern zuteil wird: er kannte nur den satirischen Dramatiker, der über so vieles spottet und lacht, worüber man bisher auf der Bühne, wenigstens auf der englischen, nicht zu lachen gewagt hatte, in dessen Lachen aber doch ein heimlicher, ernster Ton mitklingt, der uns nachdenklich macht. Die ersten Stücke von ihm, die in Berlin aufgeführt wurden: „Der Schlachtenlenker", „Cäsar und Kleopatra", „Helden" hatten etwas Verblüffendes; es kommt darin immer anders, als man erwartet hat, und er springt darin in bis dahin unerhörter Weise mit heroischen Phrasen und Posen um; in dem ersteren wird Napoleon seines legendarischen Nimbus entkleidet, im zweiten wird Cäsar auf das Niveau eines weltklugen, liebenswürdigen, vom Glück begünstigten Menschen herabgedrückt, der über seine eigene historische Attitüde lacht und von Aegypten nach Rom zurückkehrt mit den Worten: „Ich mag nicht im Bette sterben, ich ziehe es vor, ermordet zu werden": im dritten macht er sich lustig über die Operettenhelden einiger der interessanten ungewaschenen Völkerschaften der Balkanhalbinsel mit ihrer unverdauten Kultur. Dann lernte man Stücke von ihm kennen, wie „Der verlorene Vater" oder „Man kann nie wissen" und „Frau Warrens' Gewerbe", in denen er die soziale Phrase und die Lüge bekämpft, aber nicht wie der große Wahrheitsfanatiker Ibsen, sondern ohne alles sittliche Pathos mit Witz und Spott, und man fing auch bei uns an, ihn ernst zu nehmen. Und ernst genommen sein will er, nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch als Dramatiker, und seine Unpleasant plays, die unerfreulichen Spiele, die in Deutschland noch nicht aufgeführt worden sind, und das vielleicht mit Recht, weil sie ganz speziell auf englische Verhältnisse zugeschnitten sind, ziehen mit ingrimmigem Spott zu Felde gegen den gedankenlosen Leichtsinn und das stumpfe Gewissen, welche die Hauptursache so vieler sozialer Uebel sind. „Ich kann es nicht ertragen", hat er einmal gesagt, „Leute behaglich zu sehen, denen von Rechts wegen sehr unbehaglich sein müßte". Julius Babs Buch über Shaw „will mehr geben als biographische Feststellung oder ästhetische Kritik. Der Journalist, der Politiker, der Sozialist — der Mensch Shaw ist dem Verfasser nicht minder wichtig gewesen als der Dramatiker." Was an ererbten Kräften in Bernard Shaw lebendig ist, stammt zweifellos von seiner Mutter her, die durch ihr mit energischem Fleiß ausgebildetes musikalisches Talent die Familie erst in Dublin und dann in London erhalten hat: der Vater hatte jedenfalls wenig Anteil daran, er war ebenso liebenswürdig wie untüchtig und hatte nicht die geringste zu Taten verpflichtende Leidenschaft: aber er besaß jenen Witz und Humor, der für ein Erbteil keltischen Blutes gehalten wird. Charakteristisch für ihn ist eine Aeußerung, die er bei dem ersten Schwimmunterricht des Sohnes tat, als er ihn auf die Segnungen der Schwimmkunst hinwies: „Ich selbst habe schon mit vierzehn Jahren deinem Onkel Robert durch Schwimmen das Leben gerettet. — — Nie hat mir übrigens wieder etwas so leid getan." Interessant in dem vorliegenden Buch ist die Gegenüberstellung des irischen

und des englischen Volkscharakters. Man vergleiche, was der Verfasser über die Unfähigkeit des Engländers sagt, die Welt unter einem anderen als seinem Gesichtspunkt zu betrachten, seine geradezu geniale Beschränktheit des Blicks, die ihn stark und sicher zur Arbeit macht, während Weitsichtigkeit oft lähmend wirkt, mit der ergötzlichen Schilderung, die Shaw im Schlachtenlenker vom englischen Charakter entwirft: „Wenn der Engländer etwas will, gesteht er sich niemals ein, daß er selbst es will um seines Vorteils willen, sondern wartet geduldig, bis es ihm klar wird, daß es seine moralische und religiöse Pflicht ist, es zu wollen, und er vergißt nie, daß die Nation verloren ist, die ihre Pflicht auf der ihrem Vorteil entgegengesetzten Seite sucht. Er hat in seinem Kopf eine wasserdichte und feuersichere Abteilung, die allem verschlossen ist, was, nicht zu verstehen, für ihn besser ist.“ Sehr fesselnd ist auch das Kapitel, das von dem Kunstkritiker Shaw handelt. Sein kriegerischer Individualismus begnügt sich nicht damit, für die soziale Umgestaltung der kapitalistischen Gesellschaft zu kämpfen, sondern er ist auch in der Malerei für Impressionismus, in der Musik für Wagner, in der Literatur für Ibsen, und für unzählige andere neue Phänomene in Wissenschaft und Technik, Theater und Kunstgewerbe ins Feld gezogen und immer mit so schlagfertigem, witzigem Spott, daß er einer der gelesensten und erfolgreichsten englischen Journalisten geworden ist und die Mittel gewonnen hat zu praktischem Sozialismus. Er hat sich in St. Pancras, einer der ärmsten Stadtgemeinden Londons, als unbesoldeten Stadtrat wählen lassen und wirkt mit nimmermüder Energie dahin, dem kleinen Gebiet bessere Wohnstätten, mehr Licht, Luft und Wasser zu verschaffen. — Wer sich über Bernard Shaw und seine Eigenart ein Urteil bilden will und keine Zeit hat, sich in dessen Werke zu vertiefen, der lese das Buch von J. Bab. Er wird es nicht bereuen, wenn er auch zuweilen lächeln muß über dessen hohe Selbsteinschätzung und manches in seiner Anschauungs- und Ausdrucksweise ihm nicht gefallen mag.

Die Tragödie eines Idealisten. Roman von Ossip Schubin. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1910.

Am lesbarsten ist Ossip Schubin, wenn sie auf dem Gebiete bleibt, in dem sie ihre ersten Lorbeeren geerntet hat, dem des Salonromans. Ihre Ahnfrau ist die Gräfin Hahn-Hahn, deren meist hochgeborene Helden und Heldinnen ausschließlich der süßen Beschäftigung mit dem eigenen Herzen oblagen, nichts von Not und Arbeit wußten und einen sehr ausgiebigen Gebrauch von ihren Standesvorrechten machten, die ihnen damals noch niemand streitig machte. Die Welt ist zwar anders geworden, im allgemeinen haben wir nicht mehr viel übrig für bloße Genußmenschen, und die adeligsten Namen haben viel von ihrem Glanz eingebüßt; aber noch immer gibt es viele Leser und besonders Leserinnen, die mit Vorliebe von Fürsten und Grafen lesen und sich wenigstens im Geist in den vornehmen Salons bewegen, in denen diese ganz unter sich sind, und

bilden Ossip Schubins Stammpublikum. Sie werden auch sicher ihre Freude an dem vorliegenden Roman „Die Tragödie eines Idealisten“ haben. Schauplatz: Italien und England, Personen: internationaler Hochadel, Handlung: Liebesgeschichte zwischen einem Lord, der im zweiten Lande Herzog wird, und einer römischen Fürstin. Der herzogliche Idealist ist leider keiner, sondern vielmehr ein krasser Egoist. Seine erste Frau, pardon Gemahlin, stürzt er in Sünde und Schande und die Nacht des Wahnsinns durch die lieblose Kälte, mit der er ihr begegnet, seit ihre Eigenart seinem ästhetisierenden Geschmack nicht mehr entspricht, und die römische Fürstin, die er nach englischem Gesetz nicht heiraten kann, solange die arme Wahnsinnige lebt, und deren schrankenlose Hingabe ihn jahrelang beglückt hat, liebt er, als er frei geworden ist, auch aus ästhetischen Gründen nicht mehr, denn sie ist mittlerweile gealtert und hat etwas von ihrer vornehmen Schönheit verloren, und das treibt sie in den Tod. Kämen in der Geschichte nicht Automobile vor, könnte sie ebensogut vor 50 Jahren spielen wie in der Gegenwart, sie ist zeitlos. „Kein Ton“ (Storm möge diese Travestierung verzeihen) „der aufgeregten Zeit drang noch in diese Vornehmheit“. Erst auf der allerletzten Seite wird ein Akkord angeschlagen, der an soziale Bestrebungen der Gegenwart anklingt. The noble duke, der endlich erkannt hat, daß der Starke dem Schwachen hilfreiche und liebevolle Nachsicht schuldig ist, faßt nämlich den Entschluß, eines seiner Schlösser zu einer Ruhestätte zu machen „für jeden, der ruhebedürftig ist, ein Heim für jeden Heimatlosen, der vorüberkommt. Die Tür soll offen stehen Tag und Nacht für jeden Bettler, jeden Krüppel, jeden entlassenen Sträfling.“ Daß diese menschenfreundliche Absicht praktisch ganz unausführbar ist, sieht er leider nicht ein; aber gute Absichten haben ja immerhin auch einigen Wert, obgleich ein englisches Sprichwort behauptet, daß der Weg zur Hölle damit gepflastert ist. Ossip Schubins Sprache läßt für den, der ein reines Deutsch liebt, manches zu wünschen übrig. Die Hochgeborenen, die sie zu Worte kommen läßt, mischen in ihre Unterhaltung ganz unnötig viel Englisch (wie poor boy oder of course), Französisch (wie une bonne femme) und Italienisch (wie sempre bella, principessa), was der Wirklichkeit vielleicht entspricht, aber wenig schön ist. Manche ihrer Bilder und Vergleiche sind auch recht wenig klar. Die Phantasie versucht umsonst, sich eine Schriftstellerin, natürlich keine Hochgeborene, vorzustellen, die aussieht wie ein überlebensgroßer Regenschirm, ein Vergleich, der mehrmals wiederholt wird, und die wenigsten werden sich etwas vorstellen können unter „schön geordneten Sansovinofingern“ einer linken Hand, die jemand „schön geordnet auf die Brust legt, während er mit der rechten eine gezierte ausschweifende Geste beschreibt“, oder unter „einer Kinnlade, die einen fast horizontalen Strich beschreibt und dann in einem geraden Winkel zum Ohr hinauf abbiegt“. Und was kann das für ein Buch sein, das ein berühmter italienischer Schriftsteller „aus dem Extrakt von Dostojewski, Bourget und Maeterlink“ — man traut seinen Augen bei dieser Zusammenstellung

nicht — „mit der Zutat von ein paar italienischen Ingredienzien zusammengebraut hat, mit dem sich alle zeitgenössischen Schöngeister die Nerven verderben"? Daß die vornehmen Frauen in dem Roman häufig „schauderhaft dummes und unanständiges Zeug schwätzen", wie eine von ihnen sagt, und sich „mit schlüpfrigem Unsinn necken" wird manche Leserin aus dem gebildeten Mittelstande gewiß ebenso sehr in Erstaunen setzen, wie ihre Frivolität. So lacht eine schöne Fürstin, Ninette heißt sie, eines Tages ein girrendes, fast gurrendes (!) Waldtaubenlachen, als angezweifelt wird, daß sie in den Himmel kommt, und sagt, sie werde schon hineinkommen. denn „le bon Dieu sera comme le prince de Galles, il voudra faire la connaissance de Ninette". Doch genug. Daß die Tragödie eines Idealisten viel gelesen werden wird, ist kaum zu bezweifeln. Es gibt zu viele, die sich wohl fühlen in einer etwas schwülen Atmosphäre und für die es reizvoll ist, sich wenigstens in Romanen mitten unter Fürsten und Grafen zu bewegen. Ossip Schubins Roman „Unter uns" hat zahllose Auflagen erlebt.

Japanische Lyrik aus vierzehn Jahrhunderten. Nach den Originalen übertragen von Dr. Julius Kurth. Mit 23 Abbildungen nach japanischen Holzschnitten. Zweite Auflage. München und Leipzig. R. Piper & Co. G. m. b. H.

Die Zeit, in der wir so gut wie nichts von der altehrwürdigen Geisteskultur der Chinesen und Japaner wußten, ist vorbei. Wir kennen ihre Kunst und ihr Kunsthandwerk und wissen, daß ihnen die Liebe zur Dichtkunst, für die sie eine angeborene Anlage zu haben scheinen, als die Grundlage aller Geistesbildung gilt. Vor kurzem erfuhren wir aus einem von Hans Heilmann übersetzten Bande chinesischer Lyrik und aus Konrad Haußmanns „Im Tau der Orchideen", die in den Preußischen Jahrbüchern besprochen wurden, wie ähnlich die menschliche Empfindung und ihre dichterische Aeußerung in China der in den Kulturländern Europas ist, und jetzt sehen wir aus dem vorliegenden Bande japanischer Lyrik, welch zartes Natur- und Liebesgefühl, welch feiner Humor, welch inniger Familiensinn den Japanern eigen ist. Wer die Geschichte der japanischen Literatur von K. Florenz kennt, die viele poetische Proben enthält, oder Paul Enderlings japanische Novellen oder Gedichte, wußte das freilich bereits, aber ihrer sind wohl nicht viele, und außerdem ist eine Uebersetzung mit möglichster Worttreue und gleicher Silbenzahl in mancher Beziehung einer Umdichtung der Originale, wie jene sie enthalten, vorzuziehen. So ist J. Kurths Blütenlese mit Freude zu begrüßen. Sie enthält auch verschiedene Gedichte, die in den genannten Werken nicht stehen, und umfaßt einen Zeitraum von vierzehn Jahrhunderten. Das erste Gedicht

„Liebt' eine andre
Ich so, wie man die lieben,
Die schönen Blüten
Der Kirsche liebt, dann würd' ich
Mein Liebchen nicht so lieben"

ist von einem Dichter, der von 412—453 gelebt hat; das letzte

„Womit vergleichbar
Ist wohl Yamatos Seele,
Des Flußbetteilands?
Ja Morgenglut dem Dufte
Der Bergeskirschenblüte!"

ist von einem Dichter des 18. Jahrhunderts. Welcher Zeit sie aber auch angehören mögen, sie zeigen, daß man in Japan die feinsten Schwingungen der Seele zu erhorchen und jeder Stimmung einen Ausdruck zu geben weiß, der sie uns nachempfinden läßt. Unter den Dichtern ist jeder Stand vertreten, vom Kaiser und hohen Staatsbeamten bis zum Handwerker und Jäger, ein Beweis, daß die japanische Lyrik Produkt und Eigentum des gesamten Volkes ist. Auch Dichterinnen begegnen wir. Das liebliche

„Seit ich im Schlafe
Den Mann gesehen, den ich
Von Herzen minne,
Seit dieser Zeit erst lieb' ich
Der Träume bunten Falter."

ist von einer Frau, die zu ihrer Zeit, d. h. im neunten Jahrhundert, eine gefeierte Schönheit gewesen sein soll. Auch „Des Mädchens Klage", „Der hohe Geliebte" und „Die Morgenglocke" sind von Frauen. Wie gedämpft ist in letzterem:

„Wenn du die Schmerzen
Der Liebestrennung ahntest,
O Morgenglocke,
Du würdest lieber lügen
Statt sechsmal anzuschlagen."

die Empfindung, wie schlicht der Ausdruck, wie zart wird die Situation angedeutet, der es entsprungen ist! In einem chinesischen Liebeslied „Das war der Hahn, das war sein Krähen", findet die Morgenstimmung einer Liebenden einen ähnlichen, aber viel realistischeren Ausdruck. Die älteste Religion Japans ist der Shintoismus oder Ahnenkultus. Wie stolz die Söhne eines vornehmen japanischen Geschlechts auf ihren ererbten Adel sind und wie verpflichtet sie sich fühlen, ihm Ehre zu machen und ihre besten Kräfte dem Kaiser zu opfern, in dem sie einen Nachkommen des Sonnengottes sehen, beweist das prachtvolle Gedicht „Die Ahnen" von Yakarevchi, der einem der edelsten Geschlechter angehörte und von seinen Vätern rühmt, daß sie von der Urzeit her „als die Nächsten treu dem Herrn geopfert die besten Kräfte, und unermüdlich dienend ererbten Adel zu höchster Zier entfaltet." So erkennen wir, daß die Gedanken- und die Gefühlswelt im fernsten Osten vielfach dieselbe ist wie im Abendlande, und daß dort wie hier das Allgemeinmenschliche der Poesie die besten Stoffe bietet. Die den Band schmückenden Bilder sind teils Illustrationen

der Gedichte, teils Reproduktionen von Holzschnitten der besten Meister, die berühmte Gemälde nachgebildet haben; sie begleiten die Stimmung der Gedichte und sollen sie weiter klingen lassen.

Rubaiyat von Omar Chajjam. Nach Edward Fitz Geralds englischer Bearbeitung des persischen Originals verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von Arthur Altschul. Dresden. In Kommission bei Alexander Köhler. 1910.

Der Perser Omar Chajjam war einer der hervorragendsten Mathematiker und Astronomen und einer der angesehensten Dichter seiner Zeit. Er wurde um die Mitte des elften Jahrhunderts geboren und starb 1123 in seiner Vaterstadt Nischapur. Seine Gedichte gehören zu der in der persischen Poesie sehr beliebten Gattung der Rubaiyat. Ein Rubai ist ein Sinngedicht, das aus vier Zeilen von gleichem Versmaß besteht, von denen die 1., 2. und 4. Zeile sich reimen. Z. B.

„Ich hob mich schwebend auf vom Erdenschoß;
Ich flog durch Himmelsräume grenzenlos;
Und manches Rätsel löst' ich auf dem Weg,
Doch nicht der Rätsel größtes Menschenlos."

Er hat gegen 500 Vierzeiler hinterlassen, die bei den Kennern orientalischer Poesie hohe Anerkennung gefunden haben; Rückert nannte ihn einen „zaubervollen Dichter". Graf Schack und Bodenstedt haben ihn übersetzt. Die vorliegende Verdeutschung ist nicht eine des Originalwerkes, sondern eine der englischen Bearbeitung der Rubaiyat von Fitz Gerald, der nur eine Auswahl aus Omars Gedichten, ungefähr den fünften Teil, übersetzt und zu einem viel bewunderten Werk der englischen Literatur gemacht hat. Ob die Uebertragung dieser Auswahl ins Deutsche, nachdem Meister der Uebersetzungskunst wie die obengenannten uns die ganze Sammlung geboten haben, ein Gewinn für unsere Literatur ist, können wohl nur die Kenner der persischen Sprache beurteilen. Hier genüge es anzuerkennen, daß der Dichter für seine Stimmungen und seine Weltanschauung einen echt poetischen und oft ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Er war ein Freund des heiteren, sorglosen Lebensgenusses:

„Im laub'gen Schatten Wein und Brot; es sei
Ein holdes Buch der Lieder auch dabei;
Und in der Wüste singend du bei mir:
Ein Paradies ist dann die Wüstenei."

Er war aber auch ein tiefsinniger Denker, der über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens und die Nichtigkeit seiner Freuden und Leiden grübelte:

„Schenk' ein, und in des Frühlings Feuer weit
Wirf deiner Reue nutzlos Winterkleid.
Dein Leben fliegt dahin, dem Vogel gleich;
Und ach, dem Vogel bleibt so kurze Zeit."

und dabei zu Anschauungen gelangte, deren Kühnheit die glaubigen Moslemin seiner Zeit in Entrüstung versetzt haben muß und uns Heutige mit Staunen erfüllt. Manche seiner Vierzeilen, die doch der Zeit der Kreuzzüge angehören, muten uns ganz modern an. Aussprüche wie die, „daß die Offenbarungen der Frommen und auch die von den Weisen uns gekommen, Märchen sind," könnten von den neuesten Evangelienzertrümmerern getan sein. Der Bildschmuck des Buches ist reizend.

Der Leibeigene von Krawarsko. Erzählung aus Kroatien von Arthur Achleitner. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1910.

Die Geschichte des Leibeigenen Stefan Tschitschko, der es durch Klugheit und Tüchtigkeit bis zu einem steinreichen Großhändler bringt, obgleich er als Kind weder lesen noch schreiben gelernt hat und als Erwachsener das Versäumte auch nicht nachholt, wäre wenig interessant, da es der Handlung an Spannung und der Charakterschilderung an jeder psychologischen Vertiefung fehlt, und wir zu keiner der Personen, die wir kennen lernen, auch nicht zu dem Helden, ein Herzensverhältnis gewinnen können, wenn sie nicht ein Kultur- und Sittenbild aus Kroatien aufrollte und uns den landschaftlichen Hintergrund, von dem sich dieses abhebt, so anschaulich vor Augen führte, daß wir das von der Sawe durchflossene öde Flachland mit seinen Maisfeldern und Zwiebelbeeten, seinen strohgedeckten ärmlichen, aus Holz gezimmerten Hütten und seinen mehr oder weniger zerfallenen Herrenhäusern, das sich von Agram bis nach Slavonien hinzieht und von karstähnlichen Höhen mit Geröllhalden und dünnen Eichenwäldern überragt wird, deutlich und unvergeßlich vor uns sehen. Die Handlung spielt zu Ende des 18. Jahrhunderts, und die geschilderten sozialen Verhältnisse sind von einer Unkultur, wie man sie zu jener Zeit wohl im tiefsten Rußland, aber nicht in einem österreichischen Staat für möglich halten sollte. Der Held des Romans scheint keine erfundene Persönlichkeit zu sein, denn zum Schluß lesen wir: „Im Juli 1809 starb Stefan Tschitschko, die merkwürdigste Persönlichkeit Kroatiens im 18. Jahrhundert, der geniale Barbar und Analphabet, der ehemalige Leibeigene von Krawarsko." Es läßt sich wohl annehmen, daß sich die Zustände in Kroatien seitdem sehr gebessert haben, sonst sähe es mit seinem heutigen Anspruch, zu den Kulturländern gerechnet zu werden, übel aus. Die Sprache des Buches liest sich gut, wenn sie sich auch weder durch Bildkraft noch durch ein persönliches Fluidum auszeichnet.

Die Abenteuer des Brigadiers Gérard von Conan Doyle. Zweite Auflage. Deutsch von Dr. R. Lautenbach und Luise Schroeter. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Ein sehr unterhaltendes Buch ohne alle schädlichen Zutaten, an dem die heranwachsende männliche Jugend mit ihrer militärischen Ader und ihrer Lust am Abenteuern sicher ihre Freude haben wird und aus dem sie

zugleich mancherlei lernen kann über den Geist, der zur Zeit des napoleonischen Krieges in Spanien im französischen und im englischen Heere sowie im spanischen Volke herrschte. Um für die fiktive Gestalt des Brigadiers Gérard ein historisch treues und militärisch richtiges Milieu zu schaffen, hat der Verfasser, wie er im Vorwort sagt, die ganze zeitgenössische Literatur durchstudiert, und zwar nicht nur die großen geschichtlichen Werke und die Biographien der Heerführer, sondern auch eine Menge von Aufzeichnungen solcher, welche die wechselvolle, reich bewegte Zeit mit wachen Sinnen durchlebt haben, ohne am Kriegsleben aktiv teilgenommen zu haben. Daß der Brigadier Gérard ein arger Renommist ist, dessen Abenteuer stellenweise an die des seligen Münchhausen erinnern, ist selbstverständlich, nimmt dem Buche aber nichts von seinem Reiz. Das lustigste und harmloseste der acht Abenteuer, die darin erzählt werden, ist das von der Fuchsjagd, die eine Anzahl englischer Offiziere veranstaltet, um sich die Langeweile einer bereits sechs Monate dauernden Belagerung zu vertreiben, und in die der Oberst Gérard wider Willen verwickelt wird, als er auskundschaften soll, wie Wellington seine Streitkräfte verteilt hat; aber auch die andern, in denen reichlich viel Mord und Totschlag vorkommt, werden so flott und temperamentvoll von dem flunkernden Schwerenöter erzählt, daß man ihm nicht gram sein kann. Die Uebersetzung ist tadellos.

M. Fuhrmann.

Berichtigung.

Zur Berichtigung einer Stelle meines Aufsatzes über das Grimmsche Wörterbuch (Bd. 142, S. 78 Abs. 3) trage ich nach, daß die bisherigen Bearbeiter des G (Prof. Wunderlich und W (Prof. v. Bahder) auch bei der Neugestaltung der Wörterbucharbeit nicht der Oberleitung untergeordnet sind, sondern in ihrem Vertrage mit der Preuß. Akademie der Wiss. sich für ihre Abschnitte volle Freiheit der Entschließung über Form und Inhalt vorbehalten haben. Prof. Dr. R. Meißner.

Theater-Korrespondenz.

König Oedipus von Sophokles im Zirkus Schumann. (Gesellschaft des Deutschen Theaters.)

Der von der Gesellschaft des Deutschen Theaters verwandte Text war von Hofmannsthal, welcher König Oedipus „übersetzt und für die neuere Bühne eingerichtet" hat. Jeder, der desselben Verfassers Elektra kennt, wird dieses neue Sophoklesswerk, um es ganz gelinde auszudrücken, mit Bedenken in die Hand nehmen. Denn wer, wie Hofmannsthal, jene tragische Heldin, die bei Sophokles trotz des von ihr geplanten Muttermordes dennoch unseres tiefsten Interesses immer würdig bleibt, zum wilden Tier erniedert; wer es fertig bringt, eine blutlechzende Tigerin, solange ihr Blutdurst nicht gestillt ist, als tragisch leidend uns vorzustellen, der hat den natürlichen, gesunden Sinn für die schlichte Größe der antiken Tragödie so vollständig eingebüßt, daß er an Dichtungen, die Jahrhunderte lang die Menschheit erhoben haben und noch erheben, seine weihelose Hand nicht legen sollte. Aber der Mensch kann ja wachsen, an sittlichem und dichterischem Feingefühl wie an Einsicht. Und der Oedipus gleicht, Gott sei Dank, nicht jenem Greuel von Dichtung, deren einzige Wirkung der Abscheu ist; womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß er den Geist des antiken Kunstwerkes restlos wiedergäbe und also eine gute Uebersetzung wäre.

Schon der fünffüßige Jambus, so oft er nun schon für den griechischen Trimeter eingesetzt worden ist, raubt der antiken Tragödie den plastischen Charakter, die vornehme Ruhe und Größe auch im Leiden und in der Leidenschaft; der schnellere Rhythmus beschleunigt nicht etwa bloß mechanisch das Tempo der Rede, sondern notwendig auch das der Empfindung, die ihr zugrunde liegt, und der Handlung, der sie Gestalt gibt. Weshalb wir Deutschen nicht unsern herrlichen sechshebigen Langvers an die Stelle des griechischen Senars setzen, ist, wenn wir die Sache vorurteilslos betrachten, unbegreiflich. Die rhythmische Ruhe, das antike Gleichmaß der Prosodie werden wir freilich auch mit diesem Verse nicht erreichen; aber wir werden sie niemals erreichen, und wenn wir uns noch so große Mühe geben, Jamben zu bauen; denn wir können es immer nur zu irregulären Jamben bringen wegen des prosodischen Charakters unserer Sprache, in dem sich die ewig von vielfältigen Empfindungen er-

regte germanische Seele abschattet. Der ruhigen Würde der antiken Tragödie wird jedoch der deutsche Langvers am nächsten kommen. Gerade der gute, freigebaute Quinar Hofmannsthals, der im **germanischen** Sinne echt dramatische Vers, fügt sich mit seinen Trochäen und Anapästen dem Charakter jener Poesie am wenigsten an.

Jener große Greuel ist vermieden, aber manche kleinen begegnen uns in der Diktion, welche uns des Sophokles edle Sprache wiedergeben soll. Der Teiresias des Sophokles sagt zu Oedipus: „Du bist der Frevler, dessen Schuld dieses Land befleckt“ — das ist stark genug, aber nicht für Hofmannsthal; hier heißt es:

[Du bist] der Greuel,
Der blutbefleckte, das Gespinst des Grausens (?),
Die fressend [e ?] Beule dieser Stadt.

Teiresias bei Sophokles: „Du siehst nicht, wie tief du gesunken bist“, — bei Hofmannsthal:

Du kennst die Tiefe nicht
Des Grausens, drin du wohnest.

Aber das Grausen ist eine persönliche Empfindung; die mußte er doch kennen, wenn er sie hat; vorderhand jedoch ist er ganz ahnungslos. — Oedipus Worte zu Teiresias: „Wie dunkel alles, was du sagst!“ werden bei Hofmannsthal:

Gräßliche Finsternis redet sein Mund!

Oedipus sagt von seinen Töchtern: „Ihre Eltern sind beide dahin“, — bei Hofmannsthal:

Sie haben niemand auf der Welt, nicht tot,
Nein, mehr als tot, zer(!)nichtet ist ihr Vater.

Oedipus beschuldigt Kreon, daß „er nach seinem Throne die Räuberhand erhebe“, bei Hofmannsthal:

[Der du] Vor aller Augen die Finger krallst nach der Krone.

Ein andermal wird in derselben Beziehung das liebliche „gieren nach“ gebraucht; aus „verhöhnen“ wird „begeifern“, aus dem einfachen „sagen“ mehrfach „schreien“. — Wie ist es möglich, dem edlen Oedipus diese widrige moderne Hysterie anzudichten!

Der Diener sagt im Sophokles nur, daß er seine Herrin hängen gesehen habe; das Gefühl des Entsetzens wird dadurch am stärksten im Hörer erweckt, daß selbst der derbe Diener den Eindruck als zu grauenhaft empfindet, um viele Worte darüber zu machen; er kann nur schaudernd sagen, was er gesehen hat. Hofmannsthal hat kein Verständnis für solche dichterische Feinheit und für das **natürliche** (im Gegensatz zu dem naturalistischen) Empfinden, das auch in niederen Menschen lebt; in seinem unkünstlerischen Drange nach Sensation läßt er die Magd die Handlung des Selbstmordes beschreiben:

sie greift — sie greift
Jäh hin und nestelt an dem Gürtel ab,
Sie macht den Gürtel los und in der Luft (ja wo sonst?)
Zieht sie ihn durch, daß eine Schlinge wird,
Ah, ihr Gesicht, als sie sich freute, weil
Es eine Schlinge wurde — !!

Arme Elektra-Jokaste! ehe sie ihr ruhig edles Frauenleben beschließt, muß sie noch schnell hysterisch werden.

Ohne Zweifel muß ein antikes Drama für uns Heutige „eingerichtet" werden. Die zahllosen mythologischen Anspielungen, welche den Alten mühelos Vorstellungen gaben, weil sie etwas allen Bekanntes enthielten, müssen bis auf die auch uns allgemein bekannten ausgemerzt werden, weil sie unsern Geist belasten und das Verständnis stören. Die für uns schwer zu handhabenden Chöre erfordern energische Kürzung; denn zusammen gesprochen müssen sie werden, wenn man sie nicht aufgeben und Einzelredner an ihre Stelle setzen will, womit man der antiken Tragödie ein wesentliches Charakteristikon nehmen würde. Das erste hat Hofmannsthal gut besorgt, das zweite versucht, aber mit geringem Geschick. Als der erste Chor (bei Sophokles drei Strophen mit ihren Gegenstrophen und 66 Verse) erscheinen 5 Verse:

Wer wendet das Gräßliche ab? —
Mein Herz ist alt (?) und voll Furcht —
Athena! Artemis! Phoibos!
Wer von euch wendet es ab?
Athena! Artemis! Phoibos!

Die sollen „gedämpft" gesprochen werden, und wurden es, leider; man hörte brummen, aber kein bestimmtes Wort. Chöre dürfen nicht ganz leise gesprochen werden; dann verfehlen sie ihren Zweck, und alles Zwecklose ist unkünstlerisch. In diesem Falle war ja nicht viel verloren: denn die Worte sind ohne jeden dichterischen Gehalt. Dann spricht „der Erste" (wie die Einzelreden überhaupt die Chorreden überwuchern):

Mörder, der mit Pantherarmen
Mich von rückwärts überfällt,
Dessen Schrei ins Ohr mir heult —

Diese Darstellung der Pest ist hübsch; aber es steht kein Wort davon im Sophokles. Auch sonst setzt Hofmannsthal den Sophokleischen Reden manches Licht auf, das eine Eigenleuchtkraft hat. Aber das darf er als „Uebersetzer" nicht tun: er sollte sich ehrfurchtsvoll sagen, daß die großartige Poesie dieses Klassikers fremden Schmuck verschmäht. Im übrigen sind in dieser Einzelrede nur ein paar Anklänge an die dritte Strophe. Und die herrliche Schilderung der Pest in der zweiten Strophe und Gegenstrophe, die Kleist, wie ich glaube, vorschwebte, als er seine noch herrlichere Schilderung der Pest im Robert Guiscard schrieb, fehlt!

Der zweite Chor spricht dreimal eine und zwei Zeilen; daneben kurze Einzelreden. Solche Leistungen des Chors sind seinen Aufwand nicht wert. Ueberhaupt — das mag gleich hier gesagt werden —: so viel sonst an der Reinhardtschen Oedipus-Darstellung zu loben ist, der Chor war wegen seiner Unverständlichkeit (abgesehen von einer einzigen etwas längeren Rede) wirkungslos. Und doch muß die Chorrede ebenso gut allgemein verstanden werden können, wie der Text der Lieder eines tadellos eingeübten Gesangschors verstanden wird. Dazu sind verschiedene Bedingungen zu erfüllen: jeder Teilnehmer muß scharf artikulieren können; die Stimmlage muß annähernd gleich hoch (hoher Bariton) sein; leisere Partien sind durch Staccato-Sprechen hörbarer zu machen, und — die Hauptsache — sie muß von allen ganz gleichmäßig schön deklamiert werden. Deklamation, eine Melodie von beschränkterem Tonumfange als die gesungene, ist die hörbare Musik, welche der stummen Musik, die in der Seele des Dichters war beim Schaffen der Lyrik, entsprechen muß. Ohne Deklamation — das wird auch wohl der Gesang der Chöre im Altertum gewesen sein — sind Chorreden nicht zur Geltung zu bringen; mit ihr können temperamentvolle Gedichte und dramatische Reden auch von vielen Sprechern zu klarem Verständnis und zu vollster Wirkung gebracht werden Das steht durch vielfache Erfahrung fest.

Außerdem wäre eine würdigere Erscheinung des Chores, was Kleidung und Persönlichkeiten betrifft, zu wünschen gewesen: er wird eben von den vornehmsten Thebanern gebildet, die auch in ihrem Aeußeren eine stilvolle Pracht entwickeln sollten.

Es ist die Eigenheit dieses Uebersetzers, die reiche Diktion des Originals so zu kürzen, daß sie mitunter den Eindruck der Stumpfheit macht:

> Denn was ist schöner, was ziemt mehr dem Mann,
> Als helfen (ohne „zu“ ?), wo er kann.

Oedipus zu Teiresias:

> Wie? weißt es und willst nicht reden
> Und wir gehn zugrunde!

Teiresias:

> Was drängst du mich? Drängst doch vergeblich.

So herb und simpel spricht Sophokles nicht:

> Was sagst du? willst du, was du weißt, nicht sagen, denkst
> Uns hinzugeben und die Stadt dem Fluch zu weihn?
>
> Ich will mir selbst nicht wehe tun noch dir. Wozu
> Das eitle Fragen? Nie vernimmst du's doch von mir. (Donner.)

Teiresias nennt Oedipus den Mörder des Laïos; darauf Oedipus:

> Nicht noch einmal — nicht ungestraft!

Unerfindlich, weshalb die Worte: „Das sagst du“ ausgelassen sind. In der Wiedergabe eines so großen Dichters sollten stilistisch bedenkliche Wendungen nicht vorkommen, wie „den Mörder stellig machen“ (gemeint ist: den Mörder dazu bringen, daß er sich stellt), oder „weß' er mir Schuld gibt“ (gewöhnlich schreibt man „wes“; die Konstruktion ist zwar neu, aber falsch) oder:

Dies ist sein Haus. Hier findest du ihn drin.

Und wie kann man Wendungen wie:

es werfen Sturm und Nacht Das Schiff einander zu

oder:

Ich hab' die Augen mir
Herausgeweint — mit meinen Händen da

als sophokleisch einführen! Sie sollen gewiß hoch poetisch sein, sind aber sinnlos.

Das Schlimmste an dieser Uebersetzung ist, daß kürzere und längere Stellen überhaupt kein Wort von Sophokles enthalten, sondern Hofmannsthalsche Poesie sind. Eine unerhörte Anmaßung dieses kleinen Dichters dem großen gegenüber. Alle Chöre haben nichts oder sehr wenig mit Sophokles zu schaffen; außerdem erscheinen solche Stellen in dem Gespräch zwischen Oedipus und Teiresias, wiederholt in dem zwischen Oedipus und Kreon, in der Erzählung des Oedipus von seiner Jugendzeit, selbst in der bei Sophokles sehr schönen Trostrede der Jokaste in der Botenszene. Man vergleiche die kurze Wechselrede zwischen dem Chor und Kreon, welcher letztere sein unerwartetes Erscheinen damit begründet, daß ihm die schwere Beschuldigung des Königs hinterbracht worden sei, mit dem, was der Uebersetzer dafür gibt:

(Kreon erscheint vor dem Palast.)
Die Greise: Kreon!
Kreon: Wer ruft? Wer klagt mich an?
Die Greise: Oedipus.
Kreon: So will ich sterben, wenn ich untreu bin!
Wer erfindet mich untreu der Stadt? —
Den Freunden? — euch? — ihm? — wer?

Das soll dramatische Poesie sein!

Als Jokaste und Oedipus nach ihrer herrlichen ehelichen Aussprache vor der verhängnisvollen Enthüllung des Boten abgetreten sind, spricht einer aus dem Chor — bei Hofmannsthal u. a.:

Wenn Unzucht rast hinauf und hinab (?),
Das ist das Ende.

Ein andrer:

Unzucht wohnt in ihren Herzen,
Ein ewiger Sturm umschnaubt ihr Leben.

Nun **kann** Hofmannsthal nicht im Zweifel darüber sein, daß die beiden Unglücklichen keine Ahnung von ihrem blutschänderischen Verhältnis haben und daß diese edlen Menschen ein so entsetzliches Verbrechen, für das sie, obgleich schuldlos, die äußerste Sühne zahlen, bewußt nie hätten begehen können. Dann können diese wüsten Worte nur den Zweck einer Sensation haben, berechnet für die Armen im Geiste, welche die Handlung nicht so weit begriffen haben, um sich zu sagen, daß sie reinen Unsinn enthalten.

Die Schlußworte spricht bei Hofmannsthal nicht der Chor, sondern Oedipus:

Thebaner! Das ist Oedipus, der groß **war**
Unter dem Volk und viel beneidet **war**.
Drum (?!) muß ein Mensch des letzten Tages harren
Im stillen, ganz im stillen.

Natürlich: Stille ist die erste Menschenpflicht; immer hübsch stille halten, sich ducken und sich winden unter allem, was das Schicksal und die Nächsten über einen verhängen — dann kommt man nicht zu Schaden auf seiner Erdenscholle. Und solche klägliche Dekadenz-Weisheit äußert der gewaltige Mann, der lieber das Furchtbarste erfahren will, als in gewolltem äußerem Dunkel und in innerer Unklarheit würdelos, aber ungefährdet dahinleben; der jetzt mit seinen blutenden Augen die breiten Palaststufen hinabtaumelt und durch den ganzen Zirkus in stürzendem Gange dahinschreitet — wohin? —, unter der Last unermeßlichen Leidens immer noch ein gewaltiger Mann!

Wir dürfen also die vielen Eigenmächtigkeiten dieser Oedipus-„Uebersetzung", welche tatsächlich eine nur zu freie Bearbeitung ist, auf das mangelnde Verständnis des Uebersetzers zurückführen — **zum Teil**; denn zu hohe Selbsteinschätzung und zu geringe Ehrfurcht vor der **wirklichen** Größe gehörten auch dazu, um die Poesie eines Sophokles so zu behandeln!

Daneben soll nicht verschwiegen werden, daß überall da, wo Hofmannsthal dem Original sein Recht hat zuteil werden lassen, ihm möglichst eng sich angeschlossen hat, was in der letzten Hälfte mehr der Fall ist als in der ersten, besonders in der ersten langen Jokaste-Szene, in der Boten- und der Hirten-Szene, bei seinem unleugbaren rhythmischen und Sprachtalent ein ansprechendes Abbild der antiken Dichtung gegeben hat.

* * *

Alles, was wir sagen und tun, ist subjektiv, entweder unbeherrscht persönlich oder gemäßigt persönlich. Am unbeherrschtesten subjektiv sind wir in unsern Werturteilen, und besonders in unsern Werturteilen über die Kunst. Wir müssen sie aussprechen, wie sie eben sind, und können nur wünschen, daß sie von möglichst vielen, deren Urteil etwas wert ist, geteilt werden mögen. Gegenüber den — gewiß nur vereinzelten — ungünstigen Urteilen, die ich über die Reinhardtsche Oedipus-Darstellung gelesen habe, kann ich nur sagen, daß ich selten von einem Trauerspiel so tief erschüttert, so heilsam zer-

schmettert und doch bescheiden-groß aus dem Theater gegangen bin, wie an diesem Abend aus dem Zirkus; daß ich, obgleich ich manche Bühnenaufführung antiker Dramen gesehen habe, vor diesem Abend von der ungeheuren Größe der Sophokleischen Tragödie nie ein sprechendes Bild erhalten habe. Der Eindruck beruht zunächst auf der Größe des Lokals und dann, natürlich am meisten, auf der Größe des Spieles, welches ein so gewaltiges Lokal erfordert. Schon der bloße Anblick der zyklopischen, hohen und breiten Stufen, der sechs gewaltigen, den Giebel stützenden Säulen, zu denen jene emporführen, des edeln einfachen Portals, des einzigen Einganges zum Königspalast, erwecken das Gefühl der Erhabenheit, der Größe. Künstlerisch taktvoll ist in die Mitte der Stufen, welche mindestens die halbe Breite des Zirkus einnehmen, ein kleiner Altar eingebaut, der dem Auge einen beruhigenden Halt gibt und eine gewisse Schranke bildet zwischen der Arena des Volkes und dem Schauplatz einer so hoch über der Alltäglichkeit gelegenen Handlung. Denn auf einer oder der anderen dieser kolossalen Stufen spielt sich die ganze Tragödie ab, und auf diesem großartigen Schauplatz können kleine Menschen sich nicht bewegen, nicht reden und tun, ohne sich lächerlich zu machen. Das andre, was der Leidenshandlung ein so hervorragendes und — vom Standpunkt des Zuschauers gesprochen — so erschütterndes Relief gibt, ist das Alleinsein des Dulders auf diesem hohen und breiten Schauplatz, auf dem sich hin und wieder noch eine andere Person bewegt, selten zwei. Nur zweimal überschreitet Oedipus die Altarschranke: einmal, als er den Hirten, der sein Verhängnis ihm künden soll, aus dem Volke mit sich emporreißt, und zuletzt, als er von seinem Throne hinabsteigt und ins Elend wankt. Sonst bewegt er sich immer auf seiner einsamen Höhe. Und nun sprich du, Schauspieler, von dort oben zu leise in die Weite, und du machst die Tragödie zur Pantomime; nun gib du einmal deiner kleinen Menschlichkeit Raum, vergiß in diesem und jenem Moment, daß du das menschlich Größeste darzustellen hast; sei unfähig, jeden Augenblick das Auge und die Seele der dich in weiter Runde umgebenden Tausende auf dich zu fesseln durch die Kraft deiner Rede, durch den Adel deiner Haltung, Bewegung und Miene — und du hast in deiner Einsamkeit verspielt, das Stück ist verloren. Denn die Tausende mit ihrer gespannten Aufmerksamkeit, ihrer andächtigen Stille stellen die Wirkung dar.

Wahrhaftig, es war ein schweres Risiko, das Reinhardt mit dieser Zirkusvorstellung einging. Aber dem Mutigen lächelte das Glück — das Glück, so auserwählte Künstler, wie sie die Darstellung dieses Dramas erfordert, zu den Seinigen zu zählen. Die Rollen waren alle vortrefflich besetzt, und wurden gut, ja groß durchgeführt. Nur Teiresias war zu wenig verständlich, weil er dem halben Zirkus den Rücken zukehrte (er hätte nicht in der Arena, sondern auf einer tieferen Stufe stehen müssen) und sein immenses Alter durch eine zittrig hohe Stimme markieren wollte. Es wäre endlich Zeit einzusehen, daß der Naturalismus für die hohe

Kunst so gut wie gar nichts bedeutet und schädlich wird, wenn er das Verständnis der hohen Kunst hindert; was hat z. B. der Naturalismus mit den wundervollen, großen Gesten des Oedipus und der Jokaste zu tun, welche der gewöhnliche Mensch sich auch an Sonntagen nicht leistet? Auch der Bote schien in Naturalismus machen zu wollen, als er sich vor Oedipus aufs Gesicht warf. Wußte er denn nicht — ich meine den Boten, nicht den Schauspieler (Friedrich Kühne), der sehr gut war —, daß man solchen byzantinischen Gruß den Königen wohl in Persien, aber nicht in Griechenland zollte? Ausgezeichnetes leisteten Diegelmann als Hirte und v. Winterstein als Kreon, der den gütigen Ernst dieses edlen Charakterbildes zu eindringlichem Ausdruck brachte.

An Oedipus (Wegener) hat man mit Recht ausgesetzt, daß seine Gesichtsform keine Aehnlichkeit mit der bekannten griechischen hat; und ich möchte noch hinzufügen, daß auch die Beweglichkeit des Mienenspiels größer sein kann, als sie bei ihm ist. Der innere Kampf, den die liebevolle Rede Kreons, mit welcher er seinen Schwager von der Torheit seines Verdachts gegen ihn überzeugen will, in der Seele eines edlen Mannes erwecken muß, wurde wenig nach außen projiziert. Aber selbstverständlich kann der Vertreter dieser kolossalen Rolle nicht nach solchen Aeußerlichkeiten gewählt werden, sondern nur nach der Summe der inneren Kräfte, über die er verfügt. Und in dieser Beziehung hatte Reinhardt das große Glück, einen Wegener in seiner Gesellschaft zu besitzen. Auch wenn man diesen Künstler nie in ersten Rollen gesehen hatte, konnte man an einer hohen Begabung nicht zweifeln; aber daß er einen Oedipus so darstellen konnte, wie er es getan hat, das hat außer dem einen, der ihn am besten kennen mußte, doch wohl niemand geahnt. Seine scharfe Artikulation, seine metallisch hohe, den ganzen Zirkus füllende Stimme, die, wenn auch nicht sehr umfangreiche, Melodie seiner immer beseelten Deklamation ließ kein Wort, kein Atom des Fühlens und Wollens dieser großartigen Persönlichkeit verloren gehen. Es gab keinen Augenblick an diesem ganzen Abend, wo unser Interesse nicht gespannt an dem Munde dieses gewaltigen Sprechers hing, der fast allein sprach; keinen Augenblick, wo die Seelenkraft seiner Rede schwankte und matt wurde. Im Gegenteil, sie wuchs mit der Leidenschaft des Wissensdranges, der in himmelstürmendem Trotze erfahren will, ob die Götter ihm, dem noblen Menschen und tadellosen Helden, wirklich das elendeste der Erdenlose aufgebürdet haben; sie ließ nicht nach, als die Wogen des Jammers an ihm emporbrandeten, als er in der Geliebten seines Herzens entsetzensvoll die leibliche Mutter erkannte, als er in schrecklicher Ahnung ihr nach ins Haus stürmte und sie tot fand, als er mit dem Thron und den lieben Kindern alle Schönheit, alles Glück des Lebens in den Abgrund sinken sah und Selbstmord ein wonniger Ausweg gewesen wäre. Er verschmäht ihn — nur sehen will er nichts mehr vom diesen entsetzlichen Erdenwirrsal. Und wie er, geblendet, erhobenen Hauptes durch den Zirkus dahinstürmt, da wird uns Schwäch-

lingen des zwanzigsten Jahrhunderts klar, daß der Mann — der Mann! — von der Wut der Götter wohl zerschmettert werden kann, gebeugt nimmer. Das war die ungeheure Erfahrung dieses Abends. Das war der Oedipus des Sophokles — Wegener.

Das andere Glück, das Reinhardt hatte, war der Besitz einer Jokaste, wie sie Sophokles vorschwebte, in Tilla Durieux. Eine stattliche, ruhevoll schöne Frauengestalt, die nur für ihren Gemahl, von seinem Blick zu leben scheint; die uns begreiflich macht, daß der jüngere, leidenschaftliche Mann nach jedem Lebenssturme gerade an ihrem Herzen den Hafen der Besänftigung, des Glückes finden wird. Die Innigkeit ihres gegenseitigen Empfindens wird in der Szene ihres Zwiegesprächs uns plastisch anschaulich gemacht. Sie tritt zu dem durch die Beschuldigung des Teiresias tief Erregten, lehnt sich von der oberen Stufe an seine Schulter, und während er sein Herz ihr ausschüttet, von seiner Jugend im Hause seines vermeintlichen Vaters in Korinth erzählt, von seiner Pilgerung nach Delphi, dem furchtbaren Spruch des Gottes und von dem Totschlag des ihm unbekannten Mannes, der sein wirklicher Vater war, erwacht ihre mütterliche Zärtlichkeit — denn das echte Weib ist vor allem Mutter, auch dem Geliebten — und sie umschließt ihn mit ihren Armen allmählich ganz. In der äußeren vollkommenen Ruhe und der inneren Bewegtheit ein wundervolles plastisches Bild auf dem Postament der Stufen, von dem das Auge nicht lassen kann. Wenn ein Bildhauer die eheliche Liebe darstellen wollte, hier wäre das Modell. Ebenso klassisch ist ihre Haltung in der Boten-Szene, die ihr allein das Furchtbare enthüllt: stumm lauscht sie dem langen Verhör; als sie den ersten Verdacht schöpft, läßt sie den einen Fuß auf die untere Stufe gleiten und sinkt in sich zusammen, grübelnd, grübelnd, ob so etwas wohl möglich sein kann; dann, als sie nicht mehr zu zweifeln vermag, richtet sie sich auf mit einem solchen Entsetzen in ihrer Miene, als ob der Blick der Medusa sie getroffen hätte, ihr Antlitz erstarrt allmählich zur tragischen Maske. In leidenschaftlicher Beschwörung sucht sie Oedipus zurückzuhalten von der Ausforschung des Hirten, dem einzigen Gliede, das ihm zu seiner Selbstüberführung noch fehlt; denn das echte Weib will immer retten, das Leben schirmen vor Leiden und Tod. Als sie es nicht vermag, stürzt sie davon in gellender Verzweiflung in ihr Schlaf- und Todesgemach.

So müssen wir die tragische Wirkung, die der furchtbare Stoff in sich birgt, bis zum letzten Tropfen ausschlürfen — echte Reinhardt-Arbeit. So wundervoll ausgearbeitet ist auch der Beginn, das leise Aufsteigen in der Ferne, das Anschwellen und schließlich das tosende Hereinbrechen der Flut des Volkes, der Pestkranken und der Gesunden, die schließlich die ganze Arena füllen und auf den Stufen des Palastes lagern, ihren starken König um Hilfe anflehend.

Vor allem anerkennenswert ist die bis zu absoluter Verständlichkeit ausgebildete Sprechkunst der Darsteller, welche in diesem gewaltigen Raum

ganz andre Ansprüche an ihre Artikulation und Lungenkraft stellt als das größte Theater, und die edle Einfachheit, die klassische Schönheit des Spiels.

Wir haben eine neue Großtat Reinhardts zu verzeichnen und ihm und seinen beiden großen Künstlern zu danken für dieses unvergeßliche Erleben des Sophokleischen Oedipus. Hermann Conrad.

Wilhelm von Scholz, Die vertauschten Seelen. Groteske. Münchener Schauspielhaus.

Die Komödie „Vertauschte Seelen", die ich in München mit großem Erfolge über die Bühne gehen sah, scheint mir nicht nur an sich wertvoll, sondern sie ist auch in manchem Sinne ein freundliches Zeichen der Zeit. Der Dichter nennt sie Groteske, aber er gesteht dieser Groteske jede Forderung der hohen Kunst zu und erfüllt sie mit Sorgfalt. Die kecke Handlung ist folgerecht und ehrlich; sie nimmt sich selber ernst. Die Psychologie ist echt, und die ernste Lebensdeutung, die, ganz zu Handlung geworden, hinter dem lachenden Uebermut hervorblickt, ist redlich. Die Verse sind ausdrucksvoll und sehr schön; dabei ist mit überraschender Sicherheit der Stil gewahrt: die Psychologie arbeitet mit großen einfachen Linien, die reiche Charakteristik mit großen typischen Gegensätzen; nicht allzuschwer ist die bunte lachende Handlung mit Tiefsinn belastet, und was diese Handlung einer Groteske, die einem höchst originellen Einfall entspringt, an Absonderlichkeiten zu tragen vermag, und in welcher Form es ihr aufgelegt werden soll, dessen ist sich der Dichter mit völliger Klarheit bewußt. Er beherrscht hier seine künstlerischen Mittel mit erstaunlicher Sicherheit. Vor uns stand ein Gebilde, das im erfreulichsten Sinne vollendet war, besonders nach der Seite des Theaterstücks, des dramatischen Kunstwerks.

Wilhelm von Scholz ist ein Dichter, der selber versichert, daß ihm „Form" das letzte Ziel alles künstlerischen Strebens ist. Er steht aber mit diesem Bekenntnis himmelweit entfernt von der heute so modernen Anbetung der bloß äußeren Form; von der preziösen, auf Verblüffung durch Formschönheit zielenden Dichtungsweise, welcher jede vertiefte Psychologie fehlt, und der die Handlung nur zum Vorwand für den schönen Vers, die berauschende Stimmung und die pikante Situation zu dienen scheint. Dieser Dichter ist zu deutsch und zu ehrlich, um nicht immer ganz unwillkürlich und selbstverständlich von einem inneren Lebensgehalt der Dichtung ausgehen zu müssen, der dann selbst seinen Ausdruck gebiert. Wenn nun alle Elemente der Dichtung miteinander in Harmonie getreten sind; wenn ihr inneres Verhältnis ein reines, ein kristallinisches geworden ist, so nennt er das nach Hebbelschem Vorgange „Form". Form ist hier ein metaphysisch geschautes Gebilde, das wundersam verklärt Inhalt und äußere Form in sich birgt.

In diesem Sinne aber Form zu wollen, Form zu erreichen, bedeutet in einem Schaffenden, daß die Frucht langer und gründlicher Arbeit reift; es zeigt an, daß der Reichtum der inneren Welt beherrscht wird, es ist ein Zeugnis dafür, daß in dem Umkreise des eigenen Könnens und Sollens Meisterschaft erreicht wird.

Meisterschaft in diesem Sinne ist bei uns Deutschen selten; gerade auch unsere allergrößten Dichter haben sie kaum erreicht (Kleist hätte sie erreicht). Denn der Drang nach Unendlichkeit brannte in ihnen so gewaltig, daß sie nicht dazu kamen, Grenzen zu ziehen, sich zurückzuwenden und den gewonnenen Reichtum zu beherrschen.

Beherrschung in diesem Sinne ist überhaupt erst möglich, wenn die Kultur eines Volkes eine gewisse Sicherheit bekommen hat, wenn ein Reichtum, den die Unendlichkeitssucher und Himmelsstürmer erwarben, als poetisches Kulturgut im allgemeinen Bewußtsein wirkend und schaffend ruht. Dann können Dichter aufstehen, die im kleinen Maßstab die Entwicklung noch einmal durchlaufen, die nun aber nicht weiter hinaus in das Unentdeckte streben; sondern denen das höchste Ziel dünkt, meisterliche Kunstwerke zu schaffen, eines nach dem andern, mannigfaltig, reich, sicher, beherrschend. Dann ist die Zeit da, um eine sichere poetische Tradition zu schaffen, dann hat das Herumtasten ein Ende, mit dem ein jeder junger Dichter sich die ganze Dichterkunst neu erst erfinden muß; dann ist die Zeit für die Meister und Schüler da, die Zeit für die Schöpfer von hundert allesamt vortrefflichen Dramen (die Zeit der Calderon und Lope); die Zeit auch für die Dichter, die schon von ihrer Mitwelt verstanden und bejubelt werden, ohne daß es seine Ursache darin hat, daß sie auf die niederen Instinkte des Publikums einwirkten.

Als ich die Komödie von Wilhelm von Scholz sah, schien es mir, daß diese Zeit einer sicheren Kultur für uns Deutsche wohl nun heraufdämmert.

Dieser Dichter hat mit Ernst sich die eigene Welt ergraben. Um Wahrhaftigkeit der Menschenzeichnung, Tiefe der Weltanschauung, um die echte poetische Wirkung und die Kunst des dramatischen Aufbaus hat er sich ehrlich arbeitend gemüht. Er ist auf jedem Gebiete zu jener Gründlichkeit gekommen, die nur der erreicht, der seinen geistigen Besitzstand selbständig errungen hat; und dabei hat er doch in gewissem Sinne nur erworben, was er von den Vätern ererbt hat; es neu erworben, um es ganz persönlich zu besitzen. Nun entzückt ihn die Vorstellung der sicheren Meisterschaft, die aus Selbstbeschränkung erblüht, entzückt ihn die Vorstellung der heiteren Lebensoffenbarung in sicher ruhender Form: Der Komödiendichter ist fertig in ihm. Und ich sah an jenem Abend, während die Lachsalven das Haus erschütterten, und ein Stück tiefen Lebenssinnes aus der grotesken Handlung einfach und groß emporstieg, eine ganze reiche Folge von künftigen Werken aufsteigen; ein jedes ein Tropfen ewiger Schönheit, ein jedes vor allem aber ein Kunstwerk im Sinne des Werkens und Könnens.

— Auffallend war an der Aufführung eine neue und sehr glückliche Art,

den Zwischenvorhang zu gebrauchen. Er war einen Meter tief in den Bühnenraum hineingebaut, so daß er beim Fallen eine kleine schmale Vorderbühne freigab; auf dieser spielte sich eine schalkhafte Zwischenszene ab, welche die Handlung nicht weiterführte, sondern auf ihr in lyrischer Weise verharrte. Währenddessen ging die Verwandlung auf der Hauptbühne vor sich, und das Stück konnte nach dem Aufziehen des Vorhangs seinen Fortgang nehmen, ohne daß das Publikum aus der Illusion gerissen worden war. Von welcher Tragweite das ist, kann nur der ermessen, der weiß, welche Nöte dem modernen Dichter dieser leidige Zwischenvorhang bereitet, den die Kulissenbühne nun einmal beansprucht. Auf die individuelle Ausgestaltung des Schauplatzes völlig zu verzichten, um Verwandlungspausen zu vermeiden, ist eine Beraubung an Wirkungsmitteln, die in vielen Fällen fragwürdig erscheint, sicherlich im Lustspiel. Sich aber den Akt, die Handlungseinheit, durch eine lange Pause zerreißen zu lassen, ist eine unerträgliche Beeinträchtigung geschlossener Wirkung. Den Wechsel des Ortes mitten im Akt gänzlich zu vermeiden, was immer der Schauspieler dem Dichter empfiehlt, würde bei vielen Stoffen eine noch viel verhängnisvollere Beraubung an dramatischen Ausdrucksmöglichkeiten bedeuten. Bei dem Gebrauch des Zwischenvorhangs, den die „Vertauschten Seelen" zeigten, würde es gelingen, das ganze Stück mit seinen zahlreichen Verwandlungen in einem Zuge herunterzuspielen und den Zuschauer überhaupt nicht, bis zum Schluß, aus dem Bann der Dichtung zu entlassen — wenn nicht die Polizei eine Pause anbefohlen hätte. Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Die öffentlichen Lasten der deutschen Industrie.

Seit einiger Zeit wird von Personen, die industriellen Interessen dienen wollen, mit großem Nachdruck die Behauptung aufgestellt, die deutsche Industrie habe unter einem Uebermaße öffentlicher Lasten zu leiden.*) Unter diesen „öffentlichen Lasten“ werden Ausgaben sehr verschiedener Art zusammengefaßt: Staats- und Gemeindesteuern, Reichsstempelabgaben, Beiträge für Handelskammern, Gewerbegerichte, Arbeiterversicherung, selbst durchaus freiwillige Leistungen für wirtschaftliche Vereine und Wohlfahrtseinrichtungen.

Der erste Einwand, der hier geltend gemacht werden muß, besteht deshalb darin, daß es unzulässig ist, Ausgaben so verschiedenen Wesens einheitlich zusammenzufassen. Einzelne von ihnen, wie die kommunalen Realsteuern und die Beiträge zu Handelskammern und Arbeiterversicherung, werden in die Kostenkalkulation einbezogen und durch die Preise der Waren sicher in erheblichem Umfange auf die Konsumenten abgewälzt.**) Außerdem geht es nicht an, all' diese Ausgaben nur als bloße Last zu konstruieren. Ohne auf die Vorteile einzugehen, welche der Industrie aus der staatlichen Wirksamkeit erwachsen, so bestehen doch anerkanntermaßen zwischen den steuerlichen Leistungen der Industrie an die Gemeinde und den Früchten, welche der Industrie aus der Wirksamkeit der Gemeinden auf den Gebieten

*) Vgl. Paul Stiller, Geschäftsführer des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirkes Köln, Das Uebermaß der öffentlichen Lasten der Industrie in Deutschland. Ein Merkblatt für den Gesetzgeber. Köln 1910.

**) Um ein Blatt zu zitieren, das in den letzten Jahren mit ganz besonderer Verve „kathedersozialistische“ Bestrebungen innerhalb der Finanzpolitik bekämpft, so schrieb die „Kreuz-Zeitung“ in Nr. 510 vom 31. Oktober 1910: „Aber auch die Gewerbesteuer kommt, unmerklich zwar, aber doch ebenso sicher, in dem Preise der gewerblichen Produkte zur Erscheinung, und daß die Gewerbetreibenden nicht gesonnen sind, sich mit der Abwälzung der Gewerbesteuer zu begnügen, lehrt die Tatsache, daß sie vielfach nicht nur die Gewerbesteuer, sondern auch die Einkommen- und Vermögensteuer ebenso als Geschäftsausgaben buchen wie die indirekten Verbrauchsabgaben, Zölle, Stempelsteuern und dergleichen Abgaben, die sie in ihren Geschäftsbetrieben zu entrichten haben.“

des Schul-, Gesundheits- und Verkehrswesens erwachsen, recht enge Beziehungen. Noch weniger als die Gemeindeabgaben können natürlich die unmittelbar für wirtschaftliche Interessenvertretungen und Wohlfahrtseinrichtungen gemachten Aufwendungen als bloße Belastung gebucht werden. Es sind Ausgaben, welche normalerweise durch die Vorteile, die sie gewähren, mehr als vergolten werden.*) Wie aus den Kreisen der Arbeitgeber selbst oft genug dargetan worden ist, besteht die Aufgabe vieler Wohlfahrtseinrichtungen vor allem darin, einen tüchtigen Stamm seßhafter und stets arbeitswilliger Elemente heranzuziehen. Hie und da wird sogar schon die Anschauung vertreten, daß mit Hilfe der Wohlfahrtseinrichtungen die Interessen der Arbeitgeber unter Umständen in ungebührlicher Weise wahrgenommen werden, und daß es Pflicht des Staates sei, durch Normativbedingungen die Arbeiter zu schützen. Bekanntlich liegen auch gerichtliche Entscheidungen vor, in denen manche Wohlfahrtseinrichtungen einer herben Kritik unterzogen werden.

Ein zweiter Einwand richtet sich dagegen, daß bei diesen Erörterungen ausschließlich mit Ziffern operiert wird, die sich auf Aktiengesellschaften beziehen. Die Aktiengesellschaften besitzen eine Sonderstellung in unserer Steuergesetzgebung. Ihre Lage darf deshalb nicht als typisch für die gesamte Industrie angesehen werden. Sie sind einmal zu öffentlicher Rechnunglegung verbunden. Die Steuerobjekte sind bei ihnen also sicherer und vollständiger zu erfassen, als es sonst im allgemeinen möglich ist. Sodann besteht aber bei uns in der Tat eine ungünstigere Behandlung dieser Unternehmungsform. Die Aktiengesellschaften müssen nicht nur außer den Realsteuern wie physische Personen Einkommensteuer entrichten, sondern unterliegen dabei seit dem 1. April 1907 noch Zuschlägen, die doppelt so hoch bemessen sind als diejenigen für physische Personen.

An dritter Stelle fordert die Behandlung der Beiträge zur Arbeiterversicherung den Widerspruch heraus. Wenn die Summen absolut gestiegen sind, so hängt diese Erscheinung eben mit der Verteuerung der Lebenshaltung und der dadurch bedingten Erhöhung der Löhne zusammen. Da die Beiträge zur Versicherung sich aber nach dem Lohn richten, müssen sie mit dessen Steigerung wachsen.

Dabei wollen wir doch nicht vergessen, daß wir für unsere Industrie hohe Schutzzölle aufgerichtet und damit auch die Kartellbildung wesentlich erleichtert haben. Wenn also selbst die englische Industrie in der Tat geringere Versicherungslasten zu tragen hätte, so wäre damit noch lange nicht eine ungünstigere Stellung der deutschen Industrie erwiesen. Nun kann man aber die oft ohne jeden näheren Nachweis aufgestellte Behauptung,

*) So schrieb die Deutsche Arbeitgeber-Zeitung in Nr 41 (1904): Im allgemeinen liegen die Verhältnisse so, daß die Errichtung von Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen geradezu durch das Interesse der Arbeitgeber selbst bedingt wird. Man kann demnach sagen, daß überall da, wo für die Arbeitgeber ein Vorteil aus solchen Einrichtungen nicht erwächst, deren Schaffung auch unterbleibt.

die ausländische Industrie habe keine unserer Arbeiterversicherung entsprechende Lasten zu tragen, durchaus nicht als zutreffend passieren lassen. Es ist doch klar, daß für mittellose Kranke, Invalide oder Greise in jedem gesitteten Gemeinwesen in irgend einer Weise gesorgt werden muß. Man kann es, wie es in Nord-Amerika der Fall ist, den Arbeitern überlassen, selbst für ihre Versicherung zu sorgen und bei Unfällen Haftpflichtklagen gegen ihre Arbeitgeber anzustrengen. Unter diesen Voraussetzungen müssen die Arbeiter höhere Löhne beziehen. Daß sie tatsächlich in Amerika unverhältnismäßig höher sind, ist zur Genüge bekannt. Setzt man die Löhne der englischen Arbeiter in der Metallverarbeitung gleich 100, so betragen die Löhne nach Shadwell in Deutschland 65—78, in Amerika 161—169. Nach den neuesten Ermittlungen des englischen Bourd of Trade betragen die Löhne im deutschen Maschinenbau 83, die Arbeitszeit 111, wenn man Lohn und Arbeitszeit in England gleich 100 setzt. Es ergibt sich also für Deutschland niedrigerer Lohn und längere Arbeitszeit. Soweit die hochgelohnten Arbeiter nicht selbst Fürsorgeeinrichtungen entwickeln oder Ersparnisse machen, muß sich ihrer bei Unglücksfällen die Armenpflege annehmen. Die Belastung durch die Armensteuer kann deshalb in Ländern ohne staatlich geregelte Arbeiterversicherung recht hoch ausfallen, so z. B. in England 8 sh. $7^1/_4$ d. pro Kopf der Bevölkerung*), trotzdem dort seit 1897 bzw. 1906 eine ganz wesentliche Erweiterung und Verschärfung der Haftpflicht der Unternehmer bei Betriebsunfällen eingetreten ist. Nun hat aber England jetzt auch nach dem Vorbilde seiner australasischen Kolonien eine Staatsbürgerversorgung (old age pensions) angenommen, deren Kosten auf ungefähr 250 Mill. Mark im Jahre berechnet werden. Da im Freihandelslande England die staatlichen Einnahmen weit mehr als bei uns von den besitzenden Schichten aufgebracht werden müssen (die Einkommensteuer beginnt erst bei Einkommen von mehr als 3200 Mk. und die Erbschaftssteuer beträgt jetzt nach May, Finanzarchiv 1909, S. 802, 9,36 %), ist es mir sehr zweifelhaft, ob England viel Kapital und Menschen aus Deutschland „heraussaugen“ wird. Bei einer Steuerflucht aus Deutschland unter das Regime des Schatzkanzlers Lloyd George**) könnten unsere Industriellen leicht aus dem Regen in die Traufe kommen.

---

*) Die durchschnittliche Armenlast pro Kopf der deutschen Bevölkerung in der Gegenwart ist nicht bekannt; im Jahre 1885 betrug sie knapp 2 Mark, in Berlin jetzt 4,23 Mark. Vgl. auch die Ausführungen von Prof. Ballod, Tägl Rundschau, vom 1. Nov. 1910. Wenn die „Arbeitgeber-Zeitung“ vom 20. Nov. 1910 dagegen die Frage aufwirft: „Was aber hat das Unternehmertum als solches mit den Armenlasten zu tun?“, so ist diese Frage erstaunlich gegenüber der oben betonten Tatsache, daß bei den Klagen wegen Ueberlastung der Industrie alle möglichen Steuern mit den Versicherungsbeiträgen zusammengefaßt zu werden pflegen. Im übrigen liegt die Antwort nahe genug. Höhere Armenlasten würden bei uns unfehlbar zu höheren Sätzen der Realsteuern, also auch der Gewerbesteuer, und zu höheren Zuschlägen zur staatlichen Einkommensteuer führen, die auch von den Aktien-Gesellschaften getragen wird.

**) Vgl. Walther Lotz, Finanzreform im heutigen England. Berlin 1910.

Nun gibt es aber auch Länder, welche das deutsche Vorbild der Arbeiterversicherung zum Teil direkt nachgeahmt haben: Oesterreich, Ungarn, Luxemburg, Norwegen*) und, was besonders wichtig ist, seit 1910 besitzt auch Frankreich eine staatliche Altersversicherung mit Beiträgen der Arbeiter und Arbeitgeber und einem Zuschusse des Staates, ganz ähnlich wie bei uns. Die Kosten werden auf 120—164 Mill. Fr. im Jahre berechnet. Es ist also auch dann, wenn Deutschland mit der Witwen- und Waisenversicherung einen weiteren Schritt nach vorwärts tut, durchaus nicht zu befürchten, daß die Leistungen der deutschen Industrie für soziale Zwecke im Vergleiche mit den Leistungen der Konkurrenz sich höher stellen könnten als früher. Wie sehr sogar von den Arbeitgebern selbst in Nord-Amerika eine Verbesserung der Arbeiterversicherung angestrebt wird, hat die „Deutsche Arbeitgeber-Zeitung" in Nr. 31, 41 und 42 des laufenden Jahrganges ausführlich dargetan. Im Staate New York ist seit 1. September 1910 durch die sogenannten Waineight-Philipps-Gesetze eine so wesentliche Verschärfung der Haftpflicht bereits eingetreten, daß die Haftversicherungsprämien für die Arbeitgeber stark erhöht wurden.

Im übrigen ist es in hohem Maße irreführend, wenn die „sozialen Lasten" in Prozentsätzen des Reingewinnes dargestellt werden. Ich weiß nicht, ob naive Gemüter annehmen, daß der Gewinn jeweils um den Betrag dieser Lasten höher sein würde, wenn die Lasten nicht beständen. Zweifelsohne wird eine so durchaus schiefe Vorstellung durch derartige Prozentrechnungen sehr begünstigt. Es wird eben der irrigen Meinung Vorschub geleistet, daß diese Ausgaben nicht einen Bestandteil der Kosten bilden, sondern aus dem Reingewinne bestritten werden müssen. Tatsächlich würde auch die Preisgestaltung eine andere sein, wenn die Lasten und Steuern nicht aufgetreten wären. Es ist also durchaus nicht bewiesen, daß die Rentabilität des Industriekapitals bei uns ohne soziale Gesetzgebung höher sein würde.

Und damit kommen wir auf den vierten Einwand zu sprechen. Alle Klagen wegen des Uebermaßes der öffentlichen Lasten werden keinen tiefen Eindruck erzielen, solange die Rentabilität der industriellen Anlagen so günstig bleibt wie bisher. Nach den Mitteilungen der Reichsstatistik entfiel

	im Jahre 1907/08	im Jahre 1908/09	
keine Dividende auf	12,2 %	16,03 %	des Aktienkapitals
bis 6 % „ „	26,3 „	26,81 „	„ „
„ 10 % „ „	39,0 „	39,77 „	„ „
über 10 % „ „	22,5 „	17,39 „	„ „

*) Partielle Zwangsversicherungen bestehen übrigens auch in Frankreich für Bergleute für den Fall der Erkrankung, für Seeleute für Unfälle; zwangsweise Unfallversicherung besteht in Italien, in den Niederlanden und Finnland in Dänemark für Seeleute; Belgien besitzt für Bergarbeiter eine zwangsweise Invaliden- und Altersversicherung, Dänemark eine Altersversorgung für Hilfsbedürftige. Vgl. Reichsarbeitsblatt Nr. 7, 1910. Sonderbeilage, Die Arbeiterversicherung in Europa.

Im Durchschnitt entfiel auf das dividendenberechtigte Aktienkapital eine Verzinsung von 10 % im Jahre 1907/08, 8,6 % im Jahre 1908/09, für 1909/10 stehen noch bessere Ergebnisse in Aussicht.

Soweit aus anderen Ländern vergleichbare Resultate vorliegen, sind sie nirgends günstiger als bei uns. Inwieweit die Rentabilitätsziffern der Einzelunternehmungen von denen der Aktiengesellschaften abweichen, läßt sich natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen. Sicher ist aber, daß die Aktiengesellschaften doch mit einem sehr kostspieligen Verwaltungsapparate arbeiten müssen, daß sie von der Steuergesetzgebung härter getroffen werden, und daß schließlich Kapitalverwässerungen, welche die Rentabilität zu niedrig erscheinen lassen, auch bei uns nicht ganz unbekannt sind.

Wenn man also auch geneigt ist, die Kostenverminderung, welche das große Kapital gestattet, recht hoch zu veranschlagen, wird man trotzdem nicht annehmen können, daß die Privatunternehmungen wesentlich niedrigere Rentabilitätsziffern als die Aktiengesellschaften erzielen.

Man kann sehr wohl die Frage aufwerfen, ob die steuerliche Behandlung der Aktiengesellschaften richtig ist, oder ob die Industrie im Vergleiche zur Landwirtschaft immer gerecht behandelt wird. Es ist auch jede Prüfung der Frage zu begrüßen, ob die Wohltaten der deutschen Arbeiterversicherung nicht mit geringerem Aufwande und ohne die zahlreichen bureaukratischen Belästigungen für die beteiligten Arbeitgeber und Arbeiter realisiert werden könnten. Endlich spricht manches dafür, daß die Handwerksmeister, deren soziale Lage sich oft von derjenigen ihrer Arbeiter nur wenig unterscheidet, durch unsere Versicherungsgesetzgebung zu ungünstig behandelt werden, die Behauptung aber, „daß die auf der Industrie ruhenden öffentlichen Lasten so außerordentlich hoch sind, daß eine weitere Erhöhung der Steuern und Arbeiterversicherungsbeiträge die Leistungsfähigkeit der allermeisten Industriebetriebe entschieden übersteigen würde“, findet in den Tatsachen zum Glück noch keine ausreichende Begründung.

Heinrich Herkner.

Die persische Eisenbahnfrage vom handelspolitischen und militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Nach Medwjedew, Militär-Geographie von Persien.

Persiens handelspolitische und militärische Bedeutung für die allgemeine Weltlage beruht darauf, daß es einerseits auf dem Wege liegt, auf dem das westliche Europa seine Handelsbeziehungen zu den noch mehr oder weniger unerschlossenen Gebieten des mittleren und fernen Ostens auszudehnen bestrebt ist, während andrerseits Rußland das Bestreben hat, über Persien den Zugang zum freien Ozean und gleichzeitig in Persien eine Etappe für einen strategischen Aufmarsch für einen eventuellen Vorstoß gegen Indien zu gewinnen.

Auf Grund dieser Sachlage ist Europa seit einem halben Jahrhundert bestrebt, vermittels Schaffung von Eisenbahnlinien in Persien vorzudringen: Rußland von Norden, England von Osten und Süden — und neuerdings Deutschland auf dem Wege über die Türkei von Westen her.

Die Verwirklichung dieser Pläne wurde einerseits verhindert durch die in Persien herrschenden ungeordneten Zustände sowie durch den Haß der Geistlichkeit und der von dieser beeinflußten niederen Volksmassen gegen alles Europäische, anderseits durch die großen technischen Schwierigkeiten — endlich durch den Gegensatz der politischen und wirtschaftlichen Interessen der in dieser Hinsicht beteiligten europäischen Mächte.

Im Laufe der Jahre 1865 bis 1871 wurde nacheinander von einem französischen, deutschen, österreichischen und englischen Syndikat die Konzession zum Eisenbahnbau erbeten; keine dieser Unternehmungen kam zustande.

Im Jahre 1872 erhielt Baron Reuter die Konzession zum Bau einer Bahn vom Kaspischen Meer zum Persischen Busen. Das Unternehmen wurde eingeleitet, aber infolge Einspruchs von England und Rußland wurde die Konzession zurückgenommen.

Im Jahre 1874 bemühte sich der russische Ingenieur Folkenhagen, begünstigt von der russischen Regierung, um eine Konzession für den Bahnbau von Dschulf bis Tabris; da diese Bahn aber in wirtschaftlicher und strategischer Beziehung für Rußland sehr vorteilhaft gewesen wäre, scheiterte das Projekt an dem energischen Einspruche Englands.

Im Jahre 1878 erhielt ein französisches Bankhaus eine Konzession für eine Bahn Rescht—Teheran; das Unternehmen scheiterte an finanziellen Schwierigkeiten; ähnliche Schicksale hatten 1879 eine amerikanische und eine englische Konzession. Die letztere — für eine Bahn vom oberen Karun nach Teheran — scheiterte am Einspruch der russischen Regierung.

Im Jahre 1882 erhielt eine französische Gesellschaft die Konzession für die Bahn Rescht—Teheran mit dem Recht, dieselbe später bis Buschir am Persischen Busen fortzusetzen. Auch dieses Unternehmen machte Fiasko: die einzige Leistung war die 10 km lange Bahnstrecke von Teheran bis zur Moschee Schach Abdul Asim, einem sehr besuchten Wallfahrtsort.

Im Jahre 1889 bewarb sich ein russisches Syndikat um die Konzession für eine Bahn von Rescht über Teheran zur Bai von Tschachbar am Arabischen Busen. Die Einwilligung der persischen Regierung war so gut wie gegeben, die Finanzierung gesichert — da legte merkwürdigerweise die russische Regierung ein kategorisches Veto ein. Der offen angegebene Grund für dieses Vorgehen war das Bedenken, England möchte unbequeme Kompensationen verlangen; der geheime aber wirkliche Grund war der, daß verschiedene russische Staatsmänner — an ihrer Spitze Giers und Sinowjew — fürchteten, die bis zum Indischen Ozean durchgeführte Bahn würde von England ausgenutzt werden, um zum Schaden des russischen Handels auf diesem Wege Persien mit englischen Waren zu überschwemmen. Tatsächlich war allerdings das Sagroschgebirge und das in jenen Gegenden

hausende räuberische Gesindel für die Ausbreitung des englischen Handels in jener Richtung ein Hindernis gewesen. Aus diesen Anschauungen der damals maßgebenden russischen Regierungskreise ging denn auch die 1889 mit Persien geschlossene Vereinbarung hervor, nach welcher Persien sich verpflichtete, im Laufe der nächsten 15 Jahre überhaupt keine Konzessionen zum Bau von Eisenbahnen zu erteilen.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse sehr geändert. Während Rußland sich ziemlich inaktiv verhielt, hat England sich die freie Schiffahrt auf dem Karun erwirkt, welche den englischen Waren die Möglichkeit gibt, bis Schuschter zu gelangen, von wo aus eine Fahrstraße bis Teheran mit Abzweigung bis Isfahan im Bau ist.

Außerdem hat England von Quetta eine Bahn bis Nuschki gebaut mit der Absicht, dieselbe bis Seistan fortzusetzen. Unter diesen Umständen mußte Rußland darauf gefaßt sein, daß in nicht ferner Zeit Indien mit dem Persischen Busen und mit denjenigen südlichen Teilen Persiens verbunden sein wird, die nach der Konvention von 1907*) zur „Sphäre des englischen Einflusses" gehören.

Auf diese Weise hat England das russische Veto gegen den Bau von Eisenbahnen in Persien lahm gelegt.

Unter diesen Umständen änderte die russische Regierung ihre Anschauung, welche auch von russischer Seite den Bahnbau verhindert hatte; sie ließ nunmehr in den Jahren 1899/1900 die Tracen der wichtigsten in Frage kommenden Linien durch Fachmänner sorgfältig rekognoszieren.

Als günstigste von allen Linien erschien die Linie von der Erivanbahn zur Zollstation Schach-Tachtü und weiter nach Choi, Dilman, am Seeufer entlang nach Tabris.

Diese Linie führt durch die fruchtbarsten Gegenden von Aderbeidshan, bietet für den Bau keine Schwierigkeiten, verdrängt aus Aderbeidshan alle über Trapezunt etwa eingeführten europäischen Waren, eröffnet dem russischen Handel den Weg in die reichen Gebiete südlich des Urmija-Sees und läßt ihn erfolgreich mit den englischen Waren konkurrieren. Die Länge der Linie Kiwrat—Tabris beträgt etwa 300 km.

Eine andere Linie wurde untersucht von Aljat (an der Küste des Kaspischen Meeres und an der Bahnlinie Tiflis—Baku, südlich letzteren Ortes) über Saljanü, Lenkoran, Astara bis Rescht, Länge 345 km.

---

*) Die in dieser Konvention festgesetzten Grenzen, zwischen denen ein gewissermaßen neutrales Gebiet frei bleibt, laufen folgendermaßen: Die Grenze der russischen Einflußsphäre beginnt bei Suliagar (Nordostecke Persiens, etwa halbwegs zwischen Herad und Meschhed), läuft in südwestlicher Richtung bis Jesd und dann in nordwestlicher Richtung nach Hanekin (an der türkischen Grenze, nördlich von Bagdad). — Die Grenze der englischen Einflußsphäre beginnt bei Jesdun (südwestlich von Herat), läuft in südwestlicher Richtung bis Kirman, dann in südlicher Richtung bis Benda Abbas (an der Straße von Ormus).

Diese Linie verbindet Persien auf dem kürzesten Wege über Petrowsk und Rostow mit Moskau. Wird diese Linie bis zum Indischen Ozean fortgesetzt, so hat sie Weltbedeutung und wird der Transitweg für Güter- und Personenverkehr aus Europa nach dem fernen Osten, nach Indien, Afrika, Australien.

Ueber die Bedeutung dieser Linie äußert sich ein russischer Fachmann folgendermaßen:

„Nach Beendigung dieser Linie bis Rescht ist ihre Fortsetzung bis Teheran — 310 km — nur eine Frage der Zeit. Hat Rußland die beiden wichtigsten Lebensadern des Landes — die Linien nach Tabris und Teheran — in seinen Händen, so ist sein Einfluß in Persien ausschlaggebend und keine Konkurrenz mit den europäischen Märkten zu befürchten. Aber in dieser Hinsicht ist Eile notwendig: Einerseits sind die Deutschen sehr rührig in der Durchführung der Bagdadbahn, und der von ihnen vorausgesehene Handelskrieg im Persischen Busen zwingt das deutsche Kapital, sein Auge auf die persischen Märkte zu richten und für die deutschen Waren einen Weg von Mesopotamien zum westlichen Persien uud selbst nach Aderbeidshan zu suchen. Anderseits ist das Eindringen englischer Waren von Indien her durch Seistan zu befürchten."

Von Teheran nach dem Süden wurden im Auftrage der russischen Regierung außerdem zu den Häfen des Persischen Busens und des Arabischen Busens (Indischen Ozeans) drei Linien rekognosziert:

1. Teheran—Isfahan—Schiras—Buschir — 1490 km.
2. Teheran—Isfahan—Schiras—Bender Abbas — 1530 km.
3. Teheran—Kaschan—Jesd—Kirman—Tschachbar — 1635 km.

Trotz der absolut größeren Länge der dritten Linie ist der Bau derselben — wegen der günstigeren Terrainverhältnisse — nicht wesentlich teurer zu veranschlagen als der Bau der beiden ersten Linien.

Lokalverkehr ist wegen der Menschenleere der von allen drei Linien durchzogenen Gegenden nicht zu erwarten.

Politische Bedeutung hat für Rußland vor allen Dingen die dritte Linie, die direkt zum Indischen Ozean führt, während die Endpunkte der beiden anderen Linien an dem von den Engländern gesperrten Persischen Busen liegen. Außerdem sind die Hafenverhältnisse in Tschachbar weit günstiger als in Buschir und Bender Abbas.

Rentieren muß sich diese Linie nur durch den Transit von Waren und Personen aus Europa nach dem fernen Osten usw. Vorteilhaft kann das Ganze aber für Rußland nur dann sein, wenn dieses das Recht hat, in Tschachbar Zölle zu erheben, um so den Zustrom fremder Waren von Süden her nach dem mittleren und nördlichen Persien zu verhindern.

In strategischer Beziehung ist die Bedeutung der drei genannten Linien sehr verschieden.

Russische Offensiv-Unternehmungen durch Persien sind nur denkbar im Falle eines Krieges mit England oder mit der Türkei. Im Falle

eines Krieges mit England entspricht der besten Operationsrichtung der kaukasischen Truppen die Linie Aljat—Tschachbar, wobei von Bam (südlich von Kirwan) bis Seistan zu dieser Linie ein Ergänzungszweig zu bauen wäre.

In diesem Falle können die kaukasischen Truppen in Seistan oder südlich davon versammelt werden und mit Umgehung des kriegerischen und wegelosen Afghanistan südlich gegen die indische Grenze vorstoßen — eventuell mit Benutzung der von den Engländern in Aussicht genommenen Linie Seistan—Nuschki.

Im Sinne der Sicherheit führt diese Linie fast in ihrer ganzen Ausdehnung durch Gegenden, die von friedlichen Persern bewohnt sind; die einzige Bedrohung dieser Linie könnte erfolgen im Norden in der Gegend von Astara durch den Stamm der Schachsewen, im Süden von Bam an durch die Beludschen.

Vor den räuberischen Stämmen der Kurden und Bachtiaren im Westen und vor den Afghanen im Osten ist die Linie durch große Entfernung geschützt.

Die Linien von Teheran nach Buschir oder Bender Abbas führen in ihren südlichen, in technischer Beziehung gerade schwierigen und empfindlichen Strecken durch die Gebiete der räuberischen Bachtiaren und Lursen, welche die persische Zentralgewalt niemals völlig anerkannt haben. Ein Beweis für die Bedeutung dieser Verhältnisse ist, daß alle Bemühungen der Engländer, von Schuschter über Hamadan nach Teheran eine regelrechte Karawanenverbindung einzurichten, bis jetzt gescheitert sind.

Diese beiden Linien können außerdem für Rußland nur Bedeutung haben im Falle eines Krieges mit der Türkei, indem sie es den russischen Streitkräften ermöglichen, einen Schlag gegen Bagdad und überhaupt gegen Mesopotamien zu führen. Ein solcher Flankenstoß gegen die Türkei kann aber kürzer und wirksamer geführt werden, wenn die Russen gleichzeitig mit der Linie Aljat—Teheran die oben besprochenen Linie Kiwrag—Choi—Tabris bauen, oder indem sie zur Fortführung der Eisenbahn die bereits erbaute Chaussee Dschulfa—Tabris benutzen.

Was die englischen Eisenbahnprojekte in Persien betrifft, so ist — unabhängig von der bereits besprochenen Linie Nuschki—Seistan als Fortsetzung der Linie Quetta—Nuschki — am leichtesten zu bauen und für den englischen Handel die meisten Vorteile versprechend die Linie Mohammer—Burudschird—Teheran mit Zweigen nach den an der Straße Bagdad—Teheran gelegenen Städten Hamadan und Kermanschach.

Diese Linie Mohammer—Teheran ist bedeutend kürzer als die Linie Buschir—Teheran, durchschneidet die reichsten und fruchtbarsten Gebiete Persiens, erschließt von Süden her den Zugang zu Aderbeidshan und berührt mehrere Städte mit berühmten Heiligtümern, so daß, abgesehen vom Handelsverkehr, auch auf Personenverkehr zu rechnen ist.

In technischer Beziehung bietet diese Linie indessen viele Schwierigkeiten, auch durchzieht sie die Gebiete der räuberischen Bachtiaren und Lurien.

Im Jahre 1892 war englischerseits vorübergehend der Bau der Linie Bagdad—Teheran ins Auge gefaßt worden. Es wurde dabei darauf hingewiesen, daß schon jetzt auf der Landstraße in dieser Richtung ein lebhafter Güterverkehr sich vollzieht, so daß anzunehmen sei, daß diese Bahnlinie sich gut rentieren würde. Jetzt, wo die Bagdadbahn von Deutschland gebaut wird, würden die Vorteile der oben erwähnten Linie vor allem dem deutschen Handel zugute kommen.

Die Arbeiten, welche der steile Aufstieg aus der mesopotamischen Tiefebene zum Plateau von Iran nötig macht, würden die Herstellung dieser Linie sehr kostspielig gestalten.

Die Länge der Linie Bagdad—Kermanschag—Hamadan—Teheran würde etwa 750 km betragen.

Im Hinblick auf eine eventuelle türkische Offensive auf Teheran müßte Persien dem Bau dieser Linie feindlich gegenüberstehen.

Wenn auch außerhalb des persischen Gebietes, also auch scheinbar außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung liegend, muß hier doch einer Linie Erwähnung getan werden, die handelspolitisch und strategisch mit den betrachteten Linien eng zusammenhängt: es ist dies die in natürlicher Konsequenz sich ergebende Fortsetzung der Bagdadbahn bis zum Persischen Busen.

Daß diese Linie ein hartumstrittenes Objekt der deutsch-englischen Nebenbuhlerschaft sein wird, liegt auf der Hand.

Daß England gutwillig ohne weiteres die Fortsetzung der in deutschen Händen befindlichen Bahn bis zum Persischen Busen gestattet, ist nicht wohl denkbar; Englands Situation ist in dieser Beziehung auch ziemlich günstig, da es in Kuweit — dicht am Endpunkte der angenommenen Bahn — bereits militärisch festen Fuß gefaßt hat.

Von politischen Kombinationen, welche eine Herstellung dieser Linie auf Grund eines deutsch-englischen Einverständnisses ermöglichen, soll hier abgesehen werden — aber auf einen wesentlichen Punkt muß aufmerksam gemacht werden: Die Bahn Mohammer—Bagdad (Kuweit—Bagdad) würde Bagdad zu einem für englische Offensive erreichbaren Objekt machen, was für die Türkei niemals gleichgültig sein kann.

Thilo von Trotha.

Die deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen. — Der österreichische Bismarck und seine Aufgabe. — Strömungen und Gegenströmungen in der ungarischen Politik.

In Oesterreich bemüht man sich noch immer — seit Wochen und Monaten — um die „Verständigung" zwischen Deutschen und Tschechen.

Zu Anfang dieses Monats hatte es fast den Anschein, als ob die von der Regierung mit rührender Geduld wieder und wieder aufgenommenen Ausgleichsverhandlungen zu einem schiedlich-friedlichen Ende geführt werden sollten, da machte der tschechische Radikalismus plötzlich alle Hoffnungen zunichte, indem er, durch seinen panslawischen Führer Kramarsch, neue, für die Deutschen unannehmbare Forderungen aufstellte und dadurch die gemäßigten Tschechen zum Rückzug nötigte. Vor allem sollte Prag nach dem Willen der Radikalen als einsprachig tschechisches Gebiet erklärt werden, während man auch die kleinste reindeutsche Gemeinde zwingen wollte, tschechische Eingaben anzunehmen und tschechisch zu erledigen, — für die Deutschen eine Zumutung, die natürlich zurückgewiesen werden mußte. Selbst der Kaiser hatte beim Delegationsempfang mit ungewohnter Deutlichkeit und Schärfe zu verstehen gegeben, daß der Ausgleich zustande kommen müßte; umsonst, es ging wieder alles in die Brüche. Zwar haben die tschechischen Landtagsabgeordneten neuerdings ihre Bereitwilligkeit zur Fortsetzung der Ausgleichsverhandlungen ausgesprochen, aber nach den bisherigen Erfahrungen wird man darin kaum etwas anderes erblicken können, als ein taktisches Manöver, das nur den Zweck hat, es mit dem Hof nicht ganz zu verderben und nach oben die Deutschen als eigentliche Störenfriede hinzustellen. Wenn auch die abgerissenen Fäden wieder angeknüpft werden, ganze Arbeit wird auf dem Wege solcher Ausgleichsverhandlungen, bei denen nicht nur die Interessen zweier Völker, sondern auch so und so vieler gegenseitig in den Forderungen sich überbietenden Parteien in Frage kommen, nicht zu machen sein. Alles drängt dazu, daß ein Machtwort gesprochen werde und daß durch dies Machtwort das hauptsächlichste Streitobjekt aus der Welt geschafft werde.

Das Streitobjekt ist bekannt. Der ganze nationale Kampf in Böhmen wie im übrigen Oesterreich und Ungarn ist ein Kulturkampf, der im letzten Ende immer darauf hinausläuft, daß ein Volk es dem andern zuvortue in der Errichtung und Behauptung von völkischen Bildungsstätten und andern Kultureinrichtungen. An sich doch ein sehr edler Wettstreit. Wenn nur die Waffen in dem Kampfe aus dem eigenen Arsenal geholt werden, wenn nur nicht die einen auf Kosten der andern in Kultur machen wollen! Wie diesem Uebelstand abzuhelfen wäre, weiß man allgemach auf allen Seiten. Der sozialdemokratische Reichsratsabgeordnete Dr. Karl Renner hat vor Jahresfrist in sehr anschaulicher Weise sich darüber ausgelassen; in einem Aufsatz der sozialdemokratischen Monatsschrift „Der Kampf“ über die „Unfruchtbarkeit“ des Volkshauses schrieb er u. a.: „Kein Deutscher, kein Italiener besucht wohl je die tschechische Universität in Prag — wozu also sollen sie dreinreden? Jede Nation will ihr Bildungswesen für sich, wozu sollen also die Völker erst zusammen in eine gemeinsame Kasse unbestimmt große Beiträge erlegen, um sich dann erst um die Anteile raufen zu müssen?“ Er verlangt darum, daß „jede Nation für ihre eigenen nationalen Kulturangelegenheiten nicht nur eine eigene Vertretung, sondern auch

den eigenen Fiskus mit dem Recht der Besteuerung zugewiesen erhält". Und hören wir den sozialdemokratischen Wortführer weiter: „Schon heute ist es für uns Deutsche in Oesterreich unerträglich, daß unsere Volksschule nicht autonom, daß heißt von der Nation verwaltet wird, sondern von allen möglichen Faktoren, die die Herrschaft über die Schule an sich gerissen haben. Zum Teil herrscht über sie der Unterrichtsminister, der heute ein Deutscher ist, morgen ein Tscheche, übermorgen ein Pole sein kann. Zum anderen und größeren Teil ist die Volksschule sehr verschiedenen Landesherren preisgegeben, in einigen Kronländern steht sie unter der Oberhoheit andersnationaler Landtagsmehrheiten, in den meisten aber unter dem brutalen Regiment klerikaler Cliquen. Wir haben, im spezifischen Sinn gesprochen, keine deutschen Lehrer in Oesterreich, sondern nur böhmische, niederösterreichische, tirolische usw. Lehrer, deren Erziehung, Bildungsgrad, deren Geist und Weltanschauung ungeheuer von einander abweichen. Es ist die höchste Zeit, daß sich die deutsche Lehrerschaft des Gedankens der nationalen Schulautonomie bemächtigt und selbst trachtet, sowohl der Oberhoheit einer mehr oder weniger weströstlichen k. k. Regierung wie der Fuchtel ignoranter und anmaßender Landtagscliquen zu entrinnen und unter den Schutz der ganzen Nation gestellt zu werden."

Abgesehen von dem gelinden sozialdemokratischen Einschlag finden wir hier denselben Gedankengang, auf dasselbe Ziel gerichtet, wie in der Schrift Paul Samassas „Der Völkerstreit im Habsburgerstaat", die im Oktoberheft der „Preußischen Jahrbücher" besprochen worden ist. Zu denselben Schlußfolgerungen müssen eben, ganz unabhängig voneinander, selbständig denkende Politiker verschiedenster Richtung gelangen. Wie sehr der friedliche Zustand, der durch die Einführung der nationalen Autonomie hergestellt würde, nun gerade den Deutschen zustatten käme, legt der Herausgeber dieser Jahrbücher in der „Oesterreichischen Rundschau" dar, deren Redaktion ihn zufällig zur selben Zeit aufforderte, seine Auffassung von der innerösterreichischen Lage dort zum Ausdruck zu bringen. Er sieht darin „den letzten Grund, weshalb man in Oesterreich zu einem Frieden unter den Nationen nicht gelangen kann, daß allen anderen Nationalitäten, außer der deutschen, der Krieg nützlicher ist als der Friede". „Das natürliche Uebergewicht der deutschen Kultur und der deutschen Sprache hat eine ganz gewaltige Anziehungskraft", und wenn diese Anziehungskraft sich in Oesterreich heute nicht merkbar geltend macht, so liegt das nach Delbrück hauptsächlich daran, daß es den Führern der slavischen Nationalitäten gelungen ist, die Leidenschaften ihrer Völker im Kampfe gegen das Deutschtum zu entflammen Wir kommen zu demselben Schluß: man entziehe den Eroberungslustigen das Kampfobjekt durch dessen Neutralisierung und es wird der von Natur, durch geschichtliche Entwicklung, durch gegenwärtige Leistungsfähigkeit und kulturelle Kraftentfaltung Tüchtigere das Feld behaupten, ohne daß der Schwächere deshalb erdrückt zu werden braucht.

Diesen Zustand des friedlichen Wettbewerbs der Völker und damit

den inneren Frieden der Monarchie überhaupt kann nur die nationale Autonomie schaffen. Dann erübrigen sich alle Verständigungskonferenzen, deren Ergebnis im besten Fall doch nur ein kurzfristiger Waffenstillstand ist. Was aber Oesterreich am allerdringendsten braucht, das ist die Stabilität seiner Daseinsgrundlagen; die fortgesetzten Provisorien, deren es sich seit mehr denn sechzig Jahren erfreut, wo das „Fortwursteln" das einzig ständige Regierungsprinzip war, bringen den Staat um allen politischen Kredit im Innern und nach außen. Wenn nun einmal bei Hofe, vor allem beim Thronerben die Ueberzeugung von der Zuverlässigkeit jenes Heilmittels gefestigt wäre, dann fiele dem künftigen Arzt der Monarchie zu guter Stunde gewiß auch ein, auf welche Art er seinem Patienten das Medikament zu applizieren habe: nicht indem er ihm umständlich auseinandersetzte, wie nützlich ihm das sein werde, sondern indem er es dem widerspenstigen und launenhaften Kranken ohne Besinnen verabreichte, bevor dieser noch viel darüber nachgedacht, ob ihm die Sache auch schmecken täte. Ins politisch-historische übersetzt, drückt das Delbrück in der „Oesterreichischen Rundschau" also aus: „Wie aber soll es möglich sein, je eine solche Organisation (nationale Autonomie) durch ein österreichisches Parlament zu bringen? Dazu gehört ein Bismarck. Ob sich in Oesterreich je ein solcher Bismarck finden wird, muß man abwarten, aber wie ein österreichischer Bismarck, wenn er kommt, handeln wird, das, glaube ich, kann man jetzt schon mit ziemlicher Sicherheit sagen. Wodurch hat Bismarck Preußen groß gemacht und das Deutsche Reich geschaffen? Dadurch, daß er sich, auf einige Jahre von dem Parlament, das ihn nicht verstand, emanzipierte und sich allein an die Krone hielt. Das war in Preußen äußerst schwer, da das Abgeordnetenhaus in Preußen damals noch eine junge, unverbrauchte zukunftsreiche Institution war. In Oesterreich einmal mit dem Abgeordnetenhause fertig zu werden, muß um so leichter sein, als diese hohe Körperschaft ihr völliges Unvermögen, ihre Aufgabe zu erfüllen, allgemach aller Welt genügend kundgetan hat. Ein Parlament, das dauernd unfähig ist, eine eigene Obstruktion niederzukämpfen, hat sich damit selber abgeschafft. Dauernde Obstruktion im Parlament ist dasselbe, was Justizverweigerung in der Rechtspflege ist; sie ist ein Gewaltakt, dem die Hüter des Staatswohles moralisch berechtigt sind, mit Gewalt zu begegnen." Man könnte nun freilich einwenden, daß es vielleicht ein wenig riskant und langwierig ist, auf den österreichischen Bismarck zu warten; inzwischen würde der Staatspatient langsam dahinsiechen. Was aber hindert einen österreichischen Kaiser, und wenn es auch erst der künftige ist, sein eigener Bismarck zu sein? Wenn „der Kaiser zu Pferde steigt", wird er gewiß nicht allein bleiben! Millionen seiner treuesten Untertanen im ganzen Donaureiche warten mit Sehnsucht auf diesen großen Augenblick.

* * *

Es hat schon jetzt den Anschein, als ob es an der Zeit sei, daß die kaiserliche Standarte etwas höher gepflanzt werde. In Ungarn ist jüngst

ein früherer Abgeordneter zu ganzen acht Tagen Staatsgefängnis verurteilt worden, der sich in einer Rede folgendes leistete: „In das Gebäude der ungarischen Verfassung sind abermals kaiserliche Gauner eingebrochen. Es gibt kein Beispiel in der Weltgeschichte, wo mit einer solch königstreuen Nation vierhundert Jahre hindurch so schurkisch verfahren worden wäre, wie mit uns. Wir als Nation kommen schon irgendwie durch, ein Herrscher ohne Nation aber ist eine komische Witzblattfigur. Wir waren bereits ein unabhängiger Staat, als die Habsburger noch Ziegen hüteten. Als Dank schickte uns der Herrscher diese finsteren Spitzbuben auf den Hals. Als ich Hedervary, diesen bedauernswerten, stotternden Menschen, im Parlamente sah, sagte ich, daß der Kaiser keinen gescheiteren Lakai hatte, denn er ist gerade so dumm wie sein Herr."

Wenn solcher „Gesetzgeber" für eine derartige Leistung, ohne daß auch nur der Staatsanwalt Einspruch erhebt, mit 8 Tagen Haft wegkommt, so liegt doch eigentlich schon die ausgesprochenste Justizverweigerung vor. Man kann sich beiläufig ausmalen, wie unter sotanen Umständen die nichtmagyarischen Nationalitäten dran sein mögen, die ja nichts weniger als eine unverletzliche Majestät darstellen! Und dabei ist heute ein Mann ungarischer Ministerpräsident, der von magyarisch-radikaler Seite als Bedienter der Wiener Hofpolitik bezeichnet wird. Darf man sich da noch wundern, wenn das Gesuch eines Theaterdirektors, in Südungarn deutsche Vorstellungen zu geben, vom ungarischen Kultusministerium schlankweg abgewiesen wird mit der Begründung, daß das Ministerium „nicht geneigt sei, fremdsprachige Vorstellungen für Südungarn zu genehmigen"! Ich kenne zufällig den Ministerialrat persönlich, der diesen lakonischen Bescheid gegeben hat; er nahm seinerzeit in Siebenbürgen den Mund gar voll, um für den Völkerfrieden zu predigen, als der magyarische Verein der Naturforscher in Kronstadt jubilierte und Verbrüderung mit den Sachsen propagierte. Die Freundschaft mit dem siebenbürgischen Deutschtum erschien eben ganz nützlich, sein Bestand noch ungefährlich; aber die zehnmal stärkere Masse des übrigen ungarländischen Deutschtums muß „national aufgesogen" werden, sie soll auch das unschuldige Vergnügen des deutschen — fremdsprachigen! — Theaters nicht genießen, nachdem sie schon der deutschen Schule beraubt worden ist! Und dabei besteht in Neusatz, also auch in Südungarn, und zwar auf dem Wege zum benachbarten Königreich Serbien, ohne weiteres ein serbisches Theater. Ja sogar in Werschetz ist die serbische Muse zu Hause; der deutschen wird trotz wiederholten vernehmlichen Pochens die Tür vor der Nase zugeschlagen. Auch hier ist also die Angst vor dem Deutschtum am größten. Man fürchtet die Konkurrenz des deutschen Theaters, das allerdings in einer Stadt wie Temesvar (mit 27000 Deutschen und 18600 Magyaren) oder wie Werschetz (mit 13400 Deutschen und etwa dritthalb Tausend Magyaren amtlicher Zählung!) bedenklichen Zuspruch hätte. Auf dem Land würde das Magyarentum jedenfalls noch viel schlechter abschneiden, denn hier gibt es — nur im Temeser Komitat, die

beiden genannten Städte abgerechnet — nach der letzten Volkszählung bloß 36894 Magyaren und 130649 Deutsche. Diese und all die übrigen zwei Millionen ungarländischen Deutschen hielt man bis vor einigen Jahren für eine sichere Beute der magyarischen Aufsaugepolitik, und nun kommt die Enttäuschung, nun stellen sich die Bauern auf die Hinterbeine und verlangen deutsche Schulbildung. In einem offenen Briefe der Deutschen in Ujpecs, worin diese einen Anschlag auf den deutschen Charakter ihrer Schule zurückweisen, wird mit glaubwürdigem Ernst gesagt: „Die Beunruhigung und Aufregung über die Verdrängung und Ausscheidung der für uns lebenswichtigen Muttersprache nimmt stetig zu", und sie erklären rundweg, daß diese Schule „mit unserm festen Willen deutsch bleiben" und daß ihnen im Notfall auch der Weg zum Monarchen nicht zu weit sein wird. Das sind neue, ungewohnte Töne, und der magyarische Chauvinismus muß darum zusehen, daß er das Uebel nicht um sich greifen läßt.

Nur aus diesem Gedankengang heraus sind auch die Vorsichtsmaßregeln zu verstehen, unter denen endlich der reichsdeutschen Elementarschule in Pest die ministerielle Genehmigung gegeben worden ist. Danach darf diese Schule von Kindern ungarischer Staatsbürger nicht besucht werden. Und solcher Staatsbürger gibt es in der ungarischen Hauptstadt etwa Hunderttausend; diese müssen ihre Kinder, entgegen den Bestimmungen des Nationalitätengesetzes, auch fürderhin in magyarische Schulen schicken. Ferner erhält die Schule kein Oeffentlichkeitsrecht, und es dürfen an dem Schulgebäude der Reichsdeutschen keine Fahnen und Wappen ausländischer Staaten angebracht werden. Und endlich soll die Schule der Kontrolle des königl. ungarischen Schulinspektors unterstellt werden, der darüber zu wachen hat, daß den reichsdeutschen Schulkindern zum Erlernen der magyarischen Sprache ausreichende Gelegenheit geboten wird.

So kleinlich man auch diese Bestimmungen finden mag, die Tatsache, daß die reichsdeutsche Schule nunmehr als solche von der ungarischen Regierung nicht nur stillschweigend geduldet, sondern in aller Form anerkannt wird, ist nicht zu unterschätzen. Der Ministerpräsident, Graf Khuen-Hedervary, mußte eben alles tun, um seinen magyarisierungslustigen und an Deutschenfurcht krankenden Landsleuten die Schule möglichst ungefährlich erscheinen zu lassen. Zunächst wollen wir uns über den Bestand der Schule freuen, deren Lebens- und Entwicklungsfähigkeit die Reichsdeutschen in Ofenpest hoffentlich glaubhaft nachweisen werden. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß die Magyaren nicht eifriger bedacht sind auf den Ausbau ihres eigenen Schulwesens, also auf die Unterdrückung des deutschen. Wenn der Schulinspektor der kernmagyarischen Stadt Kecskemet berichten muß, daß von etwa 12700 Schulpflichtigen rund 4000 keine Schule besuchen, und wenn ein dortiges magyarisches Blatt dazu bemerkt: „Wir tragen die Schande wegen der 4000 Kinder, die keine Schule besuchen, aber mehr ausgeben können und dürfen wir nicht", dann müßten doch auch dem verbissensten Patrioten Zweifel darüber aufsteigen, ob es nicht unter den

eigenen Volksgenossen ein dankbareres Feld für Kultur- und Schulpolitik gibt als unter den Deutschen Ungarns, die nach ministerieller Statistik weitaus die wenigsten Analphabeten im Lande aufweisen.

Dem Gesichtspunkt der Magyarisierung wird eben in Ungarn alles untergeordnet. Auch in der Gesetzgebung. Auf der Tagesordnung des Reichstages steht jetzt die Reform der Zivilprozeßordnung. Bisher durften nach den Bestimmungen des Nationalitätengesetzes gerichtliche Eingaben, die eine Partei ohne Zuziehung eines Rechtsanwalts macht, in deren Muttersprache gehalten sein; jetzt sollen alle Eingaben ausschließlich in magyarischer Sprache verfaßt werden. Außerdem sollen auch in Zivilprozessen künftig Dolmetsche in ausgedehnterem Maße verwendet, also an die Sprachkenntnisse der Richter noch geringere Anforderungen als bisher gestellt werden. Das Nationalitätengesetz bestimmt dagegen, daß in „Nationalitätengegenden" der dort gebräuchlichen Sprachen kundige Beamte anzustellen seien. Die siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten beabsichtigen, gegen diese Neuerungen in der Zivilprozeßordnung Stellung zu nehmen. Natürlich wird das den Gesetzentwurf nicht zu Falle bringen, aber unter den Deutschen im eigentlichen Ungarn wird es gewiß Eindruck machen, wenn sie sehen, daß es im Reichstag noch Anwälte ihres Volkstums gibt, die nicht von vornherein die Flinte ins Korn werfen.

Eine eigentümliche Erscheinung in der ungarischen Politik sind die gegenwärtigen Friedensverhandlungen zwischen der Regierung und den Rumänen. Die Verhandlungen werden zwar vorläufig seitens der Regierung nur von Vertrauensmännern des Ministerpräsidenten geführt, damit dieser sich in den Augen der strammen Patrioten nicht kompromittiere, aber es muß dabei doch nicht bloß auf eine Düpierung der Rumänen abgesehen sein, denn von ihrer Seite haben sich an der Aktion auch Männer beteiligt, die sich bei ihrem Volk uneingeschränkten Vertrauens erfreuen. Vielleicht ist doch etwas wahr daran, was von oppositioneller magyarischer Seite behauptet wird, daß nämlich seit der Berufung Khuen-Hedervarys von Wien ein anderer Wind wehe. Auch die deutlich erkennbare Absicht der Regierung, in Kroatien die Streitaxt zu begraben und zum Zeichen dessen die dort so verhaßte magyarisierende „Eisenbahner-Pragmatik" einer Revision zu unterziehen, spricht für die Richtigkeit dieser Annahme. Jedenfalls macht sich eine, wenn auch vorläufig noch ganz leise, Unterströmung bemerkbar, die in scharfem Gegensatz zum Kurs der magyarischen Politik steht, wie sie seit dem Jahre 1867 beliebt wurde. Auch hier wird es aber erst eines offen ausgesprochenen Machtwortes des jetzigen oder des kommenden Kaisers bedürfen, damit man an den Ernst der Kursänderung glaube und sich mit ihm abfinde.

Lebhaft zu bedauern wäre es, wenn der Gang der Entwicklung durch übereifrige Freunde gestört würde. Zu diesen gehören die österreichischen Radikalen, die durch ihren Mangel an politischem Sinn leider den Begriff des „Alldeutschtums" vielfach so sehr in Mißkredit gebracht haben. Von

dieser Seite wird neuerdings die sonderbare Losung ausgegeben: „Westungarn muß für uns (Deutschösterreicher) ein zweites Schleswig-Holstein werden!“ Nichts wäre verfehlter und auch rein taktisch unvernünftiger, als die Propagierung solchen Schlagwortes bei den Deutschen in Westungarn. Das nur ganz schüchtern und gewissermaßen mehr nur in privater Form in letzter Zeit hervortretende Nationalgefühl dieser Deutschen würde sofort ganz erstickt werden, wenn man sie durch solche Parole vor dem Magyarentum bloßstellte. Und selbst wenn diese Deutschen an der Grenze Oesterreichs ewig wünschten, von Oesterreich — kein Mensch weiß, wie — einverleibt zu werden, so müßten die übrigen Deutschen Ungarns sich gegen eine derartige Schwächung ihrer Position wie ein Mann erheben! Es ist um so notwendiger, solche Zumutungen, so gut sie auch gemeint sein mögen, unzweideutig abzulehnen, als die Deutschen Ungarns, auch die nationalsten unter ihnen, bis jetzt mit vollster moralischer Berechtigung jeden Zweifel an der Lauterkeit ihrer staatsrechtlichen Anschauungen und Bestrebungen zurückweisen durften. Dies- und jenseits der Leitha hat das Deutschtum trotz aller Anfeindungen die immanente Kraft, sich zu behaupten, und wer ihm die abspricht, wer es zur Fahnenflucht verleiten will, schwächt nur sein Selbstvertrauen, gefährdet seine Zukunft. Nebenbei gesagt ist es auch eine unbegreifliche Logik, wenn dieselben Politiker, die einen Anschluß Deutschböhmens an Oesterreich befürworten, weil dies in Oesterreich keine genügende Stütze finde, den Deutschen Westungarns raten, sich an dasselbe angeblich so haltlose Oesterreich zu klammern. In Ungarn selbst werden am allerwenigsten die national empfindenden Deutschen sich auf solch abenteuerliche Pläne einlassen. Lutz Korodi.

Bringen die militärischen Rüstungen uns an den Bettelstab?

Der Herausgeber dieser Jahrbücher hat im vorigen Heft auf die Bedeutung der stehenden Heere für die Erhaltung unserer Kultur hingewiesen, erklärt, daß gegenüber dem steigenden Wohlstande der zu Rüstungszwecken verwendete Prozentsatz immer geringer werde. Er ist daraufhin von Anhängern der Friedensideen heftig angegriffen, ihm ist das Wort des englischen Schatzkanzlers Lloyd George entgegengehalten worden, daß bei den europäischen Staaten die Tendenz herrsche, sich gegenseitig (infolge der Rüstungen) an den Bettelstab zu bringen. . . Da ist es denn nicht unangebracht, die Frage nach dem Verhältnis von Rüstungsausgaben zum Volkswohlstande wenigstens in einigen groben Strichen zu zeichnen suchen.

Wir wollen ganz davon absehen, ob, wenn wir in Deutschland uns alle für die Friedensidee begeistern, dies auch nur alle anderen europäischen Völker tun würden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Engländer, Amerikaner, Russen, Franzosen nicht nur ihren heutigen Besitzstand erhalten, sondern

ihn auch noch werden mehren wollen, so daß Deutschland die Gefahr droht, immer mehr ins Hintertreffen zu geraten. Aber selbst wenn die Völker europäischer Rasse sich zu einer wirklichen Abrüstung verstehen, sich darüber etwa unter Garantie ihres gegenwärtigen Besitzstandes gegenseitig verständigen würden — werden dies auch die von uns selbst geweckten Ostasiaten tun? Bereits haben japanische Schriftsteller voll Begeisterung geschildert, wie sie, ihre Söhne und Enkel noch im 20. Jahrhundert sich auf den Hochgebirgen Zentralasiens mit den Europäern um die Welthegemonie streiten würden. . . . Und droht da den Völkern europäischer Rasse, wenn sie abrüsten, nicht dasselbe Schicksal, dem einst das gewaltige Römerreich verfiel? An Volkszahl übertreffen uns schon die Ostasiaten. Kohle und Eisen besitzt namentlich China im Ueberfluß, um Kanonen zu schmieden. . . . Lehrt nicht die Geschichte zur Genüge, wie dichtbevölkerte Reiche den Angriffen von an Zahl lächerlich geringen Feindeshaufen erlagen, sobald deren eigene militärische Kraft in langer Friedenszeit erlahmt war.

Wie steht es mit unserem Volkswohlstande? Wir besitzen für mehrere deutsche Staaten eine vorzügliche Einkommenstatistik, die allerdings den Fehler hat, daß sie das gesamte Einkommen nicht voll erfaßt, indem einerseits die untersten Einkommenstufen, weil steuerfrei, statistisch nicht gefaßt werden, die höheren Einkommen z. T. nicht vollständig deklariert werden. Um so beweiskräftiger wird aber die These vom steigenden Volkswohlstande, wenn es sich zeigt, daß schon das tatsächlich erfaßte steuerbare Vermögen im starken Anwachsen begriffen ist. Dies ist in der Tat der Fall! Beschränken wir uns auf den größten Bundesstaat, Preußen, so war die Entwicklung des steuerbaren Privatvermögens daselbst die folgende:

Es beträgt das ergänzungssteuerpflichtige Vermögen in Millionen Mark:

		jährliche Zunahme
1895	63857	
1896	64024	167
1897/98	65676	827
1899/1901	70042	1455
1902/04	75657	1872
1905/07	82410	2251
1908/10	91653	3081!

Mehr als drei Milliarden jährlich betrug also die Vermögenszunahme allein des steuerbaren Vermögens in Preußen. Wenn wir diesen Satz auf ganz Deutschland ausdehnen, kommen wir auf rund fünf Milliarden Mark jährliche Vermögensvermehrung. Und das ist der Minimalsatz! Wir besitzen für das ganze Reich eine vorzügliche Kontrollemöglichkeit dieser auf Grund subjektiver Angaben der Steuerzahler erfaßten Vermögenszunahme in den Ziffern der Feuerversicherungsanstalten. Es betrugen die gegen Feuer versicherten inländischen Werte bei

	1904	1905	1906	1907	1908
Aktiengesellschaften . . .	76738	80536	84010	86388	
Gegenseitigkeitsanstalten .	11882	12284	12890	13774	
Oeffentlichen Sozietäten (ausschließl. Rückversicherung)	55033	57806	60081	60858	63951
Zusammen	143653	150626	156981	161020	
Zunahme		6973	6355	4039.	

Wir sehen also, die Zunahme der gegen Feuer versicherten Werte übertrifft die den Steuerbehörden deklarierte Vermögenszunahme.

Rechnen wir also mit einer Vermögenszunahme von 6—7 oder auch nur 5 Milliarden jährlich, so ist die jährliche Mehrbelastung um 400 bis 500 Millionen, wie sie sich aus der Reichsfinanzreform ergab, sicher nicht imstande, uns an den Bettelstab zu bringen! Strittig wird natürlich bleiben, ob die eingeführten Steuern gerade diejenigen Gesellschaftsschichten in ausreichendem Maße getroffen haben, die den Hauptanteil an der Vermögenszunahme hatten. Es ist da von Belang, zu wissen, wie sich die Einkommenszunahme (von einer wesentlichen Vermögenszunahme werden wir da nicht reden dürfen) der breiten Massen gestaltet hat. Wir besitzen für die Beurteilung dieser Frage leider nur die auf die industrielle Arbeiterschaft bezügliche Statistik der Unfallversicherung. Diese Statistik hat zwar den Fehler, daß die Löhne nicht voll erfaßt werden, indem bei den höheren Lohnstufen die angerechneten Löhne hinter den tatsächlich gezahlten zurückbleiben. Allein dieser Umstand erhöht nur die Beweiskraft der These von der Lohnsteigerung im Falle es sich herausstellt, daß eine solche stattgefunden hat. Wir finden da:

	gegen Unfall versicherte Arbeiter Tausende	deren Löhne Millionen Mark	im Durchschnitt auf einen Arbeiter	Zunahme %
1886	3473	2228	642	
1906	8625	7715	891	39
1908	8917	8463	949	48

Es hat also in 22 Jahren eine Lohnsteigerung um 48 v. H. stattgefunden. Nun hat zwar im Jahre 1909 eine starke Arbeitslosigkeit geherrscht, im laufenden Jahre ist aber eine Besserung eingetreten und das allgemeine Lohnniveau dürfte nicht gefallen sein. Aber, so wird wieder von den Friedensfreunden eingewendet, was nützt die ganze Lohnzunahme gegenüber der notorischen Teuerung aller Lebensmittelpreise, unter denen namentlich die Minderbemittelten fast bis zur Unerträglichkeit zu leiden hätten . . .

Diese warmen Friedensfreunde sind keine Statistiker und kennen nicht die Statistik der Preisbewegung. Es steht durchaus nicht so, daß alle Lebensmittel teurer geworden wären — wenigstens nicht im Großhandel. Das Brotgetreide ist heute trotz Schutzzoll nicht teurer als vor 30 bis

40 Jahren. Kaffee, Zucker, Tee, Südfrüchte sind billiger. Kleidungsstoffe sind kaum teurer. Teurer geworden ist die Wohnung. Gestiegen sind die Ansprüche an den Komfort, gestiegen die Steuern. Für England hat Sauerbeck seit über 40 Jahren zusammenhängende Preislisten von etwa 45 Großhandelsartikeln zusammengestellt, um daraus sog. „Indizes" der Preisberechnung abzuleiten. Setzt man mit Sauerbeck die Preise für die Jahre 1867 bis 1877 gleich Hundert, so war die weitere Preisbewegung folgendermaßen beschaffen:

	Vegetabilische Lebensmittel (Getreide)	Animalische Lebensmittel (Fleisch, Schmalz, Butter 2c.)	Zucker, Tee, Kaffee	Textilwaren	Sämtliche 45 Artikel
1867/77	100	100	100	100	100
1879/88	74	94	73	70	77
1889/98	62	81	65	57	66
1899/1908	64	86	48	67	72
1908	70	87	48	77	72

Wir sehen also eine Preissenkung bei allen Warengruppen! Nun sind die Sauerbeckschen Zahlenangaben für genaue Vergleiche zwar nicht einwandfrei, weil die Quantitäten nicht berücksichtigt sind,*) für eine rohe Vergleichung sind sie immerhin von Interesse, auch wenn man berücksichtigt, daß die Sauerbeckschen Zahlen für England Geltung haben, für Deutschland infolge der Schutzzölle anstatt eines Absinkens ein Sichgleichbleiben der Preise für Getreide und ein gewisses Aufsteigen der Preise für animalische Produkte sich herausstellt.

Wesentlicher als die Lohn- und Preisstatistik ist für die Frage der Wohlstandsentwicklung die Konsumstatistik. Steigt der Verbrauch an den wertvolleren Lebensmitteln, so ist trotz „Steuerschraube" ein Rückschluß auf ein Ansteigen des Volkswohlstandes ganz unabweisbar. Was lehrt uns nun die Konsumstatistik? Wir ersehen aus ihr, daß im Deutschen Reich verbraucht wurden auf den Kopf der Bevölkerung kg:

	Roggen	Weizen	Gerste	Hafer	Kartoffeln	Zucker	Kaffee	Südfrüchte	Bier
1879/1884 . . .	121	51,6	46,6	82	339	8	2,4	0,6	84
1903/1904 } 1909/1909 } . .	144	92,4	80	117	608	16,5	3.0	2,8	117

*) Schreiber dieses wird demnächst eine größere Arbeit veröffentlichen, in der er eine umfassende Korrektur der Sauerbeckschen Indices vorgenommen hat, unter Berücksichtigung der Quantitäten und des Konsums. Danach stellt sich das Absinken der Preise nicht so erheblich dar, wie bei Sauerbeck, es ist aber immerhin vorhanden.

Man kann hierzu bemerken, daß infolge des seit 1899 veränderten Schätzungsverfahrens für die Getreideernte die für 1879/84 angegebenen Ziffern zwecks Vergleichsfähigkeit um 10—15 v. H. erhöht werden müßten. Aber auch dann bliebe ein ganz in die Augen fallendes Anwachsen des Weizenkonsums um mehr als 50 v. H. bestehen. Der Mehrverbrauch an Gerste und Hafer setzt sich in der Hauptsache in einer verstärkten Fleisch- und Milchproduktion und -Konsumtion um. Dem gleichen Zwecke dient die große Zunahme der Einfuhr an Kleie, Oelkuchen, Mais, Oelfrüchten. Das Ansteigen des Verbrauchs von Zucker, Kaffee, Bier, Südfrüchten ist unwiderlegbar. Bezüglich des Fleischkonsums sind wir bedauerlicherweise nicht in der Lage, für das ganze Reich oder auch nur für den größten Teil desselben einwandfreie Zahlen zu erlangen. Lediglich Sachsen besitzt für größere zusammenhängende Zeiträume eine amtliche Fleischkonsumstatistik. Nach der sächsischen Statistik stellte sich der Fleischkonsum in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf kaum 20—25 kg, ist dann in den 70er, 80er und 90er Jahren auf 30—35 kg und um die Jahrhundertwende auf 40—44 kg (ohne Kalbfleisch) gestiegen. Für ganz Deutschland gibt es eine Schätzung von Scherzer für die 80er Jahre, der 35 kg auf den Kopf rechnet. Lichtenfeld rechnet für 1893 etwa 39,9 kg, und die neuesten amtlichen Berechnungen (seit 1904) kommen auf Grund eines methodologisch allerdings nicht einwandfreien Verfahrens auf 52—53 kg, d. h. auf einen Betrag, der an den des englischen Fleischkonsums nahe heranreicht. Auch wenn wir von diesem Betrage 10 v. H. streichen, so ist doch ein Ansteigen des Fleischkonsums nicht abzuleugnen. Das Anwachsen des Konsums an Nahrungsmitteln in der breiten Volksmasse leugnen übrigens in der letzten Zeit nicht einmal die Sozialdemokraten ab. Die These von der absoluten Verelendung spukt heute nur noch in den Köpfen der Friedensapostel à tout prix herum. Die sozialdemokratischen Theoretiker haben sich längst auf die Behauptung von der relativen Verelendung zurückgezogen, d. h. sie meinen nur, daß von dem anwachsenden Nationalreichtum die Arbeiter den kleineren, die Kapitalisten den Löwenanteil bekämen. Uns genügt hier zunächst die Feststellung von dem Anwachsen des Volksvermögens. Dieses Anwachsen ist ein so bedeutendes, daß wir neben den Rüstungsausgaben die für die Kulturzwecke nötigen Ausgaben durchaus nicht zurückzustecken brauchen, daß wir uns ebensowenig angst und bange zu machen brauchen um die Frage, woher wir die Mittel zur Bestreitung der anwachsenden sozialen Lasten hernehmen sollen. Noch sind wir in der Lage, die Produktivität der Arbeit zu steigern, die produktiven Kräfte besser entfalten zu können. Solange die vorhalten — und es ist Aufgabe einer weisen Staatspolitik, sie zur vollsten Entfaltung zu bringen —, brauchen wir nicht überall ängstlich zu sparen, zu knickern und zu knausern. Der größte deutsche Nationalökonom, Friedrich List, hat einst gesagt: „Seefahrende Nationen spotten über das Sparsystem am Boden kriechender Völker — wissen sie doch, daß die See an guten Gütern reich ist, und daß man nur Mut und

Tatkraft braucht, um sie zu heben." Nun, nicht nur die See, auch die heimische Ackerscholle, die heimischen Schätze des Erdinnern, die Entfaltung der produktiven Kräfte in der Industrie bietet uns noch auf lange hinaus die schönste und reichlichste Gelegenheit zur Betätigung von Mut, Unternehmungsgeist, Tatkraft zwecks Steigerung von Macht und Reichtum . . . Man sagt, daß wir auf Kulturaufgaben zu wenig verwenden. Mag sein. Aber an Mitteln dazu, wie wir gesehen haben, fehlt es nicht, und wenn die auswärtige Politik uns verbietet, von der $1^1/_4$ Milliarde, die wir auf militärische Ausgaben verwenden, etwas zu sparen, so steht doch kaum etwas im Wege, daß wir von den fünf bis sechs Milliarden, um die mindestens unser Volksvermögen jährlich anwächst und von den vier Milliarden, die das deutsche Volk jährlich für Alkohol und Taback ausgibt, einiges abknappsen und der Kultur zuwenden. Prof. Ballod.

Der Verfassungskampf in England.

Das englische Parlament, das erst im Januar dieses Jahres gewählt worden war, steht schon wieder vor der Auflösung. Bei den Neuwahlen, welche in einigen Tagen stattfinden sollen, wird nicht nur über viele gesetzgeberische Projekte von großer Tragweite die Entscheidung fallen, sondern vor allem wird sich das britische Volk darüber auszusprechen haben, ob es die überlieferten Grundlagen seines Staatswesens erhalten oder vollständig umgebaut wissen will. Der Streit tobt um die Vetobill, welche das Haus der Gemeinen mit überwältigender Mehrheit angenommen hat, während die Maßregel im Hause der Lords eine noch stärkere Majorität gegen sich hatte.

Der ausgesprochene Zweck, welchen die Liberalen mit der Vetobill verbinden, ist, die Macht des Oberhauses dermaßen zu vermindern, daß diese Körperschaft nur noch ein Schatten ihrer selbst bleibt. Die Vetobill nimmt den Lords zunächst das Recht, Finanzbills, die das Unterhaus angenommen hat, abzulehnen. Ferner schreibt sie vor, daß die Lords jede andere Bill annehmen müssen, welche dreimal hintereinander durch das Haus der Gemeinen gegangen ist.

Was die finanzpolitischen Rechte der Lords betrifft, so ist der Streit über diesen Gegenstand zwischen den beiden Häusern des Parlaments uralt; schon zur Zeit der Königin Elisabeth ist ein derartiger Konflikt vorgekommen. In den folgenden Jahrhunderten wiederholten sich diese Zusammenstöße, ohne jemals bedeutende politische Folgen nach sich zu ziehen. Vor etwa fünfzig Jahren ereignete sich die erste finanzpolitische Meinungsverschiedenheit zwischen Peers und Commoners, welche für die Entwicklung des Königreichs von Bedeutung war. Gladstone brachte die Abschaffung der die demokratische Presse niederhaltenden Papiersteuer durch das Unterhaus; das Oberhaus lehnte jene Bill ab. Darauf ergriff Gladstone folgendes Auskunftsmittel. Er ließ bei dem Budget des nächsten Jahres in dem Einnahmebudget, das nach englischem Recht alljährlich genehmigt werden muß, das Rubrum Papiersteuer einfach aus. Die Lords

konnten hiergegen nichts tun, denn sie beanspruchten gar nicht das Recht, das Budget zu amendieren, sondern nur, es im Ganzen zu verwerfen. Folglich hätten sie die Wiederherstellung der Papiersteuer nur vermittelst eines großen parlamentarischen Kampfes erzwingen können. Dazu hatten sie nicht den Mut, und so gab es fortan eine durch einen Präzedenzfall geheiligte Form, in der Steuern ohne Zustimmung des Oberhauses abgeschafft werden konnten.

Der Vorfall war um so wichtiger, als in der Epoche der Königin Victoria die englische Steuerpolitik eine gänzlich neue Richtung einschlug. Anstatt aristokratisch wurde sie demokratisch und immer demokratischer. Es blieb nicht dabei, daß Abgaben beseitigt wurden, welche die Massen belasteten, sondern es wurden auch den reichen Klassen schwere Besitz- und Einkommensteuern auferlegt. Diese Finanzpolitik gipfelte in dem Budget von 1909, das die großen Vermögen und Einnahmen einer nach deutschen Begriffen unerhörten Mehrbelastung unterwarf. Außerdem führte es eine Wertzuwachssteuer ein, sowie Abgaben von unbenutzt daliegendem Baugelände u. dgl. Der Ertrag dieser technisch sehr schwer durchführbaren Steuern — auch bei uns verursachen die Modalitäten der Reichszuwachssteuer ja gewaltiges Kopfzerbrechen — wurde vorläufig nur auf 7 Mill. Mark geschätzt. Jedoch hatte der erzradikale Schatzkanzler, Lloyd George, offenbar im Sinn, aus jener Quelle, wenn die mühseligen Bohrarbeiten erst gelungen waren, in sehr hohem Maß zu schöpfen. Das „demokratische Budget" setzte Kommissionen ein, welche alles Land im Vereinigten Königreich für die Zwecke der Zuwachsbesteuerung abschätzen sollten. Alles dies war für die Lords höchst bedrohlich, weil sich Grund und Boden Englands in den Händen weniger Magnaten aufgehäuft haben.

Deshalb entschloß sich im vorigen Jahre das Oberhaus, was es fünfzig Jahre früher gegenüber Gladstone nicht gewagt hatte, das die neuen exorbitanten Steuern enthaltende Einnahmebudget zu verwerfen. Das Ministerium Asquith löste nun das Parlament auf, um die Meinung der Wählerschaft einzuholen. Daß der Wille des Volks das höchste Gesetz sein soll, ist ein Grundsatz, über den Unionisten und Liberale übereinstimmen. Die im Januar dieses Jahres vollzogenen Wahlen ergaben eine große Mehrheit zugunsten der Regierung. Die Peers beugten sich jetzt dem Volkswillen, und zwar mit Würde, ohne eine Spur von junkerhaftem Trotz wie ihn zu seinem Schaden das preußische Herrenhaus einige Male in ähnlichen Lagen gezeigt hat. Sie nahmen das Budget an. Die neuen Erbschafts- und Einkommensteuern traten in Kraft und lieferten bei dem ungeheuren Reichtum der Aristokratie und Plutokratie Englands kolossale Erträge, ohne daß bisher nationalökonomische Nachteile oder ein empfindlicher Druck fühlbar geworden wären.

Aber dieses war nur der erste Akt des politischen Dramas. Nunmehr gingen die Liberalen, gedrängt von den kleinen, aber mächtigen Parteien der

Iren und Arbeiter, daran, Rache für die erzwungene Auflösung des Parlaments zu nehmen. Denn in keinem Lande ist ein Wahlkampf weniger ein Vergnügen als in England. Gewaltsamkeiten sind dann an der Tagesordnung. Der Mob beider Lager begeht Ausschreitungen, vor denen ein polizeifrommes preußisches Gemüt sich entsetzen würde. Hat doch die gegenwärtige Wahlschlacht damit begonnen, daß die Londoner Suffragetten dem Minister des Innern, Birell, auf der Straße den Hut eingetrieben und seine Schienbeine dermaßen mit Fußtritten bearbeitet haben, daß Herr Birell bettlägerig geworden ist. Vier anderen Ministern haben die Amazonen die Fenster eingeworfen. Der Premierminister Asquith, dessen sie wie des Herrn Birell, auf der Straße habhaft wurden, konnte sich vor der schlagenden Beweisführung der Frauenrechtlerinnen noch im letzten Augenblick in ein Auto retten. Nicht weniger als 146 dieser anmutigen Jeannes d'Arc sind beigesteckt worden.

An solche Aufregungen und Anstrengungen der Wahlagitation sind die Engländer, wie gesagt, gewöhnt; sie bilden ein Stück englischer Geschichte, und die Engländer haben aus ihren historischen Erfahrungen die Lehre gezogen, daß Freiheit unmöglich ist ohne eine gewisse Beimischung von Ochlokratie. Nationen, die bei dem Anblick einiger Symptome von Unordnung in schrillen Tönen nach dem Staatsanwalt als Rettungsengel rufen, sind nach britischer Auffassung eben nicht frei.

Aber um so größer war die Erbitterung der englischen Liberalen über die Geldausgaben, welche ihnen die Unionisten durch die Auflösung vom vorigen Januar aufgehalst haben. Die Wahlunkosten sind in England namhafter als bei uns und fallen einem engeren Kreise zur Last. Insbesondere werden sie von den Kandidaten getragen. Als nun das neue Parlament zusammentrat, war die ganze Regierungspartei einig darin, daß dem Oberhause ein für allemal die Macht zur Erzwingung von Neuwahlen genommen werden müsse. Hierzu war in erster Reihe erforderlich, daß das Unterhaus jetzt den uralten Streit über die finanzpolitischen Rechte der beiden Häuser in seinem Sinn zur endgültigen Entscheidung brachte. Die Lords durften fortan mit dem Budget überhaupt nichts mehr zu tun haben, wenigstens mußte ihre Sanktion rein formaler Natur sein. Und da in England nicht nur alle forterhobenen, sondern auch alle neu zu erhebenden Steuern im Einnahmebudget (bill of appropriation) figurieren, so zeigte sich das Haus der Gemeinen entschlossen, den Lords jede Mitwirkung an der Steuerpolitik wie bei der Festsetzung der Staatsausgaben zu entziehen. Das Unterhaus, hervorgegangen nicht gerade aus dem allgemeinen, aber immerhin aus einem erzdemokratischen Stimmrecht, beanspruchte in allen steuerlichen und finanziellen Angelegenheiten die Omnipotenz. Jeder verfassungsmäßige Schutz der besitzenden und reichen Klassen gegen kommunistische Plünderung in der Gestalt der Legalität fiel damit weg, denn die Krone ist in England ohnmächtig, solange die Wähler hinter dem Haus der Gemeinen stehen.

Aber nicht genug damit, daß dem Oberhaus jeder Einspruch unmöglich gemacht werden sollte gegen die Art und Weise, in welcher die Gemeinen mit der nationalen Steuerkraft und den öffentlichen Einnahmen zukünftig schalten und walten würden — auch die übrigen gesetzgeberischen Befugnisse der Lords sollten beinahe bis zur Bedeutungslosigkeit verstümmelt werden. Die Vetobill hob das absolute Veto der Peers auf und ließ ihnen nur ein suspensives. Eine derartige Maßregel würde dem demokratischen Geist der modernen englischen Verfassung durchaus entsprochen haben, wenn sie so formuliert worden wäre, daß eine in zwei auf einanderfolgenden Legislaturperioden vom Unterhaus angenommene Bill auch gegen den Willen des anderen Hauses Gesetz werden konnte. Nach der Vetobill braucht ein Gesetzentwurf aber nur in drei Sessionen eines und desselben Parlaments von den Gemeinen genehmigt worden zu sein, um ohne weitere Befragung der Lords dem nationalen Gesetzbuch einverleibt zu werden.

Der Zorn über die ihrer Ansicht nach freventlich heraufbeschworenen Januar-Wahlen riß die liberale Partei zu jenen Beschlüssen fort, welche nicht nur das absolute Veto der Peers vernichteten, sondern „der goldenen Kammer" nicht einmal ein wirksames suspensives Veto ließen. Da die Anstrengungen uud pekuniären Opfer des Wahlkampfes den Liberalen noch in allen Gliedern lagen, so wollten sie sich schlechterdings nicht wieder zur Parlamentsauflösung gezwungen sehen, wenn sie die Macht in Händen hatten und ihre Reize zu genießen vermochten. Daß sie geschwächt aus der Wahlschlacht hervorgegangen waren, vermehrte natürlich noch die Intensität jener Gefühlswallungen.

Noch viel stürmischer als die Liberalen, deren rechter Flügel nur wegen der Parteidisziplin, unter Entfaltung eines scheinbaren Enthusiasmus, mitging, verlangten Iren und Arbeiterparteiler die Demütigung des Oberhauses vermittelst der Vetobill. Das britische Unterhaus zählt 670 Mitglieder. Die Januarwahlen gaben den Unionisten und Liberalen in runden Ziffern je 275 Mandate, den Arbeitern 40, den Iren 80. Ihre sozialistischen und irischen Bundesgenossen verliehen der Regierungspartei also die überwältigende Majorität von 120 Stimmen, der sich das Oberhaus nach den Wahlen unterworfen hatte, indem es das „demokratische Budget" annahm. Wenn die Iren zu den Unionisten übergingen, wozu einer ihrer Führer, O'Brien, unter Umständen nicht übel Lust verspürte, war das Kabinett Asquith in die parlamentarische Minorität versetzt. 315 Liberale und Arbeiter standen dann 355 Unionisten und Iren gegenüber. Die irische Partei bildete also das Zünglein an der Wage, und ihr mußte noch viel mehr als den Liberalen daran gelegen sein, daß die Lords des absoluten Vetos beraubt wurden, ohne ein wirksames suspensives dafür zu empfangen. Im Jahre 1893 hatte das Oberhaus Gladstones zweite Homerule-Bill abgelehnt, und da die Liberalen, sich der öffentlichen Meinung nicht sicher fühlend, das Parlament nicht aufzulösen wagten, so war es bei der

negativen Entscheidung der Lords verblieben. Diesen Präzedenzfall vor Augen, gingen die Iren mit der allergrößten Leidenschaft darauf aus, die Vetobill zustande zu bringen, um es künftigen Parlamenten möglich zu machen, ohne Befragung des englischen und schottischen Volks Irland die Autonomie zu geben.

Daß das Unterhaus aller Wahrscheinlichkeit nach noch einmal werde aufgelöst werden müssen, darüber waren alle Parteien einig. Diese Aussicht war ihnen allen unendlich peinlich, denn die Aufwendungen an Kraft und Geld mußten sich um so drückender gestalten, als sie sich im Laufe eines einzigen Jahres zweimal zu wiederholen drohten. Aber, fragten besonders Iren und Arbeiterparteiler mit Wut und Sorge, was soll geschehen, wenn die Lords nach den zweiten Neuwahlen mit der Vetobill anders verfahren als mit dem Budget und jenen Gesetzentwurf abermals ablehnen? Kann der Premierminister uns Garantien dafür geben, daß die Krone, um einer solchen Kraftprobe der Lords zuvorzukommen, die 400 zur Durchdrückung der Vetobill erforderlichen neuen Peers ernennen wird?

Diese Garantien vermochte der Premierminister Asquith den Iren und Arbeiterparteilern in der Tat nicht zu geben. Selbst fortgeschrittene Liberale erblickten in einer so massenhaften Kreierung neuer Peers eine Maßregel, welche „die soziale Landeswährung verschlechtere“. Die Reden des Herrn Asquith im Unterhause waren reich an unbestimmten Drohungen gegen die Lords, aber obwohl er durch seine Zurückhaltung einen ersten Riß in der Regierungspartei hervorrief, vermochte er ein bestimmtes Versprechen jenes Monster-Peersschubs nicht zu geben. Sowohl bei der Erörterung der Vetoresolutionen als auch bei den Butgetdebatten erzitterte das liberale Ministerium, das Iren und Arbeiterparteiler schäumenden Mundes und mit rollenden Augen bedrängten in allen Fugen. Aber der Premierminister lief lieber alle Gefahren, als daß er sich gebunden hätte, „to swamp the house of lords“. Im übrigen war bei der „Engros-Ernennung“ von Peers nicht bloß das Widerstreben der Krone zu überwinden, die mit der Erniedrigung der Aristokratie einen auf sie selber zurückspringenden Pfeil abzuschießen fürchten mußte, sondern dem Oberhaus selber standen gegen einen solchen pseudolegalen Staatsstreich legale Abwehrwaffen zur Verfügung. Das hatte die Erfahrung im Jahre 1856 bewiesen, als das Ministerium Palmerston, um der Peerage beweglichere Elemente zuzuführen, den Lord Wensleydale nicht zum erblichen, sondern nur zum lebenslänglichen Peer ernannt hatte. Das Adelspatent jenes Herrn — nach englischem Staatsrecht gehören nur die Mitglieder des Oberhauses zum Adel — war von den Lords geprüft, wegen mangelnder Erblichkeit für nichtig erklärt und seinem Inhaber die Mitgliedschaft des Oberhauses abgesprochen worden. Es herrschte nun zu Beginn des Jahres 1910 in den Kreisen der Regierungspartei kein Zweifel daran, daß die Lords entschlossen waren, einen nach abermaliger Parlamentsauflösung von den Liberalen gewagten Monster-Peerschub so wenig ruhig hinzu-

nehmen, wie sie 1856 die Einschmuggelung lebenslänglicher Oberhausmitglieder sich hatten gefallen lassen. 400 neue Peers — das bedeutete 400 Adelsbriefe (patents of creation), die sämtlich dem Hause der Lords vorgelegt und von der distinguierten Versammlung auf ihre Gültigkeit hin untersucht werden mußten. Wenn jemals eine Prophezeiung ohne Vermessenheit gewagt werden durfte, so war es die Vorhersagung, daß die erblichen Gesetzgeber den ganzen Haufen Adelsbriefe jener Peers „zweiter Qualität" rücksichtslos kassieren würden. Daß die Lords dazu das Recht hatten, bewies auch nach dem Gutachten liberaler Staatsrechtslehrer der Präzedenzfall des Lords Brandon im Jahre 1711.

So stand der Konflikt zwischen Lords und Commoners, als König Eduard VII. im Frühjahr 1910 nach Biarritz abreiste. „Die Verfassung ist im Schmelztiegel!" sagten die Unionisten mit einem Pessimismus, der nicht unberechtigt war. „Wir sind in einer Sackgasse!" sagten die Liberalen mit praktisch ebenso berechtigtem Pessimismus. Die Unionisten erblickten in der Volksvertretung eine Mehrheit von 120 Stimmen am Werk, den konstitutionellen Wunderbau der Ahnen, den die ganze gesittete und halbgesittete Menschheit nachzuschaffen bemüht war, leichtfertig einzureißen. Die Liberalen aber hatten das Gefühl, daß „der Mann oben auf dem Omnibus", um mit Palmerston zu reden, den vergewaltigten Lords seine Sympathien zuwenden würde, wenn sie sich mit allen legalen Mitteln gegen die Ueberschwemmung ihres Hauses mit „400 Schuhputzern und Invalidenrentnern" zur Wehre setzen würden. Denn die Bewegung gegen das Oberhaus ist offenbar reine Parteisache; im Volke geht sie nirgendwo tief vielleicht nicht einmal in Irland, das gerade den Argrarreformen der Unionisten einen zahlreichen Stand freier Bauern verdankt.

König Eduard VII. hat eine eigentümliche Stellung zu der britischen Aristokratie eingenommen. Obwohl diese ihm alle Huldigungen erwies, welche dem König von Gottes Gnaden und dem „ersten Gentleman des Landes" zukamen, fühlte sich der König, wie man behauptete, in der Gesellschaft der stolzen englischen Großen doch nicht so recht wohl, sondern bevorzugte den Umgang mit emporgekommenen Finanzmännern deutschen Ursprungs. Es war, als ob der Ursprung dieses nur quasilegitimen Königtums, welches einst von der Aristokratie mit der Krone betraut worden ist, noch immer nachwirkte. Der König fühlte sich über die Lords nicht vollkommen als Herr, und die Lords sahen sich nicht so ganz als seine Untertanen an. Auch die verstorbene Königin Victoria war von derartigen Empfindungen nicht frei gewesen. Im Jahre 1869 machte Lord Russel abermals den Versuch, lebenslängliche Peers zu schaffen; diesesmal durch Einbringung einer Bill im Oberhaus. Victoria hat nun, nach allem was man weiß, in jener Bill, die doch den Erbadel herabdrückte, eine Mehrung der Prärogative ihrer Krone gesehen.

Ebenso scheint auch Eduard VII., als er im Frühjahr 1910 nach Biarritz abreiste, keineswegs unbedingt auf der Seite der Lords gestanden

zu haben. Die Mai-Nummer von „Contemporary Review“, der großen liberalen Monatsrevue, wurde im Moment ihres Erscheinens zurückgezogen und umgedruckt. Es stellte sich heraus, daß der Grund dieser auffallenden Manipulation in einem anonymen Artikel zu suchen war: „The opportunity of the King“, der, in einem hoch kultivierten politischen Stil geschrieben, wie wir ihn im heutigen Deutschland gar nicht kennen, offenbar von den Führern des rechten liberalen Flügels herrührte. Der Artikel hatte vor der Veröffentlichung erst dem König vorgelegen; auf die Veranlassung Eduards hin mußten im allerletzten Moment einige Wendungen, die ihm mißfielen, geändert werden; darum kam die Mai-Nummer von „Contemporary Review“ unter so ungewöhnlichen Umständen heraus.

„The opportunity of the King“ richtete nun einen warm empfundenen Appell an König Eduard, Seine Majestät möge, nachdem Sie in der Leitung der auswärtigen Politik eine so hohe Weisheit betätigt habe, auch in die inneren Wirren mit geschickter Hand eingreifen. Die englische Nation betrachte die Monarchie als die legitime Vermittlerin zwischen den hadernden Parteien. Der König, dem seine Popularität eine unermeßliche moralische Macht verleihe, habe sich dadurch geschadet, daß er nicht schon längst eingeschritten sei. Denn der tausendjährige hartnäckige Glaube des englischen Volkes an die praktische Nützlichkeit des Königtums habe dadurch gelitten. Die englische Verfassung sei zurzeit einer Feuerprobe ausgesetzt. Niemand vermöge zu sagen, in welcher Gestalt sie daraus hervorgehen würde: „Nicht allein das Haus der Lords ist in Gefahr. Die Monarchie selber ist in ihrem Dasein bedroht, und erst der Ausgang muß zeigen, ob der König imstande sein wird, aufrechtzuerhalten, oder vielmehr wiederherzustellen das Vertrauen seiner getreuen Untertanen in den wohltätigen Einfluß des gekrönten Friedensfürsten.“

Die extremen Elemente beider Parteien, warnt der anonyme Verfasser, würden sich wetteifernd bemühen, den Thron in den Parteihader hineinzureißen: „Das ist alles sehr verabscheuenswert und recht gefährlich, und angesichts der kämpfenden Fraktionen wird der König einen sicheren Instinkt und ein scharfes Urteil nötig haben, sowie die Gebete aller seiner Untertanen.“

Auch dieser liberale Publizist ist der Ansicht, daß die Liberalen sich in eine Sackgasse verrannt hätten, da ein Peersschub großen Stiles auch nach neuen Unterhauswahlen undurchführbar sei. Er zieht jedoch daraus den Schluß, daß die Krone in ihrem eigenen Interesse der liberalen Partei zu Hilfe kommen müsse, denn die Liberalen wären die tätigste, energischste und *turbulenteste* Hälfte der Bevölkerung. Deshalb dürfe der Thron um seiner eigenen Stabilität willen sich nicht scheuen, nötigenfalls revolutionäre Mittel anzuwenden, wenn sich die Lords auf andere Weise nicht zur Nachgiebigkeit bewegen ließen.

Was der anonyme Führer der gemäßigten Liberalen mit diesem kühnen Ratschlag sagen will ist folgendes: Jedes Mitglied des Oberhauses bedarf,

um Sitz und Stimme in der Versammlung zu haben eines Adelsbriefs (patent of creation) und eines Berufungsschreibens (writ of summons). 400 neue Adelsbriefe auszugeben ist unzweckmäßig, denn die älteren Peers würden jene Urkunden nicht als rechtsbeständig anerkennen, oder ihre Prüfung dazu benutzen, um endlose Obstruktion zu treiben. Deshalb gebe man keine Adelsbriefe an neue Peers, sondern enthalte lieber den unionistischen alten Peers die Berufungsschreiben vor. Wenn nur liberale Lords, mit Berufungsschreiben versehen, an den Schranken des Hauses zu erscheinen vermögen, darf der Lord-Kanzler keine anderen als diese zu Sitz und Stimme zulassen.

Aber ist es der Krone erlaubt, den Peers der Opposition die Berufungsschreiben vorzuenthalten? Allerdings, denn es liegen eine Menge mittelalterliche Präzedenzfälle, besonders aus dem 14. Jahrhundert, vor, welche beweisen, daß die Plantagenets nur die ihnen genehmen weltlichen Lords zum Parlament einberiefen; diese Herrscher erkannten weder den Anspruch auf Erblichkeit der Peerage noch irgend ein anderes selbständiges Recht auf Sitz im Oberhause an. Wie die Plantagenets möge auch Eduard VII. verfahren, um eine revolutionäre Erhebung der Liberalen zu vermeiden. Dies wird ihm nur gelingen, wenn er und seine Ratgeber unter den Hilfsmitteln der Konstitution eines entdecken können, das wirksam ist; wie gewaltsam und unkonstitutionell es auch sein, wie stark es auch den Buchstaben des Gesetzes pressen möge.

Die Lords haben, um dem Wunsch der öffentlichen Meinung nach Reform ihrer veralteten Zusammensetzung entgegenzukommen, die Resolutionen von Lord Rosebery angenommen, in denen steht, daß in Zukunft niemand bloß deshalb im Oberhause sitzen soll, weil er Peer ist. Auf dieser Resolution fußend, teile der König seine Berufungsschreiben nicht allein an Peers, sondern auch an Commoners aus, die ihm für eine senatorische Würde geeignet erscheinen.

Es entgeht unserem Autor nicht, daß eine — damals übrigens erst in erster Lesung angenommene — Resolution eines einzelnen Hauses noch lange keine Parlamentsakte ist. Aber, sagt er mit der staatsrechtlichen Logik, welche im 17. Jahrhundert dem englischen Königtum so wenig zum Heil gereichte: „Die Prärogative des Souveräns ist die Macht, etwas zu tun, was außerhalb des Gesetzes fällt." Nun gesteht er freilich zu, daß die ausgeschlossenen Peers sich jenen verfassungswidrigen Mißbrauch der königlichen Prärogative nicht ruhig gefallen zu lassen brauchten. Er äußert, daß man in unionistischen Kreisen schon überlege, wie einem Staatsstreich, gleich dem oben geplanten, entgegenzutreten wäre. Seiner Meinung nach aber hätte eine Gegenaktion der ausgeschlossenen Peers keine Aussicht auf Gelingen. Die ohne Berufungsschreiben gelassenen Peers wollten, wie er bemerkt, gegebenenfalls in Masse in das Oberhaus eindringen und gegen den Willen des Lordkanzlers ihre Sitze einnehmen. Die Polizei würde dann ihrer Ansicht nach nicht wagen, sie zu hindern. Denn

Parlamentsmitglieder gewaltsam und ungesetzlich von ihren Sitzen fernzuhalten, sei zweifellos Hochverrat, und die Richter und Geschworenen Londons, vor denen der Prozeß verhandelt werden würde, seien von unionistischer Gesinnung:

„Wir wollen mit solchen Phantasien aufhören", sagt der Artikel in Contemporary Review, „die nur nützlich sind, um handgreiflich zu machen, wie eminent schwierig anzuwenden jedes Mittel ist, das bisher vorgeschlagen wurde, um einen Ausweg aus einer halbrevolutionären Lage zu finden.

Es ist schwer zu sagen, welches Auskunftsmittel dem König peinlicher sein oder, um es frank und frei einzuräumen, dem nüchternen, gleichgültigen, nicht politisierenden Publikum mehr widerstehen würde. Aber wenn kein Kompromiß gefunden wird . . ., dürfte es auch keinen Ausweg aus einer Periode turbulenter Unruhen geben, in der unvermeidlicherweise mehr konstitutionelles Geschirr zerbrochen werden wird, als je ersetzt werden kann. . . . Die Sache muß dann ausgefochten werden, bis zu dem nicht zu umgehenden revolutionären Ende. . . ."

Der Artikel gipfelt in dem Vorschlage, daß zur Erzielung eines Kompromisses über die Vetobill eine Konferenz der liberalen und unionistischen Parteiführer zusammentreten solle. So könne man die Auflösung des Parlaments vermeiden, bei welcher beide Parteien würden quitte oder double spielen müssen. Der Verfasser gibt zu verstehen, daß der liberalen Partei weniger daran liege, das absolute Veto der Lords zu beseitigen als die einseitig unionistische Zusammensetzung der „zweiten Kammer", wie man in England das Oberhaus nennt. Er erklärt, was die Liberalen hauptsächlich forderten, sei, daß das Oberhaus aufhöre, eine unionistische Mehrheit zu haben, wenn das Unterhaus überwiegend liberal sei. Um zu wechselnden Oberhausmajoritäten zu gelangen, empfehle es sich, die Krone von der Verpflichtung zu befreien, daß nur Peers in die zweite Kammer berufen werden dürften. Die Erblichkeit sei für die Lords of parliament ganz abzuschaffen. Nur immer auf die Dauer eines Parlaments seien sie zu berufen und auf den Vorschlag der Minister vom König sowohl aus den Peers, als auch aus den Commoners zu nehmen.

Die Veröffentlichung von „Contemporary Review" zeigte ganz unverhüllt die Ratlosigkeit, in welcher die Regierungspartei sich Anfang Mai 1910 befand. Die Liberalen zweifelten aufs stärkste daran, ob sie aus abermaligen Wahlen mit einer Mehrheit zurückkehren würden, mächtig genug, um die Lords einzuschüchtern und zur Annahme der Vetobill zu bringen. Noch vom ersten Wahlkampf her heftig gereizt, waren sie, nachdem sie das Bewußtsein ihrer Ohnmacht erlangt hatten, in eine Wut ohne Gleichen verfallen. Man sollte meinen, was sich für Plantagenets geschickt habe, zieme sich nicht für Liberale. Gleichwohl verlangte der publizistische Wortführer dieser Partei von dem König nicht mehr und nicht weniger, als zur Abwehr der angeblich drohenden Revolution von unten eine Revolution von oben. Es ist hierbei übrigens zu bemerken, daß nicht etwa

bloß die englischen, sondern ganz ebenso die Liberalen jedes anderen Landes unter Umständen der gleichen rabulistischen Beugung von Recht und Gesetz fähig sind, denn Partei ist Partei.

Materiell ist über den Kompromißvorschlag des Autors in „Contemporary Review" zu sagen, daß ein nach seinem Wunsch umgestaltetes Oberhaus bei konservativ gesinnten Engländern doch sehr schwere Bedenken erregen mußte. Konnten Lords of parliament, von den jeweiligen Ministern für die schwebende Legislaturperiode ausgesucht, mehr sein als Marionetten in der Hand des Kabinetts? Die knechtischen Senatoren der beiden Napoleons, die mammonistischen Pairs Louis Philipps, waren doch wenigstens auf Lebenszeit ernannt gewesen. Die Oberhausreform, wie sie Lord Rosebery durch seine Resolutionen eingeleitet hatte, war etwas ganz anderes. Nach den genannten Resolutionen, welche von den Lords in erster Lesung mit 175 gegen 17 Stimmen angenommen worden waren, sollte das verjüngte Oberhaus im wesentlichen bestehen aus einem gewählten Ausschusse der Peers, ferner aus den Peers und Commoners, welche bestimmte hohe Aemter bekleideten, schließlich aus einem kleinen Zusatz von lebenslänglich berufenen Vertrauensmänern des Königs, adligen oder bürgerlichen Standes.

Zwischen den beiden Reformplänen Roseberys und der „Contemporary Review" bestand der fundamentale Unterschied, daß der letztere die Alleinherrschaft der Unionisten im Oberhause brach, während der erstere dieselbe qualitativ verstärkte. Denn die Peers, welche weiter nichts geleistet hatten, als daß sie sich die Mühe gegeben hatten, von adligen Eltern geboren zu werden, schloß Lord Rosebery aus und nahm bürgerliche Kapazitäten dafür herein. Die dauernde Mehrheit aber ließ er den Unionisten.

Wie König Eduard über die Details der Oberhausreform und der Vetobill gedacht hat, ist niemals bekannt geworden. Jedenfalls aber beweist die Vorgeschichte des Artikels „The opportunity of the King", daß Eduard ebensowenig wie seine Mutter in der unverkürzten Aufrechterhaltung aller Privilegien der Peerrage ein Interesse des Throns sah. Ja, man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der König bereit war, dem Streben der Liberalen, eine Chance für die zeitweilige Beherrschung des Oberhauses zu gewinnen, weit über die Roseberysche Resolutionen hinaus entgegenzukommen.

Aber es war dem König Eduard vom Geschick nicht gegönnt, die friedliche Fortbildung der uralten Landesverfassung seinen Ruhmestiteln hinzuzufügen. Das englische Volk glaubte, daß dem König, der vor längerer Zeit eine schwere Darmoperation glücklich überstanden hatte, noch ein langes Leben beschieden sei. Der Anonymus in „Contemporary Review" scheint über seinen Gesundheitszustand besser informiert gewesen zu sein, denn er schrieb, der König sei geflohen „vor den grausamen und tödlichen Ostwinden eines englischen Frühlings". Jedenfalls wurde Eduard VII. bald nach seiner Rückkehr zu seinen Vätern versammelt. Den Konferenzgedanken überließ er gereift seinem Sohn. Je vier Parteihäupter von liberaler und unionistischer Farbe versammelten „sich um den runden Tisch", um durch ein Kompromiß

über die Rechte und Zusammensetzung der neu zu schaffenden „Lords of parliament“ den Liberalen aus der Sackgasse und der Konstitution aus dem Schmelztiegel zu helfen.

Die Unionisten machten in den Sitzungen der Versöhnungskonferenz das schwerwiegende Zugeständnis, daß die Lords unter dem Vorbehalt gewisser Kautelen in Finanzangelegenheiten, auf alle ihre Rechte verzichten sollten. Man fand sich also auf der konservativen Seite darin, künftig bezüglich der Budgets und Steuergesetze das Einkammersystem obwalten zu sehen. Trotzdem ist die Konferenz nach monatelangen Verhandlungen gescheitert. Der Streitpunkt, über den man nicht hinwegzukommen vermochte, obwohl bei beiden Parteien der beste Wille, sich zu einigen, vorhanden war, lag in der Zusammensetzung der Lords of parliament. Soll England fortfahren, eine auf eigenem Recht beruhende „zweite“ Kammer zu besitzen oder soll fortan die zweite Kammer wie die erste und das Ministerium nur ein Ausdruck der jeweiligen öffentlichen Meinung sein?

Eduard VII. scheint in der zweiten Alternative keine allzu schwere Gefahr für das britische Reich erblickt zu haben. Es ist dabei im Auge zu behalten, daß es zwischen den Roseberyschen Resolutionen, die das Oberhaus noch unmittelbar vor dem Ende des Parlaments in dritter Lesung angenommen hat, und dem Vorschlage von „Contemporary Review“ verschiedene Mittelwege gibt. Der Verfasser des Artikels in der Monatsrevue der liberalen Partei betrachtet selber seinen Vorschlag nur als Ausgangspunkt für eine fernere Diskussion des Gegenstandes.

Mit der äußeren Schärfe betonte dieser einflußreiche und vorzüglich unterrichtete Politiker jedoch, daß die Liberalen niemals ein Kompromiß annehmen würden, welches sie der Aussicht beraube, die Mehrheit in dem reformierten Oberhaus zu erlangen. Genau so wie es jene Stimme vorausgesagt hatte, handelten die liberalen Mitglieder der Versöhnungskonferenz. Mit dem Verzicht der Lords auf jedweden ferneren Anteil an der nationalen Finanzpolitik wollte sich die liberale Partei nicht begnügen, so gewaltig das von den gehaßten Gegnern angebotene Opfer auch war. Geradezu mit Entrüstung jedoch wurden die Anhänger des Herrn Asquith erfüllt durch den Vorschlag der Unionisten, nach schweizerischem Vorbild das Referendum in die englische Verfassung einzufügen. So regten es die Unionisten „am runden Tische“ an, und nachdem die Konferenz gescheitert war, hat Lord Landsdowne noch kurz vor Toresschluß eine jene radikale Neuerung befürwortende Resolution im Oberhause durchgesetzt.

Man sieht, die englische Verfassung ist in der Tat im Schmelztiegel. Daß die Partei der Unionisten, in welche die ehemaligen Konservativen und Tories aufgegangen sind, eine so demokratische Institution wie das Referendum erstrebt, ist nicht zu verwundern. Mit Recht hat der Führer der Unionisten im Unterhaus, Herr Balfour, soeben ausgerufen, seine Partei sei ebenso demokratisch wie die liberale. In der Tat ist in dem modernen

England keine Partei mehr möglich, welche nicht auf dem Prinzip fußte, daß der Wille der Wählerschaft das höchste Gesetz ist.

Eben im Sinne dieses Prinzips haben die Unionisten auf der Versöhnungskonferenz vorgeschlagen, daß unter gewissen Voraussetzungen das absolute Veto der Lords fortfallen und durch ein suspensives ersetzt werden solle, aber nicht so, daß nach zwei bis drei Jahren der wiederholt ausgesprochene Wille des Unterhauses Parlamentsbeschluß werde, sondern mit der Maßgabe, daß den Schiedsspruch zwischen den beiden Häusern ein Referendum zu fällen habe.

Wie sich Lord Lansdowne die Verpflanzung dieser Einrichtung, die in Frankreich unter dem Namen Plebiszit dem Cäsarismus zur Stütze gedient hat, auf britischen Boden denkt, ist seinen konkreten Einzelheiten nach noch nicht gemeldet worden, obwohl sich die unionistische Presse schon seit dem Beginn der Konferenz-Verhandlungen mit dem Referendum eifrig beschäftigt hat. Indem die Unionisten sich erbieten, das absolute Veto der Lords zugunsten der Volksabstimmung aufzugeben oder stark zu beschränken, zeigen sie sich demokratischer als die Liberalen. Der zweite Mann in der liberalen Partei, der Schatzkanzler Lloyd George, ist zurzeit dermaßen in die Plantagenet-Stimmung zurückgefallen, daß er schon den Gedanken an ein Referendum als eine Beschimpfung des Hauses der Gemeinen bezeichnet hat.

Wenn der junge Georg V. die Autorität seines Vaters besäße, würde die Versöhnungskonferenz schwerlich mit einem schrillen Mißklang geendigt haben. Jetzt ist ein Parteikampf wieder in helle Flammen ausgebrochen, den möglicherweise auch die in den nächsten Tagen beginnenden Wahlen noch nicht entscheiden werden. Das Haus der Lords ist eine Körperschaft, so ehrwürdig in den Augen des englischen Volks, wie einst der Areopag in denen des athenischen. Der Areopag hat schließlich von seiten der athenischen Demokratie das Schicksal erlitten, welches die englischen Liberalen dem Oberhaus bereiten möchten. Aber die athenische Demokratie war die Partei des Perikles, welche eine großartige auswärtige Politik betrieb, und der Areopag widersetzte sich dieser Politik, in England dagegen ist die „goldene Kammer" die Hochburg des Imperialismus. Pazifismus und Imperialismus — diese beiden Pole bestimmen den Charakter der großen englischen Parlamentsparteien, die beide gleich demokratisch sind. Wie ich schon gesagt habe, hat der Verfassungsstreit bis jetzt mitnichten die Nation in ihrer Tiefe aufgewühlt. Dennoch wird Georg V. schmerzlich empfinden, daß ihm die eingeleitete Beilegung des Konflikts mißlungen ist. Nur zu leicht kann innere Zerklüftung die auswärtige Staatskunst in Mitleidenschaft ziehen, denn innere und äußere Politik bilden eine Einheit und stehen in Wechselwirkung zueinander. Man denke nur daran, welchen Anteil die innere Lage des zweiten Kaiserreichs an dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von 1870 gehabt hat. Daniels.

Die Moabiter Krawalle.

Die Straßenkrawalle, die sich in dem Berliner Stadtteil Moabit gelegentlich eines unbedeutenden Streiks entwickelt und bald nachher in einem anderen Stadtteile, Wedding, wiederholt haben, sind in diesen Heften bisher nur gelegentlich analoger, größerer Ereignisse in Frankreich und England erwähnt worden; jetzt jedoch, wo die Gerichtsverhandlungen darüber stattfinden, scheint es angebracht, darauf doch noch zurückzukommen.

Das deutliche Ergebnis der Verhandlungen ist, daß die Unruhen viel unbedeutender gewesen sind, als man nach den Zeitungsberichten annehmen mußte. Soweit sehr erfreulich — denn welcher gute Deutsche darf sich wünschen, daß Brutalität und Zuchtlosigkeit auch bei uns das Haupt zu erheben wagen, wie es in anderen Ländern leider geschieht? Das Wort, das man immer wieder hörte in jenen Tagen war: „Bei uns in Preußen darf dergleichen nicht vorkommen". Es ist nun wirklich nicht viel gewesen, gar nicht in einem Atem zu nennen mit dem, was man jüngst in Frankreich und in diesem Augenblick in Wales erlebt. Ein tüchtiger Krawall, wie er selbst in Zeiten Friedrich Wilhelms III. auch öfter mal in Berlin passiert ist, weiter nichts. So wenig, wie es je gelingen wird, völlig zu verhindern, daß schwere Verbrechen verübt werden, so wenig wird es je gelingen zu verhindern, daß in den modernen Riesenstädten von Zeit zu Zeit eine grobe Ruhestörung stattfindet und selbst Verwundete und Tote dabei auf der Straße liegen. Die Freude darüber aber, daß es nichts Schlimmeres gewesen ist, verkehrt sich in das Gegenteil, weil man bemerkt, daß die Behörden, statt die Sache unbefangen und objektiv so aufzufassen, wie sie liegt, in ihrem Eifer, den Umsturz zu bekämpfen, bemüht gewesen sind, so schwarz und so schrecklich zu malen wie nur möglich. Das war und ist falsch, erstens von dem schon bezeichneten hohen nationalen Gesichtspunkt des Ansehens Deutschlands in der Welt aus, dann aber auch, weil es seinen Zweck völlig verfehlt und nur das Gegenteil bewirkt von dem, was man anstrebte: die Staatsautorität wird durch derartiges Gebaren nicht gestärkt, sondern geschwächt und kompromittiert.

Unzweifelhaft hat die systematische tägliche Verhetzung der sozialdemokratischen Presse viel dazu beigetragen, die Massen mit der Erbitterung zu erfüllen, die sie zu Gewalttätigkeiten verleitet hat, aber von da bis zu einem von der sozialdemokratischen Partei absichtlich organisierten und geleiteten Aufstand ist sehr weit, und davon kann gar nicht die Rede sein. Daß die Polizeibeamten in der Erregung der Aktion allerhand Gespenster von Führern und Kampfsignalen gesehen und gehört haben, ist natürlich, und darf man ihnen nicht so sehr übelnehmen. Aber die Staatsanwaltschaft darf dergleichen in der Gerichtsverhandlung nicht vorbringen.

Nach den Zeitungsberichten mußte man glauben, an den Fenstern der Reformationskirche wäre kaum eine Scheibe ganz geblieben; jetzt hat man glücklich zehn Löcher gezählt, von denen eins oder das andere auch alt gewesen sein kann.

Man hat einen Burschen mit einem Revolver gefaßt, aber von den vielen Schüssen, die man gehört haben wollte, ist nirgends ein Mensch verwundet worden.

Von den Balkons ist mit Blumentöpfen auf die Polizei geworfen worden. Es ist jedenfalls ein Zeichen von Fanatismus, daß die Frauen ihre sorgsam gepflegten Balkonblumen für den Straßenkampf geopfert haben; vielleicht haben sie auch noch so viel Besonnenheit gehabt, vorher die Blumen herauszunehmen. Es folgt aber doch wohl daraus, daß der Kampf nicht vorbedacht war, denn sonst hätte man sich gewiß lieber mit Steinen vorgesehen und das Geld für die Töpfe gespart.

Es sind eine Anzahl Schutzleute verletzt, und es ist viel schwerer Unfug verübt worden, der mit strengen Strafen zu ahnden ist. Aber die Uebertreibung, deren man sich in den offiziösen Zeitungsberichten und auch noch in der Anklage schuldig gemacht hat, wirkt nun in der Stimmung des Publikums gegen die Hüter der Ordnung und zugunsten der Randalierer.

Offenbar, um einen möglichst starken Eindruck zu erzielen, hat auch die Staatsanwaltschaft alle die Einzeldelikte zu einer großen Aktion zusammengefaßt. Die Folge ist, daß eine Menge von Leuten, deren Schuld minimal oder nicht nachweisbar oder die wirklich ganz unschuldig sind, nun diesen wochenlangen Prozeß mit durchmachen müssen und dadurch, auch ohne in Untersuchungshaft zu sitzen, doch einer schweren Freiheitsberaubung unterliegen. Wieviel besser und einfacher wäre es gewesen, die Minima von vornherein auszuscheiden und besonders zu behandeln!

Einen ganz besonderen ungünstigen Eindruck hat es endlich gemacht, wie der Prozeß an eine bestimmte Strafkammer gelangt ist. Obgleich alle deutschen Richter nach demselben Strafgesetzbuch urteilen, so ist es doch unvermeidlich, daß in den verschiedenen Strafkammern ein recht verschiedener Geist waltet. Die Staatsanwaltschaft weiß das, und es liegt nahe, daß sie unter Umständen wünscht, einen bestimmten Prozeß vor eine bestimmte Kammer zu bringen. Eine direkte Einwirkung hat sie darauf nicht, denn die Verteilung richtet sich nach dem Alphabet. Bei einer Strafsache aber, wo mehrere Angeklagte vorkommen, ist eine Vereinigung möglich, die bei derjenigen Kammer stattfinden wird, die zuerst mit der Sache befaßt ist, und der Zufall hat nun gewollt, daß die Voruntersuchung in dem vorliegenden Falle zuerst fertig wurde bei einem Angeklagten, dessen Name zu der Strafkammer führte, von der alle Gerichtskenner meinen, daß sie der Staatsanwaltschaft die genehmste gewesen sei. Welch eine schwere Schädigung des Ansehens unserer Justiz aber liegt darin, wenn die Staatsanwaltschaft einen reinen Zufall behauptet und in weitesten Kreisen man dieser Behauptung keinen Glauben schenken will! Es mag ja sein, daß der Vorsitzende der dritten Kammer wirklich zur Leitung dieses Prozesses mehr geeignet ist als seine Kollegen; es mag sein, daß ein Zufall den Wünschen der Staatsanwaltschaft zu Hilfe gekommen ist, aber eine wirklich weitblickende und umsichtige Behörde sollte sich vor

solchen Zufällen hüten wie die Pest, denn kein Gewinn, der bei einem einzelnen Prozeß herauskommt, kann den Nachteil aufwiegen, wenn das Vertrauen zu unparteiischer Anwendung der Gesetze erschüttert wird. Wenn ein Staatsanwalt, nur seinen Fall im Auge, das einmal vergißt, so ist es Sache des Justizministers, seine Untergebenen auf den höheren Gesichtspunkt immer wieder aufmerksam zu machen.

Ich kann es nicht unterlassen, hier auch noch den Zwischenfall mit den englischen Journalisten zu erwähnen. Die Sache selber hat keine Bedeutung. Daß bei einem solchen Trubel aus irgendeinem Mißverständnis auch einmal Unbeteiligte angegriffen und verletzt werden, ist unvermeidlich, und man darf den Polizisten, die doch auch nur Menschen sind und in der Erregung Irrtümer begehen, keinen wesentlichen Vorwurf machen. Der Zufall will, daß in diesem Augenblick aus England selbst gemeldet wird, daß sich bei den Walliser Bergwerkunruhen an englischen Journalisten ganz dasselbe wiederholt hat: sie sind von den Polizisten verprügelt worden. Aber wenn ein solches Versehen geschehen ist, so gehört es sich, daß es von den höheren Behörden nicht nur als solches anerkannt, sondern in den Formen der guten Gesellschaft um Entschuldigung gebeten wird. Das Schreiben aber, das der Polizeipräsident v. Jagow an die englischen Journalisten gerichtet hat, war nicht nur keine Entschuldigung, sondern mehr wie eine Verhöhnung, indem es darauf hinwies, daß die Herren sich durch Teilnahme an einem Auflauf eigentlich strafbar gemacht hätten. Es würde wahrlich einen wohltuenden Eindruck gemacht haben, wenn der Minister des Innern diesen Verstoß seines Untergebenen gegen den internationalen guten Ton in recht markanter Weise korrigiert hätte. Die deutsche Polizei genießt unter den andern Kulturvölkern einen so wenig freundlichen Ruf, daß es wahrhaftig überflüssig war, hier wiederum zu zeigen, daß die feineren Blüten der Ritterlichkeit bei uns nicht gedeihen.

Als die Meldungen von den Moabiter Unruhen durch die Zeitungen liefen, sahen die bekannten Unheilpropheten schon die russische Revolution bei uns im Anzuge. Mutigere und Kaltblütigere fanden, daß diese Zwischenfälle, wennschon in sich bedauerlich, doch nicht ungünstig seien, da sie das Bürgertum etwas erschrecken und ihm die jetzt so beliebte Methode, die Unzufriedenheit in Unterstützung der Sozialdemokratie zu entladen, verleiden würden. Ich fürchte, diese Wirkung ist nicht nur nicht erreicht, sondern eher in das Gegenteil umgeschlagen. Der Uebereifer und die gar zu große Schneidigkeit haben sich, wie so oft, wieder einmal als schädlich erwiesen, und daß die sozialdemokratischen Verteidiger die Gelegenheit nach allen Richtungen ausnützen, die Autorität des Staates und der Gerichte zu untergraben — nun, das ist ja ihr Geschäft. Wenn der Mißbrauch aber gar zu groß wird, wird man doch wohl einmal erwägen müssen, ob die diskretionäre Macht des vorsitzenden Richters, der Verteidigung Grenzen zu ziehen, nicht zu verstärken ist. Wir erleben es ja leider fast bei jedem Sensationsprozeß, daß, sei es durch die Schuld der

gesetzlich vorgeschriebenen Formen, sei es durch die vom Reichsgericht durchgeführte Praxis, sei es durch Fehler der Vorsitzenden oder der Staatsanwaltschaft, sei es endlich durch mißbräuchliche Ausnutzung der Verteidigung durch die Rechtsanwälte, der Eindruck ein für unsere Rechtspflege ungünstiger ist. Wir sind glücklich, daß solche Rohheiten, wie sie jetzt die Londoner Suffragettes begangen haben, bei uns unmöglich sind — aber welche Wohltat wiederum, wie diese Hyänen binnen drei Tagen abgeurteilt waren! Warum kriegen unsere Juristen das nicht fertig?

Der Reichstag. Abgeordneter Freiherr v. Zedlitz.

Der Reichstag ist wieder zusammengetreten und hat legislatorische Arbeiten von großer Bedeutung zu erledigen. Aber sei es nun die Reichsversicherungs-Ordnung, sei es die Strafprozeß-Reform, sei es die Wertzuwachs-Steuer, weder das große Publikum noch das Gros der Abgeordneten selber scheint sich sonderlich für diese Aufgaben zu interessieren. Alle Aufmerksamkeit, alle Spannung ist bereits auf die übers Jahr zu erwartenden Neuwahlen gerichtet. Unentwegt rufen die Konservativen und Klerikalen allen bürgerlichen Parteien zu, sich gegen den gemeinsamen Feind, die Sozialdemokraten, zu vereinigen. Ebenso bestimmt wird ihnen von den Liberalen erwidert, daß das nur die Unterwerfung der liberalen unter die konservativen Anschauungen bedeuten würde und deshalb unmöglich sei, und so ist es auch. Die beiden Parolen werden bis zum Wahlkampf selbst einander gegenüberstehen, denn beide haben eine gute innere Berechtigung. Es ist völlig ausgeschlossen und würde schließlich sogar der Sozialdemokratie zugute kommen, wenn eine der beiden Parolen aufgegeben würde und verschwände. Sie widersprechen einander und müssen doch beide befolgt werden. Gegen einander und neben einander, abwechselnd und je nach den verschiedenen Wahlkreisen verschieden, bald die eine, bald die andere. Ganz so klar wie es ist, daß es sehr vieles gibt, was Konservative, Klerikale, Liberale gegen die Sozialdemokraten vereinigt, ebenso klar ist es auch, daß diese drei bürgerlichen Richtungen in tiefen Gegensätzen unter sich stehen, und nur dem oberflächlichen Blick, der an den Mühen der Tagesarbeit haftet, ist es ein Unglück. In Wahrheit schöpft das geistige Leben Deutschlands daraus eine Fülle von Anregungen, die zur Vertiefung und zu dauernder geistiger Arbeit anspornen und zwingen.

So sind denn auch alle Parteien schon in voller Arbeit für den Wahlkampf; die Reden im Reichstag sind auf ihn abgestimmt, der Hansabund und der Bund der Landwirte arbeiten offen und im Stillen, und der sonst so reservierte Führer der Konservativen, Herr v. Heydebrand, hat es sich nicht verdrießen lassen, selber in die Provinzen zu gehen und an den verschiedensten Stellen, im Süden und Westen, Programmreden zu halten. Man wird ja noch fast ein Jahr Zeit haben, sich mit diesem Wahlkampf

zu beschäftigen; heute möchte ich die Gelegenheit benutzen, einem der parlamentarischen Führer einige persönliche Worte zu widmen. Der Abgeordnete Freiherr v. Zedlitz u. Neukirch feiert am 6. Dezember seinen 70. Geburtstag. Auch in der Presse und in der öffentlichen Meinung weiß man, daß dieser Mann eine höchst bedeutsame Rolle gespielt hat. Aber erst die zukünftige Geschichtsschreibung wird völlig aufdecken, wie groß sein Einfluß tatsächlich gewesen ist. Namentlich aber wird auch die Zukunft ihm erst wirklich gerecht werden, während die öffentliche Diskussion und die Tagespresse ihn heute selten mit Wohlwollen, meist mit Mißtrauen behandelt. Aber man darf sagen: gerade das ist sein Ruhm und seine historische Stellung. Herr v. Zedlitz ist kein Parteimann, sondern vor allem politischer Taktiker, und politische Taktiker sind ebenso unbeliebt, wie sie verdient sind. Als England in seiner großen Krisis war, nach der zweiten Revolution allmählich den Weg zum parlamentarischen Regiment fand und die Leidenschaft der Parteien in jedem Augenblick wieder neue Katastrophen heraufzuführen drohte, da fand sich im Unterhaus eine kleine Gruppe von Parlamentariern, die bei den Abstimmungen bald mit den Tories, bald mit Whigs ging und dadurch immer das Aeußerste verhinderte. Die „fliegende Schwadron" wurden sie spottweise genannt, und selbst in den nächsten Generationen sind ihnen die Historiker noch nicht gerecht geworden, da sie in ihrem Verhalten nichts als Wankelmut erblickten. Heute sehen wir unbefangen genug auf das Parteigetriebe, um zu erkennen, daß diese Männer es gewesen sind, die Englands Zukunft gerettet haben. Wohin würde der Staat kommen, wenn es keine Uebergänge zwischen den Parteien gäbe und der politische Charakter einzig darin bestünde, den Gegner unnachgiebig auf Leben und Tod zu bekämpfen?

Der Freiherr v. Zedlitz stammt aus dem denkbar konservativsten Milieu. Die Familie ist vom ältesten Schlesischen Adel, der Vater war Polizeipräsident von Berlin und Regierungspräsident. Auf der Universität war er Senior des feudalsten Korps in Heidelberg. Aber sein feiner gebildeter Geist hat sich über alle Vorurteile hinausgearbeitet und das Ziel aller unserer großen Reformatoren von Stein und Hardenberg an als das Richtige und Gute erkannt, auf den gegebenen Grundlagen den Staat unausgesetzt fortzubilden und dem Zeitgeist anzupassen. Er erzählte einmal, er habe in einer Woche 4 Mensuren gehabt und daneben 24 Stunden Kolleg gehört. Hier wird er also nicht viel Blut verloren haben, aber als Reserve-Husarenleutnant kam er in der Schlacht bei Königgrätz ins Handgemenge und trug beim Kampf um die Regiments-Standarte nicht weniger als vier Wunden davon. Von einem Infanterie-Offizier habe ich erzählen hören, er habe ihn, als er schwer blutend an ihm vorüber zurückritt, ausrufen hören: „Gut, daß die Kerls mich nur von vorn angeschweißt haben und nicht von hinten".

Ich will die einzelnen bedeutsamen Gesetze, die wesentlich durch Herrn v. Zedlitz' Verdienst zustande gekommen sind, nicht aufzählen, vielmehr

ngekehrt daran erinnern, daß er wegen seiner Haltung bei der Kanalvorlage als Präsident der Seehandlung verabschiedet wurde und daß er ur ganz vorübergehend (1871—74) Mitglied des Reichstags gewesen ist. eine ganze Tätigkeit liegt im Abgeordnetenhause. Ich glaube, es wäre manches anders und besser gekommen, wenn Herr v. Zedlitz, wie so viele anz unbedeutende Menschen, Mitglied beider Häuser hätte sein können. ber gerade diese große Lücke in seiner Tätigkeit ist nur zu charakteristisch ir das Wesen von Volksvertretungen: die feinen klugen Taktiker sind bei er Menge nicht beliebt; sie durchschaut sie nicht; sie glaubt in ihnen mehr Intrige als Charakter zu sehen. Für das Volk und namentlich für das Volk des allgemein gleichen Stimmrechts sind entweder die ausschließlichen groben Parteimänner oder die Subalternen, die durch ihre Unbedeutendheit einen Widerspruch erregen, die besten Kandidaten.

Ich bin keineswegs immer mit allem einverstanden gewesen, was Herr v. Zedlitz gesagt und getan hat. Z. B. daß er sich bei der letzten Wahlrechtsvorlage der Taktik der Nationalliberalen angeschlossen, habe ich nicht für richtig gehalten. Aber das hindert mich nicht zu sehen, was für eine eminente Kraft das parlamentarische Leben an diesem Manne besitzt, und nichts möchte ich mehr wünschen, als daß er noch einmal in den Reichstag einzöge. Denn wenn der wilde Wahlkampf vorbei sein wird, in dem jeder auf jeden einschlägt, dann wird und muß ja die parlamentarische Taktik wieder in ihre Rechte eintreten, und da ist ein solches Talent von höchstem Wert.

Auch im Landtag aber hat der Abgeordnete v. Zedlitz noch am Abend seines Lebens Aufgaben zu lösen, die des Schweißes der Edlen wert sind. Ein besonders dunkler Punkt in unserm öffentlichen Dasein ist der durchaus illiberale Geist in unserer Verwaltung: derselbe Geist, der durch falsche Schneidigkeit und Beflissenheit jetzt die Moabiter Unruhen aus einem Menetekel für das Bürgertum in einen Agitationsstoff für die Sozialdemokratie verwandelt hat. Man arbeitet jetzt an einer großen Verwaltungsreform, aber die gesetzlichen Formen allein tun es nicht: es kommt vor allem auf den Geist an, der die führenden Personen erfüllt. In beiden Beziehungen aber seine Einwirkung auszuüben, ist sicherlich unter allen Persönlichkeiten unseres öffentlichen Lebens niemand geeigneter, als gerade Herr v. Zedlitz. Konservativ seiner Herkunft und seinen Grundsätzen nach, liberal in seiner Weltanschauung, ist er der Berufene, der ungebührlichen Vorherrschaft des grundbesitzenden Kleinadels im Personal der Verwaltung, der korpsstudentischen Schneidigkeit in der Ausübung autoritativ entgegenzutreten. Die jüngste ministerielle Verfügung, daß bei der Auswahl der Regierungsreferendare auf die staatswissenschaftliche Ausbildung Rücksicht genommen, d. h. nicht wie bisher der Gesichtspunkt der sozialen Klassierung der ausschlaggebende sein solle, entspricht ganz den Bestrebungen, die als Parlamentarier und Publizist Herr v. Zedlitz vertritt. Daß ihm hier noch

ein sichtbarer Erfolg an seinem Lebensabend beschieden sein möge, ist der Wunsch, den ich zum Besten Preußens ihm zu seinem 70. Geburtstage aussprechen will.

Ueber die ersten Verhandlungen im Reichstag noch etwas zu schreiben, schien mir eigentlich überflüssig: ich habe meine Auffassung sowohl über die Fleischteuerung, wie über die Rede des Kaisers in Königsberg schon s. Z. hier entwickelt. Aber ich will das Ergebnis doch kurz skizzieren. Die Behauptung, daß der Kaiser mit seinen Aeußerungen sein Versprechen von 1908 gebrochen, ist so absurd, daß daraus weder mit Mäßigung (wie sie tatsächlich die sozialdemokratischen Redner bewahrt haben) noch mit Leidenschaft etwas zu machen war, und der Herr Reichskanzler hat seine Position aufs beste behauptet. In der Fleischteuerung aber stehen die Dinge so, daß mir doch jetzt nachgewiesen scheint, daß bei dem internationalen Fleischmangel auf keinerlei Weise etwas wesentliches zu tun ist. Die Regierung hatte die Wahl, entweder sich den Spruch „ut aliquid fecisse videamur", zur Regel zu nehmen, sich damit aber die Stimmung der agrarischen Majorität der Volksvertretung zu verderben, oder dem Sturm zu trotzen und dadurch sich einen sicheren Boden im Reichstag zu verschaffen. Sie hat sich für das Letztere entschieden, und selbst derjenige, dem das sachlich nicht gefällt, muß anerkennen, daß sie damit einen festen politischen Willen bekundet hat. Einiges Entgegenkommen, auch wenn es tatsächlich wenig gewirkt, hätte gewiß auf weite Kreise einen guten Eindruck gemacht, und der agrarische Widerstand hätte sich wohl überwinden lassen, aber man wird gerechnet haben, daß ein gutes Verhältnis zu der bestehenden parlamentarischen Majorität doch noch mehr wert sei, und hat die Entschlossenheit gehabt, danach zu handeln.

27. 11. 10. Delbrück.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Aufruf.

Eine der peinlichsten Erscheinungen in unserem öffentlichen Leben ist der Kampf mit dem in unserer deutschen Nordmark heimischen Splitter der dänischen Nationalität. Es gereicht dem stolzen neuen Deutschen Reiche nicht zum Ruhm, daß es sich bisher nicht fähig erwiesen hat, hier Ruhe und friedliches Zusammenleben zu schaffen, sondern im Gegenteil alles nur immer schlimmer geworden ist. Viel Schuld daran trägt, daß, wenn die Regierung verständige Maßregeln ergriff, die nationalistisch verhetzte öffentliche Meinung sich in den Weg stellte und zurückschreckte. Nicht nur durch Stimmungsmache, sondern auch durch direkt erfundene und verzerrte Nachrichten und Behauptungen suchte ein großer Teil der deutschen Presse den Streit zu verschärfen und hat dadurch der deutschen Politik wie dem Ansehen des Deutschtums in der ganzen Welt schwere Wunden geschlagen.

Diese Irreführung des deutschen Volkes ist um so schlimmer, als sie unter dem Anspruch eines nationalen Verdienstes erfolgt. Wir sehen in ihrer systematischen Bekämpfung eine ebenso ernste wie notwendige Aufgabe. Sie wird dadurch kompliziert, daß auch dänischer Chauvinismus am Werke ist und uns den Willen zur Gerechtigkeit durch Verleumdung unseres Volkes erschwert, die ihren Weg in das gesamte Ausland finden.

Es ist deshalb eine Zeitungs-Korrespondenz ins Leben gerufen worden die sich ausschließlich der Aufgabe widmen soll, der Wahrheit über diese Dinge eine Gasse zu bahnen. Ihre Oberleitung hat Professor D. Rade in Marburg übernommen. Sie führt den Titel

Grenzmarken-Korrespondenz,

wird unentgeltlich in zwangloser Folge an mindestens 300 Zeitungen versandt und ist in einer Monatsausgabe auch durch die Post zu beziehen. Diese Korrespondenz gut auszugestalten und möglichst zu verbreiten, bedarf es der Mittel. Die Unterzeichneten bitten alle diejenigen, die dieses dem deutschen Volke und der Wahrheit dienende Unternehmen unterstützen wollen, einen Jahresbeitrag oder größeren einmaligen Beitrag an Herrn Professor D. Rade in Marburg i. H. gelangen lassen zu wollen. Es ist zu hoffen, daß in einigen Jahren die Aufgabe dieser Aktion erfüllt sein wird; wir bitten also, die Jahresbeiträge auf eine bestimmte Zahl von Jahren zu limitieren. Auch jeder der Unterzeichneten nimmt Zeichnungen und Beträge entgegen.

Ein Komitee steht Herrn Professor Rade zur Seite, dem er über die Verwendung der Beiträge Rechenschaft ablegen wird, bestehend aus den Herren Geh. Justizrat Prof. Dr. Anschütz, A. du Bois-Reymond, Potsdam, Prof. Dr. Hans Delbrück.

Geh. Justizrat Dr. Anschütz, Professor der Rechte, Berlin; A. du Bois Reymond, Potsdam; Arthur Bonus, San Domenico di Fiesole; Pastor Burggraf, Bremen; Dr. Paul Darmstaedter, Professor der Geschichte, Göttingen; Professor Dr. Hans Delbrück; Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena; Pfarrer Diestel, Berlin-Grunewald; Kgl. Bauat C. Dihlmann, Direktor der Siemens-Schuckert-Werke, Berlin; Fritz Eckardt, Verlagsbuchhändler, Leipzig; Professor Richard Eickhoff, Mitglied des Reichstags und des Abgeordnetenhauses, Berlin; Geh. Hofrat Dr. Eucken, Professor der Philosophie, Jena; Jan Fegter, M. d. R., Kloster Aland (Ostfriesland); Professor Flegler, Seminaroberlehrer, Bensheim in Hessen; Stadtrat Dr. Flesch, M. d. Abg., Frankfurt a. M.; Stadtrat Heinrich Flinsch, Frankfurt a. M.; Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Foerster, Professor der Astronomie, Berlin; Dr. J. Haller, Professor der Geschichte, Gießen; Geh. Hofrat Haupt, Univ. Bibl. Direktor, Gießen; C. A. Hoeck, Pastor a. D., Kiel; Dr. jur. Max Hoeltzel, Stuttgart; J. H. Hormann, M. d. R., Bremen; Dr. E. Hußerl, Professor der Philosophie, Göttingen; Geh. Hofrat G. Jellinek, Heidelberg; Pastor Israel, Helsingfors, Pastor Dr. E. Lessing, Florenz; Geh. Reg.-Rat D. Dr. Max Lehmann, Prof. der Geschichte, Göttingen; Dr. med. Leonhart, Mitglied des Reichstags, Kiel; Dr. Johannes Lepsius, Potsdam; Dr. Walter Lotz, Professor der Nationalökonomie, München; Ludwig Meyn, Oberlehrer, Hamburg; Stadtrat Dr. E. Münsterberg, Berlin; Dr. Paul Natorp, Professor der Philosophie, Marburg; Dr. theol. Friedrich Naumann, M. d. R., Berlin; Dr. theol Friedrich Nippold, Professor der Kirchengeschichte, Oberursel (Jena); Dr. H. Pauli, Bensheim in Hessen; Stadtrat Dr. Rudolf Penzig, Charlottenburg; Dr. L. Quidde, Professor der Geschichte, M. d. A., München; Dr. G. Roloff, Professor der Geschichte, Gießen; Prof. Dr. Heinrich Rößler, Frankfurt a. M.; Dr. Otto Schröder, Direktor des Domgymnasiums in Naumburg a. S.; Dr. Walter Schücking, Professor der Rechte, Marburg; Prof. Dr. Friedrich Seeßelberg, Berlin-Großlichterfelde; Pfarrer Ew. Stier, Alten bei Dessau; Dr. theol. Arthur Titius, Professor der Theologie, Göttingen; Dr. Hermann Urtel, Oberlehrer, Hamburg; Martin Wenck, Redakteur, Steglitz-Berlin; Dr. Leopold v. Wiese, Professor an der technischen Hochschule, Hannover; Heinrich Wolgast, Lehrer, Hamburg.

Dezember 1910. Band 142. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.



Inhalt: Seite

Anton Korwán, Homburg v. d. H.:
Reinkes Grundzüge der Biologie 385

Professor Dr. H. Herkner, Charlottenburg:
Marxismus und Sozialdemokratie 406

Dr. Hermann Dreyhaus, Charlottenburg:
Niebuhr und Goethe 433

Landrat a. D. v. Dewitz, Berlin, Mitglied d. Hauses d. Abgeordneten:
Reform der Schule und der Schulaufsicht 445

Frau Charlotte Broicher, Berlin:
Anglikanische Kirche und deutsche Philosophie II . . . 457

Dr. Paul Rohrbach, Friedenau:
Türkische Eisenbahn=Kultivierungspläne 499

(Fortsetzung siehe Innenseite.)



Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1910.

Ausgegeben den 30. November 1910.

Notizen und Beſprechungen.

Theologie. Prof. Dr. Ad. Matthaei, Cuxhaven: Beſprechung von Kirchlicher Liberalismus von heute. In Verbindung mit badiſchen Theologen, herausgegeben v. J. R. v. Loewenfeld. (S. 514.)

Geſchichte. Dr. Otto Diether, Charlottenburg: Beſprechung von: Paul Goldſchmidt, Berlin in Geſchichte und Gegenwart. (S 515)

Literatur. M. Fuhrmann, Greifswald: Beſprechung von: J. Bab, Bernhard Shaw. (S. 518.) — O Schubin, Die Tragödie eines Idealiſten. (S. 520.) — Japaniſche Lyrik, nach den Originalen übertragen von J. Kurth. (S. 522.) — Rubaiyat von Omar Chajjam, verdeutſcht von Arthur Altſchul. (S. 524.) — A. Achleitner, Der Leibeigene von Krawarsko. (S. 525.) — C. Doyle, Die Abenteuer des Brigadiers Gérard. (S. 525.) — Prof. Dr. R. Meißner: Berichtigung. (S. 526.)

Theater-Korreſpondenz.

H. Conrad, König Oedipus von Sophokles im Zirkus Schumann (Geſellſchaft d. Deutſchen Theaters). (S. 527.)

Gertrud Prellwitz: Die vertauſchten Seelen, Groteske von Wilh. v. Scholz. Münchener Schauſpielhaus. (S 536)

Politiſche Korreſpondenz.

Prof. Dr. H. Herkner: Die öffentlichen Laſten der deutſchen Induſtrie. (S 539.)

Oberſtl. v. Throta, Schöneberg-Berlin: Die perſiſche Eiſenbahnfrage. (S. 543.)

Lutz Korodi: Die deutſch-tſchechiſchen Ausgleichsverhandlungen. — Der öſterreichiſche Bismarck und ſeine Aufgabe. — Strömungen und Gegenſtrömungen in der ungariſchen Politik. (S. 548.)

Prof. Dr. Ballod: Bringen die militäriſchen Rüſtungen uns an den Bettelſtab? (S. 555.)

Dr. E. Daniels: Der Verfaſſungskampf in England. (S 560.)

D.: Die Moabiter Krawalle. (S. 572.)

D.: Der Reichstag. Abgeordneter Freiherr v. Zedlitz. (575)

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig



Unsere religiösen Erzieher

Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern
herausgegeben von Professor Lic. **B. Beß**

Zwei Bände zu je 280 Seiten mit Buchschmuck von Bruno Héroux
geschmackvoll broschiert je M. 3.80, in Originalleinenband je M. 4.40

═══ Jeder Band ist einzeln käuflich ═══

Band I

Was wir wollen	Prof. Lic. **B. Beß**
Jesus	Prof. D. **Arnold Meyer**
Moses u. d. Proph.	Prof. D. **J. Meinhold**
Paulus	Prof. Lic. Dr. **C. Clemen**
Origines	Prof. D. **E. Preuschen**
Augustinus	Prof. D. **A. Dorner**
B. v. Clairvaux	K. R. Prof. D. **S. M. Deutsch**
Franz von Assisi	Prof. Dr. **K. Wenck**
Heinrich Seuse (Suso)	Lic. Dr. **O. Clemen**
Wiclif u. Hus	Schulrat D. Dr. **Buddensieg**

Band II

Luther	Geh. Rat Prof. Dr. **Th. Kolde**
Zwingli	Dekan D. **A. Baur**
Calvin	Prof. Lic. **B. Beß**
Spener	Pfarrer D. **P. Grünberg**
Goethe-Schiller	Prof. Dr. **K. Sell**
Schleiermacher	Geh. Rat Prof. Dr. **O. Kirn**
Bismarck	Prof D. **O. Baumgarten**
Die Religion der Erzieher	Prof. D. **W. Herrmann**

Was wir wollen.

Wir wollen eine Sammlung lose sich aneinander reihender Biographien der hervorragendsten Typen christlicher Frömmigkeit darbieten — eine Sammlung, die in ihrer Zusammenfassung

ein Bild der Entwicklung des Christentums gibt, in ihren einzelnen Teilen aber den Blick schärfen soll für das in allen Wandlungen konstante Wesen jener Frömmigkeit. Wir wollen den religiösen Unterricht ergänzen und vertiefen, indem wir die großen religiösen Erzieher der christlichen Menschheit von Moses bis Bismarck in ihrer zeitgeschichtlichen Besonderheit und zugleich in ihrer bleibenden Bedeutung für die Gegenwart vor Augen führen. Wir haben, im übrigen von verschiedener Richtung, den gleichen, strengen wissenschaftlichen Maßstab an unsere Arbeiten gelegt. Unter Verwertung aller bis heute zu Gebote stehenden Forschungen haben wir nicht darauf verzichtet auch den zeitgeschichtlichen Hintergrund und den äußeren Lebenslauf der einzelnen Männer zu schildern. Aber immer war unser Augenmerk darauf gerichtet, die Persönlichkeit als solche herauszubringen, die Entwicklung ihres Innenlebens, ihre Stellung zu Gott, ihre Erfahrung und Fortbildung des christlichen Gedankens zu verdeutlichen.

Sind wir doch der Überzeugung, daß um religiöse Erkenntnis anzuregen und religiöses Leben zu fördern nichts so geeignet ist, als die Berührung mit gleichgearteten machtvollen Persönlichkeiten. Die Religion ist das Persönlichste in uns. Wenn sie nichts Angelerntes, nichts Gewohnheitsmäßiges ist, dann hängt sie mit den ursprünglichen Regungen unsres Bewußtseins zusammen, dann ist sie recht eigentlich der Ausdruck dessen, wenn wir uns als selbständige Individuen fühlen. Und im Christentum hat dieser persönliche Charakter der Religion seine Vollendung erfahren. So hat sich auch eine Geschichte des Christentums vor allem mit den Persönlichkeiten zu befassen.

Die Aufgabe war dieselbe; aber die Methode mußte wechseln je nach dem Charakter der Zeiten; und das Resultat stellt sich verschieden dar je nach der Art der Quellen, die uns überliefert sind. Wir konnten nicht darauf verzichten, auch die Vorbereitung des Christentums durch die großen Propheten Israels in unsren



Paulus.

Rahmen einzuschließen; und in die geschichtliche Reihe mußten wir auch den hineinstellen, der eigentlich über ihr steht, der der Anfänger und Vollender unsres Glaubens mit Recht heißt. Auch für den Entwurf seines Bildes konnten in erster Linie nur wissenschaftliche Maßstäbe in Betracht kommen, und es galt die echt menschliche Persönlichkeit herauszuschälen aus dem, womit der Glaube vergangener Zeiten sie umwoben hat.

Was Jesus begründet, hat Paulus weitergeführt. Er hat die neue beseeligende Gotteserkenntnis zur Weltreligion gemacht, indem er sie — zwar mit jüdischer Theologie — scharf von dem Judentum schied und hinaustrug in die griechisch-römische Welt.

Hier mußte sie nun, sollte sie zu einer Kulturmacht werden, die Formen einer Wissenschaft annehmen. Der ihr diese gab — in großzügiger, auf der Philosophie seiner Zeit beruhender Spekulation — war Origenes von Alexandria. Aber die Zukunft des Christentums lag nicht im Orient, sie lag da, wo durch die Vermischung mit den urwüchsigen germanischen Elementen auf dem Boden des alten Weltreichs die Grundlagen einer neuen Kultur gelegt wurden, in dem Abendland. Hier nun sammelten sich die Gedanken des Christentums und die Faktoren der alten Bildung wie in einem Brennpunkt in dem

großen Afrikaner Aurelius Augustinus und erzeugten einen völlig neuen Typus der Frömmigkeit. Hatte sich diese bisher nur in dem Schema Gott und die Menschheit bewegt, so wurde sie nun verengert und vertieft in der Frage: Gott und die Seele des einzelnen Menschen und schlug so bereits alle die Töne modernen Geistesringens an. Aber Augustin wäre nicht der echte Römer gewesen, hätte er nicht zwischen jene beiden Pole seines Christentums einen dritten eingefügt, die konkrete Realität der sichtbaren Kirche. Und so wurde er Inaugurator des mittelalterlichen Christentums mit seiner zwischen kirchlicher Gebundenheit und freister Entfaltung des Persönlichen hin und her schwankenden Frömmigkeit.

Diesen Typus verdeutlicht am besten Bernhard von Clairvaux, der Mönch und der Kirchenmann. Aber auf die Dauer ließen sich die disparaten Elemente nicht zusammenhalten. War die erste Hälfte des Mittelalters ausgefüllt durch den großen kirchenpolitischen Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum, im dem ersteres den äußeren Sieg davon trägt, so mehren sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters die Anzeichen dafür, daß der danebenhergehende unausgeglichene Kampf der Geister einen andern Ausgang nehmen muß.

Das Laientum erwacht zu selbstständigem Leben und beginnt sich aufzulehnen gegen kirchliche Bevormundung. Mitten zwischen solchen schon recht scharfen Reaktionen erlebt aber der Liebesgeist des Christentums in Franz von Assisi eine bezaubernde Verkörperung, in der völlige Ehrfurcht vor der Kirche als Institution und freiste Entfaltung des persönlichen Gefühls in naivster Weise sich noch verbinden. Und vollends findet nun das Bedürfnis der immer plastischer sich herausbildenden Persönlichkeit eine Befriedigung in den Konventikeln der Mystiker, welche im Laufe des 14. Jahrhunderts, besonders in deutschen Landen sich bilden. Vom Neuplatonismus her war durch die

christliche Theologie eine Unterströmung gegangen, deren kühne Spekulation oft die Grenzen des kirchlichen Dogmas durchbrach. Diese Spekulation tritt nun auch in den Dienst der Persönlichkeit und bildet eine Seite der neu erblühenden Mystik. Aber überwiegend in ihr ist doch die schlichte, dem Vorbild Christi stets neue Nahrung entnehmende und so in die Nächstenliebe ausströmende Frömmigkeit, wie sie eigen ist einem Heinrich Seuse — darin durchaus geistesverwandt dem Heiligen von Assisi.

Dessen Evangelium von der Armut hatte indessen schon einen scharfen Stachel gegen die verweltlichte Kirche enthalten. Nun aber führte das nationale Element, dessen Ausbildung der des Individuums teils vorangeht, teils sie begleitet, allem, was von Reaktion gegen die kirchliche Bevormundung vorhanden war, eine erhebliche Verschärfung, eine radikale Tendenz zu. In dem britischen Inselreich hat dieser Geist im Mittelalter am frühsten und am stärksten sich offenbart, und hier ersteht nun der mittelalterlichen Kirche ihr schärfster Kritiker in John Wiclif. War es das Recht der Nation, von der sein Widerspruch anhob, so blieben es auch wesentlich juristisch-formale Gedanken, welche das Wesen seines Evangeliums ausmachten („Gesetz Christi“ und „Gottesherrschaft“). So stark und echt



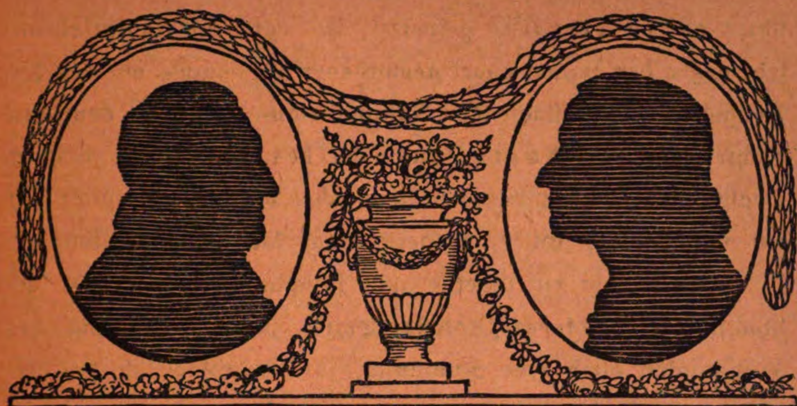
Zwingli.

das sittliche Pathos war, das sein und seines Erneuerers Johann Huß Wirken durchdrang, die Frömmigkeit, das innerste Wesen des mittelalterlichen Christentums blieb davon unberührt.

In dieses Heiligtum drang erst wieder ein der deutsche Bauernsohn Martin Luther; und ihm war es gegeben, hier etwas völlig Neues zu schaffen. Indem er die Augustinische Frage — Gott und die Seele — mit der ganzen ihm eigenen Energie ergriff und — mehr unbewußt, als bewußt — in wahrhafter Kongenialität auch über Paulus noch zurückging auf die frohe Botschaft Jesu von Nazareth, brachte er jene auf ihre einfachste Form (Glaube = Leben). Und damit war nun das wahre Wesen der Religion, des Christentums erkannt und von allem Beiwerk geschieden. Mit diesem Evangelium konnte auch der nationale Gedanke den reinen Bund schließen, welcher das gesamte mittelalterliche Kirchentum mit seiner zwiespältigen Frömmigkeit aus den Angeln hob.

Das Evangelium Luthers ist universal seinem innersten Wesen nach. So konnte es sich differenzieren nach dem Boden, über den es sich ausbreitete. In der deutschen Schweiz bildete es — Ulrich Zwingli selbst fast unbewußt — den notwendigen Einschlag in eine von der humanistischen Wissenschaftsreform ausgegangene, von echtem Patriotismus getragene romfreie Predigt. Auf romanischem Boden aber schuf ihm Johannes Calvin sowohl nach Seiten der Lehre, als insbesondere nach Seiten der Verfassung eine bewundernswerte Organisation.

Allein je weiter die neue Religion vorschritt und von ihrem enthusiastischen Anfang sich entfernte, desto mehr zeigte es sich, daß es noch einer gewaltigen Geistesarbeit bedurfte, ehe die mittelalterlichen Bande, die sie gesprengt hatte, ganz abgestreift wurden. Schon in Calvins Organisation waren mittelalterliche Elemente wieder eingedrungen und hatten eine verhängnisvolle Wirkung ausgeübt. Vollends aber drohte in Deutschland eine



Goethe und Schiller.

neue Scholastik das Evangelium Luthers ganz zu überwuchern und die freie Persönlichkeit in die alten Bande zu schlagen. Der mittelalterliche Zwiespalt zwischen Kirche und Frömmigkeit stand in veränderter Form wieder auf. Da war es der Pietismus, welcher — nicht ohne auch seinerseits an mittelalterliche Vorbilder wieder anzuknüpfen — dagegen reagierte. Ihn hat — mehr getrieben von einem aus dem Elend des großen Religionskrieges sich erhebenden neuen Zeitgeist, als selbst treibend — inauguriert Philipp Jakob Spener.

Aber der Pietismus war nun doch nicht imstande, das Evangelium Luthers, das anfangs in eminentem Sinne als kulturbildend sich erwiesen hatte, wieder auf die Höhe der Zeit zu führen. Die mächtig aufstrebenden Keime einer neuen Bildung, die im Humanismus gelegt waren, die aber jetzt erst entwicklungsfähig wurden, drohten es ganz zurückzudrängen. Die Kluft zwischen einer religionslosen, ja christentumfeindlichen Schicht der Gebildeten und der großen Masse der Ungebildeten, für welche die Kirche fast nur noch eine Polizei ist, tat sich auf. Nur in Konventikeln konnte dazwischen ein lebendiges Christentum sich erhalten. Zwischen Bildung und Frömmigkeit

[illegible] gewesen. In [illegible] jenes [illegible] Pietismus [illegible] Religiöse völlig verflachenden Rationalismus die großen [illegible] Männer, der alten Goethe und Schiller [illegible] idealistischen Weltanschauung, in welcher die Religion [illegible] ein notwendiges Glied, sondern sogar die höchste [illegible]

Aber so sehr ein Goethe auch sympathisierte mit der geschichtlichen Macht des Protestantismus, zwischen Bildung und Frömmigkeit blieb eine Spannung, ja sie drohte sich zu verschärfen, weil der Idealismus keine Verbindung [illegible] mit den historisch gewordenen Größen der deutsch-evangelischen Landeskirchen, an welche die Frömmigkeit nun einmal gebunden schien. Da war es der Prediger und Theologe Friedrich Schleiermacher, welcher nicht nur in seinen Werken, sondern auch mit seiner ganzen Persönlichkeit die Möglichkeit eines vollkommenen Bundes zwischen Frömmigkeit und Bildung dem neuen Jahrhundert vorstellte, eine Errungenschaft, an der nicht wieder gerüttelt werden kann. Und so sehen wir denn das erhebende Beispiel vor uns, daß auch der, der unsrer Zeit den Stempel seines gewaltigen Seins aufgedrückt hat, Otto von Bismarck ein religiöser Mensch war durch und durch.

Es ist kein Zweifel, daß diese mit der Bildung aufs neue versöhnte Frömmigkeit verschiedene Formen annehmen kann, daß die Glaubensüberzeugungen mannigfaltige sein können und — müssen. Wir wollen in unsrer Sammlung nicht eine bestimmte Art der Frömmigkeit predigen; wir wollen nur anregen zu selbständiger Aneignung der Religion an sich und alles Weitere ihrer eignen Macht überlassen. Aber die Engherzigkeit wollen wir fernhalten, indem wir von vornherein den Blick richten helfen auf die verschiedenartigen Ausprägungen des Einen christlichen Geistes. Das walte Gott!

Der Herausgeber.

Jeremia stammte aus dem Flecken Anatot, unweit von Jerusalem. Wohl möglich, daß er, der Priestersohn, ein Abkömmling des von Salomo dorthin verbannten Eliden Ebjatar (1. Kön. 2, 26 ff.) und somit ein Sproß des Moses war. Jedenfalls war er ein Erbe seines Geistes. Schon des Knaben Seele mag so in der alten Tradition dieses Geschlechtes Nahrung und Anregung empfangen haben und also früh gereift und erstarkt sein. Kaum war er den Knabenschuhen entwachsen, da berief ihn des Herrn Wille zum Propheten an seinem Volk. Er aber zögerte zu folgen. Er war nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem ein Jesaja gearbeitet war. Er ahnte es, daß dieser Beruf ihn in Gegensatz zu den Seinen, in Vereinsamung, Verfolgung, ja wohl in den Tod bringen würde. Darum zaudert sein Fuß diesen Leidensweg zu betreten. Aber er kann dem göttlichen Muß nicht widerstehen (K. 1). Doch steht er anders zu seinem Beruf wie seine Vorgänger. Er weiß sich nicht einfach nur als Sprachrohr Gottes. Seine eigene Persönlichkeit, sein Denken und Dichten hat teil an seinem prophetischen Reden und Handeln. Darum ist's auch viel stärker persönlich gefärbt wie bei seinen Vorgängern. Es wird ihm zum Gegenstand eines ständigen Ringens zwischen ihm und seinem Gott, eine Sache des eigensten persönlichen Verhältnisses, wie das ja auch mit den mündigen Frommen, deren Vorläufer hier Jeremias ist, der gleiche Fall ist. Immer wieder muß Jeremia sich im Gebet Freudigkeit und Kraft zu seinem Beruf holen. Denn immer wieder treibt ihn sein Amt und die mit ihm verbundene Abscheidung von allen Freuden des Lebens und der Familie, die stete Enttäuschung und Erfolglosigkeit seines Wirkens in Verzagtheit und Verzweiflung. Aber gerade diese Leiden bewirken in ihm eine Verklärung und Vertiefung der Frömmigkeit, eine Hebung auch seines prophetischen Berufes, wie das bis dahin unerhört war. Dies Schwert wurde unter schwersten Hammerschlägen gehärtet und geschärft. Und fürwahr der Prophet bedarf einer schweren Schule, daß sein weiches Herz nicht dem Schmerze erliege, daß er vielmehr in den gewaltigen Kämpfen der Zeit seinen Mann stehe, gleich einer ehernen Mauer und eisernen Säule allen Stürmen standhalte. Denn von allen Seiten erstehen ihm Gegner, von seinen eigenen Blutsverwandten, von den Anhängern der Volksreligion wie der prophetischen Schule. Zwar in der ersten Zeit zieht er dieselbe Straße wie die Jesajajünger, schlägt er mit bewußter Anlehnung dieselben Töne

Es war eine wunderliche, von den tiefsten Gegensätzen zerrissene Zeit. Neben dem wachsenden Wohlstand in den handeltreibenden Bürgerkreisen und dem damit zunehmenden Luxus, der das werdende Kunstleben befruchtete, welch ein Elend in den unteren Ständen, welcher Klassenhaß, welch ein Gefühl der Unsicherheit und zum Teil der Rechtlosigkeit, zumal bei den geknechteten Bauern, den „armen Leuten"! Trotz aller immer wieder verkündeten Landfriedensgesetze herrschte fast überall das Recht des Stärkeren. Es war eine harte Zeit, und die Astrologen, deren Kunst niemand bezweifelte, prophezeiten noch Schlimmeres. Und es kam. Wie oft hören wir in jenen Jahren von Mißernten und furchtbaren Hungerjahren, und in ihrem Gefolge erschien die Pest, die das Land entvölkerte, dann die schwarzen Blattern und von Süden her die „französische Krankheit", die in epidemischer Weise um sich greifend die entsetzlichste Verheerung anrichtete. Das Ungewöhnliche, das Schreckliche pflegt noch immer die Gemüter weicher zu stimmen und für das Himmlische empfänglicher zu machen. Wie viel mehr damals, wo es sich von selbst verstand, daß solche außergewöhnlichen Vorkommnisse das besondere Zürnen der Gottheit bedeuteten oder das Nahen des Antichrists.

Im Jahre 1484 erklärte Papst Innocenz VIII., Deutschland sei von Hexen und Zauberern erfüllt. Damit sprach er nur aus, was man in allen Schichten der Bevölkerung fühlte und fürchtete. Überall in Feld und Wald und Flur trieben dermalen der Teufel und seine Gesellen ihr Wesen. Nur die Reliquien und die Heiligen, die natürlichen Gegner der Dämonen, vermochten davor zu schützen. Darüber kamen die Heiligen zu neuen Ehren, vor allem die heilige Jungfrau, die Himmelskönigin. In jener Zeit erst konnte sich die Anschauung von ihrer unbefleckten Empfängnis in weiteren Kreisen durchsetzen. Und war sie, durch die die Kirche erst den Heiland erhalten, so hoch begnadigt, daß sie allein von den Menschenkindern von der Erbsünde befreit war, wie hoch stand ihre Mutter, die freilich nur aus der Legende bekannte heilige Anna! Sie wurde zur eigentlichen Modeheiligen. Auf allen Straßen, in Städten und Dörfern, wurden ihr zu Ehren Bilder, bald auch Altäre, Kapellen und Kirchen errichtet, und zu ihrer Verherrlichung und um sich den Schutz der mächtigen Patronin des Bergbaus, der „Erzmacherin", zu sichern, nannte man die

Jeremia stammte aus dem Flecken Anatot, unweit von Jerusalem. Wohl möglich, daß er, der Priestersohn, ein Abkömmling des von Salomo dorthin verbannten Eliden Ebjatar (1. Kön. 2, 26 ff.) und somit ein Sproß des Moses war. Jedenfalls war er ein Erbe seines Geistes. Schon des Knaben Seele mag so in der alten Tradition dieses Geschlechtes Nahrung und Anregung empfangen haben und also früh gereift und erstarkt sein. Kaum war er den Knabenschuhen entwachsen, da berief ihn des Herrn Wille zum Propheten an seinem Volk. Er aber zögerte zu folgen. Er war nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem ein Jesaja gearbeitet war. Er ahnte es, daß dieser Beruf ihn in Gegensatz zu den Seinen, in Vereinsamung, Verfolgung, ja wohl in den Tod bringen würde. Darum zaudert sein Fuß diesen Leidensweg zu betreten. Aber er kann dem göttlichen Muß nicht widerstehen (K. 1). Doch steht er anders zu seinem Beruf wie seine Vorgänger. Er weiß sich nicht einfach nur als Sprachrohr Gottes. Seine eigene Persönlichkeit, sein Denken und Dichten hat teil an seinem prophetischen Reden und Handeln. Darum ist's auch viel stärker persönlich gefärbt wie bei seinen Vorgängern. Es wird ihm zum Gegenstand eines ständigen Ringens zwischen ihm und seinem Gott, eine Sache des eigensten persönlichen Verhältnisses, wie das ja auch mit den mündigen Frommen, deren Vorläufer hier Jeremias ist, der gleiche Fall ist. Immer wieder muß Jeremia sich im Gebet Freudigkeit und Kraft zu seinem Beruf holen. Denn immer wieder treibt ihn sein Amt und die mit ihm verbundene Abscheidung von allen Freuden des Lebens und der Familie, die stete Enttäuschung und Erfolglosigkeit seines Wirkens in Verzagtheit und Verzweiflung. Aber gerade diese Leiden bewirken in ihm eine Verklärung und Vertiefung der Frömmigkeit, eine Hebung auch seines prophetischen Berufes, wie das bis dahin unerhört war. Dies Schwert wurde unter schwersten Hammerschlägen gehärtet und geschärft. Und fürwahr der Prophet bedarf einer schweren Schule, daß sein weiches Herz nicht dem Schmerze erliege, daß er vielmehr in den gewaltigen Kämpfen der Zeit seinen Mann stehe, gleich einer ehernen Mauer und eisernen Säule allen Stürmen standhalte. Denn von allen Seiten erstehen ihm Gegner, von seinen eigenen Blutsverwandten, von den Anhängern der Volksreligion wie der prophetischen Schule. Zwar in der ersten Zeit zieht er dieselbe Straße wie die Jesajajünger, schlägt er mit bewußter Anlehnung dieselben Töne

Das ist nun gewiß nicht das Resultat eines Studienlebens, das in Saus und Braus dahingebracht ist, auch nicht im Austoben jugendlichen Ungestüms. Auf dem Grunde dieser Seele lag ein tieferes Bedürfen. Aber es war ein unbekannter Gott, den er im Herzen trug, und die Kraftnatur konnte nicht zur Beugung unter ihn kommen. Ob er sich nicht doch Unrecht tat, als er seiner Frau „mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit“ von den Stätten früherer Torheit schrieb? „Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen x und Miß y jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte; wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestalt hielt, wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind ... Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile ertragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann weiterzuleben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguieren und zu spionieren, so weiß ich es wahrlich nicht.“

Erst in der Einsamkeit des hinterpommerschen Gutshofes, berichtet Bismarck weiter, 1839 zu Kniephof, sei er zu anhaltendem Nachdenken über sich selbst gekommen. Seine Ansichten änderten sich zuerst nicht erheblich; aber die Selbstkritik war erwacht und der Drang nach wertvollerem Lebensinhalt. Abgeschnitten von der Welt des Handelns, die den Mann der Wirklichkeit erst schuf, der selig nur werden konnte in seiner Tat, verrannte er sich nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels; es war ihm doch nicht gegeben, durch rein philosophische Spekulationen, selbst spinozistische Kontemplationen sub specie aeterni Herr zu werden der Hamletschen

Praktische Fragen des modernen Christentums

Fünf Vorträge von Priv.-Doz. D. Förster-Frankfurt a. M. • Pfarrer Jatho-Köln • Prof. Dr. Arnold Meyer-Zürich • Privatdozent Lic. Niebergall-Heidelberg • Pfarrer Lic. Traub-Dortmund. Herausgegeben von Professor Dr. H. Geffken-Köln. 8. 142 S. Brosch. M. 1.80, in Originalleinenband M. 2.20.

Dies Buch will allen denen Anregungen und Hilfe bieten, welche eine Weltanschauung gewinnen oder sich festigen möchten, die von unbefangenem Wahrheitssinn getragen, Glauben und Wissen zu versöhnen sucht und sich daher gleichzeitig echt christlich und echt modern nennen darf. Da die Verfasser sich jeweils besonders eingehend mit der religiösen Erziehung unserer Jugend befassen, und hier aus ihrer reichen, praktischen Erfahrung heraus beherzigenswerte Ratschläge erteilen, wird dies Büchlein allen Eltern und Lehrern eine willkommene Einführung in diese zurzeit so im Vordergrunde des Interesses stehenden Fragen sein.

„Sämtliche Vorträge sind hervorragende Zeugnisse der kritisch klärenden und zugleich positiv bauenden Pionierarbeit moderner Theologen."
Bithorn. („Die christliche Welt". Nr. 28. 1907.)

„Jeder Lehrer und jeder Geistliche müßte die Vorträge lesen und immer wieder lesen. Mögen diese Heroldsrufe die Verbreitung finden, die sie verdienen."
Pfeifer, Leipz. Lehrerzeitung. 14. Jg. Nr. 43.

Aus dem Inhalt: Was halten wir von der Taufe (Traub) — Welche Bedeutung hat für uns das Abendmahl (Jatho) — Wie erziehen wir unsere Jugend zu wahrer Frömmigkeit (Arnold Meyer) — Konfirmationsnöte (Niebergall) — Was sind uns die kirchlichen Bekenntnisse (Förster).

Die bildende Kunst der Gegenwart

von Josef Strzygowski, ord. Prof. a. d. Universität Graz. 300 Seiten mit 68 Abbildungen. In Büttenumschlag. Geh. M. 4.—. In Originalleinenband M. 4.80.

Alles was uns während der letzten Jahre so lebhaft beschäftigt hat, ohne daß darüber Klarheit zu erlangen gewesen wäre: der „Fall Böcklin", der Impressionismus, der Wiener Sezessionstil und die Kunsterziehungsfrage, der Kaiser und die Kunst, Hodlers Malereien und Minnes Plastiken; dies alles wird hier in anregender Weise besprochen und von einem festen Standpunkt aus beleuchtet.
Geheimrat W. v. Seidlitz (Deutsche Rundschau, Heft 12. 33. Jahrg. 1907).

Es ist das Frischeste und Lebendigste, auch das Persönlichste, was in neuerer Zeit über moderne Kunst geschrieben worden ist, voll Eifers für das Echte in Architektur, Denkmalkunst, Graphik, Plastik und Malerei, voll Angriffslust auch dabei, in seinem Vorgehen mit Beispielen und Gegenbeispielen von einer Anschaulichkeit ohne Gleichen. (B. National-Zeitung, No. 22. 1907).

„. . . Nach so vielen Dithyramben und Pamphleten ist es wahrhaft erfrischend, ein Buch über die moderne Kunst zu lesen, das wesentlich vom Standpunkte des Historikers aus geschrieben ist. Strzygowski kennt und liebt diese Kunst, er glaubt unerschütterlich an ihre Zukunft, und er bewundert aufrichtig die Energie und Selbstverleugnung, mit der sie ihren Zielen nachstrebt. Aber er hat auch einen scharfen Blick für das viele Ungesunde und Verkehrte, das überall im modernen Schaffen hervortritt. . . ." Prof. Semrau in Breslau.

„In seiner temperamentvollen, rasch und fest zupackenden Art hat Strzygowski eine Reihe von Erscheinungen herausgegriffen, an denen er charakteristische Züge der modernen Kunstbestrebungen klarlegen zu können glaubt. . . . Es geht ein frischer, stark persönlicher Zug durch das Buch, eine sympathische, begeisterungsfähige Wärme, trotzdem der Verfasser über die gegenwärtigen Kunstzustände keineswegs optimistisch denkt."
Prof. Dr. Richard Streiter (Beilage der Allgemeinen Zeitung No. 126. 1907).

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 8. 156 S. Geh. 1 M., geb. 1.25 M.

Wir sehen, wie die babylonische Kultur im Mittelpunkte orientalischer Kulturentwicklung nach allen Seiten ausstrahlte und zur Bildung einer einheitlichen Weltanschauung und Wissenschaft beigetragen hat. Astronomie, Maße und Gewichte, Zeitrechnung, Mythologie und Mythus, Kult der Götter usw. werden geschildert und die Entwicklung der bibl. Religion in ihren Beziehungen zum Kulturleben des Orients dargelegt.

David und sein Zeitalter Von Prof. Dr. B. Baentsch. 8. 176 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Der Verfasser stellt seinen Helden mitten hinein in die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge des alten Orients und legt die Bedingungen klar, die das Aufkommen des Davidschen Königtums ermöglichten. Davids Leben und Wirken aber tritt uns um so deutlicher in seiner ganzen religiösen und politischen, weit über seine Zeit hinausragenden Bedeutung entgegen.

Die Poesie des alten Testaments Von Prof. Dr. E. König. 8. 164 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Unter vergleichender Heranziehung der arabischen und babylonischen Literatur wird hier die althebräische Dichtung nach Form und Inhalt an Hand zahlreicher Proben eingehend untersucht, psychologisch und ästhetisch analysiert und nach den Gesichtspunkten der allgemeinen Poetik dargestellt.

Christus Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 8. 152 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

„Mit einer wunderbaren Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft faßt H. die Stücke zu einem abgerundeten, einheitlichen Bilde zusammen, die für die Jesusforschung bedeutsam waren und als ihr Reinertrag bezeichnet werden können."
K. Koch (C. Bl. z. Pd. Ztg. 07.)

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubensursachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner, Messias.

Volksleben im Lande der Bibel Von Prof. Dr. M. Löhr. 8. 138 S. mit zahlr. Abb. Geh. 1 M. Geb. 1.25 M.

„... Verfasser gibt auf Grund eigener Reisen und genauer Kenntnis der Literatur eine Charakteristik von Land und Leuten, schildert das häusliche Leben, die Stellung und das Leben des Weibes, das Landleben, das Geschäftsleben, das geistige Leben und schließt mit einem Gang durch Jerusalem. Wer die Eigenart und Bedeutung des heiligen Landes kennen lernen will, wird gern zu diesem empfehlenswerten, [illegible] Büchlein greifen."
(Ev. Gemeindebote. 5. Jg.)

Mohammed und die Seinen Von Professor Dr. H. Reckendorf. 8. 138 S. Geh. 1 M. In Originalleinenbd. 1.25 M.

„R. gibt uns einen klaren Einblick in die Verhältnisse, unter denen sich die Begründung des Islam vollzog, [illegible] Mohammeds wechselvolles Leben an uns vorüberziehen, zeigt uns [illegible] als Religionsstifter, Heerführer und Staatsmann und [illegible] uns [illegible] das Verständnis [illegible] merkwürdige Persönlichkeit."
[illegible] 1902. Nr. 13.

Praktische Fragen des modernen Christentums

Fünf Vorträge von Priv.-Doz. D. Förster-Frankfurt a. M. • Pfarrer Jatho-Köln • Prof. Dr. Arnold Meyer-Zürich • Privatdozent Lic. Niebergall-Heidelberg • Pfarrer Lic. Traub-Dortmund. Herausgegeben von Professor Dr. H. Geffken-Köln. 8. 142 S. Brosch. M. 1.80, in Originalleinenband M. 2.20.

Dies Buch will allen denen Anregungen und Hilfe bieten, welche eine Weltanschauung gewinnen oder sich festigen möchten, die von unbefangenem Wahrheitssinn getragen, Glauben und Wissen zu versöhnen sucht und sich daher gleichzeitig echt christlich und echt modern nennen darf. Da die Verfasser sich jeweils besonders eingehend mit der religiösen Erziehung unserer Jugend befassen, und hier aus ihrer reichen, praktischen Erfahrung heraus beherzigenswerte Ratschläge erteilen, wird dies Büchlein allen Eltern und Lehrern eine willkommene Einführung in diese zurzeit so im Vordergrunde des Interesses stehenden Fragen sein.

„Sämtliche Vorträge sind hervorragende Zeugnisse der kritisch klärenden und zugleich positiv bauenden Pionierarbeit moderner Theologen."
Bithorn. („Die christliche Welt". Nr. 28. 1907.)

„Jeder Lehrer und jeder Geistliche müßte die Vorträge lesen und immer wieder lesen. Mögen diese Heroldsrufe die Verbreitung finden, die sie verdienen."
Pfeifer, Leipz. Lehrerzeitung. 14. Jg. Nr. 43.

Aus dem Inhalt: Was halten wir von der Taufe (Traub) — Welche Bedeutung hat für uns das Abendmahl (Jatho) — Wie erziehen wir unsere Jugend zu wahrer Frömmigkeit (Arnold Meyer) — Konfirmationsnöte (Niebergall) — Was sind uns die kirchlichen Bekenntnisse (Förster).

Die bildende Kunst der Gegenwart

von Josef Strzygowski, ord. Prof. a. d. Universität Graz. 300 Seiten mit 68 Abbildungen. In Büttenumschlag. Geh. M. 4.—. In Originalleinenband M. 4.80.

Alles was uns während der letzten Jahre so lebhaft beschäftigt hat, ohne daß darüber Klarheit zu erlangen gewesen wäre: der „Fall Böcklin", der Impressionismus, der Wiener Sezessionstil und die Kunsterziehungsfrage, der Kaiser und die Kunst, Hodlers Malereien und Minnes Plastiken; dies alles wird hier in anregender Weise besprochen und von einem festen Standpunkt aus beleuchtet.
Geheimrat W. v. Seidlitz (Deutsche Rundschau, Heft 12. 33. Jahrg. 1907).

Es ist das Frischeste und Lebendigste, auch das Persönlichste, was in neuerer Zeit über moderne Kunst geschrieben worden ist, voll Eifers für das Echte in Architektur, Denkmalkunst, Graphik, Plastik und Malerei, voll Angriffslust auch dabei, in seinem Vorgehen mit Beispielen und Gegenbeispielen von einer Anschaulichkeit ohne Gleichen. (B. National-Zeitung, No. 22. 1907).

„. . . Nach so vielen Dithyramben und Pamphleten ist es wahrhaft erfrischend, ein Buch über die moderne Kunst zu lesen, das wesentlich vom Standpunkte des Historikers aus geschrieben ist. Strzygowski kennt und liebt diese Kunst, er glaubt unerschütterlich an ihre Zukunft, und er bewundert aufrichtig die Energie und Selbstverleugnung, mit der sie ihren Zielen nachstrebt. Aber er hat auch einen scharfen Blick für das viele Ungesunde und Verkehrte, das überall im modernen Schaffen hervortritt. . . ." Prof. Semrau in Breslau.

„In seiner temperamentvollen, rasch und fest zupackenden Art hat Strzygowski eine Reihe von Erscheinungen herausgegriffen, an denen er charakteristische Züge der modernen Kunstbestrebungen klarlegen zu können glaubt. . . . Es geht ein frischer, stark persönlicher Zug durch das Buch, eine sympathische, begeisterungsfähige Wärme, trotzdem der Verfasser über die gegenwärtigen Kunstzustände keineswegs optimistisch denkt."
Prof. Dr. Richard Streiter (Beilage der Allgemeinen Zeitung No. 126. 1907).

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 8. 156 S. Geh. 1 M., geb. 1.25 M.

Wir sehen, wie die babylonische Kultur im Mittelpunkte orientalischer Kulturentwicklung nach allen Seiten ausstrahlte und zur Bildung einer einheitlichen Weltanschauung und Wissenschaft beigetragen hat. Astronomie, Maße und Gewichte, Zeitrechnung, Mythologie und Mythus, Kult der Götter usw. werden geschildert und die Entwicklung der bibl. Religion in ihren Beziehungen zum Kulturleben des Orients dargelegt.

David und sein Zeitalter Von Prof. Dr. B. Baentsch. 8. 176 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Der Verfasser stellt seinen Helden mitten hinein in die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge des alten Orients und legt die Bedingungen klar, die das Aufkommen des Davidschen Königtums ermöglichten. Davids Leben und Wirken aber tritt uns um so deutlicher in seiner ganzen religiösen und politischen, weit über seine Zeit hinausragenden Bedeutung entgegen.

Die Poesie des alten Testaments Von Prof. Dr. E. König. 8. 164 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Unter vergleichender Heranziehung der arabischen und babylonischen Literatur wird hier die althebräische Dichtung nach Form und Inhalt an Hand zahlreicher Proben eingehend untersucht, psychologisch und ästhetisch analysiert und nach den Gesichtspunkten der allgemeinen Poetik dargestellt.

Christus Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 8. 152 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

„Mit einer wunderbaren Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft faßt H. die Stücke zu einem abgerundeten, einheitlichen Bilde zusammen, die für die Jesusforschung bedeutsam waren und als ihr Reinertrag bezeichnet werden können."
K. Koch. (L. Bl. z. Pd. Ztg. 07.)

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner, Messias.

Volksleben im Lande der Bibel Von Prof. Dr. M. Löhr. 8. 138 S. mit zahlr. Abb. Geh. 1 M. Geb. 1.25 M.

„. . . Verfasser gibt auf Grund eigener Reisen und genauer Kenntnis der Literatur eine Charakteristik von Land und Leuten, schildert das häusliche Leben, die Stellung und das Leben des Weibes, das Landleben, das Geschäftsleben, das geistige Leben, und schließt mit einem Gang durch Jerusalem. Wer die Eigenart und Bedeutung des heiligen Landes kennen lernen will, wird gern zu diesem empfehlenswerten, flott geschriebenen Büchlein greifen." (Ev. Gemeindebote. 5. Jg.)

Mohammed und die Seinen Von Professor Dr. H. Reckendorf. 8. 158 S. Geh. 1 M. In Originalleinenbd. 1.25 M.

„R. gibt uns einen klaren Einblick in die Verhältnisse, unter denen sich die Begründung des Islam vollzog, läßt Mohammeds schicksalsreiches Leben an uns vorüberziehen, zeigt uns sein Wirken als Religionsstifter, Heerführer und Staatsmann und erschließt uns so das Verständnis für diese psychologisch merkwürdige Persönlichkeit." (Schulbl. f. Hessen. 1907. Nr. 13.)

Die Weltanschauungen der Gegenwart

Von Prof. Dr. C. Wenzig. 8. 158 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Verfasser untersucht die Gegensätze der Erkenntnisrichtungen, weist sie als gleichberechtigte, sich ergänzende Methoden nach und gibt vom Standpunkte der modernen Auffassung eine Einführung in die philosophischen Probleme.

Aus dem Inhalt: Der Gedanke des Weltprinzips. — Die evolutionistische Theorie. — Ihre Überwindung. — Der Begriffsrealismus. — Der mathematische Realismus. — Die naturwissenschaftlichen Formen des Materialismus. — Der Psychologismus. — Ergebnisse.

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart

Von Prof. Dr. E. Meumann. 8. 154 S. Geh. 1 M., geb. 1.25 M.

Nach einer kurzen Einleitung in die Geschichte der Ästhetik entwickelt M. die verschiedenen in der Gegenwart vorherrschenden Gegensätze und Richtungen. Die Ansichten ihrer namhaftesten modernen Vertreter werden dargestellt und kritisch gewürdigt unter Ausscheidung der wertvollen und bleibenden Ansichten, die zur Lösung der schwebenden ästhetischen Fragen die Grundlage bilden.

Rousseau

Von Prof. L. Geiger. 8. 160 Seiten mit einem Porträt. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Wir verfolgen die wechselvollen Schicksale seines Lebens, überblicken im Zusammenhang sein Verhältnis zu den Frauen, zum Theater, zur Literatur, zur Musik &c. und lernen die wichtigsten seiner Werke eingehend in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung kennen, so „Die Bekenntnisse“, „Die Discours“, „Die neue Heloise“, den „Emil“, den „Gesellschaftsvertrag“ sowie seine späteren Schriften.

Beethoven

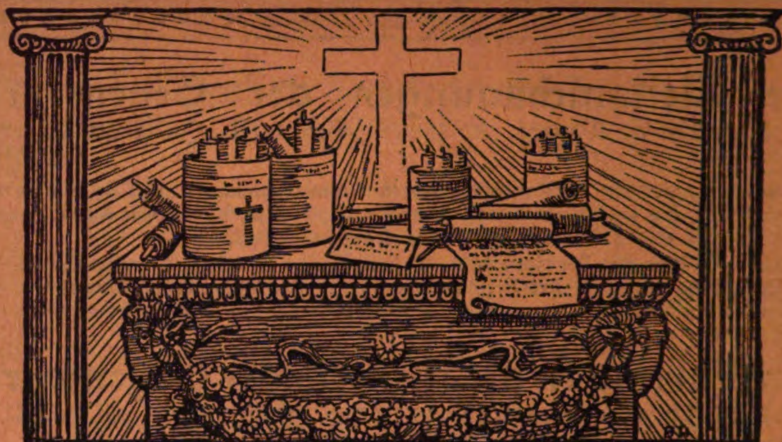
Von Prof. Dr. Herm. Freiherr von der Pfordten 8. 151 S. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stuck. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Ein Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe möchte dieses kleine Werk sein. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu ahnen. Deshalb sollte jeder zu dem Buche greifen, der von demselben Streben erfüllt ist. Er findet hier nicht nur eine Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine Einführung in seine Werke. Die Sonaten und die Kammermusik, die Symphonien, insbesondere die neunte, der Fidelio, die Missa Solemnis sowie die letzten Werke des Meisters finden eine eingehende Würdigung und Erklärung. Überall werden uns die Wege gewiesen, um in die Tiefe Beethoven'scher Musik einzudringen und den Menschen und Künstler in seinem innersten Wesen zu erfassen.

Heinrich von Kleist

Von Prof. Dr. H. Roetteken 8. 152 Seiten. Mit einem Porträt des Dichters. Geh. 1 M. Geb. 1.25 M.

Unter Verwertung der neuesten Forschungen gibt dies Buch eine kurze Biographie, besonders aber eine feinsinnige ästhetische und psychologische Analyse seiner Werke. Stets bildet Kleists Schaffen den Ausgangspunkt der Darstellung und in ihm sehen wir seine Lebensschicksale sich spiegeln. Als psychologisches Erlebnis tritt uns so seine Dichtung erst recht nahe und wir gewinnen ein anschauliches Bild des Menschen und Dichters.



Bei ....

Buchhandlung in ....

bestelle ich hiermit aus dem Verlage von

Quelle & Meyer in **Leipzig** (zur Ansicht)

.... **Unsere religiösen Erzieher**

Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern. Herausgegeben von Prof. Lic. B. Beß, unter Mitwirkung von: O. Baumgarten, A. Baur, R. Buddensieg, C. Clemen, O. Clemen, S. M. Deutsch, A. Dorner, P. Grünberg, W. Hermann, O. Kirn, Th. Kolde, J. Meinhold, A. Meyer, E. Preuschen, K. Sell, K. Wenck. Geheftet je M. 3.80

.... — In Original (Geschenk)-Band je M. 4.40.

Ferner ....

....

....

Ort und Datum: Name:

....

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

1910 | **Empfehlenswerte Festgeschenke aus dem Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.** | **1910**



Elegant gebunden . . . . . **M. 6.–**

Der neueste Roman des unermüdlichen Fabulierers führt uns in ein noch wenig bekanntes Milieu und bringt Gestalten von prachtvoller Realistik. Die Erzählung ist von hervorragender Frische und daher im besten Sinne unterhaltend



Elegant gebunden . . . . . **M. 5.–**

Der Dichter greift hier ins eigene Erleben; er schildert mit Humor und Poesie seine kunterbunte Umwelt aus der Zeit, da er selbst noch „Musikstudent" war.

:: Verlag von Georg Stilke, Berlin N.W. 7 ::

Märchenstrauß
für Kind und Haus

Mit Bildern von Prof. Paul Mohn

Quart-Format, 45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text in farbigem Original-Einband

:: Elftes bis fünfzehntes Tausend ::

Preis Mk. 5,–.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03507 8099


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03507 8099

